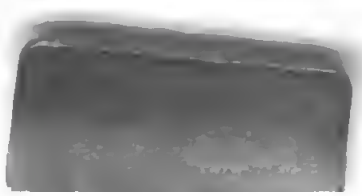
H. Un. 574

Struve



Digitized by Google

<36605859610014

<36605859610014

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte der Neu-Zeit

von

Gustav Struve.

Erstes Buch.

Vom Jahre 1517 bis 1648

Erstes Heft.

New York:
Verlag von Gustav Struve.
1856.

Expedition:

Ludwig Neu,
New York, 85 Chrystie-Street.

Gustav Struve,
Port Richmond, Staten Island, N. Y.

Harper & Co., 82 North William Street.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gustav Struve's

Weltgeschichte

in neun Büchern.

Siebentes Buch.

Einzig rechtmäßige Auflage.

New York:
Verlag von Gustav Struve.
1859.

Expedition:
S.r Zickel, Orchard Street, N. Y.

Geſchichte der Neu-Zeit

von

Guſtav Struve.

Erſtes Buch.

Vom Anbeginn der Reformation bis zum weſtphäliſchen Frieden.
(1517—1648).

New York:
Verlag von Guſtav Struve.
1856.

Expedition:

Ludwig Neu,
New York, 85 Chryſtie-Street.

Guſtav Struve,
Port Richmond, Staten Island, N. Y.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ENTERED, according to Act of Congress, in the year One Thousand Eight Hundred and Fifty-six, by GUSTAV STRUVE, in the Clerk's Office of the District Court of the United States, for the Southern District of New York.

Stereotypie und Druck von L. HAUSER & Co.,
12 *North William Street.*

Das Zeitalter der Reformation

von

Gustav Struve.

Vom Jahre 1517—1648

Digitized by Google

§ 1. Einleitung.

Die Weltmacht Rom bildete mehr als ſieben Jahrhunderte hindurch (von 264 vor bis 475 nach Chriſtus) den Mittelpunkt der geſchichtlichen Entwickelung der Völker der Erde, länger dauerte die geiſtliche Macht Roms. Während acht Jahrhunderten (475—1275) war das römiſche Papſtthum in ſtetem Wachſen begriffen, im Laufe weiterer ſechs Jahrhunderte iſt deſſen Macht noch nicht von Grund aus gebrochen worden. Der ſiebente Zeitabſchnitt der Weltgeſchichte erhält ſeine Bedeutung dadurch, daß im Laufe deſſelben der erſte, von großen Erfolgen begleitete Angriff auf die Schreckensherrſchaft der Päpſte gemacht wurde. Der Sieg der Vernunft über den Unſinn und der Freiheit über den Despotismus war allerdings nicht entſcheidend, theils weil die größere Hälfte der Chriſtenheit unter dem alten Joche verblieb, theils aber auch, weil die Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts und ihre Anhänger ſich keineswegs auf den Standpunkt der Vernunft hinanzuſchwingen vermochten. Sie näherten ſich dieſem aber doch an und brachen der päpſtlichen Herrſchaft die Spitze dadurch ab, daß ſie ganze Völker von ihr frei machten, welche den Opfern römiſcher Verfolgungswuth Zuflucht und der geſammten Menſchheit eine mächtige Anregung zum Kampfe gegen den Aberglauben und die Tyrannei gaben. Die Kriege, welche in Folge der religiöſen Bewegung auf ſtaatlichem Gebiete ausgefochten wurden, beweiſen deutlich den inneren Zuſammenhang des mittelalterlichen Staates und der mittelalterlichen Kirche. Dieſe konnte nicht umgeſtoßen werden, ohne zugleich die ganze bürgerliche Ordnung in ihren Grundfeſten zu erſchüttern.

Die Kämpfe des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts waren nicht minder blutig, als die Kriege des Mittelalters. Allein ſie zeichneten ſich vor dieſen dadurch aus, daß ſie die Folgen eines geiſtigen Streites waren, und daß mit den Schlachten der Fauſt die Fehden des Kopfes gleichen Schritt hielten. Noch hatte ſich die Idee nicht zur Beherrſcherin des Menſchengeſchlechts erhoben, allein ſie erſchien doch als Kämpferin auf dem Wahlplatze, auf dem ſie früher nicht geduldet worden war. Die wilden Leidenſchaften, welche im Mittelalter faſt ausſchließlich allen Kriegen und allen Streitigkeiten ihre Bedeutung verliehen hatten, konnten von dem Augenblick an nicht mehr allein herrſchen, da im Namen der Freiheit und auf dem Gebiete der Religion der Kampf entbrannte. Zu viele und zu mächtige beſſere Triebe wurden angeregt, als daß Herrſchſucht und Habgier, wie bisher, ausſchließlich hätten gebieten können.

Die Menſchheit ſtieg um eine Stufe höher, als ein edleres Streben ſich geltend machte, als für Wahrheit und Freiheit nicht blos in Rede und Schrift, ſondern auch auf dem blutigen Felde der Schlacht geſtritten wurde. Allerdings miſchte ſich in den Kampf der Meinungen nur zu bald die wilde Leidenſchaft. Allein es war ein Gewinn, daß neben ihr der beſſere Theil der menſchlichen Kräfte doch auch vertreten war.

Der Menſch beſitzt zweierlei Kräfte: die einen hat er mit dem Thiere gemein, die ande-

ren ſind ihm eigenthümlich, erheben ihn über die Vierfüßler und machen ſeine beſſere Natur aus. Gleich dem Pfauen hat er Beifallsliebe, gleich dem Tiger Zerſtörungstrieb. Mit dem Affen hat er das Nachahmungstalent, mit den Zugvögeln die Wanderluſt und mit den Hähnen die Kampffertigkeit gemein. Er ißt und trinkt, begattet ſich, ſorgt für die Jungen, gleich Hund und Katze. Allein kein Thier hat, wie der Menſch, Sinn für Recht und Unrecht, Mitgefühl für die Leiden aller Geſchöpfe, Hoffnungen und Beſorgniſſe, welche über dieſe Welt hinausreichen. Auf dem Gegenſatze dieſer verſchiedenen Kräfte beruht die ganze Entwickelung der Menſchheit. Die Geſchichte iſt nichts anderes, als die Schilderung des Kampfes, welchen die widerſtrebenden Kräfte nothwendig herbeiführen mußten. In despotiſchen Staaten, in welchen keine geiſtige Bewegung ſich offen und naturgemäß Bahn brechen kann, knüpft ſich die Entwickelung der Menſchheit an einzelne große Charaktere und einzelne große Revolutionen. In freien Staaten findet der Zwieſpalt der menſchlichen Natur ſeinen Ausdruck in den Parteien, welche ſich mit größerer oder geringerer Geſetzlichkeit, mehr oder weniger Wildheit gegenſeitig bekämpfen. Die Menſchheit ſtand jedoch noch niemals auf dem Höhepunkte, daß ſie ſich in zwei Lager geſpalten hätte, von welchen das eine die beſſeren und edlern Kräfte, das andere die niederen thieriſchen Triebe ausſchließlich vertreten hätte. Die Parteien, welche die Geſchichte kennt, haben ſich immer an gewiſſe Gegenſtände von unmittelbar praktiſcher Bedeutung geknüpft, welche mehr oder weniger beſchränkt waren. Die Kämpfe der Griechen und Römer drehten ſich um die Frage, welchen Antheil die Maſſe des Volkes, d. h. der freien Bürger, an der Verwaltung und folgeweiſe an den Vortheilen des Staates haben ſollte. Während des Mittelalters fanden zwar auch in einzelnen Republiken, wie in Genua, Florenz und einigen andern Kleinſtaaten Italiens, politiſche Kämpfe ſtatt, allein ſie übten keinen Einfluß auf die träge Maſſe aus, welche von denſelben nicht berührt wurde. Die großen Kämpfe zwiſchen Papſtthum und Königthum, zwiſchen Chriſtenthum und Islam, welche ſich faſt durch das ganze Mittelalter hindurchzogen, waren nicht beſeelt durch höhere Kräfte, wie wir ſie unter den Griechen und Römern der Vorzeit in Thätigkeit fanden, ſondern nur durch niedere Leidenſchaften, welche beide Theile beherrſchten. Kein Lykurg und kein Solon, kein Virginius und keine Grachen tauchten auf in dem geſammten Mittelalter. Heinrich IV., oder Gregor VII., Friedrich II., oder Innocenz III., weltlicher Despotismus oder kirchliche Schreckensherrſchaft, dieſe großen Gegenſätze, hatten nur in ſofern ihre Bedeutung, als ſie deren Vertreter ſchwächten, und dadurch edleren Beſtrebungen einen Spielraum bereiteten. Wo ſich im Laufe des Mittelalters die Wahrheit gegen die Lüge, das Recht gegen die Gewaltthat erhob, wurden faſt immer die Vorkämpfer der guten Sache durch die Macht des Unſinns und die überwiegende Gewaltherrſchaft erdrückt. Arnold von Brescia, Dulcino und Huß wurden von den Pfaffen ermordet. Wickleff entging dem ihm drohenden ähnlichen Schickſale nur durch ſeinen frühzeitigen Tod. Die Stedinger und die Albigenſer wurden ausgerottet. Die Bauern, welche in England, Frankreich, Deutſchland und Ungarn für ihre Menſchenrechte in die Schranken traten, wurden überwältigt. Selbſt die Huſſiten wurden am Ende durch Lug und Trug beſiegt. Nur die Schweizer kämpften mit Glück gegen ihre Feinde, die Habsburger. Doch die Niederlagen ſelbſt, welche da und dort die Kämpfer für Wahrheit und Recht erlitten, ſtumpften die Waffen der geiſtlichen und weltlichen Tyrannen der Erde ab. Jede Wahrheit, welche die Finſterlinge und jedes Recht, welches die Despoten bekämpften, brach ſich, wenn auch langſam, Bahn.

Trotz der Herrſchſucht und der Habgier gleißneriſcher Pfaffen, übermüthiger Könige und frecher Raubritter hatten ſich aus dem Chaos, in welches die Völker am Anfange des Mittelalters verſunken waren, Staaten entwickelt, welche, ſo viel ſie zu wünſchen übrig ließen, doch weit über den wirren Zuſtänden des fünften und ſechsten Jahrhunderts nach Chriſtus ſtanden. An die Stelle wandernder Völker und verheerter Länder waren feſt geſchloſſene Nationen mit

zahlreichen und blühenden Städten, bestimmten Gesetzen und Verfassungen getreten. Wissenschaften und Künste waren wieder erwacht, Handel, Gewerbe und Schifffahrt hatten einen großartigen Aufschwung genommen, das Streben nach Freiheit, Recht und Wahrheit, welches da und dort schon zu blutigen Kämpfen geführt, deutete auf einen höheren Grad sittlicher und geistiger Bildung.

Die Gewaltherrschaft der römischen Kaiser war gebrochen, und eine Mehrzahl von Völkern mit den verschiedenartigsten Sprachen, Sitten, Gewohnheiten und Gesetzen hatte sich aus den Trümmern des römischen Reiches erhoben. Von dem Despotismus des türkischen Sultans bis zur Volksregierung der Urner und Glarner reihten sich zahlreiche Staatsformen an einander, welche, wenn nicht hohen Freiheitsmuth und selbstbewußtes Streben, doch ein gewisses Ringen der Völker bekundete, nach selbstgewählten Formen beherrscht zu werden. Im Anfange des Mittelalters waren die meisten Länder Europa's in einer sehr ähnlichen äußeren Lage gewesen. Ueberall fiel das römische Reich in Trümmer, und neue rohe, aber frische Völker bemächtigten sich der Herrschaft Daß sich aus diesen eintönigen Verhältnissen die verschiedenartigsten Staaten entwickelten, deutet immerhin auf eine gewisse schöpferische Kraft, auf reges Streben. Der Despotismus ist monoton. Die Freiheit allein giebt den Menschen Gelegenheit, ihr inneres Leben zu entfalten. Was selbst im finsteren Mittelalter ein freiheitsliebendes Volk vermochte, bewiesen die Schweizer. Sie besiegten die mächtigsten Fürsten ihrer Zeit und bewahrten im Kampfe mit Habsburgern, Franzosen und Burgundern ihre Selbstständigkeit. Die Reinheit ihrer Sitten, die Einfachheit der Lebensweise und ihre kriegerische Tapferkeit waren die Grundlagen, auf welchen sie ihren Staat bauten und im Laufe der Jahrhunderte erweiterten und befestigten. An Wissenschaft und Kunst, an Gebiet und an Schätzen waren ihnen ihre Nachbarn im Süden, die Italiener, bei weitem überlegen. Allein diese hatten die Waffen aus den Händen gelegt, um mit ungetheilter Kraft ihren Gewerben obliegen zu können. Sie hatten den Genüssen gefröhnt, welche ihre Reichthümer ihnen boten, waren so zuerst in die Gewalt heimischer und dann auswärtiger Tyrannen gefallen, hatten ihre nationale Selbstständigkeit und Freiheit verloren und mußten folgeweise, trotz ihrer hohen Bildung, ein drückenderes Joch geistlicher und weltlicher Despoten, als die meisten gleichzeitigen Völker, tragen. Die Deutschen hatten, gleich den Italienern, ihre Nationalität nicht gewahrt, allein durch mannigfaltige Einrichtungen dem blinden Wüthen ihrer zahlreichen Herren gewisse Schranken gesetzt. Die Unmacht des Königthums und die Mehrzahl großer und kleiner Staaten und Städte, welche neben einander im Schooße des Reiches bestanden, boten der Freiheit mannigfaltige Anhaltspunkte und Schlupfwinkel. In Frankreich und Spanien hatte sich auf Kosten der Freiheit die königliche Gewalt furchtbar entwickelt. Beide Reiche gewannen durch sie an Macht den äußeren Feinden gegenüber; allein sie büßten dafür an innerer Regsamkeit und Behaglichkeit mehr ein, als sie an Schimmer gewannen. In England hatten sich, nach langen Kämpfen, die verschiedenen Parteien friedlich verständigt. Die Eroberungen früherer Zeiten, welche einen ansehnlichen Theil Frankreichs unter die Herrschaft englischer Könige gebracht hatten, waren mit alleiniger Ausnahme der Stadt Calais aufgegeben worden. Mit voller Kraft konnten die Engländer ihrer inneren Entwickelung obliegen. Umsonst hatte Margaretha versucht, die drei skandinavischen Reiche zu einem großen Ganzen zu vereinigen. Die kalmarische Union hatte keinen Bestand. Doch kräftigte sich Schweden mehr und mehr, so daß es im Laufe dieses Zeitabschnittes unter König Gustav Adolf eine der bedeutendsten Stellungen einnehmen konnte, welche jemals eine Großmacht inne hatte. Im fernen Osten befestigten die Osmanen mit dem Schwerte in der Hand auf den Trümmern des griechischen Reiches, und die Russen im Kampfe mit Tartaren, ihre Macht, ohne jedoch an den geistigen Kämpfen des Westens Theil zu nehmen.

Die Völker Europa's waren im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts auf dem Punkte

angekommen, ſich über den Drang des Alltagslebens erheben und nach den Urſachen der Erſcheinungen, in deren Mitte ſie lebten, forſchen zu können. Aller Orten zeigte ſich rege Thätigkeit, welche zu dem Stumpfſinn früherer Jahrhunderte einen ſchneidenden Gegenſatz bildete. Eine neue Welt war aus dem atlantiſchen Ocean emporgetaucht, Afrika war umſchifft und der Seeweg nach Indien gefunden worden. Die Buchdruckerkunſt vervielfältigte und erleichterte den Verkehr der Geiſter. Die Völker fühlten nicht blos den auf ihnen laſtenden Druck, ſondern begannen auch, über deſſen Urſachen nachzudenken. Schwerer als das weltliche, war das geiſtliche Joch, welches ſie trugen. Auf religiöſem Gebiete brach ſich daher die Freiheit zuerſt eine Bahn, und das von den Päpſten ſo furchtbar mißhandelte Deutſchland ward der erſte Tummelplatz des Kampfes.

Die Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts wird niemals in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt und in ihrer vollen Tiefe erkannt werden, wenn man ſich damit begnügt, die erheblichſten Ereigniſſe dieſer Zeit an einander zu reihen, ohne die Charaktere zu ſchildern, deren Handlungen die Hauptbeſtandtheile der Geſchichte bildeten, ohne die Beweggründe zu erforſchen, welche die Maſſen und deren Führer leiteten, und ohne auf mannigfaltige Zuſtände, Verhältniſſe und Stimmungen Rückſicht zu nehmen, welche da und dort einen mehr oder weniger entſcheidenden Einfluß auf den Gang der Ereigniſſe übten.

Die Geſchichte iſt nicht eine Mehrzahl an einander gereihter Thatſachen. Sie wird nur dadurch zur Wiſſenſchaft, daß ſie den ihr gebotenen Stoff bewältigt, in das Licht der Wahrheit ſtellt, ordnet und durch die ganze Fülle reiner Gefühle, deren das Menſchenherz fähig iſt, belebt. Es iſt die Aufgabe des Geſchichtsſchreibers nicht blos, Thatſachen der Vergangenheit mitzutheilen. Sein Beruf iſt ein weit höherer. Er ſoll die Menſchheit auf einen Standpunkt heben, welcher das Alltagsleben hoch überragt. Er ſoll Abſcheu vor dem Laſter, Haß gegen den Despotismus, Liebe zur Tugend und begeiſtertes Streben nach Freiheit anregen. Indem der Geſchichtsſchreiber die Fortſchritte der Menſchheit ſchildert, fordert er zugleich zu weiteren Entwickelungen auf. Dadurch allein wird ſein Wort zur That, und ſeine Stimme lebendig.

Die Menſchheit iſt ununterbrochen vorangeſchritten. Wer wollte das leugnen? Die Aufgabe des Geſchichtsſchreibers iſt es, die einzelnen Tritte, welche ſie vorwärts brachten, die Speichen der Leiter, auf welcher ſie von Lüge und Knechtſchaft zu Wahrheit und Freiheit hinanklimmte, klar und deutlich erkennbar zu machen. Das iſt nicht möglich, wenn uns die Charaktere der handelnden Perſonen Räthſel bleiben, wenn uns der Faden der Ariadne fehlt, der uns durch das Labyrinth der geſchichtlichen Thatſachen ſicher hindurch führt. Jedes Ereigniß erhält ſeine Bedeutung durch eine Reihe begleitender Umſtände und Verhältniſſe, ohne deren Entwickelung es unverſtändlich bleibt, und nur dasjenige Werk kann zum Herzen dringen, deſſen Styl ſeinem Inhalte entſpricht.

Manche Geſchichtsſchreiber der neuen Zeit haben ſich ihre Aufgabe ſehr leicht gemacht, indem ſie die Schilderung der bedeutendſten Charaktere der Roman-Literatur, die Darſtellung der religiöſen Beweggründe der Kirchengeſchichte zuwieſen, über die äußeren geſellſchaftlichen Verhältniſſe, unter deren beſtimmenden Einflüſſen die Menſchheit ſich emporrang, faſt ohne alle Erwähnung hinweggingen, und dem Ausdrucke der Gedanken wenig Sorgfalt widmeten. Die Thatſachen bilden nur einen der fünf Hauptbeſtandtheile eines geſchichtlichen Werkes, welches auf innern Werth Anſpruch macht. Es iſt eben ſo einſeitig und fehlerhaft, die Charaktere, die begleitenden Zuſtände, die tiefer liegenden Beweggründe und die Ausdrucksweiſe, als die Thatſachen der Geſchichte zu vernachläſſigen. Allerdings laſſen es ſich die Tyrannen und deren Knechte weit lieber gefallen, daß alle Thatſachen, als daß alle Charaktere, Beweggründe und Nebenumſtände im Lichte der Wahrheit und der Freiheit beſprochen werden, auch können ſie den trockenen Katheder-ton eher hören, als die kräftige Sprache des

fühlenden und denkenden Menschen. Allein der Schriftsteller, welcher nicht im Solde der Fürsten steht, wird durch diese Rücksicht nicht bestimmt werden, in gelehrtem Wuste die Wahrheit und in leerem Wortschwall seine Entrüstung gegen das Unrecht und seine Bewunderung für begeisterte Freiheitskämpfer zu vergraben.

Der Geschichtsschreiber, welcher bei Darstellung der Reformation die religiösen Streitpunkte sorgfältig vermeidet, sich nur über die Formen, in welchen gekämpft wurde, ausläßt, und nur die Folgen bespricht, welche der religiöse Kampf für die verschiedenen Staaten nach sich zog, umgeht die Hauptsache. Er mag, den Umständen nach, sehr schätzbares Material für ein geschichtliches Werk liefern, allein seine Arbeit ist nur die des Handlangers, nicht des Meisters.

Von allen Völkererschütterungen ist die Reformation diejenige, welche dem Schriftsteller unserer Zeit die größten Schwierigkeiten bereitet. Denn obgleich sie um drei Jahrhunderte hinter uns liegt, gehört sie in allen ihren Folgen der Gegenwart an. Zwei Mächte (Katholicismus und Protestantismus), welche bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts im Schooße der römischen Kirche neben einander ruhten, sind sich seither feindlich gegenüber getreten. Wenn wir auf allen Gebieten von Feinden nicht Unparteilichkeit erwarten können, so ist dieses am allerwenigsten der Fall auf dem Gebiete der Religion, welches gewöhnlich außer den irdischen Leidenschaften der Habgier, Herrschsucht, Wollust und Ehrgeiz auch noch einen überirdischen Fanatismus und eine über dieses Leben hinausgreifende Aufregung des Gemüthes in Thätigkeit setzt. Die katholische Kirche, wie sie im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts beschaffen war, und noch heut zu Tage besteht, umfaßt nicht blos Glaubenssätze, Ceremonien und Kirchenzucht, sondern auch die Herrschaft über Länder und Völker, den Besitz bedeutender Einkünfte, ausgedehnter Bodenflächen und prachtvoller Paläste. Von dem Glaubensbekenntnisse ist nicht nur die religiöse, sondern auch die politische und sociale Stellung von Millionen gerade der einflußreichsten und vermögendsten Menschen abhängig. Die Zeit des blinden Glaubens war im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts vorüber gegangen. Allein der Besitz hatte seinen Werth nicht verloren, im Gegentheile bot er um so größere Reize dar, je mehr sich Künste und Gewerbe, Handel und Schifffahrt gehoben hatten und je größere Genüsse sie dem Reichen verschafften.

Die Religionsfrage wäre ohne Zweifel schnell gelöst worden, wenn Staat und Kirche Glauben und Leben nicht auf's innigste verbunden gewesen wären. Dieselben Gründe, welche der Reformation im wirklichen Leben die größten Hindernisse bereiteten, halten auch die Geschichtsschreiber ab, sie mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe zu behandeln. So lange Protestanten und Katholiken sich noch mit wildem Fanatismus gegenüber standen, trat dieser Widerstreit einer ruhigen Darstellung hemmend in den Weg. In neueren Zeiten, da die moderne Wissenschaft großen Werth auf den Schein der Unparteilichkeit legt, bemühten sich die Schriftsteller zugleich die Scylla scheinbarer Parteilichkeit und die Charybdis scheinbarer Intoleranz zu vermeiden. Es ist in der That komisch, zu beobachten, wie selbst die ausgezeichnetsten Geschichtsschreiber zwischen diesen beiden Gefahren hin und her schwanken. Der eine hilft sich dadurch, daß er die Schatten- und Licht-Seiten der Reformation neben einander stellt, gleich als wenn die mit jeder menschlichen Bewegung untrennbar verbundenen Verstöße und Verkehrtheiten die Folgen des endlich erwachten Freiheitsdranges selbst wären. Ein zweiter umgeht gleich einem Mathematiker, welcher mit x Größen rechnet, die dornenreiche Frage, indem er ganz unumwunden erklärt, die Religion gehe ihn nichts an, indem er Staatsgeschichte und nicht Kirchengeschichte schreibe, kann aber nicht umhin, wenige Seiten später zuzugestehen, die Kirche des Mittelalters sei eine Staatseinrichtung gewesen. Andere führten die ganze Reformation mit ihren welterschütternden Folgen auf die Persönlichkeit und die Ansichten Luthers, auf den Gegensatz seines Ordens zu anderen Mönchsorden, oder

auf die weltlichen Beſtrebungen der Fürſten zurück. Wir werden die geiſtige Bewegung, welche zwei Jahrhunderten, dem ſechszehnten und ſiebenzehnten, den größten Theil ihres Inhalts verlieh, und noch bis zu unſeren Tagen einen entſcheidenden Einfluß auf Kirche, Staat und geſellſchaftliches Leben ausübt, wohl unterſcheiden von den einzelnen Trägern derſelben und den mannigfaltigen Leidenſchaften, welche ſich mit ihr in Verbindung ſetzten. Wir werden uns nicht ſcheuen, den Proteſtanten und den Katholiken, wenn es ſein muß, die bitterſten Wahrheiten zu ſagen, und keine der ſchwierigen Fragen der Reformation künſtlich umgehen, vielmehr jeder derſelben, ohne Furcht für intolerant, oder für pfäffiſch, für gotteslästerlich oder für übergläubig verſchrieen zu werden, beſprechen. Wir werden aber wohl zu unterſcheiden wiſſen, wie zwiſchen dem Proteſtantismus und den Bekennern deſſelben, ſo zwiſchen dem Katholicismus und der zahlloſen Menge von Menſchen, welche ſich unter deſſen Fahne bewegen, bloß weil ſie durch ihre Eltern in dieſe Kirche eingeführt wurden. Voltaire, obgleich, dem äußern Bekenntniß nach, Katholik, war mehr proteſtantiſch in ſeinen Geſinnungen, als Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und tauſend andere geborene oder ernannte Vertreter des Proteſtantismus unſerer Tage.

Erſter Abſchnitt.

Die Reformation.

§. 2. Vorbemerkung.

Jede Unwahrheit zieht unausbleiblich Uebelſtände nach ſich, welche je nach ihrer Größe und Bedeutung verderblicher oder minder verderblich wirken. Beſonders ſchädlich ſind aber die Unwahrheiten des religiöſen Gebietes, weil ſie gewöhnlich mit Leidenſchaften der wildeſten Art in Verbindung ſtehen. Je weniger der Menſch, der Natur der Sache nach, von allen Dingen weiß, welche jenſeits dieſer Erde liegen, deſto ſchwerer iſt es, den frechen Betrüger, welcher überirdiſche Kenntniſſe zu beſitzen vorgiebt, zu entlarven, und deſto leichter wurde es von jeher tückiſchen Pfaffen, ſich der Gemüther der gedankenloſen Maſſen zu bemächtigen und deren künſtlich gehegten Aberglauben auszubeuten. Von allen kirchlichen Herrſchaften der Geſchichte wußte aber keine ein ſo umfaſſendes und dauerhaftes Gebäude des Unſinns und der Knechtſchaft zu errichten, als das Papſtthum. Die Herrſchaft der römiſchen Oberpfaffen war unumſchränkter, als irgend eine andere, erſtreckte ſich über den gebildetſten Theil der Erde, und hatte während der finſteren Jahrhunderte des Mittelalters ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß ſie ſelbſt heut zu Tage, nachdem alle die Fälſchungen, Gewaltthaten, Lügen und Ränke zu Tage gebracht ſind, auf welchen ſie beruht, noch immer nicht hat gänzlich beſeitigt werden können.

Die Gewalt der Päpſte, welche urſprünglich nur die Reiche jenſeits dieſer Erde zu umfaſſen vorgab, wurde von Jahrhundert zu Jahrhundert immer irdiſcher, und die Herrſchaft, welche nur Liebe athmen ſollte, wurde die verfolgungsſüchtigſte und die blutigſte aller Zeiten. Könige und Kaiſer wurden, gleich den Völkern, von den römiſchen Pfaffen in die Bande der Knechtſchaft geſchlagen, Kunſt und Wiſſenſchaft mußten ſich den Fabeln und Fälſchungen der Prieſter unterordnen, das geſellſchaftliche Leben erhielt durch die von der Kirche aufgeſtellten Glaubensſätze und die von ihr vorgeſchriebenen Ceremonien den größten Theil ſeines Inhalts, und die beſoldeten und unbeſoldeten Diener des Papſtes wachten mit unermüdlicher Anſtrengung darüber, daß kein Ring der den Völkern angelegten ſchweren Kette durchfeilt oder gebrochen würde.

Die herrſchſüchtigen Fürſten nahmen das Joch der Pfaffen auf ſich, weil dieſe ihnen halfen, ihre Völker in ſtumpfſinniger Unterwerfung zu erhalten. Die Könige erkannten gern die Päpſte als Stellvertreter Gottes auf Erden an, inſofern dieſe zum Danke dafür das Volk lehrten, alle Obrigkeit ſei von Gott und die Könige ſeien daher ihren Völkern keine Rechenſchaft ſchuldig. Der Adel und die Geiſtlichkeit, welche an den Erpreſſungen der Könige und Päpſte Theil nahmen, ließen ſich den Aberglauben, welcher ihnen gute Beute gab, gern gefallen. Die Arbeiter dagegen, welche im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod erwarben, erhielten für die Dienſte, welche ſie ihren Bedrückern leiſten, und die Abgaben, welche ſie ihnen zahlen

mußten, nur leere Ceremonien, abgeſchmackte Glaubensſätze und ein ſchweres Joch, und konnten daher mit dem Tauſche nicht zufrieden ſein. Allein der Arbeiter galt im Mittelalter nur wenig. Um ſo höher ſtand in der öffentlichen Meinung der faullenzende Mönch, der übermüthige Ritter und der hochgebietende König.

Von dem innern Zuſammenhange der Herrſchaft der Pfaffen, der Könige und der Ritter und ihrer gemeinſchaftlichen Begründung durch den von der Geiſtlichkeit genährten Aberglauben, hatte im Mittelalter Niemand eine klare Anſchauung. Niemand ahnte, daß die Glaubensſätze der Kirche, gleich den Grundſätzen der Monarchie und des Adels nur die künſtlich erfundenen Mittel ſeien, die Völker in blinder Unterwerfung zu erhalten. Die vereinzelten Freiheitsbewegungen des Mittelalters wurden unterdrückt, weil die bevorzugten Stände ihnen mit vereinter Kraft entgegen traten. Allein wenn auch die Albigenſer, wenn die Anhänger Dulcino's und Johann's Huß niedergeworfen wurden, die geiſtige Richtung, welche ſie vertraten, gewann von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr nachhaltige Kraft. Der Glaube wurde immer weniger blind und die Achtung vor angemaßten Vorrechten nahm ab.

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters war auf allen Gebieten des menſchlichen Strebens eine erhöhte Regſamkeit eingetreten. Der Volkswitz geißelte die Laſter und Schwächen der bevorzugten Stände, zumal der Geiſtlichen und Ritter; die Wiſſenſchaft gewann durch die wieder erwachte Kenntniß des Alterthums einen feſteren Standpunkt gegenüber den Irrthümern und Verkehrtheiten des Augenblicks und ſelbſt auf dem Gebiete der Religion hatten ſich freiere Anſichten Bahn gebrochen. Die Kirche war durch die Angriffe, deren Zielpunkt ſie geweſen, nicht zur Vorſicht und Mäßigung, ſondern durch die wenigſtens ſcheinbar errungenen Siege, zu noch größerm Uebermuth getrieben worden. Die Nationalitäten gelangten zu größerer Kraft, und traten, je allgemeiner die katholiſche Kirche damals noch war, dieſer um ſo entſchiedener entgegen. Das bürgerliche Leben war ſo wenig, als Wiſſenſchaft und Kunſt, wie in früheren Zeiten unter dem vorherrſchenden Einfluß des Pfaffenthums geblieben. Es hatte ſich durch eigene Kraft gehoben und eben deßhalb auch von fremden hemmenden Einwirkungen unabhängiger gemacht.

Während die Päpſte Alexander VI., Sixtus IV. und Leo X. ihren Leidenſchaften fröhnten, entwickelte ſich aller Orten in Europa, namentlich aber in Deutſchland, ein reges geiſtiges Leben, welches zwar nicht in offenem Streit mit der Kirche ſtand, allein ſchon dadurch, daß es ſich unabhängig von ihr geſtaltete, und nach Wahrheit und Freiheit rang, dem päpſtlichen Syſteme der Lüge und der Knechtſchaft widerſtreben mußte.*

Die Zahl der Männer, welche im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts an verſchiedenen Orten für die Aufklärung des Volkes Thätigkeit entfalteten, war ungewöhnlich groß. Sebaſtian Brandt, der Verfaſſer des Narrenſchiffes, welcher bis zum Jahre 1500 an der Univerſität zu Baſel gewirkt hatte, zog in dieſem Jahre nach Straßburg. Kurz darauf kam Conrad Pellicanus nach Baſel und verbreitete dort die Kenntniß der hebräiſchen Sprache. Thomas Wittenbach, der Lehrer Zwingli's, welcher zuerſt in Deutſchland auf eine reine Bibelauslegung drang, ward 1505 Profeſſor der Theologie zu Baſel. Oswald Berus, ein Mediciner, ein eifriger Anhänger der claſſiſchen Literatur, wirkte daſelbſt ſeit 1510. Frobenius und Johann Ammorbach verbreiteten als Buchhändler und beförderten als claſſiſch gebildete Männer die neu aufkommenden Wiſſenſchaften. Im zweiten Jahrzehnt des ſechszehnten Jahrhunderts mehrte ſich noch die Zahl und die Bedeutſamkeit der in Baſel verſammelten Männer der Aufklärung. Wolfgang Fabricius Capito, Johann Oecolampadius, Paul Conſtantin Phrygio, Oswald Myconius, Glareanus und andere bildeten in Verein mit Erasmus einen höchſt einflußreichen Kreis von Gelehrten, welche alle den neuen Ideen mit mehr oder minder großer Entſchiedenheit huldigten. In dem benachbarten Freiburg lehrten

* S. Hagen. Deutſchlands literariſche und religiöſe Verhältniſſe im Reformationszeitalter.

Ulrich Zasius, Jacob Locher, Philomusus genannt, und Georg Reusch mit großem Ruhme und bildeten eine bedeutende Anzahl trefflicher Schüler. Auch in kleineren Städten lebten da und dort Männer, die sich um die Wissenschaften Verdienste erwarben und für deren Förderung Sorge trugen, so in Ensisheim Hieronymus Baldung, in Schlettstadt Crato Hofmann. Abwechselnd in Schlettstadt und in Straßburg wirkte Jakob Wimpheling. Zahlreiche gelehrte Gesellschaften gaben ihren Mitgliedern eine kräftige Anregung gemeinsamer Thätigkeit. Offenburg, Hagenau, Pforzheim hegten nützliche Kenntnisse. Heidelberg blieb auch nach Dalberg's Tode (1503) der Mittelpunkt für die rheinische, literarische Gesellschaft.

Speier, Worms und Mainz wetteiferten in der Pflege der Wissenschaften. Albert von Brandenburg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, förderte die klassischen Studien und umgab sich mit gebildeten Männern und Frauen. Zu Boppart und Coblenz lebten viele Freunde der neuen Richtung und selbst in Cöln, dem alten Sitze des Aberglaubens und scholastischer Afterweisheit sproßten einige Keime der Aufklärung. Zu Tübingen brach sich die Wissenschaft Bahn im Kampfe mit dem alten Schlendrian. Seit dem Jahre 1497 wirkte daselbst Heinrich Bebel. Der junge Melanchthon fing dort als Jüngling von achtzehn Jahren zu lehren an (1514). Augsburg war nicht bloß Handelsstadt, sondern auch ein Lieblingssitz der Wissenschaften. Conrad Peutinger, Adelmann von Adelmannsfelden, Mathäus Lang glänzten dort als Sterne erster Größe. In Baiern bildete die Universität Ingolstadt den Mittelpunkt der klassischen Bestrebungen. Jakob Locher, Urban Rhegius, Johann Agricola, Aventin und Johann Eck, waren längere Zeit die berühmtesten Lehrer dieser Hochschule. Noch im Jahre 1511 pries Eck in einer öffentlich gehaltenen Rede den fortschreitenden Geist seiner Zeit und spendete dessen Trägern: Erasmus, Wimpheling, Pirkheimer, Reuchlin, Bebel und Anderen die feurigsten Lobsprüche. Kurz darauf wurde er einer der heftigsten Gegner des Fortschrittes und eines der verwerflichsten Werkzeuge päpstlicher Schreckensherrschaft. In Oesterreich suchte zwar Kaiser Maximilian sich den Ruhm eines Förderers der Künste und Wissenschaften zu erwerben, allein vergeblich, denn ohne Freiheit kann weder Wissenschaft noch Kunst gedeihen und auf Knechtschaft ruhte von jeher die Macht der Habsburger.

Die letzten Jahrzehnte vor der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts hatten überhaupt große Aehnlichkeit mit der Zeit vor der Revolution des achtzehnten. Die Gewaltigen der Erde, welche den Zusammenhang zwischen Bildung und Freiheit nicht erkannten, wollten sich den Ruhm erwerben, Förderer der Einen zu sein, ohne daran zu denken, daß sie dadurch unwillkürlich Begünstiger der Anderen würden. In Brandenburg warf sich der Markgraf Joachim als Beschützer der klassischen Studien auf. Weit nachhaltiger, wenn auch mit geringeren Mitteln, pflegten Conrad Mutianus Rufus zu Gotha und Eobanus Hessus zu Erfurt die Wissenschaften. Um sie sammelte sich ein zahlreicher Kreis strebender Geister, welche frisch und froh sich des Lebens freuten, während sie suchten, die Ketten veralteter Vorurtheile abzustreifen. Mühsam brachen sich einige Keime der Wissenschaft in Leipzig Bahn. Um so kräftiger sproßten sie auf der Universität Wittenberg. Martin Pollich, der erste Rector und Johann Staubitz, der erste Decan der theologischen Fakultät, legten den Grund jener Hochschule, welche sich schon funfzehn Jahre nach ihrer Stiftung zum Hauptsitz der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts emporschwang. Besonders eifrig wurde in Franken, namentlich zu Würzburg und Nürnberg für menschliche Bildung gewirkt. Johann Trithemius und Willibald Pirkheimer erwarben sich in diesem Theile Deutschlands den größten Ruhm. Alle strebenden Geister fühlten sich gehoben in dem Gedanken, daß die alte Barbarei schwinde und eine neue schönere Zeit der Bildung und Freiheit heran nahe. Unter den Vertretern des Fortschrittes bestand der regste Gedankenaustausch und der freudigste Verkehr. Jeder wirkte belebend in seinem Kreise und bereitete, oft freilich unbewußt, den ernsten

Kampf vor, der ſich entwickeln mußte, ſobald die Kirche die Bedeutung und den Umfang des neu erwachten Geiſtes erkannte.

Wie alle Theile Deutſchland's, ſo lieferten auch alle Stände ihre Beiträge zu dem Heere der Fortſchrittsgeiſter. Ulrich von Hutten gehörte dem Adel, Willibald Pirkheimer dem ſtädtiſchen Patriciate, Erasmus und Luther der Geiſtlichkeit an.

Doch keiner kam dem Ulrich von Hutten an Tiefe des Gedankens, Lebendigkeit des Gefühles, Kraft des Ausdruckes und uneigennützigem Streben gleich. Sein Vater hatte ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Doch ſchon als Knabe von ſechszehn Jahren brach er die ihm geſchmiedeten Feſſeln (1504); bildete ſich auf den Hochſchulen von Erfurt, Cöln und Frankfurt a. d. Oder weiter aus, durchzog Deutſchland am Wanderſtabe von einem Ende zum andern, lernte die bedeutendſten Menſchen ſeiner Zeit perſönlich kennen und regte nach allen Seiten hin für Wiſſenſchaft, Freiheit und Vaterland an. Seine zwei Bücher von Klagen zeigen uns zugleich den hohen literariſchen Standpunkt, welchen Hutten damals ſchon einnahm und den vaterländiſchen Geiſt, der ihn beſeelte. Nachdem er in Roſtock eine Zeit lang Vorleſungen gehalten hatte, reiſte er, im Jahre 1511, nach Wittenberg und über Wien nach Italien (1512). Im Auslande wurde ſeine Liebe zum deutſchen Vaterlande noch inniger. Bei ſeiner Rückkehr hauchte er ſeinen Geiſt, welcher zugleich die Wiſſenſchaft, das Volksleben und die Religion in freieſter Richtung umfaßte, Allen denen ein, mit welchen er in Berührung trat. Reuchlin war alt geworden. Erasmus von Rotterdam ſtand auf dem Höhepunkt ſeines Ruhmes, als er nach Deutſchland kam und ſich in Baſel niederließ (1514).

Erasmus war übrigens nur ein Stubengelehrter. So ſchwer er ſelbſt das Joch der Kirche empfunden hatte, indem es ſeinem Vater die geliebte Braut, ihm beide Eltern raubte und ihn zur Ablegung des Gelübdes der Keuſchheit zwang, ſo ſcheute er es doch, mit der päpſtlichen Schreckensherrſchaft in offenen Kampf zu treten. Inniger, als Erasmus, war Willibald Pirkheimer mit dem Volksleben ſeiner Zeit verbunden. Er war nicht bloß ein Freund und Kenner der Wiſſenſchaft; als einer der geachtetſten Männer Nürnberg's wirkte er in ſeiner Vaterſtadt und auch in weiteren Kreiſen für Jugenderziehung und geiſtige Freiheit. In ſeinem Hauſe verſammelten ſich die gelehrteſten und gebildetſten Männer und Frauen ſeiner Zeit. Albrecht Dürer war ſein vertrauteſter Freund. Mit Rath und That unterſtützte und förderte er wiſſenſchaftliche Bildung. Allein auch Pirkheimer, wie Erasmus von Rotterdam, hatte durchaus keine Neigung zum Märtyrerthum. Durch ſeine Schweſtern, welche Beide Vorſteherinnen von Klöſtern waren, durch das bedeutende Vermögen, welches er beſaß und mannigfaltige geſchäftliche Verbindungen war er mit dem herrſchenden Syſteme zu innig verknüpft, als daß er ein gefährlicher Gegner deſſelben hätte werden können. Wer auf dieſer Erde tief eingreifend wirken will, darf ſich nicht damit begnügen, ſeine Anſichten, wenn ſie auch noch ſo weit gehend und richtig ſein ſollten, auszuſprechen, er muß die entgegenſtehenden angreifen und einen Kampf mit deren Trägern beginnen. Was Klarheit der Meinungen und Tiefe der Begründung betrifft, ſtand Erasmus von Rotterdam hoch über Martin Luther. Trefflich wies er in ſeinem „Handbuche des chriſtlichen Streites" nach, daß die wahre Religioſität nicht in der Beobachtung äußerer Gebräuche, nicht in dem Thun oder Laſſen einzelner Handlungen, ſondern in der ganzen Geſinnung des Menſchen, in ſeiner ganzen Lebensweiſe zu ſuchen ſei. Sehr richtig führte Erasmus aus, daß zum Verſtändniß der Bibel die Kenntniß der alten heidniſchen Schriftſteller unumgänglich nothwendig ſei. Deutlich giebt er zu erkennen, daß die Vernunft über der Bibel ſtehe und dieſe daher ſo auszulegen ſei, daß ſie der Vernunft nicht widerſtrebe. Die Liebe nennt Erasmus das Hauptgeſetz der chriſtlichen Lehre, und dringt darauf, Gott nur im Geiſte und in der Wahrheit anzubeten. Seine religiöſe Grundanſicht ſpricht er am bündigſten in folgenden Worten aus:

„Du hältſt eine angezündete Wachskerze für ein Opfer, aber es iſt kein rechtes. Dein Körper hüllt ſich in die Mönchskutte, aber Deine Seele iſt noch mit dem weltlichen Kleide angethan. In dem ſichtbaren Tempel beugſt Du die Knie des Körpers, das aber hilft nichts, wenn Du in dem Tempel des Herzens Gott feindlich gegenüberſtehſt. Du faſteſt und enthältſt Dich ſolcher Dinge, welche den Menſchen nicht verunreinigen, aber ſchlüpfriger Reden, welche Dein und anderer Gewiſſen beſudeln, enthältſt Du Dich nicht. Deinem Körper wird die Speiſe entzogen, und Deine Seele wälzt ſich in dem Schlamme der Schweine. Du ſchmückſt die ſteinerne Kirche und verehrſt heilige Orte; was nützt es, wenn der Tempel Deines Herzens von egyptiſchen Verwünſchungen entweiht iſt? Du feierſt äußerlich den Sabbath und innerlich iſt Alles voll von Deinen Laſtern. Mit dem Munde ſegneſt Du, aber im Herzen fluchſt Du. Körperlich biſt Du in einer engen Zelle, in Deinen Gedanken ſchweifſt Du über die ganze Welt. Du hörſt das Wort Gottes mit leiblichen Ohren; höre es lieber mit geiſtigen. Du glaubſt vielleicht, daß durch Wachskerzen, oder durch eine Summe Geldes, oder durch eine kleine Reiſe auf einmal Deine Sünden ausgetilgt werden, Du irrſt aber gänzlich. Innen iſt die Wunde empfangen, innerlich muß auch die Arznei angewendet werden. Deine Geſinnung iſt verdorben, dieſe mußt Du verbeſſern."

Noch heute iſt beherzigenswerth, was Erasmus von Rotterdam über den Heiligendienſt ſagt. Wir theilen folgende bezeichnende Stelle wörtlich mit: „Es giebt Leute, welche gewiſſe Heilige mit gewiſſen Ceremonien verehren. Der eine verehrt den Chriſtophorus an gewiſſen Tagen, aber nur ſo, daß er ſein Bildniß anſieht; und was will er damit? Er hat ſich überredet, an jenem Tage vor dem Tode dadurch geſichert zu werden. Einer betet den Rochus an. Warum? Weil er glaubt, er könne die Peſt vom Körper abhalten. Einer murmelt der Barbara oder dem Gregor gewiſſe Gebete her, daß er nicht in die Hände der Feinde falle. Dieſer faſtet für die Appollonia, daß er keine Zahnſchmerzen bekomme. Jener beſucht das Bildniß des heiligen Hiob, um vom Ausſatze geheilt zu werden. Einige geben von ihrem Gewinne einen kleinen Theil den Armen, daß die Waaren nicht im Schiffbruch zu Grunde gehen. Dem Hiero wird eine Wachskerze angezündet, damit man die verlorene Sache wieder bekomme. Kurz, auf dieſe Weiſe machen wir eben ſo viele Heilige, als es Dinge giebt, die wir fürchten oder wünſchen. Ja, ſie ſind bei verſchiedenen Nationen verſchieden, ſo daß bei den Franzoſen Paulus das gilt, was bei uns Hiero; und Jakob oder Johannes gelten hier nicht ſo viel, als dort. Dieſe Frömmigkeit iſt aber ſo wenig chriſtlich, daß ſie nicht gar weit von dem Aberglauben der Heiden entfernt iſt, die einſt dem Herkules den zehnten Theil ihrer Güter opferten, um reich, oder dem Aesculap einen Hahn, um geſund zu werden, oder dem Neptun einen Stier, um eine glückliche Seereiſe zu haben. Die Namen zwar ſind verändert, aber die Sache iſt dieſelbe."

Ueber das Faſten und den Prieſterſtand ſpricht Erasmus die treffendſten Wahrheiten aus. Von den Mönchen ſagt er: „ſie ſind voll von elenden Traditionen, ſind ganz im Judenthume aufgegangen, lehren nur zu zittern, nicht zu lieben. Das Mönchthum iſt keine Frömmigkeit, ſondern nur eine beſondere Lebensweiſe, die je nach der Conſtitution und dem Naturell eines Jeden nützlich oder ſchädlich iſt. Die Frömmigkeit beſteht weder in der Speiſe, noch in der Kleidung, noch in irgend einer Aeußerlichkeit."

Aehnliche, oft noch entſchiedenere Anſichten, wie Erasmus, lehrten Conrad Celtes, Mutianus Rufus und andere, ohne jedoch entfernt mit der Kirche in Streit gerathen zu wollen. Conrad Celtes bemerkt z. B.: Du wunderſt Dich, warum ich ſo ſelten die Kirche beſuche. Gott iſt in uns: es iſt nicht nöthig, daß ich ſein bemaltes Bild im Tempel begaffe, Du wunderſt Dich, warum ich das freie Gefild und die Wärme ſpendende Sonne ſo liebe. Hier in der Natur erſcheint mir das erhabene Bild des allmächtigen Gottes, hier ſehe ich ſeinen würdigſten Tempel. Der Wald gefällt den Muſen, feindlich iſt den Dichtern die

Stadt und die unſinnige Sippſchaft. Gehe nun und verlache mit dummen Worten meine Gottheit."

Noch feindlicher gegen den herrſchenden Glauben waren die Anſichten des Mutianus Rufus, welche dieſer Kanonikus von Gotha aber wohlweislich nur in Schreiben an ſeine vertrauteſten Freunde, nicht öffentlich, ausſprach. Unter anderem ſchrieb er: „Glaube nennen wir nicht die Ueberzeugungstreue, ſondern eine Art öffentlicher Leichtgläubigkeit, eine einträgliche Ueberredung. Dieſe gilt ſo viel bei allen Völkern, daß insgemein geglaubt wird, uns ſeien die Schlüſſel zum Himmelreich übertragen. Wer daher unſere Schlüſſel verachtet, der wird den Nagel und den Prügel fühlen. Wir haben von der Bruſt des Serapis einen Prieſtercharacter angenommen, dem Jeſus aus Galiläa ſein Anſehen geliehen hat. Mit jener Figur ſchrecken wir die Feinde, locken wir Geld herbei, weihen wir Gott, erſchüttern wir die Hölle und machen wir überhaupt wunderbare Dinge, ob göttliche oder verbrecheriſche, das thut nichts zur Sache, wenn wir nur die Gäſte des ſeeligen Jupiter's ſind."

Dieſe Auffaſſung des chriſtlichen Prieſterthums hielt aber den Mutianus Rufus nicht ab, ſeine Pfründe zu beziehen und von deren Einkünften ſich gütlich zu thun. In einem Briefe an Urbanus ſchreibt Mutianus ferner: „Janus wird Dir vom Barte Chriſti erzählen. O! was für ein Bart! Chriſtus verabſcheute die Lüge und doch lügt Niemand unverſchämter, als der chriſtliche Prieſter. Ich verehre Rock, Bart und Vorhaut nicht. Den lebendigen Gott verehre ich, der weder in Rock, noch Bart erſchienen und auch keine Vorhaut den Ländern hinterlaſſen hat. Lebe wohl! es irren die Theologen."

Ueber die chriſtliche Offenbarung ſchreibt Rufus an Spalatin, wie folgt: „Die Religion Chriſti fing nicht erſt mit ſeiner Menſchwerdung an, ſondern ſie war vor allen Jahrhunderten, wie auch Chriſti erſte Geburt. Denn was iſt der wahre Chriſtus, was der wahre Gottesſohn, als, wie Paulus ſagt, die göttliche Weisheit, die nicht nur den Juden der engen Gegend Syrien's, ſondern auch den Griechen, Italienern und Germanen zu Theil geworden iſt, obwohl ſie verſchiedene Relionsgebräuche hatten." Den Kern aller ſeiner religiöſen Anſichten ſpricht Mutianus Rufus in folgenden Stellen aus: „Neue Kleider, neue Ceremonien werden eingeführt, als wenn durch Kleider und Anzug Gott verehrt würde. Im Alkoran lieſt man: wer den ewigen Gott anbetet und tugendhaft lebt, er mag Jude, Chriſt oder Saracene ſein, erwirbt ſich die Gnade Gottes und die Seeligkeit. Alſo durch einen rechtſchaffenen Lebenswandel, nicht durch ein neues Kleid wird Gott befriedigt; denn die einzige wahre Verehrung Gottes beſteht darin, nicht ſchlecht zu ſein. Der iſt religiös, rechtſchaffen und fromm, welcher reines Herzens iſt. Alles andere iſt Rauch."

Ueber das Faſten, den Kirchengang, viele Ceremonien und Bibelſtellen ſcherzte Mutianus Rufus auf eine ſehr anmuthige Weiſe. Da er aber nichts deſto weniger alle äußerlichen Vorſchriften der Kirche befolgte, ſo trugen ſeine Anſichten nur in engeren Kreiſen Früchte und beförderten in gleichem Maße die Heuchelei und die Aufklärung. Tauſende hegten ähnliche Meinungen, wie Mutianus Rufus, welche allmählig auch in das Volk eindrangen und deſſen Glauben erſchütterten. Zahlreiche Anecdoten, Schwänke und Erzählungen gingen von Mund zu Munde, welche bewieſen, daß Zweifel und Spott an die Stelle blinder Unterwerfung unter das Pfaffenthum getreten waren.

Heinrich Bebel konnte ein ganzes Buch damit füllen. Wir entnehmen demſelben folgende Erzählung über die Dreieinigkeit: „Als ſich die Dreieinigkeit über die Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts berieth, ſagte Gott der Vater, er ſei zu alt, er könne nicht mehr auf die Erde gehen. Der heilige Geiſt bemerkte, ihn hindere ſeine Geſtalt daran, denn es käme lächerlich heraus, wenn er als eine Taube an das Kreuz geſchlagen würde. Endlich ſagte Chriſtus der Sohn, er merke wohl, daß die ganze Geſchichte auf ihn gemünzt ſei, und ſo

wolle er denn freiwillig das Kreuz nehmen.“ Eine andere Anecdote iſt folgende: „Ein Prieſter ſuchte einem Bauern die Dreieinigkeit begreiflich zu machen, indem er ſagte: ſtelle Dir vor, Du ſeiſt Gott der Vater, Dein Sohn Gott der Sohn, Deine Frau der heilige Geiſt. Glaubſt Du nun an die Dreieinigkeit? Ja, antwortete der Bauer, an die zwei erſten glaube ich, aber nicht an den heiligen Geiſt. Denn was wir zwei, ich und der Sohn erworben haben, das verbraucht Alles der heilige Geiſt, meine Frau.“

Aehnliche Erzählungen über Dreieinigkeit, die Sacramente, das Faſten, Himmel und Hölle, welche in heiterer Geſellſchaft unter lautem Gelächter erzählt zu werden pflegten, machen anſchaulich, daß der ganze alte Pfaffenglauben vollſtändig untergraben war und daß, neben der Außenſeite kirchlicher Gläubigkeit, der Zweifel, der Unglaube und ſelbſt der bitterſte Hohn tiefe Wurzeln im Volke geſchlagen hatten. Rom wurde ganz offen die Höhle aller Sünden genannt. „Alle Verbrechen und Schändlichkeiten,“ ſchreibt Mutianus Rufus, „ſind da zuſammen gefloſſen, ſo daß man von den Römern ſagen kann, was der Prophet Joel geſchrieben: „einen Knaben ſetzten ſie in's Bordell und ein Mädchen verkauften ſie, um Wein davon zu trinken.“ Viele Sprüchwörter, welche im Volke lebten, überſchütteten Rom, den Papſt und die geſammte Geiſtlichkeit mit Hohn, und bekundeten, daß ſie alleſammt in tiefe Verachtung gefallen waren. Wir führen von Hunderten die folgenden hier auf:

„Je näher Rom, je böſer der Chriſt.“

„Wer zum erſten Mal nach Rom kommt, ſieht den Schelm: wer zum zweiten Mal, lernt ihn kennen: zum dritten Mal bringt er ihn mit heraus.“

„Willſt Du Dein Haus rein erhalten, ſo hüte Dich vor Tauben und Pfaffen.“

„Manche werden im Himmel angebetet, deren Seelen in der Hölle ſchmachten.“

„Was iſt das für ein Weſen? wir können vor den Pfaffen nicht geneſen.“

Von den Kanzeln herab donnerten beliebte Volksredner gegen die Laſter und Schandthaten der Geiſtlichkeit und ſagten in prophetiſchem Tone voraus, daß die Erde durch ein großes Blutbad von den Pfaffen befreit und dann erſt glücklich und froh werden würde. Von außerordentlicher Wirkung waren namentlich die Schriften Heinrich Bebel's, des Erasmus von Rotterdam und Ulrich's von Hutten. Bebel's „Triumph der Venus“ geißelt die bodenloſe Liederlichkeit der bevorzugten Stände und namentlich der Pfaffen mit dem bitterſten Spotte. Noch derber tritt Bebel dem Pfaffenthum in ſeinen „Facetien“ entgegen. Beide Bücher fanden zahlreiche Nachahmungen. Das berühmteſte unter allen Werken dieſer Art iſt das „Lob der Narrheit“ von Erasmus. Mit ſiegreicher Kraft ſetzte er die geſunde Vernunft und die friſche Natur den ſcholaſtiſchen Grübeleien und der Afterweisheit der Pfaffen gegenüber. Er zeigte, wie jene Theologen, welche ſich den Schein der Gelehrſamkeit gaben, die größten Thoren und jene Prieſter, welche für fromm gelten wollten, die verruchteſten Heuchler und Schurken ſeien. Mit beißendem Spotte zieht er die Abgeſchmacktheit ihrer Beſtrebungen an's helle Tageslicht und giebt ſie der öffentlichen Verachtung preis.

„Was wiſſen ſie nicht,“ ſo ruft Erasmus aus, „für Geheimniſſe zu erklären! z. B. durch was für Kanäle die Seuche der Sünde in die Welt gekommen ſei, auf welche Art und Weiſe und in wie viel Zeit Chriſtus im Leib der Jungfrau zur Zeitigung gelangte? ob ſich Gott mit einem Weibe, mit dem Teufel, mit einem Eſel, Kürbis oder Kieſelſtein perſönlich hätte vereinigen können? wie der Kürbis würde gepredigt und Wunder gethan haben und wie er hätte müſſen gekreuzigt werden? Herrliche Paradoxa bringen ſie vor: z. B. es ſei eine geringere Sünde, tauſend Menſchen todt zu ſchlagen, als nur ein einziges Mal am Sonntag einem Bettler die Schuhe flicken Alles wiſſen ſie: die Hölle malen ſie ſo deutlich aus, als ob ſie ſich ſelbſt mehr, als ein Jahr dort aufgehalten. Auch neue Himmel entdecken ſie. Am meiſten lache ich darüber, daß ſie meinen, ſie ſeien nur dann rechtſchaffene Theologen, wenn ſie recht barbariſch reden, wenn ſie ſo ſtammeln und ſtottern, daß ſie Niemand

verſtehen kann, als der zu ihnen gehört. Das nennen ſie Scharfſinn, weil es der Pöbel nicht begreifen kann! Von den Mönchen ſagt Erasmus: ſie halten es für eine große Frömmigkeit, ſo wenig gelernt zu haben, daß ſie nicht einmal leſen können. Wenn ſie ihre Pſalmen, die ſie gar nicht verſtehen, mit ihren Eſelſtimmen in den Kirchen herblöken, meinen ſie die Ohren der Heiligen zu kitzeln. Ueberall bettein ſie mit unverſchämtem Gebrülle und verdrängen dadurch die anderen Bettler. Sie verlaſſen ſich ſo feſt auf ihre Ceremonien und Menſchenſatzungen, daß ſie meinen, ein Himmel ſei noch kein hinreichender Lohn für ſo große Verdienſte. Daran denken ſie nicht, daß Chriſtus nicht dieſes von ihnen fordern werde, ſondern das Gebot der Liebe. Der eine wird ſeinen dicken Wanſt aufweiſen, der mit allerlei Fiſchen angefüllt iſt; ein anderer wird ein hundert Scheffel von Pſalmen ausſchütten; ein anderer wird ſeine zehntauſend Faſttage herzählen, wieder ein anderer wird einen ſo großen Haufen von Ceremonien vorbringen, als man kaum auf ſieben Laſtſchiffen führen ſollte. Ein anderer wird eine ſo häßliche Kutte mit ſich bringen, daß dieſe auch der ärmſte Schiffsknecht nicht tragen möchte u. ſ. w. Chriſtus aber wird ihnen bei ſo vielem Rühmen in die Rede fahren und ſagen: „woher kommen dieſe neuen Juden? ein einziges Geſetz habe ich für das Meine erkannt und von dem iſt mir nichts zu Ohren gekommen. Ich habe das väterliche Erbtheil verheißen nicht den Kutten, oder Paternoſtern, oder den Hungerleidern, ſondern den Liebesdienſten.“

Auch den Biſchöfen, Cardinälen und ſogar den Päpſten ſagte Erasmus die derbſten Wahrheiten. „Kein Menſch in der Welt“, bemerkte er, „lebt ſo gut und ſo ſorgenlos. Sie glauben Chriſto Genüge geleiſtet zu haben, wenn ſie ſich mit ihrem theatraliſchen Anzuge, mit Ceremonien und Titeln (wie die Allerſeligſten, die Allerhochwürdigſten, die Allerheiligſten) mit Segnen und Verfluchen als Biſchöfe erweiſen. Aber das Volk lehren, iſt mühſam, die Schrift erklären pedantiſch, Beten langweilig, Thränen vergießen erbärmlich und weibiſch, Armuth leiden häßlich, überwunden werden ſchändlich, zumal bei dem, der kaum den größten Königen die Füße zu küſſen erlaubt, endlich ſterben iſt unangenehm, gekreuzigt werden infam.“

„Von Frömmigkeit iſt bei den Pfaffen keine Rede. Einer ſchiebt ſie dem anderen, gleichſam wie einen Ball, in die Hände. Die Fürſten überlaſſen aus Beſcheidenheit dem gemeinen Volke die Laſt der Andacht und Gottesfurcht. Das gemeine Volk ſchiebt ſie auf die ſogenannten Geiſtlichen. Die weltlichen Prieſter ſchieben die Laſt auf die regulirten, die regulirten auf die Mönche, die Mönche der laxeren Ordnung auf die der ſtrengeren Obſervanz, Alle insgeſammt aber auf die Bettelmönche; die Bettelmönche auf die Carthäuſer, bei welchen die Frömmigkeit allein begraben liegt, und zwar ſo, daß man ſie faſt niemals zu ſehen bekommt.“

Das „Lob der Narrheit“ von Erasmus wurde von dem Volke wahrhaft verſchlungen Es wurde aus der lateiniſchen Urſprache in's Deutſche und Franzöſiſche überſetzt, mit Holzſchnitten von Franz Holbein verziert und erlebte, bevor Erasmus ſtarb, nicht weniger als ſieben und zwanzig Auflagen. Das Anſehen der Kirche war ſo tief geſunken und die Ueberzeugung von ihrer Verderbtheit ſo allgemein verbreitet, daß die Pfaffen nicht wagten, dem Verfaſſer des „Lobes der Narrheit“ aus ſeinem Werke ein Verbrechen zu machen. Sie mußten ihren Grimm verſchlucken oder konnten ihn nur an untergeordneten freundloſen und unbekannten Gegnern auslaſſen. Sie verſuchten vergeblich, ſich an anderen Männern des Fortſchrittes, an Wimpheling und Reuchlin zu rächen. Die neue Richtung des Geiſtes hatte nicht blos im Volke, ſondern auch unter den bevorzugten Ständen ſo viele und ſo einflußreiche Gönner gewonnen, daß, ſo lange die Angriffe auf die Kirche ſich im Allgemeinen hielten, die Wuth der Finſterlinge immer erfolglos blieb.

Erasmus von Rotterdam kannte genau die Grenze zwiſchen einer den Pfaffen zwar

unangenehmen, allein doch nicht gefährlichen Kriegführung und überschritt sie nicht. Ulrich von Hutten dagegen trat dem heuchlerischen und lasterhaften Pfaffenthume rücksichtslos entgegen Er stand dem wirklichen Leben weit näher als Erasmus, und erwog, wenn er einen Kampf begann, nicht die Frage, ob ihm daraus Gefahren erwachsen könnten? Kühn sah er dem Feind in's Auge, im Bewußtsein, daß er die ganze Menschheit vertrete. Der Ernst seiner Sprache war eben so tief, als seine Satyre bitter. Mit gleicher Vollkommenheit schwang er die Waffe der Wissenschaft und des Witzes. Jede Halbheit war ihm zuwider und eben deshalb wurden die vielen Schöngeister seiner Zeit, welche zugleich am Tische der alten, verfallenden Zeit zechen und von dem Feuergeiste der Neuzeit nippen wollten, von ihm häufig verletzt. Den Antheil, welchen Ulrich von Hutten an dem Streite Reuchlin's gegen die Cölner Pfaffen nahm, haben wir schon im vorigen Buche *) besprochen. Er schrieb bei dieser Gelegenheit an diesen seinen Freund, welcher damals sehr besorgt war: „Du konntest mir schreiben, ich möchte die Sache der Wahrheit nicht verlassen? ich sollte sie oder Dich, ihren Vertreter, verlassen? O Capnion, Du hast einen geringen Glauben. Du kennst nicht Deinen Hutten. Ja, wenn Du heute zurückträtest, so würde ich, so viel in meinen Kräften steht, jenen Kampf wieder erneuern und, glaube mir, ich hätte keine saumseligen Kampfgenossen."

So schrieb Hutten, als sein Freund Reuchlin in Gefahr war und seinen Worten folgte die That auf dem Fuße nach. Seiner regen Thätigkeit und niederschmetternden Kraft war zum größten Theil der Sieg beizumessen, welchen Reuchlin und mit ihm die Sache der Freiheit und der Wahrheit im Kampfe gegen die Cölner Finsterlinge errang. Als er aber später von allen Seiten angegriffen wurde, zogen sich seine früheren Kampfgenossen von ihm zurück, da sie nicht wagten, sich mit ihm in das Getümmel der Schlacht zu stürzen.

Den ersten gefahrvollen Angriff auf Rom machte Ulrich von Hutten im Juni 1517, indem er die bei ihrem Erscheinen sofort verbotene Schrift des Laurentius Valla wider die erdichtete Schenkung Constantin's herausgab. Leo X., welcher sich den Schein eines Beförderers der Wissenschaften und Künste gab und dem Hutten dieses Buch widmete, mußte in der Vorrede noch manche bittere Wahrheiten hinnehmen, welche Hutten gegen die Päpste, die keine Päpste, sondern reißende Wölfe seien, denjenigen des Valla hinzufügte.

Um dieselbe Zeit, da Ulrich von Hutten das Papstthum von der einen, griff es Martin Luther von der anderen Seite an. Der Papst richtete seinen ganzen Groll gegen Luther und vertheidigte sich nicht gegen die ihm von Hutten beigebrachten Streiche. Luther wurde dadurch zum Vorkämpfer der neuen Richtung erhoben.

§ 3. Luther und seine Genossen (1517—1520).

Unbeachtet von den Päpsten, welche in der Verfolgung ihrer persönlichen Pläne und in der Befriedigung ihrer zügellosen Leidenschaften ihre besten Kräfte vergeudeten, entwickelte sich im Schooße aller Völker der Christenheit eine Anschauungsweise und ein Freiheitsdrang, welche mit der römischen Schreckensherrschaft durchaus unvereinbar waren. Dasselbe Deutschland, welches seit Jahrhunderten von Rom aus so furchtbar mißhandelt worden, bildete den Mittelpunkt einer Bewegung, welche die bestehenden Gewalten mit um so ernsteren Gefahren bedrohte, je gemäßigter sie auftrat und je gründlicher die von ihr gehegten Forschungen waren.

Martin Luther vereinigte in sich alle Eigenschaften eines Reformators. Er war in seiner Anschauungsweise den Massen vorausgeeilt, jedoch nicht weiter, als daß sie ihm nach-

*) Weltgeschichte, Buch VI, S. 587 f.

folgen konnten. Wer in irgend einer Beziehung die Welt verbeſſern will, muß alle ſeine Kräfte auf einen Punkt zu concentriren verſtehen. Luther, deſſen Geſichtskreis nach ſeinen natürlichen Anlagen nicht ſehr weit und durch langjährige Mönchsgewohnheiten enger geworden war, hatte keine Mühe, ſich ſelbſt zu beſchränken. Die Religion war das Gebiet, auf welches er ſich ausſchließlich warf, und auch von dieſem Felde nahm er nur einen ſehr kleinen Theil in Angriff. Der Staat und deſſen Beziehung zur Kirche war ihm eine unbekannte Größe. Mit den Religionen nicht-chriſtlicher Völker, des Alterthums ſowohl als ſeiner Zeit, war er nicht vertraut. Er vermochte daher nicht, ſich auf einen höheren Standpunkt zu ſtellen, von welchem aus er Chriſtenthum und Heidenthum hätte vergleichen können. Von der Geſchichte der Entwickelung der römiſch-katholiſchen Lehre hatte Luther ſehr mangelhafte Begriffe. Er war überhaupt kein philoſophiſcher Kopf, kein forſchender Geiſt, vielmehr ein Gefühlsmenſch, welcher an althergebrachten Satzungen eifrig feſthielt, allein durch unverſchämte Betrügereien auf's Tiefſte ergriffen, und durch ungerechte Verfolgungen zum entſchloſſenſten Kampfe getrieben werden konnte. Unſtreitig beſaßen viele ſeiner Zeitgenoſſen, namentlich Reuchlin und Melanchton, mehr Wiſſen als er, andere waren ihm auf dem Gebiete religiöſer Aufklärung weit vorangeeilt, z. B. Erasmus von Rotterdam und Zwingli. Allein keiner that es ihm an Muth und ausdauernder Beharrlichkeit zuvor. Keiner verſtand es beſſer, als Luther, ſich mehr und mehr zu beſchränken, wenn die äußeren Verhältniſſe ihm entgegen waren, ohne doch diejenigen Geſichtspunkte aufzugeben, welche er für die wichtigſten hielt. Sein Muth verließ ihn nie und führte ihn nicht irre. Seine Beharrlichkeit verwandelte ſich aber bisweilen, beſonders im Kampfe mit Zwingli und deſſen Anhängern, in eine Halsſtarrigkeit, welche die Tochter der Beſchränktheit und des Trotzes war. Billigerweiſe kann von einem Manne, der im fünfzehnten Jahrhundert geboren war und im ſechszehnten wirkte, nicht erwartet werden, daß er auf der Höhe des neunzehnten ſtehe. Nicht nach ſeinen Anſichten, ſondern nach der von ihm der Mitwelt gegebenen Anregung erhält Luther, wie jeder andere Reformator, ſeinen Werth und ſeine Bedeutung.

Martin Luther hatte ſich auf der Univerſität Wittenberg ſchon den Ruf eines aufgeklärten Theologen erworben, als der Dominicaner Johann Tetzel (1517) dahin kam, um im Auftrage des Erzbiſchofs Albert von Mainz und Magdeburg daſelbſt Ablaß zu verkaufen. Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts war ein großer Theil der gläubigen Katholiken ſchon auf dem Punkte angelangt, den Ablaß überhaupt als eine ſchmachvolle Gelderpreſſung zu betrachten. Die Unverſchämtheit, mit welcher Tetzel ſein Geſchäft betrieb, erregte um ſo größeres Aergerniß, je deutlicher aus ſeiner Verfahrungsweiſe die Habgier hervorleuchtete. Nicht blos die Laien, ſondern auch die Geiſtlichen, in deren Geſchäftskreis der Ablaßkrämer eingriff, wurden durch ihn verletzt und zum Widerſtand angeregt. Nur Luther hatte aber den Muth, dasjenige, was Tauſende gleich ihm fühlten und erkannten, öffentlich auszuſprechen und mit Nachdruck geltend zu machen.

Das, was Luther lehrte, und die Art und Weiſe, wie er lehrte, iſt allerdings nicht gleichbedeutend mit der Geſchichte der Reformation; denn, wie wir im vorigen Paragraph ausgeführt haben, waren unabhängig von Luther viele und höchſt bedeutungsvolle Elemente der Reformation in Bewegung. Allein das, was Luther lehrte und die Art und Weiſe, wie er lehrte, gab der Reformation einen practiſchen Charakter, und eben darum darf die Lehre und die Lehrart Luther's in der Geſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts nicht übergangen werden. Der Kampf, welchen Luther begann, umfaßte übrigens weit mehr, als was Schloſſer*) zugeſteht, weit mehr, als die Lehre der Bibel im Gegenſatze der Kirchenlehre. Die kirchliche Ordnung des Mittelalters, das geſammte Ceremonienweſen, die wichtigſten Beziehungen zwiſchen Kirche und Volk, Machtverhältniſſe, perſönliches Eigenthum, Stiftungs-

*) Weltgeſchichte. Eilfter Band.

und Klostergüter, die tief eingreifendsten Fragen des Lebens wurden durch die Lehren Luthers mehr oder weniger erschüttert. Luther vergaß keineswegs, wie Schlosser behauptet, daß Bibel- und Kirchenlehre mit der Zeit von einander verschieden geworden seien, vielmehr erkannte er diese Verschiedenheit sehr deutlich und bestrebte sich, die Kirchenlehre auf die Bibellehre zurückzuführen. Er stand allerdings nicht hoch genug über seiner Zeit, um das Gewebe von Lug und Trug, das die Pfaffen im Laufe eines Jahrtausends gesponnen hatten, in allen seinen Maschen klar zu erkennen. Allein er besaß doch Verstand genug, die Fabeln und Erfindungen der katholischen Kirche wenigstens zum großen Theile als ein Ergebniß pfäffischer Herrschsucht und der allgemein verbreiteten Dummheit des Volkes zu erkennen, während der protestantische Schlosser im neunzehnten Jahrhundert sie dem Verstand und der Poesie des überlieferten Glaubens beimißt.

Die Lehre vom Ablaß, wie sie Tetzel im Auftrage des Papstes Leo X. und des Kurfürsten von Mainz predigte, beruhte weder auf Verstand, noch auf Poesie. Sie war die Frucht geistlicher Habgier, welche den geknechteten Massen jeden Hohn bieten zu können vermeinte und um jeden Preis ihnen ihr Geld abpressen wollte. Leo X. brauchte unermeßliche Summen, um seinen Lieblingsneigungen fröhnen zu können. Er beschützte Künstler und Gelehrte auf Kosten der armen Völker, welche er in der Blindheit zu erhalten suchte, während er selbst mit vertrauten Freunden den Schein der Aufklärung annahm. Besonderes Aergerniß gab aber der von ihm ausgeschriebene Ablaß, weil das Gerücht ging, der Papst habe einen Theil der Ablaßgelder seiner Schwester, der Gattin des Sohnes Innocenz VIII., des Genuesers Franz Cibo, zum voraus geschenkt, und weil die Art der Erhebung der Sündengelder durch Ober- und Unterpächter auf die schamloseste Weise eingeleitet und betrieben wurde. Der Oberpächter war der Kurfürst Albrecht. Dieser besaß außer den Erzbisthümern Mainz und Magdeburg noch ein Bisthum und wußte, gleich dem Papste, nicht genug Geld zu erpressen. Der Papst und der Erzbischof verstanden sich ganz gut. Albrecht hatte Leo X. eine hohe Summe für das s. g. Pallium gezahlt und nahm den Verkauf des Ablasses gegen eine runde Summe förmlich in Pacht. Es galt nun, was er dem habgierigen Papste bezahlt hatte, doppelt und dreifach aus dem Volke wieder heraus zu drücken. Seit dem Jahre 1514 reiste der Dominicaner Tetzel in Deutschland umher, und trieb sein schmutziges Geschäft auf die unverschämteste Weise. Mit großem Gepränge und unter Glockengeläute zog Tetzel von Stadt zu Stadt. Mit Kreuz und Fahnen und der Ablaßbulle, die er sich auf einem Sammetkissen vorantragen ließ, nahm er Besitz von den Kirchen, wo ein Kreuz mit des Papstes Wappen und ein Opferkasten aufgerichtet wurde. Kaum aber war das kirchliche Schauspiel zu Ende, kaum hatten die armen Sünder ihre letzten Pfennige geopfert, so gingen die Ablaßkrämer in die Schenken und verprahten einen Theil der eingenommenen Gelder in wilden Gelagen. Das Geschäft ging so schwunghaft, daß Tetzel nicht alles selbst thun konnte. Er ernannte noch einen Untercommissair, der, wie gewöhnlich in derartigen Sachen, seinen Brodherrn in Frechheit noch zu überbieten suchte.

Während Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Ulrich von Hutten und andere beke Köpfe das deutsche Volk aufzuklären bemüht waren, erhoben die Ablaßkrämer ihren Tribut von der gläubigen Dummheit. Niemand trat den schamlosen Pfaffen entgegen. Endlich kam Tetzel in die Nähe von Wittenberg nach Jüterbogk. Er sprach, um für seine Waare Käufer zu finden, den sittlichen Gefühlen den frechsten Hohn. Jedem Verbrecher, selbst demjenigen, welcher die Mutter Gottes geschändet, versprach Tetzel Verzeihung. Er rühmte sich, durch seine Ablaßzettel mehr Seelen aus der Hölle befreit zu haben, als St. Peter zum Christenthum bekehrt habe. Luther fing damit an, zu predigen, „man könnte wohl Besseres thun, das gewisser wäre, denn Ablaß lösen." Als Tetzel davon Kenntniß erhielt, spie er, in wahrer Pfaffenweise, Gift und Galle gegen Luther und ver-

dammte ihn als Erzketzer. Da die Dominicaner in der ganzen Chriſtenheit Ketzerrichter waren und Jahr ein Jahr aus Tauſende als Ketzer verurtheilten, war es keine ungefährliche Sache, einen derſelben, der vollends gar die Geſchäfte des Papſtes und des oberſten Kirchenfürſten von Deutſchland führte, zu reizen. Doch Luther war nicht der Mann, welcher leicht eingeſchüchtert werden konnte. Weit entfernt, durch die Schmähungen Tetzel's zum Nachgeben oder Stillſchweigen beſtimmt zu werden, trat er dem Ablaßkrämer nur um ſo kecker entgegen. Am 30. September 1517 ſchlug er an der Schloßkirche zu Wittenberg ſeine berühmten fünf und neunzig Sätze wider den Ablaß an.

„Da ich die Sache", ſo erzählt uns Luther ſelbſt, „wider den Ablaß anfing, war ich ſo voll und trunken, ja ſo erſoffen in des Papſtes Lehre, daß ich für großen Eifer bereit wäre geweſen, wenn's in meiner Macht geſtanden, zu ermorden, oder hätte ja zum wenigſten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß ermordet worden wären Alle die, ſo dem Papſte in der geringſten Sylbe nicht hätten wollen gehorſam ſein."

Doch ſo unerträglich war der päpſtliche Deſpotismus, ſo dummfrech das Verfahren der römiſchen Schergen, daß Schritt für Schritt ein gläubiger Verehrer, wie Luther, in einen Feind auf Leben und Tod umgewandelt wurde. Die Lehre vom Ablaß war noch nicht in allen ihren Einzelnheiten von der Kirche durchaus feſtgeſtellt worden. Luther dachte nicht daran, in ſeinen 95 Sätzen dem Papſtthum und dem herrſchenden Lehrbegriffe entgegen zu treten. Er erkannte die Gewalt der Päpſte im allgemeinen und insbeſondere deren Recht der Sündenvergebung an, beſchränkte das letztere aber auf den Nachlaß der kirchlichen Strafen, während Tetzel behauptete, durch den Ankauf ſeiner Ablaßzettel werde nicht blos die Vergebung der irdiſchen, ſowohl kirchlichen als weltlichen, ſondern auch der ewigen und überirdiſchen Strafen bewirkt. In dieſem erſten Streite, welcher ſich noch vollſtändig innerhalb der Schranken römiſch-katholiſcher Gläubigkeit bewegte, ſtand Luther zwar nicht auf Seiten der Vernunft, denn der ganze römiſche Glauben war nichts, als Unvernunft, allein doch auf derjenigen Seite, welche der Vernunft näher war. Er bekämpfte eine Anmaßung und einen Unſinn, welcher damals noch nicht von der Kirche ausdrücklich gut geheißen, wenn auch geduldet und wiederholt ausgebeutet worden war. Alle nicht vollſtändig durch die Pfaffen verdummten Gläubigen mußten mit Luther die Behauptung, der Papſt könne die ewigen Strafen des Himmels nicht nachlaſſen, verwerfen, während Männer, wie Hutten, welche den blinden Glauben an das Papſtthum längſt abgeſtreift hatten, ihm gleichfalls beipflichteten, ohne deſſen noch immer viel zu gläubige Beweisführung gut zu heißen. Die Lüge und der Betrug müſſen untergehen, wenn die Wahrheit frei verkündet werden darf. Nur im Dunkel der Nacht konnte ſich jene große Verdummungsanſtalt, genannt römiſch-katholiſche Kirche, erhalten. Uebermüthig geworden durch den Beſitz einer Jahrhunderte alten Macht, verſtanden es die Anhänger des Papſtthums nicht, ſich zu beſchränken. Während die fünf und neunzig Sätze Luther's in ganz Europa auf's Eifrigſte beſprochen wurden, ſchimpfte Tetzel und ließ ſogar, als beſtellter Glaubensrichter, Luther's Sätze verbrennen. Die Freunde Luther's verbrannten dagegen in Wittenberg Tetzel's Gegenſätze. Die Dominicaner ergriffen Partei füe Tetzel. Luther dagegen ſchrieb: „Hier bin ich zu Wittenberg, Doctor Martinus Luther, und iſt etwa ein Ketzermeiſter, der ſich Eiſen zu freſſen und Felſen zu reißen bedünkt, dem laſſe ich wiſſen, daß er hab' ſicheres Geleit', offene Thor', frei Herberg' und Koſt darin durch gnädige Zuſage des löblichen und chriſtlichen Fürſten Herzog Friedrichen, Kurfürſt zu Sachſen."

Doch nach Wittenberg wagten ſich Luthers Gegner nicht. Um ſo frecher traten ſie an anderen Orten auf. Sylveſter Prierias, ein Dominicaner und Hofbeamter des Papſtes (magister sacri palatii), der aus ſeinem Streite mit Reuchlin übel berüchtigte Hogſtraaten und Johann Eck, Prokanzler der Univerſität Ingolſtadt und Domherr zu Eichſtädt, ſchlugen

Lärm gegen Luther. Der Streit erhielt dadurch eine erhöhte Bedeutung, um so mehr, als Prierias seine gegen Luther gerichtete Schmähschrift dem Papste widmete und Hogstraaten sowohl als Johann Eck Männer von einiger Bedeutung in Deutschland waren.

Luther wurde durch alle diese Angriffe auf der Bahn der Reform nur weiter vorwärts getrieben. Im September 1517 hielt er noch fest an der Unfehlbarkeit des Papstes. Ende April's 1518 fing er schon an, sie auf einer allgemeinen Versammlung des Augustinerordens zu Heidelberg, welcher viele einflußreiche Männer beiwohnten, zu bestreiten. Hätte Leo X. nur den frechsten Auswüchsen des Ablaßkrames ein Ziel gesetzt und beiden Theilen Stillschweigen geboten, so wäre der Ablaßstreit, gleich vielen anderen ähnlichen Meinungsverschiedenheiten, welche im Schooße der römischen Kirche häufig stattgefunden hatten, ohne Zweifel schlafen gegangen. Die Reformation wäre aber dadurch nicht im Keime unterdrückt worden, vielmehr hätte sie nur einen anderen Ausgangspunkt gefunden. Die Völker hatten im Laufe der zwei letzten Jahrhunderte große Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Strebens gemacht. Sie konnten, nach dem damaligen Stande der öffentlichen Meinung, der Wissenschaft und des Freiheitsdranges das alte Joch nicht mehr ruhig ertragen. Die Gehässigkeit, mit welcher der Papst, Tetzel und seine Anhänger dem Wittenberger Professor entgegentraten, hatte zur Folge, daß dieser zum Mittelpunkte und Vorkämpfer der unvermeidlichen Reformation erhoben wurde. Leo X., aufgestachelt durch seinen Hofbeamten Sylvester Prierias, bestellte ein geistliches Gericht zu Rom, vor welches Luther persönlich geladen wurde. Auf Andringen des Kaisers Maximilian's I. und des Kurfürsten Friedrich von Sachsen wurde jedoch der Streit in Deutschland verhandelt. Leo X. ertheilte dem Cardinale Thomas de Vio, welcher nach seinem Geburtsorte Gaeta gewöhnlich Cajetanus genannt wurde, die Weisung, die Angelegenheit Luther's abzuthun, d. h. von demselben Widerruf zu verlangen und im Weigerungsfalle ihn als Ketzer zu bestrafen. Von Cajetanus, einem Dominicaner, konnte Luther kein günstiges Gehör erwarten; dennoch erschien er auf dem Reichstage zu Augsburg, wohin er von seinem Kurfürsten entboten worden war. Als päpstlicher Nuntius glaubte Cajetanus den armen Mönch mit leichter Mühe einschüchtern zu können. Luther berichtet über die zweite, entscheidende Zusammenkunft, welche er mit Cajetan hatte, wörtlich folgendes: „Da schrie der Legat, ich sollt' ein Widerspruch thun, und machet eine lange Rede aus St. Thomas Fabeln, meinet und hielt dafür, er hätt' mich überwunden und gestillt. Ich hub auch etliche mal an, zu reden, aber er donnert' und schnurret alleweg und herrschet' allein. Endlich hub ich auch an zu schreien." Der päpstliche Abgesandte hatte nicht erwartet, von dem Wittenberger Mönche überschrieen zu werden. Zwar hatte er noch eine Zusammenkunft mit Luther, da dieser aber sich standhaft weigerte, zu widerrufen, schickte Cajetan ihn fort. Die Stimmung des Reichstages war dem Papste nicht günstig. Von Hand zu Hand ging eine von Ulrich von Hutten verfaßte Schrift, worin mit bitterem Spotte und derbem Ernste die Rede Cajetans widerlegt und lächerlich gemacht wurde. Dieser Anschauungsweise gab Hutten durch seine persönliche Anwesenheit zu Augsburg noch größeren Nachdruck. Bei dem versammelten Reichstage vermochte der päpstliche Legat nur wenig auszurichten. Doch hatte er Einfluß bei vielen einzelnen Ständen, mit deren Hülfe er Anstalt traf, den widerspenstigen Sohn der Kirche verhaften und verbrennen zu lassen. Luther ahnte nichts von der ihm drohenden Gefahr. Doch seine Freunde waren wachsamer, als er. Am 19. October, spät Abends, als die Thore der Stadt schon geschlossen waren, schafften sie ihn eiligst zur Stadt hinaus. Der augsburgische Senator Langemantel ließ ihm ein Nebenpförtchen öffnen, Staupitz verschaffte ihm ein Pferd, welches Luther ohne Beinkleider und Stiefel bestieg, und das ihn nach einem raschen Ritte von acht Meilen außerhalb des Bereiches der feindlichen Nachstellungen brachte. Nachdem Luther auf diese Weise dem ihm bestimmten Holzstoße entgangen war, blieb dem Papste nichts

übrig, als den von Luther angeregten Glaubensſtreit ſelbſt zu entſcheiden. Dieſes that er in einem Edicte vom Monat November, worin er allen ſeinen geiſtlichen Unterthanen befahl, anzuerkennen, daß er die Macht beſitze, alle Strafen der Sünde und der Uebertretung jeder Art nachzulaſſen. Leo X. trat hiermit in die Fußſtapfen Tetzel's und nahm förmlich für ſich und das geſammte Papſtthum das Recht des Ablaſſes in dem weiteſten Umfange des Wortes in Anſpruch.

Bis zu dieſer Stunde hatte Luther die Oberherrlichkeit des Papſtes nicht geradezu angegriffen. Er hatte zu Augsburg von dem übel unterrichteten an den beſſer unterrichteten Papſt Berufung eingelegt. Am 28. November appellirte er vom Papſte an eine allgemeine Kirchenverſammlung. Auch dieſer Schritt ſchloß keine Losſagung von Rom in ſich. Vor Luther hatten Viele ein Gleiches gethan. Allein der bis zu dieſer Stunde noch kleine Spalt zwiſchen der alten und der neuen Zeitrichtung wurde immer weiter. Die öffentliche Meinung hatte an dem Kampfe einen lebendigeren Antheil genommen, als an allen früheren Streitigkeiten ähnlicher Art. Vergeblich ſuchte Karl von Miltitz, als päpſtlicher Abgeſandter, den Glaubensſtreit zu erſticken. Er machte dem Ablaßkrämer Tetzel die bitterſten Vorwürfe, und da dieſer kurz darauf ſtarb, wurde deſſen Tod allgemein dem Grame über die ihm zu Theil gewordene ernſte Rüge zugeſchrieben. Luther zeigte ſich dem ſchlauen und milden Miltitz gegenüber ſehr nachgiebig. Doch er hatte aufgehört, Alleinbeſitzer der Controverſe zu ſein. Seine Meinungsgenoſſen, ſo wenig als ſeine Gegner, wollten nicht ſchweigen, ſondern den begonnenen Kampf ſiegreich durchführen. Schon früher war auf den 25. Juni 1519 ein großer Wettkampf zwiſchen den Vertheidigern der alten und der neuen Glaubenslehre zu Leipzig anberaumt worden, welcher bis zum 15. Juli Tag für Tag fortgeſetzt wurde und in welchem, wie gewöhnlich, die Gemüther ſich nicht verſöhnten, ſondern erhitzten. Luther und Karlſtadt vertraten die Gegner, Johann Eck die Begünſtiger des Ablaſſes. Beide Theile ſchrieben ſich natürlich den Sieg zu, da der ernannte Schiedsrichter, der Rector der Univerſität Leipzig, ſich weigerte, eine Entſcheidung abzugeben. Von dieſer Zeit an trat übrigens Eck mit ſo ungezügelter Verfolgungsſucht gegen Luther auf, daß der Schluß ſehr nahe liegt, er habe zu Leipzig die Ueberzeugung gewonnen, die neue Lehre laſſe ſich nicht mehr durch Worte, ſondern nur durch Feuer und Schwert unterdrücken. Er drang, wiewohl vergeblich, beim Kurfürſten von Sachſen darauf, Luther's Bücher verbrennen zu laſſen, reiſte 1520 nach Rom, und erwirkte dort jene berühmte Bannbulle, durch welche der Bruch zwiſchen Rom und Wittenberg, der alten und der neuen Zeit, unheilbar gemacht wurde. Die päpſtliche Partei ſchlug ihre eigene Macht viel zu hoch und die ihrer Gegner zu niedrig an, wenn ſie vermeinte, durch einen jener Bannſtrahlen, welche im Laufe der Jahrhunderte ihre Schrecken verloren hatten, der ganzen Richtung der neuen Zeit ein Ziel ſetzen zu können.

§ 4. Die geiſtige Bewegung.

Das Streben der Völker nach Wahrheit und Freiheit hatte im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, trotz Bannbullen und Ketzergerichten, eine ſolche Stärke gewonnen, daß es ſich nicht mehr bewältigen ließ. Es trat zwar am mächtigſten im Gebiete der Religion hervor, theils weil da der Druck am ſchwerſten, theils weil die Religion der ſtärkſte Hebel während des ganzen Mittelalters war. Allein daſſelbe Streben zeigte ſich auch in der Wiſſenſchaft, im Volksleben, in der Kunſt und ſelbſt in den niederen Gewerben. Es hatte ſich allmählig eine öffentliche Meinung gebildet, welche an verſchiedenen Orten zwar mit verſchiedener Kraft wirkte, überall aber, ſelbſt in Italien und Spanien, den von den Pfaffen am ſchrankenloſeſten beherrſchten Ländern, zahlreiche Vertreter hatte. Wenn wir den Streit Luther's gegen Tetzel, Johann Eck, gegen Cajetan und Leo X. nicht in Verbin-

dung bringen mit dem geiſtigen Kampfe, welcher ſeit den Zeiten Peter Abälard's und Arnold's von Brescia die Gemüther der Chriſten bewegte, verliert er alle ſeine Bedeutung. Der Drang der edleren und kräftigeren Menſchen ging im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts aller Orten dahin, die drückenden Feſſeln zu ſprengen, in welchen die herrſchenden Gewalten die Völker gefangen hielten. Gerade ſo, wie die leeren Formen im Gebiete der Religion, ſo waren ſie auch in der Wiſſenſchaft und im geſellſchaftlichen Leben lächerlich und verächtlich geworden. Statt des geiſtlichen Scholaſticismus ſtrebte die neuere Richtung nach einer lebendigen Wiſſenſchaft, welche auf dem von den Alten gelegten Grunde weiter fortbauen ſollte. Die Kirche war unter den Päpſten zu einer Anſtalt herabgeſunken, welche die Menſchheit nöthigte, die abgeſchmackteſten Fabeln als göttliche Offenbarungen und die widerſinnigſten Ceremonien als Gottesdienſt zu betrachten. Sie ſollte von Grund aus gereinigt werden. Das päpſtliche Joch war den ſtrebenden Geiſtern unerträglich, die Zwangsjacke des chriſtlichen Glaubens zu enge und das ganze Treiben der Pfaffen verhaßt geworden. Nimmermehr hätten Luther's fünf und neunzig Sätze gegen den Ablaß eine ſo großartige Bewegung angeregt, wenn dieſelben nicht ganz im Geiſte der freieren Richtung der damaligen Zeit geweſen wären. Statt der äußerlichen Bußwerke der katholiſchen Kirche hatte Luther auf innere Reue und Beſſerung gedrungen. Wenn auch verdeckt und vorſichtig, ſo hatte er doch ſchon 1517 die Machtvollkommenheit des römiſchen Stuhles angegriffen. Je heftiger Tetzel, Prierias, Hogſtraaten, Eck und die ganze Schaar heulender Bettelmönche über Luther herfielen, je größeren Lärm die rohe Meute ſchlug, deſto mehr wurde die Aufmerkſamkeit der Völker auf dieſen Streit gezogen. Der Ablaß, zumal in der von Tetzel betriebenen Weiſe, bildete unſtreitig eine der ſchwächſten Seiten der römiſchen Kirche. Je maßloſer Luther von ſeinen wüthenden Gegnern verläumdet, beſchimpft und angegriffen, deſto mehr wurde er auf der einmal betretenen Bahn des Fortſchrittes vorangetrieben.

Während der Auguſtinermönch von Wittenberg das Papſtthum mit denjenigen Waffen bekämpfte, welche ihm die Gottesgelahrtheit bot, ſtritten Ulrich von Hutten und andere Anhänger der neuen Richtung wider die römiſche Kirche mit Gründen, welche tief aus dem Leben gegriffen waren. Auf demſelben Augsburger Reichstag, zu welchem Luther entboten worden war, um ſich dem päpſtlichen Abgeſandten Cajetan gegenüber zu rechtfertigen, hielt Ulrich von Hutten eine Rede an die verſammelten deutſchen Fürſten, in welcher er die Verworfenheit der Päpſte in den ſtärkſten Ausdrücken geißelte und ſich nicht ſcheute zu erklären: „Ich glaubte früher, es ſei die Pflicht des apoſtoliſchen Stuhles, das Wort Gottes auszuſäen, nicht die Güter der Menſchen einzuziehen; die Schaafe Chriſti zu weiden, nicht das Volk in Hunger und Armuth zu ſtürzen; Frieden zu erbitten und zu pflegen, nicht das Volk zum Kriege aufzufordern und ihn ſelber zu führen; das Evangelium zu predigen, nicht die Kriegstrompete zu blaſen; auf den Himmel zu ſchauen, nicht nach irdiſcher Herrſchaft zu jagen. Aber ich wurde eines Beſſeren belehrt."

Eine andere Rede, welche entweder von Hutten ſelbſt geſchrieben, oder doch von ihm eingegeben war, ſprach ſich in ähnlichem Sinne aus. Es heißt darin: „Was verlangt denn die Religion? Liebe Gott aus allen Kräften und dann Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt. Die Römer aber wollen uns nur ausſaugen. Von chriſtlicher Religion iſt keine Spur mehr vorhanden, nur auf den Erwerb weltlicher Güter wird geſehen; Geld wollen ſie zuſammenſcharren. Der römiſche Biſchof zieht von ſeinem Lande Einkünfte, wie kein anderer Fürſt in Europa und doch kaufen wir Pallien, doch ſchicken wir Eſel, mit Gold beladen, nach Rom, wir errichten Schaafſtälle Chriſti, verſprechen Geſchenke, tauſchen Blei um Gold ein, laſſen Negligentien, ich wollte ſagen Indulgentien, zu. O unergründliche, unermeßliche Habſucht, ärger wie die jener unerſättlichen Hunde bei'm Propheten Daniel! Wahrlich! Der Apoſtel Paulus kann nicht mit Denen ſein, die uns verſchlingen, die uns in's Geſicht

ſchlagen, uns in die Knechtſchaft führen. Denn nicht chriſtliche Liebe, ſondern reine Tyrannei bringen ſie. Außen in Schaafskleidern, innen aber ſind ſie reißende Wölfe. Ich habe einen gerechten Schmerz über die gottloſe Habſucht, welche die ganze Welt unter dem Deckmantel der Religion beſudelt. Denn wo giebt es einen Ort, der durch jene Berührung nicht beſchmutzt iſt? Welcher Staat hat nicht eine Maſſe von Schätzen durch ſie verloren? Wer hat die ſchmählichen Zeiten in Deutſchland eingeführt, wer die menſchliche Geſellſchaft beſudelt? Wer verſteht ſo vortrefflich zu täuſchen, zu betrügen, Teſtamente zu unterſchlagen, Prozeſſe hervorzurufen, endlich Himmel und Erde, Göttliches und Menſchliches zu vermiſchen? Hat ſich nicht aus der römiſchen und italieniſchen Cloake jenes Unflath in die Welt ergoſſen?" Zum Schluſſe fordert der Verfaſſer die Deutſchen auf, ſich von Rom frei zu machen. Andere Flugſchriften, welche dazumal über ganz Deutſchland verbreitet wurden, ſchilderten das Plünderungsſyſtem der römiſchen Legaten und andere Mißbräuche der römiſchen Kirche in glühenden Farben.

Beſonders ſtarke Verbreitung fand ein Zwiegeſpräch zwiſchen einem päpſtlichen Abgeſandten und einem Knaben, welches unter dem Titel „Philalethis" erſchien. Der Sohn des Bauern Henno, der ſich mit einer nahen Verwandten vergangen hatte, wollte ſie heirathen, und bedurfte dazu der päpſtlichen Abſolution. Der Legat fordert dafür vierzig Dukaten, iſt aber am Ende zufrieden mit einer Kuh, die ihm der arme Bauer verſpricht. Bei dieſer Gelegenheit verräth der Legat ſeine grenzenloſe Habgier und Unbarmherzigkeit und wird von dem Knaben mit bitterem Spotte unter Hinweiſung auf Chriſti Lehre und Beiſpiel zurecht gewieſen.

Eine andere Schrift*) kommt nach längeren Ausführungen zu dem Schluſſe: „Nicht eher wird die Kirche Chriſti Frieden haben, als bis jener Sitz des Satans zu Rom und die ganze Schaar der Schriftgelehrten und Phariſäer verjagt iſt. Rom iſt ein zweites Babylon, die Pfaffen ſchänden das Wort Gottes und geben ihre Erdichtungen, Fabeln und Dummheiten als das Geſetz Gottes und Chriſti aus."

Mehrere von dieſen Flugſchriften hatte Ulrich von Hutten verfaßt, aber nicht unter ſeinem Namen drucken laſſen, weil er ſich dazumal beim Kurfürſten Albrecht von Mainz aufhielt, und auf dieſen nicht den Schein werfen wollte, als begünſtige er eine derartige Denkweiſe. Später verheimlichte er ſeinen Namen nicht mehr. Im Februar 1519 veröffentlichte er das „erſte Fieber", welches gegen den Cardinal Cajetan und die Schlemmerei der Pfaffen und Mönche gerichtet war. Dieſe bewirkten zwar, daß die Schrift ſofort in Luzern verboten wurde. Deſſen ungeachtet fand ſie unzählige Leſer. Im Sommer deſſelben Jahres ſchrieb Hutten ein anderes Büchlein, welches den Titel: „Römiſche Dreifaltigkeit" führte. In ſtärkeren Ausdrücken war Rom's Tyrannei und Schlechtigkeit niemals angegriffen worden.

„Drei Dinge halten Rom bei ſeinem Anſehen: die Gewalt des Papſtes, Reliquien und Ablaß. Drei Dinge bringen die, welche nach Rom ziehen, mit heraus: ſchlechtes Gewiſſen, verdorbenen Magen und leeren Beutel. Drei Dinge tödtet Rom: Gut Gewiſſen, Religion und den Eid. Dreierlei verlachen die Römer: das Beiſpiel der Alten, St. Peters Papſtthum und das jüngſte Gericht. Drei Dinge ſind aus Rom verbannt: Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Frömmigkeit. Mit dreierlei handeln die Römer: mit Chriſtus, geiſtlichen Pfründen und Frauen. Drei Dinge hört man zu Rom ſehr ungern: ein allgemeines Concilium, Reformation des geiſtlichen Standes und daß die Deutſchen zu ſehen anfangen. Drei Dinge können uns von Rom retten: Abſtellung des Aberglaubens, Beſeitigung der geiſtlichen Aemter und vollſtändiger Umſturz des ganzen römiſchen Weſens."

*) Apophtegmata Vadisci et Pasquilli de corrupto statu ecclesiæ.

In dieſem Tone geht es fort. Jede Dreifaltigkeit, welche Hutten nennt, iſt eben ſo treffend als wahr. Das Schriftchen ſchließt mit den Worten:

„Rom iſt eine zuſammengelaufene Pütze aller Unreinigkeit, ein unerſchöpflicher Pfuhl aller Sünden und Uebelthaten. Sollte man, um dieſe zu zerſtören, nicht aus allen Landen, als zur Ausrottung einer gemeinſamen Verderbniß zuſammentreten? O Rom, du biſt das gemeine Schanhaus der ganzen Chriſtenheit. Die Leute meinen, was darin geſehen werde, ſei recht und billig. Du biſt die weit berüchtigtſte Scheuer der Welt, in die man fährt und zuſammenträgt, was man von Jedermann geraubt und genommen hat, in welcher ſitzt der unerſetzliche Geizwurm, der viel verſchlingt und ſtets einen großen Haufen guter Frucht verzehret, umgeben von ſeinen Mitfreſſern, die uns erſtlich unſer Blut ausgeſogen, darnach vom Fleiſch gefreſſen, bis ſie uns jetzt an das Mark kommen, zerbrechen uns die innerlichſten Gebeine und was noch übrig iſt, wollen ſie auch verzehren. Suchen hie die Deutſchen nicht Waffen hervor? Gehen ſie nicht mit Eiſen und Flammen an? Das ſind die Räuber dieſer Nation, welche berupfen und berauben ein Volk, der Welt Regierer, ſaufen aus dem Schweiß und Blut der armen Deutſchen, erfüllen ihren geizigen Hunger, erhalten ihr unrein Leben mit dem Eingeweid' unſerer Armuth. Denen geben wir Geld, die halten Pferde, Hunde, Mauleſel und (Pfui der Schande) ihre Weiber und andere mit unſeren Koſten. Die ſteuern ihrer Bosheit mit ihrem Geld, ſchaffen ſich ein gutes Leben, kleiden ſich mit Purpur, bauen Häuſer mit lauterem Marmelſtein. Denen müſſen wir liebkoſen und hofieren, dürfen ſie nicht etwan ſtechen oder zucken, ja auch nicht bewegen oder anrühren. Ei, wollen wir nicht weiſe werden und unſere Schand' erkennen, unſeren gemeinen Schaden rächen? Etwan haben wir das aus Achtung der Geiſtlichkeit und Ehre Gottes unterlaſſen, jetzo nun zwingt uns und treibt uns die Noth."

Ulrich von Hutten begnügte ſich nicht damit, das Papſtthum anzugreifen, er bemühte ſich auch, das Nationalgefühl und den Freiheitsdrang der Deutſchen von Neuem zu beleben. Außer zahlreichen Flugſchriften, die er ſelbſt verfaßte, gab er mehrere in früheren Jahrhunderten geſchriebene Abhandlungen heraus. In der Vorrede zu dem von mehreren Univerſitäten über das Schisma des vierzehnten Jahrhunderts abgegebenen Gutachten, das er drucken ließ, ſagt Hutten: „Schon iſt die Art an die Wurzel der Bäume gelegt und jeder Baum, der nicht gute Früchte trägt, wird ausgeriſſen, und der Weinberg des Herrn wird gereinigt werden. Das ſollt Ihr nicht blos hoffen, ſondern bald erwarten. Inzwiſchen habt Vertrauen, deutſche Männer und deutſche Frauen und ermuthigt Euch gegenſeitig! Ihr habt keine unerfahrenen und kraftloſen Führer zur Freiheit. Seid nur ſtark und unerſchrocken und erliegt nicht mitten im Kampfe! Denn durchgebrochen, durchgebrochen muß werden, beſonders bei ſolchen Kräften, ſolchem guten Gewiſſen, ſolcher Gelegenheit, ſolch' guter Sache, nun, da die Tyrannei auf den höchſten Gipfel geſtiegen iſt."

In vielen Spottſchriften wurden die Gegner der freien Richtung auf's ſchonungsloſeſte gegeißelt, die Scholaſtiker in ihrer ganzen Flachheit, die Pfaffen und Mönche in ihrer Trägheit und Schlemmerei dem Hohne aller Denkenden blos geſtellt. Beſonderen Beifall erwarb eine Satyre, welche unter dem Namen „der gehobelte Eck" im März 1520 erſchien. Willibald Pirkheimer war ohne Zweifel deren Verfaſſer, obgleich er ſich nicht als ſolchen zu erkennen gab, vielmehr allen Antheil an derſelben von ſich ablehnte. Doch Eck wußte wohl, daß Pirkheimer ſie geſchrieben habe und warf daher auf ihn den ganzen Groll ſeiner Seele.

Es iſt nicht ſelten der Fall, daß, wenn die Gelehrten ſich mit einander herumſtreiten, das Volk, gleich wie bei den Tournieren der Ritter, zuſieht, ohne ſich ſelbſt in den Kampf zu miſchen, oder andern Antheil daran zu nehmen, als überhaupt ein Schauſpiel einflößen kann. Der Kampf, welchen Luther und ſeine Genoſſen mit den Ablaßkrämern führten, griff aber zu tief in die Verhältniſſe des täglichen Lebens ein, als daß die Familienväter, die

Lehrherren, Männer und Frauen, welche durch denſelben auf's innigſte berührt wurden, ruhige Zuſchauer hätten bleiben können. Die vollſtändige Zerrüttung aller perſönlichen Beziehungen, womit der Ablaßkram das Familien- und Geſchäftsleben bedrohte, ſtachelte die ſonſt ſo ſtumpfen Maſſen aus ihrer Schlafſucht auf. Wo ſie nicht durch zwingende Gewalt abgehalten wurden, nahmen ſie die Lehre Luthers mit lautem Beifall auf. Zuerſt breitete ſie ſich in Sachſen aus, wo ihr der Kurfürſt Friedrich, der ſog. Weiſe, keine Hinderniſſe in den Weg legte. Selbſt im Gebiete des Herzog's Georg von Sachſen, eines verbiſſenen Gegners Luthers und der von ihm angeregten geiſtigen Bewegung, faßte dieſe immer feſtere Wurzeln. In Leipzig behielt zwar die alte Anſchauungsweiſe eine Zeitlang noch das Uebergewicht, allein der Drang nach religiöſer Reform wurde auch in dem Schooße dieſer Hochſchule von Jahr zu Jahr immer kräftiger. In Heſſen war der von Rom gehegte Aberglauben ſchon vor Luther's Zeiten angegriffen worden. Faſt gleichzeitig mit dem Auguſtiner Luther lehrte zu Marburg der Barfüßermönch Jakob Limburg, daß das Evangelium ſeit fünfhundert Jahren verfälſcht worden ſei. Tilemann Schnabel, Auguſtiner Provincial zu Alfeld, erklärte ſich ſofort für die Lehre Luther's. Er mußte deßhalb ſeine Stelle niederlegen. Die geiſtige Bewegung wurde aber in Kaſſel, in Homburg, Treyſſa, Marburg, Fritzlar, Hersfeld und anderen benachbarten Städten immer lebendiger. Auch im Voigtlande waren ſchon vor Luther's Zeiten kräftige Männer dem römiſchen Unweſen entgegen getreten, namentlich Theodor Morunger und Johann Sörgel. Nach des letzteren Tod traten Johann Holler und Martin Helfer, welche in Wittenberg die Vorträge Luther's gehört hatten, in Sörgel's Fußſtapfen. Von Nürnberg aus verbreiteten ſich die freieren Beſtrebungen der Zeit über ganz Franken und weiter in größeren Kreiſen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten mehrere Ablaßkrämer von dort mit leeren Händen abziehen müſſen, und im Jahre 1516 wurde der päpſtliche Commiſſair, Doctor Franciscus Tripontius, mit Schimpf und Schande nebſt ſeinen Ablaßzetteln aus der Stadt getrieben.

Willibald Pirkheimer war unter vielen Männern gleicher Richtung der bedeutendſte in Franken. Wir haben ihn ſchon*) kennen gelernt. In Augsburg wirkten Adelmann von Adelmannsfelden, Peutinger und Langenmantel für die Verbreitung der neuen Lehre. In Meiningen hatte, ſchon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Bernhard Bilde den Ablaß auf's kräftigſte angegriffen. Der von Luther ausgeſtreute Saamen fiel daher dort auf wohl bereiteten Boden. In Ulm hatte ſich bereits im vierzehnten Jahrhundert eine freiere religiöſe Anſchauungsweiſe geltend gemacht. Johann Münzinger, der Rector der dortigen Schule, hatte damals ſchon gelehrt, „daß die Hoſtie nicht der Leib Chriſti ſei und nicht heilig verehrt werden dürfe." Kurz vor Luther eiferte der Pfarrer Conrad Kraft gegen die Mißbräuche der Kirche. Im Jahre 1519 predigten der Franziskaner Johann Eberlin von Günzburg und Heinrich von Kettenbach im Geiſte Luthers. In Eßlingen, Hall, Weinsberg, Brackenheim, Pforzheim und anderen ſchwäbiſchen Städten bildeten begeiſterte Redner die Gemeinden in den neuen Lehren heran. Mehr Mühe hatte der Zeitgeiſt, in Baiern und Oeſterreich einzudringen. Ein reges Leben herrſchte in den Gegenden am Rheine. Beſonders thätig erwieſen ſich die Städte Straßburg, Schlettſtadt, Baſel und Zürich. Capito in Baſel und Zwingli in Zürich brachten eine ungewöhnliche Bewegung unter die Männer und Frauen ihres Wohnorts und der Umgegend.

Während die meiſten Verfechter der neuen Ideen nur in engeren Kreiſen entweder durch Schrift, oder durch Rede wirkten, reiſte Ulrich von Hutten von Ort zu Ort und fachte überall den ſchwachen Funken geiſtiger Freiheit zur lodernden Flamme an. Sein

*) Weltgeſchichte Buch VI, § 106, S. 587.

Geiſt und ſein Herz gehörten der ganzen Menſchheit, insbeſondere aber dem deutſchen Volke an. Durch ſeine Geburt war er ein Adeliger, durch ſeine Arbeiten ein Gelehrter geworden. Mehr als irgend ein anderer Zeitgenoſſe verſtand es daher Ulrich von Hutten, auf alle Stände und alle Schichten des Volkes erſchütternd und belebend einzuwirken. Durch Franz von Sickingen ſtand er mit dem Adel, durch den Erzbiſchof von Mainz und Magdeburg mit der Geiſtlichkeit Deutſchlands in mannigfaltigen Beziehungen. Mit Sickingen, den er in dem Kriege gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg (1519) kennen lernte, ſchloß er die innigſte Freundſchaft. Er gewann ihn und deſſen zahlreichen Anhang für die Sache des Fortſchritts. Sickingen brachte auf Hutten's Antrieb den Streit Reuchlin's mit den Dominicanern zu Ende, zwang dieſe mit den Waffen in der Hand, ihm die Prozeßkoſten zu erſetzen, und zu dem Verſprechen, nichts mehr gegen Reuchlin zu unternehmen Auch bot er, gleichfalls auf Hutten's Anregung, Luthern eine Zufluchtsſtätte in ſeinen Burgen an. Viele andere Ritter näherten ſich in ähnlicher Weiſe dem Wittenberger Reformator, von dem ſie ſich Belehrung ausbaten und dem ſie Muth zuſprachen.

Einen nicht minder bedeutungsvollen Einfluß, als auf Sickingen, übte Hutten auf Kurfürſten Albert von Brandenburg aus, an deſſen Hofe er ſich längere Zeit hindurch aufhielt. In dieſem Primaten von Deutſchland vereinigten ſich die widerſprechendſten Gegenſätze. Er war er ein eifriger Förderer der neuen wiſſenſchaftlichen Richtung, er hatte viele freiſinnige Männer um ſich geſchaart und ſich im Streite zwiſchen Reuchlin und den Dunkelmännern dadurch hervorgethan, daß er entſchieden auf Seite der Freiheit und der Wiſſenſchaft gegen geiſtige Knechtſchaft und Aberglauben Partei genommen. Dagegen trieb er im Bunde mit Leo X. den Ablaßhandel und war er es, der den Tetzel als Ablaßkrämer aufgeſtellt hatte Die Angriffe Luther's konnten ihn daher nur unangenehm berühren. Deſſen ungeachtet berief er im März 1520 den Wolfgang Fabricius Capito von Baſel als Prediger nach Mainz, wählte ihn ſpäter zu ſeinem Rathe und ertheilte die Predigerſtelle deſſen Freunde Hadio. Die feſteſten Säulen des Papſtthums wankten. Auch die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, an deren Höfen Hutten viele und eifrige Freunde zählte, waren der neuen Lehre gewogen. Die Biſchöfe von Augsburg, Conſtanz, Baſel und Merſeburg begünſtigten ſie. Allerdings war von dieſen vornehmen Herren nicht zu erwarten, daß ſie für die Sache der Wahrheit Opfer zu bringen und Gefahren zu beſtehen geneigt ſein würden. Allein ihre der neuen Richtung günſtige Stimmung hatte wenigſtens die gute Folge, daß ſich die Lehren Luther's ungehemmt unter den Bewohnern ihrer Sprengel ausbreiten konnten. Schon im Jahre 1519 erklärte der päpſtliche Nuntius Miltitz, daß er unter fünf Menſchen kaum drei oder zwei gefunden habe, welche noch die Partei des Papſtes hielten. Luther's Schriften fanden einen reißenden Abſatz und wurden nicht bloß in allen Theilen Deutſchlands, ſondern auch in Italien, Spanien, England, Frankreich und den Niederlanden eifrig geleſen. Beſonderes Aufſehen erregte Luther's Schrift an den Adel der deutſchen Nation, welche er im Juni und Juli 1520 ſchrieb. Er deckte darin die Ränke und Betrügereien auf, mit deren Hülfe die Päpſte ihre unumſchränkte Gewalt aufrecht erhielten, und ſetzte denſelben die Behauptung entgegen: alle Chriſten ſeien ſich gleich in der Gemeinde, der Geiſtliche habe keine andere Gewalt und Befugniß, als diejenige, welche die Gemeinde ihm verleihe, und jedes Gemeindeglied habe daher gleichmäßig das Recht, in Glaubens-Angelegenheiten zu urtheilen und ſich ſeine Anſichten ſelbſt zu bilden. Noch kräftiger ſprach ſich Luther in ſeiner Schrift von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche gegen das herrſchende Pfaffenthum aus. Sie ſchnitt auf immer jede Verſöhnung mit dem Papſtthum ab. Vergebens ſuchten die Finſterlinge dem Strome des Zeitgeiſtes einen Damm entgegen zu ſetzen. So lange die Parteien ſich noch nicht feſt geſchieden hatten, war ein gleichmäßiges Ankämpfen gegen die neuen Ideen eine Unmög-

lichkeit. Da und dort mochte wohl ein unglückliches Opfer pfäffiſcher Wuth unbarmherzig geſtraft werden, an den meiſten Orten war die neue Richtung kräftig genug, derartige Ausbrüche des Haſſes und der Rache zu verhindern. Die vereinzelten Verfolgungen, welche ſtatt fanden, fachten nur die Funken der Zwietracht zur lodernden Flamme an, ohne den ausgeſtreuten Saamen der Wahrheit und den erwachten Freiheitsdrang zu zerſtören.

Eine ganz neue Wendung erhielt die geiſtige Bewegung durch die Bannbulle, welche Eck aus Rom mit ſich nach Deutſchland brachte.

§ 5. Kirchen-Bann und Reichs-Acht. (1520—1524).

Seit die zu Conſtanz verſammelten römiſchen Pfaffen Johannes Huß und Hieronymus von Prag hatten verbrennen laſſen, war die Menſchheit vorangeſchritten und die Kirche folgeweiſe in gleichem Maße in der Achtung der Völker geſunken. Es hatte ſich eine öffentliche Meinung, eine Wiſſenſchaft und ein Volksbewußtſein gebildet, welche dem Pfaffenthume durchaus feindlich gegenüberſtanden. Allein der Form nach waren Staat und Kirche unverändert dieſelben geblieben. Der Papſt nahm für ſeine Ausſprüche dieſelbe Unfehlbarkeit, wie ein Jahrhundert früher in Anſpruch, und es ſtanden ihm zu deren Vollziehung dieſelben Mittel, wie damals zu Gebote. Die Könige und Kaiſer der Chriſtenheit nannten ſich noch immer gehorſame Söhne der Kirche und bemühten ſich eifrig, ein gutes Einverſtändniß mit dem römiſchen Stuhle aufrecht zu erhalten. Als ſich daher in Deutſchland die Nachricht verbreitete, Luther und ſeine Anhänger ſeien von dem Papſte in den Bann gethan worden, verbreitete ſich unter vielen früher ſehr gewichtigen Vertheidigern der freien Richtung ein gewaltiger Schrecken. Die Bannbulle war vom Papſte am 15. Juni 1520 unterzeichnet worden. Ein und vierzig aus Luther's Schriften gezogene Sätze wurden darin als ketzeriſch verdammt, und er ſelbſt aufgefordert, bei Strafe der Excommunication innerhalb 60 Tagen zu widerrufen. Die Bulle enthielt ausdrücklich nur den Namen Luther's; allein Johann Eck, welcher im Verein mit Hieronymus Aleander den Bann zur Vollziehung bringen ſollte, hatte die Vollmacht erhalten, ſo viele Perſonen, als er für gut finden würde, in die Bulle zu ſetzen. Er fügte noch ſechs hinzu: Andreas Karlſtadt, Profeſſor der Theologie in Wittenberg, Johann Dolz von Feidkirchen, gleichfalls Profeſſor, Johann Sylvius Egranus, Prediger in Zwickau, Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Willibald Pirkheimer und Rathſchreiber Spengler von Nürnberg. Von allen dieſen verdiente nur Karlſtadt die Ehre, mit Luther auf gleiche Stufe geſtellt zu werden. Die übrigen fünf Namen bewieſen deutlich, daß Eck die gefährlichſten Feinde des römiſchen Stuhles entweder nicht kannte, oder nicht anzugreifen wagte, ſonſt hätte er unmöglich Männer, wie Ulrich von Hutten, Zwingli und Melanchthon übergehen können. Eck hatte nur ſeine perſönlichen Feinde, welche ihn mündlich oder ſchriftlich zurecht gewieſen, in die Bannbulle eingetragen. Ulrich von Hutten war aber den Pfaffen zu ſehr verhaßt, als daß er nicht auch bedacht worden wäre. Der Erzbiſchof von Mainz wurde vom Papſte darüber zur Rede geſtellt, daß er ihn unterſtützt und geduldet habe, daß er ſolche Schriften gegen die „päpſtliche Heiligkeit" ſchreibe. Dieſes genügte, den Kurfürſten einzuſchüchtern. Albert gab Hutten auf, welcher ſich plötzlich von den meiſten ſeiner Freunde verlaſſen ſah. Die päpſtlichen Agenten erhielten den Befehl, Hutten gefangen nehmen zu laſſen und in Ketten nach Rom zu führen; ſollte dieſes nicht möglich ſein, ihn mit Gift aus dem Wege zu räumen. Hutten mußte, um ſein gefährdetes Leben zu retten, eiligſt die Niederlande, wo er ſich damals aufhielt, verlaſſen, und fand erſt auf der Ebernburg bei ſeinem treuen Sickingen eine ſichere Zufluchtsſtätte.

Nicht ohne Mühe entzog ſich Hutten den ihm gelegten Schlingen. Mittlerweile reiſten

Eck und Aleander umher, und ſuchten die Bannbulle in Vollziehung zu ſetzen. Aleander ließ die Schriften Luther's in Löwen, Leiden, Cöln, Mainz und mehreren anderen Orten verbrennen. Eck veröffentlichte die Bulle zu Meißen, Merſeburg und zu Brandenburg. Die Finſterlinge erhoben kecker, als jemals zuvor wieder ihre Häupter. Viele Anhänger der neuen Lehre ließen ſich einſchüchtern, andere erlagen der Beſtechung. Adelmann von Adelmannsfelden kroch zum Kreuze und ſchwur die neue Lehre ab; Pirkheimer und Spengler thaten das gleiche, wenn auch nicht ſo eilig und nicht ſo unbedingt. Es half ſie aber nichts. Johann Eck, ihr unverſöhnlicher Feind bewirkte, daß ſie ungeachtet der Demüthigung, der ſie ſich unterzogen hatten, im folgenden Jahre förmlich excommunicirt wurden.

Die unentſchloſſenen und wankenden Anhänger der neuen Richtung wurden durch den Schrecken, den ihnen der Bannfluch einflößte, unter das päpſtliche Joch zurück, allein die muthigen und entſchiedenen Männer der Freiheit auf der Bahn des Fortſchritts vorwärts getrieben. Die Frage war jetzt nur noch: ſchmachvolle Unterwerfung, oder vollſtändiger Bruch und Kampf auf Tod und Leben. Unter allen Männern der Freiheit erregte die Bannbulle einen Sturm der Entrüſtung. Viele, welche ſich noch nicht mit der neuen Lehre vertraut gemacht, allein ihr Rechtsgefühl noch nicht abgeſtreift hatten, wurden dadurch gegen den Papſt eingenommen, daß die Vollſtreckung der Bannbulle dem Johann Eck und dem Hieronymus Aleander aufgetragen worden war. Beide hatten ſich früher der neuen Richtung zugewandt gehabt. Der Eifer, mit welchem ſie gegen Luther auftraten, wurde allgemein eigennützigen Beweggründen zugeſchrieben. Namentlich war Eck wegen der Schlechtigkeit ſeines Characters allgemein verachtet. Nicht überall duldete das Volk die Veröffentlichung der Bannbulle und die Verbrennung der Werke Luther's. In Mainz wäre Aleander faſt in Perſon geſteinigt worden, während das Bildniß Luther's nicht verbrannt, ſondern ſtatt deſſelben dasjenige des Eck oder des Prierias untergeſchoben wurde. Als zu Löwen die Bücher Luther's verbrannt werden ſollten, ſchleppten die Studenten und andere Gegner des alten Aberglaubens die Bücher der Sophiſten und Scholaſtiker herbei, und warfen dieſe in den für Luther's Werke beſtimmten Scheiterhaufen. Auf weit entſchiedeneren Widerſtand ſtieß Eck in Bamberg; aus Leipzig und Erfurt mußte er bei Nacht und Nebel entfliehen, um nicht todt geſchlagen zu werden. Zahlreiche Schriften, welche von Hand zu Hand gingen, ſprachen die Erbitterung des Volkes über die Bannbulle in den ſchärfſten Worten aus. Eine derſelben ſchloß mit den Worten: „So laßt uns denn ihre Feſſeln zerbrechen und das Joch jener ſchamloſen Menſchen von uns werfen, die keinen Glauben und keine Treue bewahren, die uns nur in die Knechtſchaft führen wollen, uns, die wir frei ſind, aber keine Sclaven.“ Auch in dieſem entſcheidenden Zeitpunkte kämpfte Ulrich von Hutten mit der größten Entſchloſſenheit an der Spitze der deutſchen Nation. Er errichtete auf der Ebernburg eine eigene Druckerei, aus welcher er Schlag auf Schlag die anregendſten und ermuthigendſten Schriften hervorgehen ließ. Mit großem Nachdruck wies er darauf hin, wie ſchmachvoll es für die Deutſchen ſei, einem Fremden Einfluß auf ihre inneren Angelegenheiten zu geſtatten, und zumal dem Papſte, deſſen Streben nur dahin gehe, die Nation zu knechten und auszuſaugen. Mit hohem Muthe und unübertroffener Kühnheit trat er der päpſtlichen Bannbulle entgegen und machte Luther's Sache zu der ſeinigen. Luther aber ſagte ſich öffentlich von dem Papſtthum los, indem er am 10. December 1520 außerhalb der Mauern Wittenbergs die Bannbulle und die Decretalen auf welchen die päpſtliche Gewalt ruhte, feierlich verbrennen ließ. Zum erſten Male erſchien ſo die neue Zeitrichtung als Macht im Kampfe mit der alten. Zwar ließ Leo X. durch eine Bulle vom 6. Januar 1521 Luther excommuniciren, weil er die Majeſtät des römiſchen Papſtes beleidigt und deſſen Oberherrlichkeit verkannt habe; allein da Luther ſelbſt das päpſtliche Joch abgeworfen hatte, fragte es ſich nur noch, ob der römiſche Oberpfaffe ſtark

genug ſei, den Wittenberger Profeſſor und deſſen Anhang wieder zu unterwerfen, oder nicht? Die geiſtliche Gewalt des römiſchen Stuhles war gebrochen. Der päpſtliche Bannſtrahl hatte auf Luther und ſeine feſten Anhänger die Wirkung verfehlt. Nur mit Hülfe des weltlichen Armes und insbeſondere des deutſchen Kaiſers und der deutſchen Fürſten konnten die Päpſte ſiegen. Der kirchliche Streit ward zum Bürgerkriege, weil die Religion längſt aufgehört hatte, Sache des Herzens und des Glaubens zu ſein, vielmehr zu einer Waare herabgeſunken war, welche die Päpſte ſo theuer als möglich an die verdummten Maſſen der Gläubigen oder die ungläubigen Heuchler, welche es für klug hielten, ihre Laſter in den Schleier der Kirchlichkeit zu hüllen, verkauften.

Maximilian war geſtorben (1519) und ſein Enkel Karl V. war auf den Kaiſerthron erhoben worden. Viel hing davon ab, welche Stellung er in dem Streite zwiſchen Leo und Luther nahm. Seit den Zeiten der Hohenſtaufen war die Macht der deutſchen Kaiſer immer tiefer geſunken, allein weil die Päpſte hauptſächlich dazu beigetragen hatten, ſie zu brechen, bildete ſich im Volke die Anſicht, das Kaiſerthum ſei ein Bollwerk gegen das Papſtthum und jedwede andere Tyrannei. Tauſende, welche ſich zum Gedanken einer republikaniſchen Verfaſſung in Kirche und Staat nicht emporheben konnten, ſahen in der Wiederherſtellung der kaiſerlichen Gewalt das einzige Mittel, den unzähligen Bedrückungen, unter welchen die Nation ſeufzte, ein Ende zu machen. Sie erwogen nicht, daß der Titel, welchen der Herrſcher führt, von keiner weſentlichen Bedeutung iſt, und daß, wo einem einzelnen Menſchen eine große Gewalt eingeräumt wird, er dieſe zunächſt immer zur Befriedigung ſeiner perſönlichen Leidenſchaften und nur in ſehr geringem Maaße zum Beſten ſeines Landes und ſeiner Unterthanen zu verwenden pflegt. Nicht blos die Bauern, welche in verſchiedenen Theilen Deutſchlands gegen ihre Zwingherrn aufgeſtanden waren *), auch Männer von höherer Bildung und weiterem Geſichtskreiſe theilten den Wahn des Volkes. Beſonders ſuchte Ulrich von Hutten das Kaiſerthum für die Sache der Nation zu gewinnen. Er war nach den Niederlanden gereiſt, um perſönlich auf Karl V. zu wirken, und gab auch ſpäter, als er von der Ebernburg aus ſeine Schriften über Deutſchland ergoß, die Hoffnung nicht auf, den Kaiſer als Vorkämpfer der deutſchen Freiheit in den Streit mit dem Papſte zu verflechten. Doch ſeit Papſtthum und Kaiſerthum ſich in den Zeiten der Kreuzzüge gegenſeitig befehdet hatten, war die Menſchheit weit voran geſchritten. Damals fragte es ſich nur, ob ein geiſtlicher oder ein weltlicher Oberherr ſchrankenlos gebieten ſollte. Im ſechszehnten Jahrhundert traten, außer den höchſten Herrſchern, viele andere Perſonen, mit mehr oder weniger Selbſtbewußtſein, in die Schranken. Ein anſehnlicher Theil der Geiſtlichkeit, viele Fürſten, Grafen und Ritter, zahlreiche Städte und die größere Hälfte des Bauernſtandes, ſahen in der religiöſen, nationalen und geſellſchaftlichen Bewegung der Zeit die Morgenröthe einer ſchöneren Zukunft. Die einen waren durchdrungen von mächtigen religiöſen Gefühlen, andere empfanden ſchwer die Zerriſſenheit der deutſchen Nation, wieder andere endlich hofften günſtigere Zuſtände in ihren ſtaatlichen und geſchäftlichen Beziehungen zu erringen. Die Fürſten, Grafen und Herren ſahen mit lüſternen Blicken auf die Schätze der Kirche und ließen ſich nur mit Widerwillen die Gewalt der Kaiſer gefallen. Die Bauern trugen mit Ungeduld das ſchwere Joch, welches Adel und Geiſtlichkeit ihnen auferlegt hatten. Die Ideen, welche vor Martin Luther ſchon ausgeſtreut worden waren, durch ſeinen Kampf mit dem Papſtthum aber dem Volke in lebensvollen Bildern vorgeführt wurden, berührten die wichtigſten Verhältniſſe des Lebens. Karl V., der Enkel jenes verruchten Ferdinand's des Katholiſchen, dem er, in mehr als einer Beziehung, ähnlich war, hatte für die tief eingreifenden Beſtrebungen ſeiner Zeit keinen Sinn. Von tückiſchen Pfaffen frühzeitig verbildet, war er unfähig, den religiöſen Freiheitsdrang der Deutſchen

*) Weltgeſchichte, Buch V, § 98, S. 305 f. Buch VI, § 18, S. 117 ff.

richtig zu würdigen. Er war nach seiner Naturanlage Spanier, das Wohl der deutschen Nation lag ihm ferner, als die Schicksale seiner spanischen und italienischen Unterthanen. Zwar hatte Karl V. in Belgien hier und da ein regeres Volksleben mit eigenen Augen gesehen. Allein ihm gefiel die Unterwürfigkeit des Knechtes besser, als das edle Streben des freien Menschen.

Die begeisterten Schriften Ulrichs von Hutten und anderer hochherziger Freunde der Freiheit und des Vaterlandes machten keinen Eindruck auf den Kaiser, welcher mehr darauf bedacht war, sich den guten Willen des Papstes, als die Liebe und die Zuneigung der deutschen Nation zu erwerben. Obgleich Karl V., welcher seine Erhebung auf den Kaiserthron dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen verdankte, nicht allzu schroff gegen Luther's Landesherrn verfahren wollte, so wurde er doch frühzeitig schon durch die päpstlichen Abgesandten, die Cardinäle Aleander und Caracciioli, gegen die neue Richtung eingenommen. Sein Entschluß, derselben entgegen zu treten, that sich schon im Jahre 1520 kund, indem er, so weit seine Macht reichte, die Lehre Luther's verbieten und dessen Bücher verbrennen ließ. Die Frage war nur, in welcher Weise die alte Kirche, der Pfaffenglauben und der Stumpfsinn des Volkes erhalten werden sollten? Eine Untersuchung der Forderungen des Zeitgeistes lag ganz außerhalb des Gesichtskreises Karl's V. Um jedoch die deutschen Fürsten, Städte und Ritter, welche der neuen Lehre günstig waren, nicht von vorn herein zu erbittern und auf's äußerste zu treiben, beschloß er, den kirchlichen Streit auf dem nach Worms ausgeschriebenen Reichstage zu entscheiden. Der Bruch zwischen dem Papstthume und der neuen Richtung war von Jahr zu Jahr weiter geworden. Die Gewaltmaßregeln Leo's X. hatten Luther, den einst so gläubigen und gehorsamen Sohn der Kirche so weit getrieben, daß er den Papst den römischen Tyrannen und Antichrist nannte, und offen erklärte, alle Artikel des Johann Huß, die man zu Costnitz verdammt habe, seien ganz christlich, der Papst mit den Seinen habe hier als ein rechter Antichrist gehandelt, das heilige Evangelium mit Johann Huß verdammt, und an seine Statt des höllischen Drachen Lehre gesetzt. In einer eigenen Schrift führte Luther aus, daß alle Merkmale, welche in der Bibel dem Reiche des Antichristen beigelegt werden, bis in die geringsten Einzelnheiten auf das Reich des Papstes anwendbar seien. Eine Ausgleichung war nach so bitteren Worten nicht mehr möglich. Karl V. bezweckte eine solche eben so wenig, als der Papst. Erdrückung der neuen Lehre, Unterwerfung und Bestrafung ihrer Anhänger, — das war der Zweck des vereinigten Papstthums und Kaiserthums.

Durch einen besonderen Reichsherold, welcher am 6. März 1521 abreiste, wurde Luther entboten, binnen drei Wochen in Worms zu erscheinen. In dem Schreiben, welches der kaiserliche Bote dem Doctor Luther überbrachte, wurde dem Reformator zwar Sicherheit seiner Person für die Reise nach Worms und zurück zugesagt. Allein einen ähnlichen Schutzbrief hatte auch Johannes Huß von dem damaligen Kaiser Sigismund erhalten. Dennoch hatten die Pfaffen ihn ermorden lassen. Gegen Luther war die Kirche schon viel weiter vorgeschritten, als gegen Johannes Huß, als er vorgeladen wurde. Bevor Luther zu Worms anlangte, schloß der Papst ihn und alle seine Anhänger in das Verzeichniß der Feinde Rom's ein, welches der Bulle in coena domini beigefügt ist, dieser Bulle, welche deutlicher als jede andere, die ganze Tiefe geistlicher Rachgier und Verfolgungssucht anschaulich macht.

In Begleitung des Hieronymus Schurf, Nicolaus von Amsdorf und Justus Jonas reiste Martin Luther nach Worms ab. Als ihn seine Freunde warnten und an das Schicksal Johannes Huß erinnerten, antwortete er: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, würde ich doch dahin gehen.“ Auf seiner Reise mochte er sich überzeugen, daß,

wenn auch Papſt und Kaiſer gegen ihn, doch die Maſſen des Volkes für ihn ſeien. Zu Tauſenden ſtrömten Bürger und Bauern, Frauen und Kinder von allen Seiten herbei, ihn zu ſehen, ihn zu hören! Unbekümmert um das kaiſerliche Verbot predigte Luther unter unermeßlichem Volkszulaufe in Eiſenach, Gotha und Erfurt.

Nicht unter einem von hohen Herren getragenen Baldachin, nicht auf einem weißen Zelter reitend, wie die Fürſten der römiſchen Kirche zu thun pflegten, ſondern auf einem mit Leinwand bedeckten Leiterwagen zog Martin Luther am 16. April 1521 in Worms ein. Noch hatte er die Mönchskutte nicht abgelegt, denn wenn er auch in den wichtigſten Beziehungen mit Rom gebrochen, ſo waren doch die Folgeſätze der von ihm aufgeſtellten neuen Lehre lange nicht alle gezogen, und noch weniger waren ſie in's wirkliche Leben anſchaulich eingetreten. Tauſende, Edelleute, Senatoren der Städte, Bürger und Bauern waren Luther entgegen geritten und gaben ihm ein Geleite, wie es weder Kaiſer Karl V. noch die päpſtlichen Abgeſandten bei ihrem Einzuge in Worms gehabt hatten. Niemals, weder früher, noch ſpäter, zeigte ſich Luther ſo groß, als in dem entſcheidenden Augenblicke, da er vor der Reichsverſammlung zu Worms ſprach. Die Feſtigkeit der Ueberzeugung, welche er den päpſtlichen Zumuthungen, und der Muth, den er den Drohungen ſeiner Feinde entgegen ſetzte, verfehlten ihre Wirkung um ſo weniger, je beredter die Worte aus ſeinem Munde floſſen. Am Schluſſe ſeiner meiſterhaften Rede ſagte er: „Weil denn eine ſchlichte, einfältige, richtige Antwort von mir verlangt wird, ſo will ich eine geben, die weder Hörner, noch Zähne haben ſoll, nämlich alſo: Es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde, ſo kann und will ich nicht widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen."

Vergeblich ſuchten die Pfaffen und die Fürſten durch alle Künſte der Ueberredung den Entſchluß Luther's wankend zu machen und ihn zum Widerruf zu beſtimmen. Seit den Zeiten, da der böhmiſche Reformator zu Conſtanz verbrannt worden, war der Drang nach einer Verbeſſerung der Kirche ſo allgemein geworden, daß die Pfaffen nicht mehr wagen konnten, wie damals zu verfahren. Die heftigſten und eifrigſten Gegner Luther's in Deutſchland, wie z. B. der Herzog Georg von Sachſen, drangen, wenn ſchon ſie am Papſtthume feſthielten, auf Abſtellung zahlreicher kirchlicher Mißbräuche. Ein Ausſchuß des Reichstages hatte dem Kaiſer nicht weniger, als ein hundert und eine Beſchwerde zur Abſtellung vorgelegt. Mehrere mächtige Fürſten Deutſchland's, namentlich Ludwig von der Pfalz, der Landgraf Philipp von Heſſen und der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, begünſtigten unverhohlen die neue Lehre, welche ſich damals ſchon über die Grenzen des deutſchen Vaterlandes, bis nach Preußen, Kurland und Liefland verbreitet hatte. Die Anhänger Luthers waren durch keine hemmenden Beziehungen abgehalten, ihrer Ueberzeugung mit der ganzen Kraft, die ſie beſaßen, Nachdruck zu verleihen, während dem Papſt und dem Kaiſer durch die ehrgeizigen Entwürfe, die ſie in Italien verfolgten, die Hände gebunden wurden.

So wenig Gewiſſenhaftigkeit Karl V. auch beſaß, und ſo gern er der neuen Lehre den Kopf in Luther abgeſchlagen hätte, wagte er es unter dieſen Verhältniſſen doch nicht ſein gegebenes Wort zu brechen, und dadurch einen Kampf zu veranlaſſen, welcher vorausſichtlich viel furchtbarer und verderblicher werden mußte, als der durch den Feuertod Johannes Huß, herbeigeführte Huſſitenkrieg.

Am 26. April trat Martin Luther ſeine Rückreiſe an, auf welcher er am 4. Mai bei Altenſtein und Schweina auf Befehl des Kurfürſten Friedrich von Sachſen, von dem er zuvor Kenntniß erhalten hatte, durch verkappte Reiter ergriffen und nach der Wartburg bei

Eisenach gebracht wurde. Der Kaiser aber, getreu seiner ränkevollen Staatskunst, wartete, bis der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und die meisten andern mächtigen Freunde Luther's Worms verlassen hatten. Am 26. Mai ließ er endlich die Acht wider den Reformator und alle seine Anhänger aussprechen. Um dieser Achtserklärung aber den Anschein zu geben, als wäre sie von dem gesammten Reichstage ausgegangen, ließ er sie vom 8. Mai datiren. Schwerlich hätten Papst und Kaiser früher die Verurtheilung Luther's beim Reichstage durchsetzen können. Luther hatte durch Verbrennung der päpstlichen Bulle und der römischen Decretalen der Kirche und Friedrich von Sachsen durch Sicherstellung der Person Luther's in der Wartburg der Reichsacht, bevor sie ausgesprochen worden war, die Spitze abgebrochen. Beide Maaßregeln verfehlten daher ihren Zweck. Weit entfernt, die neue Lehre und deren kräftigsten Verfechter, Martin Luther, zu vernichten, wandten sie diesem die Sympathien aller besseren Menschen zu und förderten dadurch die von ihm getragene geistige Bewegung. Die Pfaffenpartei gewann aber, im Vertrauen auf den Schutz des Kaisers, neuen Muth. Wo sie das Heft in Händen hielt, wie in den Niederlanden, in Meißen und Salzburg, schritt sie zu Hinrichtungen; an anderen Orten ließ sie die Anhänger Luther's wenigstens schrecken, vor Gericht laden und in den Kerker werfen. In dem größeren Theile Deutschlands war ihre Macht und ihr Einfluß gebrochen. Sie konnte die Scheiterhaufen, mit deren Hülfe sie früher ähnliche Freiheitsbewegungen erstickt hatte, nicht mehr anzünden, und ihre Lügen und dialektischen Künste reichten nicht aus, ihren Gegnern, deren Ansichten auf Ueberzeugung ruhten, welche die Bibel, die Geschichte und die gesunde Vernunft zu Stützpunkten hatten, die Spitze zu bieten.

Da und dort wurden wohl einzelne schwache Geister eingeschüchtert und zur Rückkehr unter das alte Pfaffenjoch bestimmt; durch Bestechung wurden andere in den Schooß der sogenannten allein seelig machenden Kirche zurückgeführt. Allein da der Kaiser der von ihm ausgesprochenen Reichsacht nicht persönlich Nachdruck verschaffte, indem er bald schon Deutschland verließ und sich fast ausschließlich mit den Kriegen beschäftigte, in welche er sich stürzte, so verlor sich bald der anfänglich verbreitete Schrecken, und der Kampf gegen das alte Pfaffenthum wurde mit erneuter Kraft wieder aufgenommen.

Das Beispiel unerschütterlicher Festigkeit, welches Luther auf dem Reichstage zu Worms der deutschen Nation und der gesammten Menschheit gegeben hatte, hob den Muth seiner Anhänger und gewann ihm zahlreiche neue Freunde. Bevor Karl V. nach Spanien abreiste, verkündeten Tausende öffentlich und aller Orten Luther's Lehren. Die Messe wurde abgeschafft und an deren Stelle die Predigt gesetzt. In Freiberg und Zwickau führte Herzog Heinrich von Sachsen die neue Lehre ein. Erfurt, Emden, Halberstadt, mehrere böhmische Städte, Nördlingen, Straßburg, Worms, ganz Pommern und Dänemark, sogar mehrere Städte der Niederlande, deren Landesherr der Kaiser war, schlossen sich der religiösen Bewegung an. „An die Vollziehung des Wormser Edicts," schrieb Mathäus Hall von Kaisersberg, „war gar nicht zu denken; die Bücher Luther's wurden allenthalben feil geboten, selbst an den Orten, wo obenan das päpstliche und kaiserliche Mandat stand. Im ganzen deutschen Lande gab es keine Stadt, keinen Flecken, keine Versammmlung, kein Kloster, keine hohe Schule, kein Kapitel, kein Geschlecht, nicht einmal ein Haus, in denen nicht Leute waren, die trotz des Edictes der lutherischen Lehre anhingen."

Der Kaiser hatte sich gegen die neue Richtung der Zeit erklärt. Um so entschiedener ergriff sie das Volk. Papst, Cardinäle und Bischöfe wütheten gegen die sogenannte Ketzerei. Allein die Pfarrer, welche aus den niederen Ständen hervorgegangen waren, mit diesen täglich verkehrten, welche die ganze geistliche Arbeit für spärlichen Lohn zu thun hatten, während die Günstlinge der Machthaber die reichen Pfründen, oft mehrere zugleich, verzehrten, ohne sich um die ihnen anvertrauten Schaafe zu bekümmern — erklärten sich an

vielen Orten von den Kanzeln herab für Luther und deſſen Lehre. Die Gewaltmaßregeln, mit welchen der Kaiſer und mehrere Fürſten den alten Aberglauben und die alte Pfaffenherrſchaft aufrecht zu erhalten ſuchten, bewirkten nur, daß ſich die Entrüſtung des Volkes vom Papſtthum auch auf deſſen weltliche Anhänger übertrug. Mehr und mehr wurde die von Luther angeregte Bewegung der Geiſter zur Sache des Volkes. Kaiſerthum und Papſtthum beſaßen beide eine organiſirte Gewalt, welche jedoch nur durch verſchiedene Mittelglieder in das Leben eingreifen konnte. Ohne die Fürſten, Grafen und Herren und ohne die Städte vermochte der Kaiſer nichts in Deutſchland und nur durch die Biſchöfe, Domherrn und Ortspfarrer konnten die Päpſte ihre geiſtliche Herrſchaft ausüben. Unter den Fürſten, Grafen und Herren und noch mehr in den Städten zählte Luther viele eifrige Freunde, desgleichen unter den Ortspfarrern, während von den Biſchöfen und Domherren viele wankten, und ohne Feſtigkeit der Grundſätze, bereit waren, ſich der ſiegenden Partei in die Arme zu werfen. Die Anhänger Luther's beſaßen keine Organiſation, allein die große Regſamkeit, welche ſie beſeelte, ließ dieſen Mangel kaum fühlbar werden. Reiſende Prediger zogen von Ort zu Ort und ſprachen mit um ſo größerer Wirkung zu dem Volke, je bitterer ſie von der Pfaffenpartei verfolgt und je raſtloſer ſie gehetzt wurden. Unter dieſen Verbreitern der Lehre Luther's thaten ſich Johann Eberlin, ein ehemaliger Franziskaner, Jakob Strauß, Paul von Spretten, ein Bauer Namens Karſthans und ein Bauer von Wöhrd beſonders hervor. Johann Eberlin ſchloß ſich ſchon im Jahre 1519 der religiöſen Fortſchrittspartei an. Seine Kloſterbrüder ſtießen ihn im Jahre 1521 aus dem Orden und vertrieben ihn aus Ulm. Von dieſer Zeit an wanderte Eberlin durch die Schweiz, Schwaben und Baiern, kam (1522) nach Wittenberg und von dieſer Stadt wieder nach dem ſüdlichen Deutſchland und der Schweiz. Er verband hohe Begeiſterung mit geſundem Menſchenverſtande und hinreißende Beredſamkeit mit jener natürlichen Derbheit, welche zu allen Zeiten das Volk mit ſich fort riß. Er kannte die Bedürfniſſe und die Leiden der gedrückten niederen Stände auf's genaueſte und fand daher aller Orten, wo er ſprach, großen Zulauf. Jakob Strauß wirkte zuerſt (1521) zu Hall im Innthale von Tyrol. Von dort verjagt zog auch er durch Süddeutſchland nach Sachſen. Eberlin und Strauß beſchränkten ſich in ihren Predigten nicht auf das Gebiet der Religion und der anderen ſogenannten überirdiſchen Welt. Sie griffen mit Nachdruck die auf der Erde herrſchenden Mißbräuche an, rügten die an dem Volke verübten Quälereien und Gewaltthaten und drangen auf deren Abſtellung. Paul von Spretten predigte in Augsburg, Würzburg und Salzburg, erhielt einen Ruf nach Ofen, wurde aber unterwegs zu Wien von der Pfaffenpartei verhindert, ſeine Reiſe fortzuſetzen. Mit großer Unerſchrockenheit verkündete er die neue Lehre in Mähren, mußte aber auch aus dieſer Provinz weichen. Beſſeren Erfolg hatte er in Preußen, welches Land unter ſeiner Mithülfe für die neue Lehre gewonnen wurde. Karſthans war der eigentliche Vertreter des Bauernſtandes in dieſer bewegten Zeit. Seine naturwüchſigen Reden müſſen großen Eindruck gemacht haben, wie daraus hervorgeht, daß unter ſeinem Namen in zahlreichen Flugſchriften die kräftigſten Angriffe auf Pfaffenthum und Ritterthum gemacht wurden. Der Bauer von Wöhrd wirkte in Schwaben und Franken. Obgleich er weder leſen noch ſchreiben konnte, beſaß er eine bewunderungswürdige Rednergabe, von welcher ſelbſt Spalatin ergriffen wurde. Viele behaupteten, er ſei kein Bauer, ſondern ein Pfarrer, Namens Diepold Peringer, geweſen.

Den mächtigſten Eindruck riefen immer die mündlichen Vorträge hervor. Doch auch die Flugſchriften, welche zu Hunderten erſchienen, trugen dazu bei, die Gemüther aufzuregen. Sie ſäeten neue Gedanken aus und fachten den glimmenden Funken gerechter Entrüſtung über lange erduldeten Druck an. Nicht ſelten waren ſie mit Holzſchnitten geziert welche

bittere Carricaturen auf den Papſt, Cardinäle, Biſchöfe und Mönche darſtellten. Durch dieſe Flugſchriften theilte ſich die geiſtige Bewegung zahlreichen Kreiſen mit, in welche keine begabten Redner traten. Der Hausvater las ſie der Familie, die Nachbarin den Nachbarn vor. In den Schenken, in Bädern und auf dem Markte wurden ſie vorgetragen und beſprochen. Natürlich entſpannen ſich bei ſolchen Gelegenheiten häufig auch Streitigkeiten. Familien, Genoſſenſchaften, Dörfer, Städte und ganze Länder ſpalteten ſich in zwei feindliche Parteien.

Der Mittelpunkt, von welchem viele Jahre lang die geiſtige Bewegung ausging, war Wittenberg. Dort wirkten neben Luther, Melanchthon, Karlſtadt, Juſtus Jonas und Bugenhagen. Tauſende ſtrebender Geiſter, darunter viele Männer in Aemtern und Würden, welche ſich der neuen Richtung zugewendet hatten, ſuchten dort Belehrung. Zahlreiche Flüchtlinge, welche von der Pfaffenpartei vertrieben worden oder aus Klöſtern und Kerkern entſprungen waren, fanden in Wittenberg eine Zufluchtsſtätte, bis ihnen Martin Luther und ſeine Freunde eine bleibende Unterkunft verſchafften. Auf Luther's Empfehlung nahmen viele hundert Gemeinden die Prediger auf, welche durch ihn gebildet worden waren. Zunächſt breitete ſich die neue Lehre in den ſächſiſchen Ländern aus. Im Bisthum Magdeburg, in Nordhauſen und Erfurt, ſowie im Heſſiſchen machte ſie raſche Fortſchritte. In Nürnberg wurden ſchon im Jahre 1520 und 1521 die Probſteien der Stadt, von St. Lorenz und St. Sebald mit Männern beſetzt, welche in Wittenberg ihre Bildung empfangen hatten. Dieſe beriefen bald Geſinnungsgenoſſen als Prediger an ihre Kirchen. Ein ähnlicher Umſchwung trat um dieſelbe Zeit in den Klöſtern Nürnbergs ein; und wenn auch die Dominicaner und Karthäuſer nicht in Maſſe übergingen, ſo waren ſie doch nicht im Stande, die einzelnen Mönche und Nonnen, welche mit dem Geiſte der Zeit voranſchritten, in den dumpfen Kloſtermauern zurück zu halten. Die zahlreichen Dörfer und Städtchen, welche entweder zum Gebiete der freien Stadt oder einzelnen Patriciergeſchlechtern gehörten, folgten dem Beiſpiele Nürnbergs. Die übrigen fränkiſchen Reichsſtädte: Windsheim, Rothenburg, Schweinfurt und Weißenburg beriefen ſchon frühzeitig Geiſtliche, welche der neuen Richtung huldigten. Der fränkiſche Adel: die Schaumburg, Rothenhan, Seckendorf, Schwarzenberg, Guttenberg, Waldenfels, die Grafen von Henneberg, von Caſtell, von Wertheim blieben nicht hinter den Städten zurück, und die Markgrafſchaften von Baireuth und Ansbach folgten der von ihren Nachbarn gegebenen Anregung. Im Würzburgiſchen bekämpfte der Biſchof zwar auf's heftigſte die Lehre des Wittenberger Profeſſor's; es war ihm aber nicht möglich, der Bewegung der Geiſter Zügel anzulegen. Was für Franken Nürnberg, war für Schwaben Augsburg. In Memmingen, Kempten, Nördlingen, Ulm, Reutlingen und Heilbronn wandten ſich die Einwohner frühzeitig der neuen Lehre zu, ohne auf große Schwierigkeiten zu ſtoßen. Die kleineren Reichsſtädte: Eßlingen, Weil, Wimpfen waren von demſelben Geiſte beſeelt. Wie in Franken, ſo bildeten auch in Schwaben die Reichsſtädte die feſteſten Bollwerke des Fortſchritts. Unter den adeligen Geſchlechtern Schwaben's wirkten insbeſondere die Freiherren von Gemmingen für die Reformation. Die Bürger von Conſtanz duldeten nicht, daß das Wormſer Edict in ihrer Stadt veröffentlicht wurde, und empfingen den kaiſerlichen Commiſſär, der dieſes thun ſollte, in ſolcher Weiſe, daß er gerathen fand, ſich ſo ſchnell als möglich aus dem Staube zu machen. Die Nähe der Schweiz, in welcher Ulrich Zwingli mit ſeltener Kraft und freiem Geiſte die Wahrheit verkündete, wirkte auf die Stadt, in welcher Huß den Feuertod erlitt, erfriſchend und ermuthigend. Bürgerſchaft und Rath gingen Hand in Hand. Noch entſchiedener, als Conſtanz trat Zürich der Bewegung bei. Schon im Jahre 1520 faßte der große Rath des Cantons, trotz dem Widerſtreben des kleinen den Beſchluß, daß von den

Kanzeln herab nur das Wort Gottes gepredigt werden ſollte. Vergebens widerſtrebten die katholiſchen Pfaffen und der Biſchof von Conſtanz, zu deſſen Sprengel Zürich gehörte. Ulrich Zwingli's Freunde: Sebaſtian Hofmeiſter und Vadianus brachen den neuen Ideen in Schaffhauſen und St. Gallen Bahn. In anderen Theilen der Schweiz ſtieß die reformatoriſche Richtung dagegen auf einen ſo mächtigen Widerſtand, daß ſie denſelben nicht zu überwinden vermochte. Die Waldſtädte, Luzern, Zug, Freiburg und Solothurn, dieſe Cantone, welche im Kampfe gegen das Haus Habsburg ſo großes geleiſtet, hatten nicht gleichen Schritt gehalten mit dem Entwickelungsgange der übrigen Städte. Sie hielten an ihrem alten Aberglauben feſt, obgleich es nicht an Männern fehlte, welche mit Geiſt und Ausdauer für die neue Lehre wirkten. Um ſo kräftigere Stützpunkte des religiöſen Fortſchritts waren Bern und Baſel, obgleich die Univerſität der letzteren Stadt dem römiſchen Pfaffenthum anhing. Im Breisgau bemühte ſich die öſterreichiſche Regierung vergeblich, dem Fortſchritte der Geiſter ein Ziel zu ſetzen. In Waldshut, Neuenburg und Mühlheim brach ſich die Reformation entſchieden Bahn, und ſelbſt in Freiburg fand ſie zahlreiche Anhänger. Das benachbarte Elſaß, namentlich die Städte Straßburg und Schlettſtadt ſchritt in gleichem Geiſte voran. Die Markgrafſchaft Baden und die Pfalz blieben nicht zurück. In Pforzheim verkündete Johann Schwebel die neue Lehre. Aus Heidelberg wurden zwar, auf Betreiben der Univerſität, die entſchiedenſten Männer des Fortſchritts vertrieben. Nichts deſto weniger nahm die religiöſe Bewegung immer mehr zu. In dem benachbarten Neckarſteinach erklärte ſich der Ritter Hans Landſchaden mit Nachdruck für Luther. In Landau, Speier und Weißenburg predigten in ſeinem Geiſte die Pfarrer von den Kanzeln herab. Zwar vertrieb der Biſchof die Geiſtlichen, welche den alten Aberglauben geißelten, von ihren Stellen, allein der Saame war ausgeſtreut, ging auf, und die verjagten Säemänner wirkten in anderen Orten nur um ſo kräftiger. In Worms und Mainz kämpften die geiſtlichen Fürſten vergebens gegen die Ideen der Zeit. Martin Luther hatte zu Worms und unterwegs auf alle unverdorbenen Gemüther eine ſo großartige Wirkung hervorgebracht, daß neben ihm die Pfaffen mit ihrem leeren Zungengedreſche ſehr verächtlich erſchienen. In Frankfurt a. M. hatte Wilhelm Neſenus die angeſehenſten Patrizierfamilien für die neue Lehre gewonnen, bevor Luther in Perſon dahin kam. Oecolampadius, Otto Brunfels und Hartmann Iſbach hegten die Keime der jungen Saaten. Der Erzbiſchof von Cöln, Graf Herrmann von Wied, war den neuen Ideen nicht abgeneigt, und verfolgte deren Anhänger mehr zum Scheine, als in Wirklichkeit. Entſchieden günſtig war der rheiniſche Adel für die Reformation geſtimmt, an deſſen Spitze Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten's Freund, ſtand. Auf ſeinen Burgen fanden, gleichwie zu Wittenberg, alle diejenigen Zuflucht und Herberge, welche ihres Glaubens wegen von der Heimath vertrieben worden waren. Außer Hutten lebten unter Sickingen's Schutze Oecolampadius, Caspar Aquila, Martin Bucer, Johann Schwebel, Otto Brunfels und Andere, bis ihnen ein neuer Wirkungskreis eröffnet ward. Selbſt Kaiſer Karl V. vermochte durch die ſtrengſten Maßregeln die neue Lehre von den Niederlanden nicht fern zu halten. Die von der Regierung zu Hülfe gerufenen Inquiſitoren und Ketzermeiſter, welche Schaffotte errichteten, wurden in Holland von dem Volke erſchlagen. Ganz Oſtfriesland wandte ſich frühzeitig der religiöſen Bewegung zu. Georg Aportanus griff dort zuerſt den päpſtlichen Aberglauben mit Nachdruck an. Als ihn die Geiſtlichkeit aus der Stadt Emden trieb, führte ihn das Volk in die Stadt und die Kirche zurück und verjagte die römiſchen Pfaffen. Die Hanſeſtädte, Bremen, Hamburg und Lübeck, die Provinzen, Holſtein, Mecklenburg, Pommern und Preußen ergriffen die neue Lehre mit ſo großer Einſtimmigkeit und Kraft, daß die Römlinge nicht im Stande waren, Zerwürfniſſe herbei zu führen. In der Mark Brandenburg

widerſetzte ſich der Kurfürſt Joachim I. vergebens der neuen Richtung. In Schleſien hatten ſchon gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mancherlei religiöſe Bewegungen ſtattgefunden, welche die Gemüther für Luther's Lehre empfänglich machten. Umſonſt ließ der Biſchof von Breslau den Verkünder derſelben, Ambroſius Kreuſigk, Pfarrer zu Woblau, in den Kerker werfen. Die Reformation breitete ſich nach allen Seiten aus. In Breslau wurden ſeit dem Jahre 1522 die Schriften Martin Luther's und ſeiner Geſinnungsgenoſſen nachgedruckt und wie in engen Familien-, ſo in weiteren geſellſchaftlichen Kreiſen verbreitet und mit Begierde aufgenommen. Aller Orten, wo die neuen Ideen Wurzel ſchlugen, ſchloſſen ſich viele Mönche und Nonnen freiwillig an. Sie verließen ihre Klöſter, traten in die Welt mit ihren Freuden wieder ein und entbanden ſich ſelbſt ihres unnatürlichen Gelübdes. Viele der begeiſtertſten, wärmſten Anhänger und Vorkämpfer der Reformation traten hinter Kloſtermauern hervor.

Böhmen, das Vaterland Johannes Huß, das im Jahre 1526 unter das Joch der Habsburger fiel, und in welchem die Huſſiten noch immer kräftige Erinnerungen zurückgelaſſen hatten, betrachtete den Kampf, den Martin Luther mit dem römiſchen Papſte führte, als eine Fortſetzung jenes Kampfes, welchen Huß vor einem Jahrhundert ſo glorreich begonnen! In Mähren hatten ſich noch Ueberreſte der Waldenſer erhalten, jener kräftigen, edlen Naturen, welche mit Freuden die Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts begrüßten!

Ueberall in Oeſtreich: zu Wien, Linz, Neuſtadt, fanden ſich Geiſter, welche den Muth beſaßen, das herrſchende Pfaffenthum mit ſeinem alten Aberglauben herauszufordern. Umſonſt vertrieb der Erzbiſchof von Salzburg den kühnen Verbreiter der neuen Lehre, Paul Speratus; umſonſt warf er deſſen Nachfolger, Stephan Agricola, in den Kerker. Er mußte, vom Volke gedrängt, Agricola der Freiheit wieder geben und konnte nicht verhindern, daß der reichlich ausgeſtreute Saamen aller Orten aufging. Die Herzoge von Baiern widerſetzten ſich mit grauſamer Heftigkeit dem Geiſte der Zeit. Sie ließen ſogar in München einen Bäcker, der Luther's Lehre anhing, enthaupten. Dennoch brachen die neuen Ideen ſich immer weitere Bahnen. Beſonders muthig kämpfte Arſacius Seehofer. Er ſcheute ſich nicht, nachdem er zu Wittenberg umfaſſende Kenntniſſe geſammelt hatte, Ingolſtadt, das Hauptquartier Eck's, als Sitz ſeiner Thätigkeit zu wählen. Die Pfaffenpartei ließ Seehofer in das Kloſter Attal einſperren. Die Freifrau von Grumbach, eine Geborene Freiin von Staufen, trat für ihn mit großer Kühnheit in die Schranken. Sie verlangte deſſen Freilaſſung und vertheidigte in Wort und Schrift die von Seehofer verkündeten Lehren. Zur Strafe dafür wurde ſie des Landes verwieſen. Seehofer entſprang aber aus ſeinem Kerker und fand bei Luther in Wittenberg freundliche Aufnahme. Die Maſſen waren aus ihrem tauſendjährigen Schlummer endlich erwacht. Sie hatten aufgehört, den Prieſtern blinden Glauben zu ſchenken. Selbſt an denjenigen Orten, wo die neue Lehre noch nicht geſiegt hatte, mußten die Pfaffen, ſogar in den Kirchen, Zweifel und Widerſprüche, die ihnen entgegen traten, dulden. Häufig wurden die Pfarrer, wenn ſie ihren alten Unſinn von der Kanzel herab plärrten, unterbrochen und öffentlich der Lüge beſchuldigt. Die Behauptung, die Fürſten Deutſchlands hätten aus Habgier die Reformation herbei geführt, ſteht im Widerſpruche mit allen geſchichtlichen Thatſachen. In der Zeit der geiſtigen Bewegung, in den Tagen des erſten großartigen Kampfes, nahm ſich auch nicht ein einziger Fürſt thätig der Reformation an. Viele verfolgten ſie mit Feuer und Schwert, oder doch mit Kerker und Verbannung. Selbſt der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich, der ſogenannte Weiſe, erklärte ſich nicht für die neue Lehre. Er und ſeine fürſtlichen Geſinnungsgenoſſen begünſtigten ſie nur in ſofern, als ſie ihr Freiheit der Entwickelung geſtatteten, während die meiſten übrigen Machthaber Deutſchlands der Reformation feindlich entgegentraten. Erſt nachdem die Partei des religiöſen Fortſchritts zu einer

Macht herangewachſen war, ſchloſſen ſich ihr die Fürſten an, und ſuchten ſie zu ihren Zwecken auszubeuten. Uebrigens läßt es ſich gar nicht leugnen, daß, wenn einige Fürſten ſich der Reformation nur aus Eigennutz anſchloſſen, andere ihr aus inniger Ueberzeugung beitraten, Gefahren beſtanden und Opfer brachten, welche ſich durch den Beweggrund des Eigennutzes nimmermehr erklären laſſen. Es iſt eben ſo verkehrt, alle Handlungen auf Eigennutz und Selbſtſucht, als ſie auf Ueberzeugungstreue und Hochherzigkeit zurück zu führen. Die Fürſten waren zu allen Zeiten weder ausſchließlich unter der Herrſchaft wilder Leidenſchaften, noch der edelſten Beweggründe. Wenn wir vorurtheilsfrei die Handlungen der Fürſten, welche die neue Lehre begünſtigten, mit denjenigen der Machthaber vergleichen, welche ſie bekämpften, ſo finden wir unſtreitig auf Seiten ihrer Feinde mehr Grauſamkeit, mehr Tücke und weniger ſittliche Kraft und Sinn für Wahrheit, als auf Seiten der Freunde der Reformation. Im Laufe einiger Jahre, nachdem Luther ſeine Theſes angeſchlagen hatte, wurde die Partei des religiöſen Fortſchrittes zahlreich und ſtark. In ihrer Mitte wirkte Luther kräftig, ohne jedoch ſie zu beherrſchen. Es iſt durchaus lächerlich, eine Bewegung, welche von ſo großen Kräften getragen war, wie Martin Luther, Melanchthon, Zwingli, Ulrich von Hutten, Karlſtadt, Thomas Münzer, Franz von Sickingen, Calvin, Servet, Socinius mit allen ihren zahlreichen Anhängern und Geſinnungsgenoſſen den damaligen Fürſten Deutſchlands zuzuſchreiben. Dieſer Irrthum iſt noch größer, als der, die Reformation ausſchließlich auf Luther zurückführen zu wollen. Die geiſtige Bewegung ſtand nicht ſtille, während Luther auf der Wartburg als freiwilliger Gefangener lebte. Schon im Jahre 1521 war die Partei des Fortſchrittes in unſerem Vaterlande mächtig genug, um auch ohne ihren bisherigen Führer, Luther, den Kampf mit dem Pfaffenthume aufnehmen zu können.

Während Luther auf der Wartburg lebte, wirkten da und dort viele ſtrebende Geiſter in ähnlichem Sinne, wie er. Manche derſelben wollten raſcher voran ſchreiten, als Luther. Unter dieſen nennen wir namentlich die ſ. g. Zwickauer Propheten, welche glaubten, unmittelbare Eingebungen von Gott zu erhalten, die wiſſenſchaftliche Bildung verachteten, die Kindertaufe verwarfen und ſich einbildeten, nur auf den Ruinen der gegenwärtigen Welt eine Gott wohlgefällige Ordnung der Dinge gründen zu können. Nicolaus Storch, Marcus Stübner, Martin Cellarius, Thomas Münzer und Melchior Rink, thaten ſich unter dieſen Phantaſten am meiſten hervor. Nachdem dieſe Männer aus Zwickau vertrieben worden waren, zogen ſie nach Wittenberg, woſelbſt ſich der Profeſſor der Theologie, Andreas Karlſtadt, ihnen anſchloß. Gegen Ende des Jahres 1521 brachten ſie ganz Wittenberg in Aufruhr. Sie ſchafften die Meſſe ab, theilten das Abendmahl in beiderlei Geſtalt aus, warfen die Bilder aus den Kirchen und verbreiteten Angſt und Schrecken unter den Gelehrten der Univerſität, welche noch immer einen vollſtändigen Bruch mit dem Papſtthume als eine große Gefahr ſcheuten. Melanchthon, welcher mehr Gelehrſamkeit, als Geiſtesgegenwart, und mehr Friedensliebe, als Widerſtandskraft beſaß, gerieth durch dieſe Bilderſtürmer in Sorge und Verlegenheit. Er hatte nicht die Kraft, den ungeſtümen Geiſtern der Zwickauer Schranken zu ſetzen. Die Regierung des Kurfürſten Friedrich, des ſogenannten Weiſen, war im Begriffe, den Bilderſtürmern mit ſtrafender Gewalt entgegen zu treten. In dieſem entſcheidenden Augenblicke verließ Luther nach achtmonatlicher Einſamkeit ſeine Zufluchtsſtätte, erſchien plötzlich inmitten der bewegten Stadt Wittenberg (im März 1522) und hielt hier jene berühmten Reden, welche nicht minder für ſeine Entſchloſſenheit, als ſeine richtige Anſchauungsweiſe das glänzendſte Zeugniß ablegten. Nachdem er zuvor auf's kräftigſte dahin gewirkt hatte, alle Gewaltmaßregeln ferne zu halten, bewies er in ſeinen Kanzelreden, daß das wahre Weſen des Chriſtenthums nicht in der Abſchaffung äußerlicher Ceremonien, ſondern in Glaube und Liebe beſtehe. Dieſe im Menſchen hervorzurufen, ſei unſere erſte

Aufgabe. Wenn der Aberglaube aus dem Gemüthe der Menſchen entfernt ſei, würden deſſen äußere Zeichen in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen von ſelbſt zuſammenfallen, während die Zerſtörung der äußeren Zeichen des Irrthums, ſo lange dieſer ſelbſt noch beſtehe, keine dauernden Folgen haben könne." Der niederſchmetternden Beredſamkeit Luther's und ſeiner großartigen Perſönlichkeit konnten die Zwickauer Propheten nicht widerſtehen, obgleich viele derſelben ihre Anſichten darum nicht aufgaben, vielmehr hofften, ſie unter günſtigeren Verhältniſſen geltend zu machen. Das Anſehen und die Wirkſamkeit Luther's ſtieg in Folge dieſes Sieges über die tobenden Leidenſchaften der Bilderſtürmer. Die Ueberſetzung der Bibel, welche er auf der Wartburg begonnen hatte und an welcher er mit unermüdlichem Eifer fortarbeitete, trug viel dazu bei, ſeinen Lehren einen feſten Stützpunkt zu bereiten.

Wie Thomas Münzer und ſeine Anhänger und Geſinnungsgenoſſen in einer, ſo ſtrebten Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten in einer anderen Richtung unabhängig von Martin Luther. Vergebens hatte Hutten geſucht, den Kaiſer und die hohe Geiſtlichkeit für die Bewegung der Zeit zu gewinnen. Er ſah für die Sache der Freiheit kein anderes Heil, als in den Waffen. Sein Freund, der Ritter Franz von Sickingen, war bereit, ihm und den von ihm vertretenen Beſtrebungen ſeinen Arm zu leihen. „Der Kampf iſt beſchloſſen!" antwortete Hutten dem Eoban Heß auf ein Schreiben, worin ihn dieſer aufforderte, auszuharren und die Hülfe von Tauſenden zuſagte. „Der Kampf iſt beſchloſſen! Kann ich nicht Führer, will ich Soldat darin ſein. Ich werde feſt bleiben, auch wenn aus Furcht hie und da Freunde abfallen. Viel haben bisher meine Schriften gewirkt, aber jetzt iſt es Zeit, zu den Waffen zu greifen. Schon erfaſſe ich ſie, und ich werde von dem Beginnen nicht abſtehen. Ich werde mir ewig gleich bleiben. Entweder will ich lebend dem Vaterlande die Freiheit erkämpfen, wo nicht, will ich als ein freier Mann ſterben. Ich weiß nicht, welches Geſchick mir bevorſteht, aber ich habe die ſchönſte Hoffnung. Sickingen wird uns unterſtützen und der geſammte Adel; dann wird Rom zu Grunde gehen, Chriſtus hergeſtellt werden und die Freiheit der Rede und des Gedankens. Ja, die Zeit iſt gekommen, den Nacken dem ſchmählichen Joche zu entziehen. Sie iſt gekommen! Wohlan, ergreift den Augenblick, ergreift die Waffen, Genoſſen, hier habt ihr die ſchönſte Gelegenheit, Euer Blut für das Vaterland zu vergießen. — Und ſo will ich durchbrechen! ich werde es, oder ſelbſt zu Grunde gehen, nachdem ich einmal den Würfel geworfen."

Auf den Flügeln des wieder erwachten Freiheitsgeiſtes und Nationalſinnes wollten Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten und deren Freunde einen vollſtändigen Umſchwung der Dinge in Deutſchland herbeiführen. Die Gewalt der Fürſten und Pfaffen ſollte gebrochen und ein neues Reich gegründet werden, und an deſſen Spitze ein von der Nation frei gewählter Kaiſer eine volksthümliche Herrſchaft üben. Sickingen war auserſehen, dieſen neugeſchaffenen Thron zu beſteigen. Ein großer Theil des Adels und viele Städte waren in dieſen Plan eingeweiht und hatten mehr oder minder beſtimmte Zuſicherungen gegeben, denſelben fördern zu wollen. Allein dieſe Entwürfe entſprachen nicht dem allgemein gefühlten Bedürfniſſe. Nicht gegen die Fürſten, ſondern nur gegen die Pfaffen war die Stimmung des deutſchen Volkes entſchieden feindlich. Seit dem Reichstage von Worms hatte die religiöſe Seite der Freiheitsbewegung das Uebergewicht erlangt und die anderen Streitpuncte in den Hintergrund gedrängt. Der Mann, auf welchen alle Blicke der Deutſchen gerichtet, war nicht Franz von Sickingen, nicht Ulrich von Hutten, ſondern Martin Luther. Oecolampadius, Bucer, Brunfels, Aquila, Schwebel und andere Geiſtliche, welche mit Sickingen zuſammen wirkten, konnten Luther nicht erſetzen. Der ehemalige Auguſtinermönch und Wittenberger Profeſſor konnte aber, von ſeinem Standpunkte aus, Franz von Sickingen's kühnes Unternehmen nicht gut heißen Er war kein Mann des Schwertes. Das Feld, auf welchem Luther allein ſtark und kampfbereit, war

der Glaube, und die Mittel, welche ihm zu Gebote ſtanden, waren Wort und Schrift. Sickingen's Unternehmen war eben ſo wenig, als dasjenige der Zwickauer Bilderſtürmer in der damaligen Anſchauungsweiſe der deutſchen Nation begründet und mußte, gleich dieſem, wenn auch unter verſchiedenen äußeren Umſtänden, ſcheitern. Es iſt jedoch durchaus verkehrt, den Feldzug, welchen der Ritter Franz von Sickingen, in Uebereinſtimmung mit vielen der bedeutendſten Freiheitskämpfer ſeiner Zeit, nach einem wohl vorbereiteten und weit ausſehenden politiſchen Plane unternahm, einen Raubzug zu nennen. Der von Sickingen und ſeinen Anhängern gewagte Kampf würde eine weit günſtigere Beurtheilung gefunden haben, wenn die vielen Ritter und Städte, die Sickingen Zuzug verſprochen, dieſen im Augenblicke der Entſcheidung wirklich geleiſtet hätten. Wäre ſein Unternehmen mit Sieg gekrönt worden, ſo hätte man ſchwerlich von den in Kriegszeiten unvermeidlichen Gewaltthätigkeiten und Räubereien viel Aufhebens gemacht. Allein ſeine Verbündeten ließen ihn im Stiche.

An der Spitze eines zahlreichen Heeres war der Ritter gegen Trier gezogen, doch ſchon nach ſieben Tagen mußte er die Belagerung dieſer Stadt wieder aufgeben (14. September 1522). Am 8. October wurde der alte Held in die Acht erklärt. Seine Burgen fielen, eine nach der anderen, in Feindeshand. Im April 1523 ſtarb Franz von Sickingen nach heldenmüthigem Kampfe auf ſeiner letzten Veſte, Nannſtubl, an ſeinen Wunden.

An dieſes Ritters Perſon knüpften ſich weſentlich die Pläne ſeiner Partei. Seine Freunde zerſtreuten ſich nach allen Seiten und ſeine Feinde, welche zugleich auch, theilweiſe wenigſtens, Feinde der Reformation waren, traten kecker als jemals wieder auf.

„Ich kann Dir nicht ſagen", ſchreibt Martin Bucer am 9. Juni 1523 an Zwingli, „wie durch den Fall dieſes einzigen Mannes die papiſtiſchen Ungethüme wieder ihre Hörner erheben. Denn wohl wußte der Antichriſt, daß er zu Grunde gehen mußte, wenn durch die Bemühungen dieſes Mannes das Evangelium wieder rein und frei gepredigt würde, und darum hat er nichts unterlaſſen, den Mann zu vernichten." Eine große Entmuthigung bemächtigte ſich vieler der Vorkämpfer der Reformation. Melanchthon namentlich ſagte ſich auf eine für ihn ſehr wenig ehrenvolle Weiſe von Hutten los und Erasmus wies dieſen hochherzigen Vorkämpfer der Freiheit von ſeiner Schwelle, als er nach Sickingen's Falle durch Baſel kam. Hutten aber verlor nicht den Muth und bewahrte ſeine männliche Würde. Er ſtand ſo hoch in der öffentlichen Meinung, daß viele Städte und ſelbſt der Magiſtrat von Baſel ihm freundlich entgegenkamen. Der König Franz von Frankreich bot ihm einen Jahrgehalt von 200 Kronen an, um ihn für ſich zu gewinnen. Der Cardinal von Salzburg machte ihm vortheilhafte Anerbietungen. Hutten antwortete auf alle dieſe Lockungen: „Lieber will ich arm leben, als unter den glänzendſten Anerbietungen die Wahrheit und die Freiheit verleugnen." Den Jahrgehalt von 200 Kaiſergulden, welche Karl V. ihm auf Sickingen's Verwendung ausgeſetzt hatte, nahm er nicht mehr an, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß der Kaiſer der Reformation feindlich geſinnt ſei. Je kräftiger Hutten ſelbſt aufgetreten war, deſto mehr verletzte ihn die Feigheit vieler ehemaliger Geſinnungsgenoſſen, und namentlich diejenige des Erasmus; und je entſchiedener er ſelbſt jede Rückſicht auf irdiſches Wohlergehen ſeinem Freiheitsdrange und Rechtsgefühle untergeordnet hatte, deſto tiefer verletzte ihn die Kriecherei und der Wankelmuth vieler vorgeblichen Männer der freien Richtung. Hutten war kein Heuchler und kein Diplomat. Die bewegten Empfindungen ſeiner ſtürmiſchen Seele hielt er nicht zurück. Mit Recht klagte der muthige Streiter den Erasmus der Feigheit, des Ehrgeizes, der Ruhmſucht und der Charakterloſigkeit an. Er entlarvte den doppelzüngigen Schriftgelehrten vor aller Welt und machte ihn dadurch unfähig, der Sache des Fortſchritts hinfüro zu ſchaden. Denn als die Zeit der Gefahr herannahte, wandte Erasmus der Reformation den Rücken und erklärte ſich unumwunden für

das römiſche Pfaffenthum und gegen deſſen Feinde. Hutten's Streitſchrift gegen Erasmus war ſein letztes Werk. Sie trug das Gepräge ſeines hohen Genie's. Die gerechte Entrüſtung über die Laſter und die Erbärmlichkeit ſeiner Zeit bildete nur die Schattenſeite der freudigen Hoffnung, die Sache der Wahrheit und Freiheit werde dennoch ſiegen. Selbſt Erasmus kämpfte noch für ſie, nämlich der frühere Erasmus und die Werke, die er in früherer Zeit geſchrieben. Kurze Zeit darauf hauchte Hutten ſeine große Seele aus, am 29. Auguſt 1523, auf der Inſel Ufnau im Züricher See — in dürftigſter Armuth, verkannt von vielen und verlaſſen von aller Welt. Die Schmähſchrift, welche Erasmus ihm nachſandte, kam ihm nicht mehr zu Geſichte. Allein Menſchen ähnlichen Charakters beuten ſie heute noch aus und wiederholen die Lügen und Verläumdungen, womit Erasmus das Andenken ſeines früheren Freundes zu beflecken ſuchte.

Die Abweſenheit Luther's hatte die Fortſchritte der Reformation nicht zu hemmen vermocht. Ganz eben ſo wenig wurde ſie aufgehalten trotz aller entgegengeſetzten Befürchtungen durch Sickingen's Fall und Hutten's Tod.

Um die Zeit, da Sickingen's Burgen, Drachenfels, Ebernburg, Kallenfels, Neuſtuhl, Hohenburg, Linzenburg und Landſtuhl genommen wurden, errangen die Anhänger Luther's einen wichtigen Sieg auf dem Reichstage zu Nürnberg. Der päpſtliche Legat, Franz Ceregato, hatte die beſtimmte Weiſung, die ungeſäumte und nachdrückliche Vollziehung der gegen Luther und ſeine Anhänger ausgeſprochenen Reichsacht zu verlangen. Er konnte aber in Abweſenheit des Kaiſers nichts durchſetzen. Die Fürſten klagten laut, daß die Deutſchen vom römiſchen Hofe bisher immer auf's drückendſte mißhandelt worden ſeien und faßten den Beſchluß, es ſollten alle Neuerungen in religiöſen Dingen unterbleiben, bis eine allgemeine Kirchenverſammlung ihre Entſcheidung gegeben habe. Stillſchweigend wurde dadurch das Wormſer Edict aufgehoben. Kirchenbann und Reichsacht hatten daher ſo wenig, als die durch die Zwickauer Propheten veranlaßten Wittenberger Unruhen und des Ritter Sickingen's verunglückter Feldzug dem Vorangeſchrittenen der Reformation Schranken gezogen. Thatſächlich wurde die Fortſchrittspartei durch den Nürnberger Reichstag (1523) als eine Macht anerkannt, welche gleichberechtigt der alten Kirche gegenüber ſtand.

§ 6. Die angeregten Hoffnungen.

Nichts iſt ſchwieriger, als einer großartigen Volksbewegung, wenn ſie einmal angeregt iſt, Maaß und Ziel zu ſetzen. Sobald die alten Zuſtände in Kirche oder Staat erſchüttert ſind, entſtehen zwei Fragen, wie weit das Werk der Zerſtörung gehen, und was an die Stelle der alten Formen treten ſoll? Gewöhnlich führen beide zu Spaltungen, welche die Kraft der Bewegung brechen und nicht ſelten die ſchon dem Untergang nahen alten Zuſtände retten. Der beſonnene Mann wird in ſolchen Fällen die Beantwortung dieſer Fragen von der Kraft und der Stärke der Bewegung abhängig machen, ſo viel von dem alten Unfuge abzuſchaffen ſuchen und ſich dem Geſetze der Vernunft ſo weit nähern, als die vorhandene Stimmung der Gemüther irgend zuläßt. Allein im Sturme der Bewegung iſt es ſchwer, die Tiefen derſelben genau zu ergründen und noch ſchwerer, den tobenden Leidenſchaften Halt zu gebieten. Der Schriftſteller mag auf dem Papiere, der Schwärmer in ſeinen Träumen und der Denker in ſeinem Gedankenfluge ſo weit gehen, als er will und kann, der praktiſche Reformator muß vor allen Dingen den Stand der öffentlichen Meinung prüfen und darf nur ſo weit in ſeinen Neuerungen gehen, als ihm ein zahlreicher Anhang zu folgen bereit iſt.

Die Bewegung der Geiſter, welche ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in ſtetem Wachſen begriffen war und welche ſeit dem Jahre 1517 eine vorherrſchend religiöſe

Richtung genommen, hatte die mannigfaltigſten Hoffnungen, Wünſche und Forderungen rege gemacht. Die nationalen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen griffen nicht ſo tief in die Gemüthswelt der Maſſen ein, als der religiöſe Kampf, welcher nach manchen vorhergegangenen Plänkel-Gefechten von Luther mit hohem Ernſte aufgenommen wurde. Die Völker des ſechszehnten Jahrhunderts, welche gewöhnt worden waren, in der Religion die Quelle aller Freuden und Leiden zu ſehen, fingen an, die rechtliche Kraft ihrer drückenden Verhältniſſe zu beanſtanden, als ſie diejenigen Grundſätze bezweifelten, welche ihnen von den Pfaffen für göttliche Wahrheiten ausgegeben worden waren. Wenn die Ablaßgelder nicht mit Recht vom Papſte gefordert werden konnten, ſo fragte es ſich, ob zahlreiche andere Abgaben, Dienſte und Einrichtungen, welche ſchwer auf dem Volke laſteten, eine beſſere Begründung hatten? Lange war das Pfaffenthum die Zielſcheibe des Volkswitzes und aufregender Flugſchriften geweſen. Seit dem Kampfe, welchen Luther mit der römiſchen Kirche begonnen, war aber der Papſt geradezu Antichriſt genannt und beſchuldigt worden, das Gegentheil von alle dem zu thun, was Chriſtus ſeinen Anhängern als Geſetz vorgeſchrieben habe. Die Lehren Chriſti traten in den Vordergrund, die Erfindungen der Pfaffen, die abgeſchmackten Ceremonien der römiſchen Kirche wurden verlacht. Die Nächſtenliebe, wie ſie Chriſtus gelehrt und geübt hatte, und die Vernunft mit ihren ewigen Geſetzen wurden aus dem Wuſte einer trüben Vergangenheit wieder hervorgeſucht. Mit Beiden ſtand das wirkliche Leben im grellſten Widerſpruch. Es lag daher in der Natur der Sache, daß das Volk, an welches ſich mehr und mehr alle Prediger und Schriftſteller der neuen Richtung wendeten, viel von der Tyrannei, Schinderei und der Bedrückung zu hören und zu leſen bekam, worunter es ſeufzte. In der That war das Loos der niederen Klaſſen des Volkes im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts ein höchſt trauriges. Es bewies am deutlichſten, daß das Chriſtenthum mit ſeiner hoch geprieſenen Nächſtenliebe ein leeres Wort geblieben, von Pfaffen und Rittern nur zu ihrem Vortheile ausgebeutet worden war.

Die Aufſtände, welche während des vorigen Zeitabſchnittes faſt in allen Ländern Europa's ausgebrochen waren*), hatten die Verhältniſſe der Bauern nicht verbeſſert, vielmehr noch härter gemacht. In vielen Gegenden waren die von dem Adel in blinder Wuth den Bauern geſchlagenen Wunden noch nicht vernarbt. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hatte ſich der Luxus des Adels geſteigert. Die Verbeſſerungen im Gebiete der Landwirthſchaft hielten nicht gleichen Schritt mit der Entwickelung der übrigen Gewerbe und Künſte des Lebens. Die Kaufleute und Handwerker wurden durch ihren Fleiß reicher, und konnten daher, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die neu erfundenen oder eingeführten Annehmlichkeiten des Lebens genießen. Der Adel, deſſen Einkünfte durch eine ſchärfere Handhabung des Landfriedens gemindert wurden, hatte Mühe, mit dem gewerbfleißigen Bewohner der Städte, auf den er mit Verachtung herabzublicken gewöhnt war, im Luxus zu wetteifern. Der Bauer mußte mehr und mehr gedrückt werden, um dem Ritter die Mittel zu verſchaffen, eben ſo koſtbare Kleider tragen, eben ſo wohl eingerichtete Häuſer bewohnen, und eben ſo glänzende Feſte geben zu können, als die reichen Patricier der Städte. Manche adelige Familien waren in Folge der an die Pfaffen gemachten Schenkungen verarmt, andere durch unglückliche Fehden und Rechtsſtreitigkeiten heruntergekommen. Selten wußten die Ritter ihre Ausgaben nach ihren Einkünften zu bemeſſen. Brauchten ſie mehr, als früher, ſo ſollte der Bauer mehr zahlen, denn der Ritter pflegte ſelbſt nichts zu erwerben, es ſei denn, er habe ſich in die Dienſte irgend eines Fürſten begeben, welcher ihm die Gelegenheit bot, ſich auf Koſten der Unterthanen deſſelben zu bereichern. Aber auch in dieſem Falle wurden die Bauern nicht erleichtert. Denn gewöhnlich hatte ein Adeliger lange Jahre hin-

*) S. Weltgeſchichte Bd. VI § 18. S. 116 f. § 33. S. 217 ff. § 36. S. 229 ff. § 52. S. 321 § 58. S. 368 f.

durch großen Aufwand auf Hochschulen, Reisen und an Höfen zu machen, bevor es ihm gelang, eine beträchtliche Einnahme zu gewinnen. Diese diente meistentheils nur dazu, die großen Ausgaben und die Schulden des Glücksritters zu decken. Dem Bauern kam davon nichts zu gut. Dieser blieb, nach wie vor, der Willkür seines Grundherrn Preis gegeben. Der größere Theil des Bauernstandes war durch die trügerischen Künste der Pfaffen und die Gewaltthätigkeiten der Ritter fast aller Orten in die Bande der Leibeigenschaft geschlagen worden. Zu den zahllosen Abgaben und Dienstleistungen, welche die Grundherren den Bauern auferlegt hatten, kamen noch viele hemmende Einrichtungen und Plackereien hinzu: Mühlzwang und Schenkzwang, Wildbann und Wildstener und dergleichen mehrere. Bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren die bäuerlichen Verhältnisse gewöhnlich nach Landesrechten beurtheilt und von ungelehrten Richtern, wenn nicht gerecht, so doch ohne große Weitläufigkeiten und Kosten und in gemeinverständlicher Weise behandelt worden. Später aber griff das römische Recht, das ganz andere Zustände, als diejenigen des deutschen Bauern besprach, immer weiter um sich. Gelehrte, welche die justinianische Gesetzgebung besser kannten, als diejenigen ihres Vaterlandes, bemächtigten sich der Rechtspflege, verdrängten die alten Statuten und Gewohnheiten und setzten an deren Stelle die harten Gesetze der Römer, welche, ob sie paßten, oder nicht, den Ausschlag gaben.

Je mehr das alte Lehenswesen zerfiel, je entschiedener die ritterlichen Heere durch geworbene Söldnerbanden verdrängt wurden, desto herber wurde das Schicksal der Bauern. Die Trinksucht und die Spielwuth nahmen unter den Rittern überhand, deren Leidenschaften immer der Bauer mit seinem Schweiße und seinem Blute fröhnen mußte. Gegen die Plünderungen und Mißhandlungen frecher Söldner, welche in Kriegs- und Friedenszeiten gleich schonungslos wütheten, fand der Bauer bei seinem Grundherrn keinen Schutz. Schwerlich hätte die von Martin Luther angeregte Bewegung der Geister an den Bauern so eifrige Theilnehmer gefunden, wenn diese nicht gehofft, zugleich mit dem Pfaffenthume das Ritterthum über Bord zu werfen. Durch Wort und Schrift wurde diese Hoffnung unter ihnen genährt. Wenn der kräftigste Angriff von Seiten der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts dem Pfaffenthume galt, so richtete sich ein zweiter, nicht viel schwächerer, um dieselbe Zeit gegen das Ritterthum. Von dem Tone, in welchem dazumal gegen die Grundherren geeifert wurde, giebt folgende Stelle einer viel verbreiteten Flugschrift Zeugniß:

„In welchem Coder hat Gott, ihr Herr, ihnen solche Gewalt gegeben, daß wir Armen ihnen zu Frohndienst ihre Güter bauen müssen, und zwar nur bei schönem Wetter, aber bei Regenwetter unserer Aemuth den erarbeiteten blutigen Schweiß im Feld verderben lassen sollten? Gott mag in seiner Gerechtigkeit dieß gräuliche babylonische Gefängniß nicht gedulden, daß wir Armen also sollen vertrieben sein, ihre Wiesen abzumähen und zu hauen, die Aecker zu bauen, den Flachs darein zu säen, wieder heraus zu raufen, zu riffeln, zu röseln, zu waschen, zu brechen und zu spinnen, Erbsen zu klauben, Mohren und Spargeln zu brechen. Hilf Gott, wo ist doch des Jammers je erhört worden, sie schätzen und reißen den Armen das Mark aus den Beinen, und das müssen wir verzinsen. Wo bleiben hie die Stecher und Renner, die Spieler und Banketirer, die da völler sind, denn die kotzenden Hunde? Dazu müssen wir Armen ihnen steuern, Zinsen und Gült geben, und soll der Arme nichts minder, weder Brod, Salz noch Schmalz daheim haben, mit sammt ihren Weibern und kleinen unerzogenen Kindern. Wo bleiben hie die mit ihrem Handlehn und Hauptrecht? ja, verflucht sei ihr Schandlehn und Raubrecht. Wo bleiben sie die Tyrannen und Wüthriche, die ihnen selbst zueignen Steuer, Zoll und Umgeld, und das so schändlich und lästerlich verthuen, das doch alles in gemeinen Seckel kommen und zu Nutz dem Lande dienen soll; und daß sich ja keiner dawider rümpfe, oder gar flugs geht's mit ihm, als mit

einem verrätheriſchen Buben, an's pflöcken, köpfen, viertheilen: da iſt minder Erbarmung, denn mit einem wüthenden Hund. Hat ihnen Gott ſolche Gewalt gegeben, in welchem Kappenzipfel ſteht doch das geſchrieben? Ja, ihre Gewalt iſt von Gott, aber doch ſo fern, daß ſie des Teufels Söldner ſind und Satanas ihr Hauptmann. Nur mit dieſen Moabs und Behemots weit hintan und weit hinweg, iſt Gottes höchſtes Gefallen."

In dieſem Ton ſind die meiſten Schriften und Reden gehalten, welche im Beginne der Reformation, den auf den Bauern laſtenden Druck beſprachen. Die Bildung des Volkes war noch zu gering, als daß es mit Gründen der Geſchichte, der Geſetze und des ewigen Rechtes hätte auftreten können. Das einzige Gebiet, welches den Maſſen zugänglich, und aus welchem ſie Gründe zur Abwehr gegen unerhörten Druck entlehnen konnten, war die Religion. Jedes Wort, welches Luther und ſeine Genoſſen gegen die Habgier der Päpſte und ihrer Legaten, der Cardinäle und Biſchöfe, mit tief empfundener Entrüſtung ſchleuderten, paßte in gleichem Maße auf die Dränger der armen Bauern, nämlich auf ihre Grundherren, weltlichen und geiſtlichen Standes. Die Aufforderung, welche an das Volk erging, das unerträgliche Joch der Pfaffen abzuſchütteln, ließ ſich auch auf jede andere Zwingherrſchaft und namentlich auf den von den Grundherren ausgeübten ſchweren Druck anwenden. Der arme Conrad,*) Joß Fritz**) und ſeine Genoſſen, lebten im Andenken des geſammten Bauernſtandes. Im Jahre 1517, mit welchem der Beginn der Reformation gewöhnlich angenommen wird, zeigten ſich noch Spuren der Thätigkeit des unermüdlichen Bauernfreundes und Revolutionairs Joß Fritz. Schwachmüthige und engherzige Förderer der Freiheit mochten glauben, daß mit dem armen Conrad die Hoffnungen des Bauernaufſtandes auf Jahrzehnte oder gar auf Jahrhunderte vernichtet worden ſeien. Allein die Angſt, in welcher die Fürſten und deren Anhänger unausgeſetzt ſchwebten, bewies deutlich, daß die Gefahr eines allgemeinen Bauernaufſtandes noch keineswegs vorüber gegangen ſei. Im Volke erhielt ſich der Glaube an zwei Weiſſagungen: die eine ging dahin — es ſolle einſt eine Kuh auf dem Schwanenberge ſtehen***) und da plarren, daß man's mitten in der Schweiz höre. Dieſes wurde gedeutet: daß ganz Deutſchland einſt zur Schweiz, d. h. frei wie dieſe werden würde. Die zweite Prophezeihung, welche dem ſterbenden Johannes Huß oder deſſen Todesgenoſſen Hieronymus in den Mund gelegt wurde, und welche ſich auf einer huſſitiſchen Münze als Umſchrift abgeprägt fand, lautete: „Ueber hundert Jahre werdet Ihr Gott und mir antworten." Dieſe hundert Jahre waren vergangen und mit ungewöhnlicher Spannung harrte das gedrückte Volk des Menſchen, welcher das Joch des Pfaffenthumes von ihm nehmen und ihm Freiheit und Glück verſchaffen ſollte.

Die Zeit ſtumpfſinniger Duldung war vorüber gegangen. Nachdem vor Luther viele witzige Köpfe geſcherzt und viele Gelehrte gegen das Papſtthum und Mönchthum Abhandlungen geſchrieben hatten, war der Wittenberger Profeſſor der erſte, welcher es verſtand, die ganze Maſſe des Volkes in ſeinen Streit gegen das Papſtthum herein zu ziehen. Mit Recht konnte Luther ſagen: „Der Damm hat ein Loch bekommen und es ſteht nicht bei uns, die ausbrechende Fluth abzuhalten." In allen Gauen Deutſchlands und der Nachbarſtaaten war das Volk in unbeſchreibliche Gährung gerathen Die Fürſten und Obrigkeiten, die Biſchöfe und Pfarrer zitterten und zagten. Sie hatten den Muth verloren, wie früher, mit Feuer und Schwert gegen jede feindliche Regung einzuſchreiten, und wo ſie es thaten, erkannten ſie bald, daß ſie nur Oel in die Flammen goſſen.

Die alte Kirche erkannte weder die Willensfreiheit, noch die Gewiſſensfreiheit des Menſchen an. Sie verlangte unbedingte Annahme der von ihr aufgeſtellten Glaubenslehren und Befolgung der von ihr ertheilten Weiſungen. Der Gläubige, welcher ſich ihr

*) Weltgeſchichte, Buch VI, § 18, S. 122 f. **) Buch VI, § 18, S. 120 f.

***) In Franken, ohnweit Nürnberg und Würzburg, alſo im Herzen Deutſchlands.

fügte, erhielt von dem Prieſter Abſolution. Die Kirche nahm ſeine Sünden und Vergehungen auf ſich. Die neue Richtung drang auf Selbſtprüfung, eiferte gegen die leeren Ceremonien des Papſtthums, verlangte als Beweis der gläubigen Geſinnung die Befolgung der Lehren Chriſti, namentlich Nächſtenliebe. Die alte Kirche räumte nur denjenigen, welchen ſie ſelbſt die Befugniß ertheilt hatte, das Recht zur Vornahme prieſterlicher Verrichtungen ein. Die Reformatoren nahmen ein allgemeines Prieſterthum an. In der Schrift „vom Mißbrauch der Meſſe“ erklärte Martin Luther im Jahre 1521: „Es ſoll ein jeder wahrhaftige Chriſt wiſſen, daß im neuen Teſtament kein äußerlicher, ſichtbarlicher Prieſter iſt. Wir haben nur einen einzigen Prieſter, Chriſtum. Es iſt ein geiſtlich Prieſterthum, allen Chriſten gemein, dadurch wir alle mit Chriſto Prieſter ſind, das iſt, wir ſind Kinder Chriſti, des höchſten Prieſters. Wir bedürfen auch keines anderen Prieſters oder Mittlers, denn Chriſti. Durch das Zeugniß der Schrift (Römer 5) wird das äußerliche Prieſterthum im neuen Teſtament zu Boden geſtoßen. Denn ſie macht das Gebet, den Zutritt vor Gott und die Lehre (welches alles einem Prieſter eignet und gebührt) allen Menſchen gemein. Alſo folgt, daß das Prieſtertbum im neuen Teſtament zugleich in allen Chriſten iſt, im Geiſt allein, ohne alle Perſon und Larve.“ Durch dieſe Lehre trat der Chriſt, welcher bis dahin ein blinder Knecht des Prieſters geweſen war, dieſem als gleichberechtigtes Mitglied an die Seite. Der innere Werth des Menſchen wurde in demſelben Maße gehoben, als die von den Pfaffen eingeführten Aeußerlichkeiten die Bedeutung verloren, welche die verblendeten Maſſen ihnen zugeſchrieben hatten. Auf dem alten Kirchenglauben mit ſeiner blinden Unterwerfung und der Vernichtung jedweder ſelbſtſtändigen Perſönlichkeit ruhte die ganze Geſellſchaft im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts.

„Könige und Fürſten“, ſo ſchrieb Martin Luther*) (1524) nachdem er ausführlich die Betrügereien und die Habgier der Kaufleute gerügt, „Könige und Fürſten ſollten hie drein ſehen und nach geſtrengem Recht ſolches wehren. Aber ich höre, ſie haben Kopf und Theil daran, und gehet nach dem Spruch Eſaja 1: Deine Fürſten ſind der Diebe Geſellen worden. Dieweil laſſen ſie Diebe hängen, die einen Gulden oder einen halben geſtohlen haben, und handthieren mit denen, die alle Welt berauben, und ſtehlen ärger, denn alle anderen, daß ja das Sprüchwort wahr bleibe: Große Diebe hängen die kleinen Diebe, und, wie der römiſche Rathsherr Cato ſprach: Schlechte Diebe liegen in Thürmen und Stöcken, aber öffentliche Diebe gehen in Gold und Seide. Was wird aber zuletzt Gott dazu ſagen? Er wird thun, wie er durch Ezechiel ſpricht: Fürſten und Kaufleut', einen Dieb mit dem andern in einander ſchmelzen, wie Blei und Erz, gleich als wenn eine Stadt ausbrennt, daß weder Fürſten noch Kaufleut' mehr ſeien; als ich beſorge, daß ihnen vor der Thür ſei.“

Noch beſtimmter, wenn auch nicht ſo kräftig, als Luther, ſprach ſich Wenzeslaus Link in einer viel geleſenen Rede aus: „Gott giebt der weltlichen Obrigkeit Gewalt nicht ferner, als zu Erhaltung und Beſſerung gemeinen Nutzens und Friedens ihrer Lande und Unterthanen. Es geziemt ihr auch nicht weiter zu greifen, wir ſind ihr auch auf unſer Gewiſſen ſchuldig, darzu zu helfen und zu dienen mit Leib und Gut, aber nicht ferner. Wo ſie uns weiter treiben, handeln ſie unchriſtlich, als Tyrannen. Denn der iſt ein Tyrann, der in Gewalt nicht den gemeinen Nutzen, ſondern ſeine eigene Ehre, Nutzung, Wolluſt ſucht und alſo ſich ſelbſt, ja dem Teufel, und nicht Gott dient. Ein Gewalt oder Obrigkeit iſt Gottes Dienerin, die Tyrannei des Teufels.“

In einer anderen Flugſchrift der damaligen Zeit heißt es unter anderem:

„Es iſt ja offenbar und liegt am Tage, daß bei den Heiden nicht ſo ein unordentlich Regiment erfunden wird, als bei uns, die ſich Chriſten rühmen: denn da bedenkt kein Regent, daß er Andern zu Gut und Nutz lebe, ſondern ſich ſelbſt. Niemand will zu Herzen nehmen,

*) In ſeiner Schrift „von Kaufshandlung.“

warum ihn Gott zu einem Oberen verordnet habe, und daß nicht Land und Leute ſein ſind, ſondern daß er des Landes und der Unterthanen ſei, denen er auch ſeine Verwaltung und Regierung zu Nutz und Guten führen ſoll. Weil nun die Ordnung eines chriſtlichen Regiments ſo ganz umgekehrt iſt, welcher will denn zweifeln, daß nicht auch die Handhabung göttlichen Wort's umgekehrt ſei, und für derſelben chriſtliche Verfechtung ein öffentlicher Widerſtand des Evangeliums folgen muß?"

In ähnlicher Weiſe wurde das Verhältniß des Adels zum Volke allgemein öffentlich beſprochen. Luther machte ſogar den Vorſchlag, den Unterſchied zwiſchen dem adeligen und bürgerlichen Stande ganz aufzuheben.

„Warum thut man nicht," ſo fragt dieſer Reformator,*) „wie im Volk Iſrael geſchah, da nur einer König blieb? Seinen Brüdern gab man etwas, und ließ ſie den anderen im Volke gleich ſein. Müſſen denn alle Fürſten und Edel bleiben, die Fürſten und Edel geboren ſind? was ſchadet es, ein Fürſt nehme eine Bürgerin und ließe ihm begnügen an eines ziemlichen Bürger's Gut?

Wiederum eine edle Magd nehme auch einen Bürger? es wird's doch die Länge nicht tragen, eitel Adel mit Adel heirathen. Ob wir vor der Welt ungleich ſind, ſo ſind wir doch vor Gott alle gleich, Adamskinder, Gottes Creatur und iſt je ein Menſch des anderen werth."

Frühzeitig beſchäftigten ſich die Reformatoren mit der Verbeſſerung des Schickſals der leidenden Menſchheit. Nicht entfernt dachten ſie daran, daß ſich Adel und Fürſten mit den Gütern der alten Kirche bereichern ſollten, vielmehr gingen ſie von der Grundanſicht aus, der Zweck aller Stiftungen ſei geweſen, arme, fromme Leute zu unterſtützen, ſolchen müßten daher alle Stiftungen, deren Einziehung ſtattfinde, zu Gute kommen. Luther ſchrieb in dieſem Sinne einen eigenen Tractat „über die Ordnung eines gemeinen Kaſtens." Uebrigens erkannte man bald, daß auch durch die beſte Armenpflege die herrſchenden Mißſtände nicht abgeſchafft werden könnten. In ſeiner Abhandlung „von weltlicher Obrigkeit, Jena 1523," erklärte Luther ausdrücklich:

„Daß alle Zeit über alles Recht reglere und das oberſte Recht und Meiſter alles Rechten bleibe die Vernunft. — Das ſage ich darum, daß man nicht meine, es ſei genug und köſtlich Ding', wenn man dem geſchriebenen Recht oder Juriſten-Räthen folgt, es gehört mehr dazu. — Alſo ſoll man handeln mit allem unrechten Gut, es ſei heimlich oder öffentlich, daß immer die Liebe und natürlich Recht Oben ſchwebt. Denn wo Du der Liebe nach urtheilſt, wirſt Du gar leicht alle Sachen entſcheiden und richten, ohne alle Rechtsbücher. Wo Du aber der Liebe und Naturrecht aus den Augen thuſt, wirſt Du es nimmermehr ſo treffen, daß es Gott gefalle, wenn Du auch alle Rechtsbücher und Juriſten gefreſſen hätteſt, ſondern ſie werden Dich nur irrer machen, je mehr Du ihnen nachdenkſt. Ein recht gutes Urtheil, das muß und kann nicht aus Büchern geſprochen werden, ſondern aus freiem Sinne daher, als wäre kein Buch. Aber ſolch' frei Urtheil giebt die Liebe und natürlich Recht, deß alle Vernunft voll iſt."

Bezeichnend für die Stimmung des Volkes iſt namentlich Eberlin's von Günzburg „Neue Ordnung weltlichen Standes 1521." Es heißt in dieſem Buche unter anderem:

„Keine ehrlichere Arbeit oder Nahrung ſoll ſein, denn Ackerbau. Aller Adel ſoll ſich nähren von Ackerbau. Kein Oberhaupt ſoll Gewalt haben, etwas zu thun ohne Hülfe und Rath derer, ſo vom Haufen der Unterthanen dazu geſetzt oder geordnet ſind. Gewild, Vögel und Fiſche ſoll jedermann gemein ſein für ſeine Noth zu fahen, wer es vermag. Holz ſoll jedermann gemein ſein zu hauen, doch nützlich. Alle alten kaiſerlichen und Pfaffenrechte thun wir ab. Jeglicher ſoll gemeine Rechte wiſſen, und daß jeglicher wiſſe ſein

*) In ſeinem Tractat: „Wider den falſch genannten Stand der Geiſtlichen (1522).

Billiges und Unbilliges. Kein Jurist, kein Fürsprecher (Advocat) soll fürhin sein: welcher für sich selbst nicht reden kann, der nehme den nächsten Mitbürger. — Keiner soll für einen Ketzer geachtet werden, welcher bei gemeinem Gesetz des Evangelii bleibt, nach gemeinem Verstand' unseres Landes. Schüler, Pfaffen, Landleute, auch Richter sollen mit einander urtheilen in Sachen, betreffend unsere evangelische Lehre und Gesetze. Welcher Bürger unter hundert Gulden Werth hat, darf nichts geben, aber hundert Gulden giebt alle Wochen einen Heller: den soll man alle Wochen fordern."

Eine zweite Schrift ähnlichen Inhalts ist der unter dem Namen der „Reformation Friedrich's III." bekannte Vorschlag zu einer neuen Reichsordnung. Sie zerfällt in dreizehn Artikel, welche neben vielen unerheblichen Allgemeinheiten bestimmt: alle Doctores der geistlichen und weltlichen Rechte, so bisher gebraucht worden, sollen alle todt und ab sein. Alle Zöll, Mönche, Gelzit, Umgeld, Aufschläge, Steuern und Beschwerungen so bisher im Reich ihren Fürgang gehabt haben, sollen fürbaß hin alle todt und ab sein, ausgenommen was zu der Nothdurft erkannt wird. Alle Kaufmannshändel sollen zu Gunsten der ärmeren Klassen geändert werden. Kein Kaufmann soll einen größeren Handel vornehmen dürfen, als bis zu 10,000 Gulden. Alle Straßen sollen frei sein; Straßen, Wege und Stege sollen im ganzen Reiche verbessert werden. Zur Aufrechthaltung dieser Artikel soll eine allgemeine Volksbewaffnung eingerichtet werden."

Diese und viele andere Verbesserungsvorschläge wurden vom Volke aller Orten in Deutschland ernstlich erwogen und besprochen. Sie gingen Hand in Hand mit der religiösen Bewegung, welche allein ihnen Nachdruck und einen festen Stützpunkt verlieh. Denn wenn auch viel von Vernunft und Naturgesetz gesprochen und geschrieben und daraus manche Gründe gegen die bestehende Ordnung abgeleitet wurden, so bildete doch die Bibel und der Glaube die eigentlichen Bollwerke, von welcher aus die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts ihre Angriffe auf Kirche und Staat machten.

Besonders ermuthigend und anregend wirkte Ulrich von Hutten. „Freiheit!" war das Loosungswort, welches er der deutschen Nation mit Donnerstimme entgegen rief und Muth das Mittel, welches er anpries, um zu diesem großen Ziele zu gelangen. Selbst Luther war nicht immer so zahm, als er in späteren Jahren wurde. In seiner ersten Zeit regte er wiederholt die Kampflust und den kriegerischen Geist der Deutschen an. So schrieb er zu Ende des Jahres 1519: „Wenn ihr (der Römlinge) rasend Wüthen einen Fortgang haben sollte, so dünkt mich, es wäre schier kein besserer Rath und Arznei, ihm zu steuern, denn daß Könige und Fürsten mit Gewalt dazu thäten, sich rüsteten, und diese schädlichen Leute, so alle Welt vergiften, angriffen und einmal des Spiels ein Ende machten, mit Waffen, nicht mit Worten. — So wir Diebe mit Strang, Mörder mit Schwert, Ketzer mit Feuer strafen: warum greifen wir nicht vielmehr an diese schädlichen Lehrer des Verderbens, als Päpste, Cardinäle, Bischöfe und das ganze Geschwärm des römischen Sodoma mit allerlei Waffen und waschen unsere Hände in ihrem Blute?" Aehnlichen Saamen streute Luther in fast allen seinen Schriften erster Zeit aus. Wenn er später mildere Saiten aufzog, so konnte er dadurch die Flammen, die er selbst entzündet hatte, nicht auslöschen, auch konnte er nicht verhindern, daß andere frische Geister in ähnlicher Weise die Nation zum Kampfe gegen ihre Unterdrücker aufstachelten. Besonders nachdrucksvoll geschah dieses durch Schrift und Wort in den Jahren 1521 bis 1524. Flugschriften und reisende Prediger wirkten in derselben Richtung. Was Wunder, daß endlich der Sturm losbrach?!

§ 7. Der Bauernkrieg.

Es giebt ewige und unveräußerliche Menſchenrechte: das Recht auf perſönliche Freiheit, auf einen Antheil an den Gütern dieſer Erde und auf die Früchte der eigenen Arbeit; der Verſuch, ſie geltend zu machen, verdient als ein Beweis von Muth und Entſchloſſenheit, immer Preis, auch wenn er nicht durch den Erfolg gekrönt werden ſollte. Von dieſem Standpunkte aus müſſen wir den Bauernkrieg der Jahre 1524 und 1525 als eine glorreiche Erſcheinung am dunkeln Firmamente jener trüben Zeit freudig begrüßen. Die Beweggründe, welche die Maſſen leiteten, das Ziel, nach welchem ſie ſtrebten, ſind entſcheidend für die Beurtheilung des großartigen Aufſtandes, nicht einzelne Zwiſchenfälle des Krieges, oder die Beſtrebungen einzelner Menſchen, welche daran Theil nahmen. Jeder einzelne Sklave, jeder einzelne Leibeigene hat ſo gut als ein ganzes in Sklaverei oder Leibeigenſchaft gehaltenes Volk das Recht, die Feſſeln zu brechen, in welchen fluchwürdige Gewalthaber ihn halten. Die einzelnen Menſchen und ganze Völker haben dazu nicht bloß ein Recht, ſie haben die Pflicht, ein Joch, welches ihre Entwickelung hemmt, oft ganz unmöglich macht, abzuſchütteln. Denn das erſte Recht des Menſchen iſt das Recht auf die harmoniſche Entwickelung aller ſeiner Kräfte. Dieſe iſt nur möglich im freien, nicht im geknechteten Zuſtande. Die deutſchen Bauern des ſechszehnten Jahrhunderts waren zum größten Theile Leibeigene. Allein auch diejenigen, welche ſich ihre perſönliche Freiheit gewahrt hatten, waren durch Abgaben, Dienſte und Bannrechte dermaßen beſchwert, daß ihnen jede freie Bewegung, jede edle Entwickelung unmöglich war. Der Mann der Freiheit macht ihnen daher keinen Vorwurf daraus, daß ſie endlich zu den Waffen griffen, er tadelt vielmehr, daß ſie ihre Ketten ſo lange geduldig trugen. Wer auf Seiten der für ihre unveräußerlichen Menſchenrechte kämpfenden Bauern focht, ſtand auf dem feſten Boden des ewigen Rechtes; wer ihnen entgegen trat, auf dem ſchlüpfrigen menſchlicher Gewalt. Mögen immerhin die Tyrannen vergangener Jahrhunderte, mögen die Knechtsſeelen unſerer Tage den Freiheitskampf der Bauern des ſechszehnten Jahrhunderts mit den verächtlichſten Namen bezeichnen, er war eine der großartigſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte, und wird für die gedrückten Maſſen der Arbeiter, welche das auf ihnen ruhende Joch geduldig tragen, eine ernſte Mahnung bleiben, dem Beiſpiele ihrer Vorfahren des ſechszehnten Jahrhunderts zu folgen und den Kampf mit den bevorrechteten Ständen zu beginnen.

Der leitende Geiſt der Reformation war unſtreitig Luther. Die religiöſe Bewegung des ſechszehnten Jahrhunderts hatte aber nur den Zweck, einen Theil der unſinnigen Glaubensſätze, der abgeſchmackten Ceremonien der römiſchen Kirche und die Herrſchaft des Papſtes abzuſchaffen. Der leitende Geiſt des Bauernkrieges war Thomas Münzer. Er billigte alle religiöſen Reformen, welche Luther angeregt hatte, blieb aber bei denſelben nicht ſtehen. Er verlangte eine weit durchgreifendere, eine gründliche Reform auf religiöſem Gebiete und ſtrebte nach einer nicht minder bedeutungsvollen Umgeſtaltung der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände ſeiner Zeit. Thomas Münzer wollte nicht ein, wenn auch abgeſchmacktes, Dogma an die Stelle des andern ſetzen, eine unvolksthümliche Kirchenherrſchaft ſtatt der andern gründen. Sein Ziel war, in religiöſer Beziehung nicht minder, als in weltlicher, die Herrſchaft des Volkes feſtzuſtellen und dem Deſpotismus aller bevorzugten Stände, nicht blos der Päpſte, ein Ende zu machen. Je weiter der Geſichtskreis Thomas Münzer's reichte, deſto ſchwerer war es, den beſchränkten Menſchen ſeiner und ſpäterer Zeit, die Anſichten und Beſtrebungen dieſes Mannes richtig zu würdigen, und je großartiger Münzer's Entwürfe zur Befreiung der Menſchheit waren, deſto bitterer haßten ihn die zahlreichen Tyrannen des ſechszehnten und ſpäterer Jahrhunderte.

Schon im Jahre 1520 trennte ſich Münzer von Luther, weil er mit deſſen halben

Fortschritten nicht zufrieden war. Er verlangte eine Reform des ganzen christlichen Lebens, die Gründung einer ganz neuen Kirche ächter Kinder Gottes. Er schalt Luther einen Weichling, der den Glauben zu sehr erhebe, aus den Werken zu wenig mache, das Volk in seinen alten Sünden lasse und mit seiner todten Glaubenspredigt dem Evangelium schädlicher sei als der Papisten Lehre. Münzer war ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren (1520). Er trug seine Ansichten mit einem Feuereifer, einer Kraft der Begeisterung und einer Kenntniß der Bibel vor, welche ihm weit und breit den größten Ruhm erwarben.

Als Prediger von Zwickau nahm Münzer Antheil an den Schwärmereien der sogenannten Zwickauer Propheten, ohne jedoch dieselben hervor gerufen zu haben. Er ließ sich die Wiedertaufe gefallen, legte ihr aber keine religiöse Bedeutung bei, vielmehr betrachtete er sie nur als ein äußeres Zeichen, wodurch die entschiedensten unter den religiösen Bewegungsmännern seiner Zeit sich gegenseitig zu erkennen gaben. So klar der Verstand und so fest der Wille Thomas Münzers auch waren, vermochte er doch nicht, in jeder Beziehung sich über seine Zeit zu erheben. Die schwärmerische Seite seines Geistes war diejenige, welche ihn mit den Massen nicht minder innig verband, als die rein menschlichen Bestrebungen, die er verfolgte. Er glaubte, daß Gott zu seiner Zeit eben sowohl, als vor Jahrtausenden, sich den Menschen offenbare und seine heiße Phantasie stellte ihm nicht selten ihre Einflüsterungen als göttliche Mittheilungen dar. Als die Zwickauer Propheten, im Jahre 1521, aus ihrer Heimath vertrieben wurden, theilte Thomas Münzer ihr Loos, zog aber nicht mit der einen Hälfte derselben nach Wittenberg, sondern mit der anderen nach Böhmen. Er hoffte, den Geist aus dem Grabe zu beschwören, welcher vor einem Jahrhundert die Hussiten unüberwindlich gemacht hatte. Zu Prag war es, wo Münzer in lateinischer und deutscher Sprache eine Aufforderung anschlug, in welcher er die Geistlichkeit in den kräftigsten Ausdrücken angriff, die Abgeschmacktheit ihrer Lehren und ihre Faulheit geißelte und das Volk zum Kampfe gegen seine Unterdrücker aufrief. Doch im Laufe eines Jahrhunderts hatten die Pfaffen sich wieder in Böhmen festgesetzt. Sie waren mächtig und reich geworden. Thomas Münzer konnte keinen Anhang gewinnen und mußte bald schon das Land verlassen. Er kehrte in die Gegend seines Geburtsorts zurück*) und predigte (1522) mit so großem Beifall zu Altstedt, daß die Bewohner der benachbarten Städte: Eisleben, Halle, Frankenhausen und anderer Orte ihm haufenweise zuliefen. Er richtete den Gottesdienst ganz neu ein, was Martin Luther dazumal noch nicht gewagt hatte. Er bekämpfte zunächst das Pfaffenthum und den religiösen Aberglauben und forderte das sächsische Brüderpaar, den Kurfürsten Friedrich, den sogenannten Weisen, und den Herzog Johann wiederholt auf, in diesem Sinne einzuschreiten.

„Ihr sollt Euch nicht erbarmen", so schrieb Münzer an diese Fürsten, „über die Abgöttischen, zerbrecht ihre Altäre, zerschmeißt ihre Bilder und verbrennet sie, auf daß ich nicht mit Euch zürne" (5. Mos. 7.) Münzer wollte eine geistige Auffassung der Bibel und setzte über dieses Buch den im menschlichen Gemüthe wirkenden heiligen Geist, oder, wie wir uns ausdrücken würden, die Vernunft, die nach Wahrheit strebende Geisteskraft des Menschen. Er verwarf Luther's abgeschmackte Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. In Christus sah Münzer nicht einen Gott, sondern nur einen hochbegabten Lehrer und Propheten, in dem Abendmahle kein Sacrament, sondern nur eine Erinnerungsfeier. Der Teufel war ihm nichts anderes, als der Inbegriff der bösen Begierden und Neigungen des Menschen. Den Himmel setzte Münzer nicht jenseits dieser Erde, er fand ihn schon diesseits in einem vergöttlichten, menschlichen Herzen. Wie in seinen religiösen Glaubenssätzen so war dieser Reformator auch in seinen staatlichen Ansichten dem Augustinermönche Luther

*) Münzer war zu Stollberg am Harz 1498 geboren.

um Jahrhunderte voran. Er wollte das Chriſtenthum aus den Kirchen in das Leben überführen, ein neues Reich brüderlicher Gleichheit, Freiheit und Reinheit gründen und alle weltlichen und geiſtlichen Despoten, welche ſich dieſem hohen Unternehmen widerſetzen würden, niederwerfen. Zu dieſem Zwecke ſtiftete er zugleich eine geheime Geſellſchaft und eine Preſſe, durch welche er ſeine Schriften in die Oeffentlichkeit brachte.

Von der Kanzel herab und in ſeinen Flugſchriften verkündigte Münzer den gedrückten Maſſen die nahe Erfüllung der Weiſſagungen des alten und neuen Teſtamentes, eine Zeit des reinſten Bürgerglückes, da keine Tyrannen, keine Frohnden, keine todte Buchſtabenreligion, keine Prieſtertyrannei und kein Kaſtenweſen mehr ſein, Kirche und Staat in dem Reiche der Freien und Heiligen aufgehen und das wahre Prieſterthum, das des ganzen Menſchengeſchlechtes, beginnen werde. Münzer begnügte ſich nicht damit, dieſe Lehren zu verbreiten, er verlangte von jedem Menſchen, als Pflicht, zu deren Verwirklichung thätig zu ſein und ſetzte Leben und Freiheit für ſeine Lehre ein. Sehr wahr erklärte Münzer: „ſo lange die Leute hölzerne Bilder wie Gott verehrten, ſeien ſie der Freiheit nicht fähig.“ Darum griff er die prieſterlichen Blendwerke, als die ſtärkſten Feſſeln der bürgerlichen Knechtſchaft, mit der ganzen Kraft ſeiner begeiſterten Seele an. Es empörte ihn, „daß die chriſtlichen Schriftgelehrten den gekreuzigten Jeſus zum Götzen gemacht und an die Stelle Gottes, der im Geiſte und in der Wahrheit angebetet werden ſollte, einen feinen goldenen Herrgott geſetzt haben, davor die armen Bauern ſchmatzen.“

Dieſe Lehren konnten inmitten der verrotteten Zuſtände, welche, wie in allen übrigen, ſo auch in den kirchlichen Beziehungen, noch immer fortdauerten, nicht wirkungslos bleiben. Ohnweit Altſtedt war ein beſuchter Wallfahrtsort, die Kapelle zu Mellerbach. Die Altſtedter zerſchlugen die Bilder, welche ſie darin fanden und verbrannten zuletzt die Kapelle ſelbſt. Die beiden ſächſiſchen Fürſten, Friedrich, der ſogenannte Weiſe, und Johann kamen ergrimmt ſelbſt nach Altſtedt. Münzer predigte vor ihnen auf dem Schloſſe. Er forderte ſie auf, die Abgötterei auszurotten, und das Evangelium mit Gewalt einzuführen. Er ſagte ihnen rund heraus: Wo die Fürſten die Gottloſen nicht vertilgen, werde ihnen Gott das Schwert nehmen. Die Grundſuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei ſeien die Fürſten und Herren, ſie nehmen alle Creaturen zum Eigenthum, die Fiſche im Waſſer, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, — alles müſſe ihr ſein. „Die Herren“, ſagte Münzer den beiden Fürſten in's Angeſicht, „machen das ſelber, daß ihnen der arme Mann Feind wird. Die Urſache des Aufruhrs wollen ſie nicht weg thun, wie kann es in die Länge gut werden? Ach, lieben Herren, wie hübſch wird der Herr unter die alten Töpfe ſchmeißen mit einer eiſernen Stange! ſo ich das ſage, werde ich aufrühriſch ſein. Wohlhin!“

Dieſe Predigt ließ Münzer ſofort drucken. Der Herzog Johann verwies darauf den Drucker derſelben des Landes. Münzern ſelber wurde verboten, irgend etwas durch die Preſſe zu veröffentlichen, das nicht zuvor die Cenſur der ſächſiſchen Regierung zu Weimar beſtanden habe. Kurz darauf ließ Münzer eine ſeiner ſchärfſten Schriften in dem benachbarten Mühlhauſen drucken, in welcher er am Schluſſe ſagt: „Die ganze Welt muß einen großen Stoß aushalten; es wird ein ſolch' Spiel angehen, daß die Gottloſen vom Stuhl geſtürzt, die Niedrigen aber erhöhet werden.“ In ähnlicher Weiſe, wie in unſeren Tagen, ſtand im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts die entſchiedene und die halbe Abtheilung der Fortſchrittspartei einander feindlich gegenüber. Hätten ſie ſich geeinigt, ſo wäre ohne Zweifel damals ſchon der herrſchende Despotismus geſtürzt und auf deſſen Ruinen eine freiere Ordnung der Dinge in Kirche, Staat und Geſellſchaft eingeführt worden. Allein, wie in den Jahren 1848 und 1849 die Conſtitutionellen, ſtatt zu den Republikanern vorwärts zu ſchreiten, umkehrten und ſich den Royaliſten anſchloſſen, ſo vereinigte ſich die Par-

tei Luther's nicht mit derjenigen Thomas Münzer's, sondern mit dessen Feinden, den Fürsten und Herren.

Martin Luther forderte die beiden sächsischen Fürsten, von denen der eine, Johann, dazu schon sehr geneigt war, auf, gegen die freie Richtung einzuschreiten. Münzer mußte Altstedt verlassen, zog zuerst nach Nürnberg, wo er seine Vertheidigungsrede gegen Luther drucken ließ, und von da nach den Gegenden, wo die ersten Regungen des großen Bauernkrieges zu Tage traten: in den Klettgau, den Hegau, nach Basel, Zürich und in's Elsaß.

Ohne Zweifel war es Münzer, welcher den eigentlichen Stoff zu den berühmten zwölf Bauernartikeln lieferte, wenn schon er nicht selbst deren endliche Abfassung besorgte. Diese zwölf Artikel sind von der höchsten geschichtlichen Wichtigkeit, weil sie am treffendsten die gerechten Klagen der Bauern zusammenfassen und beweisen, daß diese in ihren Forderungen höchst billig und in der Art und Weise, wie sie dieselben vorbrachten, äußerst bescheiden waren. Zugleich erhellt aber auch daraus der innige Zusammenhang des Bauernkrieges mit der von Luther angeregten, von Thomas Münzer aber fortgeführten Reformation. Die ganze Einleitung, der Schluß und jeder einzelne Artikel wird mit Bibelstellen belegt, und wie Luther seiner Zeit zu Worms, so erklärten die Bauern jetzt, sie wollten von ihren Beschlüssen nicht abstehen, es sei denn, daß man ihnen aus der Schrift nachwiese, daß sie unziemlich seien. Die Bauern wichen demnach von Luther nur in sofern ab, als sie ihr unmittelbares bürgerliches Dasein nach den Bestimmungen der Bibel abgeändert wissen wollten, während Luther im Augenblicke der Entscheidung die Schrift nicht mit dem alltäglichen Leben, sondern nur mit religiösen Glaubenssätzen in Verbindung brachte. Die wesentlichen Bestimmungen der ziemlich weitläufig abgefaßten zwölf Artikel sind die folgenden:

1) Die Gemeinde soll das Recht haben, ihren Pfarrer selbst zu wählen und abzusetzen. Der Pfarrer soll das Evangelium lauter und klar predigen.

2) Der kleine Zehnte soll abgethan, der große zum Zwecke des Unterhalts des Pfarrers, zur Unterstützung der Dürftigen und für den Fall einer Landesnoth verwendet werden.

3) Die Leibeigenschaft soll abgeschafft werden.

4) Der arme Mann soll Gewalt haben, das Wildpret, Geflügel oder Fische zu fangen; und

5) Seinen nothwendigen Bedarf an Holz aus den Wäldern zu schlagen.

6) Die Dienste sollen erleichtert,

7) Soll dem Bauer ohne Entgelt nicht mehr zugemuthet werden, als seine Vereinbarung mit dem Herrn ihm zu leisten auferlegt.

8) Wo die Gülten zu hoch sind, sollen sie nach billigem Ermessen herabgesetzt werden.

9) Die Strafen sollen weder willkürlich, noch parteiisch sein;

10) Wer der Gemeinde widerrechtlich Grundstücke entzogen hat, soll sie zurückgeben.

11) Kein Mensch soll hinfüro beim Todfall schuldig sein, etwas zu geben.

12) Wenn einer oder mehrere der hier gestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären, so soll davon abgestanden werden. Sollten sich dagegen mehr Artikel finden, die wider Gott und den Nächsten zur Beschwerniß wären, so bleiben diese vorbehalten.

Wenn wir diese Artikel mit denjenigen vergleichen, welche etwa zwanzig Jahre früher unter dem leitenden Einfluß des Joß Fritz aufgesetzt wurden*), so stellt sich kein sehr bedeutender Fortschritt heraus. Die Entwickelung des Bauernstandes ging sehr langsam voran. Sie zeigte sich hauptsächlich in der Thatsache, daß, was (1502) nur das Streben einer kleinen geheimen Gesellschaft gewesen, (1524) zum Vereinigungspunkte vieler Hunderttausende geworden war.

Weit entschiedener und durchgreifender, als die zwölf Artikel, war der sogenannte

*) S. Weltgeschichte Bd. VI, S. 120.

Artikelbrief, welcher ohne Zweifel ganz von Thomas Münzer verfaßt und von der evangeliſchen Brüderſchaft am Wald (Schwarzwald) angenommen wurde. Er beginnt mit der Erklärung, „daß der arme Mann in Städten und auf dem Lande die ihm von geiſtlichen und weltlichen Herren und Obrigkeiten auferlegten ungöttlichen und ungerechten Bürden und Beſchwerden nicht länger tragen noch dulden möge, demnach der Anſchlag und das Fürnehmen dieſer chriſtlichen Vereinigung ſei, mit der Hülfe Gottes ſich davon ledig zu machen und das, ſo viel möglich, ohne Schwertſchlag und Blutvergießen." Zu dieſem Behufe wird der weltliche Bann gegen alle diejenigen ausgeſprochen, welche ſich weigern, in dieſe chriſtliche Vereinigung einzugehen, namentlich gegen die Bewohner von Schlöſſern, Klöſtern und Pfaffenſtiften und alle, welche die Feinde dieſer chriſtlichen Vereinigung fördern.

Der Artikelbrief beruht auf der Vorausſetzung, daß bereits eine chriſtliche Vereinigung beſteht, deren Zweck iſt, nicht blos einzelne Mißſtände, ſondern den geſammten Adel, das ganze Mönchsweſen und alle Stifter abzuſchaffen und Adel und Geiſtlichkeit aller ihrer Vorrechte vollſtändig zu entkleiden.

Thomas Münzer ſtützte ſich nicht, gleich Luther, auf die Fürſten. Er organiſirte ſelbſt unter dem Namen der chriſtlichen Vereinigung eine Macht, welche von einem Ende Deutſchlands zum andern reichte, und weiche ſtark genug war, alle organiſirten Gewalten, wenn nicht über den Haufen zu werfen, ſo doch zu erſchüttern. Er verbreitete nicht blos religiöſe, politiſche und geſellſchaftliche Wahrheiten, ſondern that auch bedeutungsvolle Schritte, ſie ins wirkliche Leben überzuführen, und ſetzte dabei Leib und Leben ein. Er durchzog, nachdem er ſeine Sendlinge vorangeſchickt hatte, einen anſehnlichen Theil Deutſchlands und bildete den einzigen nachweisbaren Vereinigungspunkt aller Volksbewegungen, welche in den Jahren 1524 und 1525 in faſt allen Gauen Deutſchlands ausbrachen. Vom October 1524 bis October 1525 verweilte er im ſüdlichen Deutſchland, gerade in denjenigen Gegenden, in welchen der Bauernaufſtand zuerſt losbrach. Aller Orten ſtiftete er „chriſtliche Vereinigungen", deren Fäden er in den Händen behielt, und mit weichen er fortwährend Verkehr pflog. Längs der Donau und über Franken kehrte er nach Thüringen zurück. Viele ſeiner Anhänger und Sendlinge verblieben aber in Oberſchwaben und wirkten in ſeinem Sinne. Unterwegs gab er eine ſeiner kräftigſten Flugſchriften im Drucke heraus. Darin erklärt er unumwunden: „Alle die Herren, die aus ihres Herzens Luſt und ihren eigenwilligen Köpfen eigennöthige Gebote, ich geſchweige Vergewaltigung, Steuer, Zoll, Umgeld aufbringen, die ſind rechte und echte Räuber und abgeſagte Feinde ihrer eigenen Landſchaft. Nur ſolche Moab, Agag, Ahab, Phalaris und Nero aus den Stühlen geſtoßen, iſt Gottes höchſtes Gefallen. Die Schrift nennt ſie nicht Diener Gottes, ſondern Schlangen, Drachen und Wölfe." Am Schluß ermuntert er die Bauern zur Standhaftigkeit und ſagte ihnen die furchtbarſten Leiden für den Fall voraus, daß ſie unterliegen ſollten. Hätten ſie in ſeinem Geiſte einmüthig gehandelt, ſo wäre der Sieg nicht zweifelhaft geweſen. Doch nur wenige konnten ſich zu derjenigen Entſchiedenheit und Kühnheit erheben, welche Münzer der großen Sache der Befreiung des gedrückten Volkes widmete.

Während Münzer ſich im ſüdlichen Deutſchland aufhielt, brachen daſelbſt die Aufſtände der Bauern los.

Die erſten ernſthaften Unruhen fanden ſchon im Anfange des Jahres 1524 an mehreren Orten Oberſchwabens ſtatt. Im Sommer deſſelben Jahres erhoben ſich die Bauern des Landgrafen von Stühlingen, welchen die Gräfin, eine geborene von Rapoltſtein, zumuthete, am Feiertag und in der Erndte für ſie Schneckenhäuslein und Beeren zu ſammeln. Hans Müller von Bulgenbach ſtand an ihrer Spitze. Am 24. Auguſt zogen die Bauern, zwölf hundert Mann ſtark, nach Waldshut, machten mit den Bürgern der Stadt Gemeinſchaft und errichteten einen Bund, den ſie die evangeliſche Brüderſchaft nannten. Sie

ſandten Boten in allen Richtungen, bis nach Franken und Thüringen und bis zu den Ufern der Moſel, welche verkündeten: ſie wollten ihren Herren nicht mehr gehorſam ſein, keinen Herren haben, als den Kaiſer, dieſem ſeinen Tribut geben, er ſolle ihnen aber nichts einreden: ſie wollen alle Schlöſſer und Klöſter und was den Namen geiſtlich habe, zerſtören. Der Augenblick war außerordentlich günſtig gewählt. Der Kaiſer ſtand mit ſeiner ganzen Heeresmacht in Italien wider den König Franz I. von Frankreich. Der Adel, die Städte und der geſammte ſchwäbiſche Bund wagten es nicht, den Bauern mit gewaffneter Hand entgegen zu treten. Es wurden daher Unterhandlungen eingeleitet, in deren Folge beſtimmt wurde, das Landgericht zu Stockach ſolle die Beſchwerden unterſuchen und die Bauern ſich bis dahin ruhig verhalten. Die Bauern von Stühlingen, denen ſich diejenigen im Klettgau*), Hegau**) und in der Baar anſchloſſen, ſetzten ſechszehn Artikel auf, welche ähnlichen Inhalts waren, wie die des Bundſchuh's, nur daß ſie ſich auf die bäuerlichen Verhältniſſe beſchränkten, und dieſe in allen ihren Einzelnheiten beſprachen. Die Beſchwerden der Bauern wurden jedoch nur zum Scheine in Stockach verhandelt. Der Adel wollte Zeit gewinnen. Die Unzufriedenheit nahm unter den Landleuten mehr und mehr zu, da und dort ſammelten ſich bewaffnete Haufen, welche bis auf drei und viertauſend Mann anwuchſen, ohne daß jedoch im Winter 1524 auf 1525 irgend etwas Erhebliches geſchah. Der Herzog Ulrich von Würtemberg, welcher, nachdem er viele Tauſende ſeiner Bauern in die Gefängniſſe geworfen und aus dem Lande getrieben hatte***), im Jahre 1519 ſelbſt verjagt worden war, ſuchte mit Hülfe der Bauern wieder in ſein Land zu kommen. Die Sache des gemeinen Mannes konnte durch eine Verbindung mit dem Herzoge nicht gewinnen. Sein Verſuch, Würtemberg zu erobern, mißlang (Mitte März 1525). In ſofern gereichte die Unternehmung des Herzogs Ulrich den Bauern zum Vortheil, als der ſchwäbiſche Bund, der Adel und die Städte durch ſie gezwungen wurden, ihre Streitkräfte gegen den Herzog zu richten. Auch dieſen günſtigen Umſtand wußten die Bauern nicht zu benützen. Erſt gegen Ende des Monats März nahmen ſie eine entſchiedenere Stellung an. In Oberſchwaben, im Innthale, auf dem Schwarzwald, im Breisgau, im Elſaß, weit die Donau hinab, in dem Odenwald, dem Rheingau, Franken und Thüringen ſammelten ſich viele Tauſende von Bauern, welche bereit waren, für ihr gutes Recht mit den Waffen in der Fauſt zu kämpfen. Augenſcheinlich lag dieſer gemeinſamen Bewegung ein beſtimmter Plan zu Grunde. Der Anfang des Frühlings war aller Orten zum allgemeinen Aufſtande vorher feſtgeſetzt worden. Während des Winters hatten die Vermittler und Unterhändler das Uebergewicht, als endlich die Tücken des Adels und der Städte offenkundig geworden waren, ſtieg das Anſehen und der Einfluß der thatkräftigen Menſchen. Mittlerweile hatten aber die bevorzugten Stände Zeit gefunden, ſich zu rüſten. Karl V. hatte am 24. Februar 1525 die Schlacht von Pavia gewonnen und konnte daher einen Theil ſeiner Truppen nach Deutſchland zurückſchicken. Dennoch nahm der Bauernaufſtand gegen Ende März 1525 einen höchſt großartigen Charakter an. Die Sturmglocke ertönte vom Bodenſee bis zum Schwarzwald, die Donau herab, bis unterhalb Ulm. Die Bauernlager, welche ſchon während des Winters hier und da bezogen, aber wieder verlaſſen worden waren, füllten ſich von Bewaffneten. Der Truchſeß Georg von Waldburg befehligte die Truppen des ſchwäbiſchen Bundes und des Erzherzogs Ferdinand. Leider ſtanden die verſchiedenen Bauernheere, obgleich ſie unter einander Verbindungen pflogen, nicht unter dem Oberbefehle eines einzigen Feldherrn, geſchweige eines ſo erfahrenen Kriegers, wie der Truchſeß war. Der ſogenannte Baltringer Haufen eröffnete am 26. März in der Nähe der Iller die Feindſeligkeiten. Er griff mehrere Edelſitze an und zerſtörte ſie. Der Truchſeß, welcher davon Kunde erhielt, eilte

*) Im Oſten der Wutach. **) Oeſtlich vom Klettgau, zwiſchen dem Rhein, der Donau und dem unteren Bodenſee. ***) Siehe Weltgeſchichte, Buch VI, S. 124.

herbei. Die Bauern ſuchten ihn in das Ried zu locken, in welchem die Reiterei, die Hauptſtärke des bündiſchen Heeres, ſich nicht entfalten konnte. Weniger vorſichtig gingen die Bauern zu Werke, welche ſich zu Langenau und Leipheim geſammelt hatten. Am 1. April ſetzte ſich dieſer Haufen in Bewegung. Am folgenden Tage kam es in der Nähe von Leipheim unterhalb Ulm zur Schlacht. Der Truchſeß zerſtreute ohne große Mühe die wenig geübten Landleute, richtete längs der Donau ein furchtbares Blutbad unter den Bauern an und ließ ihren Führer, den Pfarrer Hans Jacob Wehe, nebſt mehreren anderen Hauptleuten, hinrichten. Den Gemeinden, welche ſich an der Bewegung betheiligt hatten, legte der Truchſeß ſchwere Geldleiſtungen auf. Der Geiſt, welcher den geſammten Bauern- und Bürgerſtand Deutſchlands beſeelte, hatte übrigens auch Eingang in die Reihen der Söldner gefunden, aus welchen das Heer des Truchſeß zum größten Theile beſtand. Doch ließen ſich die feilen Knechte, die ſich anfangs geweigert hatten, gegen die Bauern zu kämpfen, durch Geldſpenden und Verſprechungen gewinnen. Das Treffen von Leipheim war an und für ſich nicht bedeutend. Nur einer der zahlreichen Bauernhaufen hatte daran Theil genommen. Allein es deutete doch an, wie wenig Kraft die Bauern im Kampfe mit den bevorzugten Ständen beſaßen.

Der Baltringer Haufen, welcher mehrere Tauſende zählte, die Allgäuer und die Leute vom See, ſtanden in geringer Entfernung Auf einer Verſammlung zu Geisbeuren hatten ſich dieſe drei Haufen über einen gemeinſamen Operationsplan verſtändigt. Allein dieſer war ſehr unklug gefaßt. Statt vereinigt zu bleiben und mit ihrer ganzen Macht den Hauptfeind, den Truchſeß, zu beſchäftigen, und wo möglich aufzureiben, zerſplitterten ſich die Bauern in zahlreiche Abtheilungen, welche die benachbarten Schlöſſer und Stifter angriffen. Die Mannszucht, welche in revolutionairen Heeren immer ſehr ſchwer aufrecht zu erhalten iſt, wurde dadurch faſt gänzlich aufgelöſt. Der große Freiheitskrieg der Bauern, deſſen Charakter hätte feſtgehalten werden ſollen, gewann das Anſehen einer Mehrzahl kleiner Raubzüge. Die Verſuchung, welche den Belagerern der Schlöſſer und reichen Klöſter geboten wurde, war zu lockend, als daß ſie durchgängig ſiegreich hätte beſtanden werden können. Die ſchlummernde Habgier wurde im Angeſicht der Beute, welche ohne große Mühe den Bauern zufiel, rege gemacht. Der Adel und die Geiſtlichkeit erhielten Zeit und Gelegenheit, mit den verſchiedenen Anführern der Landleute Unterhandlungen einzuleiten. Die Belagerung von Füſſen ſcheiterte, indem Walther Bach, beſtochen von dem Hauſe Oeſterreich, die Oberallgäuer beſchwätzte, abzuſtehen, weil die Stadt öſterreichiſch geworden ſei. In ähnlicher Weiſe, wie manche Hauptleute der Bauern mit dem Adel zweideutige Verhandlungen pflegten, ſuchten auch Fürſten und Herren im Trüben zu fiſchen, namentlich der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, der nachmalige deutſche Kaiſer, welcher hoffte, bei Gelegenheit dieſer Wirren, das öſterreichiſche Gebiet am Lech und an der Iller auszubreiten. Er lähmte zwar durch ſeine Unterhändler die Thatkraft der Allgäuer und des Seehaufens, allein nicht minder durch ſeine Zögerungen und Gegenbefehle die Anordnungen des Truchſeß. Wie an der Iller, ſo thaten auch im Schwarzwalde und an den Quellen der Donau die Landleute nichts Anderes, als daß ſie die ihnen verhaßten Edelſitze und Pfaffenneſter angriffen, theils zerſtörten, theils brandſchatzten. Schnell, wie ſich die Bauernlager füllten, leerten ſie ſich auch wieder, und viele Haufen, welche ihrer Zahl nach ſich hätten furchtbar machen können, verſchwanden wieder faſt ſpurlos, ohne irgend etwas erhebliches für die Befreiung des Volkes gethan zu haben.

Die verſchiedenen Bauernheere, welche von den Gränzen der Schweiz, von Steiermark und Tyrol an bis tief in das Herz Deutſchlands, bis nach Thüringen, Franken und den Mittelrhein ſich ſammelten, hatten unſtreitig gewiſſe religiöſe und ſociale Vereinigungspunkte. Sie alle begehrten, wenn auch unter verſchiedenen Formen, in der Hauptſache dieſelben

Erleichterungen. Allein es fehlte ihnen gänzlich an einer kriegerischen Gemeinschaft. Wenn auch hier und da zwei oder drei Bauernhaufen sich über ihre Operationen verständigten, so standen auch diese nie unter einer obersten Leitung und handelten nicht nach den Regeln der Kriegskunst, sondern nach untergeordneten Rücksichten. Dieses oder jenes Schloß und Kloster wurde geschont, weil ein oder der andere Hauptmann mit dem Ritter oder dem Abte auf gutem Fuße stand. Diese oder jene Gegend wurde feindlich überzogen, nicht weil deren Besitznahme für die Kriegführung wichtig war, sondern weil dort Beute gemacht, Rache genommen oder ohne Gefahr gezecht werden konnte. Allerdings war auch die Partei des Adels und der Geistlichkeit nur mangelhaft organisirt, allein doch weit besser, als die Bauern. In Schwaben und Franken vereinigte der schwäbische Bund die Streitkräfte der bevorzugten Stände. In Thüringen schaarte sich Adel und Geistlichkeit um den Landgrafen von Hessen und die Herzoge von Sachsen. Der Herzog von Lothringen bildete den Kern des Widerstandes, welcher auf der linken Seite des Rheines den Bauern entgegen gesetzt wurde. Doch die Masse war fast aller Orten im Anfange des Frühjahrs 1525 auf Seiten der Bauern. Die bevorzugten Stände brauchten längere Zeit, um ihre Rüstungen zu vollenden. Der Sieg schwankte mehrere Wochen lang hin und her.

Wo die Bauern die Oberhand hatten, unterwarfen sich Ritter und Pfaffen. Sie nahmen die Artikel an, besiegelten und beschworen sie, und harrten mit Ungeduld des Augenblicks, da sie alle ihre Zusagen und Eide brechen konnten. War das Uebergewicht der Bauern noch unentschieden, allein doch drohend, so hielten Adel und Geistlichkeit dieselben mit Unterhandlungen hin, bis sie Verstärkungen an sich gezogen hatten. In denjenigen Gegenden endlich, in welchen die Bauern ruhig blieben, gab man ihnen gute Worte, so lange der Aufstand in der Nähe noch nicht erdrückt war. Nachher aber vergaßen die Machthaber sehr schnell die schönen Reden, die sie in ihres Herzens Angst geführt hatten.

Nächst den schwäbischen Landen war Franken einer der Hauptsitze der Bauernbewegung. In mehreren Städten war die Mehrzahl der Bürger gut bäuerisch gesinnt. In Nördlingen, Windsheim, Bamberg, Rothenburg an der Tauber und Würzburg herrschte die größte Aufregung. Markgraf Casimir und sein Bruder Georg, welche in den Fürstenthümern Bayreuth und Ansbach regierten, kamen sehr in's Gedränge, noch mehr aber der Bischof von Würzburg. In Rothenburg hatte sich der Doctor Karlstadt eine Zeit lang verborgen aufgehalten und die Gährung unter den Massen genährt. Aus Karlstadt, ohnweit Würzburg, gebürtig, hatte er von seinem Heimathsorte den Namen angenommen, obgleich er eigentlich Andreas Bodenstein hieß. Karlstadt war eine der großartigsten Erscheinungen der Reformationszeit. Als er noch mit Luther Hand in Hand ging (1520), rühmte dieser von ihm, er sei ein Mann von unvergleichlicher Gelehrsamkeit. Karlstadt stand dem Volke, Luther den Fürsten näher. Von Unten herauf, durch die gesunde Kraft des Arbeiters, wollte Karlstadt die Krebsschäden seiner Zeit heilen. Er hatte frühzeitig die Nichtigkeit des scholastischen Wustes erkannt. Während Luther in der Bibel den einzigen Stützpunkt seines ganzen Wirkens erkannte, hatte Karlstadt schon manche Irrthümer und Verkehrtheiten derselben entdeckt. Er hatte zuerst zu äußern gewagt, daß die mosaischen Bücher nicht von Moses, sondern von jüdischen Priestern einer weit späteren Zeit geschrieben und daß die Evangelien nicht in ihrer ursprünglichen Form, sondern mit vielfachen Veränderungen, Einschiebseln und Auslassungen auf die Nachwelt gekommen seien. Er ordnete daher die menschliche Vernunft nicht der Bibel unter, vielmehr drang er darauf, daß durch Forschung die Irrthümer derselben beseitigt und durch den menschlichen Geist der geschriebene Buchstabe beseelt werden solle. Zur Zeit, da Luther auf der Wartburg lebte, schloß sich Karlstadt den Genossen Thomas Münzer's, den sogenannten Zwickauer Propheten an, und hielt nachher, trotz allen Drangsalen und Mühseligkeiten, an dieser Richtung fest. Die

Verfolgungen, welche Luther gegen Karlſtadt anregte, trieben ihn nur weiter vorwärts auf der Bahn der Reform. Er trat Thomas Münzer immer näher und wirkte im Verborgenen, als er, von allen Seiten verfolgt, ſich ohne Gefahr nicht mehr öffentlich zeigen durfte. Doch auch nachdem der lange vorbereitete Umſchwung in Rothenburg eingetreten war, konnte Karlſtadt keinen entſcheidenden Einfluß auf die Leitung der Bewegung in Franken erlangen. Er war mehr Agitator, als Führer und Ordner, beſaß mehr Reichthum an Ideen, als die Gabe des Herrſchens und ſtand mehr in der Zukunft, als auf dem Boden der Gegenwart. Daher gewannen aller Orten Leute von weit geringeren Fähigkeiten, welche aber in ihrer Anſchauungsweiſe und in ihren Beſtrebungen den Maſſen näher ſtanden, in den Augenblicken der Entſcheidung das Uebergewicht, ſo z. B. im Rothenburgiſchen Stephan von Menzingen, in den ſchwäbiſchen Landen Wendel Hippler, Weigand, der Keller zu Miltenberg, Georg Mezler, Jäcklein Rohrbach und die ſchwarze Hofmännin.

Wendel Hippler, früher Kanzler im Dienſte der Fürſten von Hohenlohe, war von dieſen auf's bitterſte gekränkt worden. Er hatte ſich während ſeiner Amtsführung das Vertrauen der Hohenloher erworben und erhalten, nachdem er aufgehört hatte, Fürſtendiener zu ſein. Die Leiden des gedrückten Bauernſtandes, welche er genau kannte, regten ſein Mitgefühl, die Erinnerung an ſelbſterfahrenes Unrecht ſeine Widerſtandskraft auf. Hippler war ein kluger Kopf, welcher die geheimen Fäden der vereinzelten Bauernaufſtände trefflich zu verweben wußte. Er wünſchte von vornherein den Adel dadurch, daß ihm die Güter der Geiſtlichkeit in Ausſicht geſtellt wurden, für die Bauern zu gewinnen. Dem vereinigten Angriffe der Bauern und Ritter hätte die Geiſtlichkeit nicht zu widerſtehen vermocht. Doch die Maſſen werden niemals durch Rückſichten der Klugheit, ſondern immer nur durch den Drang ihrer Gefühle in Bewegung geſetzt. Die Bauern empfanden das Joch des Adels nicht minder ſchwer, als dasjenige der Geiſtlichkeit, ließen ihrem lange unterdrückten Grimme freien Lauf, und wieſen jeden Bund mit dem Adel mit Widerwillen von der Hand.

Nicht aufgeſtachelt durch bittere Erfahrungen, ſonderm dem Drange eines edlen Herzens folgend, nahm der kurmainziſche Keller Weigand zu Miltenberg Antheil an den Bewegungen ſeiner großen Zeit. Er warf ſich aber nicht mitten in den Strudel der bewegten Maſſen, theilte nicht deren Gefahren und focht nicht ihre Schlachten. Er regte durch Schriften, die er verbreitete, und durch manches kräftig geſprochene Wort zur That an. Wahrſcheinlich wirkte er auch bei der Abfaſſung der berühmten zwölf Artikel mit. Allein im Augenblicke der Entſcheidung finden wir ihn nicht in den Reihen der Kämpfer. Bei Georg Mezler zu Ballenberg, ohnweit Krautheim war es, woſelbſt die Verabredungen getroffen wurden, welche den Bauernaufſtänden in Schwaben vorhergingen. Mezler öffnete nicht bloß ſein Wirthshaus den Führern der Bewegung. Als es galt, zog er ſelbſt mit einer Trommel und einem Schuh auf einer Stange aus, die Bauern des Odenwaldes zu ſammeln. Er wurde zum oberſten Hauptmann der Bauern des Tauberthales und Odenwaldes erwählt. Von ihm konnte man nicht ſagen, ſeine Armuth habe ihn gedrängt, Unruhen zu veranlaſſen; denn Mezler war ein wohlbegüterter Mann, deſſen zahlreiche Kundſchaft ihm einen guten Gewinn ſicherte. Der wildeſte und roheſte von allen Bauernführern war Jäcklein Rohrbach von Böckingen, unweit Heilbronn. Sein zorniges Gemüth war durch mannigfaltige Streitigkeiten, in die er mit den Machthabern der Umgegend verwickelt, zur äußerſten Wuth entflammt worden. Ihm war Bewegung, Unruhe und Kampfluſt nur Freude. Er lechzte darnach, ſich an Pfaffen und Rittern für alle Unbill zu rächen, die er ſelbſt und ſeine Standesgenoſſen ſeit langer Zeit erduldet hatten. Er beſaß das Vertrauen Tauſender, welche nah' und fern von ähnlichen Gefühlen bewegt waren. In Verbindung mit Wendel Hippler und Georg Mezler war er einer der erſten, welche

Gut und Blut für die Sache der Bauern einsetzten und den Plan zu der ganzen Bewegung in Schwaben entwarfen. In demselben Dorfe wohnte eine Frau, welche unter dem Namen der „schwarzen Hofmännin“ weit und breit bekannt war. Die Geschichte hat den Schleier nicht gelüftet, welcher uns die Jugend dieser außerordentlichen Frau verhüllt.

Der furchtbare Haß, den sie dem Adel widmete, hätte in ihrer für mildere Regungen nicht unempfänglichen Seele schwerlich so tiefe Wurzeln geschlagen, wäre sie selbst nicht das Opfer schweren Unrechts von Seiten der Machthaber geworden. In jener Zeit des Aberglaubens, da Hexerei und Religion, Fanatismus und Mitgefühl so innig verbunden waren, wurden ihr von dem Volke übernatürliche Kräfte zugeschrieben. Ihr Segen brachte den Freunden Glück, ihr Fluch, wie die Bauern glaubten, den Feinden Verderben. Gewiß ist aber, daß die Gluthen, die in ihrer bewegten Seele wohnten, den glimmenden Funken Tausender entzündeten, und daß die ahnungsvolle Sicherheit, mit welcher sie vor den Bauernhaufen einher in die Schlacht zog, den Muth und das Selbstvertrauen der Streiter hob. Der „schwarzen Hofmännin“ genügte nicht ein Kampf mit den Rittern der nächsten Umgegend. Sie wollte aller Orten den ganzen Adel vertilgen. Dem Einflusse, den sie auf Jäcklein Rohrbach übte, ist in großem Maße zuzuschreiben, daß der Kampf gegen den Adel auf einem weiteren Felde und mit blutigerem Ernste geführt wurde, als Jäcklein für sich allein gewagt haben würde.

Ueber alle diese Träger des Bauernkrieges ragte Florian Geyer hoch empor. Wenn Thomas Münzer die Seele und der Kopf, so war Florian Geyer der Geist und der Arm dieses Freiheitskampfes. Thomas Münzer übte unstreitig einen größeren Einfluß auf die Masse des Volkes aus, als Florian; allein er that dieses auf Kosten des gesunden Menschenverstandes, indem er den Ton eines Propheten anstimmte, den er am Ende doch aufgeben mußte. Florian Geyer dagegen blieb sich selbst und der Sache des Fortschrittes treu vom Anfang bis zum Ende. Gleich Ulrich von Hutten gehörte er dem Ritterstande an. Der Sitz seines Geschlechtes war zu Giebelstadt, einer starken Burg im Schüpfergrunde. Als der Haufe, der sich zu Orenbach gesammelt hatte, an seinem Schlosse vorüber zog, gesellte sich Florian brüderlich den Bauern zu. Unter seiner Führung wurde der „schwarze Haufe“ bald der tüchtigste unter allen Schaaren des Freiheitsheeres. Doch nur sein eigener Haufe gehorchte ihm. Die Hauptleute der übrigen Bauernhaufen, welche das geistige Uebergewicht Florian Geyer's fühlten, waren durchaus nicht geneigt, sich ihm unterzuordnen, im Gegentheile suchten sie, durch Gesandtschaften und andere Aufträge, Florian vom Heere möglichst fern zu halten.

Florian Geyer besaß alle Eigenschaften, welche ihn befähigten, den obersten Befehl über sämmtliche Bauernschaaren zu führen. Unter seiner Leitung hätten sich die wirren Haufen schnell zu einem geordneten Freiheitsheere umgestaltet. Der Krieg würde eine großartige Richtung genommen und zum Siege des Volkes über seine Bedrücker geführt haben. Die Bauern mußten erliegen, weil sie theils nicht so viel Scharfblick, theils nicht so viel Selbstverleugnung besaßen, um einen Mann, wie Florian Geyer, an die Spitze ihrer Bewegung zu stellen.

Am vierten April (1525) traten zu Schönthal an der Jart die Haufen aus dem Tauberthale, aus dem Hohenlohischen, aus dem Deutschherrischen und Würtembergischen mit der Schaar zusammen, welche Georg Metzler im Schüpfergrunde gesammelt hatte. Dort vereinigte man sich über einen gemeinschaftlichen Operationsplan und bildeten sich die einzelnen Bauernabtheilungen zu dem hellen (ganzen) Haufen Odenwald's und Neckarthal's. Nachdem die Bauern im Allgäu, an der Iller und am Lech aufgehört hatten, furchtbar zu sein, war dieser helle Haufe, in dessen Mitte auch Florian Geyer mit seiner schwarzen Schaar zog, das bedeutendste Heer, welches im Felde stand.

Von Schönthal bewegte es ſich an Weinsberg vorüber, nach Neckarſulm, woſelbſt es den vierzehnten April anlangte. Die ganze Gegend fiel den Bauern zu. Dieſe forderten Weinsberg und die Ritter, welche darin als Beſatzung lagen, auf, in ihre chriſtliche Brüderſchaft einzutreten. Der Oberwogt Ludwig Helfrich, Graf von Helfenſtein, welcher in dem Städtlein befehligte, ſuchte Zeit zu gewinnen, indem er von Stuttgart Hülfe erwartete. Während der Unterhandlungen machte er einen Ausfall und tödtete die Bauern, die er erreichen konnte. Schon früher, als er von Stuttgart nach Weinsberg ritt, hatte er alle Bauern, die ihm begegneten, ergriffen und erwürgt. Natürlich reizte er durch dieſe Unmenſchlichkeiten das Bauernheer auf's äußerſte. Der Grimm der Bauern erhielt neue Nahrung durch die Nachrichten, welche von der Donau kamen, die Hinrichtung des Meiſters Jakob Wehe zu Leipheim und das Blutbad, welches der Truchſeß längs dem Fluſſe anrichtete, meldeten. Die Aufforderung der Bauern, Schloß und Stadt Weinsberg dem hellen chriſtlichen Haufen zu öffnen, wurde mit Hohn zurück gewieſen. Die Abgeſandten der Bauern wurden von den Mauern herab mit Schüſſen empfangen, welche einen derſelben ſchwer verwundeten. Es darf uns daher nicht wundern, daß die Bauern, welchen gegenüber die Ritter alles Kriegsrecht verletzt hatten, an dieſen Rache nahmen, nachdem ſie am ſechszehnten April mit ſtürmender Hand das Schloß und die Stadt Weinsberg erobert hatten. Uebrigens war es nicht in Folge eines gemeinſamen Beſchluſſes, ſondern auf den einſeitigen Befehl Jäcklein Rohrbach's, daß die gefangenen Ritter und Reiſige am Tage nach der Einnahme Weinsberg's durch die Spieße gejagt wurden. Florian Geyer war namentlich mit dieſer That nicht einverſtanden und trennte ſich zur Stunde von dem hellen Haufen, in welchem er der einzige Mann von höherer kriegeriſcher Bildung geweſen war. So wurde der Sieg von Weinsberg in ſeinen Folgen verderblich für die Sache der Bauern. Statt der ſo nothwendigen Einheit in der Kriegführung, trat eine Zerſplitterung ein, welche ſpätere Niederlagen vorbereitete. Florian Geyer, der hochherzige Mann des Volkes, der kriegskundige Führer, entfernte ſich in gerechtem Unmuthe mit ſeiner ſchwarzen Schaar vom hellen Haufen und ſtatt ſeiner wurde der Achſelträger Götz von Berlichingen, welcher zwar das Handwerk eines Raubritters verſtand, allein kein Feldherr war, von den Bauern zum oberſten Hauptmann des hellen Haufens erwählt.

In dem benachbarten Würtembergerlande erhoben ſich gleichfalls die Bauern in zahlreichen Haufen. Matern Feuerbacher mußte, wider ſeinen Willen, an deren Spitze treten. Er that es mehr, um den Adel vor Schaden zu bewahren, als um die Bauern von ſchwerem Drucke zu befreien. Unter einer ſolchen Führung konnte der Kampf der Bauern niemals einen großartigen Charakter annehmen. Matern Feuerbacher verſtand es weder, einen Sieg vorzubereiten, noch zu benützen. Nirgends waren die Verhältniſſe den Bauern ſo günſtig, als in Würtemberg. Der Herzog Ulrich ſelbſt war auf ihrer Seite und gab, obgleich vertrieben, ihrer Sache einen beſſeren Anſtrich. Die öſterreichiſche Regierung war verhaßt und weit weniger fähig, ſich zu behaupten, als irgend eine andere, welche ſich auf alt hergebrachte Gewohnheiten und Ueberlieferungen ſtützen konnte.

Unter den Städten Schwaben's war keine für die Bauernbewegung wichtiger, als Heilbronn. Ein Theil der Bevölkerung war den Bauern und überhaupt einer Umwälzung günſtig, der andere feindlich geſinnt. Als der lichte Haufe, am Oſterdienſtage, von Weinsberg auf Heilbronn zog, mußte ſich die Stadt ihm anſchließen, obgleich ſie im ſchwäbiſchen Bunde war. Zwiſchen den Führern der Bauern und den einflußreichſten Bewohnern Heilbronn's beſtand ein zu freundſchaftliches Verhältniß, als daß es möglich geweſen wäre, durchgreifend zu verfahren. Es wurden keine Maßregeln getroffen, welche den Bauern Sicherheit gewährten, daß Heilbronn, auch nach deren Abzug ihnen treu bleiben würde. Dem Hauptheer der Bauern wurden die Thore nicht geöffnet. Es mußte außerhalb der

Stadt warten, bis man sich verständigt hatte. Mittlerweile zogen mehrere kleinere Abtheilungen, unter ihnen Florian Geyer, mit seiner schwarzen Schaar durch die Gegend am Neckar, am Kocher und an der Jaxt, thaten Schlösser ab und nahmen Herren und Gemeinden in die Verbrüderung auf. Am 22. April rückte der helle Haufen von Heilbronn über Neckarsulm, Amorbach, Miltenberg nach Würzburg, in dessen Nähe er am 7. Mai Abends lagerte. Unterwegs übernahm der Ritter Götz von Berlichingen den Oberbefehl über das Bauernheer. Alle Fürsten, Grafen und Ritter der ganzen Umgegend mußten die Artikel der Bauern annehmen und in deren Verbrüderung eintreten. Der größere Theil der Bürger Würzburg's war auf Seiten der Bauern. Der Bischof war entflohen, hatte aber den Frauenberg, die Feste von Würzburg, mit einer starken Besatzung und Lebensmitteln wohl versehen. An deren Mauern brach sich die Kraft des hellen Haufens.

Während die Bauern vor dem Frauenberge lagen und durch fruchtloses Stürmen und ein zügelloses Leben im Lager mehr und mehr an Muth und kriegerischer Ordnung verloren, wurden da und dort einzelne Abtheilungen von den Fürsten geschlagen und aus einander getrieben. Am achten Mai überfiel der Markgraf Casimir eine zahlreiche Bauernschaar bei Ostheim und verständigte sich mit ihr dahin, daß alle Markgräflichen, die sich in deren Mitte befänden, sich ihm auf Gnade unterwerfen und ihre Waffen ausliefern sollten. Zwar war der Aufstand von den Quellen des Neckar's und der Donau bis zum Main und an den Harz, in südlicher Richtung bis an die julischen Alpen, und vom Bodensee bis weit den Rhein hinab und über ihn hinweg nach dem Elsaß und Lothringen gedrungen; — allein nirgends hatten die Bauern eine kriegerische Ordnung begründet, welche ihnen größere Siege verschaffen konnte, nirgends hatten sie sich regelmäßige Hülfsquellen für den Krieg eröffnet, nirgends in ihrem Rücken zuverlässige Plätze zurückgelassen. Eine Revolution, welche mitten im Strudel der Zerstörung nicht neue Schöpfungen zu gestalten weiß, muß fallen. Die Bauern ließen aller Orten die alten Machthaber im Besitze ihrer Gewalt und begnügten sich mit Eiden, welche jeder Windhauch zu verwehen drohte und mit Brandschatzungen, welche niemals auch nur die dringendsten Bedürfnisse ihres Heeres befriedigten. Es wäre den Bauern ein Leichtes gewesen, kriegsgeübte Söldner zu werben, mit deren Hülfe sie alle Truppen ihrer Feinde vernichten konnten. Allein die Anführer der Bauern verstanden es nicht, die Anerbietungen zu würdigen, welche ihnen von mehreren Abtheilungen von Lanzknechten gemacht wurden. Je großartiger die Fortschritte waren, welche die Bauernbewegung im Laufe des Monats April 1525 fast aller Orten machte, desto furchtbarer wurden auch die Rüstungen ihrer Feinde. Derselbe Mann, dessen Kampf gegen den römischen Papst und das gesammte Pfaffenthum seiner Zeit den ersten und mächtigsten Anstoß zum Freiheitskampfe der Bauern gegeben hatte, erklärte sich im entscheidenden Augenblicke wider sie und lähmte dadurch die Thatkraft aller derjenigen, welche in Luther den großen Vorkämpfer der Freiheit bis dahin verehrt hatten. Die Art, wie sich Martin Luther über die Bauernbewegung seiner Zeit aussprach, ist so empörend, daß alle Verdienste, die er sich um die Menschheit erwarb, nicht ausreichen, diesen Makel aus seinem Leben zu tilgen. In seiner blinden Wuth unterschied er nicht zwischen Jäcklein Rohrbach, welcher die Ritter bei Weinsberg durch die Spieße jagen ließ und allen übrigen Führern des Bauernheeres, welche diese That mißbilligten. Er betrachtete den großartigen Freiheitskampf, welcher mehr als die Hälfte des deutschen Vaterlandes aus seinem tausendjährigen Schlummer aufrüttelte, gleich als handle es sich nur um die Weinsberger Blutrache. Luther schrieb: „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" ohne die geringste Rücksicht auf die Beweggründe zu nehmen, welche den armen, gedrückten, leibeigenen Knecht in den Kampf gegen seine Zwingherren führte. Er vergaß alle Grund-

ſätze des Chriſtenthums und die Gefühle der Menſchlichkeit, indem er alle Feinde der Bauern aufforderte mit den Worten: „man ſoll ſie zerſchmeißen, würgen und ſtechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todtſchlagen muß.“ Er fiel in den ekelhafteſten Pfaffenton, als er ſchrieb: „daß man den Bauern will Barmherzigkeit wünſchen, ſind Unſchuldige darunter, die wird Gott wohl erretten und bewahren, wie er Loth und Jeremiä thät. Thut er es nicht, ſo ſind ſie gewiß nicht unſchuldig, ſondern ſie haben zum wenigſten geſchwiegen und bewilligt. Der weiſe Mann ſagt: cibus, onus, et virga asino (Futter, Laſt und Ruthe dem Eſel.) In einen Bauern gehört Haberſtroh, ſie hören nicht das Wort und ſind unſinnig, ſo müſſen ſie die virgam, die Büchſe hören, und geſchieht ihnen recht. Bitten ſollen wir für ſie, daß ſie gehorchen; wo nicht, ſo gilt's hie nicht viel Erbarmen's. Laſſe nur die Büchſen unter ſie ſauſen, ſie machen's ſonſt tauſendmal ärger.“

Wenn Martin Luther in ſolchen Ausdrücken gegen die Bauern wüthen konnte, dürfen wir uns nicht wundern, daß ein wilder Krieger und ſtolzer Ritter, wie der Truchſeß, mit zügelloſer Grauſamkeit an den Bauern Rache nahm. Verderblicher, als ſeine Mordluſt wirkte aber ſeine Verrätherei. So oft der Truchſeß nämlich einer Bauernſchaar gegenüber ſtand, welche er glaubte, nicht beſiegen zu können, wenigſtens nicht ohne großen Zeitverluſt und ohne Gefahr, knüpfte er Unterhandlungen an, machte die Bauern treuherzig und überfiel dann die Argloſen, wenn ſie keines Angriffs gewärtig waren. Am ſiebenzehnten April ſchloß er mit den Haufen, die ihm ſiebenzehn tauſend Mann ſtark bei Weingarten, in der Nähe von Ravensburg gegenüber ſtanden, einen Vertrag ab, durch welchen er zwar den Bauern manche Zugeſtändniſſe machte, allein die ganze Kraft der Bewegung im Ried, im Allgau und am See vernichtete und dadurch der Sache der Freiheit eine weit empfindlichere Niederlage bereitete, als auf irgend einem Schlachtfelde. Die Schwarzwälder und die Hegauer wurden dadurch unmittelbar bloßgeſtellt und veranlaßt am fünf und zwanzigſten April ein ähnliches Abkommen zu treffen, welches, obgleich es nicht genehmigt wurde, den Muth und die Entſchloſſenheit der Hegauer und Schwarzwälder brach. Der Truchſeß konnte ohne bedeutende Verluſte, den Befehlen des ſchwäbiſchen Bundes zufolge, über Speichingen und Balingen nach dem Würtembergiſchen ziehen, woſelbſt er, mit Hülfe trügeriſcher Unterhandlungen und des Verrathes der Böblinger, den würtembergiſchen Heerhaufen auf das Haupt ſchlug (12. Mai 1525).

Eine Niederlage der Bauern folgte auf die andere. Bei den Haufen im Ried, im Allgau, am See, im Schwarzwalde, im Hegau und im Würtembergiſchen, — ragten keine einzelnen Menſchen beſonders hoch über die Mittelmäßigkeit empor. Im Thüringiſchen aber leitete Thomas Münzer die Bewegung, welche er während des vorhergehenden Winters in größeren Kreiſen angeregt hatte. Leider waren aber die Thüringer kein kriegeriſcher Menſchenſtamm. Sie mochten wohl, unter Anführung Pfeifer's, die Klöſter vom Fuße des Harzes bis zur Einmündung der Unſtrut in die Saale, von der Grafſchaft Grubenhagen, Hohenſtein und Stollberg bis Freiburg an der Unſtrut einnehmen, verbrennen oder brandſchatzen, dadurch war aber noch wenig gewonnen. Sobald es galt, kriegsgeübten Truppen die Spitze zu bieten, unterlagen die Thüringer aller Orten, ohne ihren Feinden auch nur einigen Schrecken einzujagen. Der Landgraf von Heſſen, der Herzog Heinrich von Braunſchweig, der Herzog Georg von Sachſen und mehrere andere Fürſten und Grafen zogen mit vereinter Macht gegen die Bauern. Thomas Münzer fügte zwar ſeinem Namen die Worte „mit dem Schwerte Gidron's“ bei, allein er konnte mit dem beſten Willen aus ſeiner Natur nicht heraus treten. Er war ein Mann von hoher religiöſer Begeiſterung und reiner Menſchenliebe, ein Gelehrter, der es mit dem Volke wohl meinte, doch kein Krieger. Seine Anhänger beſaßen eine ähnliche, wenn auch minder kräftige Geiſtesrichtung, wie er. Münzer war kein Leonidas und ſeine Thüringer waren keine Spartaner.

Im Augenblicke der Gefahr blieb Thomas Münzer muthig und entschlossen, seine Begeisterung nahm nicht ab, vielmehr zu. Er geißelte mit Worten die Fürsten, die, in lasterhafter Pracht, der Armen Schweiß und Blut verzehren. Wie der Truchseß in Schwaben, so überfielen die Fürsten in Thüringen die Bauern, während sie sich „in gutem Stillstand und Frieden" wähnten, und metzelten sie dann kalten Blutes nieder. Die Engel-Legionen, auf welche manche in ihrer Ueberspannung gehofft hatten, erschienen nicht. Das Eisen und nicht der Glaube gab den Ausschlag. In der Schlacht bei Frankenhausen wurde Münzer mit seinen Anhängern, am 15. Mai 1525, besiegt. Fünftausend Bauern deckten die Wahlstatt, dreihundert Gefangene ließen die Fürsten später noch abschlachten. Münzer wurde einige Tage nachher in Frankenhausen, woselbst er sich versteckt hatte, gefangen genommen und nach unmenschlichen, mehrere Tage hindurch fortgesetzten Qualen, hingerichtet. Noch in seiner letzten Stunde sprach er den Fürsten ernst in's Gewissen und ermahnte sie, „den armen Leuten, ihren Unterthanen, nicht so gar hart zu sein." Er forderte sie auf, „fleißig in den heiligen Schriften, zumal in den Büchern Samuelis und der Könige zu lesen, dort werden sie Beispiele genug finden, welches Ende Tyrannen nehmen und daran mögen sie sich spiegeln."

So starb Münzer, noch am Rande des Grabes ein Fürsprecher der Unterdrückten und ein Tadler der Tyrannen. Luther überlebte ihn. Er konnte aber von dieser Zeit an nicht mehr der Freiheit die Fahne vorantragen, er wurde zum Fürstenknechte und mußte die von ihm angeregte Bewegung unvollendet lassen.

Die Niederlagen, welche die Bauern, sei es durch Unterhandlungen, oder auf dem Schlachtfelde, Schlag auf Schlag hinter einander erlitten, hielten diejenigen Gegenden, welche an dem Freiheitskampfe noch keinen Antheil genommen hatten, aber unter günstigeren Verhältnissen der Bewegung beigetreten wären, von jeder Annäherung an dieselbe ab, und wirkten in hohem Grade entmuthigend auf die Bauernheere, welche noch unter den Waffen standen. Der helle Haufen des Neckarthal's und Odenwald's, die schwarze Schaar Florian Geyer's, die Franken, die Elsaßer und Lothringer Landleute, die Salzburger und die Oestreicher wären, wenn sie sich gegenseitig unterstützt hätten, noch immer furchtbar gewesen. Allein jede Provinz kämpfte für sich allein und konnte daher den Fürsten, die sich gegenseitig die Hand reichten, die Spitze nicht bieten. Es wäre den schwäbischen Bauern ein Leichtes gewesen, mit vereinter Macht das einzige Heer, welches der schwäbische Bund in's Feld stellte, zu erdrücken. Nach einem entscheidenden Siege über den Truchseß von Waldburg, den sie schon im Monat April hätten erringen können, mochten sie sich entweder auf den Markgrafen Casimir oder auf den Herzog von Lothringen werfen, welche beide ihnen keinen bedeutenden Widerstand geleistet haben würden. Statt dessen ließen sich die vereinzelten Haufen der schwäbischen Bauern, einer nach dem anderen, auflösen oder aufreiben, so daß in der zweiten Hälfte Mai's zwischen dem Rheine und dem Lech nur noch das vor dem Frauenberge lagernde Bauernheer im Felde stand. Viele der Tapfersten waren bei der Belagerung dieser Feste gefallen. Racheschnaubend zog der Truchseß gegen Würzburg. Unterwegs verübte er Gräuel, neben welchen die Blutrache zu Weinsberg verschwindet. Er befahl, Weinsberg, mit allem Gut darin, zu verbrennen, selbst das Vieh mußte den Grimm des Aristokraten mit dem Tode büßen. Viele Greise, Frauen und Kinder starben in den Flammen. Die Männer hatten sich bei Zeiten geflüchtet. Das ganze Weinsberger Thal wurde mit Feuer und Schwert verwüstet. Jäcklein Rohrbach und Melchior Nonnenmacher, den Pfeifer, welcher zugegen gewesen war, als der Graf von Helfenstein mit seinen Genossen vor Weinsberg durch die Spieße gejagt wurden, ließ der Truchseß langsam zu Tode braten. Das Ende der schwarzen Hoffmännin ist uns, wie ihre

Jugendzeit, verhüllt geblieben. Sie verſchwindet aus der Geſchichte, nachdem die Bauern beſiegt waren, und Niemand weiß, was aus ihr geworden.

Götz von Berlichingen verließ im entſcheidenden Augenblicke treuloſer Weiſe die Bauern. Am 28. Mai trafen ſie bei Neckarſulm mit des Truchſeß Heer zuſammen. Tags darauf ergab ſich die Stadt, und die Bauern, welche in derſelben feſten Fuß gefaßt hatten, ſuchten ſich durch eilige Flucht zu retten. In der blutigen Schlacht zu Königshofen erlag der helle Haufen, der, achttauſend Mann ſtark, von Würzburg aufgebrochen war, der überlegenen Kriegskunſt der Feinde (2. Juni). Zwei Tage kämpfte Florian Geyer's ſchwarze Schaar in der Nähe von und im Schloſſe Ingolſtadt unweit Sulzdorf den Kampf der Verzweiflung, aus welchem nur wenige mit dem Leben davon kamen. Auf dem Speltich, einer Waldhöhe zwiſchen den Schlöſſern Bellberg und Limburg, ohnweit Hall, fand Florian Geyer, mit einem kleinen Häuflein entſchloſſener Männer, dem letzten Reſte ſeiner ſchwarzen Schaar, den Heldentod, am 9. Juni 1525. Der Gaildorf-Halliſche Haufen, welchen er noch in den Kampf führen wollte, hatte ſich, aus Schrecken bei dem Herannahen des bündiſchen Heeres, ohne Schwertſtreich aufgelöſt.

Nach Thomas Münzer's Tode mochte Florian Geyer die Sache der Bauern noch ſiegreich zu Ende führen. Mit ihm war ſie unwiderbringlich verloren. Von allen Fehlern, deren ſich die Bauern in ihrem Freiheitskampfe ſchuldig machten, war der größte, daß ſie Florian Geyer nicht zu würdigen verſtanden.

Während der Truchſeß von Waldburg in Schwaben und Franken gegen die Bauern mit unerhörter Grauſamkeit wüthete, und der Landgraf von Heſſen, im Bunde mit anderen Fürſten, Thomas Münzer und ſeinen Anhang in Thüringen abſchlachtete, zog der Herzog von Lothringen, aus dem Geſchlechte der Guiſen, wider die Bauern im Elſaß. Er ſtand dem Truchſeß Waldburg würdig zur Seite, d. h. er war ein Henkersknecht, wie dieſer. Sein Wahlſpruch war: „es ſei genug zur Seligkeit, wenn einer das Paternoſter und Ave Maria beten könne.“ Nur wer die Menſchen in viehiſcher Dummheit erhalten will, kann eine ſolche Abgeſchmacktheit behaupten.

Herzog Anton war einer der verruchteſten Gurgelabſchneider ſeiner Zeit. Der Fürſtenmantel, den er trug und die zahlreichen Rotten von Soldknechten, mit deren Hülfe er den Leidenſchaften fröhnte, können den unbefangenen Geſchichtsſchreiber nicht blenden. Sein religiöſer Fanatismus flößte dem ariſtokratiſchen Grimme, der ihn beſeelte, noch größere Bitterkeit ein. Mit einem Heere von dreißig tauſend Mann, die er aus allen Theilen der Erde zuſammen gebracht, rückte er gegen Saargemünd, woſelbſt die Bauern ein verſchanztes Lager inne hatten. Dieſe erwarteten den feindlichen Angriff nicht und zogen ſich auf Zabern zurück. Die Elſaßer Bauern, welche in verſchiedenen Gegenden zahlreich unter den Waffen ſtanden, Klöſter und Herrenſitze einnahmen und plünderten, kamen ihren Brüdern nicht zu Hülfe. Nach einem kleinen Treffen bei Lupfſtein (16. Mai 1525), trafen die Bauern in Elſaß-Zabern ein Abkommen mit dem Herzoge Anton dahin, daß ſie ihre Waffen ablegen, in ihre Heimath zurückkehren und ihre lutheriſchen Irrthümer aufgeben wollten. Doch, wie gewöhnlich, hielten die Ariſtokraten nicht Wort. Als am 17. Mai die Bauern ihren Feinden die Stadt Elſaß-Zabern öffneten und anfingen, aus den Thoren derſelben zu ziehen, fielen des Herzogs Mordknechte über die Wehrloſen her und erſchlugen zwiſchen ſechszehn und achtzehn tauſend!

Sieben tauſend Bauern, welche zu ſpät ihren Brüdern zu Hülfe zogen, kämpften bei Käſtenholz mit Heldenmuth gegen die Ueberzahl der Lothringer.

Herzog Anton hatte ſeinen Blutdurſt noch nicht geſtillt. In Elſaß-Zabern ließ er ſeinen Grimm an drei hundert Gefangenen aus, welche er erwürgen ließ!

Gern hätte es der Truchſeß geſehen, wenn ſein Geſinnungsgenoſſe, der Lothringer

Herzog, aufgefordert worden wäre, auf die rechte Seite des Rheines überzuſetzen, um dort die letzten Zuckungen des Freiheitskampfes erdrücken zu helfen. Allein die deutſchen Fürſten hatten zur Zeit Friedrich's III. zu viel von Mörderbanden, wie ſie der Herzog Anton gedungen hatte, erduldet, als daß ſie dazu eingewilligt hätten. Die Lothringer zogen über die Vogeſen zurück, ohne von den Bauern, welche die Waffen noch nicht abgelegt hatten, beläſtigt zu werden. Der Schrecken lähmte ihre Thatkraft. Auch im Elſaß kehrten die alten, verrotteten Zuſtände wieder. Was Herzog Anton von Lothringen begonnen, vollendeten die Ritter und Pfaffen des eigenen Landes.

In Franken und in Schwaben waren die Bauern durch die wiederholten Niederlagen, die ſie erlitten hatten, in ſolchen Schrecken verſetzt worden, daß, nachdem Florian Geyer mit ſeiner ſchwarzen Schaar gefallen, der Truchſeß nirgends mehr auf mannhaften Widerſtand ſtieß. Doch nach der Schlacht begann das Schlachten! Der Gefährte, welcher den Truchſeß nie verließ, war der Henker, Berthold Aichelin. Der Truchſeß pflegte ihn „ſeinen beſonders lieben Berthold" zu nennen und ſchenkte ihm „für ſeine getreuen Dienſte" die Güter der Heilbronner Bauernhauptleute: Hans Flux und Ulrich Fiſcher, in deren Beſitz der Scherge jedoch nicht gelangte. Dieſes Ungeheuer in Menſchengeſtalt „fuhr eine Zeitlang, um in Schwaben, Franken, auf dem Schwarzwalde, in Würtemberg, Hegau, Allgau weit und breit zu henken: er hatte einen beſonderen grimmigen Haß auf das Evangelium; wo er an einen evangeliſchen Prädikanten kommen mochte, der hatte bei ihm den Hals verloren."

Von Neckarſulm und Königshofen rückte der Truchſeß gegen Würzburg, woſelbſt er am 8. Juni ſiegreich einzog.

Nicht weniger als ein und achtzig Menſchen ließ dieſer Wütherich daſelbſt enthaupten. Augen ausſtechen, Finger abhauen, Aufhängen und Köpfen, das war das große Geſchäft der Ariſtokraten und ihrer Henker. Nachdem der Truchſeß ſeine Wuth gekühlt hatte, begannen die Landesherren. Der Biſchof von Würzburg ordnete allein zwei hundert neun und ſechszig Hinrichtungen an und wohnte denſelben perſönlich bei. Die maſſenhaften Metzeleien, die ſcheußlichen Grauſamkeiten, regten da und dort die Bauern von neuem zum Kampfe auf. Am drei und zwanzigſten Juni kam es bei Pfeddersheim, in der Rheinpfalz, noch einmal zur Schlacht. Die Bauern erlagen der Uebermacht. Am folgenden Tage ließen die Fürſten über acht hundert Wehrloſe niederſtechen und hinterdrein noch achtzig köpfen!

Der Erzbiſchof von Trier und der Pfalzgraf Ludwig waren die wüthendſten Schlächter in der Rheinpfalz. Auf die Hinrichtungen und Verſtümmelungen folgten Kerker- und Geldſtrafen. Nur wenige Fürſten, Grafen und Herren hielten die Verträge, die ſie in der Zeit der Drangſal mit ihren Bauern abgeſchloſſen hatten.

Während der Truchſeß in Würtemberg und in Franken die Bauern niederwarf, erhoben ſich die Landleute im Allgau. Im Juli kehrte der Truchſeß dahin zurück und richtete Land und Leute in ſo großartigem Maßſtabe zu Grunde, daß der ſchwäbiſche Bund gegen ihn einſchritt und ihm am 15. Juli ſchrieb: „er ſolle ſeine Brennereien unterlaſſen, es ſei des Bundes Meinung nicht, das Land zu verderben." Doch der Truchſeß kümmerte ſich nicht um dieſe Weiſung. Er zog mit Feuer und Schwert durch das Land, und wo er auf Widerſtand ſtieß, bahnte er ſich durch Verrath den Weg zum Siege. Die Bauern erlagen. Allein da und dort ſetzten ſie den Kampf bis zum Winter fort. Erſt am 5. December ergab ſich Waldshut, welches von allen Städten am treueſten und feſteſten im Kampfe der Freiheit ausgeharrt hatte.

Nicht minder furchtbar, als in Schwaben, Franken, Thüringen und im Elſaß erhoben ſich im Oſten Deutſchland's die Bauern gegen ihre Zwingherren. Der Ausgangspunkt

der dortigen Bewegungen war Salzburg, woſelbſt ſeit dem Jahre 1519 Matbäus Lang, dieſer niederträchtige Günſtling des Kaiſers Maximilian, auf dem erzbiſchöflichen Stuhle ſaß. Er ſetzte ſich über alle von ihm beſchworenen Rechte und Freiheiten der Bewohner ſeines Erzſtifts hinweg, trat die Verfaſſung des Landes mit Füßen, verfolgte mit grimmiger Wuth die auch im Salzburgiſchen aufkommende freie Richtung und brachte durch unerſchwingliche Steuern, die er dem Volke auferlegte und unerhörte Gewaltthaten, durch welche er jeden Widerſtand erdrücken wollte, das ganze Erzſtift wider ſich in die Waffen. Im April 1525 erhoben ſich die ſalzburgiſchen Bauernſchaften, gleich denjenigen des übrigen Deutſchland's. Sie hatten nicht zwölf, ſondern vierzehn Artikel, welche ihre Beſchwerden und Forderungen enthielten, in der Hauptſache aber mit denjenigen der Schwaben und Franken übereinſtimmten. Aus dem Salzburgiſchen ging die Bewegung das Ennsthal hinab und in die fünf öſterreichiſchen Herzogthümer, insbeſondere nach Steiermark, Oberöſterreich und Kärnthen über, woſelbſt jener Siegmund von Dietrichſtein, deſſen wir oben erwähnten*), als Landeshauptmann von Steyer den Ton unter den Ariſtokraten angab. Die Bauern konnten die Grauſamkeiten nicht vergeſſen, deren Opfer ſie in den Jahren 1514 und 1515 geworden waren. Sie ſchloſſen von neuem unter ſich einen Bund zur Wiederherſtellung ihrer früheren perſönlichen Freiheit und Abſchaffung ungerechter Laſten. Bei Goyß, ohnweit Admont, an der Ens, kam es zur Schlacht, in welcher Dietrichſtein beſiegt und verwundet wurde und mit Mühe ſein Geſchütz rettete. Wie der Truchſeß und die übrigen Ariſtokraten, verſtand es aber auch Dietrichſtein durch trügeriſche Unterhandlungen, die er anknüpfte, die Kraft der Bauern zu brechen. Ein Theil derſelben nahm ſeine Zuſagen an und verließ das Lager, der andere, den tapferen Reuſtl an ſeiner Spitze, warf ſich in das Salzburgiſche und vereinigte ſich dort mit den Feinden des verruchten Erzbiſchofs, welcher in dem Schloſſe Hohenſalzburg eng eingeſchloſſen gehalten wurde. An der Spitze der Tyroler ſtand als oberſter Hauptmann Geismaier. Der Erzherzog Ferdinand gab den Bauern die ſüßeſten Worte. Sie hatten das Uebergewicht in ganz Tyrol. Nur Innsbruck, Hall, Schwatz und Frohnsberg nahmen an der Bewegung keinen Theil. Allein da die fünf öſterreichiſchen Herzogthümer, welche ſelbſt doch nur einen kleinen Theil Deutſchland's bilden, nicht gemeinſame Sache machten, ſo blieben ihre Kämpfe, obgleich ſie auf dem Schlachtfelde größere Siege gewannen, als ihre Brüder im weſtlichen Deutſchland, dennoch im Weſentlichen erfolglos. Der Graf Siegmund von Dietrichſtein erhielt, als er nach Wien um Sold für ſeine Kriegsknechte ſchrieb, die Antwort: „er ſolle die Rädelsführer hart ſtrafen, die Anderen auf's Mark brandſchatzen, Alle, ohne Unterſchied, wo Aufruhr geweſen ſei; dann habe er Geld." Dietrichſtein ließ ſich dieſes nicht zwei Mal ſagen. Gänzlich uneingedenk der von ihm den Bauern gemachten Zuſagen, brandſchatzte er ganz Steiermark, ließ ſpießen, ſchinden und viertheilen und gab zu, daß ſeine Ratzen (Huſaren) den Weibern die Brüſte abſchnitten, den ſchwangeren Frauen die Kinder aus dem Leibe riſſen und jeder viehiſchen Leidenſchaft den Zügel ſchießen ließen. Auf's Aeußerſte getrieben erhoben ſich die Steiermärker in den erſten Tagen Juli's von neuem.

Sie überfielen den Unmenſchen Dietrichſtein am 3. Juli zu Schladening, nahmen ſein ſämmtliches Geſchütz ihm ab und zerſprengten ſein Söldnerheer. An drei tauſend Kriegsknechte wurden im Kampfe erſchlagen. Ein großer Theil des kärnthiſchen und ſteieriſchen Adels büßte ſeine Freveltbaten und Grauſamkeiten mit dem Leben. Dietrichſtein ſelbſt wurde gefangen mit vielen Adeligen. Die gefangenen Böhmen und Ratzen wurden, am dritten Tage nach der Schlacht, vierzig an der Zahl, hingerichtet. Den deutſchen Adeligen wurde ihr Leben geſchenkt.

*) S. Weltgeſchichte Buch VI, § 18. S. 128 f.

Der Erzherzog Ferdinand und der gesammte Adel mußten den dringendsten Beschwerden der Bauern abhelfen, worauf sich diese wieder unter das alte Joch beugten. Am längsten hielten die Salzburger aus. Die Tyroler ließen sich durch gute Worte und einige Erleichterungen beruhigen. Diejenigen Gemeinden, welche sich nicht abfinden lassen wollten, wurden mit Gewalt erdrückt. Geismaier floh nach Italien, von wo aus er noch längere Zeit Tyrol in Bewegung setzte. Die Salzburger hielten ihren Tyrannen bis zum ersten September im Schlosse von Salzburg belagert. Zwar zog ihm der Herzog Ludwig von Baiern mit zehntausend Mann zu Hülfe. Doch wagte er nicht, die Bauern in ihrem befestigten Lager anzugreifen. Der Erzbischof mußte sich einen demüthigenden Vertrag gefallen lassen, den er beschwor. Er hielt ihn aber nicht. Die Unzufriedenheit dauerte unter den Salzburgern, wie unter den übrigen deutschen Landleuten, fort und brach sich bei den kräftigen Bewohnern der Hochalpen in wiederholten Ausbrüchen Bahn. Noch ist der Tag der Abrechnung nicht erschienen, — doch die Weltgeschichte schreitet langsam voran.

Die französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts hat bewiesen, daß der stolze Adel, die heuchlerische Geistlichkeit und das willkürliche Königthum, wenn auch spät, doch endlich vor die Schranken des entrüsteten Volkes gezogen werden können. Der Entwickelungsgang des deutschen Volkes war langsamer. Doch auch ihm wird der Tag des Gerichtes einmal anbrechen! Wehe dann allen Zwingherren, die sich mit dem Schweiße und dem Blute des Volkes mästen!!

Jahrhunderte vergehen nicht selten in der Weltgeschichte, bevor die Folgen früherer Ereignisse an das Licht treten. Die Vergangenheit muß gewürdigt sein, bevor sie ihre Wirkung auf die Menschheit ausüben kann. Mehr als drei Jahrhunderte rollten über die Tage von Weinsberg und Schmalding, von Böblingen und Königshofen dahin, bevor die Helden des Freiheitskampfes in ihrem vollen Strahlenglanze und die Würger der Bauern in ihrer empörenden Niederträchtigkeit erkannt wurden. Das gründliche deutsche Volk will erst überzeugt sein, bevor es zum Schwerte greift. Die Fortschritte der Wissenschaft sind ihm nicht verloren gegangen. Der Druck der Gegenwart macht jedem Arbeiter die Lasten der Vergangenheit anschaulich und fordert ihn auf, zu vollenden, was in den Tagen der jungen Reformation so großartig begonnen wurde.

Schwer ruhte nach den Niederlagen der Jahre 1525 und 1526 die Faust der Machthaber auf den Bauern, deren treueste Freunde und begeistertste Vorkämpfer theils das Leben, theils Heimath, Hab und Gut verloren hatten. Von den Führern des Freiheitskampfes, welche nicht des Märtyrertodes starben, endete Wendel Hippler im pfalzgräflichen Gefängniß zu Neustadt (1526), nachdem er es gewagt hatte, sich selbst auf den Reichstag zu Speier zu begeben, um dort seine Sache zu führen. Georg Metzler verschwand nach der Schlacht von Königshofen, ohne eine Spur von sich zurück zu lassen. Andreas Karlstadt rettete sich mit Hülfe einer Jungfrau, die ihn über die Mauern Rothenburg's hinab ließ und wurde später Professor der Theologie zu Basel. Den elenden Götz von Berlichingen konnte sein Freund, der Truchseß, nicht von aller Strafe frei machen. Er wurde gefangen gesetzt, des Hochverrathes angeklagt und kam am Ende nur frei unter dem eidlichen Versprechen, kein Roß mehr zu besteigen, seine Markung nie zu überschreiten und keine Nacht außer dem Hause zuzubringen. Während das Volk, obwohl im Stillen, Florian Geyer, Thomas Münzer und deren Kampfgenossen als die größten Männer ihrer Zeit und die hochherzigsten Freunde der Menschheit verehrte, sang es Spottlieder auf den Ritter Götz. Göthe, der hochbegabte Sänger, befleckte auf ewig seinen Dichterruhm, indem er gegen die nach Freiheit strebenden Bauern und zu Gunsten des Verräther's Berlichingen das Wort ergriff. Mathäus Lang, der Erzbischof von Salzburg, verfiel in Blödsinn; der Truchseß von Waldburg entzweite sich mit dem schwäbischen Bunde

und dem Erzherzoge Ferdinand und wurde durch beide tief gekränkt. Martin Luther erkannte zu ſpät die eigentliche Bedeutung des Bauernkrieges und ſah „mit wachſendem, ſein ganzes Gemüth verdüſterndem Gram ſo vieles weit hinter dem zurückbleiben, was er gewollt und erwartet hatte.“ Wenn die Bibel ſagt: Du kannſt nicht Gott dienen und dem Mammon, ſo lehrt die Erfahrung: Du kannſt nicht dem Volke dienen und den Fürſten.

Die Bauern unterlagen, doch mehr als tauſend Klöſter und Schlöſſer waren durch ſie zerſtört worden und erſtanden nicht wieder aus ihren Ruinen. Tauſenden von Volksbedrückern wurde ihr Ziel für immer geſteckt. Tauſend Anderen lähmte der Schrecken, den ihnen die Bauern eingejagt hatten, die Kraft, das Volk zu ſchädigen und zu mißhandeln. Wenn auch viele geiſtliche und weltliche Dränger ihre Geißel grimmiger über dem Rücken des armen Bauern ſchwangen, manche, welche einen beſſeren Kern der Religion, des Wohlwollens oder des Verſtandes beſaßen, bemühten ſich doch, das Loos der Arbeiter, von deren Händen ſie lebten, zu mildern.

Mehr als eine gute Folge hat der große Bauernkrieg des Jahres 1525 ſchon zu Tage gebracht. Doch ſein eigentlicher Zweck iſt heute noch unerreicht, und kann auch im neunzehnten Jahrhundert nur mit dem Schwerte in der Hand errungen werden

§ 8. Weitere Entwickelungen bis zum Jahre 1530.

Nur im Reiche der Ideen iſt die Wahrheit rein, nur in Gedanken iſt der Kampf der Freiheit fleckenlos. Je erhabener eine Wahrheit iſt, deſto ſchwerer wird es den Maſſen, ſie zu verſtehen und je heftiger die beſtehenden Gewalten jeder Regung der Freiheit widerſtreben, deſto leichter miſchen ſich wilde Leidenſchaften in den Streit. Sehr langſam ſchreitet die Menſchheit voran. In Griechenland und Rom ſiegte die Freiheit, der Volkswille über die Unfreiheit, den Willen der Könige und der Ariſtokraten. Allein der Kampfpreis bildete nicht ſowohl das Weſen, der innere Kern, als die Form der Freiheit. In einem großen Theile der Erde errang das Chriſtenthum den Sieg über das Heidenthum. Allein, es waren nicht die von Chriſtus gelehrten Grundſätze brüderlicher Liebe und Gleichheit, ſondern die ihm von tückiſchen Pfaffen untergeſchobenen Glaubensformeln, welche zur Herrſchaft gelangten. Doch auch die Form der Freiheit hat ihren Werth als Stufe, welche zu deren Weſen annähert. Nachdem das Chriſtenthum faſt anderthalb Jahrtauſende ein Scheinleben geführt, nachdem die habgierigen und herrſchſüchtigen Pfaffen unter deſſen Aushängeſchilde die Nationen ausgebeutet und geknechtet hatten, begann der Kampf um den eigentlichen Kern, um das Weſen, die Nutzanwendung der Lehre Chriſti. Auch in dieſem, wie in jedem andern Meinungsſtreit, von welchem Hab und Gut, Würden und Ehrenſtellen abhängig waren, miſchten ſich bald die gehäſſigſten Leidenſchaften, Irrthümer, und Verkehrtheiten. Die reinſte, die klarſte, die freieſte Anſchauung konnte den Sieg nicht gewinnen. Doch die Menſchheit ſtieg ſchon um eine Stufe höher, indem die päpſtliche Schreckensherrſchaft mit ihrem abgeſchloſſenen Glaubensbekenntniſſe des Unſinns und ihrem verknöcherten Ceremonialgeſetze erſchüttert und in das früher gänzlich finſter gehaltene Gebiet der Kirche einiges Licht eingeführt wurde. Neben der reinen Fackel der Vernunft, mit welcher einige große Geiſter das ſogenannte Chriſtenthum beleuchteten, machten ſich allerdings auch tauſende von Irrlichtern geltend, welche Verwirrung und Zwieſpalt in die Reihen der Freiheitskämpfer und Wahrheitsfreunde brachten. Das war die nothwendige Folge menſchlicher Unvollkommenheit. Nie hat die Menſchheit einen vollſtändigen Sieg über ihre Feinde errungen. Die zahlreichen, wenn ſchon unvollſtändigen Siege, die ſie errang, haben ſie aber aus den Zeiten der vorherrſchenden Sklaverei in die Periode vorherrſchender

persönlicher Freiheit und aus den trüben Jahrhunderten des Mittelalters in unsere helleren Tage geführt.

Der Gegensatz des Kampfes des sechszehnten Jahrhunderts war nicht Vernunft oder Unvernunft, Freiheit oder Knechtschaft, sondern ein mehr oder weniger unvernünftiges Glaubensbekenntniß, ein mehr oder weniger drückendes Joch. Die Vernunft spielte bei den Reformatoren eine sehr untergeordnete Rolle, und über Freiheit hatten sie sehr wirre Begriffe. Nur in der ersten Zeit, bevor der Kampf mit den Waffen begonnen hatte, ehe Sickingen und später die Bauern niedergeworfen worden waren, machte sich die Stimme der Vernunft und der Drang nach Freiheit nachdrücklich geltend. Später schlich sich bald schon der blinde Glaube und der dumpfe Gehorsam wieder ein. Doch konnte niemals durch die Beschränktheit und die Feigheit einzelner Führer die alte Nacht und die alte Knechtschaft in ihrer ganzen Trübe wieder hergestellt werden. Von Anfang bis zum heutigen Tage blieb der Drang nach vernunftmäßiger und freiheitlicher Entwickelung bei den Papisten immer schwächer, als bei den verschiedenen Völkern, welche die Reformation ergriffen. Der Despotismus konnte in den katholischen Ländern, Jahrhunderte lang, schrankenloser wüthen, als im Schooße protestantischer Völker.

Der größere Theil der Hoffnungen, welche die Völker im Anbeginne des Kampfes gegen das Papstthum gehegt hatten, ging unter, nachdem sich Luther mit so großer Gehässigkeit gegen diejenige praktische Anwendung des Evangelium's erklärt hatte, welche die deutschen Bauern verlangten. Die nothwendigen Folgesätze christlicher Liebe und gleichheitlicher Berechtigung, welche von den Männern des entschiedenen Fortschritts in Anspruch genommen, von Luther aber und den Fürsten Deutschlands verworfen wurden, traten nicht in das wirkliche Leben der Staaten und der Gemeinden ein. Die christlichen Tugenden blieben nach wie vor ganz erwünschte Predigt-Texte. Wer es aber wagte, auf deren Grund gegen die Laster der Fürsten und die von denselben ausgeübten Bedrückungen zu eifern, mußte gewärtigen, auf das strengste bestraft zu werden.

Der große Bauernkrieg des Jahres 1525 bestimmte, auf Jahrhunderte hinaus, den Charakter der von Martin Luther getragenen Reformation. Bis zur Zeit, da die Bauern, gestützt auf das Evangelium, eine durchgreifende Verbesserung der politischen und socialen Zustände Deutschland's verlangten, war Luther der Vertreter der gesammten Fortschrittspartei auf allen Gebieten des Lebens gewesen. Die Massen hofften, er werde das Joch ihrer weltlichen Tyrannen eben sowohl zertrümmern helfen, als die Ketten, in welche die Kirche sie geschlagen. Mit den Vorkämpfern auf dem Felde der Wissenschaft war Luther bis dahin, wenige Ausnahmen abgerechnet, in einem freundlichen Verhältnisse gestanden. Alles dieses veränderte sich wesentlich durch den Bauernkrieg. Indem Luther Partei gegen die schwer gedrückten arbeitenden Klassen nahm und die Fürsten zur Rache und Gewaltthat wider die Bauern aufforderte, sagte er sich von allen Bestrebungen los, deren unmittelbarer Zweck die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft war. Den Fürsten räumte Luther einen so hohen Standpunkt ein, daß die Freiheit der Wissenschaft ganz eben so wenig, als die Freiheit des Lebens daneben bestehen konnte. Das Gebiet der Reformation, welches bis dahin ohne Gränzen gewesen war, wurde auf diese Weise, soweit Luther's Einfluß reichte, auf das verhältnißmäßig enge Feld der Kirche beschränkt, und auch auf dieses wurden von Luther selbst Beweggründe verpflanzt, welche mit der Religion Christi durchaus unvereinbar waren. Um die Fürsten für sich und seine Lehre zu gewinnen, huldigte er dem krassesten Despotismus, stachelte er ihre Habgier nicht minder, als ihre Herrschsucht auf, indem er ihnen diejenigen Güter, welche die Bauern zu Gunsten der Gesammtheit einziehen wollten, die reichen Klöster und sonstigen Besitzungen der Kirche in Aussicht stellte. Luther, dessen Anhang bis dahin am kräftigsten unter dem Volke gewesen war, für

welchen die edelſten Gefühle der Menſchenbruſt: Wahrheitsliebe, Freiheitsmuth und Rechtsgefühl gekämpft hatten, mußte, indem er die Fürſten an die Stelle der Völker zu den Stützen des von ihm getragenen Kampfes erkor, auch die Beweggründe deſſelben verändern. Der Drang nach einer reineren Gotteserkenntniß trat zurück und der Durſt nach Geld und Geldeswerth, das Verlangen nach Kirchen- und Kloſtergütern in den Vordergrund. Das Streben der Maſſen, mit Hülfe der neuen kirchlichen Lehre glücklichere Zuſtände auch außerhalb des unmittelbaren Gebietes der Religion zu erringen, mußte den Anforderungen der Fürſten auf blinden Gehorſam und unbedingte Unterwerfung weichen.

Es iſt oft behauptet worden, Luther habe nur auf dieſe Weiſe die durch den Bauernkrieg gefährdete Reformation retten können. Wer mag entſcheiden, welche Geſtalt der Freiheitskampf des Jahres 1525 genommen, wenn Luther das große Gewicht, das er damals beſaß, in die Wagſchale der unterdrückten Maſſen, ſtatt in diejenige ihrer fürſtlichen Zwingherren gelegt hätte? So viel iſt aber gewiß, daß er mit ſeinen früheren beſſeren Zeiten, mit den Grundſätzen des Rechtes und chriſtlicher Milde in vollſtändigen Widerſpruch gerieth, indem er gegen die Bauern auftrat und den Grimm der Fürſten gegen ſie noch aufſtachelte. Mag es ſein, daß er dadurch diejenige Reformation rettete, welche ſpäter in dem Augsburger Bekenntniſſe ſeinen Ausdruck fand. Der weit größeren Reformation auf dem Gebiet der Kirche, des Staats und der Geſellſchaft, welche er in Uebereinſtimmung mit allen ſtrebenden Geiſtern ſeiner Zeit früher angeregt hatte, gab er den Todesſtoß dadurch, daß er ſich den Fürſten in die Arme und die Bauern ihnen unter die Füße warf. Indem er den gerechten Forderungen der Bauern, ohne deren Gewährung ſie niemals zu Bildung, Wohlſtand und Freiheit gelangen konnten, entgegentrat, verſchloß er ſein Herz den Regungen der Wahrheitsliebe, des Rechtsgefühls und der Menſchlichkeit, und konnte folgeweiſe auch diejenige Reformation, welche er noch fortſetzte, d. h. die Verbeſſerung kirchlicher Uebelſtände, nicht mehr mit reiner und voller Kraft betreiben.

Den Vorwurf, welcher Luthern von der Seite der Machthaber gemacht wurde, den Aufſtand der Bauern veranlaßt zu haben, konnte er trotz ſeinem Poltern und Toben nicht von ſich ablehnen. Allein er gab den Fürſten volle Sicherheit, daß er ihnen für die Zukunft die Maſſen gern preisgeben wolle, vorausgeſetzt, daß die Machthaber ſeine auf das Feld der Kirche zu beſchränkenden Reformen gut heißen wollten. Damit waren alle diejenigen Fürſten zufrieden, welche nichts weiter beabſichtigten, als ihre Macht und ihre Beſitzungen auf Koſten des Reiches und der Kirche zu vermehren. Sie geriethen aber bei dieſer Gelegenheit mit vielen anderen Gewalthabern in Streit, welche durch den alten Aberglauben und die römiſche Kirche mehr zu gewinnen hofften, als durch die von Luther angeregten Neuerungen.

Viele ſind in ihrer Entrüſtung gegen Luther ſo weit gegangen, daß ſie behaupteten, die von ihm getragene Bewegung ſei von dem Augenblicke an, da er ſich den Fürſten in die Arme warf, durchaus bedeutungslos geworden. Allein ſie irren ſich gewiß nicht minder, als diejenigen, welche das Verfahren des Reformators den Bauern gegenüber billigen. Dadurch, daß ein großartiger Fortſchritt gehemmt und geſchwächt wird, hört er nicht auf, ein Fortſchritt zu ſein, und daß die von Luther getragene Reformation trotz ihrer Verkrüppelung noch immer ſehr bedeutungsvoll blieb, beweiſt die Geſchichte von nahezu viertehalb Jahrhunderten, von denen ſich anderthalb hauptſächlich um ſie drehten, während die Menſchheit im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte nicht vermochte, einen Standpunkt zu gewinnen, der ſie von der durch Luther angeregten Bewegung unabhängig gemacht hätte. Noch heutzutage iſt der Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten keine Antiquität geworden. Er macht ſich nicht blos in größeren, ſondern auch in kleineren Kreiſen fühlbar,

obgleich die Stellung der Staaten nicht mehr, wie im sechszehnten und in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, wesentlich darauf beruht.

Die Thatsache, daß sich unmittelbar nach Beendigung des Bauernkrieges viele Fürsten für die von Luther vertretene Reformation aussprachen, läßt sich kaum anders, als durch die Annahme erklären, daß sie durch die Ansichten gewonnen wurden, welche der schlaue Reformator um jene Zeit in Betreff des Kirchenvermögens und der Gehorsamspflicht der Unterthanen kund gab.

Der Landgraf Philipp von Hessen, der Großmeister von Preußen, die Herzoge von Braunschweig Lüneburg und von Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Markgrafen von Ansbach und Baireuth; kurz darauf die Markgrafen von Baden, der Graf von Mannsfeld und andere Grafen und Herren wählten gewiß nicht ohne Grund gerade diesen Zeitpunkt, um ihre Anhänglichkeit an die neue Lehre öffentlich kund zu thun. Mehrere derselben sprachen unumwunden die Beweggründe, welche sie leiteten, aus. Der Großmeister von Preußen wollte das Land, das er nur für die Zeit seines Lebens besaß, erblich an seine Familie bringen. Der Landgraf von Hessen führte in einem Schreiben an seinen Schwiegervater, den Herzog Georg von Sachsen, welcher die neue Lehre als eine aufrührerische angegriffen hatte, aus: „sie predige gerade im Gegentheile den Gehorsam gegen die Obrigkeit und eben darum trete er ihr bei. Die Markgrafen Casimir und Georg von Ansbach und Baireuth erließen noch im Jahre 1525 ein Manifest, worin sie bemerkten, daß die christliche Freiheit nicht in Erledigung von Renten, Zinsen, Güten, Zehnten, Steuern, Diensten, oder anderen derartigen äußerlichen Bürden und Beschwerden, sondern in einem innerlichen und geistlichen Dinge bestehe, welches von solchen zeitlichen Geschäften ganz unabhängig sei.

Zu allen Zeiten bemühten sich schlaue Pfaffen, deren Heifersheifer und Bundesgenossen, den Völkern ihr irdisches Glück gegen überirdische Aussichten und Hoffnungen zu vertauschen. Auch Martin Luther trat in dem Augenblicke, da er dem Volke den Rücken wandte, in dieses alte Pfaffen-Geleise ein und die Fürsten freuten sich sehr, mit den Waffen, welche ihnen der Reformator selbst bot, ihre schwierig gewordenen Unterthanen wieder unter das alte Joch zu bringen. An die Stelle regen Strebens nach Wahrheit und Freiheit trat die ängstliche Bemühung, neue Glaubensformeln zu verfassen, mit deren Hülfe der Religionsstreit geschlichtet werden sollte. Das Recht, welches sich Luther genommen hatte, die Bibel nach seiner persönlichen Anschauungsweise aufzufassen, wollte er anderen Leuten keineswegs einräumen. Melanchthon, Luther's treuester Anhänger, schrieb dem Landgrafen von Hessen auf seine Anfrage über die Einführung der neuen Lehre in seinen Landen unumwunden (1525), „daß die Obrigkeit in die Streitigkeiten zwischen den Predigern einschreiten, und nur den *vernünftigen* (das heißt denjenigen, welcher die Ansichten der Obrigkeiten theilte) predigen lassen solle." Wiederholt verlangte Luther von dem Kurfürsten von Sachsen, er solle diesem oder jenem verbieten, gewisse Meinungen zu äußern, die mit den seinigen nicht übereinstimmten. Der Reformator und seine Anhänger räumten übrigens der Obrigkeit nur aus dem Grunde so große Gewalt ein, weil sie hofften, dieselbe würde zunächst zu ihrem eigenen Vortheile angewendet werden. An die Stelle des allgemeinen Priesterthums von welchem früher viel gesprochen worden war, trat schon bald wieder eine abgeschlossene Kaste von Geistlichen, welcher eben so wenig Selbstständigkeit eingeräumt wurde, als den Priestern der römischen Kirche. Den Verkündern der neuen Lehre wurde es von Luther und dessen Anhängern eben so wenig gestattet, ihre persönlichen Ansichten geltend zu machen und frei nach der Wahrheit zu forschen, als den römischen Geistlichen vom Papste erlaubt wurde, von den Glaubenssätzen der römischen Kirche abzuweichen.

Durch alle diese Trübseligkeiten wurden die Hoffnungen der erleuchteten und strebenden Geister der Zeit gedämpft. Selten bleibt eine in edlem Aufschwunge begonnene Volksbewe-

gung lange Zeit frei von fremdartigen und ſtörenden Beimiſchungen. Wie die engliſche Revolution des ſiebenzehnten und die franzöſiſche des achtzehnten Jahrhunderts, ſo wich auch die deutſche Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts bald ſchon weit von ihrer urſprünglichen Richtung ab. Darum wirkten alle dieſe Stürme dennoch erfriſchend und kräftigend auf den Entwickelungsgang der Menſchheit ein. Die Erbärmlichkeiten ſpäterer Zeiten konnten nicht verhindern, daß tauſend Saamenkörner, welche in dem Augenblicke hoher Begeiſterung ausgeſtreut worden waren, ſelbſt dann noch aufgingen, als viele der Säeleute viel zu nüchtern, zu ſchlaff und zu muthlos geworden waren, um auf ihren urſprünglichen Meinungen und Strebungen zu beharren. Nach der urſprünglichen Richtung der Reformation verſtand man unter Glaube die Geſinnung, die Ueberzeugungstreue, das Gottesbewußtſein und das Gottvertrauen eines Menſchen. Als es aber galt, die neue Lehre zu befeſtigen und deren Verkündigern ein ſicheres Unterkommen zu verſchaffen, ſo wurde der Glaube auf den unſinnigen Satz beſchränkt, daß Chriſtus für unſere Sünden geſtorben ſei und dadurch uns Gottes-Gnade erwirkt habe. Die neue, von Luther vertretene Rechtgläubigkeit warf nur einen Theil des alten Unſinns, wie die neue von ihm vertretene kirchliche Ordnung einen Theil der alten Knechtſchaft über Bord. Damit war immerhin ſchon etwas gewonnen, indem die Erſchütterung des mehr als tauſendjährigen Aberglaubens und der päpſtlichen Schreckensherrſchaft unter allen Bedingungen für die Menſchheit ein großer Fortſchritt war. Der neue Unſinn, welchen Martin Luther einzuführen ſuchte, konnte ſchon aus dem Grunde nicht ſo verderblich wirken, als der alte der römiſchen Kirche, weil er deſſen verknöcherte Feſtigkeit nie erlangte; und die neue Knechtſchaft, welche Luther in die von ihm geſtiftete Kirche einführte, trat nie ſo hemmend der Entwickelung der Menſchheit entgegen, als das Papſtthum ein Jahrtauſend hindurch gethan hatte und noch immer zu thun befliſſen iſt, weil die Mehrzahl der über die ganze Welt verbreiteten kirchlichen Herrſcher nie eine ſo ſchrankenloſe Gewalt an ſich reißen konnten, als die Päpſte zu Rom. Das Verhältniß der neuen zu der alten Kirche tritt am deutlichſten hervor in der Zahl der Sacramente. Die Proteſtanten behielten deren zwei bei und ſchafften fünf ab. Ohngefähr in demſelben Verhältniſſe ſtand die neue zu der alten Kirche.*) Zwei Vernunftwidrigkeiten bewahrte ſich die erſtere, aber fünf ſchaffte ſie ab. Wer in der Beſeitigung der fünf Sacramente: der Firmung, der Buße, der letzten Oelung, der Prieſterweihe und der Ehe, in Aufhebung der Klöſter, des Prieſtercölibates, des Ablaſſes und des Reliquiendienſtes keinen Fortſchritt erkennt, der ſteht auf der Seite der unverbeſſerlichen Finſterlinge, mit ihm iſt durch Vernunftgründe nicht zu rechten. Eben ſo wenig läßt ſich leugnen, daß die furchtbare Gewalt, welche die Päpſte theils ſelbſt, theils durch die Inquiſition, durch ihre Biſchöfe und Mönche ausübten, in der proteſtantiſchen Kirche zu keiner Zeit und an keinem Orte aufkommen konnte. Martin Luther verehelichte ſich ſelbſt, im Jahre 1525, mit Katharina von Bora, einer ehemaligen Nonne, nachdem vor ihm viele andere Geiſtliche in den Stand der Ehe getreten waren. Hätte Luther nichts anderes geleiſtet, als daß er den Predigern ſeines Glaubens das Joch des Cölibates abnahm, ſo hätte er ſich dadurch ſchon unſterbliche Verdienſte um die Menſchheit erworben. Es iſt durchaus verkehrt, einen Mann nach dem, was er unterließ, und nicht nach dem, was er that, zu beurtheilen. Wir müſſen immer Gutes und Böſes, Richtiges und Irriges im Leben der Menſchen gegen einander abwägen. Wenn wir dieſes thun, und Luther mit allen Menſchen ſeiner Zeit vergleichen, kann er die Probe beſtehen.

Acht Jahre waren verfloſſen, ſeit Martin Luther ſeine berühmten Sätze zu Wittenberg angeſchlagen hatte. Im Laufe dieſer Zeit war zwar manche Vorbereitung zu einer von Rom unabhängigen Kirche getroffen worden; allein ſo lange der Kurfürſt Friedrich von

*) S. Weltgeſchichte, Buch IV, § 51, S. 156 f.

Sachsen, der sogenannte Weise, lebte, blieben doch die Aeußerlichkeiten des römischen Gottesdienstes, wenn auch da und dort angegriffen oder abgeschafft, in der Hauptsache bestehen Erst nachdem Johann, der Beständige, seinem Bruder Friedrich in der Regierung gefolgt war (1525), wurde allmälig die römische Kirchenordnung in den herzoglichen Landen förmlich abgeschafft und eine neue, von Luther und Melanchthon entworfene, an deren Stelle gesetzt. Die übrigen Fürsten und freien Städte, welche sich der neuen Lehre anschlossen, folgten dem Beispiele Sachsen's. So lange es nur galt, die Mißbräuche der römischen Kirche zu rügen, hatte es oft schwer gehalten, die Eintracht unter den Männern des Fortschrittes auch nur einigermaßen zu bewahren. Als aber neue Formen eingeführt werden sollten, traten die Meinungsverschiedenheiten unter ihnen mit weit größerer Bitterkeit hervor. Die Stimme der Vernunft war im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts noch so schwach, daß sie nicht den Ausschlag geben konnte. Die Autorität des Papstes wurde ersetzt durch diejenige der Bibel. Der Mann der Wissenschaft, welcher nur für die Wahrheit und nicht für diese oder jene mehr oder minder verkehrte Zeitrichtung Partei nimmt, mag zwar anerkennen, daß in der Bibel eine reinere und festere Grundlage der Religion zu finden sei, als in den Erlassen der römischen Päpste, allein er kann keinem Buche, der Bibel so wenig als dem Koran, dem Cendavesta*) oder dem Schu-king**), Anspruch auf Unfehlbarkeit einräumen. Er weiß zu genau, daß in der Bibel unzählige Irrthümer enthalten sind, Verstöße gegen die Geschichte, die Sternkunde, die Naturwissenschaft, die gesunde Vernunft und alle Arten unumstößlicher Wahrheit. Die Bibel hat übrigens vor den Erlassen der römischen Päpste voraus, daß sie ein Buch und nicht ein Mensch und eben darum frei von allen denjenigen Leidenschaften ist, welche das Unglück der Völker aller Orten hervorgerufen haben. Die Herrschaft des Papstes verhält sich zu derjenigen der Bibel ungefähr so wie die unumschränkte zu der verfassungsmäßigen Monarchie. Als Uebergang von der päpstlichen Schreckensherrschaft zur Herrschaft der menschlichen Vernunft konnte man sich die Bibel in religiöser Beziehung eben so wohl gefallen lassen, als eine konstitutionelle Monarchie auf dem Gebiete der Politik. Doch wer die Vernunft höher schätzt, als päpstliche oder biblische Aussprüche und die Freiheit mehr liebt, als die von den römischen Päpsten oder biblischen Pfaffen aufgestellten Glaubensformeln, wird sich unmöglich mit der von Martin Luther, Melanchthon und deren Anhängern gegründeten neuen Kirchenordnung einverstanden erklären können.

So lange die Päpste sich im Alleinbesitze christlicher Wahrheit behaupteten, konnten über die Auslegung der Bibel keine tiefeingreifenden Streitigkeiten entstehen. Denn bevor solche wirklich ausgebrochen waren, legten die Päpste den streitenden Theilen Stillschweigen auf, oder gaben eine Entscheidung ab, welche von allen anerkannt werden mußte. Die Anhänger der neuen Lehre aber hatten keine höchste Behörde, welche für sie die Wahrheit feststellte. Bald zeigte es sich, daß die Bibel selbst von denjenigen, welche in ihr das reine und unverfälschte Gotteswort erkannten, auf's verschiedenartigste aufgefaßt werden könne. Hieraus entspann sich der eben so verderbliche als gehässige Abendmahls-Streit, welcher frühzeitig die Fortschrittspartei zersplitterte, und ihre Kraft lähmte. Die Gottesgelehrten der Schweiz und der süddeutschen Reichsstädte, an deren Spitze Zwingli und Oecolampadius standen, erklärten, die Sacramente seien nur Ceremonien, durch welche der Mensch anzeige, daß er ein Christ sei und zur christlichen Gemeinschaft gehöre. Sie betrachteten daher auch das Abendmahl als eine solche Ceremonie und das dabei gebrauchte Brod und Wein als äußere Zeichen derselben. Luther und seine Anhänger dagegen hielten an den Einsetzungsworten des Abendmahles fest und nahmen, übereinstimmend mit der katholischen Kirche, an, das der äußeren Erscheinung nach beim Abendmahle verzehrte Brod (die

*) S. Weltgeschichte Buch III, Seite 97. **) S. Buch I, Seite 14. 129.

Hoſtie) ſei Chriſti Leib, und der dabei genoſſene Wein Chriſti Blut. Luther verfuhr in dieſem Streite, wie zuvor in demjenigen gegen Thomas Münzer und die Bauern, mit der rückſichtsloſeſten Heftigkeit und kann von der Schuld nicht freigeſprochen werden, dadurch der Entwickelung der neuen Lehre die größten Hinderniſſe und Gefahren bereitet zu haben. Noch war das Daſein der religiöſen Fortſchrittspartei, dem Papſtthume gegenüber, durchaus nicht geſichert. Zahlreiche und mächtige geiſtliche und weltliche Fürſten brüteten über Plänen zu gänzlicher Vertilgung der neuen Lehre. Zwar war Kaiſer Karl V. durch ſeinen Krieg mit Frankreich und die Länder, welche er außerhalb Deutſchland's beherrſchte, abgehalten, perſönlich, nach den Wünſchen des Papſtes, einzuſchreiten; allein ſein Bruder Ferdinand, welcher ſeine Stelle in Deutſchland vertrat, war dazu bereit. Auf dem Reichstage zu Speier (1526) drangen die kaiſerlichen Geſandten darauf, daß alle ferneren Religionsſtreitigkeiten unterdrückt und die gegen Luther zu Worms ausgeſprochene Acht vollzogen werden ſolle. Sie konnten jedoch nichts durchſetzen, vielmehr wurde der Beſchluß gefaßt, es ſolle Innerhalb eines Jahres entweder ein allgemeines, oder doch ein National-Concil gehalten werden. Bis dahin ſolle ſich In Rückſicht des Wormſer Edicts jeder Stand ſo gegen ſeine Unterthanen verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiſer verantworten könne. Durch dieſen Beſchluß gewannen alle Fürſten, Herren und Städte freie Hand, zu thun, was ſie wollten. Mit Gott wurden ſie leicht fertig. Der Kaiſer war fern und die Kirchenverſammlung noch ferner.

Die Verſuche des Adels (unter Sickingen) und der Bauern (unter Georg Metzler, Florian Geyer, Thomas Münzer und anderen), die Reformation zu leiten und mit beſonderer Rückſicht auf ihren Stand zu entwickeln, waren geſcheitert. Der Kaiſer ſtellte ſich der Bewegung der Geiſter feindlich gegenüber. Sie fiel daher dem Schutze der Fürſten und Städte anheim, ohne welchen ſie nothwendig hätte zu Grunde gehen müſſen. Die Fürſten gaben den Ausſchlag, da die Städte ſeit langer Zeit aufgehört hatten, jene gebietende Stellung einzunehmen, welche ſie zur Zeit der Blüthe der Hanſa und des rheiniſchen Bundes Inne gehabt. Schon vor dem Ausbruche des Bauernkrieges war Luther mehreren Führern der äußerſten Fortſchrittspartei, ſo namentlich Thomas Münzer und Karlſtadt, feindlich gegenüber geſtanden. Während des Bauernkrieges nahm aber ſeine Stellung zu denſelben einen ſo gehäſſigen Charakter an, daß von dieſer Zeit an Luther die Gunſt der Maſſen, welche er ſich bis dahin mehr oder weniger bewahrt hatte, zum Theil wenigſtens verlor, ohne daß er den Haß der Papiſten hätte abſchütteln können. Bis zum Jahre 1524 waren die Beſtrebungen der Reformatoren unbeſtimmt und allgemein. Eben deßhalb konnten ſie je nach den Umſtänden und Verhältniſſen auf die verſchiedenartigſte Weiſe aufgefaßt werden. Von dieſer Zeit an nahmen ſie aber eine immer feſtere, zugleich aber auch kleinlichere Geſtalt an. Die großartigen Hoffnungen der freien Geiſter und der gedrückten Maſſen gingen unter. Dagegen wurde der Widerſtand gegen die Herrſchaft des Papſtes und eine Reihe päpſtlicher Satzungen und Gebräuche kräftiger. Wer im Leben etwas erreichen will, muß ſich beſchränken. Es frägt ſich nur, ob die Reformation nicht zu weit zurückging, um ihre Stellung mehr zu befeſtigen? Wer, wie Erasmus von Rotterdam, Agrippa, Sebaſtian Frank und viele andere, ſich damit begnügt, Bücher zu ſchreiben und gelegentlich Meinungen zu äußern, der kann ohne große Gefahr und Verdienſt den Grundſätzen der Freiheit und der Vernunft huldigen. Weit höher ſteht aber der Mann, welcher ſeine reformatoriſchen Anſichten, auch wenn ſie nicht ſo weit vorgerückt ſind, im Kampfe mit den Machthabern ſeiner Zeit in's wirkliche Leben einführt. Tauſende von aufgeklärten Köpfen lebten vor und nach Luther, ohne irgend einen bedeutungsvollen Einfluß auf die Entwickelung der Menſchheit zu üben, weil ſie nicht deſſen Thatkraft und Entſchloſſenheit, deſſen Todesverachtung und Kraft der Ueberzeugung beſaßen. Wer auf der einen Seite die Kirche verſpottet,

auf der anderen ihr Joch ruhig trägt, ist entweder Heuchler oder Feigling, wenn schon vielleicht ein sehr klarer Geist. Zu allen Zeiten gab es viele Talente und Gelehrte, aber sehr wenige Charaktere und Helden. Luther konnte sich, was Talent und Gelehrsamkeit betrifft, mit allen Männern seiner Zeit messen, obgleich er vielleicht in dieser Beziehung nicht der erste war; an Charaktertüchtigkeit und Heldenmuth übertraf ihn kein Zeitgenosse. Wir müssen die Menschen nach ihren Thaten und Bestrebungen beurtheilen; ihre Ansichten und Meinungen bilden ein durchaus untergeordnetes Element ihres Wesens. Luther hatte die Bahn im Kampfe mit dem Papstthume gebrochen. Durch die von ihm eröffnete Gasse drangen Tausende in das feindliche Gebiet ein, und vielen schritt der Führer zu langsam voran. Sie ließen sich durch ihn nicht hemmen, so bitter er auch alle diejenigen, welche sein Commando-Wort nicht hören wollten, tadelte, und so heftig er sie auch verfolgte. Der Krieg auf geistigem Gebiete wird nach anderen Regeln geführt, als der Kampf auf dem Felde der Schlacht. Die strebenden Geister lassen sich nicht unter das Joch einer militärischen Disciplin beugen. Die Mehrzahl der Deutschen sammelte sich wohl um Luther, allein in der Schweiz, in Frankreich und den übrigen Staaten Europa's fanden die Lehren Zwingli's, Calvin's und anderer Reformatoren größern Beifall. Die Auflehnung gegen die Herrschaft des Papstes war allen diesen Neuerern gemeinsam. Doch mannigfaltige Verschiedenheiten, welche sie über Glaubenssätze hegten, zersplitterten ihre Kräfte, und machten ihre Stellung dem äußeren Feinde gegenüber höchst schwierig.

So oft der Mensch den betretenen Weg auf irgend einem Gebiete verläßt, und sich eigene Bahnen zu brechen sucht, hat er mit Hindernissen zu kämpfen. Nirgends sind diese größer, als auf dem Felde der Religion, weil hier die Stützpunkte der Wissenschaft und des wirklichen Lebens fehlen, und die Vorurtheile der Gläubigen mit deren wildesten Leidenschaften verbunden zu sein pflegen. Luther machte, gleich allen seinen Vorgängern, dieselbe bittere Erfahrung. Allein zu seiner Zeit war der Abscheu vor dem Unwesen des Pfaffenthums und der Drang nach besseren Zuständen kräftiger, als jemals zuvor, und daher wurden seine Bestrebungen von weit größeren Erfolgen gekrönt, als irgend eine religiöse Bewegung seit den Tagen Mohammed's. Luther war in mehr, als einem Sinne ein Mann des Volkes, namentlich aber auch in sofern, als in seiner Brust alle die Zweifel, Ansichten und Besorgnisse wogten, durch welche die Nationen des sechszehnten Jahrhunderts gequält wurden. In den ersten Jahren seines Kampfes, als er auf den Schwingen der Begeisterung, unbekümmert um irdische Klugheit, sich ganz seiner ungestümen Natur hingab, kam er der Anschauungsweise sehr nahe, welche Thomas Münzer und andere Schwärmer hegten. Bevor er jedoch Zeit hatte, bis zum äußersten Ende seiner Forschungen und zu den Folgesätzen seiner Lehre zu gelangen, brach der Bauernkrieg, den er weder gewünscht, noch erwartet, obgleich durch seine Lehre angeregt hatte, gleich einer furchtbaren Catastrophe über ihn herein und erschütterte ihn um so mehr, je bestimmter die ganze Bewegung auf ihn zurückgeführt werden konnte. Die freie und natürliche Entwickelung Luther's selbst wurde dadurch nicht minder unterbrochen, als diejenige der gesammten Menschheit. Weit entfernt, auf der Bahn, die er gebrochen, vorwärts zu schreiten, zog er sich zurück auf dasjenige Gebiet, auf welchem allein er sich heimisch fühlte, den Glauben, und bekämpfte mit doppeltem Ingrimm jede Richtung, welche über ihn hinausging. Sein bewegtes Gemüth kam dadurch aber nicht zur Ruhe. So fest er sich vornahm, seine Neuerungen nicht weiter fortzusetzen, sondern sich auf die bereits mit Bestimmtheit ausgesprochenen religiösen Grundsätze zu beschränken, tauchten in seiner Seele doch immer neue Ansichten auf, von denen er sich um so weniger abwenden konnte, je stürmischer sich rings um ihn her bei allen strebenden Geistern ähnliche Erscheinungen kund thaten. Der Teufel, mit dem er so lange und heftig kämpfte, war nichts anderes, als die Stimme der Vernunft, die sich gegen seinen

Willen und Wunſch unausgeſetzt in ſeinem Innern geltend machte. In der friſchen Zeit ſeiner Freiheitsbegeiſterung war er noch nicht dahin gekommen, die ihm von Jugend auf eingetrichterten Lehren von der Erlöſung, dem Abendmahl und ſo manche andere vor den Richterſtuhl der Vernunft zu ziehen, und als er, von außen gedrängt, ſpäter nicht umhin konnte, dieſe Glaubensſätze einer ernſten Prüfung zu unterwerfen, erkannte er die Stimme, welche allein ihn früher auf die Bahn der Wahrheit geführt hatte, nicht mehr an, ſondern widerſtrebte ihr als einer Lockung des Teufels. In einem Schreiben an die Straßburger vom 15. December 1524 erkennt er dieſes geradezu an, indem er erklärt: „Das bekenne ich, wo Doctor Karlſtadt oder Jemand anders vor fünf Jahren euch hätte mögen berichten, daß im Sacramente nichts, denn Brod und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienſt gethan. Ich habe wohl ſo harte Anfechtungen da erlitten, und mich gerungen und gewunden, daß ich gerne herausgeweſen wäre, weil ich wohl ſehe, daß ich damit dem Papſtthum hätte den größten Puff können geben. Ich hab auch zwei gehabt, die geſchickter davon zu mir geſchrieben haben, denn Doctor Karlſtadt, und alſo die Worte gemartert nach eigenem Dünken. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text iſt zu gewaltig da, und will ſich mit Worten nicht laſſen aus dem Sinn reißen. Ja, wenn noch heutiges Tages möchte geſchehen, daß Jemand mit beſtändigem Grund beweiſet, daß ſchlechtes Brod und Wein da wäre, man dürfte mich nicht ſo antaſten mit Grimm. Ich bin leider allzu geneigt dazu, ſo viel ich einen Adam ſpüre."

Umſonſt ſtemmte ſich Luther gegen den geſunden Menſchenverſtand, der in ſeiner Seele wohnte. Er machte ſich immer und immer wieder geltend. In ſeiner Antwort auf die Schrift, welche Erasmus über den freien Willen ſchrieb, bekannte Luther ſelbſt, daß es ſehr ſchwer ſei, alle die Artikel der chriſtlichen Religion, namentlich den von der Erbſünde, zu glauben, und fügte hinzu: „denn im Herzen und heimlich hält es freilich kein Menſch für wahr, daß die Auferſtehung und das ewige Leben etwas ſei, begehret auch nicht ernſtlich das ewige Leben, ob er wohl viel mit dem Maul davon redet und ſchreibt. Und wollte Gott, Du und ich wären des Sauerteigs auch frei und da rein. Denn es lernet Niemand das ernſtliche Glauben, denn durch Anfechtungen und ſtarke Uebung des Glaubens."*)

Der innere Kampf Luther's ward immer heftiger, als Erasmus, die Anhänger Zwingli's, die Führer der Wiedertäufer, namentlich Denck, Hetzer und Kautz mit ſteigender Entſchiedenheit gegen die von ihm feſtgehaltenen Lehren auftraten. Er wurde darüber im Juli 1525 krank, und berichtete ſelbſt am 2. Auguſt 1525 an ſeinen Freund Melanchthon: „Ich hatte faſt den ganzen Chriſtus verloren und war in den Stürmen und Fluthen der Verzweiflung und der Gotteslaſterung umhergeworfen." An Juſtus Menius ſchrieb er kurz darauf (den 12. Auguſt): „Ich war nicht nur am Körper krank, ſondern vielmehr am Geiſt, ſo ängſtigt mich der Satan mit ſeinen Helfern, und unſer göttlicher Erlöſer läßt das zu." Kaum hatte er dieſes geſchrieben, ſo hatte er ſchon wieder einen heftigen inneren Kampf, den er mit den Worten beſchrieb: „Satan ſelbſt wüthet gegen mich mit ſeiner ganzen Kraft." Am 17. November 1527 ſchrieb er an Nicolaus Hausmann: „Ich vermuthe, kein gemeiner Teufel, ſondern der Fürſt der Hölle ſelbſt habe ſich gegen mich erhoben, ſo groß iſt ſeine Gewalt, ſo ſehr iſt er mit Schrift gerüſtet, daß, wenn ich mich nicht an fremde Worte anlehne, meine Kenntniß der Schrift nicht mehr ausreicht." Dieſe Kämpfe mit dem Satan, d. h. mit ſeiner eigenen beſſeren Ueberzeugung, dauern bis zum Reichstage von Augsburg (1530) fort. Den eigentlichen Gegenſtand dieſer inneren Kämpfe erſehen wir aus Luther's Werken. Da giebt er z. B. ſelbſt zu.**)

„Mußte man denn, ſpricht die Vernunft, ſoviel von dem einigen Apfel halten, daß die

*) Hagen, der Geiſt der Reformation, Bd. II, S. 407.

**) Luther's Werke, Ausgabe von Walchner, Bd. VIII, S. 1240.

ganze Welt deſſelben entgelten und ſammt ſo vielen trefflichen, weiſen Leuten, ja Gottes Sohn ſelbſt, ſammt allen Propheten, Vätern, Heiligen ſterben müſſen? Ja, wenn es nur der Tod allein wäre, aber daß wir alle um dieſer fremden Sünden willen ewige Strafe und Verdammniß ſollen verdienet haben, und in der Hölle leiden, das gehet viel weniger in eines Menſchen Herz, denn es ſcheinet zu gar unbillig geurtheilt und unbarmherzig gehandelt von ſolcher hohen Majeſtät, welche iſt die höchſte Weisheit und Güte." „Wiederum lautet es vor der Welt eben ſo ungereimt und lügneriſch, ja viel unglaublicher, daß hier (1. Cor. 15, 22) Paulus ſagt: daß in einem Menſchen ſoll liegen und hangen beide, Tod und Leben, und alle Welt nichts dazu thun, noch vermögen, und keines Menſchen Macht und Kraft, keines Heiligen Leben, Tugend und Werk Urſach dazu genug ſein ſoll, daß er vom Tode auferſtehe, und kein heiliger Mönch, Carthäuſer, ja kein Prophet, Apoſtel noch Märtyrer nichts darzuthun noch verdienen mit allem ihren Weſen. Das iſt ja ein ungeſchickt Ding, wenn man ihm will nachdenken. Und hat mich ſelbſt oft wunderlich und fremd angeſehen, und iſt wahrlich ein ſchwerer Artikel, in's Herz zu bringen. Was Welt iſt, das hält's für eine lautere Trügerei, und ſchleußt, daß nicht könnte wahr ſein, daß Gott ſo thörlich ſollte handeln und urtheilen, daß er, um Eines Menſchen willen, die ganze Welt ohne Unterſchied ſollte verdammen oder wiederum um Eines alle ohne unſer Zuthun ſelig machen. Denn nach ihrem Verſtande müßte es ſo ſein, wenn man ſollte recht urtheilen, daß ein Jeglicher für ſich und um ſeines Verdienſtes willen ſterbe oder lebe. Aber daß Ein Menſch für alle Menſchen ſoll gelten, und wir alle durch fremde Verdienſte ſterben oder leben, das heißt ärgerlich und lächerlich gelehrt. Aber es hat auch Gott alſo wohlgefallen, der da will die Welt bethören und weiſe Leute zu Narren machen, und ſein Werk alſo ausrichten, daß es Niemand begreifen ſoll."

In ähnlicher Weiſe ſpricht ſich Luther über die Dreieinigkeit aus:*)

„Dieſer Artikel iſt viel närriſcher vor der Vernunft, daß die Welt will toll und thöricht darüber werden, daß derſelbe Sohn ſei mit dem Vater und heiligen Geiſt einiger Gott, und doch nicht der Vater noch heiliger Geiſt, ſondern allein die Perſon, nämlich der Sohn, empfangen und geboren ſei von einem Menſchen. Da ſperret ſich die Vernunft mit allen Kräften, daß wir da ſollten ſolche Narren werden, die Vernunft ſogar blenden, und uns gefangen geben, daß wir ſagen, daß eben dieſer Menſch der rechte wahrhaftige Gott und außer ihm kein Gott ſei."

Ueber die geſammte Chriſtenlehre ſeiner Zeit fällt Luther folgendes Urtheil:**)

„Alle unſere Artikel im Glauben ſind ſehr hoch, die kein Menſch ohne des heiligen Geiſtes Gnade und Eingeben faſſen kann. Ich zeuge und rede davon als Einer, der nicht ein wenig erfahren hat; und willſt Du es auch nur ein wenig erfahren, ſo nimm einen Artikel aus dem Glauben, welchen Du willſt, von der Menſchwerdung Chriſti, von der Auferſtehung u. ſ. w., ſo wirſt Du den keinen erhalten, wenn Du ihn mit der Vernunft faſſeſt. Es iſt mir wohl ſelbſt begegnet, daß ich Gott, Chriſtum und alles mit einander verloren habe." „Die Chriſten ſind's alleln, die ſolche närriſche Artikel, wie die Vernunft klügelt, glauben, denn da wird ſich die Vernunft nimmer mehr darein ſchicken können, daß drei eins und eins drei ſein; daß wir, wenn man uns in die Taufe ſteckt, durch's Blut Chriſti abgewaſchen werden; daß wir im Brod den Leib Chriſti eſſen und im Weine ſein Blut trinken."***)

Dieſe und unzählige andere Stellen aus Luther's Briefen und aus ſeinen Werken beweiſen deutlich, daß der große Reformator erkannte, die von ihm ſelbſt gelehrten Glaubensſätze könnten vor der Vernunft nicht beſtehen. Im Kampfe zwiſchen Vernunft und Glauben entſchied er ſich, ohne ſeiner urſprünglichen Geiſtesrichtung zu gedenken, für den

*) Luthers Werke, Ausgabe von Walchner, Bd. X, S. 1320. **) Ebendaſelbſt Bd. XII, S. 2070. ***) Ebendaſelbſt Bd. XIII, S. 1528.

Glauben und gegen die Vernunft. Die Frage über die Wahrheit der Religion wird dadurch jedenfalls vereinfacht. Wer den Glauben über die Vernunft ſetzt, und Luther als höchſte Autorität in Glaubensſachen anerkennt, wird daran keinen Anſtoß nehmen. Wer aber die Vernunft über den Glauben ſtellt und ſich ſeine Anſichten ſelbſtſtändig bildet, der wird nicht in das Labyrinth des ſechszehnten Jahrhunderts gehen, um ſich Rath's zu erholen. Jedenfalls war dadurch viel gewonnen, daß der Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Glauben klar und beſtimmt feſtgeſtellt wurde. Die katholiſche Kirche hatte ſich immer bemüht und ſucht noch heut zu Tage die Gläubigen dadurch zu blenden, daß ſie die größten Geiſter aller Zeiten, ſelbſt die heidniſchen Philoſophen Plato und Ariſtoteles, als Stützen der von ihr aufgeſtellten Glaubensſätze anführte. Indem Luther ehrlich und offen geſtand, die Vernunft ſtehe im Widerſpruche mit der chriſtlichen Glaubenslehre, entkleidete er ſich ſelbſt und ſeine Lehre der fremden Federn, womit ſich die Prieſter anderer Religionen ſtets zu ſchmücken geſucht hatten. Die Unduldſamkeit der katholiſchen Kirche konnte unmöglich mit voller Kraft in die von Luther geſtiftete eindringen, da dieſe nicht entfernt auf eine Unumſtößlichkeit Anſpruch machte, wie ſie die Päpſte ihrer Lehre zugeſchrieben hatten.

Die bitterſten und heftigſten Gegner Luther's unter allen neu auftauchenden Secten waren die Wiedertäufer. Er ſchrieb gegen ſie: „Doch iſt's nicht recht," bemerkte er dabei, „daß man ſolche elende Leute ſo jämmerlich ermordet, verbrennt und gräulich umbringt. Man ſollte ja Jeglichen laſſen glauben, was er wollte. Glaubt er unrecht, ſo hat er genug Strafen an dem ewigen Feuer in der Hölle. Warum will man ſie auch noch zeitlich martern? Sofern ſie allein im Glauben irren, und nicht auch daneben aufrühreriſch oder ſonſt der Obrigkeit widerſtreben. Lieber Gott! wie bald iſt's geſchehen, daß Einer irre wird und dem Teufel in die Stricke fällt? Mit der Schrift und Gottes Wort ſollte man ihnen wahren und widerſtehen: mit Feuer wird man wenig ausrichten." In ganz ähnlicher Weiſe ſpricht er ſich aus in einem Briefe an Wenzeslaus Link (vom 14. Juli 1528).

Wir mögen über die Anſichten Luther's denken, wie wir wollen; im Verhältniß zu denjenigen der katholiſchen Kirche bildeten ſie immerhin einen bedeutenden Fortſchritt. Sie bahnten jedenfalls den Weg der Vernunft an, obgleich Luther ſelbſt ihr den Glauben vorzog. Tauſende, welche vor Luther nicht gewagt hatten, an dem hergebrachten Glauben zu rütteln, wurden durch ihn zu ſelbſtſtändiger Forſchung und zum Kampfe gegen die herrſchende Tyrannei angeregt; und wenn dabei auch viele Verkehrtheiten zu Tage traten, war doch die Zeit des dumpfen Gehorſams und des blinden Glaubens unterbrochen. Allerdings übertrugen viele Millionen denſelben Glauben, den ſie früher den Päpſten zu Rom geſchenkt hatten, auf die Stifter der neuen Richtungen. Doch ſelbſt Luther, unſtreitig der bedeutendſte unter allen Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts, blieb nicht der einzige, welcher Jünger und Anhänger zu werben verſtand. Viele näherten ſich weit mehr, als er, der Vernunft an, und beſchränkten ihre Beſtrebungen nicht, gleich ihm, bloß auf den Boden der Kirche. Nur eine deſpotiſche Gewalt, wie ſie in den katholiſchen Staaten beſtand, hätte die mannigfaltigen neuen Secten zu einem kräftigen Ganzen vereinigen können. Dieſe würde aber aller freien Entwickelung ſelbſt wieder feindlich entgegen getreten ſein. Es war daher beſſer, daß die Geiſter ſich ſpalteten und ſelbſtſtändig ſtrebten, wenn auch mit verminderter Kraft, als daß ſie ein proteſtantiſches Papſtthum wieder aufrichteten. So lange die Erde ſteht, war die Vernunft immer dermaßen in der Minderheit, daß ſie nur durch die Spaltung ihrer Gegner Kraft und Bedeutung gewinnen konnte.

Ueber alle diejenigen Secten, welche ſich nicht mächtiger Beſchützer zu erfreuen hatten, ergoß ſich ſchon bald der Strom der Verfolgung. So wenig die Evangeliſchen auf dem Standpunkte der Vernunft, ſtanden ſie auf demjenigen der Glaubensfreiheit. Doch vergoſſen ſie niemals ſo viel und ſo unſchuldiges Blut, als die Katholiken. Die Züricher ließen im

Anfange des Jahres 1529 den Hauptanführer der Wiedertäufer, Felix Manz, erſäufen, jedoch erſt nachdem ſie ihn und ſeine Anhänger wiederholt aus der Stadt getrieben und deren Rückkehr fruchtlos mit dem Tode bedroht hatten. Baſel, Bern, Biel, St. Gallen und andere ſchweizeriſche Städte folgten dem Beiſpiele der Züricher. In Conſtanz, in der Pfalzgrafſchaft am Rhein, in Pforzheim, Augsburg, in Franken, Schleſien, Pommern und Preußen fanden ähnliche Verfolgungen ſtatt. Nur in Straßburg übte man Duldung und ſtrafte höchſtens mit Verbannung. Die katholiſchen Obrigkeiten wütheten im größten Maßſtabe. Die öſterreichiſche Regierung ließ in Enſisheim allein 600 ſogenannte Ketzer hinrichten. Sie ſchonte weder Weiber noch Kinder, noch Greiſe. Ganz Würtemberg, welches die Habsburger damals beſaßen, wurde mit Blut getränkt. In den öſterreichiſchen Landen wurde, nachdem Balthaſar Hubmaier und ſeine Frau hingerichtet waren, auf die Wiedertäufer, wie auf wilde Thiere Jagd gemacht. Baiern und die biſchöflichen Städte blieben nicht zurück. Schon im Jahre 1530 wurde die Zahl der hingerichteten ſogenannten Ketzer auf mehr als 2000 geſchätzt.

Tauſende, welche ſich Anfangs der Reformation angeſchloſſen hatten, wurden theils durch dieſe Verfolgungen, theils durch die im Lager der Evangeliſchen ausgebrochenen Zwiſtigkeiten zur Umkehr unter das alte Joch des Papſtthums getrieben. Unter dieſen waren manche Männer von Gelehrſamkeit und Anſehen, z. B. Johann von Botzheim, welcher als Canonicus zu Conſtanz lange für Aufklärung gewirkt hatte, Johann Sylvius Egranus, welcher (1520) mit Luther in die päpſtliche Bannbulle aufgenommen worden war. Doch die große Glaubensfeſtigkeit, der Heldenmuth und die Standhaftigkeit, welche alle Opfer pfäffiſcher Verfolgungswuth und fürſtlicher Tyrannei in ihren letzten Stunden öffentlich bekundeten, vermehrten hinwiederum die kaum gelichteten Schaaren der Gegner der herrſchenden Kirche Freiwillig kehrten, wenn auch talentvolle und gelehrte, doch keine entſchloſſene und muthige Bekenner wieder unter die römiſche Herrſchaft zurück. Der Drang nach beſſeren Zuſtänden war während der Jahre 1525 bis 1530 zu gewaltig in den Maſſen, als daß er ſich im Blute erſticken ließ. Zudem waren die katholiſchen Fürſten, namentlich die Habsburger und die Päpſte, ſelbſt in mannigfaltige Kriege verwickelt, die ihnen nicht erlaubten, ihre volle Kraft auf die Unterdrückung der ſogenannten Ketzer zu richten. Im Oſten bedrohten die Türken, im Weſten die Franzoſen den Kaiſer Karl V. und deſſen Bruder Ferdinand. Die proteſtantiſchen Fürſten nahmen nach und nach eine immer gebietendere Stellung den katholiſchen gegenüber ein, die Römlinge wagten es nicht, nach ihres Herzens Gelüſten zu wüthen.

Beſonders günſtig für die Ausbreitung und Befeſtigung der neuen Lehre war der Krieg, in welchen Karl V. nach der Schlacht von Pavia mit dem Papſte Clemens VII. gerieth. Die Reformation ſchritt in Deutſchland voran, bis der Kaiſer, nachdem er Frieden geſchloſſen, von neuem einen Reichstag nach Speier berief (1529). Auf dieſem hatten die Anhänger Rom's das Uebergewicht. Der Beſchluß des Speierer Reichstags vom Jahre 1526, welcher jeden Reichsſtand ermächtigte, bis zum Zuſammentritte eines Concils die kirchlichen Angelegenheiten nach beſtem Ermeſſen zu ordnen, wurde aufgehoben und jede Abänderung der alten Kirchenlehre und Kirchenordnung für ungeſetzlich erklärt, bis die erwartete allgemeine Kirchenverſammlung verfügt haben würde. Gegen dieſen Beſchluß, welcher, falls er vollzogen worden wäre, die Reformation im Keime erſtickt hätte, legten die proteſtantiſchen Fürſten, am 19. April 1529, einen feierlichen Proteſt ein, von welchem ſie den Namen Proteſtanten erhielten. Karl V. behandelte die an ihn geſandten Botſchafter der proteſtirenden Fürſten mit ſolcher Härte, daß der Gedanke ſehr nahe lag, er wolle Gewalt brauchen. So drohend die Gefahr auch war, konnten ſich die proteſtirenden Fürſten dennoch zu keinem feſten Bunde untereinander vereinigen, ja nicht einmal den Frieden in

der eigenen Partei aufrecht erhalten. Im Gegentheile wurde der Streit zwiſchen den Anhängern Luther's und Zwingli's von Jahr zu Jahr heftiger. Durch Religionsgeſpräche konnte ſo wenig zwiſchen den verſchiedenen Abtheilungen der neuen Kirche, als zwiſchen Lutheranern und Katholiken der Friede hergeſtellt werden. Sie dienten nur dazu, der Rechthaberei, der Eitelkeit und der Herrſchſucht der betheiligten Gelehrten neue Nahrung zu bieten. Vergebens beſprachen ſich die Vorkämpfer der beiden Schattirungen der Fortſchrittspartei: Luther und Melanchthon auf der einen, Zwingli und Oecolampadius auf der anderen Seite zu Marburg (1529). Beide Theile wurden, wie gewöhnlich, durch derartige öffentliche Schauſpiele in ihren vorgefaßten Anſichten nur noch mehr beſtärkt. Doch kam man überein, daß man ſich nicht heftig befehden wolle, ſondern in aller Ruhe; auch verſprachen beide Theile, ſich gegenſeitig chriſtliche Liebe zu erweiſen.

In der Schweiz hatten ähnliche Urſachen wie in Deutſchland die Gemüther in gerechte Aufregung geſetzt gegen die Habgier der Päpſte und die Frechheit der Werkzeuge, deren ſie ſich bedienten. Was für Deutſchland Tezel, war für die Schweiz Bernhardin Samſon, Guardian eines Barfüßer-Kloſters zu Mailand. Dieſer freche Mönch ſchlug, gleich Tezel, ſeine Buden auf, und verkaufte an die durch die Pfaffen verdummten Maſſen ſeine päpſtlichen Ablaßzettel für alle ſchon begangenen und noch zu begehenden Sünden. Im Laufe einer achtzehnjährigen Thätigkeit preßte er aus dem Volke die Summe von einer Million und achthundert tauſend Dukaten. Lange Zeit übte er ſein Gaunerhandwerk mit großem Erfolge. Endlich ſtieß er in Lenzburg und in Bremgarten auf Widerſtand. Der Decan Bullinger war der erſte, der es wagte, dem Ablaßkrämer entgegen zu treten. Samſon belegte ihn zur Strafe mit dem Kirchenbann, ohne jedoch dadurch den Muth und die Entſchloſſenheit ſeines Gegners zu brechen. In gleichem Geiſte, wie Bullinger, wirkte Huldreich Zwingli, welcher im September 1519 beim großen Münſter in Zürich als Leutprieſter angeſtellt wurde. Er predigte mit großem Beifall und lehrte, man ſolle bloß der Bibel unbedingten Glauben ſchenken, die Ausſprüche der Päpſte, die Anſichten der Kirchenväter, die Sagen und Traditionen dürfe man aber nur in ſo weit anerkennen, als ſie mit dem Inhalte der Bibel übereinſtimmten. Das Beiſpiel dieſer beiden kraftvollen Männer ermuthigte viele andere in gleichem Geiſte zu wirken. Die Bewegung, welche durch Martin Luther angeregt worden war, fand daher in der Schweiz einen ſtarken Wiederhall. Zürich ſchwang ſich durch Zwingli zum Mittelpunkte der reformatoriſchen Kämpfe der Schweiz hinan.*)

Während die neue Lehre in Deutſchland und in der Schweiz ungeachtet aller kleinlichen Parteizwiſtigkeiten reißende Fortſchritte machte, breitete ſie ſich auch über die Nachbarländer, zumal Schweden, Dänemark und Frankreich aus. In Schweden verkündete Olaf Petri mit Eifer die neue Lehre, welche von Guſtav Waſa auf's kräftigſte unterſtützt wurde, nachdem er den tranniſchen Chriſtian von Dänemark aus dem Lande getrieben hatte. Er veranlaßte (1526) eine öffentliche Beſprechung zwiſchen Olaf Petri und Peter Gallius, einem heftigen Anhänger der alten Kirche. Der Sieg wurde allgemein Olaf zugeſchrieben und trug viel zum Sturze des Papſtthum's in Schweden bei. Schon im folgenden Jahre beſchloſſen die Stände des Reiches zu Weſteraas auf des König's Guſtav Antrag einſtimmig, daß der von Martin Luther entworfene Reformationsplan ungehindert in Schweden Eingang haben ſolle (1527). Von dieſer Zeit an hörte die Herrſchaft des Papſtes in Schweden auf.

In Dänemark wirkten Martin Reinhard und ſpäter eine Zeit lang Andreas Karlſtadt für die neue Lehre. Nachdem Chriſtian II. (1523) abgeſetzt worden war, gewann unter ſeinen Nachfolgern Friedrich und Chriſtian III. die religiöſe Bewegung

*) S. oben. § 5.

raſchen Fortgang. Auf dem Reichstage zu Odenſee wurde der Beſchluß gefaßt (1527), jeder Däne ſolle die freie Wahl zwiſchen der alten Kirche und der Lehre Luther's haben, Niemand ſolle wegen ſeiner Religion beläſtigt und alle Geiſtlichen ſollten, ohne Rückſicht auf klöſterliche und andere ähnliche Geſellſchaften, die Freiheit haben, in den Stand der Ehe einzutreten. Chriſtian III. ging einen Schritt weiter, indem er die despotiſche Gewalt der Biſchöfe unterdrückte und den rechtmäßigen Eigenthümern einen großen Theil des ihnen von den Pfaffen durch Lug und Trug abgenommenen Vermögens zurück erſtattete. Den Schlußſtein zur Vollendung des Reformationswerkes in Dänemark legte Bugenhagen, indem er die neue Kirchenordnung für das Land entwarf, welche ſpäter daſelbſt eingeführt wurde.

In Frankreich war es Margaretha, Königin von Navarra, die Schweſter des Königs Franz I., welche zuerſt die neue Lehre beförderte. Sie konnte jedoch nicht verhindern, daß ihr Bruder durch zahlreiche Hinrichtungen dieſelbe im Blute zu erſticken ſuchte. Mit Mühe entging Calvin, welcher in Frankreich, ſeinem Geburtslande, gegen die Mißbräuche der römiſchen Kirche eiferte, dem Tode, womit ihn Franz I. bedrohte, indem er nach Baſel floh, nachdem ihn die Königin Margaretha aus großen Gefahren errettet hatte.

Die katholiſche Kirche hatte durch das ſchwere Joch, welches ſie ihren Anhängern auferlegte, ſo viele Unzufriedenheit und Mißſtimmung erregt, daß die Angriffe, welche Luther auf ſie machte, in allen chriſtlichen Ländern von dem kleinen Häuflein der ſtrebenden Geiſter mit großem Jubel aufgenommen wurden. Blitzesſchnell verbreiteten ſich die Lehren des Wittenberger Reformators in Spanien, Italien, Ungarn, Böhmen, dieſem Vaterlande der Huſſiten, England, Schottland, Polen und in den Niederlanden. Doch in den meiſten dieſer Länder konnte die neue Lehre anfangs keine tiefe Wurzeln ſchlagen, weil die Gewalt der Fürſten ihr widerſtrebte und das Papſtthum dort noch zu mächtig war. Wäre den Anhängern der neuen Lehre geſtattet worden, ihre Grundſätze zu erörtern und ihren Glauben frei zu bekennen, ſo wäre die römiſche Kirche damals ſchon aller Orten ſchnell untergegangen. Allein je weniger die römiſche Kirche auf Ueberzeugung, und je mehr ſie auf zwingender Gewalt ruhte, deſto grimmiger verfolgte ſie alle diejenigen, welche ihr widerſtrebten. Nur in wenigen Ländern, wie in Spanien, Portugal und Italien gelang es den Päpſten, durch eine in der Weltgeſchichte unerhörte Schreckensherrſchaft die neue Lehre vollſtändig zu unterdrücken. In allen übrigen erhielt ſie ſich, unter größeren oder geringeren Gefahren, mit mehr oder weniger günſtigem Erfolge, wie wir bei der Geſchichte dieſer Länder näher erzählen werden.

Die Kirche ſtand aller Orten, insbeſondere aber in Deutſchland, deſſen Reichsfürſten zur Hälfte Geiſtliche waren, mit dem Staate in ſo inniger Verbindung, daß jede Veränderung auf ihrem Gebiete unmittelbar auch auf die geſammte Verfaſſung und Verwaltung des Landes zurück wirkte. Die ſeit Jahrhunderten immer ſehr ſchwache Reichsregierung wurde durch den kirchlichen Streit faſt vollſtändig gelähmt, indem die Stände, durch welche das ſchwerfällige Räderwerk des Staates in Bewegung geſetzt wurde, ſich gegenſeitig feindlich gegenüber traten. Die Katholiken hatten den Kaiſer, die Reichsgerichte und die alte Reichsgeſetzgebung für ſich. Die Reichstagsbeſchlüſſe und die reichsgerichtlichen Urtheile, welche zu ihren Gunſten erlaſſen wurden, pflegten von den Proteſtanten aber nicht anerkannt und theils mit offener Gewalt bekämpft, theils umgangen zu werden. Schon im Jahre 1525 waren mehrere der Reformation feindlich geſinnte Fürſten zu Deſſau zuſammen getreten und hatten ſich über gemeinſame Maßregeln verſtändigt, durch welche die alten Zuſtände geſichert werden ſollten. Die nothwendige Folge dieſes Schrittes blieb nicht aus. Im Jahre 1526 verbanden ſich die beiden mächtigſten Freunde der Reforma-

tion, Johann der Beſtändige von Sachſen und Philipp von Heſſen in Torgau, um, wenn es nöthig wäre, ihre Religion mit den Waffen zu vertheidigen. Dem Torgauer Bündniſſe traten ſpäter mehrere andere Fürſten und Grafen und die Stadt Magdeburg bei. Der Vertrag bezeichnete den Zweck der Verbündeten unumwunden in den Worten: „Da ſie in Erfahrung gebracht hätten, daß ihre Feinde Bündniſſe machten, und viel Geld zuſammen brächten, die alten Mißbräuche zu erhalten und diejenigen, welche Gottes Wort in ihren Landen zu predigen geſtatten, mit Krieg zu überziehen; ſo hätten ſie ſich, jedoch Niemanden zum Verdruß, mit einander verbunden, um ihre eigenen Unterthanen vor unbilligem Kriege zu ſchützen und einander nach allem Vermögen beizuſtehen, im Fall, daß wider die Religion und die ihr anhängige Sache öffentlich oder unter einem andern Schein ein Angriff geſchehen würde."

Eine feſtere Geſtalt und einen erweiterten Umfang nahm dieſes Bündniß aber erſt auf der am 6. Januar 1830 zu Schmalkalden abgehaltenen Verſammlung, auf welcher der Herzog von Lüneburg, der Markgraf von Brandenburg-Anſbach, die Grafen von Wertheim, Mansfeld und Fürſtenberg, und die Städte Nürnberg, Reutlingen, Heilbronn und Kempten ſich anſchloſſen. Eine Vereinigung mit den Evangeliſchen der Schweiz und mit den Städten Straßburg, Ulm, Conſtanz, Lindau und Memmingen, welche leicht zu erzielen geweſen wäre, kam nicht zu Stande, weil der bigotte Kurfürſt von Sachſen die lutheriſche Anſicht vom Abendmahle zur Grundlage des Bundes machte, und folgeweiſe alle diejenigen, welche ſie nicht theilten, davon ausſchloß.

Mittlerweile hatte Karl V. mit dem Papſte Frieden geſchloſſen, und ihm verſprochen, allen weiteren Fortſchritten der ſogenannten Ketzerei in Deutſchland Schranken zu ſetzen. Um dieſen Zuſagen nachzukommen, ſchrieb der Kaiſer einen Reichstag auf den April 1530 nach Augsburg aus und reiſte ſelbſt nach Deutſchland. Es war leicht voraus zu ſehen, daß die Zeit der Religionsgeſpräche vorüber war, und es ſich darum handelte, mit Gewalt die Meinungen zu behaupten, welche Kaiſer und Papſt nicht dulden wollten.

Die Spaltung auf dem Felde der Religion ging in ſolcher Weiſe frühzeitig auf das Gebiet des Staats über. Auf dem Glauben der Völker ruhten die ſogenannten Gerechtſame, oder vielmehr die Gewalt der Fürſten und der Pfaffen. Jede Aenderung der Glaubensſätze hatte daher einen entſprechenden Wechſel in den wichtigſten anderen Beziehungen des Lebens zur nothwendigen Folge. Eine rein religiöſe Fortbildung iſt nur da möglich, wo es keine Geiſtlichen giebt, welche durch die Religion zu Gold und Ehren gelangen. Wo aber, wie im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, Pfaffenthum, Kirche, Staat und Geſellſchaft in untrennbarer Verbindung ſtehen, da kann weder in religiöſer noch in irgend einer anderen Rückſicht ein leidenſchaftsloſer Fortſchritt ſtatt finden. Der Ehrgeiz, die Herrſchſucht und die Habgier aller Derjenigen, welche aus der Dummheit, Trägheit und aus dem Knechtſinn der Maſſen Vortheil ziehen, legen jeder friedlichen Entwickelung unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg.

Chriſtus hatte gelehrt: „gebt dem Kaiſer, was des Kaiſer's, und Gott, was Gottes iſt," und hatte dadurch deutlich ausgeſprochen, daß die Angelegenheiten des Staats von denjenigen der Religion verſchieden ſeien und daher abgeſondert behandelt werden ſollten.

Allein wie in allen übrigen Beziehungen, ſo hatten die Machthaber auch in Betreff des gegenſeitigen Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat die Bibel, wo ſie ihnen nicht zuſagte, außer Acht gelaſſen. Wenigen war es überhaupt um Wahrheit zu thun. Vielen diente die Bibel, wie früher die päpſtlichen Decretalen, die Traditionen und Legenden nur als Mittel, ihren ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen einen gewiſſen äußeren Anſtrich zu verleihen. Neben dem Kampfe zwiſchen Wahrheit und Lüge gingen immer tauſendfältige Streitigkeiten um Ehren, Macht, Geld und Geldes Werth her. Es iſt ſehr ſchwer, die ſchmutzigen

Beweggründe der Leidenschaft von den reineren des Freiheitsdranges und des Rechtsgefühls zu unterscheiden. Allein nur insofern dieses geschieht, entrollt sich uns ein klares Bild der Vergangenheit. Nicht die Größe der Gewalt, sondern die Richtung, in welcher sie gebraucht wird, und die Beweggründe, aus welchen deren Thätigkeit hervorgeht, bilden die eigentlichen Grundbestandtheile der Geschichte.

§ 9. Augsburgische Confession.

Während der kurzen Zeit von dreizehn Jahren, seit Luther seine Sätze zu Wittenberg angeschlagen hatte, waren die Protestanten zu einer Macht herangewachsen. Fast alle strebenden Geister, welche ein religiöses Bedürfniß fühlten, hatten sich ihnen mehr oder weniger innig angeschlossen. Ihre Gottesgelehrten und Prediger waren den katholischen unstreitig an Wissen, tiefem Gefühle und Kraft der Ueberzeugung durchaus überlegen. In Rede und Schrift konnten sich die Anhänger des Papstthums mit ihnen nicht messen. Dagegen waren sie ihnen in den Künsten der Unterhandlung und an weltlicher Macht bei weitem überlegen. Die Katholiken zählten in ihrer Mitte keine Geister, wie Luther, Zwingli, Melanchthon, Calvin, Oecolampadius und unzählige andere. Die wenigen, welche an Talent und Gelehrsamkeit den Protestanten die Spitze bieten konnten, wie Erasmus von Rotterdam, der Cardinal Campegio und andere standen selbst mit einem Fuße auf dem Boden der Reformation, und die Kampfhähne, welche für das Papstthum sprechen und schreiben mußten, wie Johann Eck und Cochläus, verstanden sich besser auf das Schimpfen und Drohen, als auf das Begründen ihrer Ansichten. Dagegen besaßen die Katholiken unter ihren Fürsten viele Manner, welche ihren Gegnern auf dem Felde der Staatskunst und der Kriegsführung mehr als gewachsen waren. Die hervorragendste Persönlichkeit unter den protestantischen Machthabern war der Landgraf Philipp von Hessen. Er stand in religiöser Beziehung auf einem weit freieren Standpunkte, als Luther; er vereinigte mit der Kraft des Glaubens staatsmännische Einsicht und kriegerische Tapferkeit, und hätte die Sache der Protestanten siegreich zu Ende geführt, wäre er nicht in allen seinen Schritten durch die Zänkereien der Lutherischen und Zwingli'schen Anhänger, durch die Beschränktheit des Kurfürsten Johann von Sachsen und durch die Zersplitterung der Streitkräfte auf theologischem und politischem Gebiete gehemmt worden. Karl V. hatte vor ihm schon in seiner äußeren Stellung vieles voraus. Was war ein Landgraf von Hessen im Verhältniß zu dem Kaiser, dem mächtigsten Gebieter in Deutschland, Spanien, Italien und den Niederlanden, und dem Beherrscher der neu entdeckten Welt? Karl saß nicht als Puppe, sondern als selbstthätiger Fürst auf seinem Throne. Er war mit der italienischen und spanischen Staatskunst auf's genaueste vertraut, und hatte den Krieg in einem weit größeren Maßstabe getrieben, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Er besaß Scharfblick, Schlauheit, Entschlossenheit und Ausdauer. In der Kunst der Verstellung war er Meister und wurde in allen seinen Unternehmungen durch Gewissensbisse niemals gehemmt. Wenn die Kraft der Ueberzeugung nicht weiter reichte, als alle Staatskunst, so hätten die Protestanten, trotz ihren Siegen auf dem Felde der Rede und der Schrift, im wirklichen Leben, in Kirche und Staat dem mächtigen Kaiser die Spitze nicht bieten können. Karl V. hatte keine Zuneigung für das deutsche Volk, er sprach und verstand nur sehr mangelhaft dessen Sprache. Er war seinem ganzen Wesen und seiner Erziehung nach Spanier mit einigen italienischen Zugaben. Philipp von Hessen kannte die Bedürfnisse der deutschen Nation und widmete ihr seine ganze Kraft und Liebe. Er wäre im Stande gewesen, die Deutschen über die Klippen der Reformation hinweg zu führen, ohne schwächende Spaltungen auf dem Gebiete der Religion und des Staats zurück zu lassen. Doch er war nicht der erkorene der Fürsten,

er war nicht Kaiſer, ſondern nur ein Landgraf. Karl V. aber war entſchloſſen, ſein dem Papſte gegebenes Verſprechen zu halten. Die Geſandten, welche die Proteſtanten ihm entgegen geſchickt hatten, ließ er von ſeiner Umgebung beſchimpfen und mißhandeln, einen derſelben ſogar verhaften. Am 15. Juni kam er in Augsburg an. Lange vor ihm waren die meiſten Fürſten des Reiches erſchienen: der Kurfürſt von Sachſen, umgeben von Melanchthon, Juſtus Jonas und Spalatin, der Graf von Mansfeld in Begleitung Johann Agricola's. Luther ſelbſt, auf welchem die Reichsacht noch ruhte, hielt ſich in Koburg, der nächſten ſächſiſchen Stadt auf, um von da ſeinen Rath und ſeine Ermahnungen ſchnell nach Augsburg ſenden zu können.

Kaum war der Kaiſer am Sitze des Reichstags angelangt, als er die Fürſten zu der auf den 16. Juni fallenden Frohnleichnamsfeier einlud. Die Proteſtanten ließen ihm jedoch durch den Kurprinzen von Sachſen die Antwort bringen: Dergleichen gottloſe und offenbarlich mit Gottes Wort und Chriſti Gebot ſtreitende Menſchenſatzungen ſind wir gar nicht gemeint, durch unſere Zuſtimmung zu verſtärken und einzuführen, daß wir vielmehr ohne Bedenken einſtimmig uns erklären, daß ſolche ungereimte, gottloſe, menſchliche Anordnungen gänzlich aus der Kirche abzuſchaffen und zu vertilgen ſeien, damit nicht die andern noch geſunden und reinen Glieder der Kirche mit eben dem tödtlichen und ſchädlichen Gifte angeſteckt werden."

Eine ſolche Sprache hatte Karl in Spanien und in Italien nie zu hören gehabt. Am liebſten hätte er den Deutſchen daſſelbe Joch auferlegt, das auf ſeinen übrigen Reichen laſtete. Doch dazu fehlte ihm die Macht. Nicht durch Gewalt, ſondern nur durch gute Worte konnte er bewirken, daß ſein Bruder Ferdinand von den deutſchen Fürſten zum römiſchen Könige gewählt, und daß ihm Hülfe gegen die Türken geleiſtet wurde. Er mußte zugeben, daß zuerſt die Religions-Angelegenheiten verhandelt wurden. Am 25. Juni trugen die Proteſtanten dem Reichstage ihr Glaubensbekenntniß vor. Es war von Melanchthon verfaßt und enthielt diejenigen Lehren, welche wir bereits dargeſtellt haben: die Rechtfertigung durch den Glauben, die Erbſünde, die Bedeutung des Predigtamtes, die Gewalt der Obrigkeit u. ſ. w. Es behandelte den Gegenſatz zum katholiſchen Glauben mit großer Schonung, trat dagegen den übrigen reformatoriſchen Secten auf's herbſte entgegen. Das Bekenntniß erklärte, die Lutheraner lehrten nichts weiter, als die Begriffe der chriſtlichen, ja der römiſchen Kirche, und ſtützte ſeine Beweisführungen auf Sätze aus den Kirchenvätern, aus päpſtlichen Decreten und Ausſprüchen. Nur in wenigen Artikeln, z. B. denjenigen, betreffend die Mißbräuche der Kirche, die Prieſterehe und den Unterſchied der Speiſen wehte ein friſcherer Geiſt. Die Abendmahlslehre dagegen erhielt eine ſo ſchroffe Faſſung, daß die Anhänger Zwingli's ihr nicht beiſtimmen konnten, daher die vier Städte Straßburg, Memmingen, Conſtanz und Lindau ein eigenes Bekenntniß, das ſogenannte vierſtädtiſche (confessia tetrapolitana) einreichten. Es unterſchied ſich nur in der Abendmahlslehre von dem lutheriſchen und war in dieſem Artikel ſo feindlich, als möglich abgefaßt.*)

*) Daſſelbe lautet wörtlich wie folgt: „Von dem heiligen Sacrament des Leibes und Blutes Chriſti wird bei uns gelehret und gepredigt, wie das von den Evangeliſten und Paulo vorgeſchrieben, und von den heiligen Vätern gehalten, auch der Gemeinde Gottes am nützlichſten und heilſamſten iſt. Nämlich, daß der Herr, wie in ſeinem letzten Nachtmahl, alſo auch heutigen Tages ſeinen Jüngern und Gläubigen, wenn ſie ſolches ſein heiliges halten, laut ſeinem Worte in dieſem Sacrament ſeinen wahren Leib und wahres Blut wahrlich zu eſſen und zu trinken giebt zur Speiſe ihrer Seelen und ewigen Leben, daß ſie in ihm und er in ihnen bleibe, daher ſie denn auch am jüngſten Tage durch ihn zur Unſterblichkeit und ewigen Seligkeit auferweckt werden. Man weiſet auch das Volk beſonders Fleißes von allem Zank und unnöthigem und fürwitzigem Disputiren in dieſem Handel zu demjenigen, was allein nutzet und auch von unſerm Herrn in ſolcher Sache allein gemeint und bedacht iſt, daß wie nämlich durch ihn ſelbſt geſpeiſet, alſo durch und in ihm leben, eines gottgefälligen, heiligen und ewigen Lebens, und ſeien daher unter uns ein Brod und ein Leib, die wir all eines Brodes im heiligen Nachtmahle theilhaftig werden."

Erst dreizehn Jahre waren verflossen, seit Martin Luther den Kampf mit dem Papstthum begonnen hatte. Nach ihm waren zahlreiche andere Männer aufgetreten, welche neue Ideen unter die Massen warfen und alte Mißbräuche angriffen. Dreizehn Jahre genügten nicht, die Gährung der Gemüther, welche in ihrem Glauben erschüttert wurden, ruhig verlaufen zu lassen. Durch das Augsburgische Glaubensbekenntniß wurden allerdings viele Lügen und Verläumdungen, welche die Römlinge über die Lehren Luther's ausgegossen hatten, widerlegt. Viele wankende Charaktere erhielten durch dasselbe einen Stützpunkt, der ihren Glauben befestigte; allein der weiteren Entwickelung der neuen Lehre wurden dadurch Schranken gezogen, welche um so hemmender waren, je weniger Melanchthon den Ansichten Zwingli's, Calvin's und anderer Reformatoren Rechnung getragen, und je schroffer er die persönliche Meinung Luther's gegenüber den weiter voran schreitenden Bestrebungen vertreten hatte. Melanchthon irrte sich sehr, wenn er vermeinte, durch halbe Zugeständnisse den Papst bewegen zu können, auch nur eine Neuerung von praktischer Bedeutung gut zu heißen. Luther entwickelte bei dieser, wie bei jeder anderen Gelegenheit, wenn auch große Halsstarrigkeit und eine gewisse Beschränktheit des Gesichtskreises, so doch jenen unerschütterlichen Muth, welcher allein irgend einer Partei Kraft verleiht. Während Melanchthon zagte und unterhandelte, schrieb Luther von Koburg aus Briefe des Trostes und der Ermahnung, richtete durch sie die schwachen Gemüther auf und flößte ihnen einen Theil der Entschlossenheit, die ihn selbst beseelte, ein.

Die Schrift, welche die katholischen Theologen Eck und Cochläus zur Widerlegung der augsburgischen Confession ausarbeiteten und welche gleichfalls vor versammeltem Reichstage verlesen wurde, war ein Gemisch von Verdrehungen und Schimpfreden ohne allen inneren Gehalt. Karl V. scheint dieses selbst gefühlt zu haben, daher er den Protestanten keine Abschrift zukommen ließ, und als sie aus dem Gedächtnisse dem Machwerke antworteten, weigerte sich der Kaiser, deren Entgegnung anzunehmen. Wie Luther unter den Geistlichen, so verlor Philipp von Hessen unter den Fürsten nicht den Muth. Umsonst versuchte der Kaiser, ihn durch lockende Versprechungen zu gewinnen. Er setzte ihm die mannhaften Worte entgegen: „In den besten Jahren seines Alters fliehe er nicht die Freude, noch die Gunst der Großen, aber den trügerischen Gütern dieser Welt ziehe er die Gnade Gottes vor."

Als der Kaiser Karl am 3. August zu drohen anfing, verließ Philipp (6. August) Augsburg. Zu spät befahl Karl V., die Thore der Stadt zu besetzen. Der entschlossenste und mächtigste der protestantischen Fürsten war nicht mehr in seiner Gewalt. Der Kaiser konnte wohl noch Beschlüsse fassen lassen, allein die Frage war, ob er die Macht besitze, sie auszuführen. Am 22. September verkündete der fanatische Joachim I. von Brandenburg im Namen des Kaisers den Reichstagsabschied. Bis zum 15. April des folgenden Jahres, so lautete der Bescheid, wolle man die Protestanten in Ruhe lassen, falls diese alle Neuerungen einstellten, keine neuen Schriften in Glaubenssachen drucken ließen, keine fremden Unterthanen zu ihrer Secte zögen, oder in ihren Ländern schützten, ihren eigenen Unterthanen die Ausübung des katholischen Gottesdienstes verstatteten, und in Verbindung mit Kaiser und Reich die Sacramentirer und Wiedertäufer unterdrückten. Joachim fügte mannigfaltige Drohungen und die Forderung der Wiederherstellung der Klöster und Stifter hinzu. Die Folge davon war nur, daß jetzt auch der Kurfürst von Sachsen abreiste, ohne an der Wahl Ferdinand's Antheil zu nehmen. Am 14. Oktober berief der Kaiser die Gesandten der Reichsstädte in den Fürstenrath und erklärte ihnen seinen Entschluß, den im Reiche entstandenen Irrthum gegen den heiligen Glauben, was es auch kosten möge, auszurotten, und dazu jedes Mittel, das in seiner Hand sei, zu

Digitized by Google

gebrauchen. Der am 19. November 1530 öffentlich verkündete Reichstagsabſchied*) war in ſo drohenden Ausdrücken abgefaßt, daß die Proteſtanten erkennen mußten, die Stunde der Entſcheidung durch das Schwert nahe heran. Philipp von Heſſen fürchtete den Kampf nicht. Selbſt Luther, welcher bis dahin immer zum Frieden gemahnt hatte, kam jetzt zu der Ueberzeugung, daß der Gewalt Widerſtand entgegen geſetzt werden müſſe. Nach mannigfaltigen Vorarbeiten wurde am 27. Februar 1531 ein förmliches Bündniß unter den Proteſtanten auf ſechs Jahre zu Schmalkalden abgeſchloſſen, durch welches ſie ſich gegenſeitig, falls einer der Verbündeten wegen der Religion angegriffen werden ſollte, Hülfe und Beiſtand verſprachen. Sechs Fürſten, zwei Grafen und eilf Städte gründeten dieſen Bund, ſpäter traten noch dreizehn Städte und ein Fürſt bei. Der Landgraf Philipp von Heſſen und der Kurfürſt von Sachſen wurden zu Oberhauptleuten des Bundes erwählt, und die Laſten des Krieges zu gleichen Hälften zwiſchen die Fürſten und die Städte vertheilt. Die Fürſten erhielten aber im Rathe eine Stimme mehr, als die Städte, wodurch ihr Uebergewicht auch auf dieſem Felde, wie auf demjenigen der Schlacht, anerkannt wurde.

An der Starrköpfigkeit des Kurfürſten von Sachſen ſcheiterte das Beſtreben des Landgrafen Philipp, die Schweizer Freunde in den Bund zu ziehen. Der Kurfürſt ließ auf dem Rathstage zu Frankfurt erklären: „Da die Eidgenoſſen in der Lehre vom Abendmahle abwichen, könne er keine Verbindung mit ihnen eingehen. Auf ihre weltliche Macht müſſe man nicht ſehen; denn die heilige Schrift verkünde denen, welche ſich auf ſolche Stützen verließen, einen unglücklichen Ausgang.“

Nur zu bald brachten ſolche Anſichten den Proteſtanten Verderben. Unmittelbar litten allerdings die Schweizer darunter. Denn zuerſt entlud ſich über ſie das drohende Gewitter. Karl V. war zu ſehr mit ſeinen übrigen Ländern beſchäftigt, als daß er damals gewagt hätte, ſeinen Worten durch die That Nachdruck zu geben. Die ſogenannten Zwinglianer waren aber, trotz der beſchränkten Anſichten der Lutheraner, zu innig mit der Sache der Reformation verbunden, als daß ſie hätten leiden können, ohne die geſammte Fortſchrittsbewegung in ihre Niederlage zu verwickeln.

In der Schweiz bewährte es ſich wiederum, daß der Menſch nicht ungeſtraft die innige Verbindung mit ſeinen Nachbarn aufgeben könne. Die vier Waldſtädte und Luzern, deren Söhne häufig als Söldner in auswärtigen Kriegen dienten und dadurch ſchon ſich ſelbſt herabwürdigten, nahmen an der geiſtigen Bewegung keinen Theil, welche das halbe Europa durchzuckte. Sie hatten die Ketten des Hauſes Habsburg gebrochen, trugen aber willig

*) Er lautet in der Hauptſache wie folgt: Es ſoll eine abweichende Lehre über das Abendmahl nicht geduldet, und weder die Meſſe, noch die Kindertaufe verändert, ſondern in der bisherigen Weiſe und zwar mit der Firmelung beibehalten werden.

Die Bilder dürfen nicht aus den Kirchen entfernt werden, und ſind, wo es geſchehen iſt, wieder herzuſtellen.

Was die Meinung anbetrifft, daß der menſchliche Wille nicht frei ſei, ſo ſoll dieſelbe durchaus nicht zugelaſſen werden, weil ſie ſich als viehiſch und gotteslästerlich darſtelle.

Auch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein iſt unſtatthaft.

Die Sacramente und Ceremonien der Kirche müſſen nach der alten Einrichtung behandelt und beobachtet werden. Die erledigten Kirchenpfründen ſollen würdigen Männern verliehen, jene der verehlichten Prieſter dagegen eingezogen und ſolchen Geiſtlichen gegeben werden, welche zwar ebenfalls ſich verheirathet haben, mit Verlaſſung ihrer Gattinnen aber in den vorigen Stand zurück kehren.

Bei dem Predigen und Lehren ſollen alle Prieſter die gegenwärtigen Vorſchriften befolgen. Dieſelben ſollen dabei das Volk ermahnen, daß es die Meſſe höre, fleißig bete, die Jungfrau Maria und die anderen Heiligen anrufe, alle Feiertage beobachte, faſte, verbotener Speiſen ſich enthalte, den Armen wohl thue. Den Mönchen ſoll gezeigt werden, daß die Verletzung ihres Gelübdes und der Austritt aus dem Orden unerlaubt ſei.

Ueberhaupt ſoll in allem, was den Glauben und den Gottesdienſt betrifft, durchaus nichts geändert werden. Wer gegen ſolches Gebot handelt, ſoll mit Vermögens-, Leibes- oder der Todesſtrafe belegt werden.

diejenigen des Pfaffenthums, und als rings um ſie her die Reformation Fortſchritte machte, ſchämten ſie ſich nicht, (1529) ſogar einen Bund mit dem Habsburger zu ſchließen, um mit vereinten Kräften das Papſtthum aufrecht zu erhalten. Schon hatte die größere Hälfte der Schweiz: Zürich und Bern, St. Gallen, Biel, Baſel, die Landgemeinden von Solothurn, Sargans und Thurgau, Genf, das Waadtland und Neufchatel, die Reformation angenommen. Im Bunde mit den Proteſtanten Deutſchlands hätten ſie den katholiſch gebliebenen Cantonen leicht die Spitze bieten können. Da dieſer nicht abgeſchloſſen wurde, und die Zwietracht ſich mehrte, kam es am 12. October 1531 bei Kappel zur Schlacht, in welcher die katholiſchen Truppen, unter welchen ſich viele ausgediente Söldner befanden, die proteſtantiſchen ſchlugen, und Zwingli ſelbſt ſein Leben verlor. Ein zweites Treffen bei Munzingen, am 21. October, fiel für die Reformirten nicht günſtigee aus. Durch den Frieden von Mellingen (24. November 1531) errangen die Katholiken das Uebergewicht in der Schweiz. Die Solothurner Landgemeinden und viele andere, die ſich der Reformation angeſchloſſen hatten, wurden theils durch Gewalt, theils durch die Furcht vor Schaden und Verfolgung wieder unter das alte Joch des Papſtthums zurückgebracht, und der bis dahin ſo raſche Fortſchritt der Reformation in der Schweiz dauernd gehemmt.

Durch die Siege der Katholiken in der Schweiz wurden deren Glaubensgenoſſen in Deutſchland von neuem ermuthigt. In dieſem entſcheidenden Augenblicke kam den Proteſtanten aber der Kriegszug Solyman's zu ſtatten. Im Frühjahr 1532 waren die Türken mit einem zahlreichen Heere gegen Oeſtreich vorgedrungen. Karl V. fürchtete, zwiſchen zwei Feuer zu gerathen, falls er die Proteſtanten angriffe: ſo kam am 2. und 3. Auguſt zu Nürnberg der erſte ſogenannte Religionsfrieden zu Stande. In der That war es aber nur ein Waffenſtillſtand. Denn nichts wurde endlich entſchieden, vielmehr nur die Beſtimmung getroffen, daß bis zur Abhaltung eines Conciliums oder bis zu einem neuen Reichstagsabſchiede keine Partei die andere wegen des Glaubens vergewaltigen und daß alle fiscaliſchen und anderen Prozeſſe, welche den Glauben berührten, eingeſtellt werden ſollten.

Hätten die Proteſtanten die bedrängte Lage, in welcher ſich damals Karl V. befand, zu ihrem Vortheil benützen wollen, ſo hätten ſie wahrſcheinlich damals ſchon Freiheit des Glaubens erringen können. Allein es lag in der Natur der ganzen reformatoriſchen Bewegung, daß ſie nur auf geiſtigem Gebiet angreifend, auf demjenigen der Gewalt dagegen abwehrend verfuhr. Sie brauchte mehr nicht, als Duldung, um des Sieges gewiß zu ſein. Doch dieſe wurde den Proteſtanten nur in ſofern geſtattet, als ſie die Macht beſaßen, ſie zuerzwingen.

Bei allen Fortſchritten iſt immer die größte Schwierigkeit, die Menſchen zu beſtimmen, daß ſie prüfen. Millionen leben in den Tag hinein, ohne daß es ihnen im Laufe von Jahrhunderten einfällt, irgend eine der Gewohnheiten und Anſichten, welche ſie von ihren Altvordern überkommen haben, in Zweifel zu ziehen. Die Reformation hatte aber die in Stumpfſinn verſunkenen Maſſen aufgerüttelt. Leicht hätten ſie die Schwere des auf ihnen ruhenden Joches und die Finſterniß des Aberglaubens, in welchem ſie gehalten wurden, erkannt, hätte man ihnen die Freiheit gelaſſen, ſich nach eigener Wahl zu beſtimmen. Der Nürnberger Religionsfrieden geſtattete dieſelbe für eine kurze Zeit wenigſtens demjenigen Theile der deutſchen Nation, welcher nicht, gleich den Oeſterreichern und Baiern, unter der Gewalt herrſchſüchtiger Katholiken ſtanden. Dieſen bot der Waffenſtillſtand die Gelegenheit, ſich von Rom loszuſagen. Viele ergriffen ſie. Im ſtillen machte die Reformation, d. h. ſo viel davon, als nach dem Augsburger Glaubensbekenntniſſe übrig geblieben war, unausgeſetzte Fortſchritte. Philipp von Heſſen ſtand dem aus Würtemberg vertriebenen Herzog Ulrich bei und zwang den König Ferdinand, den Vertrag von Kadan (29. Juni 1534) abzuſchließen, durch welchen das Land wieder an Ulrich fiel, wenn ſchon er die Oberlehnsherrlichkeit Oeſterreichs zum Schein anerkannte. Sobald die Habsburger aufgehört

hatten, in Würtemberg zu herrſchen, bekannte ſich das ganze Land zur lutheriſchen Lehre. Die proteſtantiſche Partei erhielt dadurch einen mächtigen Zuwachs im Süden Deutſchlands. Der Frieden von Kadan war eines der wichtigſten Ereigniſſe für die Sache der Proteſtanten. Der König von Frankreich und ſelbſt der Papſt Clemens VII., welche die Macht des öſterreichiſchen Hauſes fürchteten, hatten bei demſelben die Hände im Spiele. Eine Beſtimmung deſſelben verbot den Reichsgerichten, Klagen wegen der eingezogenen Kirchengüter anzunehmen. Dadurch wurde folgeweiſe wenigſtens zuerſt die Reformation in einer ihrer einflußreichſten Beziehungen anerkannt. Mehrere Städte, ganze Provinzen, welche bis dahin gewankt hatten, ſchloſſen ſich den Lutheranern an. Das Concil, welches ſeit langer Zeit in Ausſicht geſtellt worden war, kam, ſo lange Clemens VII. auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß (bis 1534), nicht zu Stande.

Mittlerweile dauerte die Gährung der Gemüther in Deutſchland und dem größeren Theile Europa's fort. Je mehr Luther bemüht geweſen war, die geſammte Reformation in die von ihm betretene Bahn zu leiten, deſto eifriger widerſtrebten alle diejenigen, welche unter dem Einfluſſe anderer Führer das Joch des Papſtthums abgeworfen und ihre eigenen Wege zum Heile eingeſchlagen hatten. Unter dieſen waren die ſogenannten Wiedertäufer die wildeſten. Die Verfolgungen, womit Katholiken und Lutheraner ſie heimgeſucht, hatten ihre Leidenſchaften nur noch mehr aufgeregt, und je entſchiedener ſie ſich von den bewährten Führern der Reformation losſagten, deſto unbedingter fielen ſie der Herrſchaft fanatiſcher und roher Menſchen, die ſich ihr Vertrauen zu erwerben wußten, anheim. Nachdem Thomas Münzer, der eigentliche Begründer der Wiedertäufer, hingerichtet worden war, verbreiteten ſich deſſen Anhänger über die Niederlande, Oſtfriesland und Weſtphalen, und vermehrten ſich raſch. Nicht lange hielten ſie ſich aber ruhig. Duldung genügte ihnen nicht. Sie wollten herrſchen, und zwar nicht blos auf dem Gebiete der Religion, ihre Anſichten ſollten in das bürgerliche Leben eindringen, der Staat ſollte nach ihrem Glauben verwaltet werden. In mehreren Städten der Niederlande zettelten ſie Unruhen an und zwangen die Obrigkeiten, gegen ſie Gewalt zu brauchen. Die Stadt Münſter, welche im Kampfe mit ihrem Biſchofe lag, wurde von ihnen zum Haupttummelplatze ihres Treibens erkoren. Zwei ihrer ſogenannten Apoſtel: der Bäcker Jan Matthyszoon und der Schneider Jan Bockold, gewöhnlich Jan von Leyden genannt, wußten den großen Haufen für ſich zu gewinnen. Durch dieſen erlangten ſie die Gewalt in der Stadt. Mit Hülfe des Bürgermeiſters Bernhard Knipperdolling wurden am 1. Februar 1534 der Adel, die Geiſtlichkeit und die wohlhabenden Bürger vertrieben. Kurz darauf ſchwang ſich Jan von Leyden zum geiſtlichen und weltlichen Beherrſcher der Stadt auf. Er befahl bei Todesſtrafe, alles Gold und Silber, alle Koſtbarkeiten und werthvollen Hausgeräthſchaften unter die Bewohner der Stadt zu gemeinſchaftlichem Gebrauche zu vertheilen. Alle Bücher ließ er verbrennen mit alleiniger Ausnahme der Bibel. Unter Jan von Leyden ſollten zwölf Richter das Land beherrſchen. Er ſelbſt nahm den Königstitel an und nannte ſein Reich Zion. Nach dem Beiſpiele Salomon's legte er ſich einen Harem an, der aus vierzehn Frauen beſtand, von denen er eine mit eigener Hand hinrichtete, weil ſie es wagte, ihm Widerpart zu halten. Der Sprecher Rothmann gab unter dem Titel: „Die Reſtitution", ein Buch heraus, worin er vorausſagte, daß die Gottloſen durch die Frommen und Auserwählten vertilgt und dann durch ſie noch vor dem jüngſten Tage die Erde beherrſcht werden würde. Den Papſt und Luther nannte er gleichmäßig falſche Propheten. In Deutſchland war die Rathloſigkeit ſo groß, daß nur der Landgraf Philipp von Heſſen Thatkraft und Macht genug beſaß, den Wiedertäufern die Spitze zu bieten. Im Namen des Reiches zog er mit einem Heere vor Münſter und eroberte am 24. Juni 1535, nach heftiger Gegenwehr, die Stadt, gegen welche auf's furchtbarſte gewüthet wurde. Nur Philipp von Heſſen beſaß den Muth, einige

Milde zu bekunden. Ein Reichstagsgeſetz bedrohte alle Wiedertäufer ohne Unterſchied mit dem Tode. Philipp verbot, demſelben in ſeinem Lande Folge zu geben.

Der Krieg gegen die Wiedertäufer zu Münſter, ſo traurig er auch war, indem er den Fanatismus der Neuerer und die Grauſamkeit ihrer Gegner anſchaulich machte, hatte doch die gute Folge, alle Welt zugleich von der Macht der Proteſtanten und ihrem Abſcheu vor einem Unweſen, wie es die Wiedertäufer getrieben hatten, an den Tag zu bringen. Die Katholiken konnten nicht mehr, wie ſie gerne gethan hätten, der ganzen Partei der Proteſtanten die Verirrungen einzelner Schwärmer zur Laſt legen, und mußten anerkennen, daß denſelben eine Kriegsmacht zu Gebote ſtehe, welche nicht ſo leicht, als ſie es wünſchten, beſiegt werden könne. Noch immer nahm von Jahr zu Jahr die Zahl der Mitglieder des ſchmalkaldiſchen Bundes zu. Die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, Georg und Joachim von Anhalt, die Städte Augsburg, Kempten, Hamburg, Hannover, Minden und Frankfurt a. M. traten nebſt mehreren kleineren Herren (1536) in den Bund, und ſchon im folgenden Jahre der Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg, ſein Bruder Johann und ſeine Vettern Georg und Albrecht, welche in Franken anſehnliche Beſitzungen hatten. Karl V. wagte nicht, mit offener Gewalt einem ſo mächtigen Bunde entgegen zu treten. Er begnügte ſich damit, durch den Reichsvicekanzler Held Ränke ſpinnen und einen Gegenbund, der ſich den heiligen nannte, gründen zu laſſen. Der Zweck, welchen ſich dieſer ſetzte, war: „Handhabung der päpſtlichen Religion und Vollziehung aller kaiſerlichen und päpſtlichen Abſchiede, Mandate und Gebote.“ Die verbündeten katholiſchen Fürſten erklärten ausdrücklich, der Nürnberger Frieden binde ſie nicht, da derſelbe weder von den Ständen des alten Glaubens gebilligt, noch vom höchſten Reichsgerichte anerkannt ſei. Obgleich dieſer Bund auf Veranlaſſung des Kaiſers geſchloſſen worden war, von ihm ſpäter ausdrücklich genehmigt und durch eine Gabe von 50,000 Gulden unterſtützt wurde, verleugnete er ihn ſpäter, konnte jedoch dadurch das gerechte Mißtrauen der Proteſtanten nicht beruhigen. Mittlerweile ſtarb (April 1539) der Herzog Georg von Sachſen, Luther's wüthendſter Feind. Deſſen Bruder, Heinrich, welcher ihm nachfolgte, war ein eifriger Proteſtant. Das Herzogthum Sachſen, d. h. das ganze Land von Leipzig an bis zur böhmiſchen und fränkiſchen Grenze, welches bis dahin nur durch die Grauſamkeit Georg's abgehalten worden war, ſich öffentlich für Luther zu erklären, nahm die Reformation an und trat dem Schmalkaldiſchen Bunde bei. In demſelben Jahre ſchloß ſich auch der däniſche König Chriſtian III. als Herzog von Holſtein an. Die Fehde, in welche der Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel mit dem Landgrafen von Heſſen und dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen gerieth, hatte zur Folge, daß der Herzog zu ſeinem Lande hinausgejagt und das Land proteſtantiſch wurde (1541). Der Pfalzgraf von Neuburg trat gleichfalls zur Reformation über, und ſogar der Kurfürſt von Köln, welcher lange gewankt hatte, wandte ſich den Proteſtanten zu, in der Hoffnung, ſein Fürſtenthum, gleich dem Ordensmeiſter von Preußen, erblich an ſein Haus zu bringen. Da der Kaiſer ſich nicht ſtark genug fühlte, die Proteſtanten mit Gewalt zu unterdrücken, ſo ließ er Reichstage halten. Zu Worms (1541) wurden keine Beſchlüſſe gefaßt, zu Regensburg kam man dagegen überein, die Entſcheidung der ſtreitigen Fragen einem allgemeinen Concilium, oder falls ein ſolches nicht zu Stande käme, dem nächſten Reichstage anheimzugeben. Dadurch wurde der drohende Ausbruch des Kampfes noch einmal hinausgeſchoben. Die Proteſtanten benützten die Zeit des Friedens mehr und mehr, ſich auszubreiten und zu verſtärken.

Während die Reformation in Deutſchland Fortſchritte machte, ſagte ſich auch der König Heinrich VIII. von England vom Papſtthum los (1535). Die Kirchenverſammlung, von welcher in der erſten Zeit der Reformation ſoviel gehofft worden war, kam zwar endlich zu Stande, indem der Papſt Paul III. eine ſolche zuerſt (1536) nach Mantua

Digitized by Google

berief ſpäter (1537) nach Vicenza und endlich (1542) nach Trident verlegte. Die Proteſtanten waren aber ſcharfſichtig genug, zu erkennen, daß eine vom Papſte ohne alle Mitwirkung von ihrer Seite berufene, nach Italien ausgeſchriebene und ſpäter in eine mehr italieniſche, als deutſche Stadt verſetzte Verſammlung nimmermehr ihre Lehren unparteiiſch prüfen würde, betheiligten ſich daher an derſelben nicht, und verwahrten ſich von vorn herein gegen alle Beſchlüſſe, welche ſie faſſen möchte. Vergeblich bemühte ſich Karl V. auf dem Reichstage zu Worms (1545), ſie zu überreden, ſich der Kirchenverſammlung von Trident zu unterwerfen. Sie kannten zu genau die Geſchichte der Concile von Conſtanz und zu Baſel, und waren in ihren Reformen zu weit vorgeſchritten, als daß ſie ein beſſeres Loos erwartet hätten, als dasjenige, welches einſt dem Johannes Huß und Hieronymus von Prag zu Theil geworden. Sie waren ſich ihrer Kräfte bewußt und entſchloſſen, weder vor der Macht des Kaiſers, noch den Bannſtrahlen des Papſtes zurück zu weichen. Unglücklicherweiſe war ihre Macht aber nicht vereinigt, indem Lutheraner und Zwinglianer ſich getrennt hatten, und viele proteſtantiſche Fürſten, namentlich der Kurfürſt von Brandenburg und der Herzog Moritz von Sachſen, ſich im Augenblicke der Entſcheidung von der gemeinſamen Sache losſagten, auch war ſie ſchlecht organiſirt, da nicht ein, ſondern zwei Häupter, welche verſchiedenen Anſichten huldigten, und einen durchaus verſchiedenen Charakter beſaßen, an der Spitze des Schmalkaldiſchen Bundes ſtanden. Die vereinte Macht der Proteſtanten Deutſchlands war den Katholiken weit überlegen; und ſelbſt der Abfall des Herzog Moritz und anderer Fürſten hätte deren Sieg nicht aufhalten können, wären die übrigen Verbündeten nur unter tüchtiger Leitung geſtanden. Allein hätte Philipp von Heſſen erfolgreich die Sache der Proteſtanten durchfechten mögen. Durch ſeinen Amtsgenoſſen, den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen, wurde aber ſeine Kraft gelähmt und ſeine Fauſt gehemmt.

Bevor der Krieg ausbrach, ſtarb Luther, am 18. Februar 1546, zu Eisleben, ſeinem Geburtsorte, von ſeinen Anhängern betrauert, von ſeinen Gegnern verflucht, von der unparteiiſchen Geſchichte trotz mancher Fehler als einer der größten Geiſter aller Zeiten anerkannt.

Er führte durch ſeine Entſchloſſenheit und ſeine Ausdauer jene Reformen aus, welche vor ihm Wickliff und Huß angeregt hatten, welche Erasmus von Rotterdam und andere Gelehrte nur zum Gegenſtande geiſtvoller Schriften machten, welche Thomas Münzer nicht behaupten konnte, und die Wiedertäufer in ſolche Extreme trieben, daß ſie die geſammte civiliſirte Welt gegen ſich aufbrachten. Er ging in ſeinen Beſtrebungen nicht ſo weit, wie die Männer vernünftiger Freiheit wünſchten, allein er ſicherte unzweifelhaft gerade dadurch diejenigen Reformen, welche er für die wichtigſten erachtete, und welche allein er zu begründen vermochte, d. h. die Reformen auf dem Gebiete der Kirche. Wer den großen Reformator des ſechszehnten Jahrhunderts mit ſeiner Vergangenheit und ſeinen Zeitgenoſſen vergleicht, hat mehr Grund, ſich zu wundern, daß ein Mönch ſo weit, als er, voranſchritt, als daß er nicht noch weiter voranging. Die Menſchheit wäre längſt auf dem Boden der Vernunft angekommen, wenn in jedem der zehn Menſchenalter, die auf Luther folgten, ein Mann aufgetreten wäre, der ſie, ſoweit als er, vorwärts gebracht hätte.

§ 10. Der ſchmalkaldiſche Krieg.

Der Menſch muß ſehr dumm und zugleich ſehr eitel ſein, welcher ſich auf ſeine Rechtgläubigkeit etwas einbildet. Denn Rechtgläubigkeit war zu allen Zeiten und bei allen Völkern diejenige Gläubigkeit, welche den Pfaffen recht war, d. h. mit deren Hülfe ſie die Menſchen unter ihrem Joche hielten und ungeſtraft ausplünderten. Rechtgläubig waren nach der Religion Buddha's diejenigen, welche in ihm den auf die Erde gekommenen Gott

verehrten und die Dreieinigkeit, in welcher Buddha als Sohn Gottes erſchien, annahmen. Für rechtgläubig erklärten die Braminen diejenigen, welche glaubten, dieſe herrſchſüchtigen Pfaffen ſtammten aus dem Haupte Brama's und ſeien deßhalb berufen, die Völker zu belehren und die Fürſten zu lenken. Rechtgläubig waren im Sinne der Sunniten diejenigen Mohammedaner, welche die vier erſten Chalifen, nach der Auffaſſung der Schiiten dagegen diejenigen, welche nur Ali unter denſelben für rechtmäßig erachteten. Die römiſch-katholiſche Rechtgläubigkeit iſt nicht minder abgeſchmackt, als die buddhiſtiſche, braminiſche und mohammedaniſche beider Secten; und die proteſtantiſche, welche bald ſchon ſich gleichfalls ſehr breit machte, hat nichts vor allen übrigen Anſprüchen auf Rechtgläubigkeit voraus. Keine aller Kirchen der Welt hat übrigens ihre Gegner ſo bitter verfolgt, als die römiſch-katholiſche, und daher hat die römiſch-katholiſche Rechtgläubigkeit ein beſonderes Merkmal. Sie iſt nicht bloß der Ausdruck eines hohen Grades von Dummheit und Eitelkeit, ſondern oft auch die Folge der Angſt. Die römiſch-katholiſchen Pfaffen haben die Abweichung von ihrem Glauben zur Sünde und zum Verbrechen geſtempelt und dadurch den unglücklichen Menſchen, welche unter ihrer Herrſchaft leben, einen ſolchen Schreck eingejagt, daß Tauſende, welche Verſtand genug beſaßen, die Gaunereien der Kirche zu durchſchauen, und Selbſtgefühl genug, um über deren Lob erhaben zu ſein, doch ſich unterwarfen und nach dem Scheine der Rechtgläubigkeit haſchten, bloß um nicht als Ketzer verbrannt zu werden. Die dreifache Grundlage, auf welcher die römiſch-katholiſche Rechtgläubigkeit ruht, iſt daher die Dummheit, die Eitelkeit und die Feigheit der Menſchen. Je mehr ſich die Begriffe der Menſchen läuterten, deren Selbſtgefühl zunahm, und deren Muth wuchs, deſto haltloſer mußte die römiſche Schreckensherrſchaft werden.

Wer etwas *weiß*, *erkannt* hat, *verſteht*, was wahr, nützlich oder wohlthätig iſt, mag ſich deſſen freuen und kann darauf ſtolz ſein. Dieſe Errungenſchaft iſt für ihn und die Geſellſchaft von wirklicher Bedeutung. Was ein Menſch aber *glaubt*, ſelbſt wenn es nicht eine von den Pfaffen erfundene Sammlung von Lügen iſt, bleibt immer zu unſicher und ſchwankend, als daß es zum Stützpunkte ſeiner Handlungen dienen ſollte. Je mehr ſich das Gebiet der Wiſſenſchaft und der Freiheit erweitert, deſto enger wird das Feld des Glaubens. Daher ſind die Pfaffen von jeher die bitterſten Feinde reiner Wiſſenſchaft und lebenskräftiger Freiheit geweſen.

Wäre es den Reformatoren geſtattet worden, ihre Anſichten ungehindert zu verkünden, ſo wäre ohne allen Zweifel das Papſtthum ſchon im ſechszehnten Jahrhundert zertrümmert worden. Allein zu viele Machthaber ſtützten auf daſſelbe ihre Gewalt, ihr Einkommen und ihre Würden, als daß ſie der Reformation ihren ruhigen Verlauf, und folgeweiſe den Sieg hätten geſtatten wollen. Der Kampf auf geiſtigem Gebiete wurde durch ſie bald ſchon auf das Feld der blutigen Schlacht hinübergeführt. Das Schwert ſollte den Ausſchlag geben und nicht die Vernunft, die Fauſt und nicht der Kopf.

So lange Karl V. durch ſeine Kriege mit den Türken und den Franzoſen beſchäftigt und mit dem Papſte zerfallen war, konnte er den Proteſtanten nicht mit Nachdruck entgegentreten. Allein im Jahre 1544 ſchloß der Kaiſer mit Franz I. Frieden, und im folgenden Jahre kam ein Waffenſtillſtand mit den Türken zu Stande. Im Frieden zu Creſpy verbanden ſich ſogar die früher feindlichen Beherrſcher des ganzen Weſtens des europäiſchen Feſtlandes zur „Vertilgung der Ketzerei", und kurz darauf ſchloß Karl V. einen ähnlichen Vertrag mit dem Papſte ab. Die ganze Macht der katholiſchen Partei vereinigte ſich. Die Proteſtanten waren mittlerweile ſtark genug geworden, ihren Feinden die Spitze zu bieten. Aber Heinrich VIII. von England zog ſich zurück. Die deutſchen Proteſtanten hielten nicht feſt zuſammen. Sie ließen es geſchehen, daß der Kurfürſt von Köln der Kurwürde entſetzt wurde, und benahmen dadurch allen katholiſchen Kirchenfürſten die Neigung, ſich ihnen

anzuſchließen. Moritz von Sachſen hatte ſich ſchon 1543 vom Schmalkaldiſchen Bunde losgeſagt. Dennoch wäre es den Proteſtanten leicht geweſen, Karl V. zu beſiegen, wenn ſie unter einem kriegsverſtändigen und ſtaatsklugen Haupte den Kampf aufgenommen hätten. Sie ſollten die Folgen ihrer Zwietracht bitter empfinden.

Da Karl V. feſt entſchloſſen war, den Krieg zu beginnen, ſo ſuchte er ſeine Feinde durch mannigfaltige Verhandlungen, die er einleitete, zu täuſchen. Er ließ ein Religions-Geſpräch und bald darauf einen Reichstag zu Regensburg abhalten. Auf dieſem lud er die Fürſten ein, ihm Vorſchläge zu endlicher Beilegung der Religions-Zwiſtigkeiten zu machen. Die katholiſchen Stände antworteten, wie vorauszuſehen war, daß das Concilium von Trident den Religionsſtreit entſcheiden, und die Reichsgewalt die Proteſtanten zur Unterwerfung unter die Beſchlüſſe der Kirchenverſammlung zwingen möge. Karl V. nahm jedoch noch immer die Maske der Gerechtigkeit und Milde zur Hand. Am 14. Juni 1546 erließ er ein Manifeſt, worin er erklärte, man möge denen nicht glauben, welche ihm bei Ergreifung der Waffen andere Urſachen, als die Beſchützung des kaiſerlichen Anſehens und der Reichsverfaſſung zuſchrieben. Er bezwecke durchaus keinen Religionskrieg, vielmehr wolle er nur einige Fürſten ſtrafen, welche unter dem Vorwande des Evangeliums wider die Reichsgewalt ſich auflehnten, alle Geſetze verhöhnten und das gemeinſame Vaterland unterdrückten. Schon am 26. deſſelben Monats ſchloß er aber einen Vertrag mit Paul III. ab, worin er ſich verpflichtete, die deutſchen Proteſtanten mit Waffengewalt zur alten Religion und zum Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl zurück zu bringen. Der Papſt machte den Inhalt dieſes Actenſtücks am 15. Juli 1546 öffentlich bekannt, und verſcheuchte dadurch jeden Zweifel über die Abſichten des Kaiſers. Deſſen ungeachtet hielt der Herzog Moritz von Sachſen, welcher nach den Beſitzungen ſeines Verwandten, des Kurfürſten Johann Friedrich, lüſtern war, an den mit dem Kaiſer getroffenen Verabredungen feſt, brachte dadurch die größte Verwirrung in die Rathſchläge der Proteſtanten, erwarb ſich aber auch eine Bedeutung, welche ſpäter Karl V. nicht minder verderblich wurde, als in den Jahren 1546 und 1547 ſeinen Verwandten und Religionsgenoſſen.

Mit drei Heeren, von welchen das eine aus Italien nach Baiern, das zweite aus Böhmen nach Sachſen, und das dritte aus den Niederlanden den Rhein herauf rückte, gedachte Karl V. die Proteſtanten zu bändigen. Es wäre dieſen ein leichtes geweſen, jedes derſelben vor ihrer Vereinigung mit den beiden anderen zu vernichten. Allein wie die beiden Häupter der Proteſtanten, der Landgraf von Heſſen und der Kurfürſt von Sachſen, unter einander nicht einig waren, ſo herrſchte auch zwiſchen ihnen und den beiden tüchtigen Feldherren Schärtlin nnd Heydeck die größte Zwietracht. Man konnte ſich über keine entſcheidende Handlung verſtändigen. Als endlich die Nachricht in das proteſtantiſche Lager bei Ingolſtadt kam, Herzog Moritz ſei mit den Böhmen in die ſächſiſchen Kurlande eingefallen, trennten ſich die Sachſen und Heſſen von den oberländiſchen Truppen (24. November 1546). Zwar gelang es dem Kurfürſten, ſein Land bald wieder zu erobern und dasjenige ſeines Gegners Moritz dazu, allein die Proteſtanten des ſüdlichen Deutſchlands wurden der ganzen Wuth der fanatiſchen Truppen Karl's V. preisgegeben. Sie unterwarfen ſich aller Orten ohne Schwertſtreich und lieferten dem Kaiſer die Mittel, den Krieg gegen Sachſen und Heſſen mit größerem Nachdrucke fortzuſetzen. Auf der Lochauer Heide, bei Mühlberg an der Elbe, kam es am 24. April 1547 zur Schlacht. Johann Friedrich verlor ſie und wurde ſelbſt gefangen genommen. Gegen alles Recht ließ Karl V. den Kurfürſten zum Tode verurtheilen. Er hoffte, dadurch den gefangenen Feind zu blinder Unterwürfigkeit zu treiben. Darin irrte ſich jedoch der Kaiſer. Die Religion war für Karl V. nur ein Mittel, das ſeiner Herrſchaft diente, für den Kurfürſten aber Sache der Ueberzeugung. Daher weigerte ſich dieſer mit unerſchütterlicher Feſtigkeit, die Beſchlüſſe, welche eine Kir-

Digitized by Google

chenverſammlung oder der Kaiſer in Religionsſachen faſſen werde, zum voraus als bindend anzuerkennen. Um ſein gefährdetes Leben zu retten und den Wünſchen ſeiner Familie zu entſprechen, verzichtete er dagegen auf die Kurwürde und die Hälfte ſeines Landes. Beides erhielt Moritz von Sachſen als Preis für den von ihm geübten Verrath. Karl V. war aber mit dieſen Opfern noch nicht zufrieden. Er behielt Johann Friedrich in der Gefangenſchaft und wußte es durch ſchlau geführte Unterhandlungen dahin zu bringen, daß ſich der Landgraf Philipp von Heſſen ihm ſelbſt überlieferte. Von allen proteſtantiſchen Städten bewies nur die Stadt Magdeburg Muth und Ausdauer und bot dadurch der wankenden Sache der Reformation einen Stützpunkt, an welchem ſie ſich ſpäter wieder aufrichten konnte.

Der Sieg der katholiſchen über die proteſtantiſche Partei ſchien vollſtändig zu ſein, denn außer Magdeburg, welches ſofort belagert wurde, ſtand kein Fürſt und keine Stadt mehr unter den Waffen. Allein Karl V. hatte den Sieg nicht durch eigene Mittel, ſondern namentlich durch die Hülfe des Herzogs Moritz von Sachſen errungen. Er hatte nur eine Feldſchlacht gewonnen, und einige Gegner durch falſche Vorſpiegelungen überliſtet. Den Glauben der Proteſtanten hatte er nicht erſchüttert, und die Verpflichtungen, die er beim Beginne des Feldzugs öffentlich übernommen hatte, ſo wie die feſte Haltung, welche ſein Gefangener, Johann Friedrich, in der Religionsfrage behauptete, machten es nicht räthlich, einen Vertilgungskampf gegen die Proteſtanten zu wagen. Für den Augenblick war allerdings der Schmalkaldiſche Bund geſprengt, allein diejenige Macht, welche früher der Kurfürſt Johann Friedrich und der Landgraf Philipp von Heſſen unter den Proteſtanten beſeſſen hatte, war jetzt auf Moritz von Sachſen ungetheilt übergegangen, und dieſer blieb, ungeachtet des an ſeinen Glaubensgenoſſen geübten Verrathes, doch der proteſtantiſchen Religion treu. Karl V. hatte gegen den Landgrafen von Heſſen und den Kurfürſten Johann Friedrich geſiegt. An dieſem Siege nahm aber der proteſtantiſche Herzog nicht minder Antheil, als der katholiſche Kaiſer, und eben deßhalb wurde die Religionsfrage durch denſelben nicht in gleichem Maße, wie die perſönlichen Verhältniſſe der beiden genannten Fürſten, berührt. An die Stelle der beiden gefangenen Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes traten in deren Ländern die Söhne, und die Leitung der proteſtantiſchen Partei übernahm ſtatt ihrer der neuernannte Kurfürſt Moritz. Dennoch war der Schaden, welcher der geſammten proteſtantiſchen Partei durch ihre Niederlage beigebracht wurde, unermeßlich. Der Jammer und das Elend, welches über Tauſende von Familien, über ganze Städte und Landſtriche verbreitet wurde, war groß. Bis zum Beginne des Krieges hatten die Proteſtanten faſt unausgeſetzt immer Fortſchritte gemacht. Dieſen wurde für immer ein Ziel geſteckt. Die Univerſität Wittenberg, von welcher die neue Lehre ausgegangen war, und auf welcher ſie mit allen Waffen der Wiſſenſchaft und des Geiſtes faſt drei Jahrzehnte hindurch befruchtet worden war, fiel in feindliche Hände. Lehrer und Schüler zerſtreuten ſich. Wittwe und Kinder Luther's mußten lange unſtät und flüchtig umherirren, bis ſie endlich außerhalb Deutſchlands am Hofe des Königs von Dänemark freundliche Aufnahme fanden. Der abgeſetzte Kurfürſt Johann Friedrich und der Landgraf von Heſſen mußten dem Kaiſer als Gefangene folgen, ungeachtet ſie, nach den ihnen ertheilten Zuſicherungen, Grund hatten, ihre Freilaſſung zu erwarten. Die Kurfürſten Moritz von Sachſen und Joachim von Brandenburg, welche im Namen des Kaiſers mit dem Landgrafen Philipp unterhandelt, hatten dieſem urkundlich verſprochen, im Falle er vom Kaiſer feſtgehalten würde, ſich ſelbſt in Heſſen ſtellen und den Söhnen, ſo wie der Landesregierung Philipp's als Geißel ſeiner Befreiung dienen zu wollen. Der Wortlaut der vom Kaiſer und deſſen Miniſtern ausgeſtellten Urkunden iſt noch immer nicht mit vollſtändiger Gewißheit ermittelt worden. So viel iſt jedenfalls gewiß, daß, wenn ſie nicht abſichtlich gefälſcht, ſie doch ſo trügeriſch

gefaßt wurden, daß der Landgraf Philipp, dessen Schwiegersohn, Moritz von Sachsen, und der Kurfürst Joachim von Brandenburg alle einstimmig in denselben die Zusage sofortiger Freilassung des Landgrafen zu finden glaubten. Als diese gebrochen, und der Landgraf, gleich dem Kurfürsten Johann Friedrich, noch sehr hart behandelt wurde, mußten sich alle deutschen Fürsten um so mehr gekränkt fühlen, als der Kaiser bei diesen Vorgängen auf die Verfassung des Reiches und die schützenden Formen des Gesetzes keine Rücksicht genommen hatte. Besonders bitter mußte dieses der Kurfürst Moritz von Sachsen empfinden, da er es gewesen war, auf dessen Rath und Versprechen sich sein Schwiegervater dem Kaiser überliefert hatte.

Der Papst war mit dem Kaiser nicht zufrieden, weil dieser den Protestanten keinen Vertilgungskrieg machte; Moritz von Sachsen, weil er seinen Schwiegervater, im Widerspruch mit deutschem Fürstenrechte und gegebenen bestimmten Zusagen, nicht in Freiheit setzte. Die drei Hauptpersonen des wider den Schmalkaldischen Bund geführten Krieges waren, bevor dieser noch geendigt, noch heftiger unter sich zerfallen, als es die protestantischen Fürsten im entscheidenden Augenblicke gewesen. Doch Moritz hüllte sich in den Schleier des Geheimnisses. Er gab den Gefühlen, die er in sich trug, keinen Ausdruck, und täuschte den Kaiser vollständig über seine Gesinnungen und Pläne, während der Papst in offenen Zwiespalt mit dem Kaiser trat, und die Kirchenversammlung, diesem zum Trotze, nach Bologna verlegte.

§ 11. Das Interim (1548—1552).

Es ist sehr verkehrt, eine Revolution, welche immer eine gewaltsame Auflehnung ist, nach denselben Gesetzen, gegen welche sie gerichtet, beurtheilen zu wollen. Von dem Standpunkte dieser Gesetze aus ist jede Revolution unrechtmäßig. Die Frage ist vielmehr, ob ein aus den Urrechten des Menschen abgeleiteter Grund zur Verletzung der bestehenden Ordnung der Dinge vorlag? Wird diese Frage bejaht, so ist die Revolution vollkommen gerechtfertigt. Dabei läßt sich aber immerhin noch die Frage aufwerfen, inwiefern die ursprünglich wohlbegründete Revolution später ihrem Charakter treu blieb? Diese wird selten unbedingt bejaht werden können. Die unter dem Namen der Reformation bekannte Bewegung war nichts anderes, als eine Revolution, welche zwar ursprünglich und unmittelbar gegen das römische Pfaffenthum und die alten Kirchengesetze gerichtet war, bei der innigen Verbindung des Papstthums mit der weltlichen Gewalt bald aber eine mehr oder weniger starke Beimischung weltlicher Bestrebungen erhielt. Ist eine Revolution an und für sich gerechtfertigt, so ist es dadurch jede durch sie mit Folgerichtigkeit bedingte Maßregel gleichfalls. Nur diejenigen Handlungen können mißbilligt werden, welche dem großen Zwecke der Bewegung nicht entsprechen, oder abgesehen von demselben in sich verwerflich sind, so z. B. die Verbrennung Servet's durch Calvin, die erbärmlichen Streitigkeiten zwischen Luther und Zwingli über die Abendmahlslehre u. s. w. Die Einziehung von Gütern der katholischen Kirche war eine durchaus nothwendige Maßregel. Sie kann nur in sofern getadelt werden, als die Fürsten die Güter ihren ursprünglichen Zwecken der Mildthätigkeit, Belehrung und Erbauung, oder auch der Vertheidigung des Glaubens des Volkes entfremdeten und sie zu ihrem eigenen Besten verwendeten.

Noch in unseren Tagen ziehen katholische Fürsten, wenn das Wohl des Staates es erheischt, Kirchen- und Klostergüter ein. Ein gleiches Recht hatten unstreitig auch die Fürsten des sechszehnten Jahrhunderts. Es ist höchst lächerlich, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, in sofern sie die eingezogenen Güter für Zwecke verwandten, welche die Revolution bedingte.

Digitized by Google

Eben so grundlos ist der zweite den Protestanten oft gemachte Vorwurf, daß sie die innere Kraft des deutschen Reiches gebrochen und die nationale Bedeutung des Volkes gelähmt, wenn nicht gänzlich zerstört hätten. Die Freiheit steht auf der Stufenleiter irdischer Güter höher, als die Nationalität. Wenn die Protestanten für die Freiheit kämpften, kann man nur ihren Gegnern einen Vorwurf daraus machen, daß sie Streit begannen, statt nach demselben Ziele zu streben, daß sie die alte Knechtschaft aufrecht zu erhalten suchten und dadurch blutige Religionskriege veranlaßten. Unstreitig waren der Papst Paul III., der Kaiser Karl V. und der Herzog Moritz von Sachsen von weit heftigeren Leidenschaften getrieben, als der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen. Die Glaubensfestigkeit, welche diese beiden Fürsten selbst in ihrer Gefangenschaft bewährten, läßt darüber keinen Zweifel, daß ihre religiöse Ueberzeugung den eigentlichen Grund ihrer Auflehnung wider den Papst und den Kaiser bildete, während Moritz von Sachsen nur durch Motive des Ehrgeizes und der Herrschsucht bestimmt werden konnte, sich mit Karl V. und folgeweise Paul III. gegen seine Glaubensgenossen zu verbinden, und die widersprechenden Erklärungen des Papstes und des Kaisers deutlich das falsche Spiel an den Tag legten, das sie mit den Protestanten trieben. Karl V., welcher übrigens mit eigenen Augen die deutschen Zustände und die Glaubensfestigkeit der Protestanten wahrnahm, erkannte bald, daß die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus für ihn eine Unmöglichkeit sei. Er dachte mehr daran, seine weltliche Gewalt in Deutschland unumschränkt und erblich, wie sie in Spanien war, zu machen, als einen höchst gefährlichen Vertilgungskrieg gegen die neue Lehre zu beginnen. Erst wenn ihm dieser Plan gelungen war, konnte er mit Nachdruck der Reformation entgegentreten. Bis dahin mußte er sich mit Nothbehelfen begnügen. Ein solcher war jene unter dem Namen des Interim bekannt gewordene kirchliche Satzung, welche der Kaiser von zwei katholischen und einem protestantischen Geistlichen: Julius Pflug, Michael Helding und Johann Agricola entwerfen und auf dem Reichstage zu Augsburg, am 15. Mai 1548, als Reichsgesetz verkünden ließ.

Dieses sogenannte Interim Augustanum legte den Protestanten die Pflicht auf, alle katholischen Gebräuche: Messe, Bilder, Ceremonien, die päpstliche Theorie der Transsubstantion u. s. w. wieder anzunehmen. Dagegen wurde ihnen der Gebrauch des Kelches beim Abendmahl gestattet, verschiedene Feiertage abgeschafft, und den verheiratheten Geistlichen die Fortsetzung der Ehe bis auf weiteres erlaubt.

Die protestantischen Fürsten waren eingeschüchtert. Sie wagten es nicht, dem siegreichen Kaiser einen offenen Widerstand entgegenzusetzen. Nur Moritz von Sachsen erhob einige Bedenklichkeiten, auf welche der Kaiser aber keine Rücksicht nahm.

Um den Schein einer vermittelnden Stellung zu behaupten, ließ der Kaiser auch den katholischen Bischöfen Deutschlands den Entwurf einer Reform vorlegen. Allein dadurch regte er nur auch diese gegen sich auf. Katholiken und Protestanten waren gleich wenig mit Karl's V. Reformbestrebungen zufrieden. Der mächtige Kaiser mußte die Erfahrung machen, daß in Religionssachen am allerwenigsten Vermittelungen den Frieden fördern können, weil alle Theile sich entweder aus Gewissenhaftigkeit oder Heuchelei auf eine Pflicht berufen, welche über derjenigen des weltlichen Gehorsams erhaben ist. Den Katholiken, so sehr sie begünstigt wurden, gefielen die Vergleichs-Vorschläge des Kaisers eben so wenig, als den Protestanten.

Sobald das Interim als Reichsgesetz verkündet war, wiederholte Moritz von Sachsen, welcher jetzt den Kaiser, der ihn mit der Kurwürde belehnt hatte, nicht mehr fürchtete, mit größerm Nachdruck seine schon früher erhobene Einsprache. Noch entschiedenere Verwahrung legten der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Brandenburg-Kustrin ein. Alle protestantischen Reichsstädte erklärten sich einstimmig gegen das Interim. An

vielen Orten widerſetzte ſich das Volk der Einführung deſſelben, ſogar die proteſtantiſchen Bewohner von Landestheilen, welche unter katholiſchen Fürſten ſtanden. Bald zeigte es ſich, daß, wenn Karl V. den Kurfürſten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp beſiegt, er dadurch die Entſchloſſenheit und den Muth der Völker proteſtantiſchen Glaubens nicht gebrochen habe. Die Härte, mit welcher Karl das Interim, namentlich im Herzogthum Würtemberg und in den Reichsſtädten Augsburg, Nürnberg und Ulm durchzuführen ſuchte, erregte eine allgemeine Erbitterung. Die proteſtantiſchen Prediger verſtummten nicht auf das Machtgebot des Kaiſers, ſelbſt dann nicht, als viele derſelben, mit Ketten beladen, dem kaiſerlichen Heere nachgeführt wurden. Nach heldenmüthigem Widerſtande mußte die Stadt Conſtanz, welche ſich der Reformation mit großer Begeiſterung angeſchloſſen hatte, auf ihre Reichsfreiheit verzichten, und ſich dem öſterreichiſchen Hauſe unterwerfen. Sie verlor mit ihrer religiöſen und ihrer politiſchen Freiheit zugleich ihren Wohlſtand und ihre Blüthe. Das ſüdliche Deutſchland wurde durch Waffengewalt gezwungen, ſich dem Interim zu unterwerfen. Doch die Reformation hatte zu tiefe Wurzeln geſchlagen, als daß ſie ſo leicht wieder hätte ausgerottet werden können. Der Kurfürſt Johann Friedrich, obgleich des Kaiſers Gefangener, ließ ſich keinen Glaubenszwang gefallen und das ganze nördliche Deutſchland beugte ſich nicht unter das Joch des Interims. Karl trat mit ſeinen ehrgeizigen, nur auf die Erhöhung ſeiner Hausmacht gerichteten Plänen immer beſtimmter hervor und regte dadurch alle Fürſten wider ſich auf. Unter der Aſche glimmte das Feuer. Volk und Fürſten harrten mit Ungeduld des Augenblicks, da ſie ihre verlorene Freiheit wieder erobern könnten. Mit dem größten Widerſtreben willigten die proteſtantiſchen Fürſten ein, Geſandte zu dem auf den 1. Mai 1551 nach Trident berufenen Concilium zu ſchicken. Sie ſahen voraus, daß unter dem Einfluſſe des Papſtes und des Kaiſers unmöglich eine Reformation der Kirche zu Stande kommen könne. Sie fügten ſich der unwiderſtehlichen Gewalt, und behielten ſich vor, ſie zu brechen, ſobald der günſtige Augenblick dazu gekommen ſein würde. Dieſer ließ nicht lange auf ſich warten.

Von allen Städten des Reiches hatte nur Magdeburg gewagt, ihre Freiheit zu behaupten und ihre Thore den kaiſerlichen Truppen zu verſchließen. Sie wurde der Sammelplatz aller Verfolgten und Verbannten, als der Kaiſer das Interim mit Gewalt in Deutſchland einführte, und dadurch der eigentliche Mittelpunkt der reformatoriſchen Bewegung. Im geheimen Einverſtändniſſe mit mehreren anderen Reichsfürſten brachte es Moritz von Sachſen dahin, daß ihm die Vollſtreckung der wider Magdeburg ausgeſprochenen Acht übertragen wurde. Er bezog große Mittel, die ihm der Kaiſer ſelbſt anwies, und konnte mit deren Hülfe ein zahlreiches Heer werben, ohne das geringſte Aufſehen zu erregen. Kaiſer Karl war mittlerweile wieder mit Frankreich in Zwiſtigkeiten gerathen. Moritz ſchloß mit Franz I. Nachfolger, Heinrich II., einen Subſidien-Vertrag ab, welcher ihm anſehnliche Geldſummen auch von dieſer Seite her verſchaffte. Ueberdieß ſicherte er ſich die Unterſtützung mehrerer evangeliſcher Fürſten Deutſchlands, namentlich des Markgrafen von Brandenburg-Baireuth, des Herzogs von Mecklenburg und des Landgrafen Wilhelm von Heſſen.*) Später drängte ſich auch der übel berüchtigte Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach in dieſen Bund ein. Des Beiſtandes der geſammten proteſtantiſchen Partei Deutſchlands war Moritz für den Fall des Ausbruches des Krieges gegen den Kaiſer auch ohne vorgängige Verabredung gewiß.

Im Spätherbſte 1551 führte Moritz ſein Heer vor Magdeburg. Er begann ſeine Operationen damit, daß er den der Stadt mit vier Regimentern zu Hülfe ziehenden Hans von Heydeck zum Scheine ſchlug und deſſen Truppen mit den ſeinigen vereinigte. Er führte dieſen Handſtreich ſo geſchickt aus, daß der kaiſerliche Commiſſär Schwendi nicht den

*) Vertrag zu Friedewalde vom 5. October 1551.

geringſten Verdacht ſchöpfte. Unter Heydeck's Vermittelung ergab Magdeburg ſich ihm ſchon am 6. November. Er verſtärkte ſich noch durch die Truppen der Beſatzung, welche er in Dienſt des mit ihm verbündeten Herzogs von Mecklenburg treten ließ. Den Markgrafen von Kulmbach und den tüchtigen Feldherren Schärtlin ließ Moritz abziehen, damit ſie mit franzöſiſchem Gelde Truppen unterhielten, auf welche er im Augenblicke der Entſcheidung zählen könnte. Unausgeſetzt vermehrte Moritz ſeine Kriegsmacht und mußte ſo nothwendig Verdacht erwecken. Allein Karl V., welcher im fernen Innsbruck wohnte, ließ ſich täuſchen. Er erlag dieſesmal derſelben Staatskunſt, die er ſein ganzes Leben lang mit ſo großer Gewandtheit geübt hatte. Endlich nach einem Winter voll banger Erwartungen warf Moritz die Larve ab. Am 20. März 1552 erließ er ein Manifeſt an die deutſche Nation, worin er ausführte, der Kaiſer habe die proteſtantiſche Religion gegen ſein Verſprechen verfolgt und unterdrückt, er halte einen Reichsfürſten, den Landgrafen Philipp von Heſſen, widerrechtlich in Gefangenſchaft, und gehe auf den Umſturz der Reichsverfaſſung aus. Unter dem glänzenden Aushängeſchilde der „Vertheidigung deutſcher Freiheit", welcher um ſo freudiger begrüßt wurde, je ſchwerer Karl V. die Nation bedrückt hatte, rückte Moritz in das Feld. Am 22. und 25. März vereinigte er ſich mit den Heſſen unter Landgraf Wilhelm und den Brandenburgern, und ſchon am 31. deſſelben Monats ſtand er vor Augsburg. Alle Evangeliſchen des ſüdlichen Deutſchlands ſchaarten ſich um ihn. Der Kaiſer ergriff ſeine Zuflucht zu Unterhandlungen. Moritz ließ ſich auf dieſe ein, ſetzte aber ſeinen Feldzug fort. Er ſchlug die kaiſerlichen Truppen am 18. Mai bei Reuten, erſtürmte die Klauſe von Ehrenberg und rückte ſo ſchnell auf Innsbruck los, daß Karl V. nur mit Mühe entrann.

Das Blatt hatte ſich gewendet. Der übermüthige Sieger von Mühlberg war faſt ohne Blutvergießen überwunden worden. Jetzt erſt wurde es anſchaulich, welche mächtige Hülfsquellen den Proteſtanten zu Gebote ſtanden. Wenn Moritz in den Jahren 1546 und 1547 nur einen kleinen Theil derjenigen Kraft, welche er darauf richtete, die Kurwürde von Sachſen und die Hälfte der Beſitzungen ſeines Verwandten, Johann Friedrich, zu gewinnen, der Vertheidigung deutſcher Freiheit gewidmet, hätte er der Nation eine der herbſten Demüthigungen, die ſie jemals erlitt, erſparen können. Der Zeitraum von 1546 bis 1552 gehört zu den trübſten Abſchnitten der deutſchen Geſchichte. Er laſtet mit Centnerſchwere auf dem Andenken des ehrgeizigen Moritz. Das Brandmal, das er ſich damals aufdrückte, konnte er ſich ſpäter nicht wieder abwiſchen. Wir machen ihm keinen Vorwurf daraus, daß er die Waffen gegen den deſpotiſchen Kaiſer ergriff, allein die Künſte der Verſtellung und der Heuchelei, durch welche er ſein Ziel erreichte, werfen einen finſteren Schatten auf den Lichtglanz des Ruhmes, den er ſich dadurch erwarb. Sechs Jahre früher hätte er ohne falſches Spiel dem Kaiſer eine größere Niederlage bereiten können. Freilich wäre ihm dann nicht die Kurwürde und bald Sachſenland zu Theil geworden. Er hatte ſich freiwillig und abſichtlich in eine Lage begeben, die ihm keine andere Wahl ließ, als zu betrügen, oder betrogen zu werden. In eine ſolche begiebt ſich kein Ehrenmann.

Wenige Charaktere wurden ſo verſchiedenartig beurtheilt, als Moritz von Sachſen. Die Einen prieſen ihn als den größten Helden und Staatsmann ſeiner Zeit, die Andern nannten ihn einen Verräther. Der unparteiiſche Geſchichtſchreiber kann ihm ebenſo wenig die Anerkennung großer Talente verſagen, als ihn von dem Vorwurfe des Verraths frei ſprechen. Er war zugleich ein tapferer Krieger, feiner Politiker und Verräther. Seine Tapferkeit und ſeine Feldherrngaben bewährte er eben ſo wohl im Dienſte des Kaiſers, als im Kampfe mit ihm, in den Schlachten, die er gegen die Mohammedaner, die Proteſtanten und die Katholiken focht. Er überliſtete den in den Künſten italieniſcher und ſpaniſcher Staatsverwaltung grau gewordenen Habsburger, und brachte zuerſt die Demüthigung und

ſpäter die Wiedererhebung ſeiner Glaubensgenoſſen zu Stande. Die Beweggründe, welche ihn leiteten, waren Herrſchſucht und Ehrgeiz. Dieſen Leidenſchaften opferte er die heiligſten Pflichten auf. Er ſtand auf gleicher Höhe der Sittlichkeit mit Karl V., d. h. er wurde durch keine Schranken, welche das Gewiſſen rechtlichen Menſchen zieht, gehemmt; und gerade deßhalb war es ihm leicht, des Kaiſers Pläne zu durchſchauen, ſie, ſoweit er Vortheil davon zog, zu fördern, und in ſofern ihm daraus Schaden erwachſen konnte, zu vereiteln. Denn er war jung und friſch, der Kaiſer alt und ſchwach. Moritz von Sachſen war unſtreitig ein ſehr großes Talent und ein ſehr kleiner Charakter. Er ſtrebte ſein ganzes Leben lang für ſich ſelbſt und machte nur ſehr theilweiſe den Schaden wieder gut, den er in den Jahren 1546 und 1547 ſeinen Glaubensgenoſſen zugefügt hatte. Mit ſeiner Hülfe konnte damals die proteſtantiſche Richtung zur vorherrſchenden nicht bloß in Deutſchland, ſondern in ganz Europa erhoben werden. Nach der furchtbaren Niederlage, die er über ſie gebracht hatte, wirkte er ſpäter für ſie nicht einmal volle Gleichberechtigung aus. Er ſäete den Saamen welcher im dreißigjährigen Kriege aufging und wurde ein Muſter für alle unruhigen und ungeſtümen Köpfe, denen es aber freilich meiſtentheils an dem Muthe, dem Scharfblick und der Ausdauer fehlte, welche ihn auszeichneten.

Wenn er diejenigen beſſeren Eigenſchaften beſeſſen hätte, die ihm ſeine Lobhudler beimeſſen, ſo hätte er nach ſeinem Siege dem unglücklichen Johann Friedrich die Kurwürde und die ihm entriſſenen Landestheile und der Stadt Magdeburg ihre Freiheit zurückgeben müſſen, zu deren Abtretung er ſie nach deren Einnahme gezwungen hatte. Dazu trug er aber keine Neigung. Ein Dieb, welcher nicht einmal das geſtohlene Gut erſtattet, ſondern zurück behält, iſt nicht einmal ein reuiger Sünder, geſchweige denn ein Heiliger. Indem Moritz ſeinen Raub behielt, ſchadete er nicht bloß ſeinen Verwandten, ſondern auch der Sache der Reformation. Die Erneſtiniſche Linie, welche bis dahin an der Spitze derſelben geſtanden hatte, verlor ihren leitenden Einfluß, und Moritz konnte ihn nicht gewinnen, da er des Vertrauens nicht würdig war. Die Univerſität Wittenberg konnte unter ihm ihre frühere Blüthe nicht wieder erlangen, um ſo weniger, als zwiſchen den Lehrern, welche in Moritzens Dienſte traten und denjenigen, welche ſich der neu errichteten Hochſchule von Jena zuwandten, eine bittere Feindſchaft entwickelte. So trug Moritz die Spaltung, welche er unter die proteſtantiſchen Fürſten und Völker gebracht hatte, auch auf die Gelehrſamkeit über. Auf allen Gebieten wurden durch ihn ähnliche Beſtrebungen, wie er ſie ſelbſt verfolgte, angeregt, und dadurch die Quelle des Proteſtantismus mehr und mehr getrübt.

§ 12. Paſſauer und Augsburg'ſcher Religionsfrieden (1552—1555).

Wir haben weiter oben*) geſchichtlich nachgewieſen, daß, was im Mittelalter Chriſtenthum genannt wurde, nichts weiter, als ein Inbegriff der lächerlichſten und abgeſchmackteſten Sätze war, welche die Pfaffen den verſchiedenen heidniſchen Religionen ihrer und vergangener Zeiten entlehnt hatten. Der Verſtand war dabei nur inſofern thätig geweſen, als die Erfinder der dem Volke für göttliche Offenbarungen ausgegebenen Fabeln und Fälſchungen ſich bemüht hatten, die Völker in vollſtändiger Dummheit zu erhalten, um ſie deſto leichter knechten und ausbeuten zu können. Deſſen ungeachtet behauptet Schloſſer, dieſer aufgeklärte Geſchichtſchreiber des neunzehnten Jahrhunderts, „die Lehre der Kirche" habe den Verſtand und die Poeſie des überlieferten Glaubens angegangen." Er verwechſelt augenſcheinlich den Verſtand mit der Kunſt, die Maſſen in der Dummheit zu erhalten, und Poeſie mit Lüge und Fälſchung. Auf Seiten der herrſchenden Pfaffen traten nur dieſe Künſte, auf

*) Bd. III. §§ 44 45. S. 117 ff. Bd. IV. § 47 S. 145 ff. Bd. V. § 78 S. 238. Bd. VI. § 88 S. 505 ff.

Seiten der gehorchenden Maſſen nur blinder Glaube oder äußere Unterwürfigkeit zu Tage. Eine ſolche Beſchönigung des alten Aberglaubens iſt um ſo mehr zu tadeln, als Schloſſer bei jeder Gelegenheit erklärt, er ſchreibe nur politiſche Geſchichte und vermeide ſorgfältig in das Theologiſche einzugehen. Als ob ſich eine Geſchichte des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts ohne Eingehen auf das Theologiſche ſchreiben ließe! Eine Geſchichte, die ſich faſt ausſchließlich um die Theologie dreht. Mit dem beſten Willen kann Schloſſer das Eingehen auf das Feld der Religion nicht vermeiden und weicht nur von dem Standpunkte des unerſchütterlichen Geſchichtsſchreibers ab, indem er aus Furcht, die theologiſchen Vorurtheile eines Theiles des Publikums zu verletzen, ſtatt dem Aberglauben rückſichtslos entgegen zu treten, demſelben den Schein des Verſtandes und der Poeſie zu verleihen ſucht.

Je tiefer der Aberglauben in dem Herzen der Menſchen wurzelt, je frecher die Pfaffen heut zu Tage noch ihre ſogenannten Schaafe ſcheeren, deſto nothwendiger iſt es, die ſchwachen Gemüther, welche in deren Banden liegen, aufzurichten, und den beſchränkten Köpfen einen Faden zu reichen, mit deſſen Hülfe ſie aus dem künſtlich gebauten Labyrinthe der Kirche herauskommen können. Einen feſten Stützpunkt im Kampfe mit der Prieſterſchaft bietet uns nur die Geſchichte. Der Schriftſteller, welcher das theologiſche Gebiet ſorgfältig vermeidet, bemüht ſich nicht, die Dornen zu entfernen, welche ſchlaue Gauner der Vorzeit geſammelt haben, um den Menſchen den geraden Weg der Vernunft zu erſchweren, vielmehr thut er das ſeinige, um ſie auf dem betretenen Pfade, den die Pfaffen beherrſchen, zu erhalten. Es iſt nicht die Aufgabe des Geſchichtsſchreibers, ein dornenreiches Gebiet zu vermeiden, ſondern ein ſolches von Dornen zu befreien. Vorurtheile darf er nicht ſchonen, vielmehr muß er ſie bekämpfen, und zwar um ſo eifriger, je wirkſamer ſie ſich in Staat, Kirche und Geſellſchaft geltend machen.

Abgeſchmacktheiten werden dadurch nicht ehrwürdig, daß ſie Jahrhunderte lang geglaubt, und Gaunerſtückchen dadurch nicht heilig, daß ſie über alle Erwartung lange ſtraflos geübt werden konnten. Im Gegentheile iſt es die Pflicht des ſtrebenden Geiſtes die ſtumpfen Maſſen aus ihrem tauſendjährigen Schlummer aufzurütteln, und ſie aus den Klauen gewiſſenloſer Betrüger zu befreien. Die Sorge, daß ihm dieſe Aufgabe nicht gelingen werde, darf ihn nicht abhalten. Oft ſchon hat ein raſcher Umſchwung ſtatt gefunden. Auch Karl V. glaubte nach der Schlacht von Mühlberg nicht, daß ihm die Früchte ſeines Sieges ſo bald ſchon entriſſen werden würden. Der Kaiſer hatte Muße, während er ſich (am 22. Mai 1552) in einer Sänfte von Innsbruck über die juliſchen Alpen davon tragen ließ, über den Wankelmuth des Glücks Betrachtungen anzuſtellen. Er fühlte jetzt ſelbſt, daß es gefährlich iſt, Verräthern zu trauen, und der Gedanke, von Moritz auf dem Gebiete der Staatskunſt und des Krieges überwunden worden zu ſein, mußte ihn ſehr ſchmerzlich berühren. Die Proteſtanten waren wieder übermächtig geworden. Der Kaiſer mußte, ob er wollte oder nicht, ſich mit ihnen in Unterhandlungen einlaſſen. Dieſe waren ſchon früher zu Linz perſönlich zwiſchen Moritz und dem Könige Ferdinand eingeleitet worden. Am 26. Mai wurden ſie von neuem zu Paſſau aufgenommen. Mit Widerſtreben willigte der Kaiſer in die von Moritz geſtellten Forderungen. Der Landgraf von Heſſen wurde aus ſeiner Haft entlaſſen; alle Proteſtanten in die ihnen früher entzogenen Ehren und Würden wieder eingeſetzt. Außerdem wurde beſtimmt, es ſolle ein beſtändiger Friede zwiſchen den Anhängern der alten und der neuen Religion walten, jeder Theil ſolle den andern bei ſeiner Religion, ſeiner Habe, ſeinen Gütern und Einkünften ungeſtört belaſſen. Alle entgegenſtehenden Urtheile der Reichsgerichte wurden aufgehoben, und den Proteſtanten Sitz und Stimme im Reichskammergerichte eingeräumt. Alle dieſe Beſtimmungen wurden ſpäter auf dem Reichstage zu Augsburg beſtätigt und dabei ausdrücklich verfügt, nicht bloß die Fürſten und die unmittelbaren Herren, ſondern auch die Freie und Reichs-Städte ſowie die mittelbaren,

unter katholiſchen Herren ſtehenden Ritter, Städte und Gemeinden ſollten in Betreff der Religion daſſelbe Recht haben, wie die unmittelbaren. Jede Regierung aber, welche nur eine Religion dulden wolle, ſolle den Anhängern der anderen erlauben, ohne Abzugsgelder und ohne ſonſtige Schmälerungen auszuwandern.

Dem Namen nach wurden ſo zwar Katholiken und Proteſtanten auf gleichen Fuß geſtellt. In der That behielten aber die Katholiken das Uebergewicht in der Reichsregierung. Denn der Kaiſer und ſein erwählter Nachfolger Ferdinand, die Mehrzahl der Kurfürſten*) und des Reichskammergerichts und überdieß der ganze Reichshofrath waren katholiſch. Nur die Anhänger der Augsburg'ſchen Confeſſion, d. h. die Lutheraner, waren in den Frieden aufgenommen. Alle übrigen Secten wurden daher der Willkür der Machthaber preis gegeben. Den ſchlimmſten Theil des Augsburger Friedens-Vertrags bildete aber der ſogenannte geiſtliche Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), durch welchen beſtimmt wurde, „daß, falls ein Erzbiſchof, Biſchof und Prälat oder ein Anderer geiſtlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, derſelbe ſein Erzbisthum, Bisthum oder andere Pfründen, auch damit alle Früchte und Einkommen, die er davon gehabt, ſeiner Ehre unnachtheilig, verlaſſen ſollte."

Durch dieſe Beſtimmung wurde für alle Zukunft der Uebertritt der geiſtlichen Würdenträger, welche damals, wie jetzt, mehr an ihren Einkünften, als ihrer Ueberzeugung feſthielten, gehemmt. Ohne den geiſtlichen Vorbehalt hätten gewiß Viele Luſt gehabt, dem von dem Ordensmeiſter in Preußen gegebenen Beiſpiele zu folgen.

Von Gewiſſensfreiheit war in dem Augsburger Frieden keine Rede, ſondern nur von der Freiheit der Auswanderung, falls der Landesherr der einen Religion dem Anhänger der anderen Duldung verſagte. Der Beſitzſtand der Proteſtanten wurde zwar anerkannt, allein jedem Fortſchritte wurden faſt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt, und von der Willkür des Herrſchers ſelbſt die Duldung jedes andern, als ſeines eigenen Glaubens abhängig gemacht.

Der Herrſchaft des Papſtes wurde allerdings durch den Augsburger Religionsfrieden in der Hälfte Deutſchlands für immer ein Ende gemacht. Allein nicht die Freiheit trat an deren Stelle, ſondern die Willkür der Fürſten. Nicht die Vernunft wurde in ihre ewigen Rechte eingeſetzt, ſondern nur ein anderes, wenn auch weniger unſinniges Glaubensbekenntniß trat an die Stelle der alten Satzungen der Kirche.

Wenn wir mit dieſem Reſultate die großen Hoffnungen vergleichen, die in den erſten Anfängen der Reformation alle ſtrebenden Gemüther beſeelten, ſo war der Gewinn nur ſehr klein. Nichts deſto weniger bezeichnet der Augsburger Religionsfrieden die erſte entſcheidende Niederlage, welche das Papſtthum im Laufe eines Jahrtauſends erlitt. Die Revolution, welche ſeit dem Jahre 1517 hin und her geſchwankt hatte, erhielt eine feſte Grundlage, von welcher aus der Kampf gegen die finſtere Macht des Aberglaubens fortgeſetzt werden konnte. Die Unfehlbarkeit des Papſtes wurde in mehr als einer Beziehung erſchüttert, nicht bloß in Betreff religiöſer Glaubensſätze, ſondern auch in ihrer Richtung auf weltliche Beſtrebungen. Die Päpſte hatten durch die That bewieſen, daß ſie unfähig waren, eine große geiſtige Bewegung, welche ihnen feindlich entgegen trat, in ihrer Entſtehung richtig zu würdigen, und in ihrem Verlaufe zu bändigen. Sie hörten von dieſer Zeit an auf, die wirklichen Leiter der Chriſtenheit zu ſein, und mußten ſich auf die traurige Rolle beſchränken, ihre von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr wankende Herrſchaft zu ver-

*) Den drei geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, Köln und Trier und dem Könige von Böhmen ſtanden nur zwei entſchieden proteſtantiſche: von Sachſen und Brandenburg gegenüber. Der Kurfürſt von der Pfalz ſchwankte, und ſpäter mußte er ſeine Würde mit dem katholiſchen Baiern theilen

theidigen. Je verwerflicher die Mittel waren, deren ſie ſich zu dieſem Zwecke bedienten, deſto mehr ſchwand der Heiligenſchein, mit welchem ſie ſich ſo gern umgaben, und deſto klarer wurden ſie in ihrer wirklichen Geſtalt, als die ſchlimmſten aller Tyrannen der Welt erkannt.

§ 13. Die Verbreitung der neuen Lehre.

Der Augsburg'ſche Religionsfriede, welcher den Proteſtanten ein geſetzliches Daſein ſicherte, konnte die Bewegung der Geiſter wohl beruhigen, allein ihr kein Ziel ſtecken, um ſo weniger, als den Machthabern ein unverhältnißmäßig großer Einfluß auf die religiöſen Zuſtände ihrer Unterthanen eingeräumt, und als zu mannigfaltige weltliche und kirchliche Anſprüche und Rechte mit denſelben untrennbar verbunden waren. Das ganze Gebiet im Norden der Alpen und Pyrenäen bis zu den Grenzen Rußlands und der Türkei war durch die Religionsfrage auf's tiefſte erſchüttert worden. Die germaniſchen Völker hatten zwar mit dem größten Eifer die Reformation ergriffen, allein auch viele Slaven, Celten und Lateiner hatten ſich ihr zugewendet. In Deutſchland hörte zwar der offene Kampf des Schwertes auf. Allein unausgeſetzt ſtrebten Katholiken und Proteſtanten ſich auszudehnen und die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. Im Norden Deutſchlands, der Wiege der Reformation, war dieſe durchaus vorherrſchend, und von denjenigen Provinzen Süd-Deutſchlands, in welchen gleich anfangs die Lehre Luther's feſte Wurzeln geſchlagen, verbreiteten ſie ſich immer weiter nach den benachbarten Gegenden. Die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg konnten nicht verhindern, daß der größere Theil des Adels, der Städte und der ländlichen Bevölkerung Frankens auf die Seite der Reformation traten. In Baiern hatte der größere Theil des Adels die neue Lehre angenommen, und viele Städte neigten ſich ihr zu. Der Herzog mußte den Proteſtanten (1556) Zugeſtändniſſe ähnlicher Art machen, wie ſie in anderen Ländern der Einführung der Reformation vorher zu geben pflegten. Noch größere Fortſchritte hatte die neue Lehre in Oeſterreich gemacht. Der Adel des Landes ſuchte ſeine Bildung auf der hohen Schule von Wittenberg. Alle Lehranſtalten waren mit Proteſtanten beſetzt. Nicht mehr als der dreißigſte Theil der Bevölkerung gehorchte dem Papſte. Vergebens widerſtrebten die Erzbiſchöfe von Salzburg dem Geiſte der Zeit. Sie vermochten zwar, ſoweit ihre Macht reichte, die Einführung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes zu verhindern. Allein ſie beſaßen nicht die Gewalt, ihre Unterthanen zum Beſuche der katholiſchen Kirchen zu zwingen. Noch weniger waren die drei geiſtlichen Kurfürſten am Rheine im Stande, den Proteſtanten die Spitze zu bieten. Der Adel, welcher hier, wie überall, der Reformation mit Liebe anhing, beſaß verfaſſungsmäßig zugeſicherte Rechte, welche er ſich von den Landesherren nicht ſchmälern ließ, und welche dieſe nur ſelten anzutaſten wagten, und die Städte hatten ſich ſo viel Unabhängigkeit noch immer erhalten, daß gewaltſame Eingriffe in deren innere Verhältniſſe nicht ohne Gefahren ſelbſt von den mächtigſten Fürſten gewagt werden konnten. In Weſtphalen hielt die ländliche Bevölkerung die Vorſchriften der katholiſchen Kirche nicht mehr, und in den Städten, namentlich in Paderborn und Münſter, waren die Proteſtanten einflußreicher als die Katholiken, obgleich der Herzog Wilhelm von Cleve an dem katholiſchen Bekenntniſſe feſthielt. Aller Orten ſtanden die höher gebildeten Klaſſen der Geſellſchaft: der Adel, der Gelehrtenſtand, der wohlhabendere Theil der Bürgerſchaften, entſchieden auf Seiten der Proteſtanten, und ſelbſt auf diejenigen Bauern, welche noch der katholiſchen Kirche anhingen, hatte die Bewegung der Zeit wenigſtens inſofern gewirkt, als ſie viele der abgeſchmackteſten Lehren, wie z. B. diejenigen vom Fegefeuer, Wallfahrten, Reliquiendienſt und die läſtigen Feiertage, aufgegeben hatten. Von Jahr zu Jahr zeigte ſich deutlicher, daß die katholiſche Kirche nicht ſowohl auf dem Glauben, als auf der Furcht der Maſſen, mehr auf den durch ſie bedingten weltlichen Vortheilen

der Machthaber, als auf deren Ueberzeugung ruhte. Wo die Maſſen nicht durch Schrecken, und die Gewalthaber durch die Rückſicht auf weltliche Vortheile feſtgehalten wurden, gingen ſie aller Orten auf proteſtantiſche Seite über. Ein venetianiſcher Botſchafter berechnete, daß im Jahre 1558 nur der zehnte Theil der Bewohner Deutſchlands noch der katholiſchen Kirche angehörte. Proteſtantiſche Anſichten waren in alle Schulen, in die geſammte Wiſſenſchaft und ſelbſt in die Cabinette katholiſcher Fürſten eingedrungen. Den Katholiken war es nicht möglich, höhere Schulen von einigem Rufe zu gründen. Sie mußten zu Spaniern ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie Lehrer für den alten ſtarren Glauben auffinden wollten. Kaum war Luther geſtorben, ſo erhielt die durch ihn begonnene geiſtige Bewegung durch Calvin einen neuen Aufſchwung. Ohne Schwertſtreich würde wohl binnen Kurzem die ganze deutſche Nation proteſtantiſch geworden ſein, hätten die katholiſchen Fürſten, Päpſte und Jeſuiten unſer Vaterland ſich ſelbſt und ſeinen innerſten Beſtrebungen überlaſſen. Allein mit ſo geringer Anſtrengung ſollte die Menſchheit nicht vorwärts ſchreiten. Noch herrſchten die römiſchen Oberprieſter ſchrankenlos in Italien und Spanien, noch regten ſich in Deutſchland zahlreiche Keime, welchen die Jeſuiten neue Lebenskraft zu verleihen ſuchten. Die katholiſche Kirche war ſeit Jahrhunderten gewöhnt, ihre Herrſchaft mit Feuer und Schwert zu behaupten. Sie bedurfte nur einiger Zeit, um wieder zur Beſinnung zu kommen und den Kampf mit verdoppelter Kraft von neuem zu beginnen. Sie hatte das Gewiſſen der Völker niemals berückſichtigt. Gleich den weltlichen Deſpoten hatte ſie die Unterwerfung als ein Recht verlangt, und jeden Verſuch, ſich ihrem Joche zu entziehen, als Verbrechen beſtraft. Es galt nicht, wie ſie trügeriſch vorgaben, die Seelen von Millionen, ſondern die Herrſchaft über ſie zu retten. Da dieſe nur auf dem Glauben, den die Prieſter erfunden hatten, ruhte, mußte er mit Gewalt wieder hergeſtellt werden.

Was bekümmerten ſich die Päpſte zu Rom um den Nothſchrei der Nationen. Viele ihrer treueſten Anhänger machten kein Hehl daraus, daß ſie lieber die Völker *vertilgen*, als ſie in einem andern, als dem katholiſchen Glauben *leben* laſſen wollten. Die blutigen Kriege, welche ſich aus dieſer Lebensanſchauung entwickelten, bilden den Grundton der Geſchichte aller civiliſirten Völker im Laufe dieſes Zeitabſchnitts. Sie laufen alle zuſammen in Rom, von wo aus die Päpſte ihre Anhänger leiteten, ihren Gegnern Netze ſpannten und allen Völkern Ketten ſchmiedeten.*)

Der großartige Kampf, welcher in Deutſchland gegen das Papſtthum geführt wurde, verfehlte ſeine Rückwirkung auf die übrigen Theile der gebildeten Welt nicht. Der Funke der Wahrheit, welcher von Wittenberg ausging, zündete aller Orten, ſelbſt in Italien und Spanien, dieſen beiden Domänen des Pfaffenthums. Allein zur dauernden Flamme wurde er nur in den Ländern germaniſcher Bevölkerung. Die deutſchen Stämme waren in den erſten Zeiten die feſteſten und treueſten Träger des Chriſtenthums geweſen. Sie bewahrten es ſich im Kampfe gegen die Mohammedaner, welche die Urſitze der chriſtlichen Lehre: Paläſtina, Syrien, Kleinaſien, Egypten, Nord-Afrika und das ganze oſtrömiſche Reich unter die Herrſchaft des Islam brachten. Sie auch ergriffen die Reformation mit Eifer und ließen ſich dieſelbe nicht wieder rauben, als es galt mit dem Schwert in der Hand ihre religiöſe Ueberzeugung zu behaupten. Die Slaven, welche in Rußland, Polen und den öſtlichen Donauländern, die Celten, welche in Irland, die Romanen, welche in Italien vorherrſchend waren, nahmen die Reformation nicht an, oder widerſtanden doch nicht den gegen ſie gerichteten Verfolgungen. Wo Celten und Romanen die Hauptbeſtandtheile einer Nation bildeten, wie in Spanien und Portugal, konnte die neue Lehre gleichfalls keine feſten Wurzeln faſſen. In den Ländern dagegen, in welchen deutſche Stämme mit Celten

*) S. unten den zweiten Abſchnitt §§ 18—28.

gemiſcht lebten, wie in England, Schottland, Frankreich und in den Niederlanden, oder in welchen ſie, wie in Deutſchland, Slaven und Romanen zahlreich in ihrer Mitte hatten, entwickelte ſich ein furchtbarer Kampf. Nur in Skandinavien, welches faſt ausſchließlich von germaniſchen Stämmen bewohnt war, fand der Uebergang von der alten zur neuen Lehre ohne ſehr heftige innere Zuckungen ſtatt.

Dieſe Thatſachen beweiſen deutlich, daß nicht die Fürſten die Religion der Nationen beſtimmten, ſondern daß ſie dem vorherrſchenden Drange ihrer Völker nachgeben mußten. Wo ſie dieſem gewaltſam widerſtrebten, wurden ſie von ihren Thronen vertrieben, wie die ſpaniſchen Habsburger in Nordniederland, die Stuarte in Schottland und England, Chriſtian II. in Schweden.

Die germaniſche Race allein beſaß im ſechszehnten Jahrhunderte diejenigen geiſtigen Eigenſchaften, welche ſie für die Lehren der Reformatoren empfänglich machten. In der Schweiz waren Germanen, Celten und Romanen gemiſcht. Die in den höchſten Alpen wohnenden Nachkommen der alten Helvetier celtiſchen Stammes, ſo wie die weiter ſüdlich lebenden italieniſchen Schweizer celtiſchen und romaniſchen Urſprungs, hielten feſt an dem römiſchen Glauben. Die Kantone dagegen, welche von Deutſchen bewohnt waren, wenn ſchon ſie zum Theile die franzöſiſche Sprache angenommen hatten, wandten ſich der Reformation zu und hielten ſie feſt im Laufe der Jahrhunderte.

Blutige Verfolgungen und ſyſtematiſche Gewaltthätigkeiten mochten wohl da und dort einige Abweichungen von dem aufgeſtellten allgemeinen Geſichtspunkte hervorrufen. Allein in großen Zügen ſteht die Thatſache feſt, daß nur die germaniſche Race im Stande war, im Kampfe mit bitteren Feinden ſich die Reformation zu bewahren. Hätten die Völker zur Zeit der mächtigen, von Luther angeregten Bewegung die freie Wahl zwiſchen der neuen und der alten Lehre gehabt, ſo würden ſich ohne Zweifel die meiſten der Reformation zugewendet haben, ſchon aus dem Grunde, weil ſie des ſchweren Joches überdrüſſig waren, welches die Päpſte ihnen auferlegt hatten. Wären übrigens Celten und Romanen ebenſo entſchiedene Freunde der Reformation geweſen, als die Germanen, ſo hätten Päpſte, Könige und Mönche, Inquiſitoren und Bartholomäus-Mörder ihnen ihren Glauben nicht entreißen können. Der Wille der Völker, welcher aus ihrer tief innerſten Naturanlage hervorgeht, fällt am Ende doch gewichtiger in die Wagſchale der menſchheitlichen Entwickelung, als die Laune oder das Syſtem der Fürſten. Nicht minder als die körperlichen, gehen auch die geiſtigen Anlagen der Völker auf Kinder und Kindeskinder über. So pflanzt ſich der Charakter der Nationen fort, und dieſer bildet immer die weſentliche Grundlage ihrer Geſchicke. Nur in dieſem Sinne läßt ſich der Gedanke der Erbſünde mit der Naturwiſſenſchaft und der Geſchichte in Verbindung bringen; allein der Erbſünde entſpricht die Erbtugend. Es iſt ſehr verkehrt anzunehmen, daß ſich die Tugenden nicht ebenſowohl vererben, als die Laſter. Die Charaktere der einzelnen Fürſten wechſeln. Die Nationen behalten aber unausgeſetzt ihre eigenthümlichen Richtungen, wenn ſchon dieſe nach Zeit und Umſtänden in verſchiedener Weiſe zu Tage treten.

Selten folgten ſich auf einem Throne vier Menſchen von ſo entgegen geſetzten Natur-Anlagen, als Heinrich VIII., Eduard VI., Maria und Eliſabeth in England. Heinrich VIII., tyranniſch wie er war, hätte es nimmermehr gewagt, dem Papſtthume ſo ſchroff, als er es that, entgegen zu treten, hätte er nicht gewußt, daß die Stimmung ſeines Volkes ihm in dieſer Richtung zur Seite ſtehe. Er war bei allen ſeinen Kämpfen, und ſo auch bei denjenigen, welche er mit den Päpſten führte, von den ſelbſtſüchtigſten und unedelſten Beweggründen getrieben. Es wäre übrigens ſehr verkehrt, denjenigen Umſchwung, welcher zur Zeit ſeiner Herrſchaft in den religiöſen Ueberzeugungen und Beſtrebungen des engliſchen Volkes eintrat, auf ihn zurückführen zu wollen. Unabhängig vom Könige, und

ſehr häufig in offenem Widerſpruche mit deſſen Befehlen, nahm das engliſche Volk Theil an den religiöſen Bewegungen der Zeit und namentlich an den Kämpfen der Deutſchen, Niederländer und Schweizer. Die Nation ging in ihren Reformbeſtrebungen viel weiter, als der Königl. Umſonſt ſuchte Heinrich VIII. dieſes zu verhindern. Kaum war er geſtorben (1547) und dadurch die von ihm perſönlich ausgehende Hemmniß entfernt, ſo traten unter Eduard VI. die früher nur mühſam unterdrückten religiöſen Anſichten mit friſcher Kraft zu Tage. Vergebens ſuchte die blutige Maria durch Schaffotte und Holzſtöße die neue Lehre zu unterdrücken (1553—1558). Nach ihrem Tode ſtellte ſich die Königin Eliſabeth an die Spitze der engliſchen Reformation, ſicherte und verkrüppelte ſie zugleich, indem ſie dem Glauben eine feſte Form gab, welche noch unſinniger iſt, als das Augsburg'ſche Glaubensbekenntniß, und der Kirche eine Ordnung ertheilte, welche der römiſchen weit näher ſteht, als die von Luther begründete. Außer vielen lächerlichen Ceremonien behielten die Engländer auch die Biſchöfe der römiſchen Kirche bei, welchen ſie eine für menſchliche Kräfte zu verſuchungsvolle Macht und ein viel zu reichliches Einkommen ließen. Die Regierung der Kirche fiel dadurch in die Gewalt der engliſchen Ariſtokraten, welche ſie natürlich zu ihrem eigenen Vortheil und zum Schaden des Volkes ausbeuteten. Das römiſche Papſtthum erhielt durch die Einführung der Reformation aber eine tiefe Wunde, das Volk wurde aus ſeinem langen Schlafe aufgerüttelt, zur Prüfung der herrſchenden Uebelſtände aufgefordert und in den Beſitz wenigſtens eines Theiles der ihm früher geraubten Rechte wieder eingeſetzt. Die Revolutionen des ſiebenzehnten Jahrhunderts, durch welche die Stuarts und mit ihnen die unumſchränkte Monarchie für immer vertrieben, wurden angebahnt, und ſo der Grund zu derjenigen gebietenden Stellung gelegt, welche England ſeither nicht bloß im Völkerverkehre, ſondern auch auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, der Literatur und aller höheren menſchlichen Beſtrebungen behauptete.

Das benachbarte Schottland nahm frühzeitig die Keime der Reformation, welche einige junge Leute vom Adel ihm aus Deutſchland mitbrachten, an. Die Verfolgungsſucht der katholiſchen Kirche bemühte ſich vergeblich, ſie auszurotten. Erſt durch den unerſchütterlichen Muth des Johann Knox, welcher im Jahre 1559 von Genf, wo er die neue Lehre aus dem Munde Calvin's empfangen hatte, zurückkehrte, wurde die Reformation auf eine feſte Grundlage geſetzt. Schottland nahm die Glaubenslehre und die kirchliche Ordnung der Genfer an. Die römiſche Hierarchie wurde abgeſchafft und eine mehr republikaniſche Verfaſſung eingeführt, welche den Namen der presbyterianiſchen erhielt. Umſonſt bemühte ſich die unter dem Einfluſſe der Guiſen herangebildete Maria Stuart, die katholiſche Religion wieder herzuſtellen. Dieſe Verſuche der Königin, in Verbindung mit ihren Laſtern und Verbrechen, regten die Nation wider ſie auf, hatten ihre Gefangennehmung und ihre Flucht nach England zur Folge und befeſtigten mehr und mehr die von den Schotten frei gewählte neue Lehre und kirchliche Einrichtung.

Die Iriänder hatten keineswegs denſelben Abſcheu, wie Engländer und Schotten, vor dem Papſtthume und nicht dieſelbe Empfänglichkeit für die Reformation. Allein da ſie unter engliſcher Herrſchaft ſtanden, konnten ſie ſich der Anregung nicht entziehen, welche von ihren mächtigen Gebietern ausging. Georg Brown, welcher 1535 von Heinrich VIII. auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Dublin erhoben wurde, wirkte mehr durch die Gewalt des Amtes, das er beſaß, als durch die Macht der Ueberzeugung und die Gründe des Verſtandes. Erſt unter der Regierung der blutigen Maria verlor er ſeine Stelle. Jetzt ſollte die Reformation mit Gewalt ausgerottet werden. Allein dem königlichen Commiſſär, welcher zu dieſem Zwecke nach Irland geſchickt, wurde unterwegs ſeine Vollmacht aus dem Reiſeſacke, worin er ſie verwahrte, von einer eifrigen Proteſtantin herausgenommen, und Maria ſtarb, bevor er im Stande war, ſich eine zweite Ausfertigung derſelben zu verſchaffen.

So ging zwar dieſe Gefahr an den irländiſchen Proteſtanten vorüber. Allein feſte Wurzeln ſchlug die Reformation niemals in der Smaragdinſel. Nur äußere Gewalt nöthigte ihren celtiſchen Bewohnern die neue Lehre und Ordnung auf, und die in ihrem Schooße wohnenden Engländer, welche den Proteſtantismus aus Ueberzeugung ergriffen hatten, blieben immer in der Minderzahl, wenn ſchon ſie den begütertſten und einflußreichſten Theil der Bevölkerung bildeten.

In den Niederlanden, welche damals zum deutſchen Reiche gezählt wurden, verbreiteten ſich ſchnell die Anſichten und Beſtrebungen der Reformatoren. Vergebens wütheten Karl V. und ſeine Nachfolger, namentlich Philipp II., umſonſt errichtete die Inquiſition ihre Scheiterhaufen und der Herzog von Alba ſeine Schaffotte. Trotz der blutigen Verfolgungen, welche bis zum Jahre 1562 mehr als dreißigtauſend Menſchen das Leben auf dem Schaffotte und auf Scheiterhaufen koſtete, machte die Reformation unausgeſetzt Fortſchritte in den Niederlanden. Nach einem Kampfe, welcher achtzig Jahre dauerte, brach ſich die Macht Spaniens an den Deichen und Mooren Nordniederlands. Die Republik der vereinigten Provinzen, in welchen das germaniſche Element vorherrſchend war, ging ſiegreich aus ihren Kriegen mit der damals größten Macht der Erde hervor und bewahrte ſich den Glauben, dem ſie ſich mit Begeiſterung zugewendet hatte. Die ſüdlichen Staaten dagegen, deren Bevölkerung zum größten Theile celtiſchen Urſprungs iſt, vermochten nicht, ſich des ſpaniſchen und römiſchen Doppeljochs zu erwehren. Sie kehrten unter die fremde Gewalt zurück und führten unter derſelben ein unrühmliches und elendes Daſein. Der vierte Abſchnitt dieſes Buches iſt der Schilderung des niederländiſchen Unabhängigkeitskrieges vorzugsweiſe gewidmet.

Dänemark, Schweden und Norwegen brachen ſo ſchnell und ſo vollſtändig das Joch des Papſtthums, daß ſie ihren ſchwer bedrängten Glaubensgenoſſen in Deutſchland kräftige Stützen in deren Kämpfen werden konnten. In dem größeren Theile Skandinaviens war die päpſtliche Gewalt erſt ſpät eingeführt und niemals volksthümlich geworden. Nirgends wurde die Reformation mit ſo ungetheiltem Beifall aufgenommen, nirgends brach ſie ſich mit ſo geringen Opfern Bahn. Neue Dynaſtien und freiheitliche Einrichtungen, welche mit der Reformation Hand in Hand gingen, ſicherten ihr bis auf unſere Tage eine feſte Dauer. Auch auf der Südküſte des baltiſchen Meeres ſchlug ſie ſchnell tiefe Wurzeln. Als ſich Livland den Königen von Polen unterwarf, wurde Religionsfreiheit zur erſten Bedingung gemacht. Dadurch wurde auch dieſes Reich in den Kreis der Reformation gezogen. Ein Theil des Adels des Landes ſchloß ſich frühzeitig dem Proteſtantismus an. Bis nach Siebenbürgen und Ungarn drang die Reformation vor. Ferdinand I. vermochte niemals den Ständen Beſchlüſſe abzupreſſen, welche den Proteſtanten ungünſtig waren. Im Jahre 1554 wurde ſogar ein Lutheraner zum Palatin erwählt. In Siebenbürgen faßte die Reformation noch feſteren Fuß. Im Jahre 1556 wurde alles Kirchengut durch einen beſonderen Beſchluß der Stände zum Beſten des Staates eingezogen. Zwar gewann in dieſen Ländern die Reformation keine gebietende Stellung, doch vermochten die Päpſte auch nicht, ſie daſelbſt vollſtändig auszurotten, ſo wenig, als in Frankreich, woſelbſt die neue Lehre nur durch den ſchnödeſten Verrath und die furchtbarſten Grauſamkeiten theilweiſe wieder verdrängt wurde, nachdem ſie lange den Kampf mit dem Papſtthume, wenn nicht ſiegreich, ſo doch mit Ausſicht auf einen endlichen Erfolg, geführt hatte. Im Jahre 1561 war der größere Theil Frankreichs proteſtantiſch.

Die Engländer und Niederländer, welche ſich inmitten ihrer inneren und äußeren Kämpfe zu den erſten See-Mächten der Erde emporſchwangen, führten die Lehre der Reformation auch in die neue Welt ein. Doch Deutſchland blieb das Mutterland des

religiöſen Fortſchritts, und bei allen Völkern, welche mit der deutſchen Entwickelung nicht in reger Wechſelbeziehung blieben, verknöcherte ſich bald ſchon der neue Glaube wieder.

Die rieſige Gewalt der Reformation bewährte ſich nicht blos an denjenigen Völkern und Menſchen, welche ſich ihr anſchloſſen, ſondern auch bei ihren bitterſten Gegnern. Viele der Geiſtlichen, deren ſich Karl V. in Deutſchland bediente, um die Lehren Luther's zu widerlegen und aus dem Felde zu ſchlagen, nahmen, vielleicht gegen ihren Willen, einige derſelben in ihr Inneres auf, und fielen bei ihrer Rückkehr nach Spanien als Opfer der Inquiſition. Auguſtin Caſal, der Prediger, Conſtantin Pontius, der Beichtvater Carl's V., Egidius, der von ihm ernannte Biſchof von Tortoſa, Bartholomäus de Caranza, welcher früher Beichtvater Philipp's II. und der Königin Maria geweſen und zum Primas von Spanien erhoben worden war, und mehr als zwanzig Geiſtliche von nicht ſo hoher Stellung, wurden alle unter dem Vorwande der Ketzerei von der ſpaniſchen Inquiſition hingerichtet oder in deren Kerkern zu Tode gequält.

Durch die haarſträubenden Greuelthaten der Inquiſition wurden allerdings die erſten Keime der Reformation in Spanien, allein zugleich auch die friſche Kraft und der Freiheitsmuth der Nation erſtickt. Spanien, welches beim Beginne der Reformation das mächtigſte Reich der Erde geweſen war, ſank, trotz der neuen Welt, welche Columbus entdeckt hatte, und deſſen Nachfolger unterjochten, immer tiefer und verlor allmälig ſeine Stimme im Rathe der Nationen.

In Venedig, Toscana und Neapel fanden die neuen Lehren gleich Anfangs vielen Anklang. Allein auch dort wurden ſie mit Gewalt ausgerottet. Neapel ließ ſich aber doch das Joch der ſpaniſchen Inquiſition nicht gefallen, welches ihm mehrere male auferlegt werden ſollte. Italien blieb unter der Herrſchaft des Papſtthums, allein es konnte die hohe Bedeutung, welche es ſich bis zum Beginn der Reformation, zwar nicht auf dem Felde der Politik, doch auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, des Handels und der Gewerbe bewahrt hatte, unter dem römiſchen Joche nicht feſt halten.

Die Reformation bildet den Angelpunkt der Geſchichte bis zu der Zeit, da ſich die Revolution vorbereitete, und ſo wenig Luther und ſeine Genoſſen die Ideen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts hegten, oder auch nur ahnten, ſo waren ſie doch die Stufen, auf welchen die Menſchheit zu denſelben emporſtieg. Es iſt oft eingeworfen worden, viele der hervorragendſten Förderer und Anhänger der neuen Lehre hätten ſich dieſer blos aus Eigennutz und anderen verwerflichen Leidenſchaften angeſchloſſen. Wer wollte dieſes leugnen? Aber waren dieſelben niedrigen Beſtrebungen auf der Gegenſeite etwa ſchwächer? Keineswegs! Im Gegentheil iſt es für den unparteiiſchen Geſchichtsſchreiber eine ausgemachte Sache, daß die Führer der proteſtantiſchen Partei, was Reinheit der Geſinnung, Menſchenliebe und Rechtsgefühl betrifft, durchſchnittlich ihre Gegner weit übertrafen. Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Knox ſtarben alle arm und verdankten den Einfluß, den ſie auf ihre Mitmenſchen übten, nur dem hohen Geiſte, der ſie beſeelte, der Kraft ihrer Ueberzeugung und dem Muthe, womit ſie dieſelbe geltend machten. Die Päpſte, Großinquiſitoren, Jeſuiten-Generale und andere Häupter der katholiſchen Kirche, welche ihnen feindlich gegenüberſtanden, beſaßen die Fehler und Schwächen der Reformatoren in tauſendfach höherem Grade und überdieß die verabſcheuungswertheſten Laſter, von denen jene gänzlich frei waren Für einen Menſchen, welchen der übertriebene Eifer und die Unduldſamkeit Calvin's opferte, ſchlachteten die Häupter der katholiſchen Kirche Hunderttauſende auf dem Altare des Aberglaubens.

Die weltlichen Fürſten, welche ſich der Reformation annahmen, ſtanden in einem ganz ähnlichen Verhältniſſe zu ihren Gegnern katholiſcher Religion. Wer wollte nicht zugeben, daß der Landgraf Philipp von Heſſen, der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen,

Guſtav Waſa von Schweden, die Königin Eliſabeth von England, der Prinz Wilhelm von Oranien, der Admiral von Coligny — nicht ſittlichere, edlere Menſchen waren, als ihre Gegner: Karl V., Philipp II., der Herzog Alba, Katharina von Medicis, Carl IX. von Frankreich und die blutige Maria von England? Moritz von Sachſen, welcher eine ſo zweideutige Rolle ſpielte, kann keineswegs als eine der Stützen des Proteſtantismus anerkannt werden, denn er hatte in den Jahren 1546 und 1547 der Sache der Reformation mehr geſchadet, als er in dem Jahre 1552 und folgenden wieder gut machen konnte. Daß die Proteſtanten in ihren furchbaren Kämpfen gegen die Katholiken häufig fanatiſch waren, gereicht ihnen nicht zum Vorwurfe. Ohne einen gewiſſen Fanatismus läßt ſich ein Kampf mit der Uebermacht niemals ſiegreich zu Ende führen. Die menſchliche Natur iſt nicht ſtark genug, bei ruhiger Seelenſtimmung allen Schreckniſſen eines Kampfes auf Tod und Leben Jahrzehnte hindurch die Spitze zu bieten. Die wenigen Geiſter, welche dieſes vermochten, wurden zu allen Zeiten als Heroen verehrt, und fielen, wie Socrates, Chriſtus und Huß, alle als Opfer ihrer fanatiſchen Feinde. Unſtreitig war aber auf Seiten der Katholiken ein weit höherer Grad von Fanatismus, als im Lager der Proteſtanten. Hiervon zeugen nicht bloß einzelne Greuelthaten, wie z. B. die Bartholomäusnacht von Paris, ſondern auch zahlreiche bleibende Einrichtungen und Anſtalten, wie z. B. die Inquiſition, der Jeſuiten-Orden und mehr oder weniger das geſammte Mönchsweſen der Katholiken. Aehnliche Ausgeburten des wildeſten Fanatismus fanden ſich nirgends unter den Proteſtanten.

Es iſt in neueren Zeiten Mode geworden, in herabwürdigender Weiſe von den Verdienſten der Reformatoren zu reden und zu ſchreiben, und die proteſtantiſche Geiſtlichkeit, die proteſtantiſche Glaubensanſicht und die geſammte proteſtantiſche Kirche auf gleiche Stufe mit der katholiſchen zu ſtellen. Manche Schriftſteller und Redner wollen ſich dadurch den Anſchein äußerſter Aufklärung, Duldſamkeit und Unparteilichkeit geben. Wenn auch dieſe Darſtellungsweiſe bisweilen wohlgemeint ſein mag, ſo iſt ſie doch nicht geſchichtlich begründet. Es wäre für die geſammte Menſchheit ein furchtbarer Stoß, wenn eine Bewegung, an welcher alle gebildeten Völker der Erde Theil nahmen, welche die Grundfeſten aller Staaten erſchütterte, um welche ſich die Geſchichte zweier Jahrhunderte vorzugsweiſe dreht, bedeutungslos, kindiſch und nichtig geweſen wäre. Der achtzigjährige Unabhängigkeitskrieg der Niederländer, der dreißigjährige Vertilgungskampf der Deutſchen, die Hugenottenſchlachten Frankreichs waren nicht inhaltslos. Sie gründeten ſich auf eine tief in das menſchliche Leben eingreifende Wirklichkeit. Sie hatten alle nicht blos Glaubensſätze, ſondern auch die Freiheit, das höchſte Gut des Menſchen, zu ihrem Gegenſtande, wenn ſchon der forſchende Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts keineswegs mit allen Anſichten und Beſtrebungen der damaligen Zeit einverſtanden ſein kann.

§ 14. Die Lutheraner.

Zu allen Zeiten wurde viel zu großes Gewicht auf die Formen gelegt, und darüber das Weſen der Dinge vergeſſen. Allerdings muß im Leben, wie in der Kunſt, die Form dem inneren Kerne entſprechen, wenn eine harmoniſche Schöpfung entſtehen ſoll. Allein ſind die Beweggründe einer Handlung rein und edel, ſo dürfen die Formen, in welchen ſie in's Leben tritt, nicht zu hoch angeſchlagen werden. Wenn ein Mann für Freiheit und Recht, für Wahrheit und Tugend kämpft, ſo verzeihen wir ihm gern einige Grobheit; während wir die Feinheit, mit welcher Ränkeſchmiede für den Despotismus, für Lüge und Laſter in die Schranken treten, ſehr niedrig anſchlagen. Es iſt durchaus unverzeihlich, zwei Menſchen, von denen der eine für die gute, der andere für die böſe Sache kämpft, auf gleiche Linie zu ſtellen, weil beide grob waren, oder weil beide ſchonungslos zu Werke

gingen. Grobheit und Schonungsloſigkeit ſind eben ſo wohl angebracht im Kampfe gegen die Unvernunft, als ſie tadelnswerth ſind, wenn ſie nur dazu dienen ſollen, die Vernunft der Gegner zu betäuben und deren Freiheitsmuth zu brechen. Allerdings muß ſich im wirklichen Leben die Partei, welche für die heiligſte und reinſte Sache kämpft, oft auf gleichem Fuße mit ihren Feinden in Verhandlungen und Streitigkeiten einlaſſen, weil ihr die Macht gebricht, die ihr gebührende Stellung einzunehmen. Darum ſteht ſie ihren Gegnern vor dem unparteiiſchen Richterſtuhle der Geſchichte nicht gleich. Wenn auch an Macht und Einfluß ſogar tief unter ihr, nimmt ſie auf der Stufenleiter geiſtiger Entwickelung eine weit höhere Sproſſe ein.

Die Grobheit, mit welcher Luther die Machthaber ſeiner Zeit: die Päpſte, Könige, Fürſten und Herren den Umſtänden nach angriff, finde ich weit lobenswerther, als die Glätte, womit manche Profeſſoren unſerer Tage ihre Anſichten darſtellen. Luther gab ſeiner kräftigen Ueberzeugung einen entſprechenden Ausdruck, während manche ſehr aufgeklärte und dem Aberglauben ſowohl, als dem Deſpotismus durchaus feindlich geſinnte Schriftſteller der neueren Zeit aus Furcht, Anſtoß zu erregen, oder ihre einträglichen Stellen zu gefährden, über die Schandthaten der Fürſten ſehr leicht hinweggehen und die Vorurtheile der Maſſen mit großer Schonung behandeln.

Luther's Derbheit ſchadete der Sache des Fortſchrittes nirgends, um ſo weniger, als ſie den Sitten der Zeit und dem herrſchenden Tone entſprach, und ſie immer den hohen Muth des Reformators anſchaulich machte, welcher, ſo oft ſeine Ueberzeugung in Rede ſtand, ſchon durch die Form, in welcher er ſich ausdrückte, kund gab, daß er entſchloſſen ſei, nicht zu weichen. Daſſelbe Urtheil läßt ſich aber nicht fällen über das Beſtreben Luther's, das Glaubensbekenntniß, welches er für das richtige hielt, durch unüberſteigliche Schranken abzugrenzen, jeder weiteren Entwickelung der von ihm angeregten freien Forſchung ein Ende zu machen, und über den Starrſinn und die Gehäſſigkeit, womit er verwandten, wenn auch etwas abweichenden Anſichten, namentlich den Lehren Zwingli's, entgegentrat. Der Geiſt Luther's war ein ſo mächtiger, daß er ihn ſelbſt überlebte. Die Gefühle und die Anſchauung, welche er ſeinen Anhängern einflößte, dauerten auch nach ſeinem Tode fort Jahrhunderte vergingen, bevor dieſe ihren ſtarren Sinn etwas mäßigen und das Entgegenkommen ihrer Brüder der reformirten Kirche beſſer würdigen lernten. Die Lutheraner nahmen, in Folge ihrer Einſeitigkeit und Abgeſchloſſenheit, an Zahl und Bedeutung ab, während die Reformirten ſich mehrten.

Der Proteſtantismus verdankt ſeinen Urſprung dem Freiheitsmuth und dem Vernunftgebrauche ſeiner Gründer. Hätten Luther und ſeine Gefährten das Joch der katholiſchen Kirche nicht zu ſchwer empfunden, hätten ſie nicht erkannt, daß deren Glaubensſätze und Ceremonien unvernünftig ſeien, wäre es nie zum Bruche mit dem Papſtthume gekommen. Kaum hatten ſie aber die drückenden Feſſeln abgeſtreift, kaum den Anfang gemacht mit einer unbefangenen Prüfung der Zuſtände, welche ſich unter dem Einfluſſe Roms gebildet, als ſie ihren Anhängern neue Feſſeln anlegten, und ihrem Forſchungsdrange Halt geboten. Zwar ſtellten ſie die Behauptung auf, die Bibel ſei die einzige Grundlage ihres religiöſen Glaubens, allein ſie fügten derſelben ein Bekenntniß hinzu, deſſen Uebereinſtimmung mit der ſogenannten heiligen Schrift nicht minder als deſſen Vernunftmäßigkeit beanſtandet werden konnte. Dieſelbe Freiheit, welche die Reformatoren ſich genommen, die Verkehrtheiten der katholiſchen Kirche anzugreifen, wollten ſie, den von ihnen aufgeſtellten Glaubensſätzen gegenüber, anderen ſtrebenden Geiſtern nicht geſtatten. Der einmal erwachte Forſchungsdrang und das wieder belebte Freiheitsgefühl ließen ſich aber in ſo enge Grenzen nicht bannen. Es entſtanden daher eine Reihe von Glaubensmeinungen, unter welchen die lutheriſche und die reformirte die meiſten Anhänger zählten. Neben ihnen tauchten

aber noch viele andere Secten auf, welche um so weniger übergangen werden dürfen, als sie neben manchen Uebertreibungen doch auch viele Keime der Wahrheit in sich faßten. Wir werden daher zuerst die Entwickelung der lutherischen, dann der reformirten, endlich der übrigen protestantischen Genossenschaften besprechen.

An dem von Luther festgestellten Glaubensbekenntniß*) hielten dessen Anhänger mit außerordentlicher Zähigkeit fest. In Betreff der kirchlichen Ceremonien blieb aber vieles den Gemeinden überlassen. Die einen schafften mehr, die anderen weniger von denselben ab. Die Fürsten vereinigten in sich die oberste kirchliche mit der obersten weltlichen Gewalt, maßten sich aber nirgend eine so unumschränkte Herrschaft in Dingen der Religion an, als die römischen Päpste besaßen, obgleich sie der freien Entwickelung des Glaubens aller Orten mehr oder weniger beengende Schranken zogen, welche sie durch ihre weltliche Macht selbst behaupteten. Sie konnten übrigens um so weniger alles geistige Leben in der jungen Kirche ersticken, als sie bei all zu schroffem Auftreten blutige Aufstände zu gewärtigen hatten, und als der gewaltsam aufgeregte Geist der Forschung sich nicht so leicht wieder bannen ließ. So sehr die Protestanten auch von Seiten der Katholiken bedrängt und dadurch aufgefordert wurden, unter sich einig zu sein, und so sehr sich deren Fürsten auch bemühten, alle Glaubensstreitigkeiten zu verhüten, fehlte es doch daran nicht. Zwar beklagen die meisten protestantischen Schriftsteller dieselben, allein von einem höhern Standpunkte aus muß man sich freuen, daß der Geist der Bewegung nicht ganz und gar unterdrückt werden konnte. Wäre es den Fürsten gelungen, die Ruhe früherer Zeiten in das religiöse Leben der Ihrigen wieder einzuführen, so hätte sich der Protestantismus noch früher verknöchert, als es ohnedieß geschah. Zu bedauern ist nur, daß die religiösen Streitigkeiten im Schooße der Protestanten zu häufig in Zänkereien ausarteten, Nichtigkeiten zu ihrem Gegenstande hatten und mit übertriebener Gehässigkeit geführt wurden. Im Streite übt sich die Kraft, und nur aus schweren Kämpfen gehen bedeutungsvolle Wahrheiten hervor. Nichts ist verderblicher für den einzelnen Menschen, wie für ganze Völker, als die schlaffe Ruhe. Zu solcher ließen allerdings schon die Katholiken die Anhänger der neuen Lehre nicht gelangen. Allein der Streit mit ihnen hörte auf geistigem Gebiete bald schon auf, indem er auf das blutige Feld der Schlacht hinübergespielt wurde. Nur in den Kämpfen, welche die Protestanten unter sich hatten, konnte ihre Lehre sich läutern und kräftigen.

Der Streit, welchen die Anhänger der Reformation unter sich und mit den Katholiken führten, zwang sie zu unausgesetzter Kraft-Anstrengung auf fast allen Gebieten des Lebens. Die Religion steht in innigem Zusammenhang mit der Sittlichkeit des Volkes, mit Wissenschaft und Kunst. Der Freiheitsdrang, welcher in die Kirche eingedrungen war, ließ sich unmöglich auf deren Gebiet beschränken. Eine neue Regsamkeit bemächtigte sich der Völker Europa's. Es entstand ein Wetteifer, welcher selbst diejenigen förderte, die an den alten Zuständen und Anschauungen mit krampfhafter Beharrlichkeit festhielten.

Die Fürsten, welche sich an die Spitze der protestantischen Bewegung gestellt hatten, bemühten sich, in der Wissenschaft eine Stütze zu finden, errichteten Schulen und Universitäten, beriefen auf dieselben Männer von gelehrtem Rufe, und hielten den Geist der Forschung rege — so weit er nicht über ihre persönlichen Bestrebungen mit Sturmes-Gewalt hinausflog. Die Lutheraner gründeten die Universitäten Jena, Helmstädt und Altdorf, die Calvinisten Franeker und Leyden. Genf und Zürich wurden wichtige Mittelpunkte geistiger Thätigkeit in der Schweiz. Der Schiendrian war aller Orten erschüttert. Die scholastische Philosophie genügte nicht mehr. Die Kenntniß der alten Sprachen, namentlich der griechischen, lateinischen und hebräischen, welche bis dahin verhältnißmäßig nur von wenigen gründlich erlernt worden waren, wurde weit allgemeiner. Wer sie nicht verstand,

*) S. oben §§ 8 und 9.

durfte es nicht wagen, an den theologiſchen Streitigkeiten des Tages Antheil zu nehmen. Die Auslegung und die Berichtigung des Textes der Bibel wurde mit großer Sorgfalt betrieben. Das Anſehen der von der katholiſchen Kirche bisher verehrten Bibel-Ueberſetzung, der ſogenannten Vulgata, wurde mehr und mehr untergraben. Der Geiſt der Forſchung machte ſich, wenn auch durch Vorurtheile gehemmt und durch enge Schranken umſchloſſen, doch wieder geltend, nachdem er Jahrhunderte hindurch geſchlummert hatte.

So lange Luther lebte, übte er im Schooße der von ihm gegründeten neuen Kirche einen ſo überwältigenden Einfluß aus, daß kein anderer Gottesgelehrter neben ihm aufkommen konnte. Es gelang ihm zwar, diejenigen Anſichten, welche er bekämpfte, aus der Mitte ſeiner Anhänger fern zu halten, allein vertilgen konnte er ſie nicht. Vielmehr ſchaarten ſich um Luther's Gegner, deren reformatoriſche Beſtrebungen von ihm nicht anerkannt wurden, ſelbſtſtändige Gemeinſchaften, welche in mehr oder weniger feindlichen Beziehungen zu der lutheriſchen Kirche ſtanden. Thomas Münzer blieb auch nach ſeinem Tode das unſichtbare Haupt der Seete der Wiedertäufer. Schwenkfeld, welcher über die Abendmahlslehre, die Wirkſamkeit des göttlichen Wortes und die menſchliche Natur Chriſti ſeine eigenen Anſchauungen hatte, pflanzte ſie, trotz Luther's Widerſtreben, fort, und ſeine Anhänger ſind heute noch nicht ausgeſtorben. Glücklicher war Luther in ſeinem Kampfe mit Johann Agricola, welcher gegen alle Geſetze eiferte (daher ſeine Anhänger Antinomier genannt wurden), und nur das Evangelium gelten laſſen wollte. Agricola wagte es nicht, als Luther ihm entgegentrat, an ſeinen Anſichten feſtzuhalten. Er widerrief. Dennoch breiteten ſie ſich im Stillen aus, und ſpäter kehrte Agricola wieder offen zu ſeinen früheren Behauptungen zurück.

Nach Luther's Tode bemühte ſich Melanchthon vergebens, diejenige Stellung zu gewinnen, welche ſein Freund inne gehabt hatte. Sein wankelmüthiger Charakter befähigte ihn nicht dazu, das Haupt einer Partei zu werden. Die von Luther ſo halsſtarrig behauptete Abendmahlslehre führte zu immer neuen Streitigkeiten, welche der Kurfürſt von Sachſen durch die Kirchenverſammlung von Torgau (1574) zu erdrücken hoffte. Die daſelbſt entworfene ſogenannte Concordien-Formel gab aber zu neuem Hader Veranlaſſung, welcher durch die von der weltlichen Gewalt geübte Härte nicht beſeitigt werden konnte. Der Haß, womit die ſtarren Lutheraner nicht bloß den offenen, ſondern auch den heimlichen (den ſogenannten Crypto-) Calviniſten entgegentraten, ſchwächte die innere Kraft der Reformbeſtrebungen und trieb, trotz aller Gewaltmaßregeln, ſehr viele Gläubige aus dem Lager der Lutheraner, theils zu den Calviniſten, theils zu den Katholiken.

Die Verſuche, welche das ganze ſechszehnte und die erſte Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts hindurch fortgeſetzt wurden, die beiden mächtigſten Zweige am Baume der Reformation zu vereinigen, ſcheiterten alle an denſelben Beweggründen, welche von Luther auf ſeinen Nachfolger übergegangen waren. Mit der Beſchränktheit des Geiſtes hätte man ſchon fertig werden können, denn dieſer trat niemand zu nahe. Allein keiner der tonangebenden Geiſtlichen beſaß den Muth, dem Verdachte, als beſitze er nicht den wahren Eifer für ſeinen Glauben, im Hinblicke auf den großen Zweck, der angeſtrebt wurde, Trotz zu bieten. Wie leicht eine Vereinigung der Lutheraner und Reformirten ſei, vorausgeſetzt, daß die kleinlichen Leidenſchaften der Geiſtlichen ſchwiegen, ſahen wir in unſeren Tagen, da ſie faſt ohne Schwierigkeit in ganz Deutſchland ausgeführt wurde. Doch in den bewegten Zeiten der erſten anderthalb Jahrhunderte der Reformation war ein ruhiges Erwägen ganz eben ſo wenig möglich, als die Bändigung des geiſtlichen Hochmuths. Die Beſtrebungen, welche von dem König Jakob I. von England ausgingen (1615 und 1631) blieben nicht minder erfolglos, als diejenigen, welche die deutſchen Fürſten (1631) zu Leipzig hegten. Der Plan, welchen Wladislaus IV. von Polen faßte, nicht blos die Lutheraner und Calvini-

Digitized by Google

ſten, ſondern auch die Katholiken mit einander auszuſöhnen (auf der Verſammlung zu Thorn 1645) hatte nicht einmal die entfernteſte Ausſicht auf Gelingen.

Die gemeinſame Gefahr, womit die Waffen der Katholiken ſämmtliche Anhänger der Reformation bedrohten, verminderte die Heftigkeit des Streites zwiſchen Lutheranern und Calviniſten, leitete aber zugleich jenen Verknöcherungsprozeß ein, welchem die neue Kirche aller Orten mehr und mehr erlag. Je mächtiger der Geiſt der Nationen im Laufe der Jahrhunderte ſich entfaltete, deſto mehr fühlte er ſeine Fittige durch die Glaubensſätze der Vorzeit beengt. Er mußte entweder das Gebiet der Religion meiden, oder einen neuen Kampf auf demſelben hervorrufen. Dazu hatten die wenigſten Neigung. Die Kirche blieb ihren eigenen Hülfsmitteln überlaſſen, nahm nur einen ſehr entfernten Antheil an den Schwingungen des Völkerlebens, trat mehr und mehr in den Hintergrund zurück und verlor ſo allmälig alle friſche Kraft. Sie wurde bei den Lutheranern, was ſie bei den Katholiken geweſen, eine Anſtalt zur Verſorgung zahlreicher Geiſtlichen, ein Mittel, die Maſſen in der Unterwürfigkeit zu erhalten, ein mehr oder weniger übertünchtes Grab.

§ 15. Reformirte.

Im weiteren Sinne umfaßten die Reformirten alle diejenigen Glaubensgemeinſchaften, welche ſich im ſechszehnten Jahrhunderte von der katholiſchen Kirche losſagten, und folglich auch die Lutheraner. In der engeren und gewöhnlichen Bedeutung des Wortes verſteht man dagegen unter Reformirten nur diejenigen, welche ſich den Anſichten Zwingli's und Calvin's anſchloſſen. Sie begreifen die Kirchen von Deutſchland, Frankreich, England, Schottland, Holland und der Schweiz, welche ungeachtet mannigfaltiger Verſchiedenheiten in der Kirchenregierung und in den Ceremonien, doch darin übereln kommen, daß ſie den Lehren Zwingli's und Calvin's folgen.

Ulrich Zwingli war in ſeinen Anſichten weit freier und, nachdem einmal Bahn gebrochen war, in ſeinen Reformbeſtrebungen weit nachdrücklicher, als Luther. Er war geneigt zum Frieden, ſcheute es aber nicht, den Wittenberger Profeſſoren entgegen zu treten, als dieſe ihm und ſeinen Anhängern Geſetze vorſchreiben wollten. Der unſeeligen Abendmahlzänkerei, die ſich über Zwingli's und Luther's Tod hinausſchleppte, haben wir ſchon oben*) gedacht. Der Zwieſpalt wurde noch verwickelter, als ſich zu dem erſten Streitpunkte noch ein zweiter, von Johann Calvin angeregter, über Vorausbeſtimmung (Prädeſtination) und Gnadenwahl hinzugeſellte. Calvin ſchwang ſich nach Zwingli's Tode bald zum Haupte der ſogenannten reformirten Kirche empor. Er erhob Genf, woſelbſt er ſeit 1541 ſeine dauernde Wohnſtätte aufſchlug, zu derſelben Bedeutung für ſeine Anhänger, welche Wittenberg für die Lutheraner hatte. Er beſaß übrigens mehr Einfluß daſelbſt, als Luther jemals in Sachſen. Denn ihm ſtanden keine Fürſten hemmend zur Seite. Im Gegentheile gewann er bald auch im Schooße der bürgerlichen Regierung die entſcheidende Stimme. Genf wurde durch ihn der Mittelpunkt der geſammten geiſtigen Thätigkeit der reformirten Partei, die hohe Schule, auf welcher von nahe und fern die wißbegierige Jugend zuſammen ſtrömte, um ſich in den von Calvin vertretenen Grundſätzen zu unterrichten und zu befeſtigen.

Die Gelehrſamkeit, der Scharfſinn, die Beredſamkeit, die Charakterfeſtigkeit, die außerordentliche Thätigkeit und das unermüdliche Streben Calvin's, ſeine Lehren auszubreiten, ſind unbeſtritten. Allein die Verbrennung Servet's, welche auf die von ihm veranlaßte Anklage erfolgte, und welche er leicht hätte verhindern können, drückt ihm ein düſteres Brandmal auf.

*) §§ 8 und 9. 14.

Calvin iſt der Gründer der ſogenannten presbyterianiſchen Kirchenverfaſſung. Er behauptete die Selbſtſtändigkeit der Kirche gegenüber dem Staate, ſtellte die Gleichberechtigung der verſchiedenen Geiſtlichen feſt und verlieh die geſetzgebende und oberaufſehende Gewalt in kirchlichen Dingen den theils aus Laien, theils aus Geiſtlichen zuſammen geſetzten Synoden. In der Abendmahlslehre näherte er ſich den Lutheranern etwas an, indem er die wirkliche, obgleich geiſtige Anweſenheit Chriſti anerkannte, während Zwingli Brod und Wein nur als Symbol betrachtet hatte. Zugleich ließ Calvin nur die frommen und im Glauben neugeborenen Menſchen zum Abendmahle, ertheilte alſo den Geiſtlichen das Recht, alle diejenigen, welche ſie nicht für fromm und neugeboren erklärten, davon auszuſchließen. Die Gewalt der Geiſtlichen, welche der weltlichen Obrigkeit gegenüber faſt ganz unabhängig war, wurde dadurch den Mitgliedern der Gemeinden noch fühlbarer.

Die Reformirten Frankreichs, Hollands und Schottlands nahmen die von Calvin eingeführte Kirchenverfaſſung an. In den übrigen Staaten, namentlich in Deutſchland, England und in der Schweiz wurde diejenige beibehalten, welche Zwingli eingeführt hatte, und welche der lutheriſchen entſprach. Calvin's Lehre vom Abendmahl und von der Gnadenwahl*) drang aber in faſt alle reformirten Gemeinden ein. Neben dem vielen übrigen Unſinn, den die Völker glaubten, mochten ſie die Gnadenwahl auch annehmen. Glaubten die Lutheraner an die körperliche, ſo konnten die Reformirten auf die geiſtige Anweſenheit Chriſti beim Abendmahle ſchwören. Der geſunde Menſchenverſtand, welcher uns ſagt, daß wir mit Sicherheit über den Willen Gottes und die Zukunft unſerer Seelen nichts wiſſen, galt im ſechszehnten Jahrhunderte noch weniger, als heut zu Tage. Die Worte jenes griechiſchen Weiſen, welcher ſagte: „ich weiß wenigſtens, daß ich nichts weiß" — hätten die religiöſen Eiferer der Vorzeit einigermaßen abkühlen mögen. Doch der Fanatismus nimmt gewöhnlich nur im Laufe der Jahre ab, wenn ihm kein Widerſtand mehr entgegen tritt. Er ſteigert ſich durch den Kampf und iſt ruhiger Erwägung unfähig.

Johann Calvin (oder eigentlich Jean Chauvin) geboren (1509) zu Noyon in der Picardie war unſtreitig, nächſt Luther, der hervorragendſte Charakter unter den Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts. Seine Uneigennützigkeit bewies er am ſprechendſten dadurch, daß er frühzeitig (1533) die Pfründen, welche ihm ein ſorgenfreies Auskommen ſicherten, niederlegte und ſich, als er in Genf faſt unumſchränkte Gewalt beſaß, mit einem Jahr-Gehalte von 150 Franken, 15 Maß Getreide und 2 Fäſſern Wein begnügte. Er verſtand nicht nur, die Maſſen mit ſich fortzureißen, ſondern auch die gebildetſten und höchſtgeſtellten Menſchen ſeiner Zeit für ſeine Lehren empfänglich zu machen, z. B. die Schweſter Franz I. von Frankreich, die Königin Margarethe von Navarra und die Tochter Ludwigs XII., die Gemahlin des Herzogs Herkules von Eſte. Ungeachtet dieſer hohen Bekanntſchaften mußte er aus Frankreich und Italien fliehen, gewann jedoch aller Orten, wohin er kam, zu Genf, zu Bern und zu Straßburg Freunde, bis er endlich ſich zu Genf niederließ, wo er bis zu ſeinem Tod (1564) verblieb.

Wie Luther auf Jahrhunderte hinaus der Kirche, der er den Namen gab, Richtung und Charakter verlieh, ſo Calvin der reformirten. Die lutheriſche Geiſtlichkeit war anfangs und blieb bis auf unſere Tage die gehorſame Dienerin der weltlichen Obrigkeit. Nicht alle Völker, welche die reformirte Religion annahmen, führten auch die presbyterianiſche Kirchenverfaſſung ein. Die Engländer behielten Biſchöfe bei, in manchen andern reformirten Staaten wurden ſie ſpäter wieder hergeſtellt. Allein aller Orten behauptete die reformirte

*) Letztere ſpricht ſich aus in den Worten: „Gott hat von Ewigkeit her einen Theil der Menſchen zu ewiger Gottſeligkeit und einen andern zu nie endender Pein beſtimmt, und zwar machte er dieſen Unterſchied bloß, weil es ihm ſo gefiel und weil er es ſo wollte."

Geiſtlichkeit ſowohl den Laien ihrer Kirche, als der weltlichen Gewalt gegenüber, eine weit größere Selbſtſtändigkeit und übte eine weit ſchärfere Aufſicht, als die lutheriſche.

Calvin's eifrigſte Gehülfen waren Farel, welcher auf der Kanzel, und Theodor Beza, der an der Hochſchule von Genf als erſter Stern nach ihm glänzte. Calvin vereinigte die Talente eines Redners und Lehrers mit denjenigen eines ausgezeichneten Schriftſtellers und gewandten Geſchäftsmannes in ſich.

Die franzöſiſchen Proteſtanten, welche anfangs die Lehre und kirchliche Ordnung Luther's angenommen hatten, wandten ſich um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts den Grundſätzen Calvin's zu und erklärten dieſes öffentlich auf der Kirchenverſammlung von Poiſſy (1561). Johann Knox, der Reformator Schottlands, war ein Schüler Calvin's. Er führte dort die presbyterianiſche Kirchenverfaſſung in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit ein, und ſie erhielt ſich im Sturme der Jahrhunderte bis auf unſere Tage. In England wirkten Peter Martyr und viele andere Schüler Calvin's in deſſen Geiſte. Sie ſetzten unter Eduard VI. die Annahme des calviniſchen Syſtems in der Hauptſache durch, obgleich manche Ceremonien und die Biſchöfe, welche die engliſche Kirche beibehielt, damit nicht im Einklange waren, und daher viele Wirren hervorriefen. Die Puritaner verlangten die reine Lehre Calvin's, die Biſchöflichen wollten ſich ihre Biſchöfe mit deren ganzem Anhange veralteter Ceremonien und altbergebrachter Rechte nicht rauben laſſen. Anderthalb Jahrhunderte lang zog ſich dieſer Streit in blutigen Streifen durch die engliſche Geſchichte. Er iſt heutigen Tages noch nicht geſchlichtet.

In den Niederlanden hielten ſich Luther und Calvin längere Zeit hindurch das Gleichgewicht. Endlich (1571) gewann auch dort der Reformator von Genf die Ueberhand. Das belgiſche Glaubensbekenntniß, welches in dieſem Jahre erſchien, trug vollkommen den Stempel des Calvinismus. Bis nach Preußen, Polen, Ungarn und Siebenbürgen drangen die Lehren Calvin's ein, ſo daß unſtreitig die ſogenannte reformirte Kirche eine weit bedeutendere Verbreitung fand, als die lutheriſche. Selbſt in Deutſchland, der Heimath Luther's traten viele Städte und Länder von der lutheriſchen zur calviniſchen Anſchauung über. Auf Anregung Albert Hardenberg's ſchieden die Bewohner der Stadt Bremen (1556), unter Leitung des Kurfürſten Friedrich III. die Pfälzer (1560) von der lutheriſchen Kirche aus und ſchloſſen ſich den Calviniſten an. Gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts folgten Naſſau, Hanau, Iſenburg und mehrere andere kleine Theile Deutſchlands dem gegebenen Beiſpiele. Dänemark nahm die calviniſche Abendmahlslehre an. Der Landgraf Moritz führte (1604) die Heſſen und der Kurfürſt Sigismund (1614) die Brandenburger in's Lager der Calviniſten.

In allen proteſtantiſchen Reichen der Erde machten ſich die Lehren Calvin's geltend. Die geiſtigen Kämpfe, welche die Schweiz, Deutſchland, Dänemark, Frankreich, England, Schottland, Polen, Ungarn und Siebenbürgen anderthalb Jahrhunderte hindurch in krampfhafte Bewegung ſetzten, und welche dieſſeits und jenſeits des Oceans heute noch nicht abgeſchloſſen ſind, finden ihre letzte Quelle in derjenigen Anregung, welche Johann Calvin ſeinen Zeitgenoſſen gab. In der Geſchichte aller jener Staaten werden wir auf dieſen großen Charakter hingewieſen, deſſen Lehren lange Zeit als unumſtößliche Wahrheiten geglaubt wurden und heute noch nicht überwunden ſind. Zwar nehmen die Anſchauungen der Reformirten in verſchiedenen Reichen verſchiedene Geſtalten an. Die engliſchen Puritaner und die franzöſiſchen Hugenotten, die ſchottiſchen Presbyterianer und die engliſchen Episcopalen ſind alle Zweige eines und deſſelben Aſtes, welchen der Name Calvin bezeichnet im Gegenſatze zu demjenigen, welcher Luther's Stempel trägt. Neben dieſen beiden mächtigſten Abtheilungen haben ſich aber noch manche kleinere Schößlinge am Baume der Reformation hervorgethan, welche, wenn ſchon ſie noch nicht zahlreiche Schaaren unter ihren Blät-

Digitized by Google

tern ſammelten, dennoch für die Entwickelungsgeſchichte des Chriſtenthums von hoher Bedeutung ſind. Ihnen ſind die nächſten Blätter gewidmet.

§ 16. Die übrigen proteſtantiſchen Secten.

Wenn ein Damm den andrängenden Fluthen keinen Widerſtand mehr leiſtet, ſtrömen die Gewäſſer durch Ritzen und Spalten hindurch in wilden Wogen, bis ſie entweder verſiechen oder neue Werke ſie wieder umſchließen. So brachen, als der Damm, welchen das Papſtthum der religiöſen Entwickelung entgegengeſetzt hatte, im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, nicht mehr halten wollte, tauſend und aber tauſend verſchiedene Anſichten und Meinungen hervor, welche alle dem althergebrachten Aberglauben widerſtrebten und ſich Geltung zu verſchaffen ſuchten. Hunderte, welche, bevor Luther die alte Kirche in ihren Grundfeſten erſchüttert, es nicht gewagt hatten, mit ihren individuellen Meinungen hervorzutreten, Tauſende, welche nicht zum Nachdenken über die herrſchenden kirchlichen Zuſtände aufgefordert worden waren, fühlten jetzt den Drang, gleich ihm zu reformiren, gleich ihm ihre perſönlichen Anſchauungen der Autorität der Kirche gegenüber zu ſtellen. Doch nur einige beſaßen die Gaben eines Luther oder eines Calvin. Sie wurden unter der Wucht dieſer Führer der Reformation erdrückt, oder fanden nur in kleineren Kreiſen Anklang. Andere waren vielleicht nicht weniger begabt, ſie blickten von einem höheren Standpunkte aus auf die Wirren ihrer Zeit, ihre Anſichten waren klarer, ihr Wille reiner und ihre Wahrheitsliebe aufopfernder; allein je höher ſie ſtanden, deſto ſchwerer wurde es den Maſſen, ſie zu verſtehen, und die Gewalt verfolgte jeden Neuerer, der ihr nicht Furcht einzuflößen oder ſie zu überzeugen vermochte. Neben vielem Unſinn wurden auf dieſe Weiſe doch auch viele Keime hoher Wahrheiten erdrückt, und Jahrhunderte vergingen, bevor dieſelben aus dem Schutte der Vergangenheit wieder an's Tageslicht gezogen wurden. Leider erhielten ſich oft die Abgeſchmacktheiten, welche mit den edelſten Beſtrebungen des ſechszehnten Jahrhunderts verbunden zu ſein pflegten, während das Gute nur zu leicht in Vergeſſenheit gerieth. Unſtreitig waren z. B. mit den unhaltbaren religiöſen Anſichten Karlſtadt's, Thomas Münzer's und ihrer Freunde viele Ideen verbunden, durch welche das Chriſtenthum mit ſeinen Grundſätzen der Liebe und Gleichberechtigung in's wirkliche Leben eingeführt werden ſollte.*) Dieſe ſind im Laufe der Zeit größtentheils aufgegeben worden. Allein die verrückteſten Schwärmereien, welche ſich auf eine andere Welt beziehen, und in dieſer durch äußere Symbole feſtgehalten werden ſollen, haben dem Laufe der Jahrhunderte Trotz geboten.

Die von Luther und Calvin geſtifteten Kirchen nahmen bald einen feſten Charakter an, ſie traten faſt aller Orten mit den weltlichen Regierungen, unter denen ſie lebten, in innige Beziehungen und ließen der Selbſtthätigkeit und der Phantaſie ihrer Mitglieder wenig freien Spielraum. Mit den Glaubensbekenntniſſen, welche Lutheraner und Calviniſten entworfen, wurden der freien Entwickelung eben ſowohl als der wilden Neuerungsſucht Schranken geſetzt. Alle diejenigen, welchen dieſe zu enge waren, konnten ſich unter den ſteifen, zu Augsburg und in Genf geſchmiedeten Formen nicht behaglich fühlen, und nahmen daher ihre Zuflucht zu zahlreichen Secten, als deren eigentliches Haupt Thomas Münzer erſcheint. Wir haben dieſen großartigen Charakter ſchon weiter**) oben geſchildert. Die Ideen, Anſchauungen, Bilder und Träumereien, die er während der Bewegungsjahre (1520—1525) in begeiſterter Rede unter die Maſſen ſchleuderte, und welchen er mit dem Schwerte in der Hand Nachdruck gab, drangen mit Blitzesſchnelle von Gau zu Gau und fanden in den erhitzten Gemüthern der gedrückten Bürger und Bauern reichen Zündſtoff. Thomas Münzer ſtand, was Gelehrſamkeit, Scharfſinn, Entſchloſſenheit und Kraft der Ueberzeugung

*) S. oben § 7. S. 86 f. **) S. § 7. S. 86 ff.

betrifft, den beiden Reformatoren, welche ihr Werk mit Sieg krönten, Luther und Calvin, würdig zur Seite. An Reinheit des Willens, an aufopfernder Menschenliebe und rücksichtslosem Tyrannenhasse übertraf er beide. Er legte das Gewicht seiner Person in die Wagschale der armen, gedrückten und führerlosen Massen. Diesen wollte er helfen, und zwar nicht bloß für eine andere Welt. Nein, er suchte ihnen schon das Leben auf dieser Erde leichter und glücklicher zu machen. Er wollte nicht blos das Joch der geistlichen Despoten zertrümmern, sondern auch die Ketten sprengen, in welche die weltlichen Tyrannen die Menschheit geschlagen hatten. Je höher das Ziel war, welches er sich vorsteckte, desto schwerer war es zu erreichen, und je größere Anforderungen er an seine Gesinnungsgenossen stellte, desto weniger wurden sie erfüllt. Wie vom Erhabenen zum Lächerlichen, so ist auch von dem Gipfelpunkte der Tugend zum Abgrunde des Lasters nur ein Schritt. Wir dürfen uns daher nicht wundern, bei den Nachfolgern und Anhängern Münzer's diese schroffen Gegensätze in reichem Maße zu finden. Mit dem Tode Münzer's hörte dessen Wirksamkeit ganz ebenso wenig auf, als mit dem Tode Luther's und Calvin's die ihrige. Große Geister steigen von Jahrzehent zu Jahrzehent immer höher über die Alltagsmenschen empor, wie die Gletscher, wenn die Sonne gesunken, in hellen Nächten am schärfsten über die Berge und Hügel zu ihren Füßen hervortreten. Wir finden Münzer'sche Gedanken bei fast allen christlichen Secten bis auf unsere Tage wieder, oft freilich in sehr unzusammenhängender Auffassung, mißverstanden und verkehrt angewandt. Manches, was er sich nur gefallen ließ, was er als eine höchst untergeordnete Frage behandelte, wie z. B. die Wiedertaufe, wurde später in den Vordergrund gedrängt und als Hauptsache behandelt; anderes, wie die Gemeinschaft der Güter, bis zum Aeußersten, bis an die Grenzen des Wahnsinns getrieben. Tausende schöpften aus dem reichen Geistesschatze, welchen Thomas Münzer mit seinem Blute besiegelt hinterließ, ohne ihre Quelle zu nennen, ja, oft selbst ohne sie zu kennen aus dritter und vierter Hand. Viele verleugneten den Namen des Mannes, der unter Henker's Hand geendigt hatte. Erst die neuere Geschichtsforschung hat ihn wieder zu Ehren gebracht.

Wie zu Münzer's Zeiten, so blieb auch später die Wiedertaufe nur ein Symbol, durch welches Menschen von sehr verschiedener Anschauungsweise einigermaßen zusammen gehalten wurden. Außer dieser Ceremonie war ihnen aber noch gemeinsam die Abneigung, sich in die Bande irgend eines der protestantischen Glaubensbekenntnisse schlagen zu lassen; und da hierzu ein großer Grad von Selbstverleugnung gehörte, indem die protestantischen Kirchenfürsten, gleich den katholischen, derartige unabhängige religiöse Genossenschaften nicht dulden wollten, so erhielt sich bei ihnen der Fanatismus, den Lutheraner und Calvinisten allmälig abstreiften, weit länger und steigerte sich in Augenblicken der Gefahr zu einer außerordentlichen Höhe.

Die Wiedertäufer überlebten nicht bloß die Niederlage bei Frankenhausen*), sondern auch die viel verderblichere, die sie sich durch ihr unsinniges Gebaren zu Münster**) zugezogen hatten. Sie sind in unseren Tagen weit zahlreicher, als jemals, haben namentlich in den Vereinigten Staaten Amerika's große Ausdehnung gewonnen, und zählen sogar einen Präsidentschafts-Candidaten in ihrer Mitte.

Die wahnsinnigen Hoffnungen, welche Johann von Leyden, Johann Bockhold, Knipperdolling und ihr Anhang gehegt, als sie sich der Stadt Münster bemeistert hatten, schwanden bald im Angesichte der blutigen Verfolgungen, deren Opfer sie wurden. Gegen Schuldige und Unschuldige, Männer, Weiber und Kinder wütheten die Sieger mit blinder Grausamkeit. Kein Wiedertäufer war seines Lebens sicher. In dieser Zeit der Trübsal und der Gefahr schloß sich ihnen Menno Simon anfangs heimlich, später (1536) öffentlich an. Er hob den wankenden Muth seiner Glaubensgenossen, brach die Wildheit der Einen und

*) S. oben § 7. S. 61. **) S. oben § 9. S. 86 f.

flößte den Andern neue Hoffnungen ein. Er beſuchte die zerſtreuten Glieder der Gemeinde in allen Theilen Mittel-Europas von den Grenzen Frankreichs bis nach Liefland hin. Die Grundſätze, welche die Anhänger Münzer's bis zu ihrer Niederlage bei Frankenhauſen und die Gefährten Johann's von Leyden bis zur Einnahme von Münſter geglaubt und gepredigt hatten, hielt er feſt, doch mäßigte er deren all zu ſchroffe Anwendung auf das Leben. Er tadelte die Ausſchweifungen der irrenden Brüder zu Münſter, erklärte ſich gegen die Vielweiberei und trat allen denen entgegen, welche aus Fanatismus oder Berechnung vorgaben, der heilige Geiſt thue ſich ihnen durch Träume, Geſichte und Wunder aller Art kund, und welche dadurch die Herrſchaft über die Gläubigen an ſich zu reißen ſuchten. Nach wie vor blieb aber die Wiedertaufe das bezeichnende Merkmal der Secte. Das tauſendjährige Reich Chriſti auf Erden, der Ausſchluß aller obrigkeitlichen Perſonen von der chriſtlichen Kirche, die Abſchaffung des Kriegs und das Verbot des Eides, ſowie ein gewiſſer Widerwillen gegen jedwede menſchliche Wiſſenſchaft, Kunſt und allen Schmuck des Lebens — bildeten aber noch immer die Hauptlehren der Anabaptiſten.

Trotz aller Bemühungen Menno Simon's, die Gemeinden vor innerem Zwieſpalt zu bewahren, theilten ſich dieſelben bald in zwei Abtheilungen, von denen die einen, die ſogenannten feinen, die Lehren ihres Glaubens mit größerer Strenge auffaßten, während die anderen, die ſogenannten groben, ſie mit einer gewiſſen Milde ausführten. Nord-Holland, das ſogenannte Waterland, wurde der Hauptſitz der groben, Flandern der Sammelplatz der feinen Wiedertäufer. Die Bewegung im Schooße der Gläubigen beſchränkte ſich nicht auf dieſen Gegenſatz. Viele andere tauchten auf und boten dem religiöſen Drange der eifrigen Chriſten reichlichen Nahrungsſtoff. Waterländer, Flamänder, Friesländer und Deutſche, Gröninger, Danziger oder Preußen, Galeniſten, Arinianer und Apoſtoolier hatten alle ihre kleinen Eigenthümlichkeiten und religiöſen Liebhabereien. Nach Menno Simon's Tode (1556) traten wiederholt Leute auf, wie z. B. David Georg, Heinrich Nicolaus und Ulke Walles, welche durch irgend eine Sonderbarkeit, die ſie mit großer Wärme einſchärften, Bedeutung und Anhang zu gewinnen ſuchten, ohne jedoch der Secte weſentlichen Schaden oder Vortheil zu bringen.

Lange Zeit lebten die Wiedertäufer unter dem Damokles-Schwerte der wider ſie erlaſſenen grauſamen Geſetze. Erſt nach vieljährigen bitteren Verfolgungen gelangten ſie zu Ruhe und Sicherheit. Der Prinz Wilhelm von Oranien gewährte ihnen einigen Schutz. Doch erſt im Jahre 1626 erhielten ſie in den Niederlanden geſetzliche Gewiſſensfreiheit. Außerhalb Deutſchland und den Niederlanden bildeten ſich auch in England zahlreiche Gemeinden von Wiedertäufern. Dieſe kommen darin überein, daß ſie das Untertauchen für beſonders ſegensreich halten. Die Einen tauchen dreimal, die Anderen einmal. Leider hat aber die Erfahrung nicht bewieſen, daß durch den vermehrten Gebrauch des Waſſers bei der Taufe irgend eine reinigende Wirkung auf den Geiſt erzielt worden wäre.

Von unſerm Standpunkte aus können wir die Anſichten der Wiedertäufer eben ſo wenig, als diejenigen der Lutheraner und Calviniſten gut heißen. Denn ſie ruhen nicht auf dem Boden der Vernunft, ſondern auf demjenigen eines Buches, welches, ungeachtet ſeines hohen Intereſſes, dennoch von Irrthümern, veralteten Anſichten und verkehrten Beſtrebungen wimmelt, welches im Widerſpruch ſteht mit der Wiſſenſchaft und der mühſam errungenen Bildung unſerer Zeit, und daher allen denjenigen, welche knechtiſch daran feſthalten, den freien Aufblick zum Himmel nicht minder, als die klare Ausſicht auf dieſe Erde trübt. Dennoch iſt nicht zu verkennen, daß im Schooße der Wiedertäufer ſich ein regeres Streben nach religiöſer Wahrheit kund that, als inmitten der beiden von Luther und Calvin gegründeten Kirchen. Die Oeffnungen des Vulkan's, aus welchen Luther und Calvin ihre Lava-Ströme ſchütteten, haben ſich geſchloſſen, diejenige dagegen, durch welche Thomas Münzer

die seinigen empor warf, hat bis auf unsere Tage durch immer neue, wenn auch stets schwächer werdende Ausbrüche eine gewisse Lebensthätigkeit kund gethan. Die Secte der Wiedertäufer ist der große Heerd fast aller neu erstandenen religiösen Schwärmereien bis unsere Tage geblieben. In ihr finden nicht bloß die Baptisten, sondern auch die Auferstehungsleute, Quäker, Methodisten und selbst die Mormonen ihre letzte Quelle. Allerdings läßt sich diese, wie überhaupt jede christliche Bestrebung, noch weiter zurück verfolgen. Wie der Hauptstrom des Christenthums von Jerusalem über Rom, so flossen zahlreiche kleinere Bäche durch verschiedenene Schluchten von dem Morgenlande nach dem Westen. Was für die katholische Kirche die Päpste und die Kirchenversammlungen, waren für die gedrückten Secten die Paulicianer,*) die Waldenser,†) Petrobrusier,‡) Wicklifften §) und Hussiten ‖). Allein alle diese verschiedenen Gewässer nahm Thomas Münzer in den großen Behälter auf, den er grub, und aus welchem er schöpfte. Nach ihm nahm sich keiner seiner Anhänger die Mühe, zu den Fluthen einer früheren Vergangenheit hinaufzusteigen. Daher bezeichnen wir, wie Luther und Calvin als die Gründer der nach ihnen benannten Kirchen, so Münzer als den Stifter der zahlreichen Secten, welche sich unabhängig von den beiden Hauptpfeilern der Reformation bildeten, und einen wesentlich schwärmerischen Charakter hatten.

Die zweite Gruppe der protestantischen Secten, welche sich weder dem augsburgischen, noch dem genfer Glaubensbekenntnisse unterwarfen, und welche eine vorzugsweise vernunftmäßige Richtung hatten, läßt sich unter dem gemeinschaftlichen Namen der Unitarier zusammenfassen. Sie schwangen sich zwar nicht auf den freien Standpunkt der Vernunft empor, indem sie der Bibel noch immer mehr Gewicht einräumten, als ihr Wissenschaft und gesunder Menschenverstand zuschreiben. Allein ihr Streben ging doch dahin, die Aussprüche der Bibel mit der Vernunft einigermaßen in Einklang zu bringen, während alle übrigen protestantischen Seeten: Lutheraner, Calvinisten und Anabaptisten an den vernunftwidrigsten und anerkannt unwissenschaftlichen Aussprüchen derselben keinen Anstoß nahmen, vielmehr sehr häufig mehr Unvernunft durch Auslegung in die Bibel hinein legten, als sie an sich schon enthielt. Die Unitarier suchten einen feindlichen Zusammenstoß zwischen Bibel und Vernunft durch die Art und Weise, wie sie die Schrift auslegten, zu vermeiden, obgleich, wenn derselbe nicht zu umgehen war, sie der Bibel den Vorzug vor der Vernunft einräumten.

Als abgeschlossene Secte waren die Unitarier niemals sehr zahlreich. Um so größer war aber der Einfluß, den sie auf die gesammte Glaubensrichtung und überhaupt auf die Entwickelung der Religionsbegriffe übten. Während alle übrigen christlichen Secten Wunder und Zeichen, wenn nicht *sehen*, doch *glauben* wollten, brachten die Unitarier, mit ihrer nüchternen Auffassung des Christenthums, Wunder und Zeichen bei allen höher gebildeten Christen in übeln Geruch. Still, aber unaufhaltsam untergruben sie den Wunderglauben der Christen in dem Maße, daß in unseren Tagen Millionen, obgleich sie sich von den hergebrachten Kirchen nicht lossagten, doch den Glauben an deren Lehrsätze vollständig aufgegeben haben. Sie erkannten zuerst die Vernunft neben der Bibel als eine Quelle des Glaubens an, und mußten so natürlich dahin kommen, die Vernunft *über* die Bibel zu setzen, von dieser nur anzunehmen, was vor dem Richterstuhle der Wissenschaft und der Erfahrung haltbar, dagegen zu verwerfen, was vor demselben unhaltbar war.

Die Unitarier zeichneten sich zu allen Zeiten durch einen untadelhaften Lebenswandel aus. Ihnen konnten keine ähnlichen Ausschweifungen, wie den Nachfolgern und Anhängern Münzer's zur Last gelegt werden. Dennoch hatten sie die bittersten Verfolgungen zu

*) Buch IV. S. 72. 137 f. †) Buch V. S. 277 f. ‡) Buch V. S. 275. §) Buch VI. S. 47 f. 63. 91. 467. 513. ‖) Buch VI. S. 63. 92. 225. 487 ff.

erleiden. Die Männer, welche an ihrer Spitze ſtanden, beſaßen weder den Starrſinn Luther's, noch die Herrſchſucht Calvin's, noch endlich die Schwärmerei Münzer's. Sie waren hochgebildete, von den edelſten Beweggründen geleitete, und nach keinem anderen Ziele, als der Wahrheit ſtrebende Geiſter. Die Reinheit ihres Lebens und die Hochherzigkeit ihrer Bemühungen ſchützte ſie aber nicht vor der Unduldſamkeit ihrer Gegner aller Glaubensbekenntniſſe. Keine kirchliche Gemeinſchaft kann ſich einer Reihe ſo ausgezeichneter Charaktere und ſo ſeltener Talente rühmen, wie Servetus, die beiden Sozzini, Alciat, Ochinus, Georg Blandrata, Simon Budnäus, Franz Daoides, Stanislaus Farnovius und andere. Spanien, Italien, Deutſchland, Polen und Siebenbürgen finden ſich im Schooße der Unitarier vertreten. Nur auf dem von dieſen Männern gelegten Grunde konnte die Religions-Philoſophie unſerer Tage die dunkeln Irrgänge des chriſtlichen Pfaffenthums mit der Fackel der Vernunft beleuchten. Das Licht der Unitarier glich nicht dem Ausbruche eines Vulkans. Es wärmte und erleuchtete, ohne Verwüſtungen anzurichten. Die Unitarier ſind die einzige chriſtliche Secte, auf welcher keine Blutſchuld haftet, die einzige, deren Vergangenheit fleckenlos war, und welcher daher die Zukunft angehört.

Die Uranfänge der von den Unitariern ausgegangenen geiſtigen Bewegung, wie aller großartigen Fortſchritte, ſind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Je höher ſie über ihrer Zeit ſtanden, deſto größer war die Zahl und die Wuth ihrer Gegner, und deſto dringender waren ſie aufgefordert, durch die äußerſte Vorſicht drohenden Gefahren zu begegnen.

Obgleich Julius Hetzer (1524), Johann Campanus und Claudius (1530) Grundſätze aufſtellten, welche mit denjenigen der Unitarier übereinſtimmten, und namentlich die Gottheit Chriſti mehr oder weniger entſchieden in Abrede ſtellten, ſo waren ihre Lehren doch zu wenig zuſammenhängend und der Einfluß, den ſie ausübten, zu gering, als daß ſie die Stifter der unitariſchen Anſchauung genannt werden könnten. Hetzer erlitt ſchon (1527) den Märtyrertod zu Conſtanz. Campanus hatte nur gelehrt, der Sohn ſei dem Vater untergeordnet und der heilige Geiſt ſei nicht der Titel einer göttlichen Perſon, ſondern nur die Benennung, durch welche die Natur des Sohnes und des Vaters bezeichnet werden ſollte. Claudius verſchwand ſchon bald wieder im Dunkel der Geſchichte. Um ſo entſchiedener trat Michael Servetus hervor. Er war (1509) zu Villanueva in Aragonien geboren. Der Drang, ſeine religiöſen Anſichten auszuſprechen, führte ihn nach Deutſchland. Er ließ zu Straßburg (1531) in lateiniſcher Sprache eine Schrift über die Irrthümer der Dreieinigkeit drucken und führte ſeine Anſichten in zwei Abhandlungen ſpäter weiter aus. Er ſtudirte dann die Arzneikunde in Paris und übte dieſelbe mit großem Erfolge. Der Erzbiſchof von Vienne lud ihn, als einen berühmten Gelehrten, zu ſich ein. Doch Calvin, den er zu Paris kennen gelernt hatte, und mit welchem er Briefe über Glaubensſachen wechſelte, verfolgte ihn, und wußte es dahin zu bringen, daß er aus Vienne vertrieben wurde. Als Servetus, um ſich nach Italien zu begeben, Genf berührte, ließ ihn Calvin durch ſeinen Diener der Gotteslaſterung anklagen, und brachte es dahin, daß er zum Tode verurtheilt und am 17. October 1553 lebendig verbrannt wurde. Zwei Stunden lang ließen ihn ſeine Henker die Todesqualen empfinden. Servetus wankte nicht. Zur ewigen Schande ſeiner Feinde und namentlich Calvin's rief er vom Holzſtoße herab: „Ich Unglücklicher! Wird die Flamme meinem Elende nicht ein Ende machen? Konnte man denn für die 200 Goldſtücke und die koſtbare Halskette, die man mir nahm, nicht Holz genug anſchaffen, mich ſchneller zu verzehren?“ So ſtarb Servetus. Doch die Anſichten, welche er mit großer Kraft und überzeugenden Gründen in ſeinen Werken niedergelegt hatte, wurden nicht mit ſeinem Leibe zu Aſche. Die Lehren von der Gottheit Chriſti und von der Dreieinigkeit konnte Calvin gegen Servetus in geiſtigem Kampfe nicht behaupten. Darum ließ er ihn verbrennen. Er vermehrte dadurch die Blutſchuld, welche auf denſelben ſchon haftete, ohne ſie

fester zu begründen. Nur durch Holzstoß und Schaffot waren sie vor der Reformation aufrecht erhalten worden. Nur durch Henkers Hand konnten sie später geschützt werden.

Mit großem Scharfsinn und seltener Gelehrsamkeit hatte Servetus nachgewiesen, daß schon vor der Kirchenversammlung von Nicea die reine Lehre Christi gänzlich verloren gegangen sei. Luther und seine Nachfolger waren bis auf dieses Concil zurückgegangen, Servetus ging weiter. Das wollte Calvin nicht dulden. Das Jahr 325 nach Christus sollte dem Forschergeiste eine unübersteigliche Schranke sein. Daß Servetus sie übersprang, kostete ihm das Leben. Um zwölf Jahrhunderte waren die sogenannten Reformatoren zurückgegangen. Doch wehe dem, der es wagte, um zwei oder drei Jahrhunderte weiter zurück zu greifen! Unselige Halbheit! Trauriger Bund zwischen Wahrheit und Lüge, Fortschritt und Stillstand! Verruchte Verschwisterung protestantischer und katholischer Verfolgungswuth!

Als Servetus den Holzstoß bestieg, lebten und wirkten schon seine Geistesverwandten Lälius und Faustus Socinus. Sie gehörten einer angesehenen Familie von Siena an, verließen aber (1547) Italien, weil sie sich dort nicht sicher fühlten. Lälius legte seine Ansichten in Schriften nieder, aus welchen sein Neffe Faustus, nach des Oheims Tode (1562) die Grundsätze schöpfte, welche er mit großer Kraft und Ausdauer verbreitete.

Außer Hetzer und Servetus büßten noch viele Geistesverwandte ihr Streben nach Wahrheit mit dem Tode, so der Neapolitaner Valentin Gentilis, welcher (1566) zu Bern hingerichtet wurde, Mathäus Gribaldi, welcher in demselben Jahre in dem Kerker starb. Der Piemontese Alciat und Sylvester Tellius konnten sich glücklich schätzen, von den Genfern nur ausgewiesen zu werden.

Verfolgt in Deutschland und in der Schweiz flüchteten sich die Unitarier nach Polen, woselbst schon Lälius Socinus in den Jahren 1551 und 1558 den Samen seiner Lehre ausgestreut hatte. Eine Zeit lang lebten sie dort in Frieden mit Lutheranern und Calvinisten. Bald aber brachen Zwistigkeiten aus, welche zur Folge hatten, daß der Reichstag von Patricow den Unitariern befahl, sich von den genannten Kirchen zu trennen, und eine eigene Secte zu bilden. Dieses geschah. Inmitten mannigfaltiger Anfechtungen von außen her und innerer Kämpfe gewann doch die unitarische Anschauung mehr und mehr an Klarheit und Bestimmtheit. Die Einen blieben allerdings auf halbem Wege stehen, und begnügten sich damit, zu leugnen, daß Christus gleiche Natur mit Gott habe. Andere gingen weiter, und räumten Christo nur die Würde eines göttlichen Abgesandten und wahren Propheten ein, während eine dritte Partei (die Budnäer) erklärte, Jesus Christus sei in der gewöhnlichen Weise wie andere Menschen geboren worden, und habe daher keinen Anspruch auf göttliche Verehrung und Anbetung. Es gelang übrigens bald den eifrigen Bestrebungen der Häupter der Unitarier, diese Meinungsverschiedenheiten auszugleichen. Sie gründeten blühende Gemeinden zu Krakau, Lublin, Pinczow, Luck, Smila und anderen Städten Polens und Litthauens. Die Stadt Racow im Bezirke Sandomir wurde (1569) der Hauptsitz ihrer Thätigkeit. Von da aus verbreitete sich die Lehre der Unitarier hauptsächlich durch die Bemühungen des berühmten Arztes Georg Blandrata, über Siebenbürgen. Ihre Bemühungen, in England, Deutschland, in den Niederlanden und in Ungarn festen Fuß zu fassen, blieben erfolglos. Seit dem Jahre 1579 lebte Faustus Socinus inmitten seiner Glaubensgenossen in Polen, geachtet selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Seine Beredsamkeit und Gewandtheit, die Milde seines ganzen Wesens, die gründliche Bildung seines Geistes warben ihm selbst unter seinen Gegnern viele Freunde und Gönner. Das religiöse System der Unitarier bildete sich mehr und mehr aus und läßt sich in dem Grundgedanken zusammenfassen: „übet die Lehren, welche Christus gegeben hat!“ Im Widerspruche mit der lutherischen Rechtfertigung durch den Glauben und Cal-

vin's Gnadenwahl nahmen sie an, daß jeder Mensch die Kraft besitze, nach Christi Vorbild zu leben und daß, wenn er es thue, Seligkeit, wenn er es vernachlässige, Qual jenseits dieses Lebens die Folge sein werde.

Eine solche Religion war viel zu einfach, als daß sie den Pfaffen gute Gelegenheit geboten hätte, sich auf Kosten der Gläubigen zu bereichern, oder sie in beständiger Angst um ihr Seelenheil zu erhalten. Sie fand daher bei den christlichen Schriftgelehrten und Pharisäern wenig Beifall. Diese harrten vielmehr mit Ungeduld des Augenblicks, da es ihnen gelingen möchte, die friedlichen Unitarier zu unterdrücken. Der polnische Reichstag des Jahres 1638 ließ sich zum Werkzeuge der Jesuiten gebrauchen und hob unter einem nichtigen Vorwande die Akademie und die Presse von Racow auf. Der Reichstag von Warschau ging im Jahre 1658 noch weiter, er vertrieb alle Unitarier aus Polen. Natürlich wurde diese, wie die meisten anderen religiösen Verfolgungen, mit dem Gewande der Frömmigkeit verhüllt. Welche Schandthaten sind nicht unter diesem Deckmantel verübt worden! Wann werden die Menschen die Frömmigkeit einer schärferen Prüfung unterwerfen? Wann erkennen, daß sie zu allen Zeiten nur Laster oder Heuchelei war? Ist denn mit der Frömmigkeit und dem Willen Gottes nicht genug Mißbrauch getrieben worden, um beide bei allen denkenden Menschen in Verruf zu bringen? Sollen noch immer mehr, noch immer blutigere Opfer auf ihrem Altare fallen?

So lange die Frömmigkeit unter die Tugenden gezählt wird, kann die Menschheit keinen großartigen Fortschritt auf dem Gebiete der Sittlichkeit machen. Denn sie führt die Handlungen, statt auf die ewigen und wenigstens theilweise erforschlichen Gesetze der Natur, auf die unerforschlichen und eben deßhalb den wandelbaren Ansichten der Menschen und den trügerischen Bestrebungen der Pfaffen untergeordneten Rathschlüsse Gottes zurück. In sofern die Frömmigkeit den ewigen Gesetzen der Natur nicht entspricht, ist sie eine Untugend oder sogar ein Laster, wie z. B. wenn sie in Verfolgungssucht gegen Andersglaubende ausartet, oder darnach trachtet, die bösen Absichten der Menschen in den Schleier des Guten zu hüllen. Insofern sie dagegen eine mit den ewigen Gesetzen der Natur übereinstimmende Handlungsweise bezeichnet, thut man besser, die Gottheit ganz aus dem Spiele zu lassen, denn die Natur ist weit greifbarer, als die Gottheit. Die Natur ist Gegenstand einer Wissenschaft, Gott läßt sich, weil es mit ihm nur der Glaube zu thun hat, niemals klar erkennen.

§ 17. Die Bedeutung der Reformation für Kirche, Staat und Gesellschaft.

Die Reformatoren stellten sich nicht auf den Standpunkt der Vernunft. Sie legten nicht deren Maßstab an das gesammte Kirchenwesen, verwarfen keineswegs alles, was in Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstande und dem ungetrübten sittlichen Gefühle war und vermochten folgeweise nicht eine neue Ordnung zu gründen, welche die Freiheit und die Wahrheit zu ihren Grundlagen und Menschenglück und Bildung zu ihrem Zwecke hatte. Sie schwangen sich nicht einmal auf die Höhe des vernünftigen Glaubens. Wie sie die verwerflichsten Beziehungen der Kirche und der Religion zum Staate und zur menschlichen Gesellschaft bestehen ließen oder sogar gut hießen, wie sie die Leibeigenschaft und den fürstlichen Despotismus duldeten und selbst oft stärkten, so traten sie auch in die Schranken für viele Glaubenssätze, welche vielleicht in der Bibel, nimmermehr aber in der Vernunft einige Begründung hatten. Sie warfen zwar mit vollem Rechte der römischen Kirche Abgötterei, Götzendienst und unerträgliche Tyrannei vor, allein sie hielten die übrige von diesen Mängeln nicht frei. Sie verwarfen diese oder jene Lehre, diese oder jene Einrichtung nicht aus Gründen der Vernunft, sondern fast ausschließlich blos, weil sie der

Bibel nicht entsprach. Allein auch hierbei verfuhren sie nicht mit durchgreifender Strenge. Sie versuchten nicht, die Grundsätze des Christenthums, wie sie in den vier Evangelien ausgesprochen sind, rein und unverfälscht in die neue Kirche einzuführen. Sie behielten zahlreiche Glaubenssätze und Anstalten bei, welche erst in späteren Jahren in das Christenthum eingeführt worden waren, und demselben vollständig widersprachen.

Bis zum heutigen Tage deckt daher nur ein dünner Firniß christlicher Redensarten das Heidenthum früherer Zeiten. Die Tage der Woche, wie die Monate des Jahres, haben noch immer heidnische Namen. Der römische Tag der Sonne (dies solis) ist unser Sonntag (sunday), der römische Tag des Mondes (dies lunae) ist unser Montag (monday, lundi, lunedi), der Dienstag (dies Martis), hat deutlicher in der französischen und italienischen, als in der deutschen Sprache (mardi, martedi) seinen alten Gott beibehalten. Von allen Wochentagen hat sich nur der deutsche Mittwoch gänzlich emancipirt. Allein der Tag des Mercurius (dies Mercurii) ist in dem französischen mercredi und dem italienischen mercoledi und mercordi unverkennbar. Der Donnerstag (dies Jovit), thursday, giovedi, jeudi, der Tag des Donnerers Jupiter, verherrlicht noch heute das Andenken des obersten Heidengottes. Der Freitag (dies Veneris) hat in dem französischen vendredi und dem italienischen venerdi noch ganz seine alte Form, und der Samstag (dies Saturni), saturday, samedi erinnert noch immer deutlich genug an den Saturn, der seine Kinder verschlang.

Die christlichen Feiertage sind, gleich den christlichen Heiligen, nur Copien der heidnischen. Das Weihnachtsfest z. B. ist unstreitig nur ein Aequivalent für die heidnischen Saturnalien, welche gegen Ende Decembers von den heidnischen Römern gefeiert wurden. Der christliche Lehrbegriff, welcher für Katholiken und Protestanten gleichmäßig in dem athanasianischen Glaubensbekenntniß seinen Ausdruck findet, ist, wie wie wir schon oben*) gesehen haben, nichts weiter als ein Gemisch orientalischen und occidentalischen Aberglaubens. Die Reformation hat daran nichts geändert. Vor und nach ihr fügte sich die christliche Religion willig unter das Joch geistlicher und weltlicher Despoten, ihre Vertreter und Ausleger leiteten aus ihr Gründe für und wider die Sclaverei, für und wider das unumschränkte Königthum, für und wider jeden erdenklichen Unfug ab. Beweis genug, daß, wenn die christliche Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit auch noch so vernunftgemäß, freiheitlich und menschenbeglückend war, sie doch in das wirkliche Leben mit der verderblichsten Beimischung irdischer Leidenschaften und Vorurtheile eintrat.

So wenig wir geneigt sind, die Vorzüge der Reformation, gleich deren allzueifrigen Verehrern, zu überschätzen, so wollen wir doch auch nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen, und sie nicht mit den Jesuiten und mit den neumodischen Atheisten verunglimpfen. Die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts leisteten der Menschheit einen unermeßlichen Dienst, indem sie 1) die päpstliche Schreckensherrschaft mit ihrem verknöcherten Glaubensbekenntnisse, ihren abgeschmackten Ceremonien und ihrem Heere theils fanatischer, theils arbeitsscheuer Mönche erschütterten, 2) eine neue Reihe von Begriffen, Strebungen und Gefühlen in Bewegung brachten, welche, wenn schon vermischt mit mannigfaltigen Abgeschmacktheiten, Vorurtheilen und Irrthümern, doch den individuellen Werth des Menschen, seinen Freiheitsmuth und seine Selbstthätigkeit hoben.

Der Sturm, welcher auf den Fittigen der Reformation ganz Europa durchbrauste, reinigte unstreitig die schwüle und verdorbene Atmosphäre, welche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts auf der ganzen alten Welt lastete. So verkehrt es ist, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Gegensatz zwischen Papstthum und Protestantismus wieder aufzufrischen und in den Vordergrund des Tageslebens zu ziehen, so bedeutend war derselbe

*) Weltgeschichte, Buch III, § 44, S. 117 ff.

unſtreitig im Laufe des ſechszehnten und des ſiebenzehnten. Die großen Fragen, von deren Löſung die Freiheit, die Bildung und der Wohlſtand der Menſchheit abhängt, und welche früher gar nie auch nur beſprochen worden waren. Die Frage: ob ein Menſch das Monopol der Wahrheit beſitze, dem ſich die anderen in blinder Unterwerfung fügen müſſen, oder ob jeder das Recht habe, ſeinen Glauben ſelbſt zu wählen, zu bilden und zu entwickeln? Die Frage: ob ein ſchwer gedrücktes Volk das Recht habe, ein unerträgliches Joch zu brechen? dieſe und viele andere wurden in Schriften beſprochen und auf blutigen Schlachtfeldern ausgefochten.

Durch die Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts verlor die römiſche Kirche, wenn nicht der Zahl, ſo doch dem inneren Werthe und der ſittlichen Kraft nach, mehr als die Hälfte ihrer Anhänger, und dieſe ſpalteten ſich wieder in zwei Parteien, von welchen die eine unter dem Einfluſſe der tückiſchen Jeſuiten, die andere unter der Leitung verſchiedener Gegner derſelben ſtanden, von welchen die Janſeniſten ſich am meiſten hervorthaten. Die Catholicität (Allgemeinheit) der römiſchen Kirche erlitt auf dieſe Weiſe einen furchtbaren Stoß, und deren Schein konnte kaum mehr bei den allerunwiſſendſten der Gläubigen aufrecht erhalten werden. Die römiſche Kirche war ſchon vor der Reformation im Verhältniß zu anderen Glaubensgenoſſenſchaften in der Minderzahl geweſen, und hat über einen anſehnlichen Theil der Chriſtenheit*) ſelbſt niemals ihre Gewalt ausdehnen können. Allein ihr Gebiet umfaßte ganz Weſt-Europa, die gebildetſten und mächtigſten Völker der Erde. In Folge der Reformation warfen England, Schottland, Schweden, Dänemark, Norwegen und Nordniederland ihr Joch gänzlich ab, Deutſchland, die Schweiz, Frankreich, Ungarn, Polen, Siebenbürgen, Irland und mehrere andere Länder Europa's ſagten ſich wenigſtens theilweiſe vom Papſtthume los. Diejenigen Völker, welche ſich dem Geiſte der Zeit verſchloſſen und einen Kampf auf Tod und Leben gegen die neuen Lehren begannen: Spanien, Portugieſen und Italiener, ſanken immer tiefer, während der Wohlſtand, die Bildung und die Macht der für die neuen Lehren gewonnenen Nationen in ſtetem Zunehmen begriffen waren. Die Päpſte durften ihren treugebliebenen Knechten nicht mehr ſo viel, wie früher, zumuthen, weil ſie befürchten mußten, ſie in das feindliche Lager zu treiben. Je weniger ſie durch offene Gewalt durchſetzen konnten, deſto eifriger waren ſie darauf bedacht, durch die raffinirteſten Künſte des Betruges ihre wankende Herrſchaft zu ſtützen. Wo ſie die Gewalt beſaßen, machten ſie von derſelben immer mit blutiger Hartherzigkeit Gebrauch, und gegen alle Völker, welche die Ketten der römiſchen Kirche gebrochen hatten, hetzten ſie mit raſtloſem Eifer ihre Anhänger, und riefen dadurch Kriege, Verſchwörungen, Verräthereien und Schandthaten jeder Art hervor. Sie trieben ihr unſinniges und fluchwürdiges Syſtem, welches ſie zu Stellvertretern Gottes auf Erden ſtempeln ſollte, immer weiter, bewirkten aber dadurch nur, daß die Anhänger des reinen Chriſtenthums ihnen entſchiedener widerſtrebten, im Schooße ihrer eigenen Kirche die Zahl der Zweifler und der Heuchler und die Dummheit der Gläubigen immer zunahm. Die Jeſuiten, welche die kräftigſten Stützen des Papſtthums wurden, führten in daſſelbe eine ſo ruchloſe Sittenlehre ein, daß ein großer Theil ſogar der an blinden Glauben gewöhnten Katholiken dadurch empört und wenn nicht auf den Weg der Wahrheit, doch auf den Gedanken geführt wurden, die römiſche Kirche könne unmöglich alle die Vorzüge haben, deren ſie ſich rühme, wenn ſie zu ihrer Erhaltung ſo verruchter Mittel bedürfe.

Mit Hülfe der Jeſuiten und der Inquiſition gelang es zwar den Päpſten, die Keime eines freieren und reineren Glaubens in Spanien, Portugal und Italien faſt gänzlich auszurotten, allein zugleich vernichteten ſie auch die innere Kraft und die äußere Macht

*) S. oben Buch III, § 50, S. 131 ff. Buch IV, §§ 44 u. 45, S. 137 ff. Buch V, § 77, S. 234 ff. Buch VI, § 82, S. 467 ff.

dieſer Länder. Spanien und Portugal mußten von dem hohen Standpunkte, den ſie im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts erklommen hatten, hinabſteigen, und den Engländern, Niederländern und Schweden weichen. Trotz der Bartholomäusnacht konnten die Päpſte die neue Lehre nicht gänzlich aus Frankreich und ungeachtet des dreißigjährigen Krieges und der furchtbarſten Verfolgungen nicht aus dem Gebiete ihrer getreuen Söhne von Habsburg verdrängen. Die Kirchenverſammlungen, welche im Laufe dieſes Zeitabſchnittes abgehalten wurden, brachten die innere Fäulniß der römiſchen Kirche nur noch mehr zu Tage. Päpſte, Cardinäle, Biſchöfe und Prälaten hatten alle Kraft im Dienſte der Wahrheit, Freiheit und Tugend verloren, ſie beſaßen nur noch die Kunſt der Lüge, die Gewalt der Tyrannei und die Stärke des Laſters.

Die Revolutionen und die Bürgerkriege, welche durch die Reformation angeregt wurden, erſchütterten aller Orten den ruhigen Beſitzſtand der von dem Marke des Volkes zehrenden Machthaber und brachen die Bahn für den Fortſchritt auf dem Gebiete des Staats und der Geſellſchaft. Die vereinigten Provinzen der Niederlande, welche aus einem achtzigjährigen Kampfe mit der größten Macht der damaligen Zeit ſiegreich hervorgingen, machen uns auf einen Blick anſchaulich, welche unermeßliche Bedeutung die Reformation für die Entwickelung der Menſchheit hatte. Zwar traten in keinem anderen Lande ihre Folgen ſo klar zu Tage. Allein ähnliche rief ſie doch überall, wo ſie Wurzel ſchlug, hervor. Es iſt eine der Haupt-Aufgaben dieſes Buches, ſie in ihren Einzelnheiten nachzuweiſen.

Noch eine Reformation, welche die Völker der Erde ſo hoch über unſere Zeit hebt, als diejenige des ſechszehnten Jahrhunderts ſie über das Mittelalter erhob, und die Nationen ſind frei, es fallen die Bande, in welchen weltliche und geiſtliche Tyrannen die Menſchheit gefangen halten und der Tag allgemeiner Freiheit, gleichen Rechts und brüderlicher Eintracht wird beginnen.

Zweiter Abſchnitt.

Die Herrſchaft der katholiſchen Kirche.

§ 18. Vorbemerkung.

Jeder Fehler und jeder Irrthum hat unvermeidlich die ihm entſprechenden Nachtheile in ſeinem Gefolge. Mögen dieſe auch vielleicht oft ſpät anſchaulich werden, mögen erſt Enkel oder Urenkel den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung erkennen, die Geſchichte führt ihre Bücher, wie der Kaufmann die ſeinigen. In das Haben werden die Tugenden, die richtigen Anſchauungen, die wohl erwogenen Pläne der Menſchen eingetragen, in das Soll ihre Laſter, ihre Vorurtheile und ihre verkehrten Entwürfe. Die Ereigniſſe, welche ſich auf der Bühne der Welt zutragen, ſind aber die Folgen der mannigfaltigſten zuſammenwirkenden Urſachen, von denen die einen oft um Jahrhunderte zurück und jenſeits hoher Gebirge reichen. Die Reformation kam wohl erſt im zweiten Jahrzehnt des ſechszehnten Jahrhunderts zu Tage, allein ihre Wurzeln ſind ſchon im fünfzehnten, vierzehnten, ja ſelbſt im dreizehnten deutlich erkennbar. Sie trat zuerſt in Deutſchland an die Oberfläche des Lebens hervor, allein Rom war ihr eigentlicher Ausgangspunkt. Nur

in der Geſchichte der römiſchen Kirche findet ſie ihren tieferen Erklärungsgrund, und einen Gegenſatz, welcher fortlaufend auf ihre Entwickelung einwirkte.

Die Päpſte hatten ſeit langer Zeit nicht blos in das Gebiet der Kirche, ſondern auch auf das Feld des Staates ein Syſtem der Lüge und des Betrugs eingeführt, welches die gutmüthigen Deutſchen mit den Worten „wälſche Praktik" bezeichneten. Keine Zuſage war ihnen heilig, jedes Bündniß brachen ſie, ſobald ſie hofften, von einer anderen Seite her größere Vortheile erlangen zu können. Sie waren die großen Meiſter in der Tyrannei, von welchen die Könige und Kaiſer im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nur zuviel gelernt hatten. Durch keine andere Macht war Treu und Glauben, das Vertrauen auf die Redlichkeit der Menſchen ſo ſehr erſchüttert worden, als durch ſie. Die anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden entblödeten ſich nicht, diejenigen, welche ſie getäuſcht hatten, und insbeſondere die Deutſchen, die ſie am häufigſten und leichteſten betrogen, hinterher wegen ihrer Dummheit zu verhöhnen. Wo die Liſt nicht ausreichte, bebten ſie weder vor Gift und Dolch, noch vor offenen Kriegen zurück. Rom war der Pfuhl der Unſittlichkeit, in welchem ſich die meiſten beſudelten, welche dort etwas zu ſuchen hatten. Zum Glück für die Menſchheit, war dieſes im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts kein Geheimniß mehr. Jedermann wußte es, wenige beſaßen den Muth, dem herrſchenden Uebel zu widerſtreben. Niemand hatte eine Ahnung, wie ihm abgeholfen werden könne.

Die Päpſte waren durch eine Jahrhunderte lang mit Glück ausgeübte Herrſchaft ſo ſicher geworden, daß der Gedanke an einen ernſtlichen Widerſtand gegen ihre Macht, ihnen gar nicht kam. Sie hatten nicht blos Albigenſer und Huſſiten, ſie hatten auf den Kirchenverſammlungen zu Conſtanz und Baſel auch den minder beſtigen, aber gerade darum gefährlicheren Angriff, welcher aus dem Schooße der Geiſtlichkeit ſelbſt hervorgegangen war, überwunden. Sie glaubten daher gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, ſich dem Genuſſe und der Befriedigung ihrer niederen Leidenſchaften ſchrankenlos hingeben zu dürfen. Die zahlloſen Klagen, welche aus allen Theilen der Chriſtenheit unausgeſetzt nach Rom gelangten, behandelten die übermüthigen Oberprieſter mit frechem Hohne oder ſtummem Widerſtreben. Nicht blos ſchwache Privatperſonen, auch mächtige Fürſten und Staaten beſchwerten ſich laut über die Tücke, die Gewaltthätigkeit, die Habgier und die Ungerechtigkeit, welche am päpſtlichen Hofe herrſchten. Die Erpreſſungen, deren ſich die römiſchen Legaten ſchuldig machten, die zügelloſen Ausſchweifungen, in welchen ſich hohe und niedere Geiſtliche wälzten, die haarſträubenden Verbrechen der Mönche und Nonnen, welche nicht immer durch den Schleier des Geheimniſſes verhüllt werden konnten, bewieſen allen denkenden Menſchen, daß den Päpſten entweder die Macht oder der Wille fehle, auch nur den äußeren Anſtand, den Schein der Sittlichkeit und der Geſetzlichkeit innerhalb ihres Wirkungskreiſes zu bewahren.

Während die römiſche Kirche mehr und mehr ihrer Auflöſung entgegenging, ſchritt die Menſchheit unaufhaltſam vorwärts. Der Freiheitsdrang, der Erfindungsgeiſt, das Rechtsgefühl der Völker des weſtlichen Europa's trugen ihre erſten Früchte. Künſte und Wiſſenſchaften, deren innigen Zuſammenhang mit dem Leben die Päpſte nur theilweiſe erkannten und benützten, entwickelten ſich, und gewannen an Selbſtſtändigkeit. Sie waren nicht mehr im Alleinbeſitz der Geiſtlichen. Das Pfaffenthum wurde zugleich mit dem ſcharfen Schwerte der Wiſſenſchaft und den ſpitzen Pfeilen des Spottes angegriffen. Der Volkswitz goß ſeine bittere Lauge über die Laſter und Abgeſchmacktheiten des Kloſterlebens und über manche Lehrſätze und Vorſchriften der Kirche, an deren vorgebliche Unfehlbarkeit kein verſtändiger Menſch mehr glaubte, wenn ſchon er ſich ihr zum Scheine gewöhnlich fügte.

Herrſchſucht und Habgier hatte die Päpſte im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in zahlreiche Kriege mit den mächtigſten Königen der Erde verwickelt und auch in Friedens-

Digitized by Google

zeiten die Entrüſtung der Fürſten über die endloſen römiſchen Abgaben angefacht. Der Gottesdienſt beſtand in einer bunten Miſchung theils ſinnloſer, theils abgeſchmackter Aeußerlichkeiten. Die Geiſtlichen ſtanden nicht mehr an der Spitze des geiſtigen Entwickelungsganges der Völker. Im Gegentheile waren ſie es, welche aller Orten dem Freiheitsdrange und der fortſchreitenden Bildung der Nationen feindlich entgegen traten. Wohlbegründete Verachtung und gerechte Entrüſtung traten an die Stelle der Verehrung und der Unterwürfigkeit, welche ihnen früher von den gläubigen Maſſen gewidmet worden waren. Das Verlangen nach einer Verbeſſerung der Kirche in Haupt und Gliedern wurde immer allgemeiner und dringender. Doch einer Verbeſſerung war die römiſche Kirche nicht mehr fähig. Sie beſaß wohl Anſtalten zur Unterdrückung, Verdummung und Ausbeutung der Völker, allein keine, wenn auch mangelhafte, zu Anregung freiheitlicher Beſtrebungen oder ungehemmter Forſchung nach Wahrheit. Die Mönchsorden der römiſchen Kirche mochten in ſtrengere Abhängigkeit von ihren Oberen verſetzt, den Päpſten dienſtbarer gemacht werden, die Inquiſition mochte ſtatt Tauſenden, Zehntauſende auf Holzſtöße und Schaffotte liefern, die Glaubenskriege mochten Millionen, ſtatt Hunderttauſenden zu Grunde richten, Lehrbegriff und Kirchendienſt mochten ſich mehr und mehr verknöchern — eine Verbeſſerung der kirchlichen Zuſtände war bedingt durch die Abſchaffung aller Grundpfeiler der römiſchen Kirche. Die Päpſte ſelbſt hätten nicht die Macht dazu gehabt. Die Zeit der Verbeſſerungen war ungenützt vorübergegangen. Die römiſche Kirche mußte auf der betretenen Bahn fortſchreiten. Umkehr war unmöglich. Sie wurde Vorkämpferin im Lager der Despoten, mit denen ſie ſich zum Zwecke der Niederhaltung der Völker auf's innigſte verband, und friſtete ihr Daſein nur durch ihren Bund mit den ſchlimmſten Tyrannen der Erde.

So wenig, als das römiſche Kaiſerthum im vierten und fünften, war das römiſche Papſtthum im ſechszehnten Jahrhundert einer Verbeſſerung fähig. Einzelne ſtaatskluge und tapfere Herrſcher mochten verlorene Provinzen wieder gewinnen, oder den drohenden Untergang des Reiches aufhalten; zu Conſtantinopel mochten die Nachfolger Cäſar's und Auguſt's noch faſt ein Jahrtauſend eine kaiſerliche Comödie ſpielen, die geſchwundene Macht konnte dauernd nicht wieder erſetzt werden. In ähnlicher Weiſe mußte auch die römiſche Kirche der Zeit ihren Zoll bezahlen, als neue und friſche Kräfte ihr feindlich entgegen traten. Das Papſtthum war, nachdem es die eine Hälfte ſeiner Provinzen im Kampfe mit der Reformation eingebüßt hatte, nicht mehr, als das oſtrömiſche Reich, nachdem das weſtliche den Schlägen der Deutſchen erlegen war. Gleich den Kaiſern von Konſtantinopel hatten die Päpſte zu Rom noch immer Macht genug, unter glücklichen äußeren Verhältniſſen nicht nur ihre Beſitzungen zu behaupten, ſondern auch, ſie auszudehnen. Allein von Jahrhundert zu Jahrhundert nahm ihre Gewalt und der Einfluß, den ſie auf die Weltbegebenheiten übten, immer ab. Was die Mohammedaner den oſtrömiſchen Kaiſern, waren die Proteſtanten den weſtrömiſchen Päpſten: Gegner, deren ſiegreiche Entwickelung ſie ihrem unvermeidlichen Untergange zuführten. Vergebens ſuchten die römiſch-katholiſchen Mächte durch Einigkeit ihre Stärke zu mehren. Die verlorene Kraft konnte dadurch nur vor gänzlichem Zerfalle bewahrt, nicht erſetzt werden.

In früheren Jahrhunderten beſtanden immer im Schooße der katholiſchen Kirche mannigfaltige Gegenſätze, welche zu häufigen, oft erbitterten und blutigen Kämpfen führten. Kaiſer und Könige waren nicht ſelten den Päpſten feindlich entgegengetreten, die verſchiedenen Mönchsorden, ja ſogar Abtheilungen deſſelben Ordens hatten ſich bisweilen gegenſeitig zerfleiſcht. Eine der Folgen der Reformation war es, daß alle oppoſitionellen Elemente aus der römiſchen Kirche ausſchieden, und ſich ihr als unabhängige und ſelbſtſtändige Kräfte gegenüber ſtellten. Die Päpſte verbanden ſich auf's innigſte mit den katholiſchen Fürſten, die Mönchsorden ließen ihre untergeordneten Streitigkeiten fallen und ſchaarten

ſich um den Papſt, den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ihrer Beſtrebungen und das anerkannte Haupt, unter deſſen Leitung ſie den Proteſtanten die Spitze boten.

Nur mit Hülfe der Fürſten konnten die Päpſte hoffen, ihre erſchütterte Macht, ſelbſt über die ihnen treu gebliebenen Völker zu behaupten. Die Weltherrſchaft, auf welche ſie ſo ſtolz gepocht hatten, wurde mehr und mehr ein Luftgebilde ohne alle greifbare Unterlage. Die Allgemeinheit (Catholicität) der von ihnen gepredigten Religion wurde nicht minder, als ihre Unfehlbarkeit zur Fabel und zum Geſpötte der Völker. Je weniger die römiſchen Oberprieſter auch nur die geringſte ihrer veralteten Anmaßungen aufgaben, deſto anſchaulicher wurde die Kluft, welche das Mittelalter von der Neu-Zeit trennte.

Den Päpſten, welche ſich Stellvertreter Gottes auf Erden nannten und Unfehlbarkeit in Anſpruch nahmen, wurde es allerdings ſchwer, die Niederlage, welche ſie erlitten, mit der Stellung, die ſie behaupteten, auch nur einigermaßen in Uebereinſtimmung zu bringen.

Gott kann nicht aus dem Felde geſchlagen werden und die Päpſte wurden doch zurück getrieben, und zwar gerade auf demjenigen Gebiete, welches ſie als Stellvertreter Gottes zu beherrſchen hatten, wie ſie die Welt glauben machen wollten. Einem Syſteme, welches ſo durchaus auf Lug und Trug beruhte, wie dasjenige der Päpſte, fehlt es natürlich an Scheingründen nicht, welche jedenfalls eben ſo viel für ſich hatten, als die Glaubensſätze ihrer Kirche. Die meiſten der Nothbehelfe, deren ſich die Anhänger des Papſtthums bedienten, um ungeachtet der augenfälligen Niederlagen, welche ihre Sache erlitt, dennoch ihre alten Anſprüche zu behaupten, laſſen ſich zurück führen auf Zufall und göttliche Schickung. Die Einen glaubten, alles erklärt zu haben, indem ſie die Zufälligkeiten hervorhoben, welche da und dort die Siege der Proteſtanten begünſtigten, die Andern ſchlugen die Augen demuthsvoll nieder und beriefen ſich auf Gottes unerforſchliche Rathſchlüſſe.

Zufall und göttliche Schickung ſind Gegenſätze, welche beide darin übereinſtimmen, daß ſie die mangelnde Erkenntniß des Zuſammenhangs zwiſchen Urſache und Wirkung in ein unpaſſendes Gewand hüllen. Wer ſich auf Zufall beruft, kleidet ſeine Unwiſſenheit in die dünnen Falten des Leichtſinns, wer ſich hinter die göttliche Schickung verſteckt, in die dichtern Schleier der Religion. Der Blitz, welchen die Griechen dem Donnerer Zeus in die Hand legten, und welchen moderne Frömmler oft ein göttliches Strafgericht nennen, iſt von der Wiſſenſchaft als eine Wirkung der electriſchen Kraft erkannt worden. Der Menſch kann ſie, in kleinerem Maßſtabe wenigſtens, ſelbſt hervorrufen, er kann ſie durch metallene Stangen leiten, ihre zerſtörende Gewalt bändigen, und ſie ſelbſt zu ſeinen Zwecken verwenden. Wer im fünfzehnten oder ſechszehnten Jahrhunderte noch es verſtanden oder gewagt hätte, einen elektriſchen Telegraphen herzuſtellen, wäre ſchwerlich der Hinrichtung entgangen. Die Volksſtimme und die Gerichte hätten ihn Hexenmeiſter genannt, und hätten ſeine Erfindung als das Ergebniß eines mit dem Teufel abgeſchloſſenen Bundes verſchrieen. Mußte doch Galiläi noch im Jahre 1633, um ſein gefährdetes Leben zu retten, wider beſſeres Wiſſen erklären, die Erde ſtehe feſt und die Sonne umkreiſe ſie.

Nicht bloß im Reiche der unorganiſchen Natur giebt es ewige Geſetze, unter deren Einfluß die Sterne ſich bewegen, die Berge und die Metalle in deren Eingeweiden ſich bilden, einzelne Pflanzen und ganze Geſchlechter entſtehen und vergehen, ſolche Geſetze verleihen auch der Entwickelung des Menſchen, dem Wachsthume ſeines Körpers und ſeines Geiſtes, dem Emportauchen der Nationen und ihrem Untergange Maß und Ziel.

Wer den Fortſchritt der Menſchheit dem Zufall oder der göttlichen Schickung beimißt, ſtatt deſſen Urſachen zu erforſchen, verfährt gleich oberflächlich.

Es war kein Zufall und konnte durch die Berufung auf göttliche Schickung nicht erklärt werden, daß in dem freien Griechenland zuerſt Künſte und Wiſſenſchaften blühten und die Keime einer höheren Bildung ſich entfalteten, ſo wenig, als, daß die germaniſchen

Nationen zuerſt das Chriſtenthum mit einiger Tiefe erfaßten, während die Völker des Oſtens, Slaven, Celten und Romanen, die mit demſelben in Verbindung gebrachten Erfindungen heidniſcher und jüdiſcher Pfaffen mit beſonderer Vorliebe ergriffen. Es war kein Zufall und die Berufung auf göttliche Schickung verbreitete kein Licht darüber, daß dieſelben germaniſchen Nationen, welche ſich in der Stunde der Prüfung, als die Mohammedaner und Heiden mit dem Schwerte in der Hand ſie bekämpften, ſich das Chriſtenthum nicht rauben ließen, zuerſt der Reformation mit Innigkeit beitraten und derſelben unter den größten Gefahren treu blieben, als das Papſtthum die geſammte Macht der katholiſchen Fürſten ihnen entgegenführte, während viele ſlaviſche, celtiſche und romaniſche Stämme, welche ihr anfangs zu gefallen waren, im Sturme des Kampfes wieder unter das alte Joch römiſcher Schreckensherrſchaft zurück gebracht werden konnten.

Nein, die Entwickelung der Menſchheit iſt kein Werk des Zufalls und deren Zurückführung auf göttliche Schickung iſt nichts weiter, als eine Abgeſchmacktheit, welche Unwiſſenheit und Frömmelei in freundliche Verbindung bringt. Die Geſchichte hat eben ſo wohl ihre feſten Grundſätze, als jede andere ungehemmte Wiſſenſchaft. Vor dieſen Grundſätzen müſſen ſich Kaiſer und Könige, Päpſte und Prälaten, hoher und niederer Pöbel beugen. Vergeblich ſuchen die Feinde der Wahrheit und der Freiheit den Geſetzen menſchheitlicher Entwickelung Hohn zu ſprechen. Sie können das rollende Rad nicht hemmen und werden von deſſen Speichen zermalmt, oder doch langſam zurück gedrängt. Die Menſchheit hat auch ihre Richter, doch ſind es nicht die von den Machthabern der Erde da und dort angeſtellten Leute, welche ihre Urtheile nach den Geſetzen der Tyrannen der Welt abgeben, ſondern jene kühnen Geiſter, welche im Kampfe gegen die Tyrannei ſich auf den Thron der Vernunft hinangeſchwungen haben, und über Fürſten und Völker von dieſem aus ihre Urtheile fällen. Nur allmälig und langſam dringen aber die von dieſen Richtern der Menſchheit geſprochenen Entſcheidungen in die Herzen und in das Bewußtſein der Maſſen ein. Oft müſſen Jahrhunderte vergehen, bevor ihre Stimme in der öffentlichen Meinung einen kräftigen Wiederhall findet. Es giebt, mögen die Tyrannen ſie auch noch ſo ſehr verfolgen, eine unbeſtechliche Richterin auf dieſer Erde, die Geſchichte. Leider wird ſie am meiſten von allen irdiſchen Dingen verfälſcht, mehr als Caffee und Thee, mehr als Wein und Bier, und darum wirkt ſie nur langſam, allein um ſo ſicherer. Eine Fälſchung nach der anderen kommt an's Tageslicht und immer größere Bedeutung gewinnt die menſchheitliche Geſchichte im Gegenſatz zu den von Pfaffen und Fürſten gehegten Lügenberichten.

Es iſt kein Zufall, daß die Päpſte in der großen Fehde der Reformation geſchlagen wurden, und ſie thun der göttlichen Vorſehung unrecht, wenn ſie dieſer ihre Niederlage zuſchreiben. Nur ſich ſelbſt, ihrer eigenen zügelloſen, zu lange geduldeten Herrſchaft, ihrer eigenen unerſättlichen Habgier in Verbindung mit dem fortſchreitenden Geiſte der Zeit haben ſie die Erſchütterung ihrer Macht beizumeſſen. Die Aufgabe des Geſchichtſchreibers iſt es aber, dieſes in allen Einzelnheiten nachzuweiſen. Indem er dem frechen Laſter die Larve abreißt, züchtigt er, ſoweit es in ſeiner Kraft ſteht, die Tyrannen der Vorzeit, ertheilt denen der Gegenwart eine heilſame Warnung und ermuthigt alle Völker der Erde, im Kampfe gegen die Unterdrücker der Menſchheit auszuharren.

§ 19. Das Papſtthum*) beim Beginne der Reformation (1517—1563).

Seit es Päpſte, ja, ſeit es Menſchen gab, gingen neben den Zwecken, welche die von ihnen bekleideten Aemter boten, immer die beſonderen Beſtrebungen her, welche aus ihren perſönlichen Leidenſchaften entſprangen. Im fünfzehnten Jahrhunderte traten aber

*) Ranke, Geſchichte der Päpſte im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert.

die Gelüſte der Päpſte mit ſo ſchrankenloſer Gier zu Tage, daß die Kirche ganz augenfällig darunter litt. Die Päpſte, welche früher ihren perſönlichen Ehrgeiz darin gefunden hatten, die Gewalt des römiſchen Stuhles möglichſt auszudehnen, ließen ſich in Streitigkeiten und Kriege ein, die den Einfluß und die Bedeutung der Kirche nothwendig gefährden mußten, und nur bezweckten, das weltliche Trachten der übermüthigen Oberprieſter und ihrer Verwandten zu fördern. Es kam ſogar dahin, daß die Päpſte mit den alten und neuen Feinden der römiſchen Curie, mit Mohammedanern und Proteſtanten, in freundliche Beziehungen traten,*) bloß um ihren weltlichen, wenn ſchon römiſch-katholiſchen Gegnern die Spitze bieten zu können. Dieſe unnatürliche Stellung der Päpſte war es hauptſächlich, welche die erſten Bewegungen der Proteſtanten vor dem Schickſale der Albigenſer und Huſſiten bewahrte.

In den Kämpfen, welche die Päpſte früherer Jahrhunderte gegen Kaiſer und Könige geführt hatten, war die öffentliche Meinung größtentheils auf Seite der Geiſtlichkeit geweſen, weil alle Quellen der Bildung und des Wiſſens: Schulen, Rednerſtühle und Schriften, der Ton und die ganze Richtung des öffentlichen und des Familienlebens unter ihrem herrſchenden Einfluſſe geſtanden war. Während des fünfzehnten und noch mehr im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts hatten aber die Völker des weſtlichen Europa's einen Entwickelungsgang genommen, welcher ſie mehr und mehr von dem Pfaffenthume unabhängig machte. Kanzel und Beichtſtuhl waren den Prieſtern geblieben. Auf den Schulen wurde jedoch faſt aller Orten der Einfluß der Geiſtlichkeit geſchwächt und durch die Preſſe wurden Jahr ein Jahr aus Schriften verbreitet, welche das Anſehen der Geiſtlichkeit erſchütterten, und Zweifel mannigfaltiger Art ſelbſt im Gebiete der Religion rege machten. Die öffentliche Meinung erhielt durch die Schandthaten der Päpſte und ihrer Verwandten, insbeſondere der Borgia und Rovere eine Nahrung, welche der Geiſtlichkeit nicht günſtig ſein konnte. Sie gewann eine höhere Bedeutung und nahm eine dem Pfaffenthum feindliche Richtung an.

Zu allen Zeiten hat die öffentliche Meinung ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale der Weltbegebenheiten gelegt. Die meiſten großartigen Erfolge und Niederlagen laſſen ſich auf ſie zurückführen. Allein in Jahrhunderten der Finſterniß und der Knechtſchaft bricht ſie ſich nur in Augenblicken der höchſten Begeiſterung Bahn. Wo das ganze öffentliche Leben in Ketten und Banden liegt, kann die Meinung nicht frei ſein. Tauſend ſtille Quellen führen ihr die Wogen zu, aus denen ſich Ströme bilden, welche von Stürmen gegen die ſie umgränzenden Deiche und Dämme getrieben, gleich den Ueberſchwemmungen des Nils, die Verwüſtungen, die ſie anrichten, durch den fruchtbaren Boden, den ſie zurück laſſen, tauſendfältig wieder gut machen.

Wer vermöchte die öffentliche Meinung in ihrer Entſtehung, Fortbildung und Wirkung gebührend zu ſchildern! Sie gleicht den Wolken des Himmels, welche ſich bald in Gewittern entladen, bald verziehen, bald den glühenden Strahlen der Sonne eine ſchützende Decke entgegen ſtellen, bald in Regen zur Erde niederſinken. Mannigfaltige Urſachen wirken zuſammen, ihr Kraft und Richtung zu verleihen. Nur einige derſelben laſſen ſich feſtſtellen. Die meiſten ſind ungreifbar, wie die Dünſte der Erde.

Die öffentliche Meinung iſt der reinſte Ausdruck des öffentlichen Lebens der Völker, obgleich ſie ſich nur dann zu Thaten geſtaltet, wenn ſie einen gewiſſen Höhepunkt der Stärke erlangt hat. Dieſen erreicht ſie gewöhnlich, wenn freche Tyrannen ihr Trotz bieten, und begeiſterte Führer der Menſchheit die Fahne voran tragen. Die electriſche Kraft, welche ſie beſitzt, erſchöpft ſich in der Regel ſchnell, und oft vergehen dann Jahrzehnte, bevor ſich dieſe von neuem bildet.

Seit den Tagen der Kreuzzüge hatte ſie ſich nicht mehr in ihrer Rieſengröße gezeigt.

*) S. Weltgeſchichte Buch VI. S. 496 ff. und oben § 9.

In der Reformation trat ſie wieder aus dem Dunkel der Nacht hervor und brach die Gewalt der Päpſte für alle Zeiten. Von ihr getragen konnte Luther den Kampf mit dem römiſchen Stuhle beginnen. Nur ſo lange ſie ihm zur Seite ſtand, bot der Streit ein erhabenes Schauſpiel. Als die Fürſten ſie in den Hintergrund zurück drängten, nahmen die Begebenheiten wieder einen langſamen und ſchlaffen Entwickelungsgang. Doch ſie hatte ihr Haupt erhoben und den Tyrannen der Erde auf Jahrhunderte hinaus Schrecken eingejagt. Sie erwachte wieder in der franzöſiſchen Revolution und wir harren des Tages, an dem ſie von neuem erſtehen und die morſchen Throne der Despoten für immer zertrümmern wird.

Durch die Reformation wurde das Papſtthum zum Mittelpunkte, um welchen alle, dem Fortſchritte der Menſchheit feindlichen Kräfte kreiſten, während die öffentliche Meinung ſich zum feſteſten Horte der Freiheit entwickelte. Den natürlichen Uebergang zu dieſer Periode der ſyſtematiſchen Verfinſterungs- und Verfolgungsſucht bildet die Zeit, welche von der Mitte des fünfzehnten bis zur Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts reichte, und welche die Päpſte faſt ausſchließlich zur Förderung ihrer weltlichen Pläne ausbeuteten.

Die Anſichten über das Papſtthum mögen noch ſo verſchieden ſein; darin kommen alle ruhigen Beobachter überein, daß es in dem Jahrtauſend vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nach großartigen Zwecken geſtrebt hatte und durch bedeutungsvolle Beweggründe geleitet wurde. In den Kämpfen mit dem Heidenthume, mit dem Islam, mit der griechiſchen Kirche und ſelbſt mit den ſogenannten Ketzern, im Streite mit den Königen und Kaiſern ihres eigenen Glaubens vertraten die Päpſte, wenn nicht immer die geſammte Chriſtenheit, doch einen großen und zwar denjenigen Theil derſelben, welcher den Ton angab und der Kirche ihre feſteſte Stütze bot. Die geſammte chriſtliche Welt ſchöpfte ihr eigentliches Lebens-Prinzip aus den Beſtrebungen, welche vom römiſchen Stuhle ausgingen. Doch dieſes änderte ſich, als nach den Kirchenverſammlungen von Conſtanz und Baſel die Päpſte über alle ihre Feinde den Sieg davon getragen hatten. Die Zeit des blinden Glaubens, der fanatiſchen Religionsübung war vorüber.

Die perſönlichen Intereſſen der Päpſte und ihrer Verwandten (Nepoten), die weltlichen Rückſichten des Kirchenſtaats und Italien's traten in Widerſpruch mit den Beſtrebungen, welche die Päpſte, als Vertreter der katholiſchen Chriſtenheit zu hegen berufen waren, ſchwächten nothwendig ihr Anſehen, und erſchütterten den Glauben der Völker. Wie konnte ein denkender Menſch einen Sixtus IV., Alexander VI., oder einen Julius II. für den Stellvertreter Gottes auf Erden halten? Während in früheren Zeiten die Päpſte immer bemüht geweſen waren, ihre weltlichen Anſprüche in ein geiſtliches Gewand zu hüllen, thaten ſie ſeit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ihre weltliche Richtung unumwunden kund. Ihr ganzes Trachten war auf die Erweiterung ihrer weltlichen Beſitzungen gerichtet. Sie trugen kein Bedenken einzugeſtehen, daß ſie ohne die erblichen Länder der Kirche nur die Lakayen der Könige und Fürſten ſein würden. Sie hatten ſelbſt den Glauben an die von ihnen behauptete göttliche Sendung verloren und erwarteten denſelben, wenn auch von den verdummten und geknechteten Maſſen, ſo doch nicht von deren ſchlaueren Beherrſchern.

Der ſittliche Charakter der römiſchen Kirche war ſo tief geſunken, daß deren eifrigſte Anhänger es billigten, daß der Papſt Söhne habe, welche ihn im Kampfe mit ſeinen Gegnern aufrecht erhalten möchten. Lorenzo Mediei, welcher für den weiſeſten Mann Italiens ausgegeben wurde, ſchrieb an Innocenz VIII.: „Andere haben ihre Beſtrebungen, Päpſte zu werden, nicht ſo lange hinausgeſchoben, und haben ſich wenig bemüht, ſolches Zartgefühl und ſolche Nachſicht zu üben, wie eure Heiligkeit ſo lange gethan. Eure Heiligkeit iſt nicht nur vor Gott und Menſchen entſchuldigt, nein, man möchte vielleicht ſelbſt wagen, dieſe übertriebene Gewiſſenhaftigkeit zu tadeln und ſie anderen Beweggründen beizumeſſen. Mein

Eifer und mein Pflichtgefühl machen es mir zur Gewiſſensſache, eure Helligkeit daran zu erinnern, daß kein Menſch unſterblich iſt, daß der Papſt gerade ſo einflußreich iſt, als er ſein will; er kann ſeine Würde nicht erblich machen; er kann nichts ſein nennen, als die Ehren und Wohlthaten, die er ſeinen Verwandten zu Theil werden ließ."

Menſchen, welche am liebſten in dieſem Tone zu ſich ſprechen ließen, und welche ſich für ausgezeichnet tugendhaft hielten, wenn ſie in dieſem Sinne handelten, geben vor, Stellvertreter Gottes auf Erden und Nachfolger Chriſti zu ſein! Die päpſtliche und alle übrigen kirchlichen Würden erhielten ihren Werth nur durch die mit denſelben verbundenen weltlichen Beſitzungen und Rechte. Die Rückſicht auf perſönliche Vortheile beſtimmte die Wahl der Päpſte und die Ernennung der Cardinäle. Nicht ſelten gab unmittelbare Beſtechung durch Geld dabei den Ausſchlag. Was ließ ſich von Kirchenfürſten erwarten, welche durch ſolche Beweggründe emporgehoben wurden? Nichts anderes, als daß ſie in gleichem Sinne ihre Aemter verwalteten, d. h. ausbeuteten. Als Sixtus IV. einem ſeiner Neffen die Penitentiaria, d. h. die Stelle übertrug, welche zunächſt die Dispenſe zu ertheilen hat, erhöhte er zugleich die damit verbundenen einträglichen Rechte, und erklärte, um jeden Widerſpruch nieder zu ſchmettern, alle diejenigen für eine halsſtarrige Brut der Bosheit, welche dieſe Vermehrung der Laſten der Völker angreifen ſollten. Der Neffe kannte die Abſichten ſeines Oheims und machte ſie ſich nach Kräften zu nutze.

Die Bisthümer, mit welchen aller Orten die bedeutendſten weltlichen Rechte verbunden waren, wurden nach Familien-Rückſichten und Hofgunſt vergeben, und folgeweiſe auch verwaltet. Wie die Päpſte, ſo wetteiferten Cardinäle, Biſchöfe und Prälaten nur darin, ſo viel als möglich Vortheil aus ihren Würden zu ziehen. Die Laſten und Abgaben wurden vermehrt, und Fürſten und Völker dadurch zu gerechter Entrüſtung getrieben. Die hohe Geiſtlichkeit ſchwelgte und überließ Miethlingen die Sorge für die Aemter, deren Pfründen und Nebenverdienſte ſie ſelbſt genoſſen. Die beſſeren unter den römiſchen Würdenträgern beklagten dieſe Zuſtände, ohne ihnen abzuhelfen zu können.

Doch die Verweſung bildet den beſten Dünger für neu aufſtrebende Keime. Die römiſche Kirche mußte in dieſe Fäulniß verſinken, um der Reformation den Boden zu bereiten. In Italien warf ſich die beſte Kraft des Volkes auf Künſte und Wiſſenſchaften, und ſuchte in deren Gebiete den Jammer über den traurigen Zuſtand der Religion zu vergeſſen. Die Deutſchen, in deren Gemüthern das Chriſtenthum tiefere Wurzeln geſchlagen hatte, ließen es ſich aber nicht rauben. Sie räumten den Pfaffen nicht gutwillig das ernſte Feld des Glaubens. Sie widerſtrebten der römiſchen Verderbniß, und ſo entwickelte ſich die Reformation.

Die Herrſchſucht der Päpſte hatte Italien zum Tummelplatze der wilden Leidenſchaften der Spanier, Franzoſen, Deutſchen und Schweizer gemacht. Die anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden hatten bald die einen, bald die anderen herbei gerufen, um ihnen Dienſte zu leiſten, beſaßen aber nicht die Kraft, ſiegreiche Heere und Könige in Unterwürfigkeit zu erhalten. Sie hatten gehofft, ſich zu unumſchränkten Beherrſchern Italien's aufzuwerfen, und dadurch eine gebietende Stellung den Königen der Chriſtenheit gegenüber zu erobern. Statt ihr Ziel zu erreichen, gelangten ſie inmitten zweier Fürſten, welche beide ihnen an Macht weit überlegen waren, und die ſie nicht mehr aus Italien vertreiben konnten. Die Könige von Frankreich und Spanien ſchlugen ihre Schlachten auf dem Boden Italien's. Die Päpſte konnten ſich keinem von beiden ohne große Gefahren anſchließen, keinen ohne noch größere bekämpfen.

Kurz, nachdem Leo X. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, überſchritt Franz I. an der Spitze eines zahlreichen Heeres die Alpen (1515). Die Schlacht von Marignano ſicherte das franzöſiſche Uebergewicht in Italien. Leo X. mußte ſich in die Verhältniſſe

Digitized by Google

zu fügen. Er reiſte dem Sieger nach Bologna entgegen und ſchloß mit ihm ein Concordat ab, in welchem er ſich mit Franz über die Rechte der gallicaniſchen Kirche verſtändigte Leo mußte Parma und Piacenza aufgeben, allein es gelang ihm, den König zur Rückkehr nach Frankreich zu beſtimmen und dadurch größere Gefahren abzuwenden. Die beiden Herzogthümer wieder zu gewinnen, blieb das eifrigſte Beſtreben des Papſtes. Die Pläne weltlicher Vergrößerung, die er hegte, ließen ihm nicht die erforderliche Zeit und Ruhe, die erſten Bewegungen der Reformation in ihrer ganzen Tiefe zu erkennen. Wenn er ihnen übrigens auch volle Rechnung getragen hätte, die Verknöcherung, in welche das Papſtthum damals ſchon gefallen war, ſetzte ihn außer Stande, diejenigen Verbeſſerungen in die römiſche Kirche einzuführen, welche allein die entrüſteten Gemüther beruhigen und den erwachten Forſchungsgeiſt befriedigen konnten. So wenig Ludwig XVI. die franzöſiſche Revolution, ganz eben ſo wenig konnte Leo X. die deutſche Reformation beſchwören. Er hätte ſeinen Einfluß auf Cardinäle, Biſchöfe und Mönchsorden verloren, wenn er durchgreifende Reformen ſelbſt eingeführt hätte, und ohne ſolche war damals die drohende Gefahr nicht mehr zu beſeitigen. Wenn übrigens Leo in einem innigeren Verhältniſſe zu den Kaiſern und Königen ſeiner Zeit gelebt hätte, wenn dieſes durch die gegenſeitigen weltlichen Beſtrebungen nicht geſtört worden wäre, ſo hätte die Reformation keinen ſo ſchnellen und großartigen Aufſchwung nehmen können.

Seit den älteſten Zeiten hatten die Kaiſer und Könige, welche mit den Päpſten in Streit lagen, geſucht, durch kirchliche Wirren, welche ſie begünſtigten, die Macht des römiſchen Stuhles zu ſchwächen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Karl VIII keinen treueren Verbündeten in ſeinem Kampfe gegen Alexander VI., als Savonarola, und Ludwig XII. glaubte, durch die nach Piſa berufene Kirchenverſammlung Julius II. zur Nachgiebigkeit zwingen zu können. Aehnliche Beweggründe leiteten Maximilian, als er Luther bei ſeinem erſten Auftreten in Schutz nahm. Von großem Gewichte war es für die Sache der Reformation, daß der Kaiſer ſelbſt den Mönch dem Kurfürſten von Sachſen empfahl, und die Worte, welche er hinzufügte: „es könne eine Zeit kommen, da man ſeiner bedürfen möchte," laſſen über die geheimen Abſichten des Reichsoberhauptes keinen Zweifel. Allerdings war es dem deutſchen Kaiſer ſo wenig, als früher den franzöſiſchen Königen um Reformen in der Kirche zu thun. Er wollte dem Papſte mit dem Mönche nur Angſt machen. Er glaubte, Luther, nachdem er ihm gedient hätte, ſo gut fallen laſſen zu können, als früher ſeine Vorfahren im Reiche die Gegenpäpſte, oder Karl VIII. Savonarola und Ludwig XII. die ganze Kirchenverſammlung zu Piſa preis gegeben hatten. Solche Mißverhältniſſe wären nicht eingetreten, hätten die Päpſte ſich auf das Gebiet der Kirche beſchränkt und nicht mit ſo großer Heftigkeit geſtrebt, ihre weltlichen Beſitzungen zu erweitern.

Die Päpſte hatten es dahin gebracht, daß Italien das große Schlachtfeld wurde, auf welchem ſich die Streitkräfte der Großmächte Europa's begegneten. Als ſich nach Maximilian's I. Tode Karl V. und Franz I. als Nebenbuhler gegenüber ſtanden, von denen jeder am liebſten die ganze Welt beherrſcht hätte, ſchloß ſich Leo aus zwei Gründen dem Habsburger an. Er hoffte, durch denſelben zugleich die Unterdrückung der religiöſen Bewegung in Deutſchland und die Wieder-Erwerbung der Herzogthümer Parma und Piacenza zu bewirken. Das päpſtliche Edict gegen Luther trug daſſelbe Datum, wie der mit dem Kaiſer abgeſchloſſene Bundesvertrag. Wie der Papſt vor allen Dingen nach jenen Herzogthümern, ſo trachtete der Kaiſer nach Mailand. Der Unterdrückung der deutſchen Reformation widmeten beide weniger Sorgfalt und Kraft, als der Eroberung dreier italieniſcher Herzogthümer. Dieſe gelang, jene mißglückte. Inmitten des Jubels über den Sieg ſeiner Partei in Mailand ſtarb Leo ſo plötzlich (1522), daß er zuvor nicht einmal mit den ſogenannten Sterbe-Sakramenten verſehen werden konnte. Die Römer, welche wußten, wie

er zur päpſtlichen Würde gelangt war, wie er gelebt hatte und wie er geſtorben war, riefen ihm in das Grab nach: „du haſt dich eingeſchlichen gleich einem Fuchſe, haſt geherrſcht wie ein Löwe, und biſt geſchieden wie ein Hund.“ Die Künſtler und Schriftſteller, welche er begünſtigt hatte, rühmten und prieſen ſeine Freigebigkeit, ſeine freundliche Gemüthsart und ſeine gründlichen Kenntniſſe. Die Völker aber hatten ſchwer an den Laſten zu tragen, welche in Folge ſeiner Verſchwendungen ihnen aufgebürdet wurden, und klagten bitter darüber. Der unparteiiſche Geſchichtſchreiber kann ihm nicht die Anerkennung großer Gewandtheit, einer feinen Bildung, einer gewiſſen Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft verſagen, allein er muß bedauern, daß alle dieſe Eigenſchaften im Dienſte der Herrſchſucht und des Ehrgeizes und der veralteten Gewohnheiten des römiſchen Stuhles ſtanden.

Lange konnte ſich das Conclave nicht über die Perſon des Nachfolgers Leo's X. einigen. Endlich ſchlug der Cardinal von Medici den Lehrer Karl's V., Hadrian von Utrecht vor. Mehr im Hinblick auf deſſen hohes Alter, als ſeine Verdienſte, und um den ermüdenden Wahlverhandlungen ein Ende zu machen, fand der Vorſchlag Anklang. Adrian wurde gewählt. Er behielt ſeinen Namen bei und beſtieg als der ſechſte deſſelben den päpſtlichen Stuhl. Bald ſchon bereuten die Cardinäle ihre Voreiligkeit. Sie geriethen in den größten Schrecken, als ſie genauere Nachrichten über den neuen Papſt einzogen. Pasquin verſpottete ſie, indem er ſie als Schulknaben darſtellte, welche der Papſt züchtigte.

Hadrian VI. war ein ſo aufgeklärter und rechtſchaffener Mann, als er ſich im Schooße der römiſchen Kirche finden konnte. Er hatte nicht nach der päpſtlichen Würde geſtrebt. Im Gegentheile war ſie ihm eine ſchwere Laſt. Er kannte genau den verdorbenen Zuſtand der Geiſtlichkeit und ſchrieb ſelbſt an den Nuncius Chieregato, den er an den Reichstag nach Deutſchland ſandte: „wir wiſſen, daß ſeit längerer Zeit viele Abſcheulichkeiten einen Platz nahe bei dem heiligen Stuhle gefunden haben, Mißbräuche in geiſtlichen Dingen, übertriebener Mißbrauch der Gewalt, alles hat ſich zum Böſen gewendet. Die Krankheit iſt vom Haupte auf die Glieder übergegangen, von dem Papſte auf die Prälaten, wir haben uns alle verirrt, keiner hat das Rechte gethan, nein, nicht Einer.“ Je beſſer der Wille des Papſtes war, deſto heftiger widerſtrebten ihm Cardinäle und Biſchöfe, alle, welche ſich durch die Mißbräuche bereicherten.

So ſparſam wie er lebte, wußte er doch die durch ſeines Vorgängers Verſchwendungen zerrütteten Finanzen des römiſchen Stuhles nur durch neue Abgaben, die er dem Volke auferlegte, wieder zu ordnen. Der Unzufriedenheit, die ſich bald über ihn kund that, glaubte er durch Beſchränkung der Redefreiheit ein Ziel ſetzen zu können. Ein Herkules hätte den römiſchen Augias-Stall nicht zu reinigen vermocht. Hadrian war ein gutmüthiger, alter Pedant. Er vermochte nichts auszurichten, um ſo weniger, als er bald ſchon ſtarb (1523).

Ihm folgte unter dem Namen Clemens VII. der Cardinal Julius von Medici, welcher ſchon unter Leo die meiſten Geſchäfte des römiſchen Stuhles geleitet, ſeinen Vorgänger auf den römiſchen Stuhl erhoben und auch unter dieſem einen bedeutenden Einfluß behauptet hatte. Clemens übertraf den erſten Papſt ſeines Hauſes an Gewandtheit, Wiſſen und Arbeitskraft. Allein es fehlte ihm an Ausdauer und feſtem Muthe, Eigenſchaften, welche in bewegten Zeiten wichtiger ſind, als Scharfblick und Geſchmeidigkeit. Er fing ſeine päpſtliche Laufbahn damit an, daß er ſich den Spaniern, für die er als Cardinal ſchon gewirkt hatte, auf's innigſte anſchloß. Er unterſtützte die Truppen Karl's V. mit Geld und Mundvorräthen und trug dadurch nicht wenig zu deren Siegen bei. Je feſter ſich die Spanier in Italien ſetzten, deſto verhaßter wurde aber ihre Herrſchaft. Die Päpſte hatten gehofft, der Kaiſer werde Mailand einem italieniſchen Fürſten zu Lehen geben; allein er behielt das reiche Herzogthum in ſeinen eigenen Händen. Die Spanier fühlten ſich ſicher, ließen ihrer Habgier und Herrſchſucht ungezügelten Lauf, und regten dadurch die Italiener

Digitized by Google

um ſo heftiger gegen ſich auf, je mehr dieſe geneigt waren, die fremden Eindringlinge als Barbaren zu betrachten, welche an der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung der appenniniſchen Halbinſel keinen Theil hatten.

Clemens VII. beſaß, gleich Leo X. und allen hervorragenden Mitgliedern des mediceiſchen Hauſes, eine durchaus weltliche Richtung. Die päpſtliche Würde hatte nur in ſofern Werth und Bedeutung für ihn, als ſie ihm Sitz und Stimme im Rathe der Könige verſchaffte. Die Reformation und ihre tiefer liegenden Beweggründe verſtand er nicht und wußte ſie daher weder zu würdigen, noch zu bekämpfen. Leo X. hatte zwiſchen Frankreich und Spanien unſicher hin und her geſchwankt. Er hatte aber doch nur zweimal die Partei gewechſelt. Clemens VII. konnte niemals zu einem feſten Standpunkte gelangen, weder auf franzöſiſcher, noch ſpaniſcher Seite, wurde dadurch ein Spielball in den Händen der beiden feindlichen Könige und brachte unſägliches Elend über Italien und insbeſondere über Rom. Leo X. hatte richtig erkannt, daß ein feſter Bund mit Karl V. allein ihm eine Ausſicht eröffne, die religiöſen Bewegungen in Deutſchland zu erſticken. Zum Glücke für die Reformation gaben bei Clemens VII. die weltlichen Rückſichten den Ausſchlag. Er ſetzte ſich wiederholt in eine feindliche Stellung zu dem mächtigen Beherrſcher Deutſchland's, Spanien's, der Niederlande und der größeren Hälfte Italien's. Im Bunde mit Karl V. wäre es ihm ſchwer geworden, dem rollenden Rade der Zeit Halt zu gebieten, im Kampfe mit ihm konnte er es nicht einmal merklich hemmen.

Bevor es noch zum offenen Bruche zwiſchen Papſt und Kaiſer gekommen war (1525), verſuchte Clemens VII. durch Verrath ſein Ziel zu erreichen. Er machte dem Feldherrn Karl's, Pescara Eröffnungen, ſpiegelte ihm die glänzendſte Zukunft vor, ſtellte ihm ſelbſt eine Krone in Ausſicht, um ihn und das von ihm befehligte Heer für ſich zu gewinnen. Pescara, obgleich in Italien geboren, war doch nach Abſtammung und Erziehung Spanier. Er benutzte die mit ihm eingeleiteten Unterhandlungen des Papſtes nur dazu, die geheimen Pläne deſſelben kennen zu lernen und ſie zu vereiteln. Im folgenden Jahre, gerade als der Reichstag zu Speier ſich verſammelte, kam es zum offenen Kampfe. Die Mailänder ſtanden auf, ein venetianiſch-päpſtliches Heer rückte in's Feld. Clemens VII. rechnete auf die Hülfe der Schweizer und der Könige von Frankreich und England. Der Kaiſer, welcher ſich vom Papſte in Italien bedroht ſah, konnte unmöglich den Proteſtanten in Deutſchland mit Nachdruck entgegen treten. Der denſelben ſo vortheilhafte Reichstags-Abſchied*) von Speier war davon die unmittelbare Folge. Die große Bedrängniß, in welche die Sache der Reformation durch den unglücklichen Ausfall des Bauernkrieges gerathen war, erhielt ein Gegengewicht durch die Gefahren, mit welchen kurz darauf der Kaiſer in Italien bedroht wurde. Im November 1526 rückte Karl's alter General Georg Frundsberg mit einem ſtarken Heere von Landsknechten über die Alpen. Soldaten und Officiere waren voll von Luther's Lehre. Frundsberg ſagte, ohne ſich zu ſcheuen: „wenn ich nach Rom komme, hänge ich den Papſt auf.“ Die feindliche Stellung, welche Clemens dem Kaiſer gegenüber eingenommen hatte, wurde ihm mit Recht, beſonders aus dem Grunde zum bittern Vorwurfe gemacht, weil damals die Türken Ungarn überſchwemmten und die geſammte Chriſtenheit bedrohten.

Ungeachtet aller hochtönenden Redensarten, welche vom Papſte und ſeinen Rathgebern ausgegangen waren, ſetzten die Italiener dem kaiſerlichen Heere nirgends einen ernſtlichen Widerſtand entgegen. Der alte Frundsberg wurde vom Schlage gerührt, als ſeine Truppen, die er nicht bezahlen konnte, ihm den Gehorſam verſagten. Bourbon führte ſie auf Rom. Er fiel beim Sturme. Doch ſeine Schaaren drangen den 6. Mai 1527 in die Siebenhügelſtadt, und fanden in derſelben eine reiche Beute. Der Papſt zog ſich in das

*) Siehe oben §. 8. S. 77 f.

Caſtell St. Angelo zurück und wurde darin belagert. Die Feinde der Mediceer vertrieben die Familie des Papſtes aus Florenz. Clemens fühlte dieſen Schlag herber, als ſeine Niederlagen im Kampfe mit dem Kaiſer und diejenige der Kirche im Streite mit der Reformation. Er gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß der König der Franzoſen nicht im Stande ſei, ihn aus ſeiner ſchlimmen Lage zu erretten, näherte ſich ſchnell dem Kaiſer Karl wieder an, ſchloß mit ihm den Vertrag von Barcelona ab, und bediente ſich deſſelben Heeres, das Rom erſtürmt und ihn in St. Angelo belagert hatte, um mit deſſen Hülfe ſeine Vaterſtadt wieder unter das Joch der Mediceer zu bringen.

Während früher Clemens die Bekämpfung der Reformation ſeinen italieniſchen Vergrößerungsplänen untergeordnet hatte, trat ſie jetzt, nachdem er mit Karl V. Frieden geſchloſſen und Toscana in die alten Ketten zurückgebracht hatte, wieder in den Vordergrund. Einer der wichtigſten Artikel des Vertrages von Barcelona enthielt das Verſprechen des Kaiſers, das Anſehen des Papſtes in Deutſchland wieder herzuſtellen. Die Abſichten Clemens VII. gehen am klarſten aus der Erklärung hervor, welche ſein Legat, Cardinal Campeggi, dem Kaiſer auf dem Reichstage zu Augsburg übergab. In dieſer drang der päpſtliche Abgeſandte mit Entſchiedenheit darauf, für den Fall, daß ſich die Proteſtanten nicht fügen wollten, ſie *auszurotten*. Er meinte, „es ſei ganz recht, ſolches peſtilenzialiſche Unkraut mit Feuer und Schwert zu vernichten. Das Eigenthum der „Ketzer", ſowohl das weltliche als kirchliche in Deutſchland, Ungarn und Böhmen ſolle eingezogen, „heilige" Inquiſitoren ſollten angeſtellt werden, um alle übrig gebliebenen Spuren der „Ketzer" zu erforſchen und mit ihnen zu verfahren, wie in Spanien gegen die Mauren geſchehen ſei. Die Univerſität Wittenberg ſollte in den Bann gethan und die Studenten jeder kaiſerlichen und päpſtlichen Gunſtbezeugung für unwürdig erklärt werden; die Bücher der „Ketzer" ſollten verbrannt, die Mönche in die von ihnen verlaſſenen Klöſter zurückgeſandt und keine Ketzer an irgend einem Hofe geduldet werden." Mit beſonderem Nachdruck drang der Legat auf die Einziehung der Güter der „Ketzer", welche er namentlich aus dem Grunde für unerläßlich hielt, um mit deren Ertrage die Koſten des Krieges gegen die Türken beſtreiten zu können.

Die Katholiken machten den Proteſtanten ein Verbrechen daraus, daß dieſe die Güter der Kirche einzogen. Allein ſie ſelbſt wollten den Proteſtanten nicht blos die kirchlichen, ſondern auch ihre weltlichen Güter abnehmen. Sie beſchwerten ſich darüber, daß die proteſtantiſchen Stände zu ihrer Selbſtvertheidigung Bündniſſe abſchloſſen, allein die Urkunden, welche der päpſtliche Legat mit ſich führte, liefern den beſten Beweis, daß die Proteſtanten allen Grund hatten, für ihre Selbſterhaltung beſorgt zu ſein, indem nur die feſte Stellung, welche ſie den Anhängern des Papſtes gegenüber einnahmen, ſie vor dem Schickſale der Mauren in Spanien bewahren konnte. Die Grauſamkeit, mit welcher Karl V. in denjenigen Provinzen, über welche er unbeſchränkte Gewalt beſaß, gegen die Proteſtanten wüthete, namentlich in den Niederlanden, deutet mit voller Sicherheit an, daß es ihm an dem Willen nicht fehlte, die Reformation zu unterdrücken. Glücklicherweiſe hatte er dazu nicht die erforderliche Macht. Gleich den Päpſten Leo X. und Clemens VII. war er zu tief in weltliche Händel verſtrickt, als daß er ſeine volle Kraft den Religions-Angelegenheiten hätte widmen können. Das Verhältniß, in welchem der Papſt und Kaiſer mit einander ſtanden, war zu ſchwankend, als daß dieſer oder jener geneigt geweſen wäre, den Feinden des andern einen Krieg auf Tod und Leben zu machen. Keiner von beiden wußte, ob er, bei einer Wendung der Dinge, ihrer nicht bedürfen möchte. Dem Kaiſer war das Verlangen einer allgemeinen Kirchenverſammlung, welches ſeit dem Beginne der Reformation immer lauter wurde, ſehr erwünſcht, weil er hoffte, durch daſſelbe den Papſt einſchüchtern oder doch abhalten zu können, ihm in Italien Schwierigkeiten zu bereiten. Dem Papſte

Digitized by Google

war der Gedanke eines Concils im höchſten Grade unangenehm. Sobald derſelbe mit einigem Nachdrucke auftauchte, fiel der Preis aller verkäuflichen Kirchenämter ſofort um ein anſehnliches. Zudem war ſich Clemens ſeiner unehelichen Geburt, mancher unehrenhafter Mittel, deren er ſich bedient hatte, um die päpſtliche Würde zu gewinnen, und einer keineswegs tadelloſen Verwaltung derſelben bewußt. Er fürchtete das Schlimmſte von einer Verſammlung, welche unter dem vorherrſchenden Einfluſſe des mächtigen Karl's ſtehen möchte. Zwar wagte er es nicht, ſich offen den Forderungen des Kaiſers zu widerſetzen. Allein das ungeſtüme Andringen deſſelben hatte zur Folge, daß er wieder eine Schwenkung in ſeiner politiſchen Stellung machte, und ſich dem Könige von Frankreich in die Arme warf. Er verlobte ſeine Nichte, die ſpäter ſo berüchtigt gewordene Katharina von Medicis, mit dem zweiten Sohne Franz' I., verſteckte ſich hinter den König von Frankreich, um die Berufung einer Kirchenverſammlung mit Anſtand ablehnen zu können, und ſpann im Vereine mit dieſem Ränke gegen das Haus Oeſterreich. König Franz ſtand damals in den innigſten Beziehungen mit den deutſchen Proteſtanten. Die Gelder, welche er bezahlte, dienten dem Landgrafen Philipp von Heſſen dazu, das Heer, das den Herzog von Würtemberg wieder in ſein Land einführte, und das Haus Habsburg aus demſelben verdrängte, zu werben. Von allen dieſen Umtrieben hatte Clemens VII. Kenntniß. Er billigte ſie und freute ſich mehr über die dem Hauſe Habsburg geſchlagene Wunde, als daß er die dadurch herbeigeführte Vergrößerung der Macht und Befeſtigung der Proteſtanten beklagte. Der für die Sache der Reformation ſo wichtige Vertrag von Kadan*) kam, zum Theile wenigſtens, durch die Mithülfe des katholiſchen Königs Franz, und wenigſtens unter Mitwiſſenſchaft des Papſtes Clemens zu Stande. Allerdings reichten die Pläne des letzteren weiter. Er hoffte, den Landgrafen mit ſeinem Heere nach Italien ziehen und dort gegen Karl V. verwenden zu können. Allein darauf ging Philipp von Heſſen nicht ein. Er kehrte um, nachdem er ſeinen unmittelbaren Zweck, die Vertreibung der Habsburger aus Würtemberg und folgeweiſe die Einführung der Reformation in dieſem Herzogthum durchgeſetzt und einen vortheilhaften Frieden abgeſchloſſen hatte.

So wirkten die weltlichen Beſtrebungen der Päpſte zu Gunſten der Proteſtanten. In Italien und in Deutſchland ſuchte Clemens VII., ſo oft er konnte, Karl V. Verlegenheiten zu bereiten. Kein Wunder, daß der Kaiſer ihm nicht traute, und ſich wohl hütete, mit voller Kraft den Proteſtanten entgegenzutreten. Er mußte immer befürchten, von dem Papſte in Italien angegriffen zu werden, ſobald er ſich in einen ernſtlichen Kampf mit ihnen einlaſſen würde.

Dieſelbe Vermiſchung widerſtrebender kirchlicher und weltlicher Beziehungen in der Perſon der Päpſte, welche die aufkeimende Reformation in Deutſchland vor großen Gefahren beſchützt hatte, bewirkte, daß Heinrich VIII. von England, welcher anfangs ihr ſo feindlich entgegen getreten war, ſich Schritt für Schritt ihr näherte. Schon im Jahre 1525 hatte Heinrich, bei Gelegenheit eines politiſchen Zerwürfniſſes, dem Papſte mit kirchlichen Neuerungen gedroht. Später verzog ſich zwar dieſe Wolke wieder. Allein als Heinrich (1528) von ſeiner Gattin, der alten Katharina von Aragon, geſchieden ſein wollte, wurde der Zwieſpalt immer ernſtlicher. In ähnlichen Fällen hatten ſich die Päpſte den gekrönten Häuptern, wenn ſie mit dieſen auf freundlichem Fuße ſtanden, immer gefällig erwieſen**). Auch dem Könige von England hatte Clemens zur Zeit, da er mit Karl V. im Kriege war, die Ausſicht eröffnet, ihm die Feſſeln ſeiner Ehe abnehmen zu wollen, ſobald die Deutſchen und Spanier aus Italien vertrieben ſein würden. Als aber

*) S. oben § 8, S. 69.

**) Ich erinnere z. B. an die Auflöſung der Ehe Ludwig's VII. von Frankreich und der Eleonore, nachmaligen Gattin Heinrich's II. von England. S. Weltgeſchichte Buch V, § 56, S. 162 f.

ſpäter Papſt und Kaiſer ſich aussöhnten, nahm die Sache eine andere Wendung. Clemens wagte es nicht, dem mächtigen Karl, welcher die Auflöſung der Ehe ſeiner Tante für einen ſeinem Hauſe angethanen Schimpf betrachtete, zu verletzen. Heinrich VIII., welcher als Knabe die weit ältere aragoniſche Prinzeſſin hatte ehelichen müſſen, weil ſein Vater es ſo angeordnet, ſollte nun auch als Mann an ſie gekettet bleiben, nicht weil die Ehe als unauflösbar galt, ſondern weil der Papſt mehr Rückſicht auf die Wünſche des Oheims, als des Gatten Katharinen's nahm. Mit Recht konnte ſich Heinrich darüber beklagen, daß ſich Clemens VII. bei dieſer rein kirchlichen Angelegenheit durch weltliche Beziehungen beſtimmen ließ. Jeder ihm ungünſtigen Verfügung des römiſchen Stuhles in ſeinen Ehe-Angelegenheiten ſetzte Heinrich VIII. eine Maßregel entgegen, welche die Gewalt des Papſtes über England verminderte. Als endlich (1534) Clemens VII. ſeine Entſcheidung gab, zögerte Heinrich VIII. auch mit der ſeinigen nicht länger. Er ſagte ſich und ſein Königreich gänzlich vom Papſte los, ohne im übrigen an dem Lehrbegriffe und den kirchlichen Ceremonien irgend etwas zu ändern. Er konnte dieſes ohne Gefahr thun, weil die Reformation in den Gemüthern des Volkes einen vollſtändigen Umſchwung herbeigeführt und nicht blos die päpſtliche Gewalt, ſondern auch die päpſtliche Religion in ihren Grundfeſten erſchüttert hatte.

Inmitten aller der Wirren, welche Clemens VII. zwar nicht ſelbſt angeregt, allein durch ſeinen Ehrgeiz und ſeine Halbheit vermehrt oder erſchwert hatte, ſtarb der Papſt. Die Reformation hatte ſich, während er auf dem römiſchen Stuhle ſaß, in Deutſchland und in der Schweiz befeſtigt, über Skandinavien verbreitet, in England und Frankreich Wurzeln geſchlagen, und ſelbſt in Italien und Spanien Spuren ihrer Fortſchritte zurückgelaſſen. Die apenniniſche Halbinſel war von ihm der Herrſchaft der ſogenannten Barbaren nicht entriſſen worden. Im Gegentheile hatten ſich die Spanier in Unter- und Ober-Italien feſter als je zuvor geſetzt und beherrſchten von dort aus das ganze Land. Selbſt Florenz, ſeine ſo ſehr geliebte Vaterſtadt, bereitete ihm nach den großen Opfern, die er gebracht hatte, um in dieſelbe ſeine Familie wieder einzuführen, den größten Kummer. Seine zwei Neffen bekämpften ſich gegenſeitig mit blinder Wuth und gefährdeten die durch fremde Hülfe wieder hergeſtellte Herrſchaft der Mediceer. Alle dieſe bitteren Erfahrungen und die Sorge um die nächſte Zukunft untergruben die Geſundheit des hochſtrebenden und ehrgeizigen Kirchenfürſten. Er ſtarb (1534). Im folgte Paul III. Vierzig Jahre lang war er unter dem Namen Alexander Farneſe Cardinal geweſen, und mehr als einmal, insbeſondere aber bei der Wahl Clemens VII., hatte er gehofft und geſtrebt, die Papſtwahl auf ſich zu lenken. Endlich, im ſiebenundſechszigſten Jahre ſeines Lebens, kam er an das Ziel ſeiner Wünſche. Jetzt aber war der römiſche Stuhl nicht mehr ſo weich, als zur Zeit, da Alexander Farneſe den Cardinalshut empfing. Die Reformation hatte ſich über ganz Europa verbreitet, und obgleich ſie in Italien nie feſte Wurzeln ſchlagen konnte, zeigten ſich doch auch in dieſem Lande, der unmittelbaren Heimath der Päpſte, Anklänge derſelben.

Wir haben ſchon weiter oben*) der beiden Italiener Socini Erwähnung gethan, welche auf der Bahn des Fortſchrittes weiter, als die übrigen Reformatoren gegangen waren. Ihnen konnten allerdings nur wenige folgen, ſelbſt da, wo die römiſche Schreckensherrſchaft ſich nicht in ihrem ganzen Nachdrucke fühlbar machte. Allein Geiſtesverwandte hatten ſie doch in Italien, obgleich dieſe weit hinter ihnen zurückblieben, theils weil äußere Gewalt ſie hemmte, theils weil der ganze geſellſchaftliche Zuſtand des Landes der freien Forſchung auf religiöſem Gebiete unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg legte. Der große Eifer, welchen die gebildeten Italiener ſeit Petrarca's Zeiten den Alten gewidmet, hatte Anſichten verbreitet, welche mit dem herrſchenden Kirchenglauben unvereinbar waren.

*) S. § 16, S. 117 f.

Viele Machthaber, unter ihnen namentlich der Papſt Leo X., beförderten dieſe Beſtrebungen, und gaben durch ihr ganzes Benehmen und häufige Aeußerungen, welche ihnen entſchlüpften, zu erkennen, daß ſie dem Lehrbegriff und den Ceremonien der römiſchen Kirche keine hohe Verehrung ſchenkten. Julius II. ließ ſogar die an chriſtlichen Erinnerungen ſo reiche Baſilica von St. Peter niederreißen, um ſie nach dem Muſter des Alterthums neu aufzubauen. In den Schulen der Philoſophen wurden, wenn auch mit einiger Vorſicht, die Glaubensſätze der chriſtlichen Kirche in einem ganz anderen Sinne beſprochen, als ſeit Jahrhunderten von den Kanzeln herab geſchehen war. Pietro Pomponazzo wagte z. B. zu behaupten, wenn der Geſetzgeber die Unſterblichkeit der Seele feſtgeſtellt, ſo habe er dieſes gethan, ohne ſich um die Wahrheit dieſer Lehre zu bekümmern. Den gläubigen Deutſchen, welche nach Italien kamen, ſtanden die Haare zu Berge, wenn ſie hörten, wie unkirchlich in der nächſten Nähe des Papſtes geſprochen wurde. Luther und Erasmus waren beide darüber erſtaunt. Der Zweifel und der Unglaube thaten ſich nicht blos öffentlich kund, nein ſie waren zur Mode geworden. Niemand galt mehr für einen Mann von Bildung, der nicht über das Chriſtenthum ſpottete. Allein gerade, weil die freie Anſchauungsweiſe in kirchlichen Dingen nur unter den höheren Ständen Eingang gefunden hatte, weil ſie nur Mode-Sache und nicht Gegenſtand ernſter Ueberzeugung geworden war, fehlte ihr die nachhaltige Kraft und die Lebensfriſche. Neben dem Unglauben der Machthaber ging der Fetiſchdienſt und der durchaus heidniſche Aberglaube der Maſſen her.

Die deutſche Reformation, welche aus einem tiefen religiöſen Bedürfniß hervorgegangen war, und ihren erſten Stützpunkt nicht in den höher gebildeten Claſſen, ſondern in der gedrückten und darbenden Menge gefunden hatte, wirkte auch auf Italien zurück, allein mit ſehr verminderter Kraft. Sie drang nicht in die unteren Schichten der Geſellſchaft. Der Grundgedanke der religiöſen Bewegung Italiens war aber derſelbe, wie derjenige Deutſchlands: es ſollten der überhandnehmenden Verderbniß der Kirche Schranken geſetzt und die Kraft des religiöſen Glaubens geſtärkt werden. Zu Rom, jenſeits der Tiber, in der Kirche Caraffa, von St. Sylveſter und Dorothea, zu Venedig, Padua und Neapel fanden ſich verwandte Gemüther zuſammen, welche gemeinſchaftlich die religiöſen Fragen der Zeit beſprachen und ſich gegenſeitig erbauten und ermuthigten. Caspar Contarini, Sadolet, Giberto, der engliſche Flüchtling Reginald Pole, welche alle ſpäter Cardinäle wurden, bildeten die Mittelpunkte eines regen geiſtigen Lebens. Um einen Schritt weiter als ſie wagten ſich vor der Benedictiner Marco von Padua, Luigi Priuli, Flaminio, der Spanier Juan Valdez, Vittoria Colonna Pescara, Giovanni Battiſta Folengo und Bernardino Ochino. Sie alle beſchäftigten ſich viel mit der dornenreichen Frage der Rechtfertigung und kamen den Anſichten Luther's in Betreff derſelben ſehr nahe. Allein an eine Trennung von dem Papſtthume dachten ſie nicht, im Gegentheile erklärten ſie, daß kein Verderben groß genug ſein könne, um eine Losſagung von der Kirche zu rechtfertigen. Savonarola's Lehren und das Beiſpiel des Mönches, welcher ſeine Kutte nicht abgelegt hatte, übten auf ſie entſcheidenden Einfluß. Das Streben jener Männer und ihrer Anhänger verhielt ſich zu der Reformation der Deutſchen etwa wie Savonarola zu Luther.

Caspar Contarini kann als der kräftigſte Vertreter der italieniſchen Fortſchrittspartei betrachtet werden. Auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) traf er mit den Proteſtanten Deutſchlands perſönlich zuſammen und machte denſelben größere Zugeſtändniſſe, als der Papſt gut hieß. Doch die ſtrebenden Geiſter Deutſchlands und Italiens ſtanden ſich zu fern, als daß eine Ausgleichung möglich geweſen wäre. Die Deutſchen verlangten mehr, als die Italiener gewähren wollten. Die mit ſo großer Mühe und gutem Willen gepflogenen Verhandlungen machten nur die Kluft anſchaulich, welche ſich damals ſchon zwiſchen Proteſtanten und Katholiken gebildet hatte. Mit den religiöſen Fragen des Tages ver-

miſchten ſich auch wieder politiſche Rückſichten und erſchwerten jede Verſtändigung. Weder der Papſt, noch Franz I. von Frankreich wünſchten, daß Deutſchland einig und unter Karl's V. Scepter mächtig werden ſollte. Beide fürchteten, daß nach Erledigung der religiöſen Wirren ihnen aus der vereinten Kraft des deutſchen Volkes größere Gefahren, als aus dem Religions-Zwiſte, erwachſen möchten. Der Streit ließ ſich daher nicht gütlich beilegen*). Auf die kurze Zeit, in welcher Contarini und ſeine Freunde zu Rom mächtig geweſen waren, folgte bald jene blutige Reaction, deren mächtigſte Träger die Jeſuiten und die Inquiſition wurden.

Paul III. war, gleich den beiden Mediceern Leo X. und Clemens VII., ein durchaus weltlich geſinnter Papſt, und dachte, gleich dieſen ſeinen Vorgängern, mehr an ſeine Nachkommen, welche ziemlich zahlreich waren, und an ſeine Bauwerke, als an das Beſte der Kirche, die er zu vertreten berufen war. Als Cardinal legte er den Grund zu dem prachtvollen Palaſte Farneſe, und zu Bolſena, auf ſeinen ererbten Gütern, baute er ſich einen Landſitz, an welchem Leo X. ſo viel Geſchmack fand, daß er ihn bisweilen dort beſuchte. Er war vorſichtig bis zum Uebermaß, und konnte daher oft in den dringendſten Angelegenheiten zu keinem Entſchluſſe kommen. Obgleich er in der vornehmen Richtung ſeiner Zeit erzogen war und eine claſſiſche Bildung beſaß, war er ſo abergläubig, daß er ſelten irgend etwas von Bedeutung vornahm, ohne zuvor die Sterne zu befragen. Mit Frankreich konnte er zu keinem feſten Bunde gelangen, blos weil zwiſchen ſeiner und Franz' I. Geburtsſtunde keine Uebereinſtimmung ſtattfand. Bei allen Geſchäften des Staates und der Kirche trachtete er zunächſt darnach, den Vortheil ſeiner Familie zu ſichern. Unter dem Vorwande, daß Frauen nicht nachfolgefähig ſeien, nahm er die Herrſchaft Camerino in Beſitz, während er die Venetianer und Karl V. zuvor in einen Krieg mit den Türken verwickelt hatte, ſo daß ſie ihn daran nicht verhindern konnten, und ertheilte ſie ſeinem Enkel Ottavio. Die Zuſammenkunft, welche er zu Nizza mit dem Könige von Frankreich und Karl V. hatte, benutzte er dazu, ſeinem Sohne Pier Luigi Novara zu verſchaffen und eine Heirath zwiſchen demſelben und Margaretha, des Kaiſers natürlicher Tochter zu verabreden. Zu gleicher Zeit erwirkte er von Franz I. die Zuſage der Hand des Herzogs von Vendome eines Prinzen von Geblüte, für ſeine Enkelin Vittoria. Doch hielt der König ſpäter nicht Wort. Die Verbindung zwiſchen Pier Luigi und Margaretha kam aber nach dem Tode ihres Gatten Aleſſandro de Medici (denn dieſer lebte damals noch) zu Stande. Sein lebhafteſter Wunſch war die Verſöhnung, welche er zwiſchen Franz I. und Karl V. zu Nizza eingeleitet hatte, möglichſt für ſich auszubeuten. Er ſuchte den Kaiſer glauben zu machen, das beſte Mittel, ſich den Frieden mit Frankreich und eine gebietende Stellung in Italien zu ſichern, ſei, das Herzogthum Mailand ſeinem Sohne Pier Luigi, der zugleich des Kaiſers Schwiegerſohn war, abzutreten. Dieſer Plan ſcheiterte aber vollſtändig an Karl's V. Hartnäckigkeit. Auch auf Florenz richtete Paul III. ſeine lüſternen Blicke. Allein der junge Herzog Cosmo, welcher ihn durchſchaute, war wachſam und entſchloſſen. Der Papſt vermochte nichts wider ihn auszurichten, um ſo weniger, als er es nicht wagte, Karl V., welcher den Herzog beſchützte, zu reizen.

Nach langwierigen Verhandlungen kam endlich (1545) das längſt verſprochene Concil in Trident zu Stande. Der Kampf gegen die Proteſtanten Deutſchlands brach aus. Die Treuloſigkeit des Papſtes bewährte ſich aber auch bei dieſer Gelegenheit. Er hatte nicht gedacht, daß der Kaiſer mit ſo geringer Mühe einen vollſtändigen Sieg davon tragen würde, vielmehr hatte er gehofft, während des Krieges im Trüben fiſchen zu können. Als ihm dieſes nicht gelang, und Karl ſich von ihm keine Vorſchriften geben ließ, rief er ſeine Truppen von dem kaiſerlichen Heere ab, und verlegte die Kirchenverſammlung nach

*) S. oben § 9, S. 82 ff.

Bologna, der zweiten Hauptſtadt des Kirchenſtaats. Kaum hatten ſich die Beſorgniſſe des Papſtes in Betreff der Fortſchritte der Reformation gelegt, als die Furcht vor der Uebermacht des Kaiſers die Ueberhand gewann. Er munterte den König Franz I. zum Kriege gegen den Kaiſer auf. Karl V. durchſchaute ihn und ſchrieb ſeinem Geſandten: „Die Abſicht Seiner Heiligkeit war von Anfang an, uns in dieſe Unternehmungen zu verſtricken und uns im Stiche zu laſſen, ſobald wir in eine ſchlimme Lage gerathen wären.“ Er hütete ſich daher wohl, einen Vertilgungskrieg wider die deutſchen Proteſtanten zu führen. Paul III. gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſich durch ein Bündniß mit Frankreich, der Schweiz und Venedig gegen Karl V. zu ſtärken, und ſuchte ſelbſt den Sultan und den Dey von Algier in daſſelbe zu verflechten. Er bemühte ſich, den alten Haß der Welfen gegen die Gibellinen von neuem zu erwecken, und ſtellte ſich an die Spitze der zahlreichen Mißvergnügten Italiens, um mit deren Hülfe dem Kaiſer Verlegenheiten zu bereiten. Er rieth ſogar dem Könige Heinrich II. von Frankreich an, mit dem proteſtantiſchen Eduard VI. von England Frieden zu ſchließen, um mit voller Macht den katholiſchen Kaiſer bekriegen zu können.

Karl V. ließ ſich aber nicht einſchüchtern. Er legte gegen die Sitzungen der Kirchenverſammlung zu Bologna Verwahrung ein, erklärte deren Beſchlüſſe für nichtig, und ordnete ſelbſtſtändig, ſo weit er konnte, durch das bekannte Interim die religiöſen Wirren Deutſchlands. Er behielt Piacenza, welches ſeine Truppen beſetzt hatten, nachdem Pier Luigi, des Papſtes Sohn, ermordet war, und gab es trotz aller Bemühungen Paul's III. nicht wieder heraus. Dennoch wagte dieſer es nicht, offen mit dem Kaiſer zu brechen. Am Ende gerieth er mit ſeiner eigenen Familie, namentlich mit ſeinem Enkel Ottavio und dem Cardinal Farneſe in Streit. Ueberwältigt von Kummer ſtarb der alte Mann (1559). Ihm folgte Julius III., welcher ſeine Wahl durch glänzende, den Cardinälen gemachte Verſprechungen durchſetzte. Julius war dem Kaiſer Karl freundlich geſinnt. Er verlegte das Concil zurück nach Trident (1551). Allein Ottavio Farneſe rief den König von Frankreich nach Italien, und es entſpann ſich ſo jener Krieg gegen Karl V., deſſen bedeutungsvollſte Seite in Deutſchland ſpielte, und welcher die Niederlage der katholiſchen Partei, den Sieg des Kurfürſten Moritz und die Religionsverträge von Paſſau und Augsburg in ſeinem Gefolge hatte*).

Julius III. ergriff mit Freuden die Gelegenheit, welche ihm der Krieg in Deutſchland bot, um die Kirchenverſammlung von Trident aufzulöſen. Von dieſer Zeit an beſchäftigte ſich der Papſt mit Vorliebe nur mit dem Bau ſeines Palaſtes vor dem Thore del Popolo und mit Anlegung ſeiner Gärten. Er verſäumte nicht, für ſeine Familie Sorge zu tragen. Durch den Herzog Cosmo von Florenz verſchaffte er ihr Santonino, den Sitz ihrer Ahnen, durch den Kaiſer Novara. Er ſelbſt verlieh den Seinigen Camerino und die Würden, die in ſeiner Macht ſtanden. Doch führte er keine Kriege zu ihren Gunſten und begnügte ſich mit einem heiteren Leben auf ſeinem Landſitze.

Mittlerweile wüthete der Krieg zwiſchen den beiden katholiſchen Großmächten, Spanien und Frankreich. Die Proteſtanten erholten ſich von ihrer 1547 erlittenen Niederlage. Die ſtreng kirchliche Partei wurde dadurch ſehr aufgebracht und legte dem Papſte die Schuld dieſer ihr verhaßten Ereigniſſe zur Laſt. Als er ſtarb (1555), ſetzte ſie die Wahl des Cardinals Marcello Cervini durch, welcher unter dem Namen Marcellus II. den päpſtlichen Thron beſtieg. Dieſer ſtarb aber ſchon am zwei und zwanzigſten Tage ſeiner Herrſchaft.

Unter gleichen Einflüſſen ſtanden die Cardinäle bei der Wahl ſeines Nachfolgers. Sie gaben ihre Stimmen dem Giovanni Pietro Caraffa. Wir haben ſeiner ſchon weiter oben gedacht, und werden ihn noch in den §§ 23, 25, 27, von den Kirchenverſammlungen,

*) S. oben § 12, S. 96 ff.

den Mönchen und der Inquiſition zu nennen haben. Caraffa hatte ſich ſeit langer Zeit bemüht, dem erſtarrten Körper der römiſchen Kirche wieder einige Lebenswärme einzuflößen, freilich nicht dadurch, daß er ihren inneren Organen friſche Kraft verlieh, ſondern indem er Feuer anzündete, auf welchen er ſogenannte Ungläubige und Ketzer verbrennen ließ. Er war das Haupt jener Partei, welche glaubte, nur durch die Schrecken der Inquiſition, durch Mönche und Henker der römiſchen Kirche ihren alten Glanz wieder geben zu können. In dieſem Sinne hielt er wenigſtens theilweiſe das Verſprechen, das er der Chriſtenheit in ſeiner Antrittsbulle ertheilte: in Wahrheit die Reform der allgemeinen Kirche und des römiſchen Hofes in Angriff nehmen zu wollen. Mit Recht nannte ihn Aretino einen trägen Heuchler, der ſich eine religiöſe Gewiſſensſache daraus mache, eine Diſtel zu pfeffern. Doch größer, als ſein Ketzerhaß, war ſein Widerwillen gegen die Spanier, und feſter, als der Glaube an die römiſche Kirche, war ſeine Vorliebe für Italien. Der Krieg, in welchem ſich Karl V. mit Frankreich befand, bot dem Papſte eine lockende Gelegenheit, im Trüben zu fiſchen. Kaum hatte er den ſogenannten Stuhl Peter's beſtiegen, als er in Händel mit Karl V. gerieth. Den Bund mit Frankreich, welchen Paul III. beabſichtigte, allein niemals abſchloß, brachte Paul IV. in kurzer Zeit zu Stande. Er führte übrigens nicht blos mit Kanonenkugeln, ſondern auch mit Worten Krieg. Er überſchüttete die Spanier mit den heftigſten Schmähungen. Er nannte ſie Ketzer und Schismatiker, von Gott verfluchte Juden- und Maurenbrut, die Heſe der Welt u. ſ. w. Uneingedenk der Lehren Chriſti, war ſein liebſter Gedanke, auf dieſen Schlangen zu gehen und auf dieſe Löwen und Drachen zu treten. In prahlendem Tone pflegte er zu ſagen, die Zeit ſei gekommen, da Karl und ſein Sohn Philipp Züchtigung für ihre Sünden empfangen ſollten, er, der Papſt, werde ſie verhängen. Seinen Bemühungen gelang es, zu bewirken, daß der König von Frankreich den mit Spanien abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand brach. Ganz Italien wiegelte der Papſt gegen den Kaiſer und ſeinen Sohn Philipp auf. In Rom ließ er gegen beide ein gerichtliches Verfahren einleiten, welches mit der Excommunication beider und mit der Entbindung ihrer Unterthanen von dem ihnen geſchworenen Gehorſam enden ſollte. Da ſich Paul IV. ſelbſt in den wüthendſten Haß gegen die Spanier hineingearbeitet hatte, erkannte er nur dieſe Leidenſchaft bei anderen als Tugend an. Sein Neffe, Carlo Caraffa, ein ausſchweifender Soldat, welcher im Heere Carl's V. gedient hatte, und ſich von dem Kaiſer nicht genügend belohnt glaubte, ſtieg jetzt plötzlich in ſeiner Gunſt, wurde von ihm zum Cardinal erhoben und gewann ſein unbedingtes Zutrauen. Zwei andere Neffen überſchüttete der Papſt aus gleichem Grunde mit Ehrenſtellen und Würden. Den einen ernannte er zum Herzoge von Palliano, den anderen zum Markgrafen von Montebello. Die ganze Familie Caraffa träumte nur von Königskronen und Herzogthümern.

Trotz ſeiner katholiſchen Geſinnung rückte aber der Herzog Alba auf Rom los, und der Papſt verſchmähte es nicht, deutſche Proteſtanten, welche die Heiligenbilder auf den Landſtraßen verſpotteten und über die Meſſe lachten, in ſeinen Sold zu nehmen. Carlo Caraffa trat ſogar in ein ſehr inniges Einverſtändniß mit dem Markgrafen Albert von Brandenburg, dieſem eifrigen Führer der Proteſtanten. Die weltlichen Rückſichten, welche der Papſt hegte, hatten ſeine kirchliche Stellung von Grund aus verkehrt. Seine Freunde waren Proteſtanten, ſeine Feinde die ſtrenggläubigſten Katholiken. Caraffa lud ſogar Solyman I. ein, ſeine ganze Streitmacht auf Neapel und Sicilien zu werfen. Doch alle dieſe Umtriebe halfen nicht viel. Die Schlacht von St. Quintin, welche die Franzoſen verloren, zwang den Herzog von Guiſe, welcher dem Papſte ein Heer zugeführt hatte, Italien zu räumen. Paul IV. mußte ſich bequemen, mit den Spaniern Frieden zu ſchließen und froh ſein, von dieſen leidliche Bedingungen zu erhalten. Sie gaben dem Papſte alle

Städte und Feſtungen zurück, die ſie ihm abgenommen hatten. Nur Palliano blieb den Caraffa's verloren. Feſter, als jemals, war die Herrſchaft der Spanier in Italien begründet.

Die wilden Leidenſchaften, welche in der Bruſt des Papſtes tobten, ſuchten jetzt einen andern Gegenſtand. Er ließ ſeinen Haß an ſeinen Neffen aus, nahm ihnen wieder alle Ehrenſtellen ab, die er ihnen geſchenkt hatte, verbannte ſie, und löſchte ſeinen Blutdurſt, indem er ſogenannte Ketzer ſchaarenweiſe hinrichten ließ. Er verſäumte keine Sitzung der Inquiſition, und drang bei den Verhandlungen dieſes teufliſchen Gerichts auf die äußerſte Strenge. Er erweiterte deren Geſchäftskreis und deren Vorrechte, unter welchen die Anwendung der Tortur zum Zwecke der Entdeckung Mitſchuldiger obenan ſtand. Niemand war ſicher, nicht als Ketzer verbrannt zu werden. Der Papſt ließ ſogar die Cardinäle Morone und Foscherari in den Kerker werfen, weil er über deren Rechtgläubigkeit Zweifel hegte, obgleich er ſich früher derſelben bedient hatte, um den Inhalt wichtiger Schriften, namentlich der Uebungen des Ignatius, zu prüfen. Zu Ehren des ſogenannten heiligen Dominicus, des eigentlichen Gründers der Inquiſition, führte er ſogar einen Feſttag ein. Die Kerker füllten ſich, die Zahl der Excommunicirten nahm zu. Auto-da-fe's waren die Lieblingsvergnügungen des unnatürlichen Oberprieſters. Da er die Spanier nicht hatte ausrotten können, verſuchte er es mit den ſogenannten Ketzern. Das eine gelang ihm ſo wenig, als das andere. Beide boten ihm wohl einigen Stoff für die wilden Leidenſchaften, denen er fröhnte, allein ſie waren mächtiger, als er. Haß war der leitende Beweggrund aller Handlungen dieſes verruchten Papſtes, er mochte denſelben in das Gewand der Vaterlandsliebe, oder der Religion kleiden, gegen Spanien oder ſogenannte Ketzer zu Felde ziehen. Ein ſolcher Wütherich konnte ſich für einen Nachfolger und Vertreter Chriſti ausgeben, und wird heutzutage noch von verdummten Millionen dafür gehalten!

Paul IV. war einer jener Menſchen, welche feſt, gewiſſenhaft und beſonnen ſcheinen, weil ſie durch keine beſſeren Regungen von äußerſten Maßregeln abgeſchreckt werden, weil ſie ihr Gewiſſen ertödtet haben, und ihr beſchränkter Geſichtskreis ihnen die Folgen ihrer Miſſethaten verhüllt.

Paul IV. hatte, als er ſeinen Neffen Carlo Caraffa zum Cardinale erhob, gewußt, und oft von ihm geſagt, er habe ſeine Arme bis zum Ellnbogen in Blut getaucht. Das hielt ihn nicht ab, ihm ſpäter die oberſte Leitung aller Angelegenheiten des Staats und der Kirche anzuvertrauen. Warum ſollte er auch daran Anſtoß nehmen, er, der ſeine Arme bis zur Schulter in Blut badete?

Er ſtarb (1559), indem er den römiſchen Stuhl und die Inquiſition der Fürſorge der Cardinäle empfahl. Ein würdiges Ende eines ſo blutigen Lebens! Gleich ſeinem Vorgänger, Paul III., hatte er übrigens durch ſeinen Streit mit dem Kaiſer ſelbſt am meiſten dazu beigetragen, den katholiſchen Fürſten die Unterdrückung der Reformation unmöglich zu machen. Nicht blos in Deutſchland, wo der Proteſtantismus frühzeitig feſte Wurzeln ſchlug, auch in England und Schottland, woſelbſt er lange Zeit noch ſchwach blieb, erſtarkte die Reformation gerade in der Zeit, da die weltlichen Beſtrebungen der Päpſte ſie in Kampf mit den ſtreng gläubigen Spaniern brachten und ſie beſtimmten, um dieſen zu ſchaden, mittelbar oder unmittelbar den Proteſtanten Beiſtand zu leiſten. Reginald Pole, der ſchlaue päpſtliche Legat, hatte große Erfolge in England errungen. Der zügelloſe Haß, womit Paul IV. die Spanier und die Reformation verfolgte, trug mehr, als irgend ein anderes Ereigniß dazu bei, England für immer vom päpſtlichen Stuhle loszureißen. Engliſche Soldaten fochten bei der Schlacht von St. Quintin an der Seite der ſpaniſchen gegen die Bundesgenoſſen des Papſtes. Paul IV. hatte es dahin gebracht, daß Philipp II., welcher als Gemahl der Königin Maria zugleich auch England beherrſchte, ſtatt ſeine Kraft ungetheilt gegen die Proteſtanten zu richten, wie er ſo gern gethan hätte, ſie gegen den Papſt

richten mußte, um nicht ſeine italieniſchen Beſitzungen zu verlieren. Eliſabeth, welche im Anfange ihrer Regierung noch keineswegs für die Proteſtanten entſchieden Partei genommen hatte, wurde durch die gehäſſigen Maßregeln Paul's IV. dazu getrieben, und dieſe waren nicht bloß das Ergebniß ſeines Ketzerhaſſes, ſondern zum Theile wenigſtens die Folge des mit dem Könige der Franzoſen wider die Spanier geſchloſſenen Bundes. Um Heinrich II. zu verpflichten, wirkte Paul IV. gegen eine eheliche Verbindung zwiſchen Philipp II. von Spanien und Eliſabeth von England. Der Bund des Papſtes mit den Franzoſen, welchem er jede andere Rückſicht unterordnete, zwang die Engländer, ſich zugleich gegen die Franzoſen und den Papſt zur Wehre zu ſetzen. Natürlich wurden ſie dadurch mit Gewalt zum Proteſtantismus getrieben. Allerdings würde auch die höchſte Staatsklugheit das rollende Rad der Zeiten nicht aufgehalten haben. Allein die Fehler der Päpſte erleichterten doch den Proteſtanten Englands und Deutſchlands die Zertrümmerung des päpſtlichen Joches. In Deutſchland zwang die feindliche Stellung, welche Paul IV. gegen das Haus Habsburg einnahm, Ferdinand I., den Proteſtanten Zugeſtändniſſe zu machen, welche ſie nicht errungen hätten, falls er freie Hand gehabt. Aus Furcht, zwiſchen zwei Feuer zu kommen, durfte er die Proteſtanten nicht die ganze Macht ſeines Hauſes fühlen laſſen. Daß dieſe groß genug war, den Proteſtantismus in Oeſterreich wenigſtens zu erſchüttern, zeigte ſich in ſpäteren Zeiten, als Päpſte und Habsburger Hand in Hand gingen.

Während Paul IV. in dem Kirchenſtaate Leute verbrennen ließ, welche nicht entfernt daran dachten, die päpſtliche Gewalt abzuſchaffen, oder nur zu beſchränken, vielmehr nur über dieſen oder jenen zweifelhaften Glaubensſatz Anſichten hegten, welche ihm nicht zuſagten, mußte er es geſchehen laſſen, daß ſich in Scandinavien, Britannien und Deutſchland der Proteſtantismus von Jahr zu Jahr befeſtigte, daß er ſich nach Ungarn und Polen verbreitete, daß Genf zur hohen Schule des Calvinismus wurde, und daß ſelbſt das mit ihm verbündete Frankreich an der Bewegung der Geiſter einen immer wachſenden Antheil nahm.

Paul's IV. Nachfolger, Pius IV., war in vielen Beziehungen geradezu das Gegentheil deſſelben. Paul war von angeſehener Familie, gehörte zur Partei der Gegner der Spanier, war Mönch und verfolgungsſüchtig, Pius war von niederer Abſtammung, ſtand mit der Partei des Kaiſers in mannigfaltigen Beziehungen, war, ſeiner Erziehung nach, ein Rechtsgelehrter und von heiterer Stimmung. Doch er war Papſt. Er ließ der Inquiſition ihren Lauf, ohne mit Vorliebe ihren Sitzungen und Hinrichtungen beizuwohnen. Die ganze Fülle ſeiner Strenge empfanden die Neffen ſeines Vorgängers, welche er alle drei hinrichten ließ. Schwerlich war dieſe in Rom ganz ungewöhnliche Härte dem Rechtsgefühle des Papſtes allein beizumeſſen. Er war von Paul IV. gehaßt und verfolgt worden. Wollte er nicht vielleicht an deſſen Neffen ſich rächen, die ſein Vorgänger ſelbſt der öffentlichen Verachtung preis gegeben hatte, und die er daher mit einigem Scheine von Recht ſtrafen konnte? Wie dem auch ſei, dem Nepotenweſen brachte Pius dadurch eine tödtliche Wunde bei. Zwar verlieben die Päpſte vor wie nach ihren Verwandten Reichthümer und Ehrenſtellen, allein ſie verwickelten den Kirchenſtaat doch in keine Kriege mehr, um den Ihrigen Fürſtenthümer und Herzogskronen zu erobern. Die Caraffa's waren die letzten Neffen eines Papſtes, welche nach ſo hohen Dingen ſtrebten.

Nicht minder bedeutungsvoll, als die dem Nepotismus beigebrachte Niederlage war der Sieg, welchen Pius IV. über das Concilienweſen errang. Hatte er dort blutige Strenge geübt, ſo erreichte er hier ſein Ziel durch Schlauheit und Gewandtheit. Er wußte es dahin zu bringen, daß dieſelbe Kirchenverſammlung, welche berufen wurde, um Mißbräuche abzuſtellen und die päpſtliche Macht zu beſchränken, die meiſten der herrſchenden kirchlichen Uebelſtände für geſetzlich erklärte und dem Papſtthum zur kräftigſten Stütze

Digitized by Google

wurde.*) Nachdem ihm dieſes gelungen war (1563), ruhte er von ſeinen Mühen aus, und brachte die kurze Zeit, bis zu ſeinem Tode (1565) in heiterm Genuſſe zu.

§ 20. Pius V., Gregor XIII. und Sixtus V. (1563—1590).

Die Päpſte hatten ſeit langer Zeit jede Abweichung von dem durch ſie feſtgeſtellten Glaubensbekenntniß nicht bloß als Sünde, ſondern auch als Verbrechen behandelt. Sie hatten dadurch alle Grundſätze der Sittlichkeit und des Strafrechts vollkommen verkehrt. Denn eine Verſchiedenheit der Meinung begründet keine Uebertretung des Sittengeſetzes, ſo wenig als ſie irgend ein Unrecht, oder gar ein ſolches in ſich ſchließt, welches mit dem öffentlichen Wohle unvereinbarlich iſt. Wäre das römiſch-katholiſche Glaubensbekenntniß daher auch der Ausdruck der reinſten und vollſtändigſten Wahrheit geweſen, ſo lag in dieſer Verwechſelung der Vorſchriften der Religion, mit denjenigen des Sittengeſetzes und des Strafrechts ein Kunſtgriff der empörendſten Art, eine Gewaltthat, welche im Keime jede Regſamkeit des Geiſtes erſticken mußte. Da aber das katholiſche Dogma, wie wir an einem andern Orte†) geſchichtlich nachgewieſen haben, nichts weiter war und iſt, als eine bunte Miſchung jüdiſcher und heidniſcher Fabeln, zuſammengeſtellt und ausgeſchmückt zum Zwecke der Verdummung, Knechtung und Ausbeutung der Völker, ſo mußte deſſen Einſchärfung durch Henker und Soldaten zu einer Schreckensherrſchaft führen, wie die Weltgeſchichte eine zweite nicht kennt.

So lange die ganze Chriſtenheit Europa's bis an die Grenzen Rußland's und der Türkei ſich das päpſtliche Joch ruhig gefallen ließ, ruhte daſſelbe auf ihr wie ein ſchwerer Alp; allein blutige Zuſammenſtöße zwiſchen den ſtrebenden Geiſtern und der den alten Unſinn aufrecht erhaltenden päpſtlichen Gewalt kamen nur ausnahmsweiſe zu Tage. Als aber ſeit dem Beginne der Reformation‡) ganz Mittel-Europa in ſeinem religiöſen Bewußtſein erſchüttert wurde, als ſich die Hälfte deſſelben mehr und mehr von dem Papſte abwandte, trat die römiſche Herrſchaft mit ihrem ganzen Blutdurſte zu Tage. In den erſten Zeiten der Reformation ahnten die Päpſte noch nicht den Umfang und die Tiefe dieſer geiſtigen Bewegung. Ein halbes Jahrhundert verging, bevor ſie erkannten, was für ſie auf dem Spiele ſtehe. Dann aber rafften ſie und ihre Anhänger ſich auf und kämpften mit den Waffen, die ſie immer geführt hatten, nicht mit Worten der Wahrheit und Werken der Liebe, ſondern mit der ganzen Kraft der Lüge und des Haſſes, die ſie beſaßen, um ihre wankende Herrſchaft auf den Trümmern der Vernunft und der Freiheit wieder herzuſtellen. Sie verſtanden es, unter ihren Anhängern einen Fanatismus anzuregen, welcher vor keiner Schandthat zurück bebte. Sie erhoben in deren Augen jede Handlung, welche das ſittliche Gefühl als Unrecht bezeichnet und jedes Verbrechen, das der Staat als Mord, Raub und Brandſtiftung zu beſtrafen pflegt, zu einer Gott wohlgefälligen That, ſobald dieſe nur die Zwecke des römiſchen Stuhles förderte. Unter ihren ſchützenden Fittigen wirkte die Inquiſition, welche mit verdoppeltem Nachdruck ihre Werke des Glaubens (Auto-da-fe's) d. h. Mord auf Schaffot, am Holzſtoß und im Kerker übte, und der neu erſtandene Orden der Jeſuiten, welcher um ſo tiefer eingreifende Bedeutung gewann, je mehr er ſich auf die eigentlichen Keime der menſchheitlichen Entwickelung warf: auf die Jugend-Erziehung und die Regierung des Staates und der Kirche. Die Inquiſition war eine alte päpſtliche Waffe, der Jeſuiten-Orden eine neue Erfindung. Beide aber verdankten den Päpſten ihre Entſtehung und Fortdauer, und wenn ſie auch bisweilen eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit entwickelten, ſo

*) S. unten § 22. †) S. Weltgeſchichte Buch III. § 44. S. 117. Buch IV. § 47. S. 145. Buch V. § 78. S. 238. Buch VI. § 88. S. 505 ff. ‡) S. z. B. Weltgeſchichte Buch VI. § 89. S. 508.

bildeten ſie doch nur Räder in dem Syſteme der päpſtlichen Maſchine, welche unter der oberen Leitung des römiſchen Stuhles ſtanden. Dieſer blieb daher für ihre Miſſethaten immer verantwortlich. Wären die Maſſen für diejenigen Anregungen, welche von Päpſten, Jeſuiten und Inquiſitoren ausgingen, nicht empfänglich geweſen, hätten ſie Verſtand genug gehabt, den ihnen aufgedrungenen Unſinn als ſolchen zu erkennen, und Freiheitsgefühl, das ihnen auferlegte Joch zu zertrümmern, ſo wäre die päpſtliche Schreckensherrſchaft bald in ſich ſelbſt zerfallen. Den Beweggründen, welche von oben herab wirkten, entſprachen ähnliche, die in dem Schooße der Völker lebten. Die Verfolgungsſucht, der Haß, die Herrſchbegierde der Päpſte gefiel einem großen Theile der Italiener, Spanier und der übrigen katholiſch gebliebenen Völker ganz wohl, und die Zahl der blinden Gläubigen war noch immer groß genug, um der Brut heuchleriſcher Pfaffen und Pfaffenknechte einen gewiſſen äußeren Stützpunkt zu verleihen, welcher nicht auf Lug und Trug, ſondern auf der Dummheit der Maſſen ruhte.

Der ſchwerſte Vorwurf, welcher das Papſtthum und die von demſelben abhängigen Anſtalten trifft, iſt gerade, die fluchwürdigen Leidenſchaften und die beklagenswerthe Beſchränktheit der Menſchen angeregt und genährt zu haben. Allerdings kann keine Monarchie und keine Ariſtokratie beſtehen, ohne mehr oder weniger die niederen Triebe und die geiſtige Beſchränktheit der Maſſen auszubeuten. Allein in ſo verderblicher und ſyſtematiſcher Weiſe, als die Päpſte, thaten es keine anderen Despoten. Die Aufgabe jeder vernunftmäßigen Herrſchaft iſt, die niederen Triebe der Völker unter die Gewalt der höheren ſittlichen Gefühle zu beugen und den Unverſtand und das Vorurtheil durch die Geiſtesklarheit, welche von ihr ausſtrahlt, zu erleuchten. Das iſt das Ziel der Volksherrſchaft. Das Papſtthum entfeſſelte aber den blinden Zerſtörungstrieb, den Ketzerhaß und die Glaubenswuth der Völker, verblendete ſie durch tönende Redensarten und prunkhafte Ceremonien und duldete von den edleren Regungen der Menſchenbruſt: von Wahrheitsliebe und Freiheitsgefühl, von Wiſſenſchaft und Kunſt nur ſo viel, als erforderlich war, der Scheußlichkeit ſeines Despotismus einigen beſſern Schein zu bewahren, damit nicht auch die dümmſten und verworfenſten Menſchen ihm mit Abſcheu den Rücken kehrten.

Mit dem Schluſſe der Kirchenverſammlung zu Trient begann ein neuer Abſchnitt in der Geſchichte des Papſtthums. Bis zu dieſer Zeit hin wurde ein großer Theil der Kraft deſſelben in Kämpfen mit den katholiſchen Königen der Erde vergeudet. Zu Trient wurde auf alle Zeiten hinaus Frieden und Freundſchaft zwiſchen dem Papſtthum und dem geſammten weltlichen Despotismus, in ſofern er der katholiſchen Religion anhing, geſchloſſen. Die Spitze der römiſchen Schreckensherrſchaft wurde dem Proteſtantismus und allen mit demſelben in Verbindung ſtehenden freiheitlichen und vernunftmäßigen Beſtrebungen entgegen gekehrt. Die Päpſte erkannten von dieſer Zeit an immer klarer, daß ſich ihre Herrſchaft nur auf diejenige der katholiſchen Despoten der Erde gründen könne. Sie wurden auf dieſe Weiſe das Band, welches die ſchlimmſten Tyrannen der Welt zuſammenhielt und dem Fortſchritt der Menſchheit das größte Hinderniß bereitete.

Pius V., welcher Pius IV. folgte, war ſeit ſeinem vierzehnten Jahre Dominicaner geweſen. Die Lehren und die Beiſpiele dieſes blutdürſtigen Ordens hatten ſein Gemüth frühzeitig vollſtändig verdorben und den Ketzerhaß in ſeinen Augen als höchſte Tugend geſtempelt. Die ſchaudererregende Thätigkeit der Inquiſition war ſeine Liebhaberei. Jener Eifer für die Aeußerlichkeiten und die Ausbreitung der katholiſchen Kirche und die Verfolgung ihrer Gegner, welche bei anderen, minder finſteren und in ſpäteren Jahren erſt eingereihten Mönchen mehr Grimaſſe als Ueberzeugung, war Pius V. zur zweiten Natur geworden. Niemals milderte er eine Strafe. Er war nicht damit zufrieden, daß die Inquiſition neuere Regungen des freien Geiſtes mit der furchtbarſten Härte heimſuchte.

Er drang darauf, daß sie in vergangene Zeiten zurückgriff und auch diejenigen strafte, welche vor zehn und zwanzig Jahren Aeußerungen gethan oder Strebungen gehegt hatten, welche seiner glaubenswüthigen Anschauung widersprachen. Unter den vielen Opfern, welche Pius V. schlachten ließ, wurde der edle Carnesecchi, der sich bei den ersten schwachen Regungen der Reformation in Italien betheiligt hatte, am meisten bedauert. Weder die Freundschaft vieler hoch stehender Gönner, noch sein Alter entwaffneten den starren Papst. Pius V. ließ ihn verbrennen. Die Venetianer zwang er, ihm den hochherzigen Guido Zanetti von Fano auszuliefern. Der Erzbischof von Toledo, Carranza konnte einem entehrenden Urtheilsspruche nicht entgehen, so viel er auch, namentlich in England, gethan hatte, um die sogenannten Ketzer auszurotten. Ein Auto-da-fe folgte auf das andere, bis die letzte Spur irgend einer Annäherung an den Protestantismus vollständig vernichtet schien. Nach dem Jahre 1570 kamen fast nie mehr Italiener unter den Opfern der römischen Inquisition vor. Ausländer gaben ihr die reichlichste Nahrung. So gründlich vertilgte Pius V. jede Aeußerung freier religiöser Ansichten. Denselben finstern Geist der Verfolgung hauchte er den untergeordneten Geistlichen und den katholischen Fürsten ein. Die Bartholomäusnacht war die Frucht, welche an dem von Pius V. gehegten Baume des Ketzerhasses wuchs, obgleich nicht nachgewiesen werden kann, daß er dieselbe unmittelbar veranlaßte. Dem Grafen Santafiore, welcher die Hülfstruppen befehligte, die er dem Könige von Frankreich sandte, ertheilte er die bestimmte Weisung, keinen Hugenotten gefangen zu nehmen, sondern alle nieder zu machen! Hat jemals ein heidnischer Despot grausamere Befehle erlassen? Die Zahl der Verurtheilungen, welche von einer Behörde ausgingen, war Pius V. ein Maßstab ihres Eifers. Diejenige, welche nicht strafte, beschuldigte er der Nachlässigkeit, ganz unbekümmert um die Frage, ob dazu irgend ein Grund selbst nach den Regeln der Ketzerrichter vorlag. Mit der haarsträubendsten Grausamkeit schärfte er die unsinnigen Gebräuche seiner Kirche ein. Er verbot jedem Arzte, einen Kranken länger, als drei Tage zu besuchen, falls dieser mittlerweile nicht gebeichtet habe. So machte er die Aerzte zu Häschern des Pfaffenthums und das Krankenbett zur unerträglichsten Marter-Anstalt. Auf Verletzung des Sabbaths und Gotteslästerung, zwei Vergeben, unter welchen sich alles mögliche begreifen läßt, und unter deren Vorwande fast jeder unschuldige zur Strafe gezogen werden kann, setzte er die strengsten Strafen. Die Reichen konnten sich zwar mit Gelde loskaufen, die Armen aber mußten Schimpf und Schande, Schläge und selbst die Durchbohrung der Zunge über sich ergehen lassen.

Die Bulle in coena Domini, welche seit alten Zeiten den Fürsten der Christenheit gerechten Grund zur Beschwerde gegeben hatte, ließ er wieder verkünden und schärfte sie noch durch einige verletzende Zusätze. Er ging in seinen oberpriesterlichen Anmaßungen so weit, daß selbst der Pfaffenknecht Philipp II. ihm andeuten ließ, daß ein auf's äußerste gereizter Fürst fähig sei, ihm Widerstand zu leisten.

Pius V. macht uns besser, als irgend ein anderer Papst anschaulich, daß die römische Kirche einer Verbesserung durchaus unfähig ist, denn alles, was von dem Standpunkte derselben aus als Verbesserung erscheint, ist in der That eine Verschlechterung. Größere Strenge in der Aufrechthaltung der unsinnigen und grausamen Lehren des Papstthums konnte nur zu größerm Unsinne und empörenderer Grausamkeit führen. Geringere Nachsicht gegen die Schwächen der Menschen wirkte aller Orten im höchsten Grade verletzend. Je mehr der Papst darauf hielt, daß Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer unausgesetzt in ihren Bezirken wohnten, desto mehr wurden sie selbst und ihre sogenannten Schaafe gepeinigt. Je schwerer es war, Dispense zu erhalten, desto drückender wurden die Ketten, in welche das Pfaffenthum hohe und niedere Gläubige geschlagen hatte. Das Joch des Papstthums wird nur dadurch einigermaßen erträglich, daß es die Menschen, sei es auf Stunden oder Tage,

vergeſſen können. Werden ſie aber immer und immer wieder daran erinnert, ſo iſt es auch für den dummſten und feigſten Knecht zu drückend. Pius V. glaubte, ein großer Mann zu ſein, wenn er, nachdem er die beſten Menſchen ſeiner Zeit hatte verbrennen, köpfen oder in den Kerkern verſchmachten laſſen, baarhaupt und baarfuß in der Mönchskutte zu den verſchiedenen in Rom verehrten Fetiſchen umherging. Dem Freunde der Freiheit und unverdorbener menſchlicher Entwickelung gereicht es zur Befriedigung, daß trotz allem ſeinem Eifer für die katholiſche Kirche Pius V. ſich ſehr unglücklich fühlte, des Daſeins überdrüſſig war, und ſich oft darüber beklagte, ſein Leben ſei, ſeit er den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, eine ununterbrochene Reihe von Kränkungen und Verfolgungen geweſen. So mußte er fühlen, daß dieſelben Beweggründe, welche ihn in Thätigkeit ſetzten, auch gegen ihn wirkten. Wenn nicht dieſelben Miſſethaten, welche er zu verüben im Stande war, ſo litt er doch dieſelben und vielleicht noch heftigere innere Qualen, als er Anderen bereitete.

Seine Verehrer rühmten von ihm, er ſei demüthig, geduldig und kindlich geweſen. Von der Demuth und der Geduld beſaß er aber nur diejenige Außenſeite, welche ſich die Mönche anzueignen pflegen, und von dem Kinde nur diejenige Unwiſſenheit, welche ihn unfähig machte, die von ihm angeordneten Schändlichkeiten in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen. Auch als Papſt kaſteite er ſich noch, wie früher als Bettelmönch. Pfaffen und Pfaffenknechte mögen darin große Selbſtverleugnung erkennen. Vernünftige Menſchen ſehen in allen Selbſtpeinigungen nur beklagenswerthe Verirrungen der menſchlichen Natur, welche, durch ihren Gegenſatz zu den gewöhnlichen Ausſchweifungen der Päpſte, nicht Tugenden werden.

Eine für das Papſtthum ſehr wichtige Verordnung war es, daß er unter den ſtrengſten Strafen jede Veräußerung von Theilen des Kirchenſtaats verbot. Er machte dadurch den verderblichen Kämpfen zwiſchen den Familien der verſchiedenen Päpſte, die ſich um einzelne Herrſchaften und Fürſtenthümer ſtritten, ein Ende. Die Begünſtigung der Neffen der Päpſte hörte aber natürlich in deſſen Folge nicht auf, vielmehr nahm ſie nur eine andere Geſtalt an. Es wurde nach und nach zum Grundſatze, daß ein Neffe Cardinal, und mit hohen Kirchenwürden überſchüttet, ein anderer mit weltlichen Ehrenſtellen und einer reichen Frau ausgeſtattet wurde. Dieſe beiden Neffen riſſen gewöhnlich den größten Theil der päpſtlichen Einkünfte an ſich und übten einen überwiegenden Einfluß in Kirche und Staat aus — nie zum Beſten der Völker, immer nur um ihren eigenen Leidenſchaften zu fröhnen.

Pius V. ſtarb den 1. Mai 1572. Er hatte der katholiſchen Kirche eine neue Anregung gegeben, welche, gekräftigt durch die Jeſuiten, mit ihm nicht endigte, vielmehr zunahm, und nicht ruhte, bevor faſt ganz Europa zu einem großen Schlachtfelde geworden war.

Pius IV. hatte durch den Abſchluß des Conciliums von Trient die Brücke abgebrochen, welche bis zu ſeiner Zeit den Abgrund zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus, ſcheinbar wenigſtens, bedeckte. Pius V. ſprang über denſelben, das Schwert und die Brandfackel in der Fauſt, um die Völker, welche das Joch des Papſtthums abgeſchüttelt hatten, mit Gewalt wieder zu unterwerfen. Mit Pius V. beginnt daher ein neuer Abſchnitt in der Geſchichte des Papſtthums: der ſyſtematiſche und blutige Kampf gegen den Proteſtantismus. Zwar verging noch ein halbes Jahrhundert, bevor er bis zu ſeiner Wiege, nach Deutſchland, getragen wurde. Um ſo furchtbarer begann er aber in den Niederlanden und in Frankreich. Wo offene Gewalt nicht rathſam ſchien, griffen die Anhänger der katholiſchen Kirche zu Gift und Dolch und nahmen zu Verſchwörungen ihre Zuflucht.

Die römiſch-katholiſche Partei hatte von der Zeit an, da die Päpſte aufhörten, weltliche Dinge zum Mittelpunkte ihrer Beſtrebungen zu machen, und ihre volle Kraft der Kirche, die ſie beherrſchten, widmeten, vor der proteſtantiſchen manches voraus. Sie beſaß

zu Rom ein Haupt, dem ſich in kirchlichen Dingen alle Fürſten ihres Glaubens willig unterordneten, eine Gemeinſchaft der Grundſätze und eine Mehrzahl eifriger Genoſſenſchaften, wie ſie ſich im proteſtantiſchen Lager nicht fanden. Sie hatte für ſich die ganze Kraft eines organiſirten Despotismus, der ſich auf ein unabänderliches und gleichmäßiges Bekenntniß ſtützte und in allen Gläubigen, beſonders aber den zahlreichen Mönchsorden und den für ihre Herrſchaft beſorgten katholiſchen Fürſten ſchlaue und mächtige Werkzeuge fand. Die Proteſtanten zerfielen in mehrere Secten, ihre Herrſcher wurden durch kein gemeinſames Band, wie durch das Papſtthum die Katholiken, zuſammen gehalten und jenſeits der Grenzen ſeines Gebiets beſaß kein proteſtantiſcher Machthaber irgend eine verfügbare Gewalt. Doch dieſelbe Organiſation, welche der katholiſchen Partei Kraft verlieh, legte ihr auch ein ſchweres Joch auf, ein Joch, welches die Proteſtanten verabſcheuten, und das ſie lieber auf Tod und Leben bekämpfen, als geduldig tragen wollten. Wenn die Freiheit nicht ſchwerer wöge in der Schaale der Geſchichte, als die Organiſation, ſo hätte der Sieg dem Papſtthum zufallen müſſen. Sie glich aber das Mißverhältniß der Organiſation zu Gunſten der Menſchheit aus. Der Geiſt vermag mehr, als die Form, die Freiheit mehr, als der Despotismus.

Wie zu der Zeit, da die eine Hälfte des römiſchen Reiches ſchon verloren gegangen war, die Kaiſer von Neu-Rom aber alle ihre Anſprüche auf ſie noch behaupteten, und z. B. unter Juſtinian mehrere Provinzen wieder gewannen, ſo rafften ſich jetzt die Päpſte, nachdem ſie die eine Hälfte ihres Reiches verloren hatten, auf, und ſuchten dieſelbe zurück zu erobern.

Bevor aber die katholiſche Partei hoffen konnte, ſiegreich gegen den Proteſtantismus vorzuſchreiten, mußte ſie in den ihr treu gebliebenen Provinzen ihre Herrſchaft befeſtigen. Das hatte Pius V. mit furchtbarer Grauſamkeit gethan. Jede Aeußerung einer Anſicht, welche dem römiſchen Glauben nicht vollkommen entſprach, war von ihm mit ſo raſtloſer Wuth verfolgt worden, daß faſt Niemand eine ſolche in Italien, Spanien und Portugal mehr wagte. Natürlich ließen ſich in gleichem Maße, wie die Aeußerungen, die Gedanken nicht Zwang anthun. Die Heuchelei und die Verſtellung mußten die Stelle des Glaubens, und der Fanatismus diejenige inniger Ueberzeugung erſetzen.

Zu keiner Zeit hatte ſich die römiſche Kirche auf die innere Kraft ihrer Wahrheit verlaſſen. Immer war ſie gegen Andersglaubende grauſam geweſen. Stets hatte ſie jede Ueberzeugung, welche von ihren Formeln abwich, als Sünde und Verbrechen verfolgt. Allein niemals war ſie mit ſo ſyſtematiſcher Schärfe verfahren, als ſeit den Tagen der Reformation. Glücklicherweiſe war ihre Macht gebrochen. Der Glaube der Völker ſtand nicht mehr auf ihrer Seite, wie im finſtern Mittelalter.

Gregor XIII., der Nachfolger Pius V., mochte noch ſo laut ſeine Freude über die Pariſer Bluthochzeit (1572) an den Tag legen, es mochten in Frankreich dem Proteſtantismus blutige Wunden geſchlagen werden; der Geiſt des Fortſchritts wurde darum doch nicht vertilgt. Die franzöſiſche Literatur und die Revolutionen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, welche weit über die Grenzen der Reformation hinaus gingen, beweiſen deutlich, daß es leichter war, Menſchen zu morden, als der Richtung der Zeit Schranken zu ziehen.

Gregor XIII., früher Hugo Buoncompagno aus Bologna, war urſprünglich ein Rechtsgelehrter geweſen, und ohne Zweifel ein ſchlimmer Rabuliſt. Durch die niedrigſten Advokatenkünſte ſuchte er den leeren Schatz der Kirche zu füllen. Uneingedenk der Thatſache, daß alle Gewalt und Macht der Päpſte ſelbſt nur auf Verjährung beruhe, griff er den verjährten Beſitzſtand des Adels des Kirchenſtaats an, und ließ alle diejenigen Güter deſſelben, deren er habhaft werden konnte, einziehen. Er that dieſes nicht, wie früher Alexander VI. und

ſein Sohn Cäſar Borgia, durch kriegeriſche Ueberfälle, Gift und Dolch. Er glaubte, ſeinen Zweck leichter durch Prozeſſe, die er zahlreichen Beſitzern von Kirchengütern machen ließ, erreichen zu können. Da die Gerichte gänzlich von ihm abhängig waren, ſo gelang es ihm leicht, bedeutende Landgüter an ſich zu bringen und anſehnliche Summen zu erpreſſen. Das ſo gewonnene Geld verwandte er auf die Gründung von Jeſuiten-Schulen und andere ähnliche Anſtalten. Die Folge ſeiner Maßregeln blieb aber nicht aus. Das von ihm geübte Unrecht reizte die ſtolzen Adels-Familien auf's äußerſte. Sie verbanden ſich mit den im Kirchenſtaate immer zahlreichen Räubern und Banditen. Die benachbarten Fürſten, gegen welche Gregor ähnliche Ränke ſpann, wie gegen den Adel des Kirchenſtaats, gaben den Verfolgten Zuflucht. Der Papſt vermochte keine Ordnung zu halten. Er begnadigte ſogar, vertragsweiſe, den ſchlimmſten aller Räuber- und Banditen-Häuptlinge, Alphons Piccolomini, weil er glaubte, nur dadurch das bedrohte Leben ſeines unehelichen Sohnes Giacomo retten zu können.

Die einzige rühmenswerthe That dieſes Papſtes war die Einführung des nach ihm benannten Gregorianiſchen Kalenders, durch welchen die Jahreszeiten mit dem damaligen Zuſtande der Sternkunde in Uebereinſtimmung gebracht und größeren Abweichungen für die Zukunft vorgebeugt wurde.

Sixtus V., welcher, bevor er berufen wurde, die katholiſche Heerde zu weiden (1585) in ſeiner Jugend Schweine gehütet hatte, gereichte ſeine frühere Beſchäftigung nicht zur Unehre. Wenn er ſpäter, als Papſt, nicht ſo gewaltthätig geweſen, wäre gewiß Niemand auf den Gedanken gerathen, es würde für die Menſchheit beſſer geweſen ſein, er wäre Schweinehirt geblieben. Der Republikaner muß ſich freuen, zu ſehen, daß auch aus den unterſten Klaſſen der Geſellſchaft Einzelne ſich emporſchwingen können, allein er bedauert, wenn dieſe glücklichen nicht die beſten Bürger, ſondern entweder, wie zu den Zeiten der römiſchen Kaiſer, die wildeſten Krieger, oder, wie in den Tagen der Päpſte, die ſchlaueſten Prieſter waren.

Sixtus V. gab die von Gregor verſuchte Methode der Geld-Erpreſſung auf, hatte aber viele Mühe, die durch dieſelbe hervorgerufenen Wirren zu beſeitigen. Er führte mehrere neue Abgaben ein, welche durch die Art der Erhebung noch weit drückender wurden, als ſie außerdem geweſen wären. Er überließ nämlich den ganzen Betrag der neuen Steuern unzähligen Beamten, die er ſchuf. Dieſe mußten ihre Stellen theuer bezahlen, preßten aber zehnfach mehr, als ſie gegeben, dem Volke aus. So erhielt der Papſt zwar ſofort anſehnliche Summen. Das Volk aber hatte auf Jahrzehnte hinaus, unerträgliche Abgaben zu leiſten. Viele Aemter, welche bis dahin immer unentgeltlich vergeben worden waren, machte er käuflich, ſo z. B. die Notariate, die Aemter der Fiscale, des Kammer-Anwalts und ſelbſt des Armen-Anwalts Außerdem ſchuf er viele hundert neue Aemter, welche alle er verkaufte. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche Methode der Geld-Erpreſſung im Grundſatze ſchlechter war, diejenige Gregor's XIII. oder ſeines Nachfolgers. In der Ausführung brachte die letztere allerdings größere Geldſummen ein; allein ſie laſtete auch ſchwerer auf dem Volke. Auf dieſe Weiſe erlangte übrigens Sixtus bedeutende Geldmittel, welche er theils im Caſtel St. Angelo niederlegte, theils auf koſtbare Bauten verwendete. Unter dieſen verdient vor allen anderen ſein Aquäduct gerühmt zu werden, welcher Rom mit gutem Waſſer verſah. Die blinde Wuth, mit welcher er aber die wenigen Ueberreſte des Alterthums verfolgte, ſie zerſtörte, oder doch in chriſtliche Denkmäler umwandeln ließ, ſprach mehr für ſeine mönchiſche Beſchränktheit, als für ſeinen Kunſtſinn. Wir können es einer noch im Kampfe begriffenen Macht nicht verargen, wenn ſie alle diejenigen Bauwerke zerſtört, welche ihrem Feinde neue Kräfte zuzuführen oder die alten in ihrer Anhänglichkeit zu beſtärken geeignet ſind. Allein der Streit zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum war

Digitized by Google

längſt beendigt. Der Donnergott hatte ſo wenig als ſeine Tochter Minerva mehr Anhänger in Rom. An die Stelle Apollo's und der Muſen waren andere Götter und Heilige getreten. Der Olymp bereitete dem chriſtlichen Himmel keine Gefahren mehr. Sixtus V. konnte daher ohne alles Bedenken die Vorzeit in ihren Kunſtwerken unangetaſtet laſſen. Allein er haßte ſie, und daß er dieſe Leidenſchaft nicht zügelte, gereicht ihm zur ewigen Schande.

Dieſelbe Gewaltthätigkeit, welche er an den Denkmälern der Vergangenheit, verübte er auch an der Wiſſenſchaft und an den Künſten ſeiner Zeit. Der unſinnigſte Wunderglaube erhielt vom Papſte Nahrung und Aufmunterung. Allein jede Regung der Wiſſenſchaft wurde von ihm im Keime erſtickt, und die Kunſt duldete er nur als Dienerin ſeines Glaubens.

Der römiſche Hof hörte auf, ſich öffentlich im Schmutze der Ausſchweifungen zu wälzen, wie er in den Tagen Alexander's VI. gethan hatte. Doch die Tugend, chriſtliche Einfachheit und Liebe traten nicht an die Stelle des zur Schau getragenen Laſters. Die Habgier und die Herrſchſucht hüllten ſich nur ſorgſamer in das falſche Gewand der Heiligkeit. Die Wolluſt zog ſich in dunkele Gemächer zurück. Es galt, dem rollenden Rade der Zeit in die Speichen zu fallen, den freien Geiſt, der in Europa erwacht war, wieder in Feſſeln zu ſchlagen. Um dieſes thun zu können, durften die Päpſte nicht, wie früher, ihren Leidenſchaften unverdeckt fröhnen. Sie mußten die Larve des Glaubenseifers, der Frömmigkeit und der Sittenreinheit tragen, um noch einmal die Menſchheit zu unterjochen.

Die endlichen Beſchlüſſe des Concils in Trient, welches die Schlauheit der Päpſte vollſtändig beherrſcht hatte, gaben der römiſch-katholiſchen Partei ihre neue Verfaſſung und beſtimmten den Charakter ihrer Kirche bis auf unſere Tage hinaus. Diejenigen Prälaten, welche bei denſelben mitwirkten, und diejenigen Fürſten, welche ſie annahmen, bildeten die Macht des Papſtthums. Alle Völker, Fürſten und Geiſtliche, welche ſich dieſe Beſchlüſſe nicht gefallen ließen, wurden vorläufig verflucht und vermaledeit, in Erwartung der Zeit, da ſie vertilgt oder mit Gewalt wieder unter das alte Joch gebracht werden konnten. Von jeher hatte die Herrſchaft der Päpſte auf dem Glauben der Völker geruht. Dieſer war aber nicht die Frucht freier Forſchung, oder eigener Wahl. Keineswegs! Er war die Folge theils des gemeinſchaftlichen Intereſſes zahlreicher Machthaber, die darin ihre feſteſte Stütze fanden, theils zwingender Gewalt, welche dem Kinde den Glauben aufnöthigte, dem Knaben, bevor er denken konnte, deſſen Bekenntniß zur Pflicht machte und den Mann, welcher von demſelben im geringſten abwich, als Sünder züchtigte und als Verbrecher ſtrafte. Dieſelben Einflüſſe, welche auf die geſammte katholiſche Welt, wirkten auch zurück auf die Päpſte. Obgleich dieſe immer als die Vertreter der katholiſchen Chriſtenheit verehrt, obgleich ſie in kirchlichen Dingen unfehlbar genannt wurden, machten, wenn auch nicht auf der Bühne, ſondern hinter den Couliſſen, Cardinäle, Ordensgenerale, Biſchöfe, Kaiſer, Könige und Fürſten, ihre Stimmen auch geltend. Kein Papſt hätte ſich auf dem ſogenannten Stuhle Peter's halten können, der es gewagt hätte, den von dieſen Pfeilern der Kirche einmüthig angenommenen Glaubensſätzen entgegen zu treten. Könige und Kaiſer, wie Philipp II. von Spanien und Ferdinand II. von Deutſchland, Ordensgenerale, z. B. der Jeſuite Lainez, Inquiſitoren, wie Ximenes de Cisneros, Biſchöfe, wie Carlo Borromeo von Mailand gaben nicht ſelten der katholiſchen Kirche Anregungen, denen ſich ſelbſt die Päpſte nicht entziehen konnten. Während die eine Hälfte Europas ſich vom Papſtthum losſagte, gewann im Süden die ſtarre Partei, welche ſich jeder Annäherung an den Proteſtantismus widerſetzte und auf unbedingte Unterwerfung drang, die Ueberhand, und diejenigen, welche, ſich ſelbſt unbewußt, durch ihren Verkehr mit Proteſtanten einige denſelben entlehnte Formeln angenommen hatten, wie z. B. der Cardinal Carranza, Erzbiſchof von

Toledo, oder welche der Ansicht waren, daß durch eine gewisse, kluge Nachgiebigkeit allein die verlorene Herrschaft des Papstes im Norden wieder hergestellt werden könne, z. B. die Cardinäle Pole und Contarini, mußten mit Schimpf und Schande das Feld räumen. Die mächtige Partei der unversöhnlichen Bigotten riß die Herrschaft in Rom und in den übrigen katholisch gebliebenen Ländern an sich und trat, so weit ihre Macht reichte, jede abweichende Anschauungsweise mit Gewalt nieder. Ketzerhaß wurde die Losung und bildete den Maßstab der Glaubenstreue im katholischen Lager. Wohl mochten sich im Schooße der römischen Kirche manche Gemüther finden, welche ihre milderen Gesinnungen beibehielten, welche die ihnen eingeprägten Glaubenssätze und Ceremonien annahmen und die ihnen gegebenen Vorschriften beobachteten, ohne darüber nachzudenken, wie sie sich mit dem Christenthume oder der Vernunft in Uebereinstimmung bringen ließen. Allein diese mußten sich zu der Rolle der Diener bequemen. Einfluß und Gewalt besaßen von nun an nur diejenigen, welche entweder aus Fanatismus oder aus Schlauheit den Ketzerhaß und eine blinde Unterwürfigkeit unter die Befehle des Papstes öffentlich zur Schau trugen.

Diese neue, oder richtiger, mit neuer Kraft eingeschlagene, aber alte Richtung der katholischen Kirche war die Folge vieler zusammen wirkender Kräfte, aus welchen wir das Papstthum, die Kirchenversammlungen, die Mönchsorden und unter diesen namentlich die Jesuiten, endlich die Inquisition hier besonders hervorheben. In wiefern die weltlichen Fürsten dabei mitwirkten, und welche Erfolge die katholische Kirche da und dort errang, werden wir bei der Geschichte der einzelnen Staaten Europa's näher nachweisen. Hier müssen wir uns mit einigen übersichtlichen Bemerkungen begnügen.

Mit Feuer und Schwert wurde auf den beiden Halbinseln des südlichen Europa: in Italien, Portugal und Spanien jede Annäherung an den Protestantismus im Blute der edelsten Männer erstickt. Allein mit dem Eisen konnten die Päpste in den übrigen Staaten Europa's nichts durchsetzen. Die List mußte also hier der Gewalt erst die Bahn brechen. Zu diesem Dienste waren die Jesuiten trefflich zu gebrauchen. Sie schlichen sich in die Staaten, welche ganz oder doch zum Theile protestantisch geworden waren, ein, gewannen Gönner und Anhänger und arbeiteten so lange im Stillen und in's geheim, bis sie sich stark genug fühlten, die Rollen der Meister zu übernehmen. Dann vollendeten Henker und Soldknechte das von ihnen begonnene Werk.

Wir haben weiter oben gesehen*), wie stark die Reformation kurz nach dem Augsburger Religionsfrieden in Deutschland gewesen war. Das änderte sich bald, als die Jesuiten festen Fuß in unserm Vaterlande faßten.

Schon im Jahre 1550 suchte der Jesuite Le Jay auf dem Reichstage zu Augsburg im Trüben zu fischen. Der Beichtvater Ferdinand's I., der Bischof Urban von Laibach lernte ihn kennen und wurde von ihm gewonnen. So erlangte Loyola's Schaar Einfluß und Macht in Deutschland. Der Beichtvater bestimmte seinen Herrn, ein Jesuiten-Collegium in Wien zu gründen, und selbst an Loyola zu schreiben. Im Jahre 1551 langten schon dreizehn Jesuiten, unter ihnen Le Jay, in Wien an, erhielten von Ferdinand eine Wohnstätte, Kapelle und Jahrgehalt. Bald wurden sie der Universität einverleibt, über welche ihnen Ferdinand sogar die Aufsicht anvertraute. In ähnlicher Weise setzten sich die Jesuiten kurz darauf zu Köln und in Ingolstadt fest, woselbst sie gleichfalls die gesammte Jugend-Erziehung an sich rissen. Im Jahre 1556 berief sie Ferdinand nach Prag. Die Schule, die sie dort gründeten, war hauptsächlich für den Adel bestimmt. Das Beispiel des Kaisers, welcher ihnen seinen Schutz so wirksam ertheilt hatte, blieb nicht ohne Erfolg. Der Erzbischof von Gran gründete 1561 ein Jesuiten-Collegium zu Tyrnau in Ungarn, Wilhelm Prussinowsky ein anders zu Olmütz. Kurz darauf nistete sich der Orden auch in

*) S. § 13. S. 80 ff.

Brünn ein. So kam allmälig ganz Oesterreich unter dessen Zuchtrutbe. Von Köln aus verbreiteten sich die Jesuiten über das gesammte Rheinland. Im Jahre 1561 gründeten sie unter dem Schutze des Erzbischofs von Trier ein Collegium zu Koblenz, und unter den Fittigen des Erzbischofs von Mainz eines zu Mainz und ein anderes zu Aschaffenburg. Zu Speier, Frankfurt a. M. und Würzburg setzten sie sich rasch hinter einander fest, und aller Orten brachten sie dem Protestantismus schwere Niederlagen bei. Zu Halle in Tyrol, München, Dillingen und Augsburg gründeten sie Erziehungs-Anstalten. Schon im Jahre 1561 rühmte von ihnen der päpstliche Legat, daß sie „viele Seelen gewännen, und dem heiligen Stuhle große Dienste erwiesen."

Die Jesuiten verstanden es trefflich, mit dem Schleier des göttlichen Geheimnisses die Schwächen ihrer Glaubenssätze zu verhüllen, diejenigen der Protestanten aber mit dem Brandmale der Ketzerei und der Unfolgerichtigkeit zu bezeichnen. Sie fesselten die Menschen, indem sie ihren Leidenschaften Nahrung gaben und beuteten die verblendeten Opfer, die sie gefangen hatten, zu ihren eigennützigen Zwecken aus. Wo ihnen die weltliche Gewalt zur Verfügung stand, machten sie von derselben den ausgedehntesten Gebrauch. Aber auch in diesem Falle vermieden sie möglichst jedes Aufsehen, um nicht die schlummernde Wachsamkeit der protestantischen Fürsten aufzuwecken. Falls ihnen die Obrigkeiten nicht unbedingt Gehorsam leisteten, bedienten sie sich der mannigfaltigsten Kunstgriffe. Der allgemein verbreitete Hexenglauben kam ihnen trefflich zu statten. Wo sie den protestantischen Glauben nicht als Verbrechen behandeln konnten, verfolgten sie ihre Gegner unter dem Aushängeschilde der Hexerei. Die Protestanten, welche den Hexenglauben nicht minder eifrig hegten, als die Katholiken, gingen in die Falle und verbrannten willig als Hexen und Hexenmeister diejenigen der übrigen, welche sie wegen ihres protestantischen Glaubens nimmermehr dem Hasse der Jesuiten preis gegeben hätten. Häufig diente den Jesuiten die Halbheit der Protestanten zu ihren Zwecken. Diese standen, gleich den Katholiken, nicht auf dem festen Boden der Vernunft, sondern auf dem Grunde des Glaubens. Sie unterschieden sich nur darin, daß die Einen etwas mehr, die Anderen etwas weniger, die Einen den Päpsten, die Anderen dem Luther, Calvin und den übrigen Reformatoren glaubten. Die Jesuiten, welche systematisch zu Werke gingen, auf höhern Befehl handelten, zersplitterten ihre Kräfte nicht, und verloren deren keine im Kampfe mit ihren Gegnern. Die Protestanten dagegen, welche unter sich, in Glaubenssachen wenigstens, nicht ganz einig waren, welche unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupte standen, nirgends auf einem größern Gebiete planmäßig verfuhren, überdieß niemals die Stimme des Gewissens so vollständig, wie die Jesuiten, betäubten, hatten die größte Mühe, dem Orden die Spitze zu bieten, wo sich dieser mit Genehmigung oder gar auf Ersuchen der weltlichen Obrigkeit niedergelassen hatte.

Seit den Tagen Luther's hatten die Protestanten auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit einen noch größern Sieg, als auf demjenigen des kirchlichen Lebens über ihre Gegner davon getragen. Auch diesen machten die Jesuiten ihnen jetzt streitig. Sie schufen eine ganz neue Gottesgelehrsamkeit, welche darauf berechnet war, den Katholiken neue Stützpunkte im Kampfe mit dem Protestantismus zu bieten und die überwiegende Festigkeit des katholischen Glaubens darzutun. Ingolstadt wetteiferte bald mit Wittenberg und Genf, den alten Stammsitzen protestantischer Wissenschaft. In ihren lateinischen Schulen legten die Jesuiten den Grund zur Ausbildung oder vielmehr zur Abrichtung ihrer Zöglinge; denn die Lehrmethode der Jesuiten, so geschickt sie auch gewählt war, konnte niemals selbstständige Forschung anregen, vielmehr nur den vorhandenen Stoff, in römisch-katholischer Verarbeitung, schablonenmäßig ihren Zöglingen beibringen. So unwissenschaftlich die Jesuiten auch zu Werke gingen, d. h. so sehr ihr ganzes Streben auch darauf gerichtet war, die Wahrheit zu

bekämpfen und nur deren Schein ſich anzueignen, ſo flößten ſie doch ihren Anhängern ein Gefühl der Sicherheit und ein Selbſtvertrauen ein, welches den Proteſtanten, gerade weil ſie gewiſſenhafter und ſorgfältiger zu Werke gingen, oft gebrach. Die Jeſuiten, welche über bedeutende Geldmittel zu verfügen hatten, und mächtige Gönner beſaßen, außerdem ihre Dienſte den Oberen unentgeltlich zu leiſten verpflichtet waren, konnten aus allen dieſen Gründen, da, wo es die Umſtände erheiſchten, den Schülern die billigſten Bedingungen ſtellen. Sie wußten ſich dafür an anderen Orten für die Opfer, die ſie brachten, mehr als dreifach bezahlt zu machen. Die Doppelzüngigkeit und die glatte Außenſeite der Jeſuiten täuſchte nicht ſelten Proteſtanten und ſelbſt minder eifrige Katholiken über deren eigentliche Zwecke. Zu ſpät nahmen die Eltern, welche ihnen ihre Kinder anvertraut hatten, oft wahr, daß dieſen eine Richtung gegeben wurde, welche ein friedliches Leben in der Familie und in der Gemeinde durchaus unmöglich machte. Der wüthende Ketzerhaß, der Eifer für die Aeußerlichkeiten des katholiſchen Gottesdienſtes, für Faſten, Reliquien und öffentliche Umzüge, und die blinde Unterwürfigkeit unter das Papſtthum, welche die Söhne Loyola's ihren Zöglingen einflößten, trat mit dieſen zugleich in die Kreiſe des bürgerlichen Lebens ein. Vier Fünftheile der deutſchen Katholiken unſerer Tage glauben an die römiſche Religion, weil es den Jeſuiten vor drei Jahrhunderten, mit Hülfe katholiſcher Fürſten, gelang, deren Vorfahren in das kaum zerriſſene Netz des Papſtthums wieder zu verſtricken. So wenig Selbſtthätigkeit bekunden die meiſten Menſchen bei der Wahl ihrer Religion! So viel hängt für die Nachwelt von den Thaten und den Leiden der Vorfahren ab! Nicht bloß der Verſtand und das Streben nach Wahrheit und Freiheit, ſondern auch der Unverſtand und der Eifer für Aberglauben und Knechtſchaft nehmen bisweilen einen großartigen Aufſchwung und erringen bedeutungsvolle Siege. Auf die inmitten der deutſchen Nation durch Luther angeregte geiſtige Bewegung, deren Zweck, trotz aller ihrer Verirrungen, im weſentlichen doch dem Beſſern zugewendet war, folgte die von Ignatius Loyola, Pius V. und anderen ſpaniſchen Jeſuiten und Dominicanern, ſowie von italieniſchen Päpſten getragene, deren Zweck die Aufrechthaltung des alten Aberglaubens, die Bekämpfung der Fortſchritte der Neu-Zeit und die Vertilgung aller Freiheit auf kirchlichem Gebiete war.

Durch die Reformation war die Gewalt der deutſchen Fürſten anſehnlich vermehrt worden. Die Jeſuiten bedienten ſich dieſes Wechſels mit großem Geſchicke, indem ſie mit Hülfe der vergrößerten Macht der katholiſchen Landesherren den Proteſtantismus innerhalb deren Grenzen bekämpften. In Baiern machten ſie zuerſt den Anfang. Herzog Albrecht V. ließ ſich ganz von ihnen leiten. Er ſchloß (1563) denjenigen Theil des Adels, welcher proteſtantiſch geworden war, von dem Landtage aus, beſchwichtigte die Städte mit ſchönen Worten und führte dann die katholiſche Religion mit Gewalt wieder in ſeinem Lande ein. Die proteſtantiſchen Prediger und ſelbſt die Laien, welche nicht katholiſch werden wollten, wurden aus dem Lande gejagt. Jede obrigkeitliche Perſon, welche Proteſtanten duldete, wurde auf's härteſte beſtraft. Alle proteſtantiſchen Bücher wurden verbrannt, und nur Bücher von ſtreng katholiſcher Richtung geduldet. Als Herzog Albrecht Vormund über den Sohn des in der Schlacht von Moncontour gefallenen Markgrafen Philipp von Baden wurde, ließ er den Knaben in der katholiſchen Religion erziehen und führte auch in deſſen Lande gewaltſam das Papſtthum wieder ein (1570 und 1571). In ſeiner Umgebung hatte der Herzog nur Leute von jeſuitiſcher Geſinnung. Wer bei den Söhnen Loyola's nicht in gutem Geruche ſtand, konnte nicht hoffen, Gunſtbezeugungen von ihm zu erhalten. Furcht vor Strafe und der Wunſch, dem Herzoge zu gefallen, in Verbindung mit der Erziehung der Jugend, welche den Jeſuiten preis gegeben wurde, wirkten gewaltig auf die gedankenloſen und ſchlaffen Maſſen. Diejenigen, welche lieber Haus und Hof, als ihren Glauben aufgeben wollten, hatten Mühe, in fremden Gegenden wieder eine Heimath zu

finden und diejenigen, welche hofften, im Lande selbst sich ihren Glauben bewahren zu können, irrten sich wenigstens was ihre Kinder betraf, da diese, von Jesuiten erzogen, bald den Eltern selbst gefährlich wurden, indem sie zu Spionen des Familienkreises abgerichtet wurden, so daß die protestantische Gesinnung sich selbst am heimischen Heerde nicht mehr kund zu thun wagte. Ganz in derselben Richtung verfuhren die geistlichen Fürsten von Mainz, Trier, Köln, Osnabrück und Würzburg. Das zu Trient aufgestellte Glaubensbekenntniß mit seinen Flüchen gegen jede abweichende Meinung bildete die Grundlage, von welcher alle Bestrebungen der Jesuiten ausgingen. Die Lehrer an den katholischen Universitäten, nicht bloß in der theologischen, sondern auch in allen übrigen Fakultäten wurden darauf beeidigt. Auf den Reichstagen, wie in den Kabinetten der Fürsten, leiteten die Jesuiten alle Angelegenheiten. Sie vereinigten die katholischen Stände zu einem festen Bunde gegen die Protestanten. Diese, statt in ähnlicher Weise, wie ihre Gegner zusammen zu halten, und dadurch ihren Maßregeln mehr Nachdruck zu verschaffen, blieben vereinzelt und vermochten daher dem planmäßigen Umsichgreifen der Jesuiten keine Schranken zu setzen.

Eine andere Wendung nahm der Religionsstreit in den Niederlanden, welche damals noch zum deutschen Reiche gezählt wurden, obgleich Philipp II. daselbst nach spanischer Methode herrschte. Vergebens hatte Karl V. seine Opfer auf dem Altare des Papstthums abgeschlachtet. Umsonst suchte dessen Sohn die Inquisition einzuführen. Die Niederländer griffen zu den Waffen, dem einzigen Mittel gegen hinterlistige Pfaffen und grausame Tyrannen, das aber Muth und Ausdauer erfordert, Eigenschaften, welche leider nicht alle Menschen besitzen, auch wenn sie noch so viel von Freiheit sprechen und für Wahrheit begeistert zu sein vorgeben. Die Schilderung ihres Kampfes bleibt einem spätern Abschnitte*) vorbehalten.

Hier genüge die Bemerkung, daß, wenn es den Jesuiten gelang, Belgien, welches zur Hälfte protestantisch war, wieder katholisch zu machen, sie diesen Erfolg nur dem Schutze verdanken, den ihnen die weltliche Obrigkeit verlieh, und daß dieser Sieg mehr als aufgewogen wurde durch die Losreißung der sieben nördlichen Provinzen, zu welcher sie die kräftigste Anregung gaben. Schwerlich hätte Spanien den alle seine Kräfte verzehrenden Krieg mit den Niederlanden führen müssen, hätten die Jesuiten durch die Ränke, die sie spannen, und die Rathschläge, welche sie dem Könige und dessen Statthaltern ertheilten, die Protestanten nicht zum Aeußersten getrieben. Zwar suchten die Söhne Loyola's durch den Meuchelmord wieder zu gewinnen, was sie in offener Feldschlacht zu erlangen verzweifelten. Es gelang ihnen, dem Prinzen von Oranien durch die Hand eines Banditen den Tod zu geben, allein der Sohn ersetzte bald schon den Vater, und der Abscheu, den diese freche Mordthat in den Gemüthern aller besseren Menschen erregte, vermehrte deren Abscheu vor den finstern Lehren und Umtrieben dieser Mönche.

In den Niederlanden traten die Spanier der Reformation mit dem Schwerte, dem Henkerbeile und dem Holzstoße entgegen. In Frankreich verbanden die Katholiken mit der Grausamkeit Alba's den Fanatismus Loyola's. Die Pariser Bluthochzeit, durch welche den Hugenotten eine Niederlage beigebracht wurde, von der sie sich nie wieder erholten, drückte der katholischen Partei ein Brandmal auf, das sie nicht minder schändet, als die Inquisition, Jesuitismus und Papstthum, welche in Spanien und in Italien ihre festesten Stützpunkte fanden.

Die Schandthaten der Katholiken in den Niederlanden und in Frankreich rüttelten endlich die Protestanten Deutschlands aus ihrem Schlummer auf. Sie zeigten, was den Gegnern bevorstand, sollte es den Jesuiten gelingen, noch weitere Fortschritte zu machen. Allein die für die Reformation günstige Zeit war ungenützt vorüber gegangen. Ein großer Theil

*) Siehe den vierten Abschnitt.

Deutſchlands, welcher früher proteſtantiſch geweſen, war unter das alte Joch des Papſt-thums zurück gebracht worden. Es handelte ſich jetzt nicht mehr, wie nach dem Augsburger Frieden um die Frage, ob ganz Deutſchland für die Reformation gewonnen, ſondern ob es wieder in die Ketten des römiſchen Stuhles gelegt werden könne? Die Proteſtanten mußten jetzt um ihr Daſein kämpfen, mußten ſich vertheidigen, um nicht gänzlich vertilgt zu werden, während ſie früher leicht einen vollſtändigen Sieg über ihre Gegner erringen konnten, wenn ſie nicht die Hände in den Schooß gelegt hätten. Im Jahre 1576 erhoben ſich die Ritter gegen den tyranniſchen Abt Balthaſar von Fulda, und zwangen ihn, die Regierung nieder zu legen. Der Adel von Baiern fügte ſich nicht unbedingt in den Willen des Herzogs. Ein großer Theil deſſelben, den er nicht, wie Bürger und Bauern zum Lande hinaus jagen konnte, beſuchte gar nicht die Kirchen, nachdem der Herzog die proteſtantiſchen geſchloſſen hatte. Im Jahre 1579 gelangte Gebhard Truchſeß auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Köln und that bald kund, daß er der Reformation freundlich geſinnt war. Maximillan II. begünſtigte die Jeſuiten nicht, ſie vermochten daher in Oeſterreich wenig auszurichten. Die Proteſtanten machten in den habsburgiſchen Ländern unausgeſetzt Fortſchritte, nicht bloß in Ober- und Unter-Oeſterreich, ſondern auch in Krain, Steiermark und in den ſlavoniſchen und ungariſchen Provinzen. In der Hauptſtadt Steiermarks war z. B. im Jahre 1571 nur ein Mitglied des Stadtraths katholiſch, alle übrigen waren Proteſtanten. Außer Tyrol war die proteſtantiſche Partei um das Jahr 1578 überwiegend in allen Theilen der öſterreichiſchen Lande.

In Deutſchland, Polen, Scandinavien, England und in den Niederlanden errang die katholiſche Partei nur in ſofern dauernde Siege, als ihr die weltliche Gewalt zur Verfügung ſtand. Wo dieſes nicht der Fall war, richtete ſie nichts aus, und ihre Erfolge waren zweifelhaft, ſo lange die Obrigkeiten ſchwankten. Ein deutlicher Beweis, daß die katholiſche Religion in allen denjenigen Staaten, welche die Reformation ergriffen hatten, nicht durch die ſiegende Kraft der Ueberzeugung, ſondern durch die zwingende Gewalt des weltlichen Armes wieder eingeführt wurde.

Die Jeſuiten drangen ſchon in den Jahren 1569 und 1570 in Polen ein, woſelbſt ſie mit Hülfe mehrerer Biſchöfe zu Braunsberg, Pultusk, Poſen und Wilna Niederlaſſungen gründeten. Allein da der Reichstag von 1573 beſchloß, Niemand ſolle wegen ſeiner Religion beläſtigt werden, da der König ſich nicht von ihnen beherrſchen ließ, brachten ſie keine weſentlichen Veränderungen hervor. Im Jahre 1579 wurde ſogar die Zahlung der Zehnten an die Geiſtlichen vollſtändig eingeſtellt. Die Geiſtlichkeit mußte es ſich gefallen laſſen. Die Bauern athmeten freier. Sie hatten jetzt nur noch für den Adel zu arbeiten. Die ſchwere Abgabe, welche ſie den Pfaffen ſo lange dafür bezahlt hatten, daß ſie ihre Kinder im finſterſten Aberglauben erzogen und ſie ſelbſt in deſſen Ketten gefangen hielten, hörte auf. Doch die Freiheit iſt nur die Folge der Bildung. Wo dieſe fehlt, findet die Knechtſchaft immer wieder eine Hinterthür, zu welcher ſie zurückkehrt, wenn ſie auch zum Thore hinaus getrieben wurde.

Die Hoffnungen, welche die katholiſche Partei auf den König Johann von Schweden ſetzte, zerfloſſen in nichts. Vergebens hatte der Jeſuit Poſſevin ihm vollſtändigen Ablaß ertheilt (1578); umſonſt kehrte er mit päpſtlichen Sendſchreiben an den Hof von Stockholm zurück. Der König, von welchem er zuviel verlangte, mehr, als dieſer jemals hätte halten können, brach mit den Jeſuiten, entzog ihnen die bis dahin gewährte Unterſtützung und machte dadurch ihrem Bleiben in Stockholm und den mit dem päpſtlichen Stuhle eingeleiteten Unterhandlungen ein Ende.

Seit ſich die Königin Eliſabeth mehr und mehr auf die Seite der Proteſtanten neigte, zum Theil in Folge des Uebermuthes, mit welchem ihr die Päpſte entgegen getreten waren,

Digitized by Google

hofften dieſe nun, durch Verſchwörungen, die ſie anzettelten, oder durch offenen Krieg England wieder unter ihr Joch zu bringen. Allein Philipp II. hatte mit den Niederländern genug zu thun, er hatte daher keine Luſt, mit einem neuen mächtigen Feinde anzubinden Die Jeſuiten, welche ſich in geringer Zahl nach England wagten, vermochten dort, wie überall, wo ſie die weltliche Gewalt gegen ſich hatten, nichts auszurichten. Sie bewirkten zwar, daß einige geheime Katholiken ſich ihnen annäherten, zugleich aber auch, daß die Wachſamkeit der Regierung geſchärft wurde. Vortheil brachten ſie der katholiſchen Partei nicht Der Verſuch, welchen Papſt Gregor XIII. machte, Irland mit Hülfe des engliſchen Flüchtlings Thomas Stukeley und des Irländiſchen Flüchtlings Geraldine zu erobern (1579), ſcheiterte, obgleich der Graf von Desmond an dem Aufſtande Theil nahm. Er legte den Grund zu den mannigfaltigen Bedrückungen und Leiden, welche ſeit dieſer Zeit das unglückliche Land heimſuchten, und unter deren Laſt es ſich nie wieder aufrichten konnte. Als es dem Papſte Sixtus V. endlich gelang, Philipp II. zum Kriege wider England aufzuregen, mußten die Katholiken, nach dem Untergange der Armada (1589) ihre Hoffnungen aufgeben und ihre Eroberungspläne auf unbeſtimmte Zeit verſchieben.

Erfolgreicher waren die Beſtrebungen der katholiſchen Partei in der Schweiz. Die Jeſuiten ließen ſich in Luzern (1574) und Freiburg nieder. Carl Borromeo ſchickte Capuziner in die kleinen Cantone, welchen bald Zöglinge des von ihm gegründeten helvetiſchen Collegiums folgten. Die Aufregung der Gemüther wurde durch dieſe Mönche vermehrt. Sie verhinderten, daß Freiburg ſich enger an Bern und Genf anſchloß. Sie erhielten die blinden Katholiken in ihrem Aberglauben, auf die Proteſtanten, deren ſelbſtgewählte Obrigkeiten ihnen keinen Schutz gewährten, machten die Mönche nur in ſofern Eindruck, als ſie deren Widerwillen vor dem Papſtthum ſchärften.

Mittlerweile ſtarb (1576) Maximilian II., und ſein Nachfolger Rudolph II. fiel bald in die Hände der Jeſuiten. Dieſe hatten nun gewonnenes Spiel nicht bloß in Oeſterreich, ſondern überhaupt ſo weit die Macht des deutſchen Kaiſers reichte. Im Jahre 1578 vertrieb Rudolph aus Wien und ganz Oeſterreich den beliebten proteſtantiſchen Prediger Johann Oxitz. Das Volk ließ ſich dieſe erſte Gewaltthat ruhig gefallen, worauf das bekannte jeſuitiſche Verfolgungs-Syſtem über ganz Oeſterreich ausgedehnt wurde. Verbannung, Vermögens-Einziehung und körperliche Züchtigung waren die gewöhnlichen Mittel, womit die Maſſen geſchreckt, die Starken vertrieben und die Schwachen gebeugt wurden. Die Erziehung that dann das übrige. Dem Erzherzog Karl, welcher Stelermark, Kärnthen, Krain und Görz beherrſchte, ſchickte der Papſt, um ihn mehr anzufeuern, 40,000 Scudi und ſtellte ihm noch größere Summen zur Verfügung für den Fall, daß ſeine Unterthanen ſich wider ihn empören ſollten. Der päpſtliche Nuntius Malaſpina bildete den Mittelpunkt, von welchem alle Maßregeln zu gewaltſamer Vertilgung des Proteſtantismus ausgingen. Nirgends ſetzte das Volk dem Tyrannen einen wohlorganiſirten und kräftigen Widerſtand entgegen. Rudolph II. vermeinte in ſeinem Rechte zu ſein, weil der Augsburger Frieden den Landesherren die Befugniß ertheilt hatte, zu beſtimmen, welche Religion in ihrem Gebiete beſtehen ſollte. Er bedachte nicht, daß er dadurch die Religion ſelbſt zu einem Polizei-Inſtitute herabwürdigte, was ſie freilich in Oeſterreich und vielen anderen katholiſchen und proteſtantiſchen Ländern bis auf den heutigen Tag blieb. Entweder iſt die Religion Sache tiefſinnigſter Ueberzeugung, freier Wahl und ſittlichen Werthes, dann iſt ſie heilig, und mit Recht wird Derjenige getadelt, der darüber ſpottet und ſie verhöhnt; oder aber ſie iſt die Folge äußern Zwanges, obrigkeitlicher Gewaltthat und nur Mittel zum Zwecke der Ausbeutung des Volkes, dann verdient ſie mehr, als Cenſur, Polizeiwillkür und Tortur gegeißelt und bekämpft zu werden. Die Geſchichte lehrt uns, auf welchem Grunde die Religion der Völker ruht. Sie läßt darüber keinen Zweifel, daß in dem größern

Theile Europa's ſie mit Gewalt den Maſſen aufgedrungen wurde, welche ſie dann ihren Nachkommen, zugleich mit ihren Polizeibütteln und Pfaffen, deren ſie ſich nicht erwehren konnten, hinterließen. Die Oeſterreicher glauben heute an den Papſt und allen von demſelben gelehrten Unſinn, weil ihren Vorfahren vor dreihundert Jahren keine andere Wahl gelaſſen wurde, als Hab und Gut, die Heimath und alles, was ihrem Leben Reiz gab, zu verlieren, oder katholiſch zu werden. Vielen wurde übrigens nicht einmal dieſe Wahl gelaſſen. Sie wurden ſo lange eingekerkert, geprügelt und mißhandelt, bis ſie ſich bereit erklärten, wie man es nannte, in den allein ſeelig machenden Schooß zurück zu kehren. Die katholiſche Kirche ſtellte ſich ſelbſt durch ein ſolches Verfahren mit der körperlichen Züchtigung, mit Vermögens-Einziehung und Verbannung auf gleiche Stufe. Sie trat damals, wie zu allen Zeiten vorher und nachher als Zwangs-Anſtalt auf und verliert dadurch nicht ihren Charakter, daß die proteſtantiſche ihr Beiſpiel bisweilen nachahmte, und ähnliche Maßregeln gegen die Katholiken ergriff.

Die furchtbare Gewaltthätigkeit und die Planmäßigkeit, mit welcher die katholiſche Partei aller Orten, wo ſie die Macht beſaß, zu Werke ging, vermochte nicht, die Proteſtanten zu gemeinſamem Handeln zu vereinigen. Als der Kurfürſt von Köln (1582) auf ihre Seite trat, ſich offen für die Reformation erklärte, und ihnen dadurch noch einmal die Ausſicht eröffnete, die Mehrheit der Stimmen im Kurfürſten-Collegium und das Uebergewicht in ganz Deutſchland zu gewinnen, ſtand ihm außer dem Pfalzgrafen Caſimir, welchem alle nachhaltige Kraft fehlte, kein deutſcher Fürſt bei. Man ließ es geſchehen, daß Spanien und Baiern den Gebhard von Truchſeß vertrieben und die ſtarke Partei, die er in ſeinem Lande beſaß, erdrückt wurde. Paderborn, Osnabrück und Hildesheim fielen hinter einander in die Gewalt der Katholiken. Die Biſchöfe von Würzburg, Bamberg und Salzburg, von denen der erſte (Julius Echter) anfangs (1573) ſich ganz auf die Seite der Proteſtanten geneigt, der zweite (Ernſt von Mengersdorf) lange gezögert, der dritte (Wolf Dietrich von Raittenau) in Rom ſeine Erziehung erhalten hatte, folgten der Anregung, welche die katholiſche Partei ihnen gab, und erreichten durch die drei beliebten Mittel: Verbannung, Vermögens-Einziehung und Stockprügel ihren Zweck, die katholiſche Religion auf den Trümmern der proteſtantiſchen von neuem zu befeſtigen.

Aus den Berichten der päpſtlichen Geſandten, von denen mehrere auf die Nachwelt übergegangen ſind, erkennen wir klar, daß die Päpſte bei allen dieſen Beſtrebungen kein anderes Ziel im Auge hatten, als die Wiederherſtellung ihrer Macht, und daß ſie kein auch noch ſo grauſames und verrätheriſches Mittel, das ſie für dienlich hielten, ungenutzt ließen. Allein diejenigen Handlungen, welche ſie den Proteſtanten als Verletzungen des Kirchenrechts vorwarfen, übten ſie, ſo oft ſie es für zweckmäßig erachteten, ſelbſt, unbekümmert um Geſetz und alte Gewohnheit. Einziehung von Kirchenvermögen zum Beſten dienſtwilliger Fürſten, Anhäufung zahlreicher Kirchenämter in einer Perſon, Verleihung biſchöflicher Rechte an weltliche Freunde, Vermehrung der Gewalt eifriger Biſchöfe und offene Beſtechung — dieſes waren die Mittel, durch welche die Päpſte zunächſt auf Fürſten, Grafen, Herren, auf Biſchöfe und Prälaten wirkten. Sie ſtanden mit denjenigen auf gleicher ſittlicher Höhe, deren ſie ſich gegen die Maſſen bedienten.

Die feſteſte Stütze des Proteſtantismus Deutſchlands war der Adel. Die Bauern hatten alle Selbſtſtändigkeit verloren und die Bürger der meiſten Städte dachten mehr an das tägliche Brod, als an die Zukunft, mehr an Gewinn, als an Ueberzeugung und Freiheit. Den Adel für ſich zu gewinnen, war daher das eifrigſte Beſtreben der Päpſte und Jeſuiten. Wo ſich ein Adeliger der katholiſchen Religion einigermaßen freundlich zeigte, da ſpannten ihm die Pfaffen fein gewobene, oft ſilberne und goldene Netze, in denen ſich viele fangen ließen. Lange umgarnten ſie namentlich den Kurfürſten Auguſt von Sachſen,

Digitized by Google

cen Pfalzgrafen Ludwig von Neuburg und den Landgrafen Wilhelm IV. von Heſſen. Mehr, als einmal glaubten ſie, ihres Sieges gewiß zu ſein, doch gelang er ihnen bei dieſen drei Fürſten nicht, wohl aber bei dem Markgrafen Jakob von Baden, den ſie (1590) katholiſch machten. Mit außerordentlicher Schlauheit wirkten ſie auf die Mitglieder des Kammergerichts, welches damals zu Speier ſeinen Sitz hatte, und brachten es dahin, daß deſſen Viſitationen gänzlich unterblieben, weil, nachdem früher lange Zeit die Katholiken in der Viſitations-Commiſſion die Mehrzahl gehabt hatten, im Jahre 1588 die Proteſtanten dieſe erhielten.

Während die Päpſte und Jeſuiten ſich bemühten, proteſtantiſche Fürſten zu gewinnen und den Saamen der Zwietracht zwiſchen ihnen auszuſtreuen, vereinigten ſie die katholiſchen zu einem mächtigen Bunde, welcher nicht bloß Deutſchland, ſondern ganz Europa umfaßte, und in welchem namentlich Philipp II. von Spanien eine bedeutende Rolle ſpielte. Beſtimmte Formen erhielt derſelbe wohl erſt ſpäter. Allein nimmermehr hätten die Katholiken in den Jahren 1576—1590 ſo großartige Fortſchritte in Deutſchland gemacht, wenn derſelbe nicht thatſächlich damals ſchon beſtanden hätte. Die Jeſuiten bildeten den Kitt, der ihn zuſammenhielt, die Päpſte waren die Werkmeiſter, die ihn zu Stande brachten.

Der römiſche Hof, welcher in den erſten Jahrzehnten der Reformation die Bewegungen der Zeit nicht richtig gewürdigt hatte und durch mannigfaltige Verwickelungen theilweiſe von ſeiner Bahn abgelenkt worden war, trat mit Pius V. wieder an die Spitze — freilich nicht mehr der geſammten abendländiſchen Chriſtenheit, allein doch des römiſch-katholiſchen Theiles derſelben. Von Rom gingen alle Pläne zur Vertilgung der Proteſtanten aus. Die Päpſte gaben den katholiſchen Fürſten die kräftigſte Anregung zu allen ihren Unternehmungen gegen die neue Kirche. Sie gründeten jene Erziehungs-Anſtalten, welche, wie das deutſche und das engliſche Collegium zu Rom, die Jugend dieſer beiden Nationen zum Kampf auf Tod und Leben mit den Proteſtanten heranbildeten. Zu Rom wohnten die Generale der Jeſuiten und Dominicaner, welche nächſt den katholiſchen Fürſten, ihre furchtbarſten Werkzeuge der Vernichtung aller Glaubensfreiheit waren. Von Rom kamen jene Abgeſandten (Nuncien), welche aller Orten, insbeſondere aber in Deutſchland und in der Schweiz, wo ſie einen ſtändigen Sitz hatten, die Mittelpunkte aller Angriffe auf den Proteſtantismus bildeten. Zu Rom endlich wurden bei jeder an den Proteſtanten verübten großartigen Schandthat Freudenfeſte dem Namen nach, zur Ehre Gottes gefeiert, welche aber nur einem Gotte, gleich dem Moloch der Syrier gefallen konnten.

Durch die Beſchlüſſe der Kirchenverſammlung von Trient und das grauſame Verfahren der Päpſte Pius V., Gregor XIII. und Sixtus V. war zwar die Einheit im Schooße der katholiſchen Kirche wieder hergeſtellt worden. Allein die Bewegungen, welche faſt alle Theile Europa's durchzuckten, führten zu einer Reihe von andern Zweifeln, welche, obgleich rein ſtaatlicher Natur, dennoch auf die Geſchichte der Kirche den mächtigſten Einfluß übten. Die Königin Eliſabeth von England und viele andere proteſtantiſche Könige und Fürſten brachten die Katholiken in die äußerſte Wuth und ſelbſt der katholiſche König Heinrich III. von Frankreich, welcher ſich von den Guiſen nicht vollſtändig beſeitigen laſſen wollte, erregte ihren Unwillen. Die katholiſche Kirche, welche ſich für eine unmittelbar göttliche Einrichtung ausgab, kam folgerichtig zu der Behauptung, daß jede ihr feindliche Strebung ketzeriſch und rechtswidrig ſei. Sie erklärte daher, die Unterthanen ſeien keinem von ihr abgefallenen Könige oder Fürſten Gehorſam ſchuldig, im Gegentheile ſei es ihre Pflicht, einem ſolchen Gegner der Kirche die Herrſchaft zu entziehen, ja ſelbſt ihn zu tödten. So eiferten namentlich die Jeſuiten Bellarmin, Johann Boucher, Franz Suarez und Mariana. Eine beſtimmt nachweisbare Folge dieſer Lehren war die Ermordung Heinrich's III., welchem Jakob

Clemens den Todesſtoß gab, nachdem er ſich mit den Theologen ſeines Glaubens berathen und deren Aufforderung zur That erhalten hatte. Die Sorbonne erklärte ſelbſt nach feierlich gepflogenen Verhandlungen, daß das franzöſiſche Volk ihres dem Könige geleiſteten Eides der Treue ledig und entbunden ſei und ohne Gewiſſensbiſſe die Waffen gegen ihn ergreifen könne. Dagegen machte ein Theil der Katholiken geltend, die königliche Gewalt ſei nicht minder, als diejenige des Papſtes, unmittelbar göttlichen Urſprungs. Dieſer kümmerte ſich nicht um die Excommunication, hielt zuerſt an Heinrich III. und ſpäter, nach deſſen Ermordung, an deſſen Nachfolger Heinrich IV. feſt, obgleich der Bearner anfangs der proteſtantiſchen Kirche noch treu war. Die Proteſtanten führten die Lehre von der Gehorſamspflicht der Unterthanen gegenüber der weltlichen Obrigkeit noch weiter. Sie behaupteten, die Unterthanen müßten ſelbſt pflichtvergeſſenen und ungerechten Königen gehorchen, da dieſe ihnen von Gott gegeben ſeien.

In unſeren Tagen iſt die Lehre von dem göttlichen Urſprung der päpſtlichen und der königlichen Gewalt von allen denkenden Menſchen längſt aufgegeben worden. Die Geſchichte führt den Beweis, daß die Päpſte ihre Macht dem von ihnen künſtlich gehegten und mit Gewalt aufrecht erhaltenen Aberglauben der Maſſen, und dem Eigennutze der Fürſten, die Könige die ihrige faſt aller Orten dem Schwerte verdankten. Allein im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte übten die beiden widerſtrebenden Syſteme einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther und folgeweiſe auf die Entwickelung der Ereigniſſe. Die Verſchiedenheit der Anſichten, welche in dieſer wichtigen Frage ſelbſt die Katholiken in zwei widerſtrebende Parteien ſpaltete, wirkte zurück auf die Päpſte, welche dadurch gezwungen wurden, entweder ſich der einen anzuſchließen, mit Gefahr, von der anderen bekämpft zu werden, oder zwiſchen beiden unſicher hin und her zu ſchwanken. Die letzten Tage Sixtus V. wurden durch dieſen Streit beunruhigt. Wäre er für Vernunftgründe zugänglich geweſen, ſo hätte er daraus entnommen, daß er weder unfehlbar, noch Gottes Stellvertreter auf Erden ſei. Er war anfangs mit der größten Entſchiedenheit auf die Seite der Jeſuiten getreten, mußte aber bald erkennen, daß er, wenn auch der Dolch des Mörders Clemens ihm den Sieg über Heinrich III. verſchafft habe, gegen deſſen Nachfolger die Grundſätze päpſtlicher Allgewalt nicht würde aufrecht erhalten können. Venedig und Toscana ergriffen Partei für Heinrich IV., Mailand und Neapel ſtanden auf der Seite Philipp's II., welcher ſich bemühte, den Schein anzunehmen, als ſei er rechtgläubiger, als der Papſt, als vertrete er die katholiſche Kirche beſſer, als Sixtus V. Die Jeſuiten und ihr Anhang eiferten gegen ihn ſelbſt von den Kanzeln herab und im Beichtſtuhle. Die Spanier hetzten gegen ihn die kaum unterdrückten Räuberbanden. Sacripante erſchien im April 1590 in der Maremma, Piccolomini in der Romagna und Battiſtella in der Campagna von Rom. Sie zogen mit fliegenden Bannern und unter Trommelſchlag durch den Kirchenſtaat, und die päpſtlichen Truppen wagten es nicht, ihnen die Spitze zu bieten. Inmitten dieſer Unruhen ſtarb Sixtus V. am 27. Auguſt 1590; und da gerade ein heftiger Sturm über dem Quirinal losbrach, ſagten ſeine Feinde, der Papſt habe mit dem Teufel einen Bund geſchloſſen, und dieſer habe ihn nach abgelaufener Zeit inmitten des Sturmes geholt. Das Volk zertrümmerte die Bildſäulen, die es ihm früher errichtet hatte, und faßte auf dem Capitol ſelbſt den Beſchluß, keinem lebenden Papſte mehr Ehrendenkmäler zu ſetzen. So ſchwankte ſelbſt im Schooße der katholiſchen Kirche der Glaube unſtät hin und her. Der Stellvertreter Gottes wurde zum Kinde des Teufels, der unfehlbare Papſt zum Spielzeuge der Jeſuiten und Spanier.

§ 21. Das Papſtthum bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges (1590—1618).

Von den vielen Erfindungen ſchlauer Pfaffen, auf welchen der römiſche Stuhl ruht, ſpricht keine der menſchlichen Vernunft frecheren Hohn, als die Lehre von der Papſtwahl, welche ſie der unmittelbaren Eingebung des ſogenannten heiligen Geiſtes beimeſſen. Die Geſchichte weiſt uns in ſpäteren Zeiten wenigſtens mit ziemlicher Gewißheit die Beweggründe nach, welche in jeder Verſammlung der Cardinäle zum Zwecke der Wahl eines Papſtes vorherrſchten. Sie zeigt uns, daß der Eigennutz der Cardinäle faſt immer die Wahl beſtimmte, ſei es der Wunſch, die mächtigen Herrſcher in Frankreich und Spanien günſtig zu ſtimmen, wie im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, oder das Beſtreben, einen Mann an die Spitze der Kirche zu heben, der ihnen die meiſten Vortheile in Ausſicht ſtellte. Wer die einzige erkennbare Grundlage menſchlicher Handlungen: den Willen des Menſchen, wie ihn die Thatſachen der Geſchichte nachweiſen, verläßt, und an deren Stelle irgend eine andere nicht erkennbare ſetzt, ſei dieſes, wie zu Zeiten der alten Griechen und Römer, die Eingebung der olympiſchen Götter, oder, wie zur Zeit der alten Juden, die Stimme Jehova's, oder endlich, wie in unſeren Tagen, die geheimnißvolle Einwirkung des ſogenannten heiligen Geiſtes, der verläßt den Boden der Wirklichkeit und betritt das von Dichtern und Pfaffen an deſſen Stelle geſetzte Luftgebäude der Phantaſie. Die italieniſchen Geſchichtsſchreiber liefern uns nicht blos von jeder Wahl die umfaſſendſten Berichte über die Thatſachen, welche dieſelbe beſtimmten, ſondern auch über die mannigfaltigen Rückſichten, welche dabei genommen wurden: auf die Abkunft, die Partei-Stellung, den Charakter des Candidaten, ſein Alter, ſeinen Geſundheitszuſtand und die wahrſcheinliche Dauer ſeines Lebens. Außerdem machten ſich aber auch die katholiſchen Fürſten geltend. Namentlich übte Philipp II. einen mächtigen Einfluß auf die während ſeiner Regierung ſtatt gefundenen Papſtwahlen. Edle Beweggründe tauchten dabei niemals auf. Das Streben nach Freiheit, die Beförderung der Wahrheit, das Wohl der Völker — zogen die Wähler der Päpſte niemals in Betracht. Wenn ſie ſich über ihre rein perſönlichen Zwecke erhoben, ſo geſchah dieſes immer nur zur Aufrechthaltung und zur Befeſtigung des herrſchenden Aberglaubens und der tauſendjährigen Knechtſchaft der chriſtlichen Völker.

Bei der Wahl des Nachfolgers des Papſtes Sixtus V. war die Hauptfrage, ob derſelbe auf Seiten der Spanier und Jeſuiten, zu Gunſten der Rechtmäßigkeit des Aufſtandes gegen einen der Kirche widerſpenſtigen König ſtehen, oder ob er ſich mehr den Franzoſen und der Lehre von dem göttlichen Urſprung der königlichen Gewalt annähern würde?

Seit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts hatte die perſönliche Stellung der Cardinäle zu dem Papſte, deſſen Nachfolger ſie zu wählen hatten, immer den Ausſchlag gegeben. Sämmtliche Cardinäle verbanden ſich ſeit der Wahl Pius IV. gegen die von dem letzten Papſte ernannten Amtsgenoſſen und deſſen Neffen und trugen jedesmal den Sieg davon. Die von dem letzten Papſte erhobenen Cardinäle beſaßen immer das Uebergewicht. Paul IV. wurde durch die von Paul III. ernannten Cardinäle, Pius IV. durch die Feinde der Caraffa und Paul's IV. erwählt. Pius V. verdankte ſeine Wahl den Gegnern ſeines Vorgängers und daſſelbe war der Fall bei Gregor XIII. und Sixtus V. Dieſe Erſcheinung läßt ſich nur aus dem Streben der Cardinäle erklären, die Anhänger des letzten Papſtes nicht übermächtig werden zu laſſen. Da ein Papſt nicht mehr Cardinäle ernannte, als von den früher ernannten noch am Leben waren, hatten die letzteren immer die Stimmenmehrheit bei der Wahl eines Papſtes. Ein höheres, edleres Trachten lag dieſen Wahlbewegungen nicht zu Grunde. Die Furcht vor dem Uebergewicht der Anhänger

des letzten Papſtes vereinigte die älteren Cardinäle und führte ſie zum Siege. Die größere Erfahrung und Gewandtheit derſelben kam dabei auch in Betracht. Die jüngeren Cardinäle wurden Sieger im zweiten Conclave, dem ſie beiwohnten, weil dann dieſelben Beweggründe für ſie wirkten, welche früher ihnen entgegen gearbeitet hatten.

Bei der Wahl des Nachfolgers Sixtus V. finden wir dieſelbe Erſcheinung wieder. Die von Gregor XIII. ernannten Cardinäle ſetzten die Wahl eines der ſpaniſchen Partei ergebenen Mannes, Giambattiſta Caſtagna, durch, welcher unter dem Namen Urban VII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg. Dieſer ſtarb aber ſchon nach zwölf Tagen. Der Kampf der Parteien brach von neuem aus. Trotz ſeiner Rechtgläubigkeit, die ihn hätte veranlaſſen ſollen, dem heiligen Geiſte zu vertrauen, miſchte ſich Philipp II. von Spanien gewaltſam in die Wahl ein, indem er ſieben Cardinäle ſeines Anhanges bezeichnete und erklärte, er werde nur einen von dieſen als Papſt anerkennen. Nach ungewöhnlich langen Verhandlungen wurde endlich (5. December 1590) der Cardinal Sfondrato gewählt, welcher den Namen Gregor XIV. annahm. Er war ein Mann beſchränkten Geiſtes, welcher mit lächerlichem Eifer an den Ceremonien ſeiner Kirche feſthielt, überdieß ein geborener Unterthan Philipp's II. Er erklärte ſich, ohne zu zaudern, entſchieden gegen Heinrich IV. und zu Gunſten der Ligue, forderte dieſe auf, im Kampfe gegen den König auszuharren, ſchickte ihr Hülfsgelder, Hülfstruppen, und in der Perſon ſeines Nuntius Landriano einen Mann, welcher in den Fanatismus der Liguiſten Methode brachte. Daß durch dieſe Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs dieſes Land der Tummelplatz eines blutigen Bürgerkrieges wurde, kümmerte den Papſt nicht. Nach zehn Monaten erreichte aber ſeine Herrſchaft ihr Ende. Noch einmal ſiegten die Spanier, indem einer der ſieben von Philipp II. vorgeſchlagenen Candidaten, Giovanni Antonio Fachinetto, gewählt wurde, welcher ſich Innocenz IX. nannte. In der kurzen Zeit ſeiner Regierung that er, was die Spanier wünſchten. Doch er ſtarb ſchon nach zwei Monaten (1591).

Als es galt, ihm einen Nachfolger zu wählen, wurde aus Verſehen der Cardinal Aldobrandini, obgleich er von Sixtus V. erhoben worden war, unter die Zahl derjenigen Candidaten aufgenommen, welche Philipp II. vorſchlug. Er wurde am 20. Januar 1592 erwählt, nahm den Titel Clemens VIII. an und trat, wenn ſchon mit großer Vorſicht und nach längeren Zögerungen, offen für diejenigen Maßregeln in die Schranken, welche Sixtus V. als die klügſten in ſeinem Innern erkannt, aber durchzuführen nicht die Zeit gehabt hatte. Ungeachtet des heftigen Widerſtandes von Seiten der ſpaniſchen Partei ertheilte er dem Könige Heinrich IV., nachdem dieſer katholiſch geworden war, die Abſolution (1596) und ſtellte dadurch den lang geſtörten Frieden zwiſchen dem Papſtthum und Frankreich wieder her. Dieſes war gewiß das klügſte, was er thun konnte, obgleich es mit der Anſicht der ſtrengen Katholiken nicht übereinſtimmte, der zufolge ein rückfälliger Apoſtat, was Heinrich IV. nach der Anſicht der Kirche war, ſelbſt vom Papſte keine Abſolution erhalten konnte. Hätte ſich Clemens VIII. länger geweigert, dem faſt einſtimmigen Willen der franzöſiſchen Nation Folge zu leiſten, ſo hätte dieſe vielleicht das Joch des Papſtthums, das ſie ſchon einmal zur Hälfte gebrochen hatte, ganz zerſchlagen. Wäre Heinrich ein entſchiedener Charakter geweſen und hätte er Sinn für Freiheit und Ueberzeugungstreue beſeſſen, ſo hätte die franzöſiſche Nation wenigſtens nicht wieder ſo unbedingt die alten Ketten des römiſchen Stuhles auf ſich genommen.

Die Päpſte gewannen durch ihre Ausſöhnung mit Heinrich IV. doppelt und dreifach. Frankreich, welches ſeit einem halben Jahrhundert zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus geſchwankt hatte, trat wieder in die Reihe der katholiſchen Mächte ein, und das Uebergewicht Spaniens, welches den Päpſten oft ſehr unangenehm geweſen war, hörte dadurch auf. Statt eines gefährlichen Feindes, beſaß Clemens VIII. von nun an in

Heinrich IV. einen mächtigen Bundesgenoſſen, welcher ihm die wichtigſten Dienſte leiſtete. Ohne die ihm zugeſicherte Hülfe des franzöſiſchen Königs wäre es ihm ſchwerlich gelungen, nach dem Tode Alphons II., deſſen Nachfolger Cäſar Ferrara zu entreißen und dieſes Herzogthum mit dem Kirchenſtaate zu vereinigen.

Das Geſchrei, welches die ſpaniſche Partei gegen den Papſt erhob, war keineswegs blos das Ergebniß des blinden Fanatismus. Im Gegentheile ſpielte der Eigennutz, wie gewöhnlich, dabei die Hauptrolle, d. h. er gab den Ton an und die Meute der Dummköpfe brüllte nach. Spanien war lange die einzige katholiſche Macht geweſen, welche in Italien Geltung beſaß, jetzt ſollte es ſeinen Einfluß mit Frankreich theilen. Das war dem zwar gläubigen, allein doch mehr ehrgeizigen und herrſchſüchtigen Philipp II. ſehr bitter. Er wollte lieber ſelbſt die Hauptrolle auf der Weltbühne ſpielen, als ſie dem ſogenannten Nachfolger Petri überlaſſen. Spanien ſollte die erſte Macht der Chriſtenheit ſein. Eher mochte Frankreich, gleich den Niederlanden, der katholiſchen Kirche verloren geben, als daß Philipp nur den geringſten Theil ſeines Einfluſſes auf die Leitung der Angelegenheiten der katholiſchen Kirche aufgeben wollte. Er ſetzte daher den Krieg gegen Frankreich fort, nachdem Heinrich IV. vom Papſte ſchon lange in Gnaden aufgenommen worden war. Beweis genug, wie bei den meiſten übrigen katholiſchen Königen und Kaiſern, der Gehorſam gegen die Kirche und das Streben, dieſelbe zu fördern, nur untergeordnete Beweggründe, während der Wunſch, die Macht und die Bedeutung ſeines eigenen Thrones auszubreiten, die eigentlichen Triebfedern aller ſeiner Kriege waren.

Die Jeſuiten benahmen ſich weit klüger, als Philipp II. und ſein Anhang. Als ſie erkannten, die Ausſöhnung Heinrich's IV. und des Papſtes ſei eine feſtſtehende Thatſache, ſo nahmen ſie dieſe ſofort als die Grundlage ihres Verfahrens an und ſuchten ſie nach Kräften auszubeuten. Ihr Haß gegen den Bearner blieb zwar unverändert derſelbe, allein ſie erachteten es klüger, ihm Ergebenheit zu heucheln. Sie hielten feſt an ihren Anſichten vom Königsmorde, doch fanden ſie es angemeſſen, ſie bis auf günſtigere Gelegenheit auf ſich beruhen zu laſſen. Sie wandten ſich, wie zu allen Zeiten und aller Orten, der aufgehenden Sonne des Glückes zu und verſtanden es ſo gut, ſich bei Heinrich IV. einzuſchmeicheln, daß dieſer wankelmüthige und leicht zu täuſchende Fürſt ſich bald von ihnen beſtricken ließ, und die Natter, welche ihn tödten ſollte, in ſeinem Buſen aufnahm. Er wählte ſogar einen Jeſuiten (Cotton) zu ſeinem Beichtvater, ſtellte (1603) die Jeſuiten in Frankreich wieder her, und trug viel dazu bei, den Orden, welcher gerade um jene Zeit von den Dominicanern auf's heftigſte angegriffen wurde, in der öffentlichen Meinung zu heben. Clemens VIII. wagte nicht, ſich zu Gunſten einer dieſer beiden ehrgeizigen und herrſchſüchtigen Körperſchaften, welche ihre Anhänger in allen Ländern der katholiſchen Chriſtenheit zu Millionen zählten, auszuſprechen. Nach langen unerquicklichen Verhandlungen ſchlief derſelbe wieder ein, obgleich der Haß, den ſie ſich gegenſeitig widmeten, fortdauerte, und, namentlich im Orient, in China, Japan und Oſtindien, blutige Früchte trug.*)

Das Streben des Papſtes war, ſich weder einen der mächtigen Mönchsorden, noch einen der Könige, welche ein ſo großes Gewicht in die Wagſchale der Weltbegebenheiten legten, zu entfremden, vielmehr ſich dieſelben alle dienſtbar zu machen, und in Unterwürfigkeit zu halten. Nicht ohne große Mühe gelang es ihm, die beiden Könige dieſſeits und jenſeits der Pyrenäen zum Frieden zu bewegen. Endlich wurde derſelbe (1598) zu Vervins abgeſchloſſen. Die Macht der katholiſchen Partei wurde dadurch anſehnlich vermehrt, und Clemens gründete darauf die weitreichendſten Pläne, welche gleichzeitig den Türken und den Proteſtanten den Untergang bereiten ſollten. Während Clemens bemüht war, die Macht der katholiſchen Kirche außerhalb Italiens zu erweitern, ſuchte er ſie in Italien

*) S. unten § 26. Die Jeſuiten, und § 29. Die Ausbreitung der katholiſchen Kirche.

durch Hinrichtungen zu befeſtigen. Zu ewiger Schande gereicht es ihm, daß er den berühmten Giordano Bruno*) hinrichten ließ. Allmälig ließ jedoch die Kraft des Papſtes nach. Sein Neffe Pietro Aldobrandini riß die Herrſchaft an ſich und erregte dadurch großes Mißvergnügen. Mit ſeiner Hülfe trat wieder in Rom eine franzöſiſche Partei auf, welche der ſpaniſchen die Spitze bot. Bevor dieſelbe jedoch erſtarkt war, gerade zur Zeit, da Pietro Aldobrandini in Ancona Unterhandlungen pflegte, um unter dem Schutze Frankreichs einen Bund der italieniſchen Staaten gegen Spanien zu ſchließen, ſtarb der Papſt (1605). Der Bund der Fürſten kam nicht zu Stande, allein da die Cardinäle im Geiſte deſſelben bearbeitet worden waren, hatten die Beſtrebungen der Aldobrandini zur Folge, daß ein Papſt gewählt wurde, welcher der franzöſiſchen Partei ergeben war, und gegen welchen namentlich ſich Philipp II. ausgeſprochen hatte. Doch Leo XI., über deſſen Wahl die franzöſiſche Partei laut jubelte, ſtarb ſchon nach ſechs und zwanzig Tagen. Dieſe Zeit war lang genug, die Stellung der Parteien zu verändern. Die franzöſiſche Partei im folgenden Conclave konnte auf keine Stimmenmehrheit rechnen, ſie mußte ſich mit der ſpaniſchen verſtändigen. Die Cardinäle Montalto und Aldobrandini, die Neffen Sixtus V. und Clemens VIII., wirkten zuſammen und aus ihrem Bunde ging Paul V. als Papſt hervor. Er begann ſeine Regierung damit, daß er einen armen Schriftſteller, Pieinardi mit Namen, welcher das Leben Clemens VIII. beſchrieben und denſelben mit Tiberius verglichen, die Schrift aber nicht veröffentlicht, ſondern ſorgſam in ſeinem Pulte verwahrt hatte, köpfen ließ. Eine Frau, welche dieſes unglückliche Opfer päpſtlichen Blutdurſtes früher bedient hatte, verrieth ihn. Er hatte ſein Werk keinem Menſchen mitgetheilt. Dennoch forderte der grauſame Papſt ſein Haupt im Widerſpruch mit allem Rechte und aller Menſchlichkeit. Dieſelbe haarſträubende Härte bekundete der Papſt in allen ſeinen Beziehungen, ſelbſt gegenüber den Mächten, die ſtark genug waren, ihm die Spitze zu bieten, und nicht, wie ein armer Schriftſteller, ſich geduldig von ihm morden ließen. Er verwickelte ſich daher bald in Streitigkeiten mit den meiſten italieniſchen Staaten. Er zwang den Statthalter von Neapel, den Herzog von Savoyen und die Republik Genua, ſich zu fügen. Doch die Republik Venedig bot ihm die Spitze. Er haderte mit ihr über die Grenzen von Ferrara, über die Schifffahrt auf dem Po, über ihre Hoheitsrechte auf die Stadt Ceneda, über die Zehnten und unzählige andere Gegenſtände. Die Venetianer erlitten die herbſten Verluſte durch die maßloſe Strenge, mit welcher er ihre Preſſe verfolgte und durch ſein Streben, den Handel mit den wenigen Büchern, den er nicht todtgeſchlagen hatte, von der Lagunenſtadt nach Rom zu ziehen. Dieſe Anmaßungen des Papſtes hatten zur Folge, daß in Venedig diejenige Partei, welche das größte Geſchick und den kräftigſten Willen beſaß, ihm entgegen zu treten, an's Staatsruder gelangte. Leonardo Donato wurde (1606) Doge, Paul Sarpi ſtand ihm als Staatsrath zur Seite. Dieſer beſaß nicht blos Schärfe des Verſtandes, ſondern, was ſeltener iſt, auch den Muth, den Kampf mit dem Papſte und den Jeſuiten aufzunehmen. Cardinal Bellarmin leitete gerade dazumal aus dem Grundſatze der Unfehlbarkeit und des göttlichen Urſprungs der päpſtlichen Gewalt Anſprüche ab, welche, je mehr ſie logiſch richtig aus demſelben folgten, deſto frecher dem geſunden Menſchenverſtande und ſelbſt dem Herkommen der römiſchen Kirche Hohn ſprachen. „Der Geiſt", ſo lehrte er, „leitet und zügelt das Fleiſch, nicht umgekehrt. Daher muß die weltliche Gewalt ſich nicht anmaßen, ſich über die geiſtliche zu erheben, ſie leiten, beherrſchen oder beſtrafen zu wollen." Den Beweis, daß die weltliche Gewalt dem Fleiſche, die geiſtliche dem Geiſte gleich komme, blieb der Jeſuit natürlich ſchuldig, ebenſo den, daß das Fleiſch, d. h. der Körper, dem Geiſte unbedingt gehorche. Jeder Fortſchritt auf dem Gebiete der Phyſiologie beweiſt vielmehr, daß Körper und Geiſt ſich im Leben gar nicht trennen laſſen, daß, wo ſie getrennt werden, der

*) S. unten § 28.

Tod die Folge iſt. „Dem Prieſter kommt es zu", ſo fuhr Bellarmin fort, „den Kaiſer zu richten, nicht umgekehrt. Es würde abgeſchmackt ſein, wenn die Schaafe den Schäfer richten wollten." Daß die Laien Schaafe und die Prieſter Schäfer ſeien, glaubte der Jeſuit zwar aus der Bibel ableiten zu können. Allein der geſunde Menſchenverſtand ſträubt ſich gegen dieſe Annahme. Die ſtrengen Bibelgläubigen unterſcheiden zwiſchen einem Bilde und einer Thatſache, und die forſchenden Gelehrten halten dafür, daß die fragliche Stelle der Bibel eine der vielen im Intereſſe des Pfaffenthums eingeſchalteten ſei.

Paul Sarpi, obgleich ſeinem Stande nach ein Mönch, war einer jener großen Geiſter, welche durch das auf ihnen laſtende Joch der äußeren Verhältniſſe die Kraft nicht verlieren, ſie zu beurtheilen und ihrem Worte Nachdruck zu geben. Er zeigte auf dem Wege der Geſchichte, daß die Concilien, aus deren Beſchlüſſen die Päpſte ihre weitreichendſten Anſprüche ableiteten, von Laien berufen worden ſeien, und über viele weltliche Fragen nicht minder, als geiſtliche, entſcheidende Verfügungen erlaſſen hätten. Er bewies, daß, wenn die Lehre von der päpſtlichen Allgewalt begründet wäre, die geſammte Staatsgewalt über den Haufen geworfen würde. Er führte aus, daß, wie Chriſtus keine weltliche Macht ausgeübt habe, ſo auch deſſen Nachfolger keine auszuüben berufen ſeien. Mit überzeugender Kraft zeigte Sarpi, daß die Päpſte in weltlichen Dingen keine andere Macht beſäßen, als die ihnen von den Obrigkeiten *eingeräumt* worden ſei. Mit Bezugnahme auf die Worte des Apoſtel Paul: „alle Gewalt iſt von Gott", erklärte der venetianiſche Staatsrath, daß die Geiſtlichen der weltlichen Obrigkeit, als von Gott eingeſetzt, vollen Gehorſam ſchuldig ſeien. Dieſe Lehren, welche denjenigen der Jeſuiten und des Papſtes Paul V. ſchnurſtracks widerſprachen, machten einen um ſo größeren Eindruck auf die geſammte katholiſche Chriſtenheit, als die venetianiſche Regierung denſelben durch die That den kräftigſten Nachdruck gab. Sie verweigerte die Herausgabe zweier zum Tode verurtheilter Geiſtlicher, welche Paul V. auf den Grund hin, daß der Staat keine Gerichtsbarkeit über ſie habe, verlangte, und als der Papſt darauf die Venetianer excommunicirte, duldeten ſie nicht, daß der Bann in Kraft trat. Die Jeſuiten, Theatiner und Capuziner, welche dem Papſte gehorchten und die Anordnungen der Regierung Venedig's nicht beachten wollten, mußten das Land räumen, und Paul V. ſah ſich genöthigt, nachzugeben. Unter Vermittelung der Könige von Frankreich und Spanien wurde (1607) der Streit dahin ausgeglichen, daß ſich der Papſt mit der ſehr allgemeinen Erklärung des venetianiſchen Senates: „die Republik werde mit der gewohnten Frömmigkeit verfahren," begnügte und den Bann wieder aufhob. Die ausgewanderten Mönchsorden durften erſt fünfzig Jahre ſpäter nach Venedig zurückkehren. Sarpi aber, der kühne Bekämpfer päpſtlicher Anmaßung, hatte keine Ruhe mehr, ſo lange er lebte. Gedungene Banditen brachten ihm eine gefährliche Wunde bei. Ein zweiter Mordanſchlag, welchen die Mönche ſeines Kloſters wider ihn machten, wurde zum Glücke kurz vor ſeiner Ausführung entdeckt. Das Schwert des Damocles, d. h. der Mordſtahl der Pfaffen, hing über ſeinem Haupte, bis er (1623) ſtarb. Nur die äußerſte Vorſicht und eine vollkommen zurückgezogene Lebensweiſe ſicherten ihm ſo lange ſein Leben.

Es läßt ſich denken, daß ein Papſt, welcher gegen italieniſche Katholiken mit ſo rückſichtsloſer Härte verfuhr, den Kampf gegen die Barbaren, wie er alle Nicht-Italiener, und gegen Ketzer, wie er alle Nicht-Katholiken nannte, mit nicht geringerer Heftigkeit fortſetzte. Aus allen Ländern proteſtantiſcher oder gemiſchter Religion kamen den Päpſten unausgeſetzt Berichte zu, welche ſie in den Stand ſetzten, jede günſtige Gelegenheit, die ſich ihnen bot, zu benützen. Die Hoffnung, welche ſie hegten, mit Hülfe des katholiſchen Königs Sigismund Schweden wieder unter ihr Joch zu bringen, ſcheiterte an der Entſchloſſenheit der Nation. In dem Herzoge Karl, der ſpäter (1604) als Karl IX. den ſchwediſchen Thron beſtieg, fanden ſie einen mannhaften Gegner, deſſen Sohn Guſtav Adolph ihnen furchtbar

wurde. Auch die Pläne, welche ſie gegen Rußland ſchmiedeten, gingen nicht in Erfüllung. Zwar machte ihnen der falſche Demetrius die lockendſten Zuſicherungen, und Paul V. leiſtete ihm jeden möglichen Beiſtand. Allein die Verbindung des falſchen Czaaren mit dem Papſte diente nur dazu, ſeinen Sturz zu beſchleunigen. Mit ihm zugleich gingen alle weitausſehenden Hoffnungen, welche die Katholiken auf ihn gegründet hatten, unter (1610). Um ſo größere Erfolge hatten ſie dagegen in Polen, in Deutſchland und in Frankreich. König Sigismund ließ ſich vollſtändig von den Jeſuiten leiten, obgleich er mit Hülfe der Proteſtanten auf den Thron gehoben worden war. Wider den Willen des beſſeren Theiles der Nation verband er ſich auf's engſte mit dem öſterreichiſchen Hauſe. Zweimal wählte er ſeine Gattin aus der Linie von Graz und erregte ſogar den Verdacht, daß er die Krone an dieſe Familie bringen wollte. Der Kanzler Zamoisky zog ſich voll Entrüſtung von den Geſchäften zurück. Nach deſſen Tode ſchritten die Proteſtanten zu dem einzigen Mittel, das ihnen der König übrig ließ: ſie forderten den geſammten Adel zum Rokoſſ, d. h. zum geſetzlichen Widerſtande gegen den König und den von ihm, aus Feinden der Freiheit und der Nation zuſammengeſetzten Senat, auf. Allein es gelang dem Könige (im October 1606), die Verſammlung des Adels aufzulöſen und ihn (Juli 1607) in offener Feldſchlacht zu ſchlagen. Der Kanzler Zebrzydowski mußte ſich dem Könige unterwerfen. Zwar wurde eine allgemeine Amneſtie verkündet, allein dieſes war nur ein Mittel, die Proteſtanten in Schlaf zu lullen. Dieſe wurden von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen. Der päpſtliche Nuntius und die Jeſuiten waren allmächtig am königlichen Hofe. Die Richter ſprachen alle Urtheile zum Vortheile der Katholiken. Der von den Jeſuiten aufgeſtachelte Pöbel erlaubte ſich ungeſtraft die empörendſten Mißhandlungen gegen die Proteſtanten. Im Jahre 1606 ſtürmten die Katholiken deren Kirche in Krakau. Kurz darauf (1607) verwüſteten ſie den Kirchhof und riſſen die Leichname aus den Gräbern hervor. Zu Wilna zerſtörten ſie (1611) die Kirchen der Proteſtanten und mordeten oder mißhandelten deren Prediger. In Poſen, in Podlachien und vielen anderen Gegenden fanden ähnliche Gräuelſcenen ſtatt. Die Kraft der proteſtantiſchen Partei wurde ſo allmälig gebrochen. Der Schrecken wirkte auf die Maſſen, die Lockungen des Hofes auf den Adel. Nur in den Städten der Provinz Poſen blieben die Proteſtanten in der Mehrheit. Auf dem Lande und in den Städten der übrigen Provinzen wurden ſie mehr und mehr unterdrückt. Es zeigte ſich hier, wie aller Orten, daß die Proteſtanten in den Eiden katholiſcher Könige keinen Schutz fanden, denn die Jeſuiten machten dieſe glauben, die Vertilgung der Ketzer ſei für ſie eine heiligere Pflicht, als die Erfüllung geſchworener Eide. Wo die Proteſtanten nicht die Kraft beſaßen, ihre katholiſchen Herrſcher zu vertreiben, oder durch das Uebergewicht ihrer Macht in vollſtändiger Unthätigkeit zu erhalten, erlitten ſie das Schickſal der Beſiegten. Sie konnten nur im Verborgenen und unter großen Gefahren ihrem Glauben treu bleiben und mußten befürchten, daß jeder Wechſel der äußern Verhältniſſe von den immer geſchäftigen Jeſuiten zu ihrem Verderben benützt werden würde. In Deutſchland fuhren die katholiſchen Fürſten und unter ihnen namentlich die geiſtlichen, fort, die von den Jeſuiten in Schwung gebrachten grauſamen Maßregeln gegen ihre proteſtantiſchen Unterthanen in Anwendung zu bringen. Am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts hatten ſchon viele derſelben ihre Erziehung von den Jüngern Loyola's erhalten. Unter ihnen thaten ſich Ferdinand II. von Oeſterreich und Maximilian I. von Baiern durch ihre Verfolgungsſucht und Grauſamkeit beſonders hervor. Zwar hatten nach dem Tode des Erzherzogs Karl die Proteſtanten, während der Minderjährigkeit ſeines Nachfolgers und einer weniger verfolgungsſüchtigen Regentſchaft, wieder freier aufgeathmet. Doch ſchon im September 1598 erließ Ferdinand einen Befehl, welcher alle lutheriſchen Prediger aus Grätz vertrieb. Die Stände waren ſchwach genug, dem grauſamen Fürſten, aus Furcht vor der Türkengefahr, die ver-

Digitized by Google

langten Abgaben zu bewilligen. Als echter Schüler der Jeſuiten bediente ſich der Erzherzog der ihm zur Verfügung geſtellten Mittel ſofort zur Ausrottung des Proteſtantismus. Im October 1599 ließ er die proteſtantiſche Kirche in Grätz ſchließen und allen proteſtantiſchen Gottesdienſt bei Strafe an Leib und Leben verbieten. Fürſtliche Commiſſaire zogen mit bewaffneten Schaaren durch das Land, riſſen die Kirchen der Proteſtanten nieder, trieben deren Prediger aus dem Lande, oder warfen ſie in die Kerker und zwangen die Einwohner, entweder katholiſch zu werden, oder mit Zurücklaſſung des größeren Theiles ihrer Habe, Haus und Hof zu verlaſſen. So wurden die Provinzen Steiermark, Kärnthen und Krain der Reformation wieder entriſſen.

Der Kaiſer Rudolph, welcher nicht gewagt hatte, mit ſolcher Härte gegen die Proteſtanten zu verfahren, trat in die Fußtapfen Ferdinands ein. In den Jahren 1599—1601 ſuchte er auf gleiche Weiſe in Oberöſterreich und während der Jahre 1602 und 1603 in Niederöſterreich den Proteſtantismus auszurotten. In Böhmen achtete er nicht der faſt zweihundert Jahre alten Privilegien der Utraquiſten. In Ungarn ſetzte er ſich über alle den Ständen zukommenden Rechte hinweg. Auf die Beſchwerden der Ungarn antwortete er mit frechem Hohne. Die geängſtigten Maſſen trugen geduldig das ihnen auferlegte Joch. Der Adel verſchob ſeine Rache auf günſtigere Zeiten.

In Deutſchland gingen die Jeſuiten ganz ſyſtematiſch zu Werke. Sie arbeiteten namentlich daran, auf den Reichstagen der katholiſchen Partei das Uebergewicht zu verſchaffen. Wo ſich die Proteſtanten, wie z. B. in Donauwörth, den Uebergriffen der Jeſuiten widerſetzten, wurden ſie mit Waffengewalt niedergeſchmettert und gezwungen, katholiſch zu werden. Die Jeſuiten erklärten ganz offen, der Augsburger Friede könne nicht zu Recht beſtehen, da der Papſt ihn nicht gut geheißen habe.

Der Reichstag von Regensburg (1608) konnte zu keinem Schluſſe gelangen, weil der Erzherzog Ferdinand, welcher den Kaiſer vertrat, aufgehetzt von tückiſchen Jeſuiten, die beruhigende Erklärung, welcher dieſer den Proteſtanten geben wollte, zurückbehielt.

Die Folge davon war, daß mehrere proteſtantiſche Fürſten, namentlich der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, die Markgrafen Joachim und Chriſtian Ernſt von Brandenburg, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden zu Ahauſen ſich verbanden, einander gegenſeitig beizuſtehen, ſelbſt mit Waffengewalt, insbeſondere in Betreff der bei dem letzten Reichstage vorgebrachten Beſchwerden. So wurden die Proteſtanten zu ihrer Selbſterhaltung gezwungen, eine Organiſation zu gründen, welche der Reichsgewalt geradezu entgegengeſetzt war, und welche nothwendig zum Bürgerkriege und unabſehbarem Elende führen mußte.

Glücklicherweiſe für die Sache der Freiheit waren zu jener Zeit die Tyrannen des Hauſes Oeſterreich unter ſich nicht einig. Der Kaiſer Rudolph lag im Streite mit ſeinem Bruder Mathias. Ungarn, Oeſterreich und Mähren erhoben ſich (1608) unter ſelbſtgewählten Führern und zwangen Rudolph, dieſe Länder an Mathias abzutreten. Die Folge davon war, daß der jüngere Bruder den Provinzen, die ſich ihm zugewandt hatten, einige Freiheit zugeſtand zum Lohne für die ihm geleiſteten Dienſte, und Rudolph mußte ähnliche Zugeſtändniſſe denjenigen Provinzen machen, welche ihm treu geblieben waren. Ein Proteſtant wurde zum Palatin von Ungarn ernannt. Religionsfreiheit wurde nicht blos den Magnaten, ſondern auch den Städten und allen Claſſen des Volkes, ſelbſt den Bewohnern der Militairgrenze, auf's feierlichſte zugeſichert. Mathias ertheilte dieſelben Verſprechungen den Ungarn, Oeſterreichern und Mähren, welche Rudolph den unter ſeiner Herrſchaft verharrenden Böhmen einräumte. So entſtand der berühmte Majeſtätsbrief, deſſen Verletzung ſpäter die unmittelbare Veranlaſſung zum dreißigjährigen Kriege wurde. Jetzt kam es ſchnell zu Tage, daß die öſterreichiſchen Erbländer nicht aus Ueberzeugung in Wirklichkeit,

ſondern, dem Zwange ſich fügend, zum Schein den katholiſchen Glauben wieder angenommen hatten. Noch einmal athmeten die Proteſtanten auf und hofften, die Habsburger würden ihnen Wort halten. Allein dieſe verruchte Familie blieb nur den im Dienſte der Tyrannei geleiſteten Eiden treu. Sie hielt von jeher nur den Päpſten und Jeſuiten Wort, wenn es galt, die Völker zu knechten und zu verdummen. Doch die zu Gunſten der Freiheit gemachten Zuſagen, ſie mochten noch ſo feierlich gegeben worden ſein, hat ſie immer gebrochen: im dreizehnten, ſechszehnten und im neunzehnten Jahrhundert. Mangel an Entſchiedenheit war immer der Grundfehler der Proteſtanten in allen ihren Religionskriegen. Hätten ſie die beiden ſich bekämpfenden Brüder, das ganze Haus Habsburg vertrieben, ſo hätten ſie ſich ihre Religionsfreiheit bewahren und den unſeligen dreißigjährigen Krieg vermeiden können. Da ſie hierzu nicht die Entſchloſſenheit beſaßen, mußten ſie alle die Leiden dieſes Krieges über ſich ergehen laſſen und verloren den kleinen Reſt der Freiheit, der ihnen geblieben war, noch dazu.

Die Proteſtanten des übrigen Deutſchlands verſtanden aber ſo wenig, als diejenigen der öſterreichiſchen Staaten, die Gunſt der Zeiten zu benutzen. Hätten ſie zum Schwerte gegriffen, als die beiden habsburgiſchen Brüder ſich feindlich gegenüberſtanden, ſo wäre es ihnen ein Leichtes geweſen, das Joch des Papſtthums für immer zu zertrümmern. Allein ſie warteten unthätig, bis die Aufregung in den öſterreichiſchen Staaten ſich wieder gelegt hatte, bis beide Brüder die von ihnen gemachten Zugeſtändniſſe wieder untergruben und bis ſich ihnen in Deutſchland die katholiſche Ligue entgegenſetzte (Juli 1609), an deren Spitze Maximilian I. von Baiern ſtand. Der Papſt hätte eine ſo günſtige Gelegenheit, wenn ſie ſich ihm jemals geboten, nicht, ohne ſie auszubeuten, vorübergehen laſſen. Der Despotismus war zu allen Zeiten beſſer organiſirt, als die Freiheit. Deſſen ungeachtet hat er von Jahrhundert zu Jahrhundert Rückſchritte gemacht. Denn der Geiſt ſteht über der Form, der Hauch der Freiheit vermag mehr, als der feſteſte Bund der Tyrannen.

Während die deutſchen Proteſtanten die Augenblicke der Entſcheidung ungenützt verſtreichen ließen, ſchmiedeten die Jeſuiten das Eiſen in Frankreich, ſo lange es heiß war, mit außerordentlichem Eifer, und bereiteten daraus dem ganzen Lande die ſchwerſten Ketten. Heinrich IV., dieſer eitele und wankelmüthige König, welcher ſelbſt keiner religiöſen Gefühle fähig war, heuchelte, ſeit er katholiſch geworden, warme Anhänglichkeit und regen Eifer für die Kirche, der er ſich aus Ehrgeiz zugewandt hatte. Um ſich den Schein eines guten Katholiken zu geben, handelte er ſo ſehr, als die Umſtände es immer geſtatteten, zu Gunſten des Papſtthums und der Jeſuiten. Statt die bewährten Freunde, welche das Unglück mit ihm getheilt hatten, und daher die erſten Anſprüche auf ſeine Gunſt beſaßen, ſtatt das Verdienſt, ohne Rückſicht auf Aeußerlichkeiten, zu bevorzugen, trachtete er darnach, jede Erinnerung an ſeine proteſtantiſche Vergangenheit zu verwiſchen. Die Jeſuiten vergaben ſie ihm darum doch nicht. Sie wetzten ihre Dolche, von denen einer ihn am Ende erreichte. Nicht ohne Anſtrengung drangen ihm die Proteſtanten das Edict von Nantes ab, in einem Augenblicke, da er, von den Spaniern bedroht, es nicht wagen durfte, die kriegeriſche Macht ſeiner früheren Glaubensgenoſſen herauszufordern. Kein König, ſelbſt Karl IX. nicht, ſchlug dem Proteſtantismus in Frankreich ſo tiefe Wunden, als Heinrich IV. Er rief die Jeſuiten und mit ihnen zugleich die raſtloſeſten Gegner der Proteſtanten, und ihre erbittertſten perſönlichen Feinde zurück. Er und ſeine glaubenstolle Gattin Maria von Medicis förderten, wo ſie konnten, die Einführung neuer Mönchsorden und anderer Pflanzſchulen des Aberglaubens und der Verfolgungswuth. Zu keiner Zeit machten die Proteſtanten in Frankreich ſo raſche Rückſchritte, als während Heinrich IV. König im Lande war. Sie hatten es nur ihrer ſtarken Kriegsverfaſſung zu danken, daß ſie nicht offen mit dem Schwerte bekämpft wurden. Schwerlich hätte ihnen übrigens ein Krieg in damaliger

Zeit, da ſie noch mächtig waren, ſo großen Schaden gebracht, als jenes Syſtem der Zurückſetzung und Demüthigung, welches der ehemals proteſtantiſche König in Verbindung mit Papſt und Jeſuiten in Ausführung brachte. Nachdem Heinrich IV. von dem Jeſuitenzöglinge Ravaillac ermordet worden war, ließ Maria von Medicis, als Regentin, ihrem Glaubenshaſſe noch mehr die Zügel ſchießen. Den Machthabern gelang es wohl, die Zahl der Proteſtanten in Frankreich zu vermindern, allein nicht, den Geiſt des Proteſtantismus zu ſchwächen. Dieſer nahm nur andere Formen an, als er ſich im Schooße der proteſtantiſchen Kirche nicht mehr ſicher fühlte. Er flüchtete ſich aus dieſer in die Literatur und rief im Laufe der Zeit die gewaltige Revolution des achtzehnten Jahrhunderts hervor, welche dem Papſtthume und dem geſammten Despotismus jene Wunde beibrachte, die noch nicht geheilt iſt, und an der ſie doch noch ſich verbluten werden.

Paul V. mochte ſich über die Siege freuen, welche die von ihm vertretene Kirche in Polen und Frankreich errang, da er, trotz ſeiner vorgeblichen Unfehlbarkeit, nicht in die Zukunft zu blicken verſtand. Weil in Polen der Geiſt der Freiheit erſtickt und die Nation in die Bande des Pfaffenthums geſchlagen wurde, vermochte ſie ſich im Kampfe mit ihren Nachbarn nicht zu behaupten und wurde ein Raub derſelben. In Frankreich umfaßte die Kirche nicht die wichtigſten Elemente des Lebens. Die Freiheit des Geiſtes konnte auch außerhalb derſelben noch ihre Schwingen entfalten. Die franzöſiſche Nation ging daher nicht unter, wie die polniſche, ſie verkümmerte nicht, wie die ſpaniſche, ſie fiel nicht fremden Herrſchern anheim, wie die italieniſche. Sie wurde im Gegentheile die Führerin der Völker Europa's auf dem Pfade der Revolution, auf welchem allein ſie zur Freiheit nicht bloß im Gebiete der Religion, ſondern auch in jedem andern gelangen können. In Deutſchland ſtreute der Papſt den Saamen zu jenem furchtbaren Kampfe aus, deſſen Folge die nationale Zerklüftung unſeres Vaterlandes war. Es gelang ihm aber dort ſo wenig, als in allen anderen kräftigen Staaten, den anſtrebenden Geiſt der Freiheit zu erdrücken. Trotz des dreißigjährigen Krieges trägt die deutſche Nation auch heute noch der geſammten Menſchheit das Banner religiöſer Aufklärung voran. Die Siege Paul's V. und aller Päpſte waren nur ſcheinbar oder vorübergehend. Sie erwieſen ſich bald entweder nur als Niederlagen der katholiſchen Völker oder als Uebergänge zu kräftigeren Erhebungen der vom Geiſte des Proteſtantismus durchdrungenen Nationen.

§ 22. Das Papſtthum während des dreißigjährigen Krieges (1618—1648).

Die Macht der Verhältniſſe iſt auf dieſer Erde ſo groß, daß die Staatskunſt nichts anderes vermag, als dieſelben richtig zu erkennen und zu benützen. Eine Reihe zuſammenwirkender Urſachen, welche zum großen Theil unabhängig von dem Einfluſſe lebender Menſchen entſtehen, weil ſie ſelbſt die Folgen der Vergangenheit ſind, bringen günſtige oder ungünſtige Zuſtände hervor, welche, je nachdem ſie benützt werden, oder ungenützt vorüber gehen, zu den verſchiedenartigſten Entwickelungen führen.

Um das Jahr 1618 waren faſt alle glänzenden Sterne am Himmelszelte der Proteſtanten untergegangen. Die Begeiſterung, welche zur Zeit, da Luther ſeine Theſes zu Wittenberg anſchlug, die Völker beſeelt, hatte der Ueberzeugung Raum gegeben, daß die Hoffnungen damaliger Zeit ſich nicht erfüllen würden. Die großartigen Charaktere, welche die gehobene Stimmung der Nationen erzeugt, oder doch genährt hatten, waren allmälig ausgeſtorben, und ſelbſt von den Fürſten, welche die Vorkämpfer des jungen Proteſtantismus geweſen, war keiner mehr am Leben. Die Königin Eliſabeth herrſchte nicht mehr über England und auf ihren Nachfolger Jakob I. waren die großen Eigenſchaften ſeiner Vorgängerin nicht übergegangen.

Heinrich IV. von Frankreich war den Proteſtanten untreu geworden und ſeine Wittwe hatte ſich den Jeſuiten in die Arme geworfen. Der Prinz Wilhelm von Oranien war von Mörderhand gefallen. In ganz Europa lebte kein Fürſt, um welchen die Proteſtanten ſich zu ſchaaren bereit geweſen wären. In Deutſchland ſchürten die Jeſuiten die unter der Aſche glimmenden Funken des Bürgerkrieges. Scandinavien war durch Polen bedroht. Den Katholiken entging nicht die gedrückte Lage, in welche ihre Glaubensgegner gefallen waren. Die Einheit, welche früher die Proteſtanten ſo furchtbar gemacht hatte, war von ihnen auf die Anhänger des Papſtthums übergegangen. Die Feindſchaft, welche Spanien und Frankreich ſo lange getrennt und zu einem Vertilgungskampfe gegen die Proteſtanten unfähig gemacht, hatte ſich in Frieden und Freundſchaft verwandelt. Paul V. erkannte, die Zeit ſei gekommen, einen entſcheidenden Schlag zu thun. Dazu boten ihm die Bewegungen, welche im Schooße der habsburgiſchen Lande vor ſich gingen, die beſte Gelegenheit. Ein großer Theil der Geiſtlichkeit, der Könige und Prinzen hatte ihre Erziehung von Jeſuiten erhalten. Sie waren bereit, über Trümmerhaufen die katholiſche Kirche in den proteſtantiſchen Theilen Deutſchlands wieder einzuführen.

Zu den alten religiöſen Streitfragen hatten ſich aber im Laufe eines Jahrhunderts wichtige politiſche hinzugeſellt. Die Proteſtanten waren zu Mächten herangewachſen, auf welchen das Gleichgewicht Europa's weſentlich ruhte. Ihr Untergang mußte nothwendig das Haus Habsburg auf eine, die Ruhe der Nationen bedrohende Weiſe ſtärken.

Gleich anfangs waren politiſche Rückſichten in den kirchlichen Streit gemiſcht worden. Von Jahrzehent zu Jahrzehent hatten dieſe an Bedeutung zugenommen. Nach Ablauf eines Jahrhunderts war, trotz der Bemühungen der Jeſuiten, der religiöſe Fanatismus nicht mehr ſo blind, als früher, und die kalte Berechnung der Staatsmänner konnte die Macht der Verhältniſſe, welche aus der Reformation hervorgegangen waren, nicht unberückſichtigt laſſen. Der Katholicismus hatte faſt aller Orten an den Monarchen, der Proteſtantismus an dem Volke und dem Adel ſeine feſteſten Stützpunkte gefunden. Das Beiſpiel der Niederlande, welche Spanien die Spitze boten, und ſogar während des Krieges an Wohlſtand, Bildung und Freiheit unausgeſetzt zunahmen, wirkte anregend auf die geſammte proteſtantiſche Partei. Allein die Freiheitsbeſtrebungen blieben vereinzelt. Kein großer Geiſt verſtand es, ſie zu vereinigen und zum Kampfe gegen den geiſtlichen und weltlichen Despotismus zu führen. Auf katholiſcher Seite brannte Ferdinand II., dieſer Zögling der Jeſuiten, von Ketzerhaß und wünſchte nichts eifriger, als der katholiſchen Kirche die Fahne voran zu tragen. Er dachte, es ſei etwas Großes, zugleich die Geſchäfte des Hauſes Habsburg und der römiſchen Kirche zu führen. Paul V. trieb ihn voran. Er feierte noch den Sieg der Schlacht am weißen Berge. Doch während er es that, erlitt er inmitten der Prozeſſion einen Schlaganfall, an deſſen Folgen er kurz darauf ſtarb (28. Januar 1621). Er hatte vergeblich geſucht, die Rolle eines Hildebrand zu ſpielen und hatte ſich dabei um ein halbes Jahrtauſend verrechnet. Er war der letzte Papſt, der es wagte, einen katholiſchen Staat mit dem Interdicte zu belegen. Vergebens ſetzte er die beſten Bücher auf ſeinen Index (das Verzeichniß der verbotenen Schriften). Sie wurden darum doch geleſen. Die Macht des Papſtes reichte nicht weiter, als die katholiſchen Fürſten ſie duldeten.

Unter der langen Regierung Paul's V. waren faſt alle Cardinäle, welche frühere Päpſte ernannt hatten, ausgeſtorben. Der Gegenſatz zwiſchen den Cardinälen des letzten Papſtes und den älteren, welcher früher ſo bedeutungsvoll geweſen war, hörte auf. Ohne Schwierigkeiten kam die Wahl zu Stande. Sie fiel auf Alexander Ludoviſio von Bologna, welcher ſich den Namen Gregor XV. beilegte. Er mochte in jüngeren Jahren einige Talente in diplomatiſchen Angelegenheiten beſeſſen haben. Zur Zeit ſeiner Erhe-

bung auf den päpſtlichen Stuhl war er alt und ſchwach. Eine Haushälterin, an deren Pantoffel er ſich ſeit langer Zeit gewöhnt hatte, übte auch auf den Papſt den früheren Einfluß aus. Der anmaßliche Stellvertreter Gottes auf Erden war ſo gebrechlich, daß ſeine Umgebungen oft nicht wagten, ihm wichtige Mittheilungen zu machen, aus Furcht, ſie möchten ihm Krankheit oder Tod zuziehen. Während hinter den Couliſſen ein altes Weib dem Papſte ſeine Rolle zuflüſterte, vertrat ihn auf der Bühne ſelbſt ſein Neffe Ludovico Ludoviſio, ein Schüler und eifriger Freund der Jeſuiten. Er hatte den größten Theil der Koſten zum Baue der Kirche des St. Ignatius zu Rom getragen und that ſich etwas darauf zu Gute, Beſchützer des Capuziner-Ordens geworden zu ſein.

Gregor XV. gab ſeinen Namen zur Gründung der Propaganda*) und zur Heiligſprechung der Jeſuiten Loyola, Xaver, Coſka und Gonzaga, ſowie der Thereſe und Neri's her. Im Geiſte der Söhne Loyola's wirkte der päpſtliche Geſandte Karl Caraffa in Deutſchland. Er war es, welcher die Habsburger antrieb, ihre haarſträubenden Grauſamkeiten gegen die proteſtantiſchen Böhmen zu verüben, und ihm iſt es zunächſt beizumeſſen, daß dieſes Land mit Gewalt zur katholiſchen Kirche zurück gebracht wurde. Nach Böhmen wurde Mähren und Ungarn in Angriff genommen. Doch wagte man nicht gegen die Magyaren mit derſelben Härte zu wüthen, als gegen Slaven und Deutſche. In derſelben Richtung arbeitete der päpſtliche Hof auch in Frankreich, wo die Hugenotten von Jahr zu Jahr mehr an Boden verloren. Die Jeſuiten hatten damals ſchon eine ſo große Bedeutung gewonnen, daß, auch wenn der Papſt keine Thatkraft beſaß, ſie ſelbſtſtändig die Zwecke ihres Ordens, welche in der Hauptſache mit denjenigen der römiſchen Kirche zuſammen trafen, arbeiten konnten.

Zur ewigen Schande gereicht Gregor XV. ſein Benehmen gegen den Erzbiſchof von Spalatro, den berühmten de Dominis. Dieſer war früher ein Freund Ludoviſio's geweſen. Im Vertrauen hierauf und bethört durch vielſagende Verſprechungen begab ſich de Dominis, nachdem er ſelbſt im Bildniſſe, *ſammt ſeinen Werken*, verbrannt worden war, nach Rom. Die Inquiſition bemächtigte ſich ſeiner. Gregor ließ es geſchehen. Er rettete das gefährdete Leben ſeines Jugend-Freundes nicht, als es noch Zeit war. Kurz nach Gregor's Tode ließ das blutige Glaubensgericht den vier und ſechzig jährigen Greis, ungeachtet er feierliche Abbitte und Buße gethan hatte, mit Gift hinrichten, ſeine Leiche durch die Straßen ſchleifen, verbrennen und die Aſche in die Tiber ſtreuen (1624). Sein Verbrechen war geweſen, daß er Sarpi's Geſchichte des Tridentiner Concils herausgegeben und zwei treffliche Schriften „von der kirchlichen Republik" und „von der königlichen Gewalt und der päpſtlichen Anmaßung" verfaßt hatte.

Nicht lange vorher (17. September 1621) war zu Rom ein Mann von ganz anderer Geſinnung, der Jeſuite Bellarmin geſtorben, natürlich nicht als Märtyrer, ſondern als hochbejahrter Cardinal, umgeben von dem ganzen Pompe der römiſchen Kirche. In ſeinem Werke „von der Macht des Papſtes in zeitlichen Dingen" hatte er auszuführen geſucht: Chriſtus habe den Papſt zum Hirten aufgeſtellt, die Völker ſeien die Schaafe, die Fürſten die Widder, und verwandelten ſich dieſe in Wölfe, ſo ſei es die Pflicht des Papſtes, ſie auszurotten." Trotz der Abgeſchmacktheit dieſer Behauptungen, welchen in unſeren Tagen nur ein mitleidiges Lächeln entgegen geſetzt werden kann, galt Bellarmin für einen der größten Schriftſteller der katholiſchen Chriſtenheit. In der That kannte er die römiſche Kirche und ihre Mängel ſehr genau, fand aber nicht gut, ſie in ſeinen für den Druck beſtimmten Werken der Wahrheit getreu zu ſchildern. Als er einmal gefragt wurde, warum es ſo wenig heilige Cardinäle gebe, antwortete er ſehr treffend: „weil ſie alle die heiligſten (d. h. Päpſte) ſein wollen." So hoch Bellarmin's Stellung in der katholiſchen Kirche auch war, ſo

*) Siehe unten § 24.

führte er doch einen ſehr ſittenloſen Lebenswandel. Man ſagte ihm nach, er habe mit nicht weniger, als 1624 Weibern verbotenen Umgang gepflogen und ſogar ſich mit Thieren (Ziegen) verunreinigt. Zu ſolchen Schändlichkeiten führt die Eheloſigkeit der Prieſter! Gegen das Ungeziefer war er ſehr milde. Flöhe, Läuſe, Wanzen, Fliegen u. ſ. w. ſtörte er nicht in ihrem Genuſſe, allein gegen Menſchen, ſogar Könige, die ſich von den Päpſten nicht unbedingt beherrſchen laſſen wollten, verfuhr er mit der ganzen Wuth eines Fanatikers. Er bedrohte ſie mit Schwert und Feuer. So verkehrt der römiſche Aberglauben alle Begriffe und alle Triebe.

Gregor XV. ſtarb am 8. Juli 1623. Als die Cardinäle verſammelt waren, um ihm einen Nachfolger zu wählen, hörten ſie rufen: barbiere, barbiere, wahrſcheinlich weil ſich einer derſelben ſeinen Bart ſcheeren laſſen wollte. Sie hielten aber dieſen Ruf für eine Wirkung des heiligen Geiſtes, und wählten Barberini zum Papſte. Dieſer hatte übrigens durch die mannigfaltigſten Kunſtgriffe ſeine Wahl vorbereitet. Er hatte den Nepoten des letzten und des vorletzten Papſtes die Meinung beigebracht, daß er deren Haß gegen ihre Nebenbuhler theile, und gewann dadurch deren Gunſt. Er beſtieg den ſogenannten Stuhl Peters unter dem Namen Urban VIII. Mehr Staats- und Weltmann, als Geiſtlicher, beſchäftigte er ſich hauptſächlich nur mit weltlichen Dingen. Beſondere Vorliebe widmete er der Dichtkunſt und dem Kriegsweſen. Als man ihm die marmornen Denkmäler ſeiner Vorfahren zeigte, bemerkte er, er wolle ſich eiſerne ſetzen. In der That baute er die Feſte Caſtelfranco an den Grenzen des Bologneſiſchen, verſah das Caſtel St. Angelo zu Rom mit neuen Bruſtwehren und ließ es mit Munition und Mundvorräthen verſehen, gleich als wäre der Krieg vor der Thüre. In Tivoli gründete er eine Gewehrfabrik; das vatikaniſche Bibliothekgebäude wandelte er in ein Zeughaus um. Soldaten ließ er werben und durch die Straßen der Stadt ziehen, wo ſonſt nur Mönche die Proceſſionen geführt hatten. Der Heimfall des Herzogthums Urbino, durch welchen der Kirchenſtaat ſeine bis auf unſere Tage behaupteten Grenzen erhielt, war für ihn die wichtigſte Begebenheit ſeines ſogenannten Oberhirtenamtes. Civita-Vecchia erhob er zum Freihafen, und ließ es zu, daß die Barbaresken dort ihren Raub in Sicherheit brachten und verwertheten.

Urban VIII. beſaß einen ungewöhnlichen Eigendünkel. Von Niemanden nahm er gern Rath an. Die Cardinäle befragte er nur ſelten um ihre Meinung. Er erklärte wiederholt, er allein verſtehe mehr, als ſie alle zuſammen. Als ihm einſt der Einwurf gemacht wurde, ſeine Anſicht widerſtreite den päpſtlichen Verordnungen, erwiederte er, der Ausſpruch eines lebenden Papſtes ſei mehr werth, als die Satzungen von hundert verſtorbenen. Nur wer ſeine Schwächen, und namentlich ſeine Eitelkeit kannte und ſie zu behandeln wußte, erreichte mit ihm ſeine Zwecke. Hätte er in früheren Zeiten gelebt, ſo wäre er in ſeinen Anmaßungen ſchwerlich hinter Gregor VII. zurück geblieben. Doch in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts konnte er mehr nur in Worten, als in Thaten ſeinen Leidenſchaften freien Spielraum geben. Dieſes bewies er namentlich, indem er die berühmte Nachtmahlbulle erneuerte (1627). Dieſes Denkmal päpſtlichen Uebermuths ſtammt wahrſcheinlich ſchon aus den Zeiten Bonifacius VIII., wurde aber ſpäter von mehreren anderen Päpſten mit Zuſätzen verſehen. In der Form, welche Urban VIII. ihr gab, enthält ſie zwei und ſiebenzig Verfluchungen, alſo ungefähr halb ſo viel, als der Endbeſchluß des Tridentiner Concils. Sie faßte alle Anmaßungen der Päpſte zuſammen, eignete ſich daher ſehr wenig zu einer Zeit, in welcher die päpſtliche Gewalt von der einen Hälfte der Chriſtenheit nicht mehr anerkannt und von der anderen Hälfte mehr geduldet, als gefürchtet wurde. Dieſe Bulle, welche mehr, als irgend eine andere, den Uebermuth, die Herrſchſucht und die Verfolgungswuth der Päpſte anſchaulich macht, verflucht und bannt im Namen Gottes, des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes, der Apoſtel Petrus und Paulus,

ſowie im Namen Urban's VIII. zuvörderſt die Wicliffiten, Huſſiten, Lutheraner, Reformirte, Wiedertäufer und alle Ketzer, ihre Beſchützer und ihre Bücher, ſodann alle Univerſitäten, Collegien und Domcapitel, wenn ſie an ein Concil appelliren, alle Seeräuber und Corſaren, oder die verunglückten Schiffen ihre Ladung nehmen, Alle diejenigen, welche neue Abgaben ausſchreiben, Alle, welche päpſtliche Briefe verfälſchen, welche den Türken oder Ketzern Waffen, Pferde, Stahl, Eiſen u. ſ. w. zuſenden, Alle, welche die Geiſtlichkeit mit Auflagen belaſten und das päpſtliche Gebiet verletzen u. ſ. w. Schwerlich war zu Urban's VIII. Zeiten, oder nachher irgend ein katholiſcher Kaiſer, König, Fürſt oder anderer Machthaber, welcher nicht unter eine oder mehrere der verfluchten Kategorien zu ſtehen kam. Ja, Urban VIII. ſelbſt, indem er den Seeräubern erlaubte, zu Civita Vecchia ihren Raub in Sicherheit zu bringen, verfiel unſtreitig dem gegen dieſe geſchleuderten Fluche. Alle Päpſte, welche ihre Anmaßungen auf die Iſidoriſchen Fälſchungen gründen, trifft der gegen die Fälſcher päpſtlicher Briefe gerichtete Bann. Auf viele Könige von Frankreich und andere katholiſche Fürſten, welche den Proteſtanten Hülfe leiſteten, iſt die betreffende Fluchformel anwendbar. Alle Fürſten der Erde und Urban VIII. ſelbſt, welche nur zu häufig neue Abgaben ausſchrieben, ſind durch die Nachtmahlbulle gleichfalls verflucht. Augenſcheinlich wurde durch dieſelbe der Fluch über die ganze Welt ausgeſprochen. Der Papſt hätte ſich die Mühe erſparen können, die Bulle in zwei und ſiebenzig Abtheilungen zu zerlegen. Obgleich ſie, nach deſſen Willen, ewig dauern ſollte, hob ſie Clemens XIV. ausdrücklich auf.

An jedem grünen Donnerſtag ſoll dieſe Bulle dem Volke verkündigt und dabei eine brennende Fackel von der Kanzel herabgeſchleudert werden. Die Beichtväter ſollen ſie ſorgſam durchforſchen und ſie zu ihrer Richtſchnur nehmen. Zum Glücke für die Welt hatten die päpſtlichen Flüche mit oder ohne Fackeln im ſiebenzehnten Jahrhundert ihre Kraft verloren. Selbſt viele Katholiken lachten darüber und der Cardinal Paſſionei wies ſogar darauf hin, daß es ein Widerſpruch ſei, am grünen Donnerſtag die Ketzer zu verfluchen und am Charfreitag für ſie zu beten.

Thatſächlich blieb dieſe Bulle Urban's VIII. eben ſo bedeutungslos, als eine andere, in welcher er verbot, in der Kirche Taback zu kauen oder zu ſchnupfen. Leider waren aber immer noch einige Strecken Landes der unmittelbaren Herrſchaft der Päpſte unterworfen. Hier konnten ſie ihren Flüchen durch die That Nachdruck geben. Wenn Gregor XV. den Erzbiſchof de Dominis verhaften, ſo ließ ihn Urban VIII. hinrichten. Dieſer hochmüthige Papſt war es auch, welcher in Galilei die geſammte Wiſſenſchaft verfolgte und ſtrafte. Faſt ein Jahrhundert war vergangen, ſeit Copernicus gelehrt hatte, die Erde drehe ſich um die Sonne. Dieſer lange Zeitraum genügte der Kirche nicht, ſich mit den Fortſchritten der Sternkunde zu befreunden. Galilei wurde (1633) verurtheilt, drei Jahre bei Waſſer und Brod gefangen zu ſein, jede Woche die ſieben Bußpſalmen und täglich den Roſenkranz zu beten. Er mußte die von ihm erkannte und ſeither von der geſammten Wiſſenſchaft beſtätigte Wahrheit widerrufen und ſich damit begnügen, leiſe vor ſich hin zu murmeln: „Und ſie bewegt ſich doch!“

Wie erbärmlich erſcheint uns dieſer anmaßliche Stellvertreter Gottes auf Erden in ſeinem Kampfe gegen die Fortſchritte der Wiſſenſchaft! Wie klein iſt im Verhältniß zu den an de Dominis und Galilei verübten Schandthaten, was Urban VIII. für Künſte und Wiſſenſchaften that! Die großen Geiſter verfolgte und ſtrafte er, die kleinen, welche der Welt kein neues Licht anzündeten, mochte er fördern. Dadurch ſchuf er ſich Lobredner, aber der Menſchheit keine Vorkämpfer.

Vermöge ſeiner Erziehung und ſeiner früheren Lebensverhältniſſe hegte Urban VIII. eine große Vorliebe für Frankreich. Er ſetzte daher bei jeder Gelegenheit Spanien und

Oeſterreich zurück. Seinem Benehmen war es größtentheils beizumeſſen, daß die Verbindung zwiſchen dem Hauſe Stuart und den ſpaniſchen Habsburgern nicht zu Stande kam, indem er ſeinem Dispenſe Bedingungen hinzufügte, welche England nicht bewilligen konnte. Richelieu, welcher im Namen Ludwig's XIII. Frankreich beherrſchte, ſtieß daher bei ſeinen, Spanien und Oeſterreich feindlichen Beſtrebungen nicht auf denjenigen Widerſtand beim Papſte, welcher, nach der allgemeinen Lage der Dinge, zu erwarten geweſen wäre. Zwar gelang es Urban VIII. (1626), einen Frieden zwiſchen Spanien und Frankreich, und im folgenden Jahre ſogar ein Bündniß zwiſchen dieſen beiden Reichen zu Stande zu bringen, allein ſchon im Jahre 1629 brach der Krieg von neuem aus, durch welchen die Stärke der katholiſchen Partei um ein anſehnliches vermindert wurde, gerade zur Zeit, da der dreißigjährige Krieg ganz Deutſchland in Bewegung brachte. Der Papſt verſetzte das Haus Oeſterreich in Deutſchland und in Spanien oft nicht bloß in üble Laune, er hemmte es ſogar in ſeinen Unternehmungen gegen die Proteſtanten, und Richelieu ſandte im entſcheidenden Augenblicke dieſen Hülfe, ohne den Grimm Urban's VIII. auf ſich zu ziehen.

Während ganz Deutſchland in Waffen war, und dort die höchſten Intereſſen der katholiſchen Kirche auf dem Spiele ſtanden, wußte Urban VIII. nicht einmal in ſeiner nächſten Nähe Frieden zu halten. Er zerſplitterte die Kraft der katholiſchen Partei durch den elenden Krieg von Caſtro, welcher auf einen Blick die erbärmliche Lage des römiſchen Stuhles anſchaulich macht. Kleinliche Zwiſtigkeiten über leere Förmlichkeiten entwickelten ſich nach und nach zu einem Kriege, welcher die Thätigkeit des Papſtes mehrere Jahre hindurch in Anſpruch nahm, ſeinen Staatsſchatz erſchöpfte, und mit einem demüthigenden Frieden endigte. Im Norden der Alpen bekämpften ſich die mächtigſten Nationen der Erde. Dort handelte es ſich um das ganze politiſche Gleichgewicht, um Katholicismus und Proteſtantismus. In dem Kriege von Caſtro war der Hauptgegner des Papſtes der Herzog Odoardo von Parma aus dem Hauſe Farneſe, und dieſer, obgleich durch keine glänzenden perſönlichen Fähigkeiten ausgezeichnet, war ſtark genug, dem ſogenannten Stellvertreter Gottes auf Erden die Spitze zu bieten. Die kleine Herrſchaft Caſtro im päpſtlichen Gebiete, welche dem Herzog Farneſe gehörte, wurde unter dem Vorwande, daß ſie zu Gunſten der Gläubiger des Herzogs mit Beſchlag belegt werden ſolle, von päpſtlichen Truppen überzogen. Der Herzog rächte ſich, indem er mit 3000 Reitern ohne Geſchütze und Fußſoldaten in den Kirchenſtaat einfiel. Hätte er Kühnheit genug gehabt, auf Rom vorzurücken, er hätte dem Papſte die Friedensbedingungen vorſchreiben können. Doch er ließ ſich durch Unterhandlungen hinhalten. So gewann Urban VIII. Zeit, ſich zu rüſten. Da aber die übrigen italieniſchen Fürſten und Venedig durch den Uebermuth der päpſtlichen Nepoten gereizt waren, und deren Uebergriffe fürchteten, mußte ſich Urban am Ende dazu bequemen, den Herzog von Parma, den er excommunicirt hatte, zu abſolviren und ihm Caſtro zurück zu geben Der Krieg, welcher ſich bis zum Jahre 1644 fortſchleppte, diente nur dazu, die Feigheit der italieniſchen Truppen und die unkriegeriſche Stimmung des Volkes zu Tage zu bringen. Die Mehrzahl der päpſtlichen Truppen beſtand aus Franzoſen, das Heer der italieniſchen Fürſten größtentheils aus Deutſchen.

Durch dieſen Krieg wurden die ſchon ſehr ſchlecht beſtellten päpſtlichen Finanzen vollſtändig zu Grunde gerichtet. Die Geldnoth war es allein, welche Urban VIII. zum Frieden zwang. Sie war die Folge der grenzenloſen Habgier der päpſtlichen Nepoten. Seit dieſe nicht mehr mit den Waffen in der Hand auf Eroberungen ausgehen konnten*), warfen ſie ſich gleich Blutegeln auf die Einkünfte des Papſtes und brachten dieſe in die größte Zerrüttung. Sixtus V. verlieh dem Sohne ſeines Neffen (Peretti) ein Einkommen von 100,000 Scudi, und einem andern die Markgrafſchaft von Mentana, das Für-

*) S. oben § 20. S. 141 f.

ſtenthum Venafro und die Grafſchaft Celano. Noch weit reichlicher verſorgte Clemens VIII. ſeine Familie (die Aldobrandini). Im Laufe von dreizehn Jahren gab er denſelben an baarem Gelde über eine Million Scudi. Hierzu kamen die Einkünfte der Aemter, welche er ſeinem Neffen Pietro und dem Gatten der Schweſter deſſelben verlieh. Sie wurden ſchon im Jahre 1599 zuſammen auf 120,000 Scudi berechnet. Paul V. trieb die Verſchwendung weiter, indem er ſeinem Nepoten, dem Cardinale Scipio Caſarelli Borgheſe 150,000 Scudi jährlichen Einkommens gab. Marc-Antonio Borgheſe erhielt von ihm das Fürſtenthum Sulmona und mehrere prachtvolle Paläſte und Landhäuſer; beide zuſammen überdieß Geſchenke im Betrage von mehr als einer Million Scudi. Von Gregor XV. bezog ſein Neffe Ludovico Ludoviſio 200,000 Scudi jährlicher Einkünfte. Die Geſchenke, die er außerdem ſeiner Familie machte, wurden in kurzer Zeit auf 800,000 Scudi berechnet. Alle vorhergehenden Päpſte überbot aber Urban VIII. Die Barberini empfingen von ihm die faſt unglaubliche Summe von 105 Millionen Scudi.

Die Peretti, Aldobrandini, Borgheſi, Ludoviſi und Barberini wurden auf ſolche Weiſe in demſelben Maße reich, als der päpſtliche Schatz mehr und mehr verarmte.

Im Jahre 1587 betrugen die Schulden des ſogenannten Stuhles Peters ſieben Millionen Scudi. Die Zinſen derſelben verſchlangen die Hälfte der Einkünfte, welche ſich damals auf nicht mehr als 1,358,456 Scudi beliefen. Im Jahre 1592 war die Schuld auf mehr als zwölf Millionen geſtiegen und drei Viertheile der Einkünfte, obgleich dieſe auf anderthalb Millionen hinaufgeſchraubt worden, waren erforderlich, um deren Zinſen zu decken. Im Jahre 1605 verſchlang die Staatsſchuld die ganze Einnahme. Nur 70,000 Scudi blieben dem Papſte übrig, der ſich nicht anders, als durch neue Anleihen zu helfen wußte. Im Anfange der Regierung Urban's VIII. waren die Schulden auf 18 Millionen Scudi geſtiegen. Bis zum Jahre 1635 hatte er ſie auf dreißig Millionen gebracht. Nur durch Erhöhung der Abgaben konnte er den Bankerott vermeiden. Deſſen ungeachtet führte Urban VIII. den Krieg von Caſtro, der ihn zehn bis zwölf Millionen koſtete.

Die Finanzen eines Machthabers bieten uns einen ſehr richtigen Maßſtab ſeiner Verwaltung. In der That die ganze römiſche Kirche war nicht beſſer beſchaffen, als die päpſtlichen Finanzen. Dieſelben Gebrechen, welche dieſe zerrütteten: die Habgier und die Herrſchſucht der Nepoten, brachten in alle Gebiete derſelben gleiche Verwirrung. Nur bieten uns Zahlen die feſteſten Anhaltspunkte. Sie laſſen ſich kurz ſummiren. Um aber die Summe der durch die Päpſte verübten, angeregten oder doch geduldeten Verbrechen ziehen zu können, muß man Bände ſchreiben.

Die Verlegenheiten, in welche die zerrütteten Finanzen den Papſt ſtürzten, mußten in der That ſehr groß geweſen ſein. Er fing an, Gewiſſensbiſſe wegen der ſeiner Familie geſpendeten Summen zu empfinden. Bitterer, als dieſe war ihm aber die Nothwendigkeit, in die er ſich verſetzt ſah, den Friedensvertrag von Caſtro zu unterzeichnen. Er fiel in Ohnmacht, als er es that und ſtarb bald darauf (29. Juli 1644). Er hatte oft geſagt: „die Venetianer, (die Verbündeten des Herzogs von Parma) wollen mich zu Tode ärgern; es wird ihnen aber nicht gelingen.“ Auch in dieſer Beziehung täuſchte ſich die päpſtliche Unfehlbarkeit. Er ſtarb aus Aerger über die ihm von den Venetianern und deren Bundesgenoſſen bereiteten Demüthigungen, und litt ſo die gerechte Strafe für ſeinen Uebermuth, ſeine Verſchwendungen und ſeinen Eigenwillen.

Urban hatte ſich nicht damit begnügt, ſeine Familie mit Gütern der Kirche zu überſchütten, er hatte geſucht, die Zeit ihres Glücks dadurch zu verlängern, daß er eine ungewöhnlich große Zahl von Cardinälen ernannte, mit deren Hülfe ihm ein den Barberini günſtiger Nachfolger ernannt werden ſollte. Die Nepoten traten mit nicht weniger, als

acht und vierzig Cardinälen ihrer Partei in das Conclave. Allein die Entrüstung, welche gegen den verstorbenen Papst herrschte, war so groß, daß sie den Mann ihrer Wahl, Sacchetti, nicht durchsetzen konnten, und sich bequemen mußten, den Cardinal Pamfili anzunehmen, welcher wenigstens nicht zu ihren entschiedenen Gegnern zählte. Dieser nannte sich Innocens X. Er war als Anhänger des spanischen Cabinets bekannt, und war dem französischen Hofe besonders unangenehm. Sofort trat ein vollständiger Umschwung in der päpstlichen Politik ein. Die öffentliche Meinung, welche gegen die Barberini im höchsten Grade aufgeregt war, zwang den neuen Papst, gegen dieselben Schritte zu thun. Die Nepoten flohen nach Frankreich, wo sie von dem Cardinale Mazarin freundlich aufgenommen wurden, und brachten dort nicht bloß ihre Personen, sondern auch den größten Theil ihrer Reichthümer in Sicherheit. Bald schon zeigte sich, daß die katholische Kirche bei dem Wechsel ihrer Häupter nichts gewonnen hatte. Unter Urban waren es doch Männer in Aemtern und Würden gewesen, welche die Kuh melkten. Innocens ließ sich von einer Frau beherrschen, die an Habgier die Barberini noch übertraf, und die hergebrachten Formen, in welchen die Familie des Papstes die Kirche zu bestehlen pflegte, weit mehr verletzte, als dieses jemals früher geschehen war.

Seit langer Zeit hatte sich der Cardinal Pamfili an seine Schwägerin, Donna Olympia Maidalchina von Viterbo gewöhnt. Sie hatte ihrem Gatten ein großes Vermögen zugebracht, sich nach dessen Tode nicht wieder verheirathet, die Angelegenheiten der Familie Pamfili verwaltet und mit ihrem Schwager in den innigsten Beziehungen gelebt. Innocens konnte sich dem Joche nicht entziehen, das er in früheren Zeiten so lange und so willig getragen hatte. Erst nachdem die gesammte katholische Christenheit durch den Papst der Olympia zur Verfügung gestellt wurde, trat ihr wahrer Charakter zu Tage. Innocens hatte ihr gegenüber keinen Willen. Wenn er Audienz ertheilte, stand sie gewöhnlich hinter der Tapete, und spielte er die ihm eingelernte Rolle nicht zu ihrer Zufriedenheit, sprang sie hervor und wies ihn zurecht. Die Gesandten machten ihr immer den ersten Besuch, sie vergab alle Stellen für Geld und erhob von den untergeordneten Dienern, welche nicht voraus bezahlen konnten, eine monatliche Abgabe. Alles war ihr feil. Sie zog sogar gegen zweitausend Klöster ein — im Namen des Stellvertreters Gottes auf Erden! Wenn die Protestanten ähnliches aus Rücksicht für die persönliche Freiheit der Menschen thaten, so spien die römischen Pfaffen Feuer und Flammen. Die Verbrechen, deren sich Olympia schuldig machte, waren aber so groß, daß unter denselben die Aufhebung von Klöstern, um die Reste ihres Vermögens einstecken zu können, verschwand. Der Papst gab ja seinen Namen dazu her, er ist unfehlbar und Niemanden Rechenschaft schuldig. Wenn er nichts desto weniger der Olympia Rechenschaft ablegte, so war dieß sein guter Wille, zudem war sie nicht die Menschheit, sondern nur ein Mensch, welches von jeher in Rom mehr galt, als jene. Jedermann erkannte deutlich, daß der Papst nicht unter dem Einflusse des heiligen Geistes, sondern seiner Schwägerin Olympia stehe. Dennoch blieb der Glauben an das Papstthum bestehen. Eine Zeit lang machte eine andere Olympia, die Gattin ihres Sohnes Camillo, von der Familie der Aldobrandini ihr den Rang streitig. Der Papst entfernte sogar seine alte Freundin aus Rom. Allein er rief sie bald zurück. Er konnte ohne sie nicht sein. Die Macht der Gewohnheit war zu groß.

Um diese Zeit war es, daß in Deutschland endlich Frieden geschlossen, und den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges ein Ziel gesteckt wurde (1648). Derselbe Papst, der es nicht verstand, in seiner eigenen Familie Frieden zu halten, der nicht einmal den äußern Anstand wahrte, entblödete sich nicht, dagegen Verwahrung einzulegen. Ihm schien des Blutvergießens noch nicht genug gewesen zu sein. Das war denn doch selbst dem Jesuiten-Zöglinge Ferdinand III. zu stark. Er sagte dem päpstlichen Gesandten: „der Papst hat

gut reden, im Reiche geht es bunt zu, während er sich von Olympia krabbeln läßt." Den westphälischen Frieden überlebte Innocens X. längee, als sein Vorgänger den Frieden von Castro. Ungeachtet der Papst gegen denselben Verwahrung einlegte, machte er doch auf ihn keinen so überwältigenden Eindruck, als der Frieden von Castro auf Urban VIII. gemacht hatte. So sehr stand das Papstthum schon außerhalb der Weltbegebenheiten. Castro war den Päpsten wichtigee geworden, als Deutschland. Das war in früheren Zeiten anders gewesen. Die Päpste übten auf die Entwickelung der Nationen keinen entscheidenden Einfluß mehe. Sie besaßen nur noch in kleinen Dingen Macht und Bedeutung. Die Zeit ihres Glanzes war dahin. Sie konnten als fünfte Räder am Wagen der Menschheit dienen, nicht mehr ihn lenken. Doch wenn auch die Päpste tief gesunken waren, Jesuiten und Inquisitoren wirkten fort zum Verderben dee Nationen, welche sie duldeten. Der von Rom gehegte Aberglauben wucherte noch üppig, und selbst die Trümmer der päpstlichen Herrschaft waeen stark genug, vielen Despoten der Eede Schutz und Raum für mannigfaltige Hinterhalte zu bieten.

§ 23. Die Kirchenversammlungen

Die Kiechenversammlungen des sechszehnten Jahrhunderts, welche unter dem Namen derjenigen von Trident zusammengefaßt werden, haben eine hohe geschichtliche Bedeutung nicht sowohl wegen der Endresultate, zu welchen sie führten, als weil sie uns die gesammte katholische Christenheit, in soseen sie Geltung hatte, den Papst, die Cardinäle, Ordensgeneräle, Bischöfe und Prälaten, sowie die Fürsten in iheer Beziehung zur Kirche am anschaulichsten darstellen. Bei keiner anderen Verhandlung waren sie sämmtlich, mit Ausschluß der nicht eömisch-katholischen Staaten, mehe odee weniger betheiligt. Sie alle zeigten bei dieser Gelegenheit, was sie von der Kirche dachten, verlangten und wünschten, und eben deßhalb bietet die sogenannte Kiechenversammlung von Teident den besten Maßstab ihees religiösen Charaktees.

Schwerlich findet sich bei iegend einee Versammlung der neueren Zeit eine solche Mischung von Lug und Trug, von Scheinheiligkeit und Heuchelei, von vorgeblicher Reformbestrebung und wirklichen Rückschritts-Tendenzen, als bei diesem hoben Rathe der Kieche. Keinem von allen Betheiligten kam es auf dasjenige an, was er voegab, zu wünschen. Karl V. betrachtete sie als Mittel, die Päpste in den Schranken der Mäßigung zu erhalten, und um den Peotestanten, dem Scheine nach, Genüge zu leisten, in dee That abee sie wieder zur Unterwerfung zu bringen. Sie kam zu Stande, nue weil ee mit unveedrossenem Muthe und außerordentlicher Beharrlichkeit mehr, als zwei Jahrzehnte hindurch, sie veelangte. Die Päpste widerstrebten ihr, so lange sie konnten. Als sie abee endlich nachgeben mußten, waren sie entschlossen, den möglichsten Vortheil für die Befestigung und Erweiterung ihrer Macht daraus zu ziehen, und auch nicht die geringste Schmälerung ihree Gewalt zuzugeben. Franz I. von Frankreich, welcher wohl wußte, daß dee Papst ihm mehr gewogen sei, als seinem Nebenbuhler und Feinde Karl V., und welcher lange dem Zustandekommen des Concils Schwieeigkeiten entgegengesetzt hatte, betheiligte sich bei demselben nur, um zugleich auf die Verdienste der französischen Könige um die katholische Kirche in tönenden Redensarten zu pochen und die Gelegenheit zu ergreifen, seinem Gegner Karl, den er auf dem Felde der Schlacht nicht hatte besiegen können, auf dem Gebiete dee Kirche den Rang abzulaufen.

Die Protestanten, welche zuerst eine Kiechenversammlung verlangt hatten, erschienen auf derselben nicht, odee doch nue duech einige wenige Abgesandte, welche an den Berathungen keinen Theil nahmen, und sich nach kurzer Zeit unverrichteter Dinge wieder entfeenten;

natürlich, da ſie nicht hoffen konnten, auf derſelben ihre Grundſätze frei erörtern, geſchweige denn zu einer unparteiiſchen Würdigung derſelben gelangen zu können. Statt des Mittels der Verſöhnung, wie anfangs gehofft worden war, wurde die Kirchenverſammlung von Trident gerade die Scheidewand, welche auf Jahrhunderte hinaus Proteſtanten und Katholiken trennte. Die Beſchlüſſe derſelben wurden ſo zu ſagen für die katholiſche Chriſtenheit, was die Augsburgiſche Confeſſion für die Proteſtanten geworden war: Grundlage der katholiſchen Anſchauung im Gegenſatze zu der proteſtantiſchen. Den Handſchuh, welchen die Proteſtanten zu Augsburg der katholiſchen Kirche hingeworfen hatten, nahm dieſe zu Trident auf, und ſchleuderte ihn unter Flüchen den Gegnern zurück.

In der Hauptſache war die Kirchenverſammlung von Trident eine große Comödie, deren ſich die römiſch-katholiſchen Fürſten bedienten, um ihren Unterthanen den Glauben beizubringen, als ſeien ſie gemäßigten Reform-Anſprüchen nicht abgeneigt, während die Päpſte vor allem darnach ſtrebten, die verſammelten ſogenannten Väter der Kirche in vollkommener Abhängigkeit von ſich zu erhalten, die einzelnen weltlichen Machthaber zu trennen und dadurch die päpſtliche Gewalt vor jeder Verkürzung zu bewahren. Sie bedachten dabei aber nicht, daß es eine höhere Macht gebe, als diejenige von Päpſten, Kaiſern und Königen, den Geiſt der fortſchreitenden Zeit, und daher verloren ſie doch an wirklichem Einfluß auf die Geiſter, obgleich ſie faſt alle Beſchlüſſe durchſetzten, wie ſie dieſelben nur wünſchen konnten. Alle ſtimmten nur darin überein, Vortheile für ſich auszuwirken. Jeder war gern bereit, diejenigen anderer zu beſchränken, erklärte aber jeden Verſuch, die ſeinigen zu ſchmälern, für eine Ketzerei, wenn er Geiſtlicher, oder für einen rechtswidrigen Eingriff in ſeine Majeſtätsrechte, wenn er Kaiſer oder König war. Der Eigennutz war die vorherrſchende Triebfeder aller Betheiligten. Die Päpſte erkannten dieſes gar wohl, und verſtanden es am beſten von allen, den ihrigen geltend zu machen. Von einem freien Geiſte war auch nicht ein Mitglied der Verſammlung beſeelt. Es handelte ſich nur um etwas mehr oder weniger Selbſtſucht, etwas mehr oder weniger Einſicht in die herrſchenden Mißbräuche der Kirche, größere oder geringere Entſchloſſenheit, und feinere oder gröbere Heuchelei. Die Päpſte und deren Vertreter, in allen dieſen Beziehungen die Meiſter, waren die Theater-Directoren. Sie erlaubten nur denjenigen Schauſpielern auf die Bühne zu treten, von welchen ſie nichts zu befürchten hatten, und brachten nur diejenigen Stücke zur Aufführung, die ihnen zuſagten. Die Beſtimmung von Glaubensſätzen und die Verfluchung aller derjenigen, die ſie nicht annahmen, bildeten den weſentlichen Charakter des Concils. Von Reformen ließen die Päpſte nur ſo viel zur Verhandlung kommen, als erforderlich war, den Schein zu vermeiden, als widerſetzten ſie ſich gewaltſam jedem Streben nach etwas Beſſerem.

Auf der Kirchenverſammlung von Trident hatten nur diejenigen Geiſtlichen Sitz und Stimme, welche ſelbſt den größten Vortheil von dem herrſchenden Aberglauben zogen. Mit dieſen hatten daher die Päpſte verhältnißmäßig leichtes Spiel. Als Luther zuerſt*) ſich auf ein allgemeines Concil berief, erkannte er noch den Papſt als Oberhaupt der Chriſtenheit an, und hatte er ſich von der Gemeinſchaft der römiſch-katholiſchen Kirche noch nicht unwiderruflich losgeſagt. Leo X. betrachtete aber dieſe Berufung als eine Verletzung der Kirchengeſetze (eine ſchismatiſche Handlung). Als aber auf dem Reichstage zu Nürnberg die Stände erklärten, daß wahrer Frieden nicht zu erwarten ſei, wofern nicht den Beſchwerden deutſcher Nation abgeholfen werde, was am wirkſamſten nur auf einem freien Concile geſchehen könne, mußte deſſen Nachfolger dieſe Sprache ſich ruhig gefallen laſſen, obgleich er ihr keine Folge, vielmehr zu erkennen gab, da ſchon Leo X. Luther's Lehre verdammt und deſſen Berufung auf ein Concil verworfen habe, ſo würde das Ausſchreiben eines ſolchen das

*) Am 28 November 1518 und am 17. November 1520.

Ansehen des päpstlichen Stuhles gefährden. Dessen ungeachtet drang Karl V. mit Entschiedenheit auf ein Concil und richtete sogar am 6. October 1526 ein Schreiben an das Cardinals-Collegium, worin er verlangte, daß es im Falle der Verweigerung oder Zögerung des Papstes die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils selbst vornehmen, und worin er andeutete, daß er, widrigenfalls, als Beschützer der Kirche aus eigener Machtfülle es thun würde. Diese Drohung blieb jedoch ohne Wirkung, da Karl V., inmitten der Kriege, in welche er verwickelt war, derselben keinen Nachdruck verleihen konnte. Um so dringender verlangten die Protestanten, namentlich seit sie auf dem Reichstage von Speier (1529) die, ihren Namen begründende Protestation eingereicht hatten, ein allgemeines Concil. Umsonst suchte Clemens VII. in einer persönlichen Zusammenkunft, welche er (1530) mit dem Kaiser in Bologna hatte, durch alle Künste der Ueberredung diesen von seinem Vorhaben abzubringen. Vergeblich erklärte der päpstliche Gesandte Campegius auf dem Reichstage zu Augsburg: die Abstellung der Mißbräuche sei beschwerlicher, als sie selbst. Doch der Kaiser, die katholischen und die protestantischen Fürsten ließen nicht nach, eine allgemeine Kirchenversammlung zu verlangen. Die ersteren hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie es nicht wagten, den Protestanten mit dem Schwerte in der Faust entgegenzutreten, die letzteren, weil sie noch immer den Schein einer möglichen Ausgleichung mit der römischen Kirche nicht abstreifen wollten. Clemens VII., von allen Seiten gedrängt, erließ (December 1530) an die Könige und Fürsten Briefe mit der Aufforderung, zu einem freien und allgemeinen Concil mitzuwirken. Indem er aber hinzufügte, er wolle dasselbe in Italien abhalten, legte er den Keim des Unfriedens und Streites sofort in die ersten vorbereitenden Verhandlungen. Kurz darauf (Decbr. 1531) wirkte er durch seinen Nuntius Uberti bei dem König Ferdinand nach allen Kräften gegen das Zustandekommen der von ihm selbst öffentlich als nothwendig erkannten Kirchenversammlung. Bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Bologna (Anfang 1533) versprach Clemens VII. von neuem die Berufung des Concils. Allein er bestand darauf, daß es in Italien (zu Mantua, Bologna oder Piacenza) abgehalten werden solle. Auch fügte er manche andere Bedingungen hinzu, denen sich die Protestanten unmöglich unterwerfen konnten. Da der Papst dessen ungeachtet noch immer fürchtete, das Concil nicht vermeiden zu können, bestimmte er den König Franz I. von Frankreich, die protestantischen Fürsten noch entschiedener gegen das Concil einzunehmen, indem er denselben durch diesen Vermittler zu erkennen gab, es würde niemals ein Concil nach ihrem Sinn und Wunsch, mithin zu ihrem Vortheil, statt finden. Durch diese Kunstgriffe verhinderte Clemens, so lange er lebte, die damals so viel gepriesene und so eifrig gewünschte Kirchenversammlung. Sein Nachfolger Paul III. fing damit an, dem Kaiser Rom als den geeignetsten Ort für das Concil vorzuschlagen, und kam nur in zweiter Reihe auf die Städte Mantua, Bologna und Piacenza zurück. Dabei konnte er aber seinen Wunsch, am liebsten ohne Concil die herrschenden Wirren zu erledigen, nicht unterdrücken. Dann schrieb er (4. Juni 1536) dasselbe nach Mantua aus, und als er sich mit dem dortigen Herzoge über die zu bildende Schutzwache nicht vereinigen konnte, berief er die Kirchenversammlung (8. October 1537) nach Piacenza, und später (am 22. Mai 1542) nach Trident.

Die Wahl dieser, am südlichen Abhange der Alpen belegenen, mehr italienischen, als deutschen Stadt, genügte allein, die Erwartungen, welche die Freunde einer Reform der Kirche hegten, zu vernichten. Der Einfluß des Papstes und der italienischen Bischöfe mußte dort nothwendig vorherrschen. Zudem hatten sich, während die Päpste mit dem Concile zögerten, die Parteien so schroff geschieden, daß selbst von einer versöhnlich gestimmten Kirchenversammlung nichts mehr zu hoffen war, geschweige denn von einer solchen, auf welcher voraussichtlich die Protestanten gar keine, die römisch-katholischen Reformfreunde dagegen

nur eine ſehr ſchwache Stimme haben konnten. Der Jeſuiten-Orden war gegründet und von dem Papſte auf's eifrigſte begünſtigt worden. Die Lehren der Proteſtanten waren nicht blos längſt verdammt, ſie wurden, ſo weit die Macht der römiſchen Kirche reichte, mit Feuer und Schwert vertilgt. Eine unter ſolchen Verhältniſſen berufene Verſammlung konnte für den Frieden nichts thun. Es fragte ſich nur noch, ob durch ſie der Papſt, oder die Biſchöfe in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen gewinnen würden, eine Frage, welche für die geiſtige Bewegung der Zeit ſehr unbedeutend, und nur für die Betheiligten von Wichtigkeit war. Der Eifer, das Concil zu beſchicken, war von allen Seiten ſehr gering; zudem dauerte der Krieg zwiſchen Karl V. und Franz I. fort. Es fehlte daher dem Papſte an erwünſchten Vorwänden nicht, die Verſammlung (am 6. Juli 1543) auf unbeſtimmte Zeit zu vertagen. Nach dem Frieden von Creſpy hob Paul III. zwar die Vertagung des Concils durch eine Bulle zum Scheine wieder auf, allein ſchon am 22. Februar ertheilte er den Legaten die Vollmacht, die Verſammlung nach Gutfinden an einen anderen Ort zu verlegen. Noch immer hoffte der Papſt, das Concil nach einer von ihm unbedingt abhängigen Stadt Italiens zu verſetzen. Als aber alle ſeine Kunſtgriffe an der Entſchiedenheit des Kaiſers ſcheiterten, ließ er es endlich (am 13. Decbr. 1545) zu Trident feierlich eröffnen.

Anfangs wurde daſſelbe in dem Dome abgehalten, ſpäter aber in die Stiftskirche Maria Maggiore verlegt. Die Legaten Johann del Monte, Marcellus Cervinus und Reginald Pool, ein Cardinal, vier Erzbiſchöfe, ſiebenundzwanzig Biſchöfe, vier Ordensgenerale, drei Benedictiner-Aebte nebſt einer großen Anzahl Geiſtlichen jedweden Ranges wohnten der Eröffnung bei. Die erſte Rede, welche der Biſchof von Bitonto, Cornel Muſſo, hielt, ſtrotzte von tönenden Redensarten und verdeckte nur wenig die übertriebenen Anmaßungen des päpſtlichen Stuhles. Er forderte alle Völker um Trident auf, der Welt kund zu thun, daß ſie ſich dem Concil unterwerfe, geſchehe dieſes nicht, ſo würde man mit Recht ſagen können: das Licht des Papſtes ſei in die Welt gekommen, die Welt habe aber die Finſterniß mehr geliebt, als das Licht. Bedeutungsvoller ſprach der ſpaniſche Dominicaner Soto. Er geſtand: die Sitten und die Zucht unter den Chriſten ſeien ſo tief gefallen, als es nur möglich ſei; es ſei dahin gekommen, daß man ſich der Rechtſchaffenheit ſchäme und je unlauterer einer ſei, deſto höher ſtehe er im Anſehen. So ſei es zu Rom ſelbſt, in Italien, Deutſchland, Frankreich beſtellt; durch die Schuld der Hirten ſei das Kirchengebäude ſo zerfallen.

In ſchneidendem Widerſpruche zu dieſen Eröffnungsreden ſtanden die Verhandlungen, welche auf dieſelben folgten. Niemand dachte daran, ein reines Licht leuchten zu laſſen, oder die gerügten Mißbräuche abzuſchaffen. Der Streit, der ſich von der erſten bis zur letzten Sitzung im Laufe zweier Jahrzehnte hindurch ſchlang, umfaßte ausſchließlich die mannigfaltigen Anſprüche der Herrſchſucht und der Habgier, und Glaubensſätze, welche gleich unſinnig waren, ſie mochten nach dieſer oder jener Anſchauungsweiſe gefaßt werden.

Schon über den Titel, den das Concil führen ſollte, entſtanden widerliche Zänkereien, in deren Laufe die Legaten zu erkennen gaben, ſie könnten, bevor ſie die Geſinnung des Papſtes vernommen hätten, keinen Beſchluß faſſen. So kam es frühzeitig zu Tage, daß, wie der franzöſiſche Geſandte ſich ſpäter ſcherzhaft ausdrückte, die Legaten ſich von Rom durch das Brief-Felleiſen allwöchentlich den heiligen Geiſt kommen ließen.

Die Geſchäftsbehandlung beherrſchten die Legaten ſo vollſtändig, daß ohne ihre Zuſtimmung und Vermittelung kein Antrag an das Concil geſtellt werden konnte. In den vorbereitenden Congregationen führten ſie immer den Vorſitz, ein Theil derſelben wurde ſogar in ihrer Wohnung abgehalten. Sie ernannten die Secretaire und Notare des Concils, ließen durch ſie nicht ſelten die Abſtimmungen verfälſchen, entblödeten ſich nicht, als ſie darüber zur Rede geſtellt wurden, zu erklären, daß in Dingen, welche die Leitung des

Concils beträfen, die Mehrzahl nicht immer zu berücksichtigen sei und behaupteten unumwunden, der Papst sei nicht schuldig, den Stimmen der versammelten Väter Folge zu geben, wenn er nicht wollte; auch gegen den Widerspruch der Mehrheit könne er allein entscheiden. Nicht nach Nationen, wie auf früheren Kirchenversammlungen, sondern nach Köpfen wurden die Stimmen gezählt. Da die Italiener allein weit zahlreicher vertreten waren, als alle übrigen Nationen zusammengenommen, so war ihnen, und folgeweise dem Papste, von dem sie durchaus abhängig waren, die Mehrheit von vornherein gewiß. Durch manche Kunstgriffe, wie z. B. das Recht, das er sich vorbehielt, den Umständen nach den Stellvertretern der Bischöfe eine Stimme zu gewähren oder zu versagen, sicherte sich der Papst diese noch mehr. Die wenigen Bischöfe, welche es wagten, den Legaten Einwürfe zu machen, donnerten diese mit der größten Heftigkeit nieder, trugen auf deren Abberufung an, oder wenn sie zu mächtig waren, verstanden es der Papst und seine Vertreter, sie durch mannigfaltige Ränke entweder für sich zu gewinnen, oder doch unschädlich zu machen. Neben den, der Kirchenversammlung mitgetheilten Schreiben des Papstes, ging ununterbrochen ein geheimer Briefwechsel her, von welchem nur die Eingeweihten Kenntniß erhielten. Kam dessen ungeachtet ein Beschluß zu Stande, welcher dem sogenannten römischen Stuhle nicht zusagte, so entkräfteten ihn die Legaten durch den Zusatz: „mit Vorbehalt des apostolischen Ansehens," welcher dem Papste bei dessen Anwendung immer eine Hinterthür offen hielt.

Vor allen Dingen leiteten die Legaten die herrschenden Reformbestrebungen, so unbedeutend diese im Schooße der Kirchenversammlung auch waren, dadurch von dem päpstlichen Hofe ab, daß sie fast die ganze Zeit blos den Streitigkeiten über Glaubenssätze widmeten. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch die sogenannte unbefleckte Empfängniß Mariä zur Sprache gebracht, doch gelang es deren Vertheidigern nur, die Bemerkung durchzusetzen: die Kirche gläube, daß die heilige Jungfrau durch ganz besondere Begünstigung Gottes ohne läßliche Sünde geblieben sei. Dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, diese zuerst von Mohammed aufgestellte Ansicht*) zu einem christlichen Glaubenssatze zu erheben.

Am liebsten wäre es dem Papste gewesen, wenn sämmtliche Reformanträge seiner Entscheidung lediglich anheim gegeben worden wären. Dieses konnte er aber, aller angewandten Anstrengungen ungeachtet, nicht durchsetzen. Er verlegte daher das Concil eigenmächtig nach Bologna (März 1547). Den Vorwand dazu bot ihm eine angebliche Seuche, ungeachtet urkundlich festgestellt worden war, daß in der Stadt sich nicht mehr, als 35 Kranke befanden, von denen keiner die Pest, und nur vier oder fünf ein ansteckendes Fleckfieber hatten, ein Gesundheitszustand, welcher schwerlich in irgend einer gleich stark bevölkerten Stadt der Welt so günstig war.

Trotz der vorgeblichen Unfehlbarkeit des Papstes folgte nur ein Theil der in Trident versammelten Prälaten seinen Befehlen, der andere, kleinere, blieb daselbst zurück, verwahrte sich feierlich gegen die Verlegung und strafte dadurch deutlich genug den angeblichen Stellvertreter Gottes auf Erden der Lüge, daß auch nicht einer der zurückgebliebenen Bischöfe von einer Seuche ergriffen wurde. Die große Schaar der von den Mißbräuchen der Kirche lebenden Pfaffen jubelte aber laut, indem sie hoffte, in ihren ungerecht erworbenen Pfründen, Abgaben und Nebengewinnsten ungestört zu verbleiben. Kaiser Karl wurde über den ohne sein Zuthun vom Papste gethanen Schritt, welcher überdies mit den ihm von dem römischen Hofe gemachten Zusagen im grellsten Widerspruche stand, sehr ungehalten.

Paul III. schenkte den dringenden Forderungen des Kaisers, das Concil in Trident fortzusetzen, kein Gehör. Mit Julius III. wurden lange Verhandlungen gepflogen. End-

*) S. Weltgeschichte Buch IV, S. 34.

lich am 1. Mai 1551, nach einer Unterbrechung von mehr als drei Jahren, wurde das Concil von neuem zu Trident eröffnet.

An die Stelle der früheren Legaten trat der Cardinal Crescentius, Pighino, Erzbiſchof von Syponte, und Lipomani, Biſchof von Verona. Der erſtere führte das große Wort und war herriſcher, als alle übrigen Legaten. Der König von Frankreich, welcher noch immer mit Karl V. in Feindſchaft lebte, und daher das dieſem vom Papſte gemachte Zugeſtändniß mit Widerwillen betrachtete, widerſetzte ſich und ließ das nach Trident zurückgekehrte Concil für eine bloße Privatverſammlung erklären. Auf der anderen Seite wollte der Kaiſer die in Bologna gehaltenen Sitzungen nicht anerkennen. Der Streit hierüber dauerte bis zum Ende des Concils.

Von Seiten der Proteſtanten erſchienen blos Abgeſandte des Kurfürſten Joachim von Brandenburg, des Herzogs von Würtemberg und des Kurfürſten von Sachſen. Als der Krieg zwiſchen dem Kurfürſten Moritz und dem Kaiſer ausbrach, entfernten ſie ſich aber bald wieder im Stillen, indem ſie für ihre perſönliche Sicherheit beſorgt waren. Dem Papſte gaben die Wirren in Deutſchland einen erwünſchten Vorwand, das Concil von neuem zu unterbrechen, indem er bewirkte, daß es ſich auf zwei Jahre vertagte (am 28. April 1552). Es verging ein Jahrzehnt, bis es wieder zuſammenkam (am 18. Januar 1562). Mittlerweile hatte ſich die Weltlage vollſtändig verändert. Die Proteſtanten, welche zur Zeit, da zuerſt von einem Concil die Rede geweſen war, mit der römiſch-katholiſchen Kirche noch durch viele feſte Bande zuſammenhingen, und zur Zeit der Eröffnung deſſelben zu Trident noch eine ſehr unſichere Stellung gehabt, hatten durch den Kriegszug des Kurfürſten Moritz und durch ähnliche Vorgänge in Skandinavien, in den Niederlanden, in England, Schottland und Frankreich eine politiſche Bedeutung gewonnen, welche im grellſten Mißverhältniß zu den Verhandlungen des Concils ſtand. Von dieſen wurden ſie als Ketzer verdammt, ungeachtet weder die zu Trident verſammelten Geiſtlichen, noch deren weltliche Gebieter die Macht beſaßen, ihrem Urtheil Nachdruck zu geben. Selbſt der finſtere Tyrann von Spanien, welcher ſich auf den von ihm geglaubten Unſinn ſo viel einbildete, legte gerade zur Zeit, da das Concil zum dritten und letzten Male in Trident eröffnet wurde, den Grund zu der nachherigen Größe der Niederlande, indem er ſie durch ſeine blinde Wuth antrieb, das auf ihnen laſtende ſpaniſche Joch zu zertrümmern.

Den Papſt vertraten dieſes Mal die Cardinäle Gonzaga, Seripandus, Hoſius und Simonetta, zu denen bald der Cardinal von Hohenems, des Papſtes Neffe, hinzutrat. Bei der Eröffnung des Concils waren nebſt den Legaten und dem Cardinale Madruzzi ein hundert und zwei Patriarchen, Erz- und Biſchöfe, vier Aebte, vier Ordensgenerale und unzählige geiſtliche und weltliche Doctoren anweſend. Nach und nach vermehrte ſich die Zahl der Biſchöfe auf zwei hundert und ſiebenzig. Doch von keiner weltlichen Macht waren Botſchafter zugegen. Später erſchienen die Bevollmächtigten des Kaiſers Ferdinand, der Könige von Frankreich, Spanien, Portugal, Ungarn, Böhmen und Polen, des Freiſtaates Venedig, der ſieben katholiſchen Schweizer-Kantone, der Herzoge von Toscana, von Baiern und Savoyen und vieler anderen Fürſten. An tönenden Redensarten ließen es die Legaten, Biſchöfe und Botſchafter nicht fehlen. Der Erfolg bewies aber nur zu deutlich, daß denſelben kein Ernſt und keine Ueberzeugung zu Grunde lag. Eine derjenigen Fragen, welche dem Concil am meiſten Zeit raubte, und mit der größten Heftigkeit verhandelt wurde, war wieder eine Formfrage, nämlich ob das Concil als ein neu berufenes, oder als eine Fortſetzung der früheren Verſammlungen von Trident und Bologna betrachtet werden ſolle. Sie wurde niemals ausdrücklich entſchieden, allein von den Legaten thatſächlich dahin beantwortet, es handle ſich nur um eine Fortſetzung der früheren Verſammlungen von Trident und Bologna. Die ſogenannten Väter der Kirche begannen ihre Arbeiten mit der Vera-

Digitized by Google

thung von Maßregeln gegen „ketzerische" Schriften. Sie setzten das von Alexander VI.*) begonnene und von Leo X. erweiterte System der Censur fort und suchten demselben den Stempel des „heiligen Geistes" aufzudrücken. So läßt sich auch diese, wie so viele andere verabscheuungswürdige Anstalten, unter welchen Europa zum Theil heute noch schmachtet, auf die römisch-katholische Kirche, welche sie zuerst ersann und in Ausführung brachte, zurückführen.**)

Dem Papste kam es, wie früher, nur darauf an, jeder Schmälerung seiner Machtvollkommenheit entgegen zu wirken. Ein ungarischer Bischof hatte den Muth, zu erklären: zuerst müsse die Finsterniß von der Sonne hinweg genommen werden, bevor man den Sternen zum helleren Lichte verhelfe. Diese Aeußerung brachte unter den Anhängern Roms zwar einen großen Aerger, allein nicht das geringste Bestreben hervor, sie zu berücksichtigen.

Ueber viele Anträge waren die meisten weltlichen Machthaber einig. Allein da sie nicht gemeinsam handelten, verstanden es die Römlinge, dieselben fast vollständig zu vereiteln. Manche Gegenstände, welche unter dem glänzenden Aushängeschilde der Reform vorgebracht wurden, bezweckten in der That nichts weiter, als eine Verschärfung der schon herrschenden kirchlichen Tyrannei, wie z. B. der Antrag des Königs Sebastian von Portugal, daß die Glaubensgerichte auf alle christlichen Länder ausgedehnt und diese mit solcher Gewalt bekleidet werden sollten, daß selbst die päpstlichen Legaten ihre Wirksamkeit nicht beschränken könnten. Die festeste Stütze des Papstes war der König Philipp II. von Spanien, welcher, gleich dem anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden, nichts sehnlicher wünschte, als den Protestantismus mit Stumpf und Stiel, sei es auch über den Trümmern der halben Welt, auszurotten. Der Kaiser Ferdinand von Deutschland, der König von Frankreich und selbst der Herzog von Baiern hatten ausführliche Reformanträge entwerfen lassen, unter welchen, neben vielen anderen Punkten, die Bewilligung der Priester-Ehe und des Kelches beim Abendmahle sich übereinstimmend fanden. Mit gewohnter Gründlichkeit hatten die Deutschen ihre Forderungen abgefaßt. Als aber der Cardinal Morone sich (am 16. April) zum Kaiser Ferdinand nach Innsbruck verfügte, und unter vier Augen mit ihm verhandelte, gab der Habsburger leichten Kaufes fast alles auf, was er bisher verlangt und als unerläßlich für das Wohl der Kirche erklärt hatte. Mehr Mühe hatten die päpstlichen Legaten, die Forderungen der Franzosen zu beseitigen, doch da in Frankreich die politischen Zustände höchst schwankend waren, und die Königin Katharina von Medicis, welche auf die Regierung großen Einfluß besaß, je nach den Verhältnissen den Gesandten dringendere oder minder entschiedene Weisungen gab, konnten diese gleichfalls nur wenig oder nichts durchsetzen. Das zweideutige Benehmen des Cardinals von Lothringen, welcher an der Spitze der französischen Bischöfe nach Trident gekommen war, trug viel dazu bei. Der Cardinal, welcher selbst durch die große Anzahl von Pfründen, die er besaß, Anstoß gab, konnte schon aus diesem Grunde keine Reformen mit Nachdruck begehren. Die Sprache, welche die Franzosen zu Trident führten, gab übrigens zu manchen bewegten Scenen Veranlassung. Als z. B. der Bischof von Verdün starke Ausfälle gegen den römischen Hof machte, sagte der Bischof von Orvietto spottend zu seinen Nachbarn: Wie heftig kräht doch dieser Hahn (gallus)! Sehr schlagend entgegnete der Bischof von Lavaur: wollte Gott, Petrus würde durch das Krähen dieses Hahnes veranlaßt, bitter zu weinen.

Unter den gewandtesten Vertheidigern der päpstlichen Anmaßungen that sich besonders der Jesuitengeneral Lainez hervor, welcher stets bereit war, das Wort zu ergreifen, wenn es galt, irgend einen Reformantrag zurückzuweisen.

*) S. Weltgeschichte Buch VI, § 108, S. 599.

**) S. unten im letzten Abschnitte den § „Presse".

Wie wenig die ſo hoch geprieſene chriſtliche Demuth zu Trient herrſchte, erhellt namentlich aus den Rangſtreitigkeiten, welche mehr als einmal die Verſammlung mit vollſtändiger Auflöſung bedrohten. Beſonders heftig war die Eiferſucht zwiſchen dem franzöſiſchen und ſpaniſchen Botſchafter. Mit Mühe hatten ſie ſich über den jedem derſelben zukommenden Sitz verſtändigt. Als aber Pius IV. aus parteiiſcher Vorliebe für Spanien den Legaten die Weiſung zugehen ließ: daß Räucherung und Friedenskuß beim öffentlichen Gottesdienſte beiden Botſchaftern zugleicher Zeit gereicht werden ſolle, ſo entſtand darüber ein ſehr unanſtändiger Streit. Die franzöſiſchen Geſandten erhoben vor dem Altare lauten Widerſpruch. Die Meßfeierlichkeit wurde unterbrochen; endlich zogen ſich beide ſtreitenden Theile ohne Räucherung und Friedenskuß aus der Kirche zurück, indem ſie drohten, Trient zu verlaſſen, wenn ihrem Begehren nicht willfahrt würde. Fürwahr, anſchaulicher konnte kaum das leere Formenſpiel der römiſchen Kirche zu Tage treten. Eine Verſammlung, welche bis zum Rande der Auflöſung gebracht wird, weil einer der Anweſenden nicht ſpäter, als der andere eingeräuchert und geküßt wird, ſteht unter dem Einfluß gehäſſiger Eiferſucht und Eitelkeit, aber gewiß nicht unter demjenigen des Geiſtes der Liebe und Brüderlichkeit. Wenn im Angeſichte aller dieſer Thatſachen die römiſch-katholiſche Kirche dennoch behauptet, die von ihr berufenen Concilien ſeien vom heiligen Geiſte beſeelt, ſo kann ſich der unparteiiſche Geſchichtsforſcher eines mitleidigen Lächelns nicht enthalten.

Der päpſtliche Hof verſtand es trefflich, dieſe Zänkereien der weltlichen Fürſten zu ſeinen Gunſten auszubeuten. Sie boten ihm das erwünſchte Mittel, die unter ſich geſpaltenen Nationen zu beherrſchen und den Wunſch rege zu machen, das Concil möge je eher, je lieber ſeinem Ende zugeführt werden. Die Mißſtimmung wurde immer allgemeiner. Die Hoffnungen, welche von gutmüthigen Schwärmern auf das Concil geſetzt worden waren, gingen eine nach der anderen unter.

Es kam nur noch darauf an, die Kirchenverſammlung mit einigem Scheine von Anſtand zum Schluſſe zu bringen. Zu dieſem Behufe brachten die päpſtlichen Abgeſandten ihrerſeits ſolche Reformen in Vorſchlag, welche auf Beſchränkung der weltlichen Gewalt in kirchlichen Dingen abzielten. Mit anderen Worten: ſie kehrten den Stiel um. Statt den Mißbräuchen zu begegnen, welche der Geiſtlichkeit aller Orten mit Recht vorgeworfen wurden, griff der Papſt die von den Fürſten ausgeübten Befugniſſe an. Indem er ſo den Kampf auf feindliches Gebiet hinübertrug, brachte er die lauteſten Fürſprecher kirchlicher Reformen zum Schweigen und machte ihnen ſelbſt den Schluß des Concils, von dem ſie nichts mehr zu hoffen, ſondern nur zu fürchten hatten, wünſchenswerth.

In zwei Sitzungen (der 24. und 25.) wurden nun raſch hinter einander die ſogenannten Reformbeſchlüſſe zuſammen gedrängt, und ſo am 4. December 1563 unter mannigfaltigen Verwahrungen und Klauſeln das Concil zu Ende geführt. 255 war die Zahl der Unterzeichner der End-Beſchlüſſe. Zwei Drittheile der Biſchöfe waren Italiener.

Das Geſammt-Ergebniß der Beſchlüſſe von Trident für die katholiſche Kirche faßt Weſſenberg, dieſer gläubige, wenn auch milde Katholik, in den Worten zuſammen: „der Wurzeln, der Grundurſachen vieler Mißbräuche des römiſchen Hofes wurde geſchont, und in allen Stücken, wo die päpſtliche Gewalt hätte Abbruch leiden müſſen und die Mißbräuche des römiſchen Hofes abzuſtellen waren, wußte es ſeine Politik ſo zu leiten, daß die Reform ſeinem Gutdünken überlaſſen blieb. Das Hauptbeſtreben zu Trident ging dahin, durch bleibende Feſtſtellung einer mit aller Strenge zu handhabenden Gleichförmigkeit ſowohl in Disciplinarſachen, als in Glaubensbeſtimmungen über alle ſtreitigen Punkte die Stärke der katholiſchen Kirche zum Widerſtand gegen die Neuerungen zu vermehren. Die Scheidewand zwiſchen Katholiken und Proteſtanten wurde befeſtigt, die Kluft zwiſchen beiden erweitert; im Schooße der katholiſchen Kirche ſelbſt aber wurde das Streben nach ſolchen Ver-

beſſerungen, wodurch die Art an den Baum der Gebrechen wäre gelegt worden, auf lange Zeit gelähmt und niedergehalten."

Wenn der heilige Geiſt erforderlich iſt, um ſolche Reſultate zu bewirken, ſo kann derſelbe keinen großen Werth haben. Nach unſerer Anſicht iſt aber dieſes Urtheil über die Kirchenverſammlung zu Trident viel zu gelind. Sie machte anſchaulich, daß die römiſch-katholiſche Kirche durchaus unverſöhnlich und unverbeſſerlich ſei, und unter der Herrſchaft der niedrigſten Beweggründe: der Habgier, der Herrſchſucht, des Ehrgeizes und blinder Verfolgungswuth ſtehe. Wenn wir die Kirchenverſammlung von Trident mit irgend einer ähnlichen Verſammlung vergleichen, mit proteſtantiſchen Synoden und mit Congreſſen weltlicher Fürſten, ſo finden wir keine, auf welcher Lug und Trug, Heuchelei und Scheinheiligkeit ſo frech hervortraten, als bei den ſogenannten Vätern der Kirche zu Trident. Nirgends verletzt den denkenden Menſchen ein ſo greller Widerſpruch zwiſchen Wort und That. Die Leute, welche vorgaben, unter dem unmittelbaren Einfluſſe des heiligen Geiſtes zu ſtehen, welche ihre Verſammlung dem Himmelreiche und dem Paradieſe gleichſtellten, die großartigſten Reformen in Haupt und Gliedern als unumgänglich nothwendig erklärten, und dennoch im Laufe von faſt zwei Jahrzehnten durchaus nichts erhebliches zu Stande brachten, — müſſen entweder Dummköpfe oder Böſewichter, wenigſtens in ihrer Mehrzahl geweſen ſein. Das erſtere waren ſie nicht. Wer den Verhandlungen des Concils von Trident mit einigem Eifer folgt, kann vielen der einflußreichſten Mitglieder deſſelben die Anerkennung großer Gewandtheit, eiſerner Ausdauer und derjenigen Gelehrſamkeit und Beredſamkeit nicht verſagen, welche ohne Freiheitsmuth und Liebe zur Wahrheit beſtehen können. Doch Allen fehlten die edleren Beweggründe. Die perſönliche Ueberzeugung konnte im Kampfe mit dem ſtarren Glaubensbekenntniſſe der römiſchen Kirche, die Liebe zur Menſchheit gegen die Pflichten, welche das Papſtthum in Anſpruch nahm, nicht aufkommen. Die Pfründen wurden mehr berückſichtigt, als das Schickſal derjenigen, welche dieſelben im Schweiße ihres Angeſichtes zu zahlen hatten. Das Anſehen des Papſtes wog ſchwerer in der Schaale, welche die ſogenannten „Väter" zu Trident in den Händen hielten, als das Bedürfniß der geſammten Chriſtenheit.

Wir haben keinen Schleier über die Schwächen gezogen, welche ſich nur zu häufig im proteſtantiſchen Lager kund thaten, allein ſie verſchwinden neben den rieſenhaften Gebrechen der Kirchenverſammlung von Trient. Die Zänkereien zwiſchen Lutheranern und Calviſten verdienen gewiß bitteren Tadel, doch wenn wir ſie mit den eintönigen Verfluchungsformeln des Tridentiner Conciliums vergleichen, ſo erſcheinen ſie uns wie Stecknadeln im Verhältniſſe zu Dolchen. Die Reformatoren der Proteſtanten waren nicht frei von Fehlern und Irrthümern, allein ſie kämpften muthig gegen die Uebermacht, blieben arm ihr Lebenlang und richteten keine lüſternen Blicke ſelbſt auf diejenigen Güter, welche in Folge ihrer Anſtrengungen der römiſchen Kirche verloren gingen. Bei ihnen ging Wort und That ſtets Hand in Hand, ſelbſt wenn ſie in ihrem Eifer zu weit gingen und für Abgeſchmacktheiten ſchwärmten. Die zu Trient verſammelten Cardinäle, Patriarchen und Biſchöfe machten in ihren Perſonen die Gebrechen der römiſchen Kirche ſelbſt am anſchaulichſten. Die einen beſaßen, wie der Cardinal von Lothringen, zu viel Pfründen, als daß ſie eine Reform auf dieſem Gebiete zugeben konnten, die anderen waren, wie der Cardinal von Hohenems, vor der Zeit zu hohen Kirchenwürden aus Gunſt erhoben worden, als daß ſie darauf dringen konnten, ſolche nur an Würdige zu verleihen. Wieder andere bezogen vom Papſte einen zu hohen Monatsſold in Trient, als daß ſie unabhängig hätten ſtimmen und eine raſche Erledigung der Geſchäfte wünſchen können. Wie in der römiſchen Kirche, ſo war auch auf dem Concile zu Trident alles faul. Die Verſammlung war ein treues Abbild der Kirche, die ſie vertrat.

Digitized by Google

Die beſten Anhaltspunkte zu einem Urtheile über das Concil von Trident liefern uns nicht beſtochene oder betrogene Menſchen ſpäterer Zeiten, ſondern die Betheiligten ſelbſt, welche an Ort und Stelle oder doch in nächſter Nähe ihren Stoff ſammelten. Die mündlichen und ſchriftlichen Erklärungen der verſchiedenen katholiſchen Mächte und deren Botſchafter, welche mit den zu Trident und Rom geſponnenen Ränken und in Bewegung geſetzten Triebfedern am beſten vertraut waren, ſind insbeſondere von hohem Werthe.

So berichtete z. B. der Biſchof von Orenſe (am 12. October 1551) an den Kanzler des Kaiſers, Granvella: „die Legaten zeigen weder Eifer noch Intereſſe für die Reform des Clerus; ſie erklären ohne Umſchweife, wir ſollten uns mit dem, was man uns vergönne, begnügen, ohne daß es erlaubt wäre, für ein mehreres den Mund zu öffnen.“ Um dieſelbe Zeit klagte Doctor Malvenda: „die Legaten herrſchten unbedingt; die Gelehrten, die man nach Trident geſchickt, ſeien ganz unnütz, man ziehe ſie nicht zu Rath.“ Vargas berichtete (am 26. November 1551) an Granvella: „Der Legat (Crescentius) habe alle Scheu abgelegt und behandele die Geſchäfte des Concils nach ſeinem Gutdünken. Der Legat zähle und erwäge die Stimmen nicht, er überſtürze Alles.“

Der Papſt Julius III. ſprach ſich über das Concil von Trient aus in den Worten: „es ſei thöricht, zu glauben, daß ein Schock ungeſchickter Biſchöfe und vierzig noch unfähigere Doctoren beſſer im Stande wären, von Trient aus die Kirche zu ordnen und zu lenken, als er.“

So achtungswidrig hat ſich nicht leicht ein Proteſtant über das Concilium von Trident ausgeſprochen. Augenſcheinlich glaubte der Papſt ſelbſt nicht, daß der ſogenannte heilige Geiſt die Kirchenverſammlung erleuchte. Aber nach drei Jahrhunderten erkennt die große Maſſe verdummter Gläubigen deren Beſchlüſſe noch immer als bindend an. So groß iſt die Macht der Erziehung und der Gewohnheit!

Auch der Kaiſer Ferdinand ergoß ſich in den bitterſten Klagen über das Concil. Er erklärte, „daß man mit menſchlichen Rathſchlägen nach beſondern Intereſſen das zu hindern und zu ſtören ſuche, was Gottes Ehre und Gemeinwohl erforderten.“ In noch ſchärferer Weiſe ſprach ſich der franzöſiſche Hof über das Concil aus. Er ſchrieb an den Geſandten Ferrier: „es ſcheine, das Concil wolle, ſtatt die Geiſtlichen zu reformiren, ihnen nur noch die Nägel verlängern, um ſie den Fürſten deſto mehr beſchneiden zu können.“

Wer den geheimen Verhandlungen des Concils von Trident folgt, die Inſtruktionen der Geſandten und päpſtlichen Legaten, die vertraulichen Beſprechungen weltlicher und geiſtlicher Machthaber durchforſcht, dem wird es klar, daß in den höheren Kreiſen der katholiſchen Welt damals ſchon der Glaube vollſtändig erſchüttert war, und nicht bloß die Kirchenverſammlung, ſondern die ganze römiſche Kirche nichts anderes als eine Komödie war, welche Papſt, Cardinäle, Kaiſer und Könige mit einander aufführten, und bei welcher ſie die Völker zuſehen ließen unter der Bedingung, daß ſie die Koſten trugen und, ſtatt Beifall zu klatſchen, die Augen ſenkten und ſich auf die Bruſt ſchlugen. Die Komödie der römiſchen Kirche war an die Stelle der Spiele des römiſchen Circus getreten. Zur Komödie wurde der ganze ſogenannte römiſch-katholiſche Gottesdienſt. Die Maskeraden unſerer Tage ſind nur Nachahmungen der von den katholiſchen Geiſtlichen in der Faſtenzeit aufgeführten Schauſpiele. Proceſſionen und Wallfahrten waren Komödien, an welchen die Prieſter dem Volke erlaubten, die untergeordneten Rollen mit zu ſpielen. Auf der Vorliebe der Maſſen für die Komödie ruhte zum größten Theile die Anhänglichkeit, welche ſie der katholiſchen Kirche widmeten. Kein Theater der Welt kam aber den Völkern der Erde ſo theuer zu ſtehen. Sie bezahlten es nicht bloß mit ihrer ſauer erworbenen Habe, ſondern auch mit ihrer Freiheit, und nur zu oft mit ihrem Lebensglücke und ihrem Leben.

Lug und Trug, Hinterliſt und Beſtechung waren die Mittel, durch welche die Päpſte

die Beſchlüſſe der Verſammlungen von Trident und Bologna zu Stande brachten. Dieſelben Kunſtgriffe waren erforderlich, ihnen Geltung zu verſchaffen. Das ſogenannte Concil von Trident, gegen welches die Päpſte ſich ſo lange geſträubt hatten, ſollte, nachdem es ſich zu deren Werkzeuge hergegeben, von der ganzen Chriſtenheit als Ausfluß des heiligen Geiſtes verehrt werden! Nur zwei deutſche Biſchöfe hatten an deſſen Verſammlungen Antheil genommen, den abgeſchickten Stellvertretern hatten die Päpſte keine Stimme verliehen. Keiner der zahlreichen Reformbeſchlüſſe, welche Kaiſer Ferdinand gefordert hatte, war gefaßt worden. Frankreich und Ungarn nahmen die Beſchlüſſe des Concils niemals an, Philipp II., der Beherrſcher von Spanien, Neapel, Mailand und den Niederlanden, und ſogar die katholiſchen Schweizer-Cantone fügten ihrer Zuſtimmung einſchränkende Bedingungen hinzu, und der Papſt ſelbſt beſtätigte ſie nur im Hinblicke auf zwei Klauſeln, mit deren Hülfe er jeder ihm nicht zuſagenden Beſtimmung derſelben ausweichen konnte, nämlich unter Vorbehalt ſeiner Machtfülle und des ihm zukommenden Rechtes der Auslegung. Deſſen ungeachtet wird das Concil von Trident als die Grundlage des neuern römiſch-katholiſchen Kirchenrechts betrachtet und zwar nicht bloß in der alten, ſondern auch in der neuen Welt, ſogar von den Katholiken der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's! Einer Macht, welche weſentlich auf den pſeudo-iſidoriſchen Decretalen ruht, konnte es nicht ſchwer fallen, den verdummten Nationen auch die Beſchlüſſe des Tridentiner Concils aufzudringen. Weil ſich dieſes die Vorfahren gefallen ließen, tragen es die Enkel. Sie denken nicht an die Frage: wie paſſen die 135 Verfluchungen des Concils zu dem ganzen geſellſchaftlichen Leben unſerer Zeit?

§. 24. Die Werkzeuge des Papſtthums.

Schwerlich iſt jemals von Freunden und Feinden eine Anſtalt verſchiedenartiger beurtheilt worden, als die römiſche Kirche. Während dieſe ſie als eine von Gott ſelbſt zum Heile der Menſchheit errichtete Gemeinſchaft darſtellen, welche Unfehlbarkeit beſitzen und allein ſeeligmachend ſein ſoll, wird ſie von andern als das Werk des Teufels bezeichnet, als eine Anſtalt, durch welche Abgötterei, Götzendienſt und Knechtſchaft mit der ganzen Macht der Hölle auf Erden verbreitet würden. Je nach den Umſtänden hüllt ſie ſich in das Gewand der Demuth und der Beſcheidenheit, oder pocht ſie trotzig auf ihre göttliche Gewalt. Die Einen ſchildern ſie als Beherrſcherin der Welt und meinen, über kurz oder lang werde ſie alle Länder der Erde unter ihre Fittige verſammeln, die Anderen erklären ſie für eine vergangene Größe, deren Tage gezählt ſind und deren Verſuche, ſich auszubreiten, mehr lächerlich, als gefährlich ſeien.

Ich bin der Anſicht, daß die katholiſche Kirche zwar durchaus keine gegründete Hoffnung beſitzt, ſich zu vergrößern und noch viel weniger, jemals eine Stellung einzunehmen, ähnlich derjenigen, die ſie im Mittelalter behauptete. Allein ſo lange noch die Mehrzahl der Chriſten ihr anhängt, bildet ſie eine große Macht, welche derjenigen des Proteſtantismus jedenfalls gewachſen und deren Organismus ſo beſchaffen iſt, daß ſie ſich aller Orten ausbreiten muß, wo ſie ſich frei und ungebindert bewegen kann. Das Netz, welches ſie geſpannt hat, umfaßt die ganze Erde; und alle Völker, die ſorglos oder ſchlaff genug ſind, ſich nicht zu wehren, müſſen nothwendig ihre Beute werden. Denn das Papſtthum iſt unausgeſetzt darauf bedacht, ſie zu fangen, und beſitzt theils fanatiſche, theils berechnende Organe in hinreichender Anzahl und Kraft, um die ganze Menſchheit, wenn ſie nicht widerſtrebt, gleich einer Heerde zu hüten. Wohl wurden ihr durch die Reformation viele Länder und Völker entriſſen, wohl wurde ſelbſt in den katholiſch gebliebenen Theilen der Erde ihre Macht erſchüttert, allein ihr Organismus hat ſich nicht verringert, ihre Anſprüche ſind dieſelben geblieben.

Die ganze Erde iſt in römiſche Sprengel getheilt, die Biſchöfe gehorchen dem Papſte und halten die Pfarrer in Unterwürfigkeit. Neben den geſetzlichen Hirten (um in den Worten der Kirche zu ſprechen), gehen die Mönchsorden einher. Die Inquiſition überwacht Geiſtliche und Laien und erdrückt jede Regung der Freiheit, ſoweit ihr die weltlichen Gewalten es geſtatten, im Blute der Völker. Dem Papſte zur Seite ſteht das Cardinals-Collegium, welches, in verſchiedene Körperſchaften getheilt, die Geſchäfte der Kirche beſorgt und aus ſeiner Mitte dem geſtorbenen Oberprieſter einen Nachfolger erwählt, den die ganze katholiſche Kirche ohne Widerſtreben als ihr Haupt anerkennt, und als Stellvertreter Gottes auf Erden verehrt.

Unter den Cardinälen ſind ſechs Biſchöfe innerhalb des Weichbildes von Rom, fünfzig Cardinalprieſter und vierzehn Cardinal-Diacone, welche die Aufſicht über die Hospitäler und Wohlthätigkeitsanſtalten führen. Nicht weniger, als fünfzehn ſogenannte Congregationen wachen über die geſammten Angelegenheiten der Kirche.

1) Die Conſiſtorial-Congregation, in welcher die Berathungen des Conſiſtoriums vorbereitet werden; 2) die Congregation der Inquiſition oder des ſogenannten heiligen Amtes, in welcher der Papſt den Vorſitz führt und welche über ſogenannte Ketzereien, Abfall vom Glauben und dergleichen Gericht hält; 3) die Congregation für die Ausbreitung des römiſch-katholiſchen Glaubens, welche mit großen Einkünften ausgeſtattet iſt und einen prachtvollen Palaſt in Rom beſitzt; 4) die Congregation zur Erläuterung der Beſchlüſſe des Tridentiner Concils; 5) die Congregation des Inder, welche alle Bücher vor ihren Richterſtuhl zieht, ſie verdammt, verändert oder erlaubt Sie trägt ihren Namen von dem Inder (Verzeichniß), auf welchen ſie die verbotenen Bücher ſetzt; 6) die Congregation zur Erhaltung der Rechte und Freiheiten der Geiſtlichkeit und der Maltheſer Ritter; 7) die Congregation für die Entſcheidung der Streitigkeiten zwiſchen Biſchöfen, Weltgeiſtlichen und Mönchen; 8) die Congregation für die Prüfung der Fähigkeiten der Biſchöfe; 9) für die Unterſuchung ihres Lebens und ihrer Sitten; 10) die Congregation, welche dafür ſorgt, daß die Biſchöfe in ihren Sprengeln wohnen, oder ſie dieſer Pflicht entbindet; 11) die Congregation zur Unterdrückung ſolcher Klöſter, deren Einkünfte erſchöpft ſind; 12) die Congregation der apoſtoliſchen Unterſuchung. Sie ernennt die Geiſtlichen, welche die Kirchen und Klöſter der Stadt Rom zu unterſuchen haben; 13) die Congregation der Reliquien, welche die in der römiſchen Kirche üblichen Fetiſche zu fabriciren und den Handel damit zu leiten hat; 14) die Congregation der Indulgenzen, welche alle betreffenden Geſuche entſcheidet und 15) die Congregation der Gebräuche (Ritus) welche die religiöſen Ceremonien zu ordnen hat.

Sechs andere Congregationen ſind für die weltliche Regierung des Kirchenſtaats niedergeſetzt. Da der Papſt allein unmöglich alle kirchlichen Angelegenheiten verwalten kann, ſo hängt die Entſcheidung der meiſten von dieſen Congregationen ab. Selten wagt es ein Papſt, ſich mit den Anſichten dieſer geſchäftskundigen Congregationen in Widerſpruch zu ſetzen. Gewöhnlich beſtätigt er die ihm zur Unterſchrift vorgelegten Entſcheidungen und nur in außerordentlich wichtigen Fällen erhält er Kenntniß von deren Verhandlungen.

Wäre daher die Lehre von der Unfehlbarkeit nicht eine Fabel, ſo würde ſie dennoch die armen Katholiken nicht vor gar vielen und bedeutungsvollen Beeinträchtigungen ſchützen. Der ganze Organismus der katholiſchen Kirche iſt nur auf Unterdrückung jeder ihr widerſtrebenden Regung, auf Vermehrung ihrer Macht und deren Ausbeutung gerichtet. Es iſt daher ſehr natürlich, daß ſie nichts anderes, als dieſes zu Stande bringen kann, und eine große Abgeſchmacktheit, jemals von dem Papſte in irgend einer Beziehung eine Verbeſſerung oder auch nur Erleichterung des den Völkern auferlegten Joches zu erwarten. Die

Digitized by Google

Cardinäle sind die Geschöpfe (Creaturen) der Päpste, und können als solche niemals in einer andern, als der päpstlichen Richtung streben und arbeiten.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Cardinäle ist die Papstwahl. Auch hier suchte die katholische Kirche die Gläubigen durch die Fabel von der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geistes zu täuschen. Nur zu häufig hat die Geschichte thatsächlich nachgewiesen, daß die Wahl des Papstes das Ergebniß von Bestechung, Gewaltthat, Heuchelei und Schandthaten aller Art war, und die sehr verwickelten Formen der Wahlhandlung beweisen deutlich, daß sich die Cardinäle selbst dessen bewußt sind, und, wenn auch vergeblich, suchen, denselben Schranken zu ziehen.

Nach dem Tode eines Papstes werden die Cardinäle, gleich Verbrechern, in ein Gefängniß (Conclave) gesperrt, aus welchem sie erst nach vollzogener Wahl entlassen werden. Ihr Verkehr mit der Außenwelt wird auf's sorgfältigste bewacht, um der vorausgesetzten Geneigtheit, unreinen Einflüssen Gehör zu schenken, keine Nahrung zugeben zu lassen. Geborene Italiener haben allein Aussicht gewählt zu werden, alle übrigen schließt die sogenannte Erbsünde (peccato originale), d. h. ihre ausländische Geburt von der Bewerbung um das hohe Amt aus. Trotz aller angewandten, überdieß mehr zum Scheine, als in vollem Ernste vorgenommenen Maßregeln war von jeher die Papstwahl das Ergebniß der feinsten Ränke und der schlauesten Umtriebe. Nicht selten übten auch der deutsche Kaiser und die Königin von Spanien und von Frankreich entscheidenden Einfluß auf die Wahl aus. Der Rücksichten, welche in dem Conclave genommen zu werden pflegen, sind so viele, daß gewöhnlich die Wahl nur zwischen wenigen Cardinälen schwankt. Gewiß ist übrigens: alle Einrichtungen sind so getroffen, daß kein anderer, als entweder ein vollständiger Heuchler, oder ein beschränkter Fanatiker auf den sogenannten Stuhl Petri erhoben werden kann. Es wäre daher am besten, er würde je eher je lieber verbrannt, damit er nicht länger zur Schmach der Menschheit entweiht werden könnte.

Zu den zahlreichen Werkzeugen, welche im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte sich den Päpsten zu Gehorsam verpflichtet hatten, kamen noch die vielen anderen hinzu, welche durch gleiche oder ähnliche Interessen ihnen verbunden waren. Dahin gehörten alle katholischen Kaiser und Könige und selbst einige protestantische Fürsten, welche hofften, durch deren Begünstigung Vortheile gewinnen zu können, ferner jene weit verbreitete Horde von Despotenknechten, welche von den Abfällen der Tafeln der Großen lebt, und sich am liebsten an reiche Machthaber verkauft, zu welchen damals die Päpste, die Könige von Spanien und überhaupt die römisch-katholischen Herrscher unstreitig gehörten. Zwar schwangen sich die meisten katholischen Fürsten im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts von unterwürfigen Knechten der Päpste zu deren mit Schonung zu behandelnden Verbündeten empor. Allein meistentheils gelang es den schlauen römischen Oberpriestern, sie zu ihren Zwecken zu benutzen, wie die ganze Geschichte unseres Zeitabschnitts zur Genüge beweist. Je schwächer von Jahrzehent zu Jahrzehent der sogenannte römische Stuhl wurde, desto dringender bedurfte er der Hülfe der katholischen Fürsten, und je mehr sich diese selbst durch die Reformation bedroht sahen, desto williger waren sie, solche zu leisten. Die Herrschaft des Papstes ging in dieser Weise allmälig in einen Bund mit den katholischen Fürsten über, welchem sich später sogar manche protestantische Könige anschlossen, indem sie mehr die Revolution, als das Papstthum fürchteten, und lieber dessen Joch auf sich nehmen, als den Wünschen und Forderungen ihrer Völker nachgeben wollten.

§ 25. Das Mönchsweſen.

Wie jede gute Einrichtung fortwirkend immer Gutes, ſo zeugt jede ſchlechte immer Böſes. Das Mönchsweſen, welches mit ſeinem dreifachen, der menſchlichen Natur widerſprechenden Gelübde an und für ſich ſchon ſchlimm genug iſt, hat mit unvermeidlicher Nothwendigkeit eine Reihe anderer Uebel, die urſprünglich weder beabſichtigt, noch auch nur vorhergeſehen waren, in ſeinem Gefolge gehabt. Wenn ein zurechnungsfähiger, erwachſener Menſch ſich den Entbehrungen des Kloſterlebens unterwirft, iſt es immer zu bedauern. Häufig ändert ſich bei ihm die Stimmung. Doch die Rückkehr in die bewegten Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft iſt ihm verſchloſſen; und nur wenigen gelingt es, durch die Gunſt des Geſchickes oder außerordentliche Gewandtheit die Ketten wieder abzuſtreifen, die er ſich ſelbſt angelegt hat. Allein nicht durch Erwachſene, ſondern durch Kinder, nicht ſelten ſogar durch ungeborene, haben ſich die Mönchsorden am meiſten verſtärkt. Sie würden bald ausgeſtorben ſein, wenn nicht durch die Erziehung die Neigung zum Kloſterleben künſtlich erweckt, oder durch Zwang die Unterwerfung unter daſſelbe gewaltſam herbeigeführt worden wäre. Der beſte Beweis der vollſtändigen Unfreiheit, in welcher die meiſten Kinder den Klöſtern übergeben wurden, erhellt daraus, daß, während nach allgemeinem Rechte ein Alter von fünf und zwanzig Jahren erforderlich war, um einen gültigen Vertrag über das Eigenthum abzuſchließen, das unmündige Alter von vierzehn und ſechszehn Jahren für genügend erachtet wurde, um über die ganze Zukunft, die geſammte perſönliche Freiheit des Novizen zu entſcheiden. Ja, die katholiſche Kirche nahm ſogar die Gelübde von Eltern und Verwandten, welche Kinder oder andere Angehörige ihr zum Opfer brachten, thatſächlich an. Tauſende von Mönchen und Nonnen legten nur aus dem Grunde das Kloſtergelübde ab, weil Andere ſie der Kirche gelobt hatten. In den finſtern Zeiten des Mittelalters führte dieſes ſchon zu empörenden Eingriffen in die perſönliche Freiheit ganzer Generationen. Allein noch ſchlimmer wurde dieſes ſpäter, als durch die Reformation der Fanatismus der Gegenpartei angeregt wurde, und durch die fortſchreitende Bildung, die kalte Berechnung mehr und mehr an Einfluß und Bedeutung im kirchlichen Leben gewann. Wie hätte ein Kind, welches bei Gelegenheit eines über die ſogenannten Ketzer errungenen Sieges, oder um einen ſolchen von Gott zu erhalten, der Kirche gelobt worden war, wagen dürfen, zu widerſtreben! Die Pfaffen hätten ein ſolches Unterfangen als einen Beweis der ſchändlichſten Gleichgültigkeit für das Wohl der katholiſchen Welt verſchrieen. Die Verwandten hätten das gottloſe Kind verſtoßen, wie es dem hochherzigen Ulrich von Hutten von ſeinem Vater wiederfuhr. Die geheime Geſchichte der Klöſter hat ihren Herodot und ihren Thucydides noch nicht gefunden. Die Blicke, welche einzelne ausgeſchiedene Mönche uns aber hineinwerfen ließen, genügen, um das Haar auch des ruhigſten Menſchen, wenn er nicht alles Gefühl abgeſtreift hat, empor ſteigen zu machen.

Die Abgeſchmacktheiten, Ausſchweifungen und Schandthaten, deren Sitze die Klöſter waren, können wir hier nur kurz andeuten, deren Ausführung würde Bände füllen. Die Wolluſt war der große Mittelpunkt, um welchen ſich in Nonnenklöſtern alles drehte. Gottesdienſt, Bußübungen, Viſitationen (Unterſuchungen) u. ſ. w. Doch bei den beſtehenden Einrichtungen mußten die furchtbarſten Verbrechen begangen werden, um das Ziel zu erreichen, und ſpäter, um alle Folgen zu verwiſchen. Gleichen Schritt mit der Unzucht hielt gewöhnlich die Heuchelei und die Scheinheiligkeit. Man konnte darauf rechnen, daß je mehr ein Kloſter im Rufe der Heiligkeit ſtand, deſto mächtigere Gönner es hatte, welche dort ſich von dem Zwange der Cölibats erholten. Deren abgeſtumpfte und verſchraubte

Sinne bedurften aber einer gewiſſen Würze, welche ſie entweder aus dem Aberglauben oder aus Gewaltthaten ſchöpften. Sie ſtellten Verſuche mit den Nonnen an unter mannigfaltigen Vorwänden, und wenn die unglückliche Perſon dabei nicht ihr Leben verlor, ſo mochte ſie zu einer Heiligen erhoben werden, wie z. B. die römiſche Nonne Franziska zur Zeit Paul's V., von welcher ihre Lobredner rühmten, ſie habe das Gefühl der Wolluſt unterdrückt, als ihr Gewalt angethan worden ſei.*) Doch die meiſten thaten in ähnlichen Fällen ihren Gefühlen keinen Zwang an. Unter den 1624 Frauen, mit welchen Cardinal Bellarmin verbotenen Umgang gehabt hatte†) mögen wohl 1000 Nonnen geweſen ſein.

Nicht geringer als das Sündenregiſter der Klöſter, iſt die Zahl der von ihnen unter dem Schleier der Frömmigkeit betriebenen Abgeſchmacktheiten. Paul V. beſtätigte z. B. die Regel der adeligen Regelfrauen zu Innsbruck, nach welcher ſie verbunden waren, alle Tage drei Paternoſter und drei Ave Maria zu Ehren der Spannader des heiligen Geiſtes zu beten, und in der Faſtenzeit ſechs Spannen lang die Erde zu lecken.

Allerdings mochte der größere Theil der Nonnen alle dieſe Schändlichkeiten und Abgeſchmacktheiten nur mit Widerſtreben treiben. Allein ſie konnten ſich denſelben nicht entziehen. Die Böſen herrſchten, die Schwachen mußten gehorchen. Starke Menſchen, welche zugleich gut und vernünftig waren, gingen nicht in die Klöſter, oder brachen ſich wieder Bahn aus denſelben heraus.

Zu keiner Zeit erwies es ſich ſo deutlich, als zur Reformation, daß das Kloſterweſen nur auf äußerm Zwange beruhe. Denn ſobald die öffentliche Meinung den armen Nonnen und Mönchen einigen Beiſtand verſprach, verließen dieſe zu Tauſenden ihre Klöſter, und als ſpäter deren Aufhebung ſtatt fand, waren die meiſten ſehr erfreut darüber.

Die Weltgeſchichte iſt nicht viel mehr, als die Darſtellung menſchlicher Verirrungen. Der Unſinn hatte früher und hat noch jetzt einen ſo überwiegenden Einfluß auf die Maſſen, daß jeder Fortſchritt gewöhnlich nur der Uebergang von einer größeren zu einer kleineren Verkehrtheit war und iſt. Jahrhunderte, ja oft Jahrtauſende lang bietet die Unnatur allen Angriffen von Seiten des klaren Verſtandes und der ungetrübten ſittlichen Kraft Trotz und der Menſchenfreund muß die Verminderung ihres Gebietes und die Beſchränkung ihrer Macht ſchon als einen Gewinn betrachten. Nicht bloß ſeit faſt achtzehn Jahrhunderten, ſondern wohl um ein halbes Jahrtauſend länger beſteht der Unſinn des Kloſterlebens und zwar nicht bloß unter den Chriſten, ſondern auch bei den Verehrern Buddha's, in deren Schooß es zuerſt aufkam, und‡) von denen die Chriſten es entlehnten. Zur Ehre der menſchlichen Vernunft muß es jedoch anerkannt werden, daß im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts das Mönchsweſen im chriſtlichen Europa die Achtung und Verehrung der Völker, durch welche es früher ſo reich und mächtig geworden war, verloren hatte. Die Mönche paßten ihre Betrügereien nicht dem fortſchreitenden Geiſte der Zeit an. Sie verſtanden es nicht, neue, weniger plumpe Gaunerſtückchen zu erfinden, nachdem die alten anrüchig geworden waren, und beſtärkten daher durch Wiederholung ihrer Kniffe nur den rege gewordenen Verdacht. Wie frech die Mönche unter dem Aushängeſchilde der Religion logen und betrogen, davon haben uns die Chroniken des Mittelalters tauſende der ſchlagendſten Belege aufbewahrt. Einer derſelben möge hier Platz finden§).

Seit langer Zeit widmeten ſich Dominicaner und Franziskaner den bitterſten Haß. Beide Orden ſtrebten nach der ausſchließlichen Herrſchaft in der Kirche und dem Alleinbeſitze der Volksgunſt. Je mehr die Dominicaner gewahrten, daß die Franziskaner ihnen vorgezogen würden, deſto eifriger trachteten ſie darnach, durch jedwedes Mittel den Sieg

*) Voluptatem inviti coitus reprimebat — ardente supra vulvam larido.

†) S. oben §. 22. S. 333. ‡) S. Weltgeſchichte Buch V. § 23. S. 66 f. Bd. III. § 39. S 103.

§) S. Mosheim's Kirchengeſchichte Bd. III. Cap. I. § XII.

über ihre glücklicheren Nebenbuhler zu erringen. Auf einer im Jahre 1504 zu Wimpfen abgehaltenen Ordensverſammlung faßten die frechen Mönche den Beſchluß, ihre Zuflucht zu Geiſter-Erſcheinungen und Träumen zu nehmen, um mit deren Hülfe das Staunen der wundergläubigen Maſſen zu erregen und deren wankendes Vertrauen von neuem zu befeſtigen. Zum Schauplatze ihrer „frommen" Beſtrebungen erkoren ſie die Stadt Bern. Die erſte Rolle unter den Betrügern übernahm der Prior des dortigen Dominicanerkloſters, die erſte unter den Betrogenen wurde dem Laienbruder Jetzer zugetheilt. In Betrüger und Betrogene löſte ſich ſeit langer Zeit die katholiſche Geiſtlichkeit und die geſammte katholiſche Welt auf, und das zu Bern geſpielte Gaunerſtückchen unterſchied ſich von ähnlichen nur dadurch, daß es an's Tageslicht kam und beſtraft wurde, während tauſend andere als Beweiſe der Wahrheit der von den Pfaffen erfundenen Fabeln bis auf den heutigen Tag geglaubt und bewundert werden.

Einer der vier Dominicaner, welche die oberſte Leitung des Schauſpiels übernommen hatten, erſchien als Geſpenſt dem Dummkopfe Jetzer und theilte ihm mit, er ſei der Geiſt eines zu Paris ermordeten Dominicaners, welcher zum Fegefeuer verurtheilt, weil er ordensflüchtig geworden ſei. Seinen Leiden könne aber dadurch ein Ende gemacht werden, daß Jetzer und das ganze Kloſter ſich gewiſſen Bußübungen unterwerfen wollten. Dazu war der Laienbruder gern bereit, und die Mönche, von denen die meiſten im Geheimniſſe waren, geißelten ſich, unter Zuſtrömen des dummgläubigen Volkes, acht Tage lang, während Jetzer wie ein Gekreuzigter auf der Erde lag. Das Geſpenſt wiederholte den Teufelsſpuk noch viele Male, erzählte dem erſtaunten Jetzer alle Geheimniſſe ſeiner Seele, welche deſſen Beichtvater dem Prior verrathen hatte, ſchärfte ihm den Glaubensſatz der Dominicaner ein, daß die ſogenannte Jungfrau Maria n i ch t ohne Sünde empfangen worden ſei, erſchien ihm ſogar in der Geſtalt der ſogenannten Mutter Gottes mit wächſernen Engelchen, welche an Stricken auf und nieder gezogen wurden und theilte dem einfältigen Laienbruder theils unter großen Schmerzen, theils in künſtlich herbeigeführtem Schlafe die Wundenmale Chriſti mit, welche Franz von Aſſiſi und andere Volksbetrüger ſich früher ſelbſt ſchon beigebracht hatten. Längere Zeit hindurch wurden dieſe Erſcheinungen, Wunder und Reden mit großem Erfolge fortgeſetzt. Die ganze Stadt und Umgegend war voll davon. Der Zulauf nach dem Dominicaner-Kloſter war unermeßlich. Doch nach und nach ſpielten die Betrüger ihre Rollen immer ſchlechter. Sie gaben ſich nicht mehr die Mühe, ihre Stimmen zu verſtellen, und Jetzer erkannte, ſo dumm er war, ganz deutlich ſeinen Prior unter der Larve der ſogenannten Mutter Gottes. Zwar verſprach er Stillſchweigen. Allein da ihm die Dominicaner nicht trauten, miſchten ſie ihm nicht weniger als fünf Mal, ſogar in der Hoſtie Gift. Seine kräftige Natur erlag aber doch nicht. Er entdeckte den Mordanſchlag, entfloh, begab ſich in den Schutz der weltlichen Behörden und zeigte den ganzen Betrug an. Die Franziskaner, erfreut über dieſe Wendung der Dinge, ſchlugen Lärm. Die Sache wurde vor den päpſtlichen Stuhl nach Rom gebracht. Eine Unterſuchungs-Commiſſion traf in Bern ein. Dieſe konnte nicht, wie ſonſt gewöhnlich, den Schleier des Geheimniſſes über ihre Verhandlungen decken. Jetzer lebte, Tauſende, welche getäuſcht worden waren, glühten vor Zorn über den unerhörten Volksbetrug, die Franziskaner ſchürten die Flamme, bis endlich (im Mai 1509) vier der Rädelsführer des Complottes zu Bern öffentlich verbrannt wurden.

Solche Gaunerſtreiche erlaubten ſich dieſelben Dominicaner, in deren Händen die Inquiſition ruhte, und welche Jahr ein, Jahr aus, Tauſende als Ketzer verurtheilten. Was bei Franz von Aſſiſi als Wunder verehrt, wurde bei Jetzer als Betrug beſtraft. Das iſt katholiſche Rechtgläubigkeit!

Wäre die Berner Spuk-Geſchichte einige Jahre ſpäter aufgeführt worden, ſo hätten

sich die Franziskaner, aus Furcht, der Reformation in die Hände zu arbeiten, gewiß nicht erlaubt, Lärm zu schlagen, und die Dominicaner verehrten vielleicht heute noch die vier ihrer später verbrannten Brüder als Heilige und rühmten sich der in ihrem Kloster vollbrachten Wunder.

Die Reformation regte, wie überhaupt die katholische Welt, so auch die Mönche, zu größerer Vorsicht an. Sie nöthigte die berechnenden Gauner, ihre Betrügereien feiner anzulegen, und gab den Fanatikern einen neuen Sporn, die unnatürliche Härte ihrer Ordensregeln noch zu schärfen. Zu dieser letzteren Klasse von Mönchen gehörte Mathäus von Bassi, ein italienischer Franziskaner, der sich einbildete, den göttlichen Beruf erhalten zu haben, seinen Orden zu dessen ursprünglicher Strenge zurückzuführen. So entstand (1528) der Orden der Capuziner. Eine ähnliche Geistesrichtung hatte zur Folge, daß sich ein anderer Zweig der Franziscaner in Frankreich unter dem Namen der Recolleeten, in Italien als reformirte und in Spanien als baarfüßige Franziscaner zu einem besondern Orden bildeten (1532). In ähnlicher Weise sonderten sich von den Carmelitern zwei Arten von Baarfüßlern (1580, 1587, 1593) ab.

Ein Zweig der Benedictiner reformirte sich unter dem Namen der Congregation von St. Maur (1620) und widmete sich insbesondere gelehrten Forschungen Durch besondere Strenge zeichnete sich das unter dem Einfluß der Jansenisten stehende Frauenkloster von Port-Royal aus, welches 1618 gegründet wurde. Alle übrigen Orden übertrafen aber die reformirten Bernhardiner von La-Trappe an unnatürlicher Härte. Dessen ungeachtet oder vielmehr gerade deßhalb verbreiteten sie sich rasch über Italien und Spanien, wo die Zahl verschrobener Köpfe und gebrochener Herzen besonders groß war.

In rascher Folge entstanden (1524) die Theatiner, die Regular-Cleriker von Saint Majeul, welche auch Väter von Somasquo genannt werden (1540 und 1543), die Barnabiten (1545), die Väter der christlichen Lehre (1597), die Piaristen u. s. w. Wie Pilze schossen die neuen Orden aus der Erde. Es würde uns zu weit führen; sie alle zu nennen. Viele Faullenzer und Gauner und eine nicht geringe Zahl von Fanatikern ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, welche ihnen das Jammergeschrei der Eiferer über den drohenden Zerfall der römischen Kirche bot, und stifteten diesen oder jenen Orden, um, wie sie vermeinten, oder doch sich den Anschein gaben, ihrer „alleinseeligmachenden Mutter" zu Hülfe zu eilen. Aus deren großen Zahl hebe ich hier nur noch die Ursulinerinnen, die Priester des Oratoriums (1577) und den von Vincens von Paula (1632) gegründeten Orden der Missionspriester hervor. Die bei weitem einflußreichste aller dieser Körperschaften war aber diejenige der Jesuiten, der wir einen besonderen Paragraphen widmen.

Daß sich im Schooße dieser zahlreichen Orden einzelne edle Menschen und hellere Köpfe fanden, läßt sich nicht leugnen. Gehörten doch Luther, Paul Sarpi und Giordano Bruno dem Mönchsstande an. Namentlich zeichneten sich die reformirten Benedictiner von St. Maur durch viele gelehrte Forschungen aus. Wie weit nützlicher hätten aber diese Kräfte wirken können, wären sie nicht durch die Ketten des römischen Glaubens und ihrer Gelübde gefesselt gewesen, und hätten sie in freiem Verkehre mit der Mitwelt sich entfalten können!

§ 26. Die Jesuiten.

Von allen Theilen der Kirchengeschichte ist keiner ausführlicher und mit größerm Scharfsinn behandelt worden, als die Geschichte der Jesuiten. Sie zeichnet sich vor allen übrigen Zweigen der Geschichte der katholischen Kirche dadurch aus, daß die wichtigsten Schriftsteller nicht entweder protestantisch oder katholisch sind. Hier zertheilen sich die katho-

liſchen Quellen in zwei feindliche Ströme. Die katholiſchen Gegner der Jeſuiten haben uns bedeutungsvollere Thatſachen, ſchneidendere Urtheile und beißendere Schilderungen in Betreff dieſes Ordens hinterlaſſen, als die proteſtantiſchen, natürlich, denn ſie ſtanden ihm näher, kannten ihn beſſer und wurden ſchon aus dieſem Grunde von ihm, wenn auch nicht ſo blutig, ſo doch nicht minder gehäſſig angegriffen, als die Gegner eines andern Glaubens.

Die Jeſuiten zeigen uns den Katholicismus in ſeinen äußerſten Conſequenzen, welche von deſſen minder kecken Anhängern nicht gezogen wurden. Sie machen uns die Kluft am anſchaulichſten, welche zwiſchen der urſprünglichen Lehre Chriſti und derjenigen der Päpſte, gähnt, und nöthigen mit zwingender Gewalt alle denkenden Geiſter zwiſchen der einen und der anderen die Wahl zu treffen. Allerdings iſt die Zahl der Denker ſehr gering. Allein ihr Einfluß macht ſich doch im Laufe der Jahrhunderte, wenn auch langſam, geltend. Wir, die wir weder auf katholiſchem, noch auf proteſtantiſchem, ſondern lediglich auf dem Boden der Geſchichte ſtehen, und nicht an dem Maßſtabe dieſes oder jenes Glaubensbekenntniſſes, ſondern an demjenigen der Vernunft die Erſcheinungen des Lebens zu meſſen bemüht ſind, machen unſer Urtheil weder von katholiſchen, noch proteſtantiſchen Anſichten, ſondern lediglich von der Frage abhängig: in wiefern die Jeſuiten den Fortſchritt der Menſchheit, deren Freiheitsdrang und Streben nach Wahrheit zu fördern oder zu hemmen befliſſen waren. Ob ſie dieſes oder jenes mit klarem Selbſtbewußtſein thaten, oder nur in Folge der ihrem Orden eigenthümlichen Richtung, iſt eine untergeordnete Frage. Mit klarem Selbſtbewußtſein ſetzt ſich ſchwerlich irgend ein Menſch dem fortſchreitenden Geiſte der Zeit und dem natürlichen Gange der Ereigniſſe entgegen. Wer es thut, iſt immer in einer mehr oder weniger dichten Verblendung befangen, welche entweder die Folge der Selbſtſucht und des Eigennutzes oder einer verkehrten Entwickelung des Verſtandes iſt.

Wenn der Grundſatz, von welchem die Jeſuiten in Uebereinſtimmung mit allen Anhängern ihres Glaubens ausgingen, nämlich daß die römiſch-katholiſche Religion alleinſeligmachend ſei, jede andere daher zur Hölle führe, — wahr wäre, ſo ließen ſich alle von ihnen verübten Mordthaten, entzündeten Kriege und angeſtellten Verſchwörungen rechtfertigen. Denn eine Richtung zu bekämpfen, welche unvermeidlich zur Hölle führt, iſt gewiß gut, und diejenigen Mittel, welche zu dieſem Zwecke nothwendig ſind, müſſen nach der Großartigkeit derſelben beurtheilt und können daher nicht getadelt werden, wenn ſie auch Millionen Menſchen das Leben koſten. Denn Mittel und Zweck bedingen und rechtfertigen ſich gegenſeitig. Allein der beſte Beweis, daß der von den Jeſuiten angeſtrebte Zweck haarſträubend und unnatürlich iſt, erhellt aus den von ihnen gebrauchten Mitteln. Derjenige Zweck, zu deſſen Erreichung Mord und Todtſchlag, Gift und Dolch, Heuchelei und Scheinheiligkeit nothwendige Mittel ſind, iſt nicht edel, ſondern verwerflich, wahrhaft unmenſchlich und verabſcheuenswerth. Die Unwahrheit des Grundſatzes der Katholiken geht gerade aus den von ihren wärmſten Vertheidigern, den Jeſuiten gebrauchten Mitteln hervor.

Der Jeſuiten-Orden entwickelte ſich in kurzer Zeit zu einer der Grundſäulen der römiſch-katholiſchen Kirche, und blieb eine ſolche, ungeachtet einer kurzen Unterbrechung bis zum heutigen Tage, obgleich er in deren Schooße ſelbſt die entſchiedenſten Gegner fand. Gutmüthige Katholiken, welche den eigentlichen Zweck des Papſtthums nicht erkannten, mochten ſich gegen die Jeſuiten erheben und ſie Feinde der römiſchen Kirche nennen. Allein die ganze Geſchichte des Ordens beweiſt deutlich, daß die Jeſuiten das eigentliche Weſen des Papſtthums beſſer erkannten, als irgend eine andere Körperſchaft, und gerade darauf beruht das Geheimniß ihres raſchen Wachsthums und ihrer fortdauernden Macht. Ignatius Loyola war wohl der Stifter des Ordens, allein er war ein Fanatiker ohne Wiſſen und Klarheit des Verſtandes. Doch dieſer Eigenſchaften bedurfte die katholiſche Kirche nicht. Dagegen diente ihr trefflich der ſyſtematiſche Fanatismus, deſſen Banner Loyola trug.

Der Orden erhielt seine Kraft und seine Bedeutung durch die Gunst, welche ihm der eifrigere Theil der römisch-katholischen Christenheit zuwandte. Das unermeßliche Vermögen, welches die Jesuiten sammelten, die Unzahl der Mitglieder und Anhänger, durch welche sie Einfluß in allen Theilen der Erde gewannen, wären ihnen nimmer zugefallen, wenn sie nicht den Wünschen und Bestrebungen eines großen Theils der römischen Katholiken Gestalt und Ausdruck gegeben hätten.

Die Reformation gefährdete unermeßliche Interessen. Alle diejenigen, welche Bischofssitze, Pfründen, kirchliche Würden und Ehren zu verlieren, oder zu hoffen hatten, sowie die Fürsten, welche nur durch die Bande des Aberglaubens ihre Völker im Gehorsam erhalten zu können vermeinten, widmeten ihr den ganzen Haß, dessen die erschreckte Habgier und der geängstigte Ehrgeiz fähig sind. Sie alle erkannten in den Jesuiten ihre nützlichsten Vorkämpfer, und rissen die fanatischen Massen ohne Mühe mit sich fort, wenn sie den neuen Orden mit den Zeichen ihrer Verehrung überschütteten und ihm mit freigebiger Hand die Mittel zur Bekämpfung der Reformation sowie zur Ausbreitung des Papsttums darboten. Die Zeit der brutalen Gewalt war mit dem Mittelalter zu Ende gegangen. Die in das Gewand der Heiligkeit gekleidete Schlauheit, die mit den Waffen des Geistes kämpfende Tücke der Jesuiten versprach größere Erfolge, als sie irgend ein anderer Orden in Aussicht stellen konnte. Die Jesuiten wußten von Anfang an, den Fanatismus systematisch auszubeuten und die kalte Berechnung sich zu befreunden. Sie wurden die kräftigsten und eifrigsten Tonangeber des Willens der katholischen Kirche, und beherrschten sie, weil sie an deren Spitze gingen, und mit ungewöhnlicher Sicherheit die Folgerungen, zu welchen der römische Glauben führt, zogen und im praktischen Leben geltend machten.

Es ist ein großer Irrthum, zu behaupten, die Jesuiten seien entartete Söhne der römischen Kirche und deren schlimmste Feinde. Ein von den Päpsten Jahrhunderte lang gutgeheißener, mit den geheimen Triebfedern der katholischen Religion auf's innigste vertrauter Orden, welcher nur in Folge des Andringens der weltlichen Mächte vorübergehend aufgehoben wurde, ein Orden, welcher nicht minder, als die Päpste selbst die Schicksale der römischen Kirche im Laufe dreier Jahrhunderte bestimmte, ein solcher Orden kann nicht von der Gemeinschaft, welcher er angehört, losgeschieden werden. Nicht die Ansichten gutmüthiger Gläubigen oder heuchlerischer Gegner, welche nicht wagen, die katholische Kirche selbst anzugreifen, sondern die Aussprüche der Päpste, und vor allen Dingen die Lehren und Thaten der Jesuiten selbst sind in Betreff der Frage maßgebend, ob dieser Orden einen Theil der katholischen Kirche bilde, oder als ein Feind derselben zu betrachten sei. Während des Zeitabschnittes, den wir hier besprechen (1517—1648) waren die Jesuiten mit der katholischen Kirche auf's innigste verbunden. Sie muß daher für die Bestrebungen dieses Ordens, welcher ihr so großen Vortheil brachte, daß viele deren Erhaltung wesentlich den Söhnen Loyola's zugeschrieben haben, die Sammtverbindlichkeit übernehmen.

Zur Zeit, da der Jesuiten-Orden in's Leben trat, war die katholische Kirche so sehr bedroht, daß sie keine andere Wahl hatte, als entweder in dem Protestantismus aufzugeben, oder auf der Bahn des Unsinns und der Tyrannei, die sie seit Jahrhunderten betreten hatte, einen Schritt weiter zu machen. Ignatius von Loyola gab den Ausschlag. Er that den Schritt und die römische Kirche folgte ihm.

Unter allen Männern der römisch-katholischen Partei ist keiner, welcher mit größerem Rechte der Vertreter ihres Glaubens genannt werden kann, als Ignatius von Loyola*). Wie Luther der ursprüngliche Träger der Reformation, so war der Gründer des Jesuiten-Ordens der Mann, welcher der römisch-katholischen Auffassung der Religion, im Gegen-

*) Geboren auf dem Schlosse Loyola unweit Sebastian in der spanischen Provinz Biscaya im Jahre 1491.

ſatze zu der proteſtantiſchen, den beſtimmteſten und kräftigſten Ausdruck verlieh. Im Jahre 1521 war er noch ein tapferer Krieger, welcher ſich, als die Franzoſen die Stadt Pampelona ſtürmten, durch ſeinen ausdauernden Muth hervorthat. Bei dieſer Gelegenheit erhielt er jedoch eine Wunde am Beine, welche ihm ein langes Krankenlager bereitete. Von Schmerzen gepeinigt und von dem Gedanken geängſtigt, daß die Nachwehen ſeiner Wunde es ihm unmöglich machen würden, durch das Kriegshandwerk ſich zu denjenigen Ehren empor zu ſchwingen, nach welchen ſein Ehrgeiz verlangte, warf er ſich, angeregt von Legendenbüchern, die er las, auf das Gebiet der Kirche. Dieſes ſagte ihm um ſo mehr zu, je heftiger dazumal ſchon der Kampf der Reformation entbrannt war. Kaum hatte er dieſen Entſchluß gefaßt, ſo übte er jene auffallenden, die großen Haufen anziehenden Spektakelſtücke, welche vor ihm von zahlreichen Volksbetrügern mit ſo großem Erfolge aufgeführt worden waren, und welchen die meiſten Heiligen der römiſchen Kirche ihren Ruhm verdanken. Er legte einen ſchmutzigen Kittel an, ließ ſich die Nägel wachſen, hörte auf, ſeine Haare zu kämmen und ſich zu waſchen, faſtete bis zur Ohnmacht, und verkündete aller Welt, daß er das Geheimniß der Dreieinigkeit, und anderer ſogenannter Myſterien entdeckt habe, und daß er in einem Geſichte, das er gehabt, durch Gott den Vater neben deſſen Sohn geſetzt worden ſei. Vernünftige Menſchen würden in dieſen Grimaſſen nur Beweiſe eines auf die Dummheit des Pöbels berechneten maßloſen Ehrgeizes erkannt haben. Doch Spanien, vollends gar im ſechszehnten Jahrhundert, war nicht das Land vernünftiger Erwägung, ſondern des finſterſten Aberglaubens. Neben allen äußeren Zeichen der Demuth tobten in dem Herzen Loyola's die wildeſten Leidenſchaften. Sein Lobredner Ribadaneira rühmt von ihm, daß, als er um dieſe Zeit mit einem getauften Mauren zuſammentraf, welcher ihm bemerkte: „Das Kindergebären müſſe nothwendig die Jungfrauſchaft zerſtören, wie der Tod die Zerſtörung des Lebens ſei; Maria habe ein Kind geboren, könne alſo keine Jungfrau mehr ſein," — ſo ſein Ingrimm entbrannt ſei. Er machte ſich Vorwürfe, den Mauren nicht nieder gehauen zu haben, kam aber endlich zu dem Entſchluſſe, ſeinem Maulthiere, oder wie er ſich einbildete, der Vorſehung die Entſcheidung anheim zu geben. Da der Eſel, dem er die Freiheit gab, nicht dem Mauren nachfolgte, ſondern den Weg zur Kirche des Kloſters von Montſerrat einſchlug, wo das Gras wahrſcheinlich höher ſtand, ſo kam ſein Gegner mit dem Leben davon, außerdem war Loyola entſchloſſen, denſelben zu tödten!

Kurz darauf ſchrieb Ignatius zu Manreſa ſeine geiſtigen Uebungen, ein Buch, welches lehrt, wie man ſich durch Faſten, Beten, Einſamkeit und Verweilen in der Finſterniß in einen für Viſionen günſtigen Gemüthszuſtand verſetzen kann. Es unterſcheidet ſich von den Vorſchriften der Nabelſeligen*) weſentlich dadurch, daß es ſich mit Bildern der Seligkeit nicht begnügt, ſondern die ganze Hölle mit allen ihren Qualen in ſein Bereich zieht, und lehrt, wie man ſich dieſelben anſchaulich machen kann. Die Uebungen der Nabelſeligen hatte die römiſche Kirche verworfen, diejenigen Loyola's, welche nicht ſo harmlos waren, billigte ſie, natürlich, da ſie den Gläubigen die Qualen der Hölle näher brachten, und das Papſtthum in dem Glauben an dieſe immer ſeine mächtigſte Stütze fand. Was wären Beichte, Ablaß, letzte Oelung, ſogenannte fromme Vermächtniſſe u. ſ. w. ohne den Glauben an die Hölle!

Nachdem Ignatius eine Zeit lang in Spanien ſein Unweſen getrieben, reiſte er nach Rom, wo er ſich dadurch bemerklich machte, daß er am Palmſonntage (1523) baarfuß, betend und faſtend durch die Straßen lief, und von da nach Jeruſalem. Als er zurück kehrte, überzeugte er ſich, daß einiges Wiſſen unumgänglich nothwendig ſei, um auf der Stufenleiter kirchlicher Ehren empor zu ſteigen. Obgleich ſchon drei und dreißig Jahre

*) Siehe Weltgeſchichte Buch VI. S. 470

alt, lernte er noch lateiniſch, und ſuchte, jedoch mit geringem Erfolge, ſich anzueignen, was damals unter dem Namen von Logik und Theologie in Spanien gelehrt wurde. Er predigte auf den Straßen und von den Treppen der Paläſte herab und zog die Maſſen durch ein Kleid von grauer Leinwand und ſeine bloßen Füße an ſich. Bald gelang es ihm, einige Schüler zu finden. Doch ſo ſehr er ſich auch anſtrengte, in Spanien wollte es ihm nicht gelingen, vorwärts zu kommen. Mehr als einmal gerieth er ſogar in die Kerker der Inquiſition, aus welchen er nur mit Mühe entkam. Er begab ſich daher (Februar 1528) nach Paris, wo er wenigſtens von dieſen Glaubensgerichten nichts zu fürchten hatte. Seine früheren Schüler hatten ihn verlaſſen. In Frankreich fand er neue, welche er durch eiſerne Ausdauer und die großartigſten Verſprechungen nicht himmliſcher, ſondern irdiſcher Güter und Ehren an ſich feſſelte. Ihre Namen ſind: Alphons Salmeron aus Toledo, Jakob Laynez aus der Stadt Almazan in dem Kirchſprengel von Siguenza, Nikolaus Alphonſo aus Bobadilla im Königreich Leon, Simon Rodriguez von Azevedo, ein portugieſiſcher Edelmann, Peter Leſevre aus Villaret in der Nähe von Genf und Don Francisco Xavier, ein Edelmann aus Navarra.

Am fünfzehnten Auguſt 1534 legte Loyola mit dieſen ſechs Gefährten im Kloſter von Montmartre die drei gewöhnlichen Mönchsgelübde der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams ab, denen er noch das vierte hinzu fügte, „für die Sache Gottes ewig und an welchem Orte es immer ſei, zu kämpfen, nach Befehl unſeres heiligen Vaters, des Papſtes, des Stellvertreters Gottes auf Erden, dem ich eben ſo wie Gott ſelbſt zu gehorchen gelobe.“

Jetzt galt es, die päpſtliche Beſtätigung dieſes neu gegründeten Ordens zu erwirken. Zu dieſem Behufe begab ſich Loyola mit ſeinen Anhängern nach Italien. Während er ſelbſt in Rom ſeine alten Spektakelſtücke erneuerte und zahlreiche Anhänger warb, durchzogen ſeine Schüler das Land, predigten und erregten allgemeines Aufſehen durch ihre ebenſo kühnen, als wohlberechneten Reden. Loyola begann ſein Werk damit in Rom, daß er unter den Buhlerinnen die ſogenannte „Gemeinde der Gnade der heiligen Jungfrau“ gründete, an deren Spitze er durch die Straßen zog, und welche ihm reiche Gaben verſchaffte. Am 5. Oktober (27. September) 1540 beſtätigte Paul III. den Orden der Jeſuiten, denn dieſen Namen erbat ſich Loyola vom Papſte im Gedanken, daß, wie Jeſus über den Gründern aller übrigen Orden, ſo der Orden mit dem vierfachen Gelübde über dieſen ſtehen ſolle. Am 17. April des folgenden Jahres wurde Loyola durch fünf damals zu Rom anweſende Mitglieder zum Generale des neuen Ordens gewählt.

Die Jeſuiten unterſcheiden ſich von anderen Mönchen nicht ſowohl durch Aeußerlichkeiten, als durch die Pflicht des Gehorſams, welche ſie ihren Mitgliedern und Anhängern ſchärfer einzuprägen wußten, als irgend eine andere geiſtliche Körperſchaft, und durch die größere Gewandtheit und Gewiſſenloſigkeit, womit ſie nach den Zwecken ihres Ordens ſtrebten. Sie ſprachen frecher, als irgend ein anderer Orden, dem Gelübde der Armuth Hohn, indem ſie größere Schätze als alle übrigen anſammelten; ſie verletzten das Gelübde der Keuſchheit in gleichem Grade, obgleich ſie geſchickter waren, den Schleier des Geheimniſſes über ihre unzüchtigen Handlungen zu ziehen. Das Gelübde eines beſonderen dem Papſte zu leiſtenden Gehorſams hielten ſie nur, inſofern es ihren Beſtrebungen entſprach. Kein Orden hatte mit dem Papſtthum ſo häufige und ſo bedeutungsvolle Streitigkeiten, als die Jeſuiten. Allein nur die Aſſeſſinen des Mittelalters*) bieten einen Vergleichungspunkt zu der von den Jeſuiten geforderten und geleiſteten Gehorſamspflicht.

„Wie der Stock in den Händen des Greiſes“, oder „wie die Leiche,“**) ſoll der Jeſuit ſeinen Vorgeſetzten gehorchen. Dieſes waren die letzten Worte Loyola's, welche er als die Summe und den Inbegriff ſeiner Anordnungen den um ſein Sterbebett verſammelten

*) S. Weltgeſchichte Buch V. S. 48 f. **) Perinde ac baculus senis. Perinde ac cadaver.

Anhängern einſchärfte, und welche ſie nur zu genau in Erfüllung brachten. Die nothwendige Folge eines ſo unbedingten Gehorſams iſt der gänzliche Verluſt alles Selbſtbewußtſeins und Selbſtgefühls, aller Gewiſſenhaftigkeit und jeder rein menſchlichen Regung. Einer ſo unbedingten Gehorſamspflicht entſpricht auf Seiten der Vorgeſetzten ein gleicher Grad von Tyrannei. Der Jeſuiten-Orden kann als der Höhepunkt des Despotismus bezeichnet werden, welcher im weſtlichen Europa Wurzeln ſchlug. Nur in Aſien, Perſien und Syrien fand er zur Zeit der Kreuzzüge ſeines gleichen.

Da die Jeſuiten jede andere Rückſicht ihrer Gehorſamspflicht unterordneten, ſo konnte es im Schooße derſelben weder Tugend, noch Menſchlichkeit geben. Keine Norm, kein Geſetz ſteht feſt, wo der Befehl des Obern den Untergeordneten zum Gehorſam verpflichtet, ſelbſt wenn ihm etwas augenſcheinlich ungerechtes, verbrecheriſches und ſchändliches befohlen wird.

Dominicaner und Franciscaner, Benedictiner und Auguſtiner — alle Mönche ſuchten ſich um die römiſche Kirche verdient zu machen, ſogenannte Ketzer zu verfolgen, ihren Glauben auszubreiten u. ſ. w., alle hatten, wenn auch ohne beſondere Gelübde, dem Papſte Gehorſam zu leiſten. Doch keiner dieſer Orden verſtand, die Kräfte ſeiner Mitglieder ſich in ſo hohem Grade nutzbar zu machen. In der Gehorſamspflicht der Jeſuiten liegt das Geheimniß ihrer Macht, ihres außerordentlichen Wachsthums und ihrer fortdauernden Bedeutung.

Die Erziehung der Jugend, die Beichte, ein vollkommen ausgebildetes Spionirſyſtem, Höllenſtrafen und Paradieſesfreuden in Verbindung mit den ausgelaſſenſten Hoffnungen auf irdiſche Ehren, Einfluß und Macht, welche ſie anregten, dieſes waren die Mittel, durch welche Loyola und ſeine Nachfolger im Generalate des Ordens ſich des Gehorſams ihrer Untergeordneten verſicherten.

Sie löſten alle Bande, welche die Familie, die Gemeinde, die Nation und die Menſchheit naturgemäß ſpinnen, und ſetzten an deren Stelle die naturwidrige Feſſel des blinden Gehorſams. Nur die Lockungen des Ehrgeizes und der Herrſchſucht oder ein verkehrter Glaubenswahn konnten den unglücklichen Opfern, welche in die Schlingen der Jeſuiten fielen, einige Entſchädigung bieten für alles, was ſie beim Anſchluß an dieſe aufgaben. Gleich anfangs war die Organiſation des Ordens im großartigſten Maßſtabe angelegt. Schon Loyola dachte daran, die ganze Welt unter die Herrſchaft der Jeſuiten zu bringen. Vor ſeinem Tode hatte er zwölf Provinzen*) erobert. In den meiſten übrigen Theilen der Erde beſaß er Anknüpfungspunkte, welche ihm Ausſichten auf baldiges Eindringen verſprachen. Roth gemalte Punkte bezeichneten ſie auf der Karte der Erdkugel, welche Bobadilla entfaltete, als Loyola auf ſeinem Sterbebette lag. Mehr als hundert Häuſer und Tauſende von Mitgliedern ſicherten damals ſchon die Macht des Ordens.

Die verſchiedenen Grade, welche er feſtſetzte (außer den Novizen und den ordentlichen Mitgliedern, den Profeſſen der vier Gelübde, noch die approbirten Scholaſtiker, die formirten Coadjutoren und die wichtige Klaſſe der weltlichen Affiliirten) boten Gelegenheit zu der mannigfaltigſten Verwendung geiſtlicher und weltlicher Anhänger. In ſechs verſchiedenen Klaſſen von Anſtalten (Collegien, Novizhäuſern, Seminarien, Reſidenzen, Miſſionen und Profeßhäuſern) wurden die Anhänger des Ordens untergebracht, von welchen jede ihre beſtimmten Zwecke verfolgt. Die eigentlichen Leiter des Ordens ſind die Profeſſen der vier Gelübde. Sie wählen den General, aus ihrer Mitte ernennt dieſer die Provinzialen. Nur ſie ſind in die Geheimniſſe des Ordens, welche lange noch nicht alle an's Tageslicht gezogen, eingeweiht.

Der General erläßt ſeine Befehle an die Provinzialen, dieſe an die ihnen untergeord-

*) Italien, Portugal, Sicilien, Ober- und Nieder-Deutſchland, Frankreich, Arragonien, Caſtilien Andaluſien, Indien, Aethiopien und Braſilien.

neten Vorſteher der verſchiedenen Anſtalten der Provinz. So war eine vollſtändig gegliederte Organiſation über einen großen Theil der Erde eingerichtet, welche, unter dem Geſetze des blinden Gehorſams wirkend, nothwendig eine außerordentliche Kraft entfalten mußte.

Da den Jeſuiten nichts feſter ſteht, als die Gehorſamspflicht, muß ſich für ſie alles andere nach Zeit und Umſtänden ändern. Daher ihre Lehre von der Wahrſcheinlichkeit, welche jede Schandthat, unter der Vorausſetzung, daß irgend eine Autorität zu deren Gunſten angeführt werden kann, rechtfertigt oder doch entſchuldigt. Die Jeſuiten, welche gewohnt ſind, ſelbſt jeden Gewiſſensſcrupel zu beſchwichtigen, falls ſie ſich auf eine Autorität berufen können, ſuchen natürlich auch allen anderen Menſchen durch ähnliche Mitel über die Stimme ihres Gewiſſens und die anerkannten Vorſchriften der Sittlichkeit und der Menſchlichkeit hinweg zu helfen.

So verabſcheuenswerth die Mittel von Anfang an waren, durch welche Loyola und ſeine Anhänger nach ihrem Ziele ſtrebten, ſo war doch der Schaden, den ſie der Menſchheit durch die von ihnen verbreiteten Lehren zufügten noch größer. Kein Verbrechen war ſo ſcheußlich, daß ſie nicht wußten, es zu entſchuldigen, oder ſogar zu rechtfertigen.

Der Jeſuit Jean Guignard, der Mitſchuldige des Jakob Clemens, welcher auf Heinrich IV. von Frankreich einen Mordverſuch machte, lehrte in ſeinen hinterlaſſenen Schriften:

„Es iſt eine vor Gott verdienſtliche Handlung, einen ketzeriſchen König zu tödten.“

Der Jeſuit Suarez ſchrieb:

„Es iſt ein Glaubensartikel, daß der Papſt das Recht hat, ketzeriſche und rebelliſche Könige abzuſetzen. Weigert er ſich, dem Papſte zu gehorchen, nachdem er abgeſetzt iſt, ſo wird er ein Tyrann und kann durch den erſten Beſten getödtet werden.“

Der Jeſuit Peter Arragon frägt: „Iſt es erlaubt, einen Unſchuldigen zu tödten, zu ſtehlen und Unzucht zu treiben?“ und antwortet: „Ja, in Folge eines Befehles Gottes!“ Als ob Gott eine ſolche Schandthat befehlen könnte!

Der Jeſuit Caſned ſchrieb:

„Gott verbietet den Diebſtahl nur, inſofern er als ſchlecht angeſehen wird, nicht aber wenn man ihn für gut hält.“ So öffnen die Jeſuiten jedem Verbrecher eine Hinterthür.

Der Jeſuit Cardenas lehrte:

„Es iſt erlaubt, einen Eid zu ſchwören, ohne die Abſicht zu haben, ihn zu halten, wenn man gute Gründe hat, ſo zu verfahren.“

Der Jeſuit J. B. Taberra ſchrieb:

Man frägt, ob ein Richter gehalten iſt, wieder zu geben, was er bekommen hat, damit er Recht ſpreche?“ Ich antworte: „wenn er Geld bekommen hat, um ein ungerechtes Urtheil zu ſprechen, ſo kann er das Geld behalten, weil er es verdient hat.“

Der Jeſuit Airant:

„Um die Verleumdungen kurz abzuſchneiden, kann man den Verleumder tödten laſſen, aber heimlich, um Aufſehen zu vermeiden.“

Der Jeſuit Georg Chobat:

„Ein Sohn, der ſich betrunken, und in der Trunkenheit ſeinen Vater erſchlagen hat, kann ſich des Mordes, den er begangen, freuen wegen der großen Glücks-Güter, die er erbt.“

Bekannt iſt die Lehre der Jeſuiten vom heimlichen Vorbehalte, durch welchen ſie jedes Verſprechen und jeden Eid unkräftig zu machen wiſſen.

Man wende nicht ein, dieſe Lehren ſeien nicht auf Rechnung des ganzen Ordens zu ſchreiben, ſondern nur denjenigen Individuen zur Laſt zu ſetzen, welche ſie öffentlich mitgetheilt hätten. Denn die Jeſuiten durften kein Buch drucken laſſen ohne die Genehmigung ihres Ordens, welcher dieſe nicht ertheilt, falls er ſie nicht gut geheißen hätte. Der beſte Beweis für die Sammtverbindlichkeit des ganzen Ordens beſteht aber darin, daß Loyola

und alle ſeine Nachfolger ſelbſt im Geiſte dieſer Lehren ſtets handelten, und daß dieſe in vollſtändiger Uebereinſtimmung mit den Grundregeln derſelben ſtehen.

Welche Verbrechen mußte ein über die ganze Welt verbreiteter Orden, vor welchem Kaiſer und Könige, Päpſte und Biſchöfe zitterten, im Dunkel der Nacht, innerhalb düſterer Kloſtermauern und in den Cabinetten der Mächtigen begehen, wenn er ſolche Grundſätze öffentlich zu behaupten wagte! Nur der kleinſte Theil derſelben iſt an's Tageslicht gezogen worden. Die Zeit vollſtändiger Enthüllung kann erſt erſcheinen, nachdem der Orden ſammt der Grundlage, auf welcher er ruht, d. h. ſammt der ganzen katholiſchen Kirche gefallen ſein wird. Doch auch jetzt ſchon iſt das Regiſter ſeiner Schandthaten rieſengroß. Es könnte Bände füllen. Einige Anhaltspunkte bieten uns die bekannt gewordenen geheimen Monita oder Inſtruktionen des Ordens. Wir entnehmen denſelben folgende Stellen:

„Von den Wittwen muß man immer ſo viel Geld als möglich zu ziehen ſuchen, indem man ihnen unaufhörlich von unſeren Bedürfniſſen ſpricht."

„Der Provinzial darf allein wiſſen, was jede Provinz beſitzt. Der General allein weiß was der Schatz zu Rom enthält, für alle übrigen muß dieſes ein heiliges Geheimniß bleiben."

„Man muß Fürſtinnen und große Damen beſonders durch ihre weiblichen Dienſtboten zu gewinnen ſuchen, deren Freundſchaft zu erhalten man ſich auf jede Weiſe bemühen muß, denn durch ſie erlangt man Zutritt in die Familien und erfährt deren verborgenſte Geheimniſſe."

„Man muß die Günſtlinge der Fürſten und ihre Diener beſonders durch Geſchenke zu gewinnen ſuchen."

„Die Unſrigen müſſen an jedem Orte, wo ſie ſich niederlaſſen, einen der Geſellſchaft treu ergebenen Arzt haben, den ſie den Kranken ganz beſonders empfehlen, indem ſie ihn über alle anderen Aerzte erheben. Dieſer Arzt wird dagegen die Mitglieder unſeres Ordens vorzugsweiſe an das Krankenbett befördern und uns nützlich ſein."

„Den Weibern, die ſich über die Laſter ihrer Männer beklagen, muß man begreiflich machen, daß ſie dieſen heimlich Geld entziehen können, um damit die Sünden ihrer Ehemänner vom Himmel loszukaufen."

„Diejenigen, welche nicht alles thun wollen, um der Geſellſchaft Vortheile zuzuweiſen, ſelbſt wenn es verbrecheriſche Handlungen ſind, muß man aus dem Orden jagen."

„Da diejenigen, die man aus der Geſellſchaft entfernt hat, einige Geheimniſſe derſelben kennen, ſo muß man ſie noch vor ihrem Austritt ſchwören laſſen, daß ſie nichts nachtheiliges über dieſelbe ſprechen oder ſchreiben wollen. Dieſes Verſprechen wird man ſich auch ſchriftlich von ihnen geben und unterſchreiben laſſen. Indeſſen werden ihre ehemaligen Oberen ihre ſchlimmen Neigungen, ihre Fehler und Laſter, die ſie durch die Beichte kennen lernten, aufzeichnen, wie es der Gebrauch der Geſellſchaft will, und man wird ſich dieſes Verzeichniſſes bedienen, um ihnen bei den Fürſten und Prälaten zu ſchaden."

„Man muß die jungen Leute durch Geſchenke, Schmeicheleien, Ermahnungen, ſowie durch Drohungen der Hölle und der ewigen Verdammniß in die Geſellſchaft zu ziehen ſuchen."

„Wenn einer der Unſrigen die gewiſſe Hoffnung hat, ein Bisthum oder eine ſonſtige geiſtliche Würde zu erhalten, ſo wird man ihn nöthigen, außer den gewöhnlichen Gelübden, der Geſellſchaft noch ein beſonderes zu leiſten; nämlich, daß er immer gut von dem Orden ſprechen und denken, daß er keinen andern Beichtvater, als ein Mitglied der Geſellſchaft dazu haben wird; mit einem Wort, daß er keine einzige wichtige Handlung vornehme, ohne den Rath der Geſellſchaft eingeholt zu haben."

„Es wird auch ſehr vortheilhaft für uns ſein, in's geheim und auf kluge Weiſe die

Streitigkeiten und Zwiſte der Fürſten und Großen zu unterhalten, ſelbſt wenn dieſes Verfahren den Ruin beider Theile herbeiführen ſollte."

„Man muß ſoviel als möglich trachten, Prälaturen, Abteien, Kanonikate und Pfarreien zu erlangen und ſelbſt auf den apoſtoliſchen Stuhl zu kommen, beſonders wenn der Papſt auch ein Fürſt aller zeitlichen Güter würde. Deßhalb muß man die weltliche Macht der Geſellſchaft nach allen Seiten, aber klug und heimlich auszudehnen ſuchen."

„Iſt keine Hoffnung vorhanden, zu dieſem Ziele zu gelangen, und iſt es unmöglich, Skandal zu vermeiden, ſo muß man, je nach den Umſtänden, die Politik ändern, und durch die Unſrigen, die ſich bei den Fürſten Geltung verſchafft haben, dieſelben zum Kriege aufmuntern."

„Endlich wird die Geſellſchaft alles anwenden, um Denjenigen, welche ihr ihre Zuneigung nicht ſchenken wollen, Schrecken einzuflößen."

Vergleichen wir mit dieſen geheimen Regeln der Jeſuiten die Lehren ihres angeblichen Vorbilds Jeſu Chriſti*), ſo laſſen ſich wohl ſchwerlich welche denken, die denſelben frecheren Hohn ſprechen. Sie ſtehen zu den Lehren Chriſti ungefähr in demſelben Verhältniß, wie Loyola zu deren erhabenem Stifter, oder wie das Papſtthum zu der von Chriſto gegründeten Sittenlehre.

Allerdings haben die Jeſuiten dieſe „geheimen Monita" nicht öffentlich anerkannt, ſondern im Gegentheil für untergeſchoben und falſch erklärt. Allein da ſie ſtets in Gemäßheit derſelben ihre Handlungen einrichteten, ſo kann auf ſolche Verwahrungen um ſo weniger Rückſicht genommen werden, als ein Zugeſtändniß ganz im Widerſpruche mit ihren offenkundigen Regeln ſtehen würde.

Welche Hemmniſſe eine von ſolchen Beſtrebungen beherrſchte, mächtige Geſellſchaft dem Fortſchritte der Menſchheit bereitete, läßt ſich denken. Beſonders verderblich mußten Menſchen von ſolchen Grundſätzen auf die Jugend wirken.

Die Aufgabe der Erziehung iſt, das Kind zu einem für die Familie, die Nation, der es angehört, und die geſammte Menſchheit nützliches, ſelbſtſtändiges Weſen heran zu bilden, ſeine Gefühle zu veredeln, ſeinen Verſtand zu ſchärfen, ſeinen Willen zu kräftigen. Die Eltern trennen ſich mit Freuden von ihren geliebten Sprößlingen, wenn dadurch deren Zukunft geſichert wird, und geben ihnen noch einen Theil ihres Vermögens mit, um ihr Fortkommen zu erleichtern. Die Jeſuiten dagegen fangen damit an, den Willen ihres Zöglings zu brechen, ſeine Gefühle ſich dienſtbar zu machen und ſeinen Verſtand zu verfinſtern. Sie nehmen ihm ſein Vermögen ab und bieten ihm dafür nichts weiter, als die Ausſicht, in ihrem Orden emporzuſteigen, falls er ſich als ein Stock oder als eine Leiche bewährt.

Auf dieſe Weiſe bilden ſie allerdings Maſchinen, welche für ihre Zwecke brauchbar ſein mögen. Allein ſie vernichten jeden Aufſchwung des Geiſtes. Es iſt eine bemerkenswerthe Thatſache, daß aus den Millionen, welche in den Anſtalten der Jeſuiten gebildet wurden, und welche ſich ihrem Dienſt widmeten, auch nicht ein ſchöpferiſcher Geiſt hervorgegangen iſt. Natürlich: Stöcke und Leichen ſind nicht ſchöpferiſch. Spanier, Portugieſen, Italiener und Polen beſaßen ſchöpferiſche Geiſter, bevor ſie unter das Joch der Jeſuiten gelangten, nachher nicht mehr. Das Genie flüchtete ſich in diejenigen Länder, welche dem Schlage ſeiner Flügel Raum geſtatteten, und ging unter, wo ſie ihm in der Wiege ſchon beſchnitten, wenn nicht gebrochen wurden.

Dreißig Tage genügen den Jeſuiten, ihre Schüler ſittlich zu vernichten, zu Stöcken oder Leichen zu machen. Allein welche Schrecken, welcher Zwang wirkt auf ſie im Laufe dieſer Zeit! „Zuerſt", ſo ſchreibt Loyola's Buch der Uebungen vor: „zeichne auf einem

*) S. Weltgeſchichte Buch III. § 40. S. 105 ff.

Papiere Linien von verſchiedener Länge, welche der Größe der Sünden entſprechen, zweitens ſchließe dich in ein Zimmer, deſſen Fenſter halb geſchloſſen ſind, dann werfe dich auf den Boden bald mit dem Geſichte voran, bald auf dem Rücken liegend, u. ſ. w.; fünftens breche in lautes Rufen aus, ſechstens überlaſſe dich der Betrachtung der Hölle." Dabei iſt alles vorgeſchrieben: die Zeit für das Seufzen und für das Sprechen, ſelbſt der Geſtank von Schwefel, von Leichen, der Geſchmack von Galle u. ſ. w. iſt nicht vergeſſen, den ſich der Zögling vorſtellen ſoll. Einmal des Tages tritt der Vorgeſetzte, der ihn ungeſehen immer bewacht, zu ihm, und reizt ihn an, die Uebungen in ihrer ganzen Unnatürlichkeit fortzuſetzen.

Iſt der Knabe durch dieſe Uebungen der Verzweiflung nahe gebracht, ſo reicht der Jeſuit ihm die Hand, die allein ihn retten kann, d. h. die ihn für immer an den Orden feſſelt.

Beſondere Sorgfalt wenden die Jeſuiten darauf, zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Die Regeln, welche dafür in dem ſogenannten Directorium niedergelegt ſind, zeugen von teufliſcher Klugheit. Niemals handeln ſie plötzlich (ex abrupto). Sie warten, bis Jemand in ſeinen Geſchäften zerrüttet iſt, bis ſie ſeine Laſter kennen gelernt haben, und ziehen ihn dann mit deren Hülfe in ihre Ketten. Nur allmälig theilen ſie ihrem Opfer ihre Geheimlehren mit, Schritt für Schritt wird es vorbereitet, und Kette um Kette wird ſo langſam um ihn geſchlungen, daß immer die früher angelegte es ihm unmöglich macht, ſich der ſpäteren zu erwehren.

Iſt der unglückliche Jüngling gefangen, hat er auf Verwandte, Vermögen, auf Vaterland und menſchliches Gefühl Verzicht geleiſtet, dann beginnt die Abrichtung zum Dienſte des Ordens. Er ſoll zwar Philoſophie lernen, allein die Principien, auf welchen dieſe beruht, werden auf's ſorgfältigſte vermieden, alles neue, was den Geiſt beſchäftigen könnte, wird ihm vorenthalten. Die Geſchichte wird ihm nur von dem Standpunkte der Jeſuiten vorgetragen, ſtatt des Chriſtenthums wird ihm eine ſtarre Glaubenslehre, verbunden mit abgeſchmackten Aeußerlichkeiten eingeprägt.

Dieſes ſind die Regeln, welche Loyola und ſeine Nachfolger feſtſtellten, und welche bis zum heutigen Tage durchaus unverändert fortbeſtehen. Folgen wir jetzt den Jeſuiten nach den Ländern, in welche ſie eindrangen, oder in welche ſie wenigſtens einzuſchleichen ſuchten, überall werden wir ſie, wenn auch unter verſchiedenen Geſtalten, mit gleich verwerflichen Mitteln nach Herrſchaft, Macht und Reichthümern ſtreben ſehen.

Kurz nach der Gründung ihres Ordens ließen ſich die Jeſuiten in Frankreich nieder, wo ſie unter dem Schutze des Biſchof's Tü Prat von Clermont und ſpäter des Cardinals von Lothringen erſtarkten. Schon im Jahre 1550 ertheilte ihnen der König Heinrich II. Patentbriefe, welche jedoch das Parlament nicht beſtätigte, ſo daß ſie erſt 1569 unter Franz II. in Frankreich geſetzliche Aufnahme fanden. Mittlerweile hatten ſie ſich jedoch unter der Hand mehr und mehr ausgebreitet. Sie trugen das ihrige zu der Bartholomäusnacht bei. Katharina von Medicis verlieh ihnen kurz darauf die Erlaubniß, proviſoriſch Unterricht zu ertheilen. Die Unruhen des Landes kamen ihnen trefflich zu ſtatten. Paris, Lyon, Bordeaux, Rouen, Marſeille und andere Städte nahmen ſie auf. In allen Provinzen des Reiches legten ſie ihre Collegien, Reſidenzen, Seminarien und Anſtalten aller Art an. Bald ſpielten ſie eine Hauptrolle in den Kämpfen der Ligue. Der Antheil, den ſie an der Ermordung Heinrich's III. hatten, iſt noch nicht vollſtändig ermittelt. So viel iſt übrigens gewiß, daß dieſelbe in Uebereinſtimmung mit ihren damals von den Kanzeln herab verkündeten Lehren ſtatt fand, daß die Jeſuiten in Toulouſe die That durch die rauſchendſten Freudenbezeugungen feierten, und daß ihre Schriftſteller, wie z. B. Mariana, ſie öffentlich prieſen.

Nachdem Heinrich III. unter dem Dolche Jakob Clement's gefallen war, bildeten die

Jesuiten den Kern der Frankreich so verderblichen Partei der Spanier, welche dahin arbeitete, dieses Land zu einer Provinz Philipp's II. herabzudrücken. Als ihnen dieses nicht gelang, hörten sie doch nicht auf, gegen Heinrich IV. zu wüthen. Der Rektor des Collegiums der Jesuiten, Antonius Varade, beseitigte die Zweifel und Gewissensbisse, welche Barriere in Betreff des Königsmordes hegte, und trieb ihn dadurch an, auf Heinrich IV. den Mordstahl zu zücken. Die That gelang nicht. Die Jesuiten besaßen damals schon Einfluß genug, zu verhindern, daß der Verbrecher nach seinen Mitschuldigen befragt wurde. Die öffentliche Meinung bezeichnete sie aber als solche. Erst als Jean Chatel, ein Schüler der Jesuiten, den König verwundet hatte, ließ Heinrich IV. die Gerichte gegen sie einschreiten. Damals war Heinrich IV. schon katholisch geworden, und hatte die Anerkennung des Papstes erlangt. Das hielt die Söhne Loyola's nicht ab, sich gegen ihn zu verschwören. Dieses Mal entgingen sie aber nicht mehr der verdienten Strafe, denn es lag zu klar am Tage, daß sie den Mörder angestiftet hatten, und der König erkannte die Gefahr, womit sie ihn bedrohten, zu deutlich, als daß er länger den Arm der Gerichte aufhielt. Der Jesuit Pater Guignard wurde als Majestätsverbrecher hingerichtet, mehrere andere namentlich verbannt, und sämmtliche Ordensmitglieder als Verderber der Jugend, Störer der öffentlichen Ordnung, Feinde des Königs und des Staates des Landes verwiesen (1595).

Dessen ungeachtet wußten sie sich in mehreren Städten Frankreichs zu behaupten. Schon im Jahre 1603 erlangten sie wieder die Erlaubniß zurück kehren zu dürfen. Die Beweggründe, die ihn dabei leiteten, sprach Heinrich IV. in folgenden, an Sully gerichteten Worten aus:

Gedrungen muß ich von zweien Dingen eines thun, sie (die Jesuiten) einfach und ohne Umstände aufnehmen, oder sie bestimmter, als jemals, zurück weisen; in welchem Falle es keinem Zweifel unterliegt, daß ich sie zur Verzweiflung bringe, und dadurch selbst zu Angriffen auf mein Leben reize."

Also um sein gefährdetes Leben zu sichern, gestattete der schwache König den Jesuiten die Rückkehr. Der Erfolg bewies, daß er sich irrte. Die Jesuiten standen nach wie vor im Bunde mit den Spaniern, und unter den Befehlen ihres Generals zu Rom. Vergeblich überhäufte sie Heinrich IV. mit Wohlthaten, umsonst wählte er sich sogar aus ihrem Orden seinen Beichtvater. Ravaillac's Dolch erreichte ihn (1610), als er wähnte, die Söhne Loyola's versöhnt zu haben. Feinde muß man bekämpfen. Jesuiten werden nicht versöhnt. Als der König starb, waren die Jesuiten schon so mächtig am Hofe, daß sie eine Ausdehnung der Untersuchung auf Anstifter und Mitschuldige zu verhüten wußten. Ravaillac wurde hingerichtet. Die Jesuiten zogen allen Vortheil von seiner Mordthat. Denn die Königin, Maria von Medici, gab sich ihnen mit Leib und Seele hin und gewährte ihnen jenen Antheil an der Staatsregierung, welchen ihr Gatte ihnen stets verweigert hatte, und nach welchem sie doch so eifrig strebten.

Einen weniger günstigen Boden fanden die Jesuiten in den britannischen Inseln. Nur während der kurzen Zeit der Herrschaft der blutigen Maria konnten sie daselbst morden helfen. Nach deren Tode betheiligten sie sich an allen Verschwörungen, welche den Sturz und die Ermordung der Königin Elisabeth zum Zwecke hatten. In Irland zettelten sie zu wiederholten Malen Empörungen an. Elisabeth war aber scharfsichtiger, als Heinrich IV. Sie gestattete den Jesuiten nicht den Aufenthalt im Lande, vielmehr verbot sie es ihnen unter Androhung der Todesstrafe. Sie ließ überdieß die Söhne Loyola's strenge überwachen und verstand es, alle ihre Pläne zu vereiteln. Vergebens schlichen sich die Jesuiten nach England, um Unruhen zu erregen. Der Sammelplatz der englischen Jesuiten und ihrer Freunde war das Jesuiten-Seminarium von Rheims. Als im Jahre 1581 drei derselben nach England kamen, um gegen die Königin Verschwörungen zu machen,

wurden sie sofort bei ihrer Ankunft ergriffen und aufgehängt. Allen englischen Unterthanen wurde bei schwerer Strafe verboten, mit Jesuiten irgend eine Verbindung zu unterhalten. Dennoch dauerten deren Umtriebe fort. Die Wachsamkeit der Behörden wendete übrigens jede Gefahr von dem Haupte der Königin ab. Umsonst suchten sie, nach deren Tode, Jakob I. für sich zu gewinnen. Die berühmte Pulververschwörung brachte zu Tage, daß die Jesuiten die Hoffnung nicht aufgaben, die sie auf England setzten. Die Söhne Loyola's waren unstreitig die Anstifter und Beförderer dieses teuflischen Complotts. Sie beschwichtigten die Gewissensscrupel mehrerer Theilnehmer. Doch hielten sich die meisten derselben von dem Orte der That so fern, daß der Arm der Gerichte sie nicht erreichte. Nur die Jesuiten Garnet und Oldicorne wurden hingerichtet. Die gleich schwer betheiligten Jesuiten Gerard und Tesmund retteten sich durch die Flucht. Es gelang ihnen nicht, sich und ihren Orden zu rechtfertigen. Die Schuld der That blieb auf der ganzen Gesellschaft haften, da nach deren Regeln keines ihrer Mitglieder es wagen durfte, sich in so wichtige Unternehmungen ohne Vorwissen und Gutheißen, wenn nicht auf Befehl, ihrer Oberen einzulassen.

Unter Karl I. schlichen sich die Jesuiten wieder in England ein. Ihren Rathschlägen wird mit Recht ein großer Theil jener verderblichen Maßregeln zugeschrieben, welche diesen König um Thron und Leben brachten (1649).

Ueberall, wo die Jesuiten hinkamen, brachten sie ihren Freunden und Anhängern größeren Schaden, als ihren Feinden und Gegnern. Elisabeth und Jakob I., welche sie bekämpften, blieben auf dem Throne, so lange sie lebten, und starben eines natürlichen Todes, Karl I., welcher sie zu Rathe zog und Jakob II., welcher sich ganz ihrer Leitung hingab, wurden durch sie in's Verderben gestürzt. Selbst Heinrich IV. von Frankreich wurde von dem durch sie geschliffenen Mordstahl erst getroffen, nachdem er sie freundlich bei sich aufgenommen und aufgehört hatte, sie zu überwachen.

Dasselbe Verhältniß zeigte sich auch mehr oder weniger in den Niederlanden. Die nördlichen Provinzen, welche den Jesuiten mit den Waffen in der Faust entgegen traten, schwangen sich zu einem der mächtigsten und der freiesten Staaten der Welt auf. Die südlichen dagegen, welche die Söhne Loyola's duldeten und förderten, blieben unter dem spanischen Joche, unter welchem sie Jahrhunderte lang ein elendes Dasein führten.

Schon bei Lebzeiten des Ignatius von Loyola gründeten dessen Anhänger zu Löwen eine Niederlassung. Philipp II. nahm sie in seinen Schutz. Trotz dem Widerstreben der Stadt setzten sie sich in Löwen fest. Der Herzog von Alba führte sie an der Spitze seiner Henker in Antwerpen ein. Doch schon bald darauf (1587) wurden sie mit Gewalt vertrieben. Nur soweit die spanischen Waffen reichten, konnten sie sich behaupten, und spannen unter deren Schutz Ränke, um die südlichen Provinzen für die Spanier zu gewinnen, die nördlichen wieder unter das alte Joch zu bringen. Die Jesuiten waren es, deren Lehren und Predigten mehrere Mörder gegen den Prinzen von Oranien aufregten. Jaureguy, welcher (1582) dem Prinzen eine Kugel durch die Backe schoß und ihn dadurch lebensgefährlich verwundete, hatte zwar unmittelbar unter dem Einfluß des Dominicaners Zimmermann gehandelt. Allein die Jesuiten waren es, welche dazumal alle übrigen Mönchsorden mit sich fortrissen und am lautesten die Ermordung der Feinde der katholischen Kirche für erlaubt und preiswürdig erklärten. Weit deutlicher läßt sich aber die Anregung der Jesuiten bei dem Balthasar Geraerts nachweisen, welcher den Prinzen (1585) ermordete. Dieser handelte unter dem bestimmenden Einflusse von fünf Geistlichen, von welchen vier Jesuiten und einer Franciscaner waren. Philipp II. betrachtete selbst die Jesuiten als die Urheber dieser Mordthat. Er überschüttete sie zum Danke dafür mit zahlreichen Gunstbezeugungen. Den Führer der niederländischen Revolution konnten die Söhne Loyola's dem Mordstahle weihen. Doch die Revolution ging vorwärts auch nach seinem Tode.

Die Jeſuiten vermochten nicht, ſie zu hemmen, da der Kampf auf dem Schlachtfelde und nicht im Beichtſtuhl oder auf der Kanzel, nicht in Collegien oder Seminarien ausgefochten wurde.

In Deutſchland fachten ſie die Flamme des dreißigjährigen Krieges an, in Savoyen war es der Jeſuit Poſſevin, welcher die mit päpſtlichem Gelde beſoldeten Truppen des Herzogs gegen die friedlichen Proteſtanten führte. Sigismund verlor den ſchwediſchen Thron, weil er, den Rathſchlägen der Jeſuiten zufolge, die katholiſche Religion mit Gewalt dort einführen wollte. Sebaſtian von Portugal wurde durch ſie zu ſeinem unſinnigen Kriegszuge in Afrika angetrieben, bei welchem er und der größte Theil ſeines Heeres umkamen, und in deſſen Folge Portugal unter die ſpaniſche Herrſchaft fiel. Spanien verblutete ſich an den Wunden, welche ihm geſchlagen wurden in den Kämpfen, die es aller Orten gegen die Freiheit des Glaubens im Sinne und auf Anregung der Jeſuiten führte. Der falſche Demetrius, mit deſſen Hülfe die Söhne Loyola's Rußland wieder zu erobern wähnten, war ein von den Jeſuiten gewonnenes Werkzeug. Polen, indem es ſich ihr Joch gefallen ließ, wurde durch ſie zur Zerſtückelung vorbereitet. Aus Siebenbürgen wurden ſie aber, nachdem ſie das Land in unbeſchreibliche Verwirrung gebracht hatten (1606) vertrieben. Nur dadurch konnte es ſich vom drohenden Untergange retten. Italien aber, welches mit geringen Ausnahmen, das Joch Loyola's ruhig trug, verlor außer ſeiner ſchon früher eingebüßten nationalen Selbſtſtändigkeit, den Glanz der Wiſſenſchaften und Künſte, welcher ihm dafür einige Entſchädigung gegeben hatte. Das Genie ſtarb aus, wo die Jeſuiten herrſchten, und erhielt ſich nur im Kampfe mit dieſen Söhnen der Nacht.

In demſelben Geiſte, wie in Europa, traten die Jeſuiten in allen übrigen Theilen der Welt auf.*) Ihre Thaten in Aſien laſſen ſich kurz zuſammen faſſen. Anfangs errangen ſie durch Lug und Trug, durch Gewalt und Blutvergießen ſcheinbare Erfolge, welche aber bald in nichts zerfloſſen, indem die Eingeborenen früher oder ſpäter die Gefahr erkannten, mit welcher die Jeſuiten ſie bedrohten, und ſie mit gleichen Waffen wieder zum Lande hinaus ſchlugen.**) Das Endreſultat aller ihrer langwierigen Kämpfe war, daß ſie den Proteſtanten, welche nach ihnen in jene Länder kamen, namentlich den Engländern und Holländern, die Bekehrung der Völker des fernen Oſtens erſchwerten, indem dieſe, argwöhniſch geworden, alle Chriſten gleichmäßig als gefährliche Feinde betrachteten.

Nirgends kam es übrigens ſo klar zu Tage, daß die Religion, für welche die Jeſuiten ſo großen Eifer zu hegen vorgaben, ihnen nur Vorwand und Mittel zur Befriedigung ihrer Habgier und Herrſchſucht war, als in Aſien. Denn während ſie in Europa den Glauben an den Gekreuzigten, die ſieben Sacramente und die Oberherrlichkeit des Papſtes für nothwendige Bedingungen der Seligkeit erklärten, ſo erfanden ſie für Japaneſen und Indier eine ganz andere Geſchichte von Chriſtus, ſie ließen ihn in Purpur geboren werden und als mächtigen Herrſcher ſterben, ſie verſahen ihre Bekehrten theils, wie die japaneſiſchen Weiber gar nicht, theils doch nur ſehr ſelten mit den Sacramenten, und verhöhnten alle päpſtlichen Befehle, welche ſie auf den Weg der katholiſchen Kirche zurückbringen ſollten. Dagegen ſcharrten ſie unmenſchliche Reichthümer zuſammen, trieben Handelsgeſchäfte im großen Maßſtabe und traten mit einer Pracht auf, welche bei den übrigen Mönchsorden das größte Aergerniß erregte. Mit dieſen, welche an den Regeln der römiſchen Kirche feſthielten, geriethen ſie in die gehäſſigſten Streitigkeiten, welche fortdauerten, ſo lange Jeſuiten, Dominicaner, Franziscaner und überhaupt Chriſten im Lande geduldet wurden.

Neben jeder Kirche, welche ſie in Japan bauten, legten die Jeſuiten einen Handelsplatz an. Ganze Flotten wurden von ihnen befrachtet und nach Europa verſendet. Da das Handelsgeſchäft in Japan ſehr verachtet iſt, ſanken die Jeſuiten dadurch in der öffent-

*) Adolphe Boucher, Histoire des Jésuites. **) S. unten § 29.

lichen Meinung. Die übrigen chriſtlichen Mönchsorden erhoben dagegen ein furchtbares Geſchrei, ſo daß der Papſt Urban VIII. ſich veranlaßt ſah, durch eine Bulle allen „Dienern Chriſti" den Handel zu verbieten. Die Jeſuiten kehrten ſich aber daran nicht. Warum ſollten ſie nicht mit Seide, Gewürz, mit Gold und Edelſteinen Handel treiben, war doch der Handel mit Ablaß und Reliquien in der römiſchen Kirche üblich, und fürwahr nicht ſittlicher, als das Geſchäft der Jeſuiten. Mehr, als ein päpſtlicher Abgeordneter wurde von ihnen in den Kerker geworfen oder ſogar den Heiden zur Hinrichtung überliefert. Sie ahmten hierin nur das Beiſpiel jener Weingärtner nach, von denen in der Bibel geſchrieben ſteht.*) Endlich wurden aber die Söhne Loyola's nach mannigfaltigen Wechſelfällen (1638) gänzlich aus dem Lande gejagt. Dann hörte in Japan Jeſuitismus, Katholicismus und europäiſcher Handel zugleich auf.

Später als nach Japan kamen die Jeſuiten nach China. Mathias Ricci ſchlich ſich daſelbſt als Gelehrter, namentlich als Aſtronom und Chemiker ein (1584). Er trat ſehr vorſichtig auf, und erwarb ſich durch ſeine Kenntniſſe und Talente bei den Mandarinen große Achtung. Er zeichnete für ſie eine Karte der Weltkugel, auf welcher er, durch Abänderung des Meridians, China in die Mitte der Erde verlegte, um den Vorurtheilen ſeiner Gönner zu ſchmeicheln. In ähnlicher Weiſe verfuhr er auf dem Gebiete der Religion. Er verfertigte einen chriſtlichen Katechismus, in welchen er nur diejenigen Lehrſätze aufnahm, welche mit denjenigen der Chineſen große Aehnlichkeit hatten, alle übrigen aber ausließ. In Peking gewann er die Gunſt des Kaiſers Van-Lie dadurch, daß er ihm eine Glockenuhr ſchenkte, und wieder herſtellte, nachdem ſie verdorben worden war. Er öffnete auf dieſe Weiſe den Mitgliedern ſeines Ordens das früher ſo feſt verſchloſſene chineſiſche Reich. Bald kamen ſie in Schaaren an, und ſetzten nach Ricci's Tode (1610) das von ihm vorſichtig begonnene Werk fort. Sie griffen mehr und mehr um ſich und machten bald die Eiferſucht der Behörden rege. Ungeachtet theilweiſer Verfolgungen erhielten ſie ſich doch über die Zeit dieſes Abſchnittes hinaus; allein die Menſchheit, das Chriſtenthum oder ſelbſt das Papſtthum wurden durch ſie nicht gefördert. Die einzige Ausbeute, welche ſie errangen, waren vorübergehende Schätze und ein ſchwankender Einfluß auf die Gemüther einiger Machthaber, und auch dieſer wurde ihnen nur zu Theil, indem ſie die päpſtlichen Bullen und Verordnungen verhöhnten, die ihnen befahlen an dem römiſchen Glaubensbekenntniſſe feſt zu halten.

In Hindoſtan trieben die Jeſuiten daſſelbe Spiel mit der Religion, wie in Japan und China, ſo lange ſie dort unter dem Schutze der Krone Portugal ſtanden. Als aber dieſes Reich an Spanien fiel, ſtörten ſie die Dominicaner in ihren Beſtrebungen; und als vollends gar die Holländer die Spanier verdrängten, hörten die glänzenden Berichte, welche ſie bis dahin nach Rom geſandt hatten, bald auf.

Beſonders deutlich zeigte ſich aber die wahre Geſtalt des Jeſuiten-Ordens in Paraguay. Denn in dieſem Lande gelang es ihm, eine unbedingte, durch keine andere Macht beſchränkte Herrſchaft an ſich zu reißen. Dort allein warfen ſie die Larve, welche ſie ſonſt aller Orten trugen, gänzlich ab.

Gegen das Ende des Jahres 1586 gründeten ſie an den Ufern des Urugay und des Parana ihre erſte Niederlaſſung, welche ſie Loretto nannten. Dort concentrirten ſie alle ihre Kräfte, welche im ſüdlichen Amerika, in Braſilien, Chili und an den Mündungen des Amazonenſtromes zerſtreut waren. Schon im zweiten Jahrzehnt des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatten ſie ſich in jenen Gegenden mehr als zwanzig Bezirke (die ſie Reductionen nannten) unterworfen. Ihre Macht war ſo groß, daß der ſpaniſche Statthalter dieſes Theils von Amerika, als er Truppen in das von den Jeſuiten beherrſchte Gebiet ſenden

*) Ev. Lucas 20, 9 ff.

wollte, sich zurück ziehen mußte, indem die schlauen Söhne Loyola's aus den Eingeborenen (Guaranis) ein Heer gebildet hatten, mit welchem die Spanier nicht wagten, handgemein zu werden. Dabei spielten sie aber, wie gewöhnlich, die Rolle der Vermittler, und wußten den Schein anzunehmen, als verdankten es die Spanier ihnen, daß sie nicht gänzlich aufgerieben wurden. Sie bewirkten daher, daß die spanische Regierung ihnen das ausschließliche Recht ertheilte, die Indianer der Gegend von Guarani und Guaycuras in dem Christenthum zu unterrichten Im Kampfe mit der weltlichen Geistlichkeit der Provinz und mit dem Bischofe von Buenos-Ayres dehnten sie ihre Macht immer weiter aus und befestigten sie ihr Joch mehr und mehr auf dem Nacken der unglücklichen Eingeborenen. Diese waren weder kriegerisch noch freiheitsliebend. Sie fügten sich in die ihnen auferlegte Knechtschaft zwar nicht ohne Widerstreben, allein ohne daß ihre wiederholten Aufstände jemals gelangen. Die Jesuiten erstickten sie im Blute ihrer unglücklichen Opfer. Als die spanischen Statthalter endlich merkten, daß ein großer Theil ihrer Provinz ihnen von den Jesuiten entzogen war, hatten die schlauen Mönche schon eine so große Macht gewonnen, daß alle Versuche, diese zu verdrängen, oder auch nur einzuschränken, scheiterten. Besonders empörend war der Widerstand, welchen die Jesuiten dem Bischofe von Buenos-Ayres, Bernhardin von Cadenas entgegen setzten. Sie vertrieben ihn mit Waffengewalt aus Assumtion, gaben die Stadt allen Greuel-Scenen eines Indianerkrieges preis (1640), und bewirkten am Ende noch, daß ihre Schandthaten von der spanischen Regierung gut geheißen wurden. Von dieser Zeit an war ihre Gewalt in ganz Paraguay unumschränkt. Im Jahre 1642 bestand ihr Reich aus neun und zwanzig Bezirken. Jeder derselben stand unter zwei Ordensmitgliedern, welche zugleich die geistliche und die weltliche Gewalt inne hatten. Einige Jahre später wurden die Bezirke in Pfarreien abgetheilt, an deren Spitze ein Pfarrer und ein Stellvertreter desselben standen.

Die unglücklichen Eingeborenen wurden, wie Knechte zur Arbeit und in die Kirche geführt. Sie wurden in sclavischer Furcht vor Gott und ihren Herren, den Jesuiten, erzogen. Sie mußten sich vor ihnen, so oft sie einem derselben begegneten, in den Staub nieder werfen, und durften nicht wieder aufstehen, bevor er vorüber gegangen war. Geißelhiebe bestraften jede Uebertretung des verlangten Gehorsams. Der Schrecken herrschte innerhalb und außerhalb der Kirchen. In diesen stellten die schlauen Priester Bildsäulen ihrer sogenannten Heiligen auf, welche alle ein furchtbares Aussehen, bewegliche Arme und Augen hatten, und die Schauder übernatürlicher Einwirkung zu der Erniedrigung und zu den Schmerzen hinzufügten, welche die Geißeln der Aufseher den unglücklichen Indianern bereiteten. Vom Christenthume und von höherer menschlicher Bildung nahmen die Indianer nichts, von der katholischen Religion nur einige wenige Ceremonien an. Sie verblieben in ihrer ursprünglichen Rohheit und vertauschten nur eine ungebundene Lebensweise mit sclavischer Arbeit. Die Jesuiten, welche von den Indianern unermeßliche Vortheile zogen, waren klug genug, ihnen gute Nahrung und Wohnung zu verabreichen. Allein da diese niemals für sich, sondern immer nur für ihre Herren arbeiteten, fühlten sie sich doch so unglücklich, daß die Jesuiten die größte Wachsamkeit und selbst die Hülfe von Bluthunden aufbieten mußten, um ihre Knechte abzuhalten, nicht in die Wildnisse zu entfliehen, wo sie lieber mit Schlangen und Tigern, als mit ihren grausamen Herren leben wollten.

So vollkommen, wie in Paraguay führten die Jesuiten nirgends ihre Grundsätze der Gehorsamspflicht durch. Was kümmerte sie das Elend des Volkes, wenn ihnen von dessen Mühen Reichthümer zuflossen, mit deren Hülfe der Orden sich immer weiter ausbreiten konnte. Von Jahr zu Jahr sandten die Jesuiten viele Schiffsladungen von Reis, Baumwolle, Rinds- und Pferde-Häuten den La Plata-Strom hinab. Eine Art Thee, den sie nach Peru ausführten, brachte ihnen allein jährlich 700,000 Franken ein! Auch an Gold

und Silber, an Perlen und Edelſteinen war das Land nicht arm. Was konnten die Jeſuiten mehr wünſchen? Sie hatten, was ſie wollten: Sclaven und Schätze!

So unumſchränkt, wie in Paraguay, herrſchten die Söhne Loyola's nirgends. Allein auch in Peru, Chili, Guyana, in Florida und Mexico, in Canada und auf den Antillen hatten ſie reiche Niederlaſſungen. Don Juan von Palafox ſagt in einem Briefe, den er (1647) an den Papſt ſchrieb: „Ich habe faſt alle Reichthümer, alle Güter und allen Ueberfluß des mittäglichen Amerika's in den Händen der Jeſuiten gefunden." Sie hielten Viehmärkte, Fleiſcherſtände und betrieben die niedrigſten Handthierungen, welche Geld einbrachten. Sie hatten Niederlagen und Magazine dieſſeits und jenſeits des Oceans, lange bevor die öffentliche Meinung darauf gerichtet wurde. Neben ihnen konnten weder freie Ackerbauer noch Kaufleute beſtehen. Ihre Knechte arbeiteten wohlfeiler, als freie Männer, und ihre Capitalien beherrſchten die Märkte. Dennoch nannten dieſe Mönche ihre Geſellſchaft nach Jeſus, der die Krämer mit einem Stricke aus den Vorhallen des Tempels getrieben hatte!

Ueberall, in Europa, Aſien und Amerika waren die Jeſuiten dieſelben, obgleich es ihnen nirgends gelang, ihr Ziel ſo vollkommen, wie in Paraguay zu erreichen.

Der innere Zuſammenhang der verſchiedenen Provinzen des Jeſuiten-Ordens wird übrigens erſt dann klar hervortreten, wenn die Archive deſſelben dem Geſchichtſchreiber zugänglich ſein werden. Bis dahin wird noch vieles mit dem Schleier des Geheimniſſes verdeckt bleiben. Einige Haltpunkte bietet uns indeß die Regierung des Ordens.

Nur fünf Mitglieder der Geſellſchaft: Lejay, Pasquier-Brouet, Laynez, Codüre und Salmeron waren es, welche den erſten Jeſuiten-General, Ignatius Loyola ernannten. Obgleich dieſer ſchon lange vorher thatſächlich das Haupt des entſtehenden Ordens geweſen war, ſo gab er ſich doch den Schein, als wäre ihm die Laſt zu groß. Natürlich ließ er ſich bald überreden, nahm den Oberbefehl im Orden an, machte aber ſchon nach wenigen Jahren Miene, denſelben niederlegen zu wollen. Ungeachtet aller dieſer Grimaſſen blieb er bis zu ſeinem Tode der Feldherr des Ordens.

Kaum war die Geſellſchaft beſtätigt, ſo miſchte ſie ſich in alle Verhältniſſe, von denen ſie Nutzen zu ziehen hoffte. Laynez machte den Heirathe-Unterhändler, brachte die Verbindung des Sohnes Kaiſer Karl's V. mit der Tochter Johann's III. von Portugal zu Stande und brach den Jeſuiten dadurch Bahn in der pyrenäiſchen Halbinſel.

Lefevre und Lejay wirkten auf den Reichstagen zu Worms, Speier und Regensburg, Laynez auf der Kirchenverſammlung von Trident im Sinne und Geiſte ihres Ordens. Bobadilla entflammte in dem ſchmalkaldiſchen Kriege die Katholiken zur äußerſten Wuth. Mit dem Kreuze in der Hand führte er ſelbſt bei Mühlberg die Truppen in die Schlacht. Er war frech genug, gegen das vom Kaiſer erlaſſene Interim zu predigen. Da aber Loyola es nicht für klug hielt, mit dem ſiegreichen Kaiſer Karl in die Schranken zu treten, ſo verläugnete er ſeinen Schüler, obgleich dieſer nur die Befehle ſeines Herrn vollzogen hatte. Paul IV. war den Jeſuiten nicht günſtig geſinnt. Dafür mußten nach deſſen Tode ſeine Neffen büßen. Die furchtbare Rache, welche Pius IV. an denſelben nahm*), wird mit Recht dem Haſſe der Jeſuiten beigemeſſen.

Schon bei Lebzeiten des Loyola war Laynez das einflußreichſte Mitglied des Ordens geweſen. Er beſaß, wenn auch weniger Fanatismus, ſo doch nicht mindere Schlauheit und Ausdauer, als ſein Vorgänger, und weit mehr Wiſſen, als dieſer. In den erſten Zeiten des Ordens war es ihm gelungen, einen reichen alten Venetianer zu überreden, ſein ganzes Vermögen den Jeſuiten zu vermachen, und als der Sohn Klage anſtellte, durch die Maitreſſe des Dogen ein günſtiges Urtheil zu erwirken. So ordneten die Jeſuiten, und nament-

*) S. oben § 19.

lich deren zweiter General, die Pflichten des Richters und die Gebote der Sittlichkeit ihren Zwecken unter. Laynez befeſtigte und dehnte, während er dem Orden vorſtand (1556 bis 1565), deſſen Gewalt mehr und mehr aus.

Nur vier Mitglieder waren bei der Wahl des zweiten Generals zugegen, und dennoch übertrugen ſie ihm eine große Macht. So viel vermag ein feſtes Zuſammenwirken zu einem beſtimmten Zwecke. Wenn die Männer der Freiheit für ihre edlen Abſichten mit gleicher Kraft ſtrebten, welche Erfolge konnten ſie erringen!

Der dritte Ordens-General, Franz Borgia, der Enkel des Papſtes Alexander's VI., und Sohn des von ſeinem Bruder ermordeten Herzog's von Gandia, brachte dem Orden durch die hohen Familienverbindungen, in welchen er ſtand, großen Vortheil. Er war kein Mann von hervorragenden Geiſtesgaben, wie Laynez, allein der Fanatismus, den er offen zur Schau trug, erwarb ihm unter dem vornehmen und niederen Pöbel viele Verehrer. Als er an die Spitze des Ordens geſtellt wurde, beſaß dieſer der ſchlauen Köpfe genug, von denen Borgia ſich willig leiten ließ, ſo daß auch unter ihm die Geſellſchaft mehr und mehr erſtarkte. Claudius Aquaviva (1581—1615), welcher ihm nachfolgte, war ein Mann von ſeltenen Fähigkeiten. Er beſchwor mit großer Umſicht und Kraft die Stürme, welche von mehreren Seiten, namentlich durch die Dominicaner angeregt, den Orden bedrohten. Während ſeiner Herrſchaft feierten (1590) die Jeſuiten ſchon mit großem Pompe das fünfzigjährige Beſtehen ihres Ordens. Vier und dreißig Jahre lang ſtand er an der Spitze der Jeſuiten. Sein entſchiedener Charakter bietet die ſicherſte Bürgſchaft dafür, daß alle wichtigen Handlungen, welche die Mitglieder des Ordens im Laufe dieſer Zeit vornahmen, auf ſeinen Befehl, oder doch mit ſeiner Zuſtimmung in's Leben traten. Sie würden es nimmermehr gewagt haben, einem ſo entſchloſſenen Befehlshaber gegenüber Pläne zu faſſen, Jahre lang zu hegen und auszuführen, ohne höhere Weiſung. In wiefern dieſe einen mehr oder weniger beſtimmten Charakter hatten, iſt allerdings zur Zeit noch nicht ermittelt worden. So viel iſt übrigens gewiß, daß gerade die ärgſten Schandthaten, welche von Jeſuiten ausgingen, und die wir geſchildert haben, wie z. B. die Ermordung Heinrich's IV. von Frankreich, die Angriffe auf die Königin Eliſabeth von England, die Pulververſchwörung, die Ermordung des Prinzen von Oranien u. ſ. w., welche alle in die Zeit der Herrſchaft Aquaviva's fielen, ganz dem Geiſte dieſes Jeſuiten-Generals, welcher mehr als irgend ein anderer in die Fußſtapfen Loyola's trat, entſprachen.

Vitelleschi (1615—1649), welcher nach Aquaviva den Orden der Jeſuiten beherrſchte, wird uns mit minder düſteren Farben, als ſeine Vorgänger, geſchildert. Unter ihm ließ die ſtrenge Zucht, welche bis dahin gehandhabt worden war, ſchon ſichtbar nach. Der Orden hatte übrigens im Laufe eines Jahrhunderts ſchon eine ſo beſtimmte Form angenommen, daß auch ohne die feſte Hand ſeines Generals er beſtehen und, wenigſtens dem äußeren Anſchein nach, ſich noch befeſtigen und ausbreiten konnte. Ein ſchwacher Mann, wie Vitelleschi, konnte die gewaltigen Leidenſchaften, welche im Schooße der Geſellſchaft Jeſu gährten, nicht, wie die meiſten ſeiner Vorgänger, zu den Zwecken der Geſellſchaft lenken und leiten. Dieſe hatte aber ihre beſtimmten Grundſätze und Regeln, von welchen ſie in der Hauptſache nicht abging, wenn ſchon die Anregung ihr nicht von ihrem Generale kam. Ein kräftigerer Führer würde aber manchen Scandal und manche Ausbrüche gebändigter Leidenſchaften vermieden haben, welche in den Jahren 1615—1649 dem Orden großen Schaden brachten, und welche ihn allmälig untergruben. Zwar begingen die Jeſuiten (1640) mit vielem Lärm das hundertjährige Beſtehen ihres Ordens. Allein die vielen Streitigkeiten, in welche ihre maßloſe Herrſchſucht und Habgier, ihre Handels-Speculationen und ihre Abweichungen von der katholiſchen Glaubenslehre in den fernen Ländern des Oſtens und Weſtens ſie geſtürzt hatten, wurden immer ernſter. Die Stimmen, welche

aus dem Schooße der römiſchen Kirche ſich wider ihn erhoben, wurden immer lauter. Im nächſten Buche werden wir ſehen, wie ſie am Ende doch zu ſtürmiſch wurden, als daß die Jeſuiten ihnen länger Trotz zu bieten vermochten.

Die Wunden, welche die Jeſuiten durch alle bisher geſchilderten Handlungen der Menſchheit ſchlugen, waren breit und klaffend. Allein wir erkennen ihre verderbliche Wirkſamkeit in ihrer Tiefe erſt, inſofern wir die Anregung in's Auge faſſen, welche ſie der ganzen römiſch-katholiſchen Kirche, und ſämmtlichen katholiſchen Herrſchern der Welt gaben. Sie wurden die Muſter aller Tyrannen der Erde, welche früher in Maechiavel und anderen ähnlichen Schriftſtellern und Staatsmännern, verglichen mit ihnen, nur Pfuſcher in der Kunſt des Betrugs zu Vorbildern gehabt hatten. Indem die Jeſuiten alle Kunſtgriffe weltlicher und geiſtlicher Herrſchſucht vervollkommneten, in ein Syſtem brachten und mit ſo großem, wenn auch noch ſo verderblichem Erfolge, in das praktiſche Leben einführten, wurden ſie die Lehrmeiſter aller Despoten der Erde, welche mit ihnen in dem Beſtreben übereinkamen, der Welt den Fortſchritt zu verwehren, ſie an das finſtere Mittelalter mit eiſernen Ketten feſt zu klammern, und jede Regung der Freiheit als Verbrechen zu beſtrafen. Der Jeſuiten-Orden verband das Mittelalter in ſeinen düſterſten Seiten mit der entwickelten Staatskunſt und den erleichterten Verkehrsmitteln der Neu-Zeit. Das Mittelalter beſaß Begeiſterung und ſchöpferiſche Kraft. Die Jeſuiten ſetzten an deren Stelle kalte Berechnung. Sie raubten ihm alles, was es erträglich machte und hauchten den Erfindungen der Neu-Zeit das tödtende Gift ihres Ordens ein. Sie wiederholten die Kreuzzüge des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts im Laufe des ſechszehnten und ſiebenzehnten, und gaben denſelben, ſtatt auf die Mohammedaner, die Richtung auf die gebildetſten Völker Europa's, oder auf die hülfloſen Nationen des fernen Oſtens und Weſtens.

Mehr, als alles dieſes beklage ich aber, daß ſelbſt viele edlere Männer, durch die glänzenden Erfolge der Jeſuiten geblendet, zu der Anſicht verleitet wurden, auf ähnliche Weiſe, wie die Söhne Loyola's für die Tyrannei ſtritten, für die Freiheit in die Schranken treten zu können. Sie ſchloſſen geheime Geſellſchaften, welche gleichfalls auf unbedingter Gehorſamspflicht beruhen, und wähnten, durch ſie die Freiheit begründen zu können. Als ob der Baum der Tyrannei Früchte der Freiheit tragen könnte! Den im Finſtern ſchleichenden Verſchwörern mag es, den Umſtänden nach, gelingen, einen Tyrannen zu tödten, der Tyrannei werden ſie immer neue Kraft verleihen. Das Gebiet der Freiheit iſt die Oeffentlichkeit. Wo das Geheimniß herrſcht, ſchleicht ſich nothwendig die Verderbniß ein. Nur das helle Sonnenlicht und die friſche Luft kann uns vor Moder und Fäulniß bewahren. Die Freiheit kann nur durch die ihr entſprechenden hochherzigen Mittel, und nicht durch Handlungen errungen werden, welche das Vertrauen und das friedliche Zuſammenſein der Menſchen vollſtändig untergraben.

Die Aufgabe des einzelnen Menſchen, wie aller nicht durchaus materiellen Geſellſchaften iſt, für die harmoniſche Entwickelung der Menſchheit nach Kräften beizutragen.

Viele Geſchichtſchreiber, ſelbſt ſolche, welche den Schein der Unparteilichkeit annehmen, rühmen die Verdienſte, welche ſich die Jeſuiten auf dem Felde der Wiſſenſchaften erwarben, wenn ſchon ſie ihrem ſonſtigen Treiben den Stab brechen. So ergreift Schloſſer jede Gelegenheit, den Jeſuiten ein Compliment zu machen. Er erklärt z. B. (Lieferung 27. S. 37) „ſie hätten damals unſtreitig die Wiſſenſchaft gefördert.“ Zwar ſetzt er hinzu: „ſo weit ſie mit ihren religiöſen und politiſchen Zwecken vereinbar war.“ Allein auch mit dieſer Beſchränkung iſt obige Behauptung durchaus ungegründet, denn wenn auch die Förderung einzelner Wiſſenszweige mit ihren Zwecken vereinbar war; die Wiſſenſchaft war es nicht. Die Wahrheit, welche auf Grundſätze zurückgeführt, und in umfaſſender Weiſe dargeſtellt wird, iſt durchaus unvereinbar nicht bloß mit dem Streben der Jeſuiten, ſondern

überhaupt mit den Anſprüchen der römiſchen Kirche. Päpſtliche Unfehlbarkeit iſt unverträglich mit dem rückſichtsloſen Fortſchreiten der Wiſſenſchaft. Alle Zweige des Wiſſens ordneten die Jeſuiten, d. h. die conſequenteſten Katholiken, dem von der Kirche gelehrten Unſinn unter, und eben deßhalb konnten ſie nirgends zu einer Wiſſenſchaft gelangen. Sie griffen nicht bloß in das Gebiet der Gottesgelehrſamkeit und des Rechtes, ſondern gleichmäßig auch in dasjenige der Naturwiſſenſchaften ein. Die Sterne des Himmels ſollten ihren Gang nach dem Buche Joſua nehmen, die Erde ihre Entſtehung aus dem erſten Buche Moſis ableiten, die Wallfiſche ihren Schlund nach der Größe des Propheten Jonas geſtalten. Doch das ſchlimmſte war, daß die Staatswiſſenſchaft wie das Kirchenrecht nach den gefälſchten Decretalen Iſidor's ſich einrichten mußten. Wie wäre mit ſolchen Grundanſichten irgend eine Wiſſenſchaft vereinbar geweſen! Allerdings ſchworen die Proteſtanten auch auf einen Theil der Irrthümer der Jeſuiten. Allein einen andern, und zwar den am meiſten in das Leben eingreifenden Theil deſſelben, hatten ſie abgeſtreift. Sie ſtanden nicht unter bindenden Ordensregeln, wie die Jeſuiten. Bei den Proteſtanten, ſo wie bei denjenigen Katholiken, welche ſich über die Glaubensvorſchriften ihrer Kirche hinweg ſetzten, konnten daher doch die Wiſſenſchaften einigermaßen gehegt werden. Alles, was die Jeſuiten lehrten, war dagegen auf die Knechtung der Menſchheit und auf die Befeſtigung der wankenden Macht der Päpſte berechnet. Ein Streben, welches unter ſolchen leitenden Einflüſſen ſteht, kann nie und nimmer ein wiſſenſchaftliches ſein, kann vielmehr nur den flachen Menſchen Sand in die Augen ſtreuen, und ehrgeizigen Menſchen Mittel an die Hand geben, ihre unſinnigen Anſichten mit einem Scheine der Wahrheit zu überziehen.

Eine der großen Fragen aller Zeiten iſt, welche Geſetze höher ſtehen: diejenigen der Vernunft, oder des Glaubens? Von jeher haben die Prieſter den Glauben, den ſie lehrten und von dem ſie lebten, als göttlich geprieſen und darauf gedrungen, die Vorſchriften, welche er enthalte, vor allen übrigen Geſetzen heilig zu halten. Wenn ein Gegenſatz zwiſchen menſchlichen und göttlichen Anordnungen beſtehen könnte, müßten natürlich die göttlichen den Vorrang behaupten. Allein ein ſolcher beſteht nicht, denn wir mögen uns unter der Gottheit denken was wir wollen, ſie kann nicht unvernünftig ſein. Jeder unvernünftige Lehrſatz, er möge von dieſen oder jenen Prieſtern für göttlich ausgegeben werden, iſt das Erzeugniß menſchlichen Unverſtands oder menſchlicher Leidenſchaft. Es iſt eine geſchichtlich erwieſene Thatſache, daß alle Geſetze, welche, ſei es von buddhiſtiſchen, jüdiſchen, chriſtlichen oder mohammedaniſchen Prieſtern für göttlich ausgegeben wurden, von Menſchen erfunden worden ſind. Wie groß immer der Unterſchied zwiſchen den Glaubenslehren verſchiedener Religionen ſein mag, keine hat vor der anderen irgend etwas in ſofern voraus, als ſie alle menſchlichen Urſprungs ſind. Je heftiger eine Prieſterkaſte die Göttlichkeit des von ihr gepredigten Glaubens behauptet, deſto deutlicher bekundet ſie nur die menſchlichen Leidenſchaften, von denen ſie beſeelt iſt.

Bis zu dieſer Stunde hat ſich die Menſchheit noch nirgends, auf den Standpunkt der Vernunft hinan geſchwungen, welche keinen Unterſchied zwiſchen den ſogenannten Geſetzen Gottes und der Natur, keine Verſchiedenheit zwiſchen den Anforderungen der Religion und der Sittlichkeit anerkennt, vielmehr jeden Glauben und jede Vorſchrift verwirft, welche mit den ewigen Geſetzen der Natur, des Rechts und der Menſchlichkeit in Widerſpruch ſtehen.

Lange Zeit behaupteten die Prieſter die Alleinherrſchaft, oder doch ein entſcheidendes Uebergewicht. Allein namentlich ſeit den Zeiten der Reformation trat der Widerſpruch zwiſchen den ſogenannten göttlichen Geſetzen und den reinen Gefühlen der Menſchlichkeit mehr und mehr zu Tage. Nicht nur Proteſtanten, auch ein großer, ja, der Zahl nach gewiß der größere Theil der Katholiken, erkannten, daß viele derjenigen Gebote, welche der Papſt zu Rom und die Kirchenverſammlung von Trident für göttliche Wahrheiten erklärt

hatten, wie z. B. die gegen die ſogenannten Ketzer geſchleuderten Verfluchungen, unmenſchlich ſeien. Es entſtand daher ein Kampf, in welchem der natürliche Verſtand und das unverdorbene Gefühl der Menſchen auf der einen Seite, die Lehre, welche die Prieſter für göttlich ausgaben, auf der andern ſtanden. Millionen von Katholiken, welche mit Innigkeit und Wärme den Glauben ihrer Väter erfaßt hatten, ohne jemals denſelben zu prüfen, konnten, wenn er zur Ausführung gebracht werden ſollte, die beſſeren Gefühle ihres Herzens oder die richtigere Erkenntniß ihres Kopfes ihrem Glauben nicht zum Opfer bringen. Nur auf dieſe Weiſe läßt es ſich erklären, daß Katholiken mit den Genoſſen eines anderen Glaubens in irgend einer Gemeinſchaft leben können. Wären ihnen die Flüche des Tridentiner Conciliums ſtets gegenwärtig, und geſtalteten ſie ihre Lebensweiſe in Uebereinſtimmung mit denſelben, ſo wäre ein unausgeſetzter Krieg auf Tod und Leben die nothwendige Folge ihres Glaubens.

Von allen römiſchen Katholiken hielten die Jeſuiten wenigſtens diejenigen Geſetze ihrer Religion, welche ſich auf den Kampf mit Proteſtanten beziehen, am ſtrengſten feſt, und ordneten denſelben alle übrigen Rückſichten am unbarmherzigſten unter. Sie erwogen nicht, daß das Geſetz, welches ſie göttlich nannten, eine Erfindung herrſchſüchtiger Prieſter ſei. Sie ließen über dieſen Gegenſtand gar keine Prüfung zu und ſtraften ſelbſt den Zweifel, der ſich daran wagte. Je mehr Talent, je größere Ausdauer und je heftigeren Fanatismus ſie ihrem Kampfe widmeten, je weiter ſie daher auf der von ihnen betretenen Bahn vordrangen, deſto furchtbarer mußten ihre Verirrungen werden.

§ 27. Die Inquiſition.

Wer die Geſchichte der Jeſuiten durchforſcht, iſt verſucht zu glauben, den Höhepunkt menſchlicher Verworfenheit gefunden zu haben. Dennoch wurde dieſer Orden an kalter Grauſamkeit, unerſättlicher Mordgier und berechnender Heuchelei von den Dominicanern überboten. Die Jeſuiten mordeten nicht mehr, als ſie zu ihren Zwecken für nothwendig hielten, und ließen die Menſchen, welche ihre Herrſchaft geduldig ertrugen und für ſie arbeiteten, gern am Leben. Die Dominicaner dagegen geriethen durch die wiederholten maſſenhaften Hinrichtungen, welche ſie anordneten, in einen Zuſtand des Blutdurſtes, welcher an Wahnſinn gränzte. Die Jeſuiten richteten ihre Beſtrebungen gegen wirkliche Feinde der katholiſchen Kirche, die Dominicaner gegen viele deren eifrigſten Anhänger. Der Zweck der Jeſuiten war in der Hauptſache immer, die katholiſche Kirche auszubreiten, wenn auch durch die ruchloſeſten Mittel. Die Dominicaner gingen in ihrem Haſſe gegen ſogenannte Ketzer ſo weit, daß ſie auf die zweideutigſten Angaben unzuverläſſiger Zeugen hin Todesurtheile in Maſſen fällten. Eine unbewachte Aeußerung, vielleicht im Zorne ausgeſtoßen, ein Fluch im Munde eines durchaus unterwürfigen Knechtes, ſelbſt wenn er nicht erwieſen, ſondern nur bis zum Verdachte erhoben war, genügte den Dominicanern, einen Menſchen entweder zum Tode oder zu einem Leben voll der herabwürdigendſten Bußübungen unter dem Schwerte des Damokles zu verurtheilen.

In allen ganz katholiſchen Ländern finden wir Dominicaner und Jeſuiten neben einander wirkſam. Allein in Italien herrſchten die Jeſuiten, in der pyrenäiſchen Halbinſel die Dominicaner vor. Unſtreitig ſchlugen die Dominicaner-Inquiſitoren den Spaniern und Portugieſen weit tiefere und zahlreichere Wunden, als die Jeſuiten den Italienern. Schneller und ſchmachvoller ſanken Spanier und Portugieſen, welche gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine ſo gebietende Stellung in der europäiſchen Völkerfamilie einnahmen, als die Italiener, welche damals ſchon ihre ſtaatliche Selbſtſtändigkeit verloren

und nur noch auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften und der Künſte eine würdige Rolle eingenommen hatten.

Nirgends erkennen wir ſo klar die ewige Wahrheit, daß jedes Unrecht unvermeidlich dem, der es übt, Schaden bringt, als in der Geſchichte der Inquiſition. Die Dominicaner mochten zur Verherrlichung der katholiſchen Kirche Hunderttauſende als Ketzer verurtheilen, allein ſie konnten nicht verhüten, daß in deſſen Folge die kräftigſten Stützen derſelben vermoderten. Sie mochten, was ſie Glaubensfreiheit nannten, was aber nur Blutdurſt und Heuchelei war, fördern. Jeder Tropfen Blutes aber, den ſie vergoſſen und jede Beſchämung, die ſie über einen Menſchen verhängten, ſchwächte die Kraft jener Völker, welche die eifrigſten Vertheidiger ihres Glaubens waren.

Die Schandthaten, welche ſich die unter dem Namen der Inquiſition bekannten geiſtlichen Gerichte zu Schulden kommen ließen, ſind ſo empörend und haarſträubend, daß ſelbſt gläubige Katholiken ſich dagegen verwahrten und behaupteten, ſie könnten nicht der katholiſchen Kirche, ſondern nur den einzelnen Perſonen, die ſie verübten, zur Laſt geſetzt werden. Unmittelbar iſt allerdings jeder Menſch nur für die von ihm vollzogenen Handlungen verantwortlich, mittelbar aber jeder, der ſie angeregt, gefördert, oder, falls er im Stande war, ſie zu verhindern, geduldet hat.

Wer an dem Wagen des Götzen Jaggernaut zieht, iſt mit verantwortlich für alle Unglücklichen, welche von deſſen Rädern zermalmt werden. Schuldiger, als diejenigen, welche nur Hand anlegen, ſind aber die Erfinder und Vertheidiger dieſer Menſchenopfer.

Die Inquiſition iſt ein von den Päpſten beſtelltes Gericht*), ſie ſtand unausgeſetzt unter der Aufſicht derſelben, wurde von deren Dienern gehandhabt und iſt mit dem ganzen Weſen der katholiſchen Kirche ſo innig verwoben, daß ſie ſich von ihr eben ſo wenig, als irgend eine andere ihrer Anſtalten, lostrennen läßt, ohne dem inneren Zuſammenhange ihrer Theile Gewalt anzuthun. Zu jeder Zeit beſaßen die Päpſte das Recht und die Gewalt, nicht nur die Inquiſition, ſondern auch den ganzen Orden, dem ſie anvertraut war, die Dominicaner, aufzulöſen. Sie thaten es nicht. Sie nahmen die demſelben ertheilten Vollmachten nicht zurück und ſind eben deßhalb für die Handlungen verantwortlich, welche dieſe finſteren Mönche kraft des erhaltenen päpſtlichen Auftrags und in Uebereinſtimmung mit den von der römiſchen Kirche feſtgeſetzten Regeln verübt haben. Beſteht doch zu Rom ſelbſt und unter dem perſönlichen Vorſitze des Papſtes bis auf den heutigen Tag die Congregation der Inquiſition, d. h. das oberſte Inquiſitionsgericht der geſammten katholiſchen Chriſtenheit!

Es iſt ein großer Irrthum, die ſpaniſche Inquiſition nicht unter den Geſichtspunkt einer römiſch-katholiſchen Anſtalt bringen zu wollen.**) Sie ruhte auf demſelben Boden wie die Inquiſition in Rom, ganz Italien und in allen katholiſchen Gegenden, in welche die päpſtliche Gewalt ſie eindringen ließ. Daß ſie in Spanien furchtbarer wüthete, als in irgend einem andern Reiche hat ſeinen Grund in den eigenthümlichen Verhältniſſen dieſes Landes, welche ihr geſtatteten, ſich in ihrer ganzen Scheußlichkeit zu entfalten. Fürwahr, den Päpſten kann daraus kein Verdienſt gemacht werden, daß ihre Glaubensrichter, die Dominicaner in den Niederlanden, in Frankreich, in Italien, Deutſchland und aller Orten nicht eben ſo viele Opfer ſchlachteten, als in Spanien. Hätten ſie die Macht beſeſſen, das ſogenannte heilige Gericht einzuführen, würden nicht weniger Schaffotte und Scheiterhaufen auch dort errichtet worden ſein. Ja, ſie wurden, namentlich in den Niederlanden zu Karl's V. und Philipp's II. Zeiten, wirklich errichtet, ſo lange der päpſtliche Einfluß vorherrſchend war. In Italien mordete ſie nur aus dem Grunde weniger, weil hier keine

*) Siehe Weltgeſchichte Buch V. § 87. **) S. z. B. die Geſchichte der Inquiſition in Spanien von Robert Clemen. Columbus, Ohio 1850.

Moriſken zu bekämpfen waren und ſchon im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts die letzten Keime des Proteſtantismus mit Giordano Bruno ausgerottet wurden.

Inquiſition, Mönche und Prieſter-Cölibat ſind von der katholiſchen Kirche durchaus untrennbar. Nur mit deren Hülfe läßt ſich den Maſſen der von ihr gelehrte Unſinn aufdringen und das von ihr geſchmiedete Joch anlegen. Sobald neuerdings die Inquiſition in Spanien abgeſchafft wurde, fing die päpſtliche Herrſchaft dort zu wanken an.

Die Inquiſition mit allen ihren Greueln, ſie mögen in Frankreich gegen die Albigenſer, in Spanien gegen die Moriſken, in Oſtindien gegen die Hindu's oder in Amerika gegen die harmloſen Ureingeborenen verübt worden ſein, iſt nichts anderes, als die römiſch-katholiſche Kirche im Kampfe gegen ihre zur Unterwerfung gebrachten Gegner, wie der Jeſuiten-Orden in der Hauptſache nichts anderes iſt, als die römiſch-katholiſche Kirche im Kampfe mit widerſtrebenden Gegnern. Die Dominicaner ſtellen uns die Strafrechtspflege, die Jeſuiten die Staatskunſt der römiſchen Kirche dar. Die einen waren die Criminaliſten, die anderen die Politiker Rom's.

Die Streitigkeiten zwiſchen dieſen beiden Orden waren nur Familien-Zwiſte, wie ſich aus der einfachen Thatſache ergiebt, daß die Päpſte ſich nie, im Laufe von Jahrhunderten, zu Gunſten des einen oder des andern ausſprachen, vielmehr beide gewähren ließen, und ſich nur bemühten, den all zu heftigen Ausbrüchen des Haſſes beider Theile Schranken zu ziehen.

Wir haben zwar ſchon früher*) auf die von der katholiſchen Kirche verübten Glaubensverfolgungen hingewieſen, jetzt ſind wir aber an der Stelle angelangt, da es Noth thut, dieſelben in überſichtlicher Form zuſammen zu faſſen. Die Inquiſition des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts iſt unverſtändlich ohne die Kenntniß der Glaubensgerichte früherer Zeiten.

Die Inquiſition beruhte auf dem Grundſatze, daß jede von dem katholiſchen Glaubensbekenntniſſe verſchiedene Anſicht ein todeswürdiges, mit dem größten Eifer aufzuſpürendes Verbrechen ſei. Seit den Zeiten der Albigenſer waren die Päpſte bemüht, die von ihnen damals in's Leben gerufenen Glaubensgerichte über die ganze chriſtliche Welt dauernd zu verbreiten. Dieſes gelang ihnen aber damals nicht. Die Streitigkeiten, in welche ſie mit Kaiſern und Königen geriethen, ihr Aufenthalt zu Avignon, welcher ihr Anſehen verminderte, das Schisma, welches ihre Macht lähmte, und nachher die weltlichen Pläne, die ſie verfolgten, bewirkten, daß ſie ihr Ziel nicht erreichten. Nur in Spanien, wo der Kampf mit den Mauren die Glaubenswuth wach erhielt, nahm die Inquiſition ſchon vor der Vereinigung ſeiner verſchiedenen Reiche unter Ferdinand und Iſabella, eine beſtimmte Geſtalt an, obgleich die Inquiſitoren auch dort wiederholt, wie Conrad von Marburg in Deutſchland, von den entrüſteten Volksmaſſen todtgeſchlagen wurden. Im Jahre 1356 wurde Nicolaus Eymerick zum General-Inquiſitor von Spanien ernannt, und dieſer iſt es, welchem wir eine genaue Kenntniß des Gerichts, dem er vorſtand, verdanken. Er verfaßte unter dem Titel: Directorium Inquisitorum, eine vollſtändige Anweiſung für die Geſchäftsführung der Glaubensrichter, welche die Grundlage des Verfahrens der Inquiſition bis auf unſere Tage geblieben iſt. Nur weniges und unweſentliches wurde ſpäter verändert. Die ganzen Greuel des Mittelalters behielt dieſe finſtere Anſtalt bis in das neunzehnte Jahrhundert bei. Wie die Jeſuiten, wie die Päpſte und die geſammte katholiſche Kirche, ſo blieben auch die Dominicaner, denen die Inquiſition anvertraut war, im Mittelalter ſtehen. So ſehr die Welt um ſie her ſich veränderte, ſie änderte nichts an der Inquiſition. Die Frage war nur, in wie weit die weltliche Macht ſie greifen ließ?

Man hat ſich oft gewundert, wie Menſchen von Geiſt und Rechtſchaffenheit die Abge-

*) S. Weltgeſchichte Buch V. § 87. S. 280 ff.

ſchmacktheiten und den Unſinn der katholiſchen Kirche mit ſo großem Eifer betreiben konnten. Dieſes erklärt ſich ganz leicht, wenn wir den Einfluß der Inquiſition in Betracht ziehen. Wer nicht in dem Rufe eines guten Chriſten ſtand, war keinen Augenblick ſicher, in die Kerker der Inquiſition geworfen zu werden, aus welchen durchſchnittlich von tauſend Angeklagten nur einer mit einem freiſprechenden Urtheil hervorging. Der Ruf eines guten Chriſten war daher dem Katholiken nicht ſowohl wünſchenswerth zur Befriedigung ſeiner Eitelkeit, vielmehr die einzige, wenn ſchon ſchwankende Bürgſchaft gegen Inquiſitionsproceſſe. Um den Ruf eines guten Chriſten zu erlangen, opferten die unglücklichen Knechte des Pfaffenthums Vermögen, Zeit und menſchliche Würde, ja ſelbſt ihre Kinder auf, welche ſie auf dem Altare des Mönchthums darbrachten, Verwandte, Freunde und Bekannte, welche ſie der Inquiſition anzeigten, und in ihrer Verzweiflung nicht ſelten ſich ſelbſt, wenn ſie befürchteten, von einem Feinde oder ängſtlichen Freunde angezeigt zu werden. Nur dadurch glaubten ſie der Gefahr entgehen zu können, in übeln Ruf wegen ihrer Rechtgläubigkeit zu kommen.

Durch die Inquiſition wurden Strafen, welche einen bloß kirchlichen Charakter hatten, nach Ablauf einiger Zeit auf's äußerſte geſteigert; dem Excommunicirten wurde es nicht überlaſſen, ob er ſich mit der Kirche ausſöhnen wolle, oder nicht, vielmehr wurde er, inſofern er ſich nicht innerhalb eines Jahres Abſolution verſchaffte, als Ketzer angeſehen, und mit dem Tode beſtraft. Er mußte ſich zu den herabwürdigendſten und ſchimpflichſten Bußübungen bequemen, um von dem Banne frei zu kommen. Der Katholik war daher der Willkür jedes Pfaffen, der gegen ihn die Excommunication ausſprechen wollte, ſchutzlos preis gegeben. Hinter dem Banne eines Prieſters ſtand das Todesurtheil des andern als Schreckmittel. Wer wundert ſich noch darüber, daß der Hokus-Pokus der römiſchen Kirche mit ſo großem Ernſte betrieben wurde. Die Furcht vor dem Henker lauerte an jedem Beichtſtuhle, an jedem Altare — und das nannte man Religion!

Vergehungen, welche an und für ſich einen durchaus weltlichen Charakter hatten, wie z. B. Widerſtand gegen die Inquiſition, wozu ſchon der entfernteſte Verdacht Anhaltspunkt bot, wurden als ketzeriſche Handlungen angeſehen und beſtraft. Wer ein unglückliches Opfer blinder Glaubenswuth aus rein menſchlichen Beweggründen zu retten ſuchte, wer ihm nur Aufnahme oder Nachtlager gewährte, wurde dadurch ſelbſt zum Ketzer und gefährdete ſein Leben. Herren und Gebieter, Statthalter der Provinzen und Obrigkeiten der Städte, ja ganze Städte, die königlichen Prinzen und die Könige ſelbſt, verfielen dem Arme der Inquiſition, wenn ſie ſich von ihnen nicht als dienſtwillige Werkzeuge gebrauchen ließen. Gleiches Schickſal hatten Advocaten, Notare und andere Rechtsgelehrte, wenn ſie durch ihren Rath ein Opfer der Inquiſition zu entziehen ſuchten, oder Papiere und Schriften, welche deſſen Beſtrafung begründen konnten, nicht an dieſe auslieferten. Selbſt Verſtorbenen wurde der Prozeß gemacht, und wer einem ſogenannten Ketzer ein chriſtliches Begräbniß gab, wurde ſelbſt als Ketzer beſtraft.

Eines der wirkſamſten Mittel, Menſchen zu fangen, war, daß die Inquiſitoren jedem in Glaubensſachen einen Eid auferlegen konnten. Schwor er, er ſei Chriſt, ſo wurde er zum Ketzer gemacht wegen irgend einer dem Dogma widerſprechenden Unterlaſſung oder Aeußerung. Schwor er dagegen, er ſei nicht Chriſt, ſo war ſeine Gefahr nicht minder groß. Dann wurde er entweder als Schismatiker, d. h. als ein vom Glauben abgefallener, oder als Jude und Mohammedaner beſtraft. Als ſolche waren ſie zwar, dem Namen nach, der Inquiſition nicht unterworfen. Allein den Inquiſitoren fehlte es niemals an Vorwänden, ſie zu verurtheilen, waren dieſe unglücklichen Menſchen einmal in ihre Klauen gerathen.

Außer allen dieſen in vielen Nummern ausdrücklich bezeichneten Fällen der ſogenannten Ketzerei fanden ſich noch zwei andere, mit deren Hülfe ſich auch die gleichgültigſten Hand-

lungen in den Bereich der Inquiſition ziehen ließen. Alle Hehler, Begünſtiger und Anhänger der ſogenannten Ketzer, ſodann alle Handlungen und Reden ähnlicher Art, als die vorhin bezeichneten, wurden gleichfalls als ketzeriſch beſtraft. Wer war unter ſolchen Geſetzen noch ſeines Lebens und ſeiner Freiheit ſicher? Alles blieb der Willkür der Inquiſition anheim gegeben, und dieſe waren Dominicaner!

Die Gerichtskoſten wurden gedeckt durch das Vermögen der Verurtheilten, welches eingezogen wurde. Jede Verurtheilung machte alſo die Inquiſition reicher, jede Freiſprechung ärmer. Schnell ſammelte auf dieſe Weiſe die Inquiſition ein rieſenhaftes Vermögen. Der Reiche konnte wegen ſeiner Schätze, der Arme wegen Mangels an Freunden darauf rechnen, verurtheilt zu werden.

Dieſe Geſetze und Verordnungen waren gewiß ſchon grauſam genug. Allein in der Anwendung geſtalteten ſie ſich noch weit furchtbarer. Habgier und Blutdurſt ſetzte die Inquiſitoren über die meiſten der ihnen gezogenen Schranken hinweg. Wo es galt, Privatrache zu üben, oder ein großes Vermögen durch Einziehung zu gewinnen, wurden die ſogenannten Familiaren, d. h. Diener und Förderer der Inquiſition, vorgeſchoben. Wenn einer derſelben eine Anklage vorbrachte und zwei andere ſie beſtätigten, war das Opfer ſeiner Verurtheilung gewiß; und ſelbſt, wo alle Beweiſe fehlten, half die Erfindungsgabe der Dominicaner nach.

Ein ſcheußlicheres Zerrbild von Rechtspflege und Religion im feſten Bunde kennt die Geſchichte nicht. Die unterdrückte Wolluſt der Mönche ſchwelgte in denſelben Gemächern, in welchen die Henker ihre Opfer zu Tode marterten. Von dem Raube der Verurtheilten mäſteten ſich die Inquiſitoren, unbekümmert um das Blut, das an ihrer Beute klebte. Wiederholt erkannten ſelbſt die päpſtlichen Erlaſſe die Unverſchämtheit und Böswilligkeit der Glaubensrichter an. Sie konnten aber die Ermordeten nicht wieder beleben und den in Wahnſinn und Todesſchmerz verſunkenen Tauſenden nicht ihre Geſundheit und Lebensfriſche wieder geben.

Vor dem Richterſtuhle der Vernunft giebt es keine Ketzerei. Denn jeder Menſch hat das angeborene Recht, zu denken, zu glauben und auszuſprechen, was ſeiner innigſten Ueberzeugung über ſein Verhältniß zu den ewigen Geſetzen der Natur, und über die Zukunft jenſeits dieſes Lebens entſpricht. Es iſt kein Unrecht, am wenigſten ein Verbrechen, anders zu denken und zu glauben, als irgend eine Kirche, ſie nenne ſich katholiſch, proteſtantiſch, jüdiſch oder mohammedaniſch, lehrt. Keine Gründe der Staatskunſt können etwas, was recht iſt, zum Verbrechen ſtempeln. Die Gefahr, welche den Katholiken von Seiten der Juden und Mauren drohte, war jedenfalls weit geringer, als diejenige, welche die Inquiſition über ſie verhängte. Die mildeſten Geſetze, welche gegen Juden, Mauren und Proteſtanten ihres Glaubens wegen hätten erlaſſen werden können, wären daher immerhin ungerecht geweſen. Allein diejenigen, welche wir geſchildert haben, waren ſelbſt nach den Begriffen des Mittelalters unmenſchlich, und wurden in wahrhaft teufliſcher Weiſe vollzogen. Kein Wunder, daß darüber Nationen, welche einſt mächtig geweſen waren und ſich große Verdienſte um die Menſchheit erworben hatten, zu Grunde gingen.

Im Laufe von Jahrhunderten hatte der Geſchichtsforſcher nur ſehr mangelhafte Kenntniß von den Schandthaten, welche die Inquiſition verübte. Erſt Llorente lüftete den Schleier, in welchen ſie gehüllt waren. Denn das ſtrengſte Geheimniß bedeckte die Verhandlungen der Glaubensgerichte.

Oeffentlich war nur die Vollziehung des Urtheils. Der Angeklagte erfuhr niemals die Namen ſeiner Ankläger und der Zeugen, welche wider ihn geſprochen hatten. Zu einer Verurtheilung genügte 1) ein leichter, 2) ein ſchwerer, und 3) ein dringender Verdacht. Die Verdächtigen mußten ſich reinigen, was ohne die empörendſten Demüthigungen, ſelbſt

bei dem leichten Verdachte, nicht geschehen konnte. Der schwer Verdächtige wurde gleich dem wirklichen sogenannten Ketzer bestraft und war auf Zeit Lebens zu Grunde gerichtet. Er hatte so vieles zu beachten, zu fasten, zu beten, zu büßen, daß er kaum etwas anderes mehr thun konnte, und versah er das geringste, so war ihm der Tod gewiß, sei es als unbußfertiger oder als rückfälliger Ketzer. Ueberdieß hatte er eine von der Willkür der Inquisitoren abhängende Gefängnißstrafe zu erleiden. Der dringend Verdächtige wurde auf Zeitlebens eingesperrt und entging dem Tode nur durch die genaueste Befolgung der ihm auferlegten schimpflichen Bußübungen.

Eine besondere Rolle spielte bei allen Verurtheilungen der Inquisition das sogenannte Sanbenito, ein Bußgewand, welches die Verurtheilten bei den Autos-da-fe trugen. Es war ein Leibrock, ähnlich den Priesterröcken, mit Flammen und Teufeln bemalt, mit gelben Kreuzen versehen, und wurde als ein vernichtender Schimpf für denjenigen, der es anlegen mußte, betrachtet. Gleichen Schritt mit den geistigen Qualen, die den sogenannten Ketzern oder den Verdächtigen bereitet wurden, hielten die körperlichen Martern. Die Tortur, welche leider im Laufe des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts fast aller Orten gebräuchlich war, wurde von den Inquisitoren mit der furchtbarsten Grausamkeit angewendet, und, obgleich sie dem Buchstaben des Gesetzes zufolge nur einmal stattbaft war, doch oft zwei- und dreimal wiederholt, unter dem Vorgeben, sie sei nur ausgesetzt worden. Die regelmäßigen Arten waren mit dem Strick, mit dem Wasser und mit dem Feuer. Doch der Erfindungsgeist der Inquisitoren vervielfältigte die Martern in's unendliche. Auch der kräftigste Mann wurde durch dieselben auf Zeitlebens gelähmt, oder zum Krüppel gemacht. Schwächere Menschen, namentlich Weiber, erlagen denselben früher oder später, wenn der Henker ihren Leiden nicht ein Ende bereitete.

Den Gipfelpunkt der Schandthaten der Inquisitoren bildete das Auto-da-fe (Werk des Glaubens). Sehen wir, wozu die Dominicaner durch ihren Glauben getrieben wurden, was ihr Werk des Glaubens war!

Aus den Pforten des Inquisitionsgebäudes tritt ein Zug, welchen Soldaten eröffnen. Ihnen folgt ein Mönch, der ein großes weißes Kreuz, das Banner der Dominicaner, trägt und eine Reihe von Mitgliedern dieses Ordens in langen Kutten und weißen Mänteln, auf der Brust ein weißes Kreuz, am Gürtel der unvermeidliche Rosenkranz. An die Mönche schließen sich die Großen und Adeligen des Reiches, denen einer derselben die große Fahne des Glaubens vorträgt. Die Verurtheilten kommen dann, gehüllt in das Sanbenito, aber bloßen Hauptes und mit bloßen Füßen. Die Einen gehen den Galeeren und Peitschenhieben, die Anderen dem Scheiterhaufen entgegen. Die Leichen der in den Gefängnissen der Inquisition ermordeten werden den lebenden Opfern nachgetragen, denn der Tod besänftigt die Rache der Mönche nicht. Sie verbrennen die Gebeine der ihnen entronnenen Seelen, und die Bilder der ihnen durch die Flucht entgangenen Lebenden. Den Zug schließen die Inquisitoren, die Geistlichen, und umgeben von seiner Leibwache, den sogenannten Familiaren, der Großinquisitor.

Der Richtplatz ist schon dicht angefüllt von Menschen aus allen Ständen, von beiden Geschlechtern und allen Altersklassen. Denn wer nicht Theil nimmt an diesem Werke des Glaubens, wer nicht mit Lust den Martern der Verurtheilten zusieht, geräth in übeln Ruf, und setzt sich der Gefahr aus, selbst als Ketzer verbrannt zu werden. Hoch über alle Häupter empor ragt der Thronsessel des Großinquisitors, neben, aber unter ihm steht derjenige des Königs. Ihnen gegenüber in geringer Entfernung harren die Verurtheilten ihres Looses. Altäre und Kanzeln sind da und dort angebracht; für Standespersonen besondere Plätze vorbehalten. Während ein Geistlicher die Messe lies't, und die Mönche knieen, erhebt sich der Großinquisitor und frägt den König: „Sire, schwört Eure Majestät, den römisch-

katholiſchen Glauben zu ſchützen, die Ketzerei ausrotten und das Verfahren der Inquiſition mit aller Eurer königlichen Macht unterſtützen zu wollen?" Der König erbebt ſich, entblößt ſein Haupt, und antwortet: „ich ſchwöre!"

Darauf wendet ſich der Großinquiſitor an das Volk und frägt: „ihr alle, Kinder der Kirche Roms, die ihr hier gegenwärtig ſeid, ſchwört ihr, ein jeder nach ſeinen Fähigkeiten und ſeiner Macht, den römiſch-katholiſchen Glauben zu ſchützen und zu vertheidigen, die Ketzer zu verfolgen und anzuzeigen, und allen Handlungen der Inquiſition eure Hülfe zu leiſten?"

Das verdummte, geknechtete und von Schrecken gepeinigte Volk antwortet: „Wir ſchwören!"

Nach dieſen Vorbereitungen folgt eine Rede, gehalten von einem Dominicaner, und dann die Vollziehung der geſprochenen Urtheile. Die Menſchenopfer werden nicht geſchlachtet, ſondern wie diejenigen des Moloch lebendig verbrannt. Die Begnadigten werden zuerſt erdroſſelt.

Während der Großinquiſitor in ſolcher Weiſe das ganze Opferfeſt leitet, ſchließen doch ſeine Urtheile immer mit der Formel: „wir überlaſſen und überliefern dich der weltlichen Macht und der Gewalt des weltlichen Gerichts, aber bitten zu gleicher Zeit das Gericht auf's angelegentlichſte, ein mildes Urtheil zu fällen, dein Blut zu ſchonen und dein Leben in keine Gefahr zu bringen."

So frechen Hohn ſprachen die Molochspriester der Wahrheit nicht; ſie ſchoben doch ihre Verbrechen nicht auf die Schultern Anderer, und die Könige von Syrien hatten Schamgefühl genug, bei den von ihren Prieſtern geſchlachteten Menſchenopfern keine ſo hervorragende Rolle zu ſpielen, als die chriſtlichen Könige von Spanien und Portugal und nicht ſelten auch die Päpſte in Rom. Als im Jahre 1559 ein proteſtantiſcher Edelmann, Don Carlos de Seto, auf dem Wege zum Scheiterhaufen, Philipp II. zurief: „und kannſt Du, O König, ſo die Martern Deiner Unterthanen anſehen?" erwiederte der fluchwürdige Tyrann: „Ich würde ſelbſt Holz beitragen, meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wäre er ein ſo verächtlicher Menſch, wie Du biſt." In dieſen Worten concentrirt ſich der ganze Charakter Philipp's II. Hinrichtung des Glaubens wegen, das war das Werk des Glaubens der ſpaniſchen und portugieſiſchen Könige, der Dominicaner, und unter ihrer Zuchtrutbe mehr oder weniger des ganzen ſpaniſchen und portugieſiſchen Volkes. Das ſollte Chriſtenthum ſein!

Bis zum Jahre 1483 war die Inquiſition in Spanien kein regelmäßig beſtehendes, ſondern nur ein außerordentliches, von einem Orte zum andern ziehendes Gericht. In dieſem Jahre erhielt daſſelbe aber durch das Königspaar Ferdinand und Iſabella und den Großinquiſitor Torquemada eine dauernde Organiſation. Mit äußerſtem Widerſtreben ließ die Nation dieſes neue Joch ſich auf den Nacken legen. Da und dort brachen Volks-Aufſtände aus, namentlich in Aragonien. Der Inquiſitor Peter Arbues wurde in Saragoſſa ermordet. Allein die Kraft des Volkes war damals ſchon durch ſeinen Aberglauben und Ketzerhaß gebrochen. Die Aufſtände hatten keine andere Folgen, als die Kerker und die Scheiterhaufen der Inquiſition noch dichter zu füllen. In den Jahren 1481—1498 erließ die ſpaniſche Inquiſition nicht weniger, als 113,365 Verdammungsurtheile, worunter 9,320 auf den Tod durch den Scheiterhaufen lauteten und vollzogen wurden!

Torquemada richtete ſeinen Ingrimm hauptſächlich gegen die Juden und judaiſirenden Chriſten, d. h. gegen diejenigen ungetauften Juden, welche verdächtig waren, jüdiſche Gewohnheiten beibehalten zu haben Sein Nachfolger Diego Deza verfolgte mit beſonderer Wuth die Mauren und die zum Chriſtenthum bekehrten früheren Mohammedaner. Während ſeiner achtjährigen Amtsführung (1498—1506) ließ er 2592 Menſchen in

Perſon, 896 im Bildniſſe verbrennen und 34,952 zu verſchiedenen anderen Strafen verurtheilen. Der von vielen ſo ſehr gerühmte Cardinal Ximenez de Cisneros ſprach (von 1505—1517) 52,855 Verdammungsurtheile. 3564 Perſonen erlitten durch ihn den Feuertod in Perſon, 1232 im Bildniſſe. Im Laufe von Jahrhunderten nahmen dieſe Zahlen nur im Verhältniß ab, als die Bevölkerung allmälig gelichtet wurde.

Wer vermöchte die Wirkung zu ſchildern, welche die von der Inquiſition verübten Greuel auf das Leben der Familien, der Gemeinden und der ganzen Nation hervorriefen! Der Vater mußte ſich vor dem Sohne und der Gatte vor ſeiner Gattin fürchten. Ein unbemerktes Wort, im engſten Kreiſe der Familie geſprochen, konnte ihn zum Scheiterhaufen führen. Der Freund mußte zittern, wenn der Gedanke ihn beſchlich, der Mann, dem er ſein Vertrauen ſchenke, könne in die Schlingen der Inquiſition fallen und durch ſie verlockt, zum Verräther an ihm werden. Alle dieſe Beängſtigungen mußten aber unter dem Schleier des Geheimniſſes verdeckt werden, denn auch ſie konnten, falls ſie ſich kund gaben, Gefahren bringen.

An der Spitze der Gemeinden konnten nur noch Pfaffenknechte und Werkzeuge der Inquiſition ſich behaupten. Alle Gemeinde-Angelegenheiten mußten darunter leiden. Den König ſelbſt ſchreckte der Groß-Inquiſitor. Denn auch er konnte vor deſſen Gericht geladen und als Ketzer verurtheilt werden. Alle die Leidenſchaften, welche die Dominicaner trieben, ihre Opfer zu quälen und zu verfolgen, drangen allmälig in die geſammte Nation. Sie konnte den von den Inquiſitoren gegebenen Anregungen auf die Dauer keinen Widerſtand entgegenſetzen. Sie mußte beim Anblicke der Auto's-da-fe ſtumpf oder grauſam, und aus Furcht vor der Inquiſition dumm oder heuchleriſch werden. Wohl wirkten die Dominicaner nicht allein. Jeſuiten und Päpſte ſtrebten, wenn auch nicht immer auf gleichen Wegen, nach demſelben Ziele. Der weltliche Despotismus ging mit dem geiſtlichen Hand in Hand. In dieſem Bunde verſchiedener Tyrannen war aber doch die Inquiſition das verderblichſte Glied. Sie ſchlug dem Selbſtbewußtſein, der Entſchloſſenheit und ſchöpferiſchen Kraft des Volkes die tiefſten Wunden, und konnte es durch den Wahn der Glaubenseinheit nicht entſchädigen für die Demüthigungen, welche es im Kampfe und ſelbſt im feindlichen Verkehre mit anderen Nationen ſich gefallen laſſen mußte.

Die Spanier führten die Inquiſition in Amerika und allen ihren Colonien ein. Die Portugieſen hatten von ihr nicht minder zu leiden, als die übrigen Bewohner der pyrenäiſchen Halbinſel. Sie verpflanzten das ſcheußliche Gericht nach Oſtindien und Braſilien. Furchtbar wütheten die Inquiſitoren unter portugieſiſcher Herrſchaft namentlich in Goa. In der Geſchichte des Papſtthums*) haben wir geſehen, daß unter den Augen der ſogenannten Stellvertreter Gottes auf Erden die Dominicaner gleichfalls ihre Todesopfer verbrannten. Wer denkt nicht an Carneſecchi, Zanetti, an Giordano Bruno und de Dominis, welche die Inquiſition in Italien hinrichten ließ! Wenn in der appenniniſchen Halbinſel die Zahl der Verurtheilten nicht ſo groß war, als in Spanien, ſo war die Auswahl derſelben um ſo teufliſcher getroffen. Selbſt Galilei konnte nur durch Widerruf und Abbitte ſein gefährdetes Leben retten.

Dieſes waren die Geſetze, die Thaten und die Wirkungen der Inquiſition. Welches fühlende Herz erbebt nicht im Andenken derſelben! Dennoch hat dieſe verruchteſte aller Anſtalten der Welt ihre Lobredner und Vertheidiger gefunden, und zwar nicht bloß im Schooße der Dominicaner oder doch der römiſchen Kirche. Der Proteſtant Schloſſer entſchuldigt die Inquiſitionsgreuel, indem er z. B. bemerkt: „geiſtliche und weltliche Polizei**), Regierungsgewalt, Inquiſitionsgericht und Glaubensverfolgung waren mit einander verbunden. Dieß wirkte zuerſt ganz wohlthätig, und Ximenes erlangte unſterblichen

*) Siehe oben §§ 20—23. **) Schloſſers Weltgeſchichte Buch II. S. 195.

Ruhm" u. ſ. w. Kurz darauf (S. 197) bemerkt derſelbe Schriftſteller, indem er von dem grauſamen Geſetze der ſpaniſchen Regierung gegen die Mauren ſpricht: „Die ſchlimmſte Wirkung dieſes Geſetzes war, daß die Mauren die ſchreckliche Polizei und Juſtiz der furchtbaren Inquiſition politiſch nothwendig machten."

Die Sache verhält ſich gerade umgekehrt. Die Inquiſition hatte in Spanien ſchon vor dem Geſetze gegen die Mauren und vor Ximenes beſtanden. Sie führte mit Nothwendigkeit zu den grauſamen Maßregeln des Cardinals, welche keineswegs „zuerſt ganz wohlthätig wirkten," vielmehr nur weit größere Uebel, und unter dieſen auch die fortdauernde Verfolgung der Mauren nach ſich zogen. Die Inquiſition war nicht eine nothwendige und politiſch zu rechtfertigende Folge, ſondern die Haupturſache der an Juden und Mauren verübten Schandthaten. Wie konnte ſich Schloſſer zu einer ſo verkehrten und gefühlloſen Auffaſſung der ſpaniſchen Inquiſition verleiten laſſen!

Die Aufgabe des Geſchichtſchreibers iſt nicht, aus Rückſicht für die Vorurtheile dieſer oder jener Glaubenspartei die Wahrheit zu verhüllen, oder die bittern Seiten derſelben zu verſüßen, ſondern ihnen die Stirn zu bieten, und allen Heuchlern der Gegenwart in ihren Vorbildern der Vergangenheit die Larve abzureißen. Dazu genügen jedoch nicht allgemeine Redensarten. Nur das Gewicht der Thatſachen macht die Schaale des Verbrechens ſinken. Wir haben in unſeren Tagen in Italien noch die Inquiſition, und in vielen anderen Ländern noch zu viele Anklänge derſelben, als daß wir Grund hätten, ſie nur leicht zu berühren. Jeſuiten und Päpſte, proteſtantiſche und katholiſche Fürſten möchten heute noch, wenn ſie könnten, gegen ihre religiöſen oder politiſchen Gegner die ſpaniſche Inquiſition wieder beleben, und haben es unter anderen Formen gethan, ſoweit es ihnen irgend möglich war.

§. 28. Lehrbegriff und Kirchendienſt.

Nachdem die Reformbeſtrebungen des Tridentiner Concils an dem Starrſinne der Päpſte geſcheitert waren, mußte, unter der Herrſchaft von Männern, wie Pius V., Gregor XIII. und Sixtus V., welche ſich weſentlich auf Inquiſitoren und Jeſuiten ſtützten, die römiſche Kirche mehr und mehr verknöchern. Die Reformation rüttelte die katholiſche Welt aus dem Schlummer auf, in welchen ſie im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts verſunken war, allein weckte denjenigen Theil derſelben, welcher dem veralteten Glauben treu blieb, nicht zu neuem Leben, ſondern nur zu heftigeren Leidenſchaften auf. Die Geiſtlichkeit mußte mehr als ſonſt auf ihrer Hut ſein, ſie konnte nicht länger öffentlich ſchwelgen, ohne ſich ſelbſt Gefahren zu bereiten, ſie that es daher mehr in's geheim. Sie konnte ſich nicht mehr luſtig machen über die Gebräuche der Kirche, ſie mußte ſich den Schein geben, als hielte ſie dieſelben für ehrwürdig und göttlich. Die Heuchelei trat an die Stelle der Frechheit, die Verſtellung wurde die erſte und nothwendigſte Eigenſchaft der Pfaffen. Einer Verbeſſerung waren ſie unter dem Joche des Prieſter-Cölibats, der Ordensregeln und der Glaubensgerichte nicht fähig. Die Jeſuiten, welche der katholiſchen Kirche von der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts an während dieſes ganzen Zeitabſchnitts (bis 1648) die kräftigſte Anregung zur Thätigkeit gaben, waren die habgierigſten und herrſchſüchtigſten Menſchen aller Zeiten. Kein anderer kirchlicher Orden ſammelte ſo große Reichthümer, keiner übte einen ſo mächtigen Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten, als die Söhne Loyola's. Keiner beſaß aber auch in der That ſo wenig Feſtigkeit des Glaubens, als ſie. Wenn ihre angebliche Rechtgläubigkeit etwas anderes, als Grimaſſe geweſen wäre, ſo hätte ſie unmöglich in verſchiedenen Ländern und unter verſchiedenen äußeren Verhältniſſen einen ſo verſchiedenartigen Charakter annehmen können. Die Jeſuiten waren mit den Freidenkern Freidenker und mit den Heiden Heiden. Sie ordneten überall die Satzungen der Kirche

den Erfordernissen augenblicklicher Klugheit unter, während die übrigen Mönche und die ordentliche Geistlichkeit, ob sie heuchelten oder glaubten, doch immer dieselben Lehren vortrugen und dieselben Ceremonien übten.

Diese schwankende Haltung des einflußreichsten geistlichen Ordens deutet schon an, daß die vielgepriesene Einheit des römisch-katholischen Lehrbegriffs nicht unbedingt angenommen werden könne. Sie wird aber mehr und mehr zum Nebelbilde, wenn wir die einzelnen Grundsätze desselben näher in's Auge fassen. Wir legen selbst hierauf durchaus kein Gewicht. Denn Meinungsverschiedenheit, namentlich in religiösen Dingen ist die nothwendige und unvermeidliche Folge der Freiheit. Sie war und ist jedenfalls größer unter den Protestanten und noch auffallender unter denjenigen, welche sich keinem Glaubensbekenntnisse anschließen, und den Muth besitzen, sich ihre Anschauungsweise selbst zu bilden und es für schimpflich erachten, sich diese von gewerbsmäßigen Pfaffen vorschreiben zu lassen.

Weit gewichtiger ist aber der Vorwurf, daß die Sittlichkeit der Völker durch die Richtung, welche namentlich Jesuiten und Dominicaner der römischen Kirche ertheilten, vollständig untergraben, daß die Lehre Christi, wie sie in den Evangelien niedergelegt ist, in ihr Gegentheil verkehrt, statt Liebe und Duldung, Haß und Verfolgung gepredigt und die Verherrlichung der Päpste als das höchste Ziel der gesammten römisch-katholischen Christenheit vorgehalten wurde.

Die Jesuiten erschütterten alles Vertrauen auf ein gegebenes Versprechen, auf Ehrenwort und Eid, und ordneten jedes Pflichtgefühl dem Interesse unter. Die Dominicaner entflammten den schlummernden Zerstörungstrieb der Massen zu wüthendem Ketzerhasse und fanatischem Blutdurste. Die Päpste ließen beide Orden gewähren, und bemühten sich nur möglichst großen Vortheil für sich aus deren Bestrebungen zu ziehen. Die Richtung, welche die katholische Kirche in Betreff der Sittenlehre mit der Reformation einschlug, besprachen wir bei Gelegenheit der Jesuiten, welche in dieser Beziehung den Ton angaben. Hier wollen wir aber die Frage der Glaubens-Einheit prüfen.

Den ersten und wichtigsten Gegenstand des Streites bilden die Gränzen der päpstlichen Gewalt. Die Jesuiten mit ihrem zahlreichen Anhange behaupten, der Papst sei unfehlbar, die einzige sichtbare Quelle der von Christo der Kirche eingeräumten Machtvollkommenheit, aus welcher alle Bischöfe und untergeordneten Geistlichen ihre Rechte schöpfen; er sei durch kein Gesetz der Kirche und keinen Beschluß eines Concils gebunden, vielmehr der einzige Gesetzgeber der Kirche. Dagegen sind sehr viele und angesehene Lehrer und Geistliche der Ansicht, der Papst sei über Irrthum nicht erhaben, und stehe unter den Kirchenversammlungen, von denen er sogar abgesetzt werden könne. Seine Aufgabe sei bloß, die Gesetze der Kirche zu vollziehen, nicht, sie zu geben.

Der denkende Mensch wird weder der einen, noch der anderen Partei Recht geben, vielmehr dahin streben, eine Gewalt, welche zu allen Zeiten zur Unterdrückung der Menschheit angewandt wurde, zu brechen. Er lächelt der Fabeln, welche die katholischen Pfaffen ersannen, um ihre Macht zu gründen und zu befestigen, kennt die Fälschungen, deren sie sich zu diesem Zwecke bedienten, und harrt mit Ungeduld des Augenblicks, da zugleich mit den übrigen Despoten Europa's der Papst aus Rom für immer wird vertrieben werden. Zwischen dem römischen Oberpriester und der Menschheit besteht kein anderes Verhältniß, als dasjenige der Gewalt, des Luges und des Truges. Der Papst hat so wenig als die auf einem Concile versammelten Bischöfe und Prälaten ein Recht,*) die Nationen zu knechten, zu verdummen und auszusaugen. Alle seine anmaßlichen Rechte lassen sich aber auf diese drei Bestrebungen zurückführen.

Die zahlreichen übrigen Streitigkeiten der Katholiken über den Umfang und die Rechte

*) S. Weltgeschichte Buch V. S. 271.

der Kirche, die Natur, die Wirkſamkeit und die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade, die Wirkung der ſogenannten Sacramente und die Methode, welche bei der Verbreitung der Lehre Chriſti anzuwenden ſei, — deuten wir hier nur an, da wir dieſe, wie den erſten und wichtigſten Streitgegenſtand nur dahin entſcheiden können, daß man alle derartige Zänkereien, als überflüſſig und verderblich, ſammt ihren Vertheidigern beider Seiten vollſtändig entfernen muß, wenn die Menſchheit frei und glücklich werden ſoll.

Nur eine Streitfrage, welche in unſern Tagen, zur Schmach der Menſchheit, mit ſo vielem Aufwande von Abgeſchmacktheit ihre Löſung durch den Papſt Pius IX. gefunden hat, mag hier eine Stelle finden, die Frage über die unbefleckte Empfängniß der ſogenannten Jungfrau Maria. Im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts brachte die erbärmliche Zänkerei,*) welcher ſich Dominicaner und Franziscaner über dieſen Gegenſtand hingaben, ganz Spanien in Verwirrung.

Die Empfängniß eines Menſchen iſt eine fleiſchliche Berührung, welche ohne Sinnenreiz nicht ſtatt finden kann. Eben deßhalb machte ſie auf die ſinnlichen Spanier und Spanierinnen einen ſo mächtigen Eindruck. Vergebens wurden die Päpſte Paul V., Gregor XV. und Alexander VII. aufgefordert, ſie zu entſcheiden. Sie erkannten zu wohl, daß ihre ganze Macht nur auf dem Aberglauben, dem Sinnenkitzel und der Vorliebe für das Wunderbare ruhte, als daß ſie dieſe Quelle ihrer Macht hätten verſtopfen wollen. Ungeachtet der Befehle, welche von dem römiſchen Stuhle ausgingen, den Streit fallen zu laſſen, ſetzte er ſich bis auf unſere Tage fort, und das neunzehnte Jahrhundert mußte erleben, daß er wieder aufgenommen und natürlich in der Richtung des größern Unſinns entſchieden wurde! Wie können ſich Kinder ſchön und natürlich entwickeln, welchen ihre geiſtlichen Lehrer von der Empfängniß lange Reden halten! Was ſollen wir von Männern denken, die nichts beſſeres zu thun wiſſen, als über die Empfängniß zu ſchwärmen oder doch ſich anzuſtellen, als ſchwärmten ſie! Die Kinder müſſen vor der Zeit ſinnlich, die Männer vor der Zeit altersſchwach werden.

Dem Lehrbegriffe entſpricht immer der Kirchendienſt, denn jener verhält ſich zu dieſem, wie die Wiſſenſchaft zur Kunſt, wie die Theorie zur Praxis. Wo der Glauben abgeſchmackt, kann der Kirchendienſt nicht beſſer ſein. Die Ceremonien wirken gewöhnlich mit ſtärkerer Kraft auf die gedankenloſen Maſſen, als der Lehrbegriff, mit dem ſie ſich weniger befaſſen. Was der ſinnliche Menſch ſieht und hört, ſchmeckt und riecht, wirkt auf ihn gewöhnlich am ſtärkſten. Die katholiſchen Kirchenhäupter wußten dieſes wohl, und beſchäftigten daher ſtets die Sinne der Gläubigen mehr als ihren Verſtand, den ſie am liebſten in tiefen Schlummer lullten.

Die Reformation machte plötzlich alle diejenigen Geiſtlichen, welche von dem Aberglauben der Menſchen lebten, auf die ihnen drohenden Gefahren aufmerkſam. Es galt, ſich zu regen, um nicht fette Pfründen, reiche Gebühren, Aemter und Ehrenſtellen zu verlieren. Sie arbeiteten mit verdoppelter Kraft, um ſich die Beute nicht entreißen zu laſſen. Die Dummheit mußte aufrecht erhalten, jede Regung des Verſtandes und des Freiheitsgefühls im Keime erſtickt werden, wenn Mönche und Biſchöfe nicht bereit ſein wollten, über Nacht aus ihren behaglichen Wohnungen geworfen zu werden, und, ſtatt der gewohnten Verehrung, Schimpf und Schande zu ernten. Auf der anderen Seite mußten ſie aber doch auf ihrer Hut ſein, ſich vor den Proteſtanten nicht all zu große Blößen zu geben, und den Ingrimm der Gläubigen nicht zu wecken, welcher jetzt leichter und mit beſſerm Erfolge, als in früheren Jahrhunderten gegen ſie rege gemacht werden konnte.

Auf den römiſch-katholiſchen Kirchendienſt übte die Reformation inſofern einen wohlthätigen und reinigenden Einfluß, als die Geiſtlichen in gemiſchten Gegenden, wo ſie von

*) Siehe Weltgeſchichte Buch V. S. 239, 241 f. Buch VI. S. 508.

Proteſtanten bewacht waren, nicht wagten, in ihren Abgeſchmacktheiten ganz ſoweit zu gehen, als in Ländern ungetheilter Religion. In Italien, Spanien und in Portugal dagegen trieben ſie ihr Unweſen mit unvermindertem Eifer. Aus Angſt, für ungläubig verſchrieen zu werden, wußten ſich die armen Menſchen nicht zu helfen, und ergriffen begierig jedes ihnen von tückiſchen Pfaffen gebotene Heilmittel, ſei es, daß ſie wirklich daran glaubten, oder nur um ſich dadurch in den Geruch außerordentlicher Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit zu verſetzen. Franzöſiſche Katholiken, ſelbſt Mönche, machten ſich daher nicht ſelten über die in Italien und Spanien üblichen Gebräuche luſtig, und wurden ihrerſeits von den Bewohnern jener beiden Halbinſeln als Ungläubige und Gottesläſterer verſchrieen. Denn ungläubig und gottesläſterlich wurde von beſchränkten Menſchen zu allen Zeiten derjenige genannt, der anders glaubte und Gott anders verehrte, als ſie.

Die Proceſſionen und Wallfahrten wurden mit nicht minder regem Eifer betrieben, als jemals zuvor. Bei jenen wurde die von Chriſtus ſo entſchieden verdammte irdiſche Pracht der kirchlichen und weltlichen Großen mit dem ganzen Uebermuthe der Macht und des Reichthums zur Schau getragen. Die Wallfahrten boten allen Müßiggängern und Wollüſtlingen die erwünſchteſten Gelegenheiten, ihren Lieblings-Neigungen zu fröhnen. Das gedankenloſeſte Plappern unverſtändlicher oder unſinniger Gebete galt für Gottesdienſt. Wer ſeinen Roſenkranz am ſchnellſten ableiern konnte, war der beſte Beter.

Jeder den Geiſt verdummenden und das Herz verunreinigenden Vorſchrift diente irgend ein Trieb oder irgend ein niederes Gefühl, welchem geſchmeichelt wurde, zum Stützpunkte. In der Beichte, zu welcher hauptſächlich nur die Frauen mit Vorliebe und Eifer gingen, fand der unverheirathete Geiſtliche zu viel Verſuchung, als daß er ihr widerſtehen konnte, und das unerfahrene Mädchen, ſowie die lüſterne Jungfrau oder Ehegattin einen mehr oder weniger regen Sinnenreiz, welcher ſie mit ſtärkeren Banden, als ſelbſt die Kirchengeſetze, an das Ohr des Beichtvaters zog. Die Ehemänner und Väter achteten gewöhnlich den äußern Schein der Frömmigkeit höher, als den Alleinbeſitz ihrer Gattinnen und die unverdorbene Reinheit ihrer Töchter. Sie überließen Weib und Kind der finſteren Macht der Geiſtlichen und tröſteten ſich in dem Gedanken, daß ſie die Welt nicht ändern konnten.

Der alte Hokus-Pokus, wie wir ihn in früheren Büchern*) geſchildert haben, ging ſeinen Gang fort, und erhielt durch zahlreiche Auto's-da-fe und Ketzerpredigten eine neue Würze.

Der Kirchendienſt nahm eine beſtimmtere Form an und bezweckte, die Maſſen mehr und mehr in der Knechtſchaft und im Aberglauben zu erhalten. Auf der einen Seite wurden die Gläubigen oder diejenigen, welche es für klug hielten, ſich gläubig zu ſtellen, in immer feſtere Ketten geſchlagen, auf der anderen wurden ihnen Schauſpiele vorgeführt, welche ſie unterhalten, ihren Sinn für das Wunderbare und ihren Verehrungsdrang nähren, zugleich aber auch ihren Verſtand vollſtändig gefangen nehmen ſollten. Als Zwangsmittel dienten dem Pfaffenthume die ſogenannten Sacramente der Ehe, der Prieſterweihe, der Beichte und der letzten Oelung. Durch die Ehe ſollten die Menſchen Zeitlebens gebunden werden. Nur die prieſterliche Gewalt konnte für Geld und gute Worte das von ihr geknüpfte Band löſen. Der Prieſter, ſtatt mit einer lebenden Braut, mit der Kirche durch die Weihen verbunden, wurde dadurch in eine ſo unnatürliche Stellung verſetzt, daß er nie von ſeinem geſunden Verſtande oder ſeinem Freiheitsdrange Gebrauch machen konnte. Er wurde zum Sclaven der Kirche, und begünſtigte Sclaven eignen ſich trefflich dazu, das Joch der Sclaverei dauernd auf dem Nacken der Maſſen zu erhalten. Eines der wichtigſten Mittel zu dieſem Zwecke war die Beichte, von welcher namentlich die Jeſuiten den größten

*) Weltgeſchichte Buch IV. § 47. Buch V. §§ 78, 79. Buch VI. § 88.

Vortheil zu ziehen wußten, und deren Geheimniß ſie ſtatutenmäßig verletzten. Die letzte Oelung verlieh den Prieſtern die Macht, ſelbſt den Sterbenden noch zu quälen und das Todtenbett zu Erpreſſung von Schenkungen und Vermächtniſſen zu entweihen. Taufe, Abendmahl und Firmung waren Schauſpiele, an welchen die Laien nur einen ſehr leidenden Antheil nahmen, welche aber den Einfluß der Prieſter auf ſie befeſtigten und erhöhten. Der Täufling, ein Kind, welches die Bedeutung der an ihm vorgenommenen Ceremonie nicht verſtand, der Communicant, welcher ſich mit der ihm gereichten Oblate begnügen mußte, während der Geiſtliche den Kelch trank, der Gefirmte, welcher die vorgeſchriebenen Kreuze über ſich machen laſſen mußte, ohne daß ihm, dem unter elterlicher oder vormundſchaftlicher Gewalt ſtehenden Knaben oder Mädchen die geringſte Willensthätigkeit dabei geſtattet wurde, alle dieſe Menſchen folgten nicht dem eigenen Antriebe, ſondern der zwingenden äußeren Gewalt, indem ſie ſich an den ſogenannten Sacramenten der Kirche betheiligten.

In den Tempeln und auf den Straßen der Städte führten die Prieſter Schauſpiele auf, welche nicht, gleich denjenigen Shakespeare's, von den größten Geiſtern der Zeit, ſondern von den ſchlaueſten Pfaffen einer fernen Vergangenheit gedichtet waren. Sie unterſchieden ſich aber von den auf den Brettern aufgeführten Schauſpielen weſentlich dadurch, daß ſie nicht als Dichtungen anerkannt, ſondern für heilige, Gott wohlgefällige Gebräuche ausgegeben wurden. Diejenige Eintönigkeit, welche der Menſch auf dem Theater ſich niemals hätte gefallen laſſen, ertrug er in der Kirche ohne Widerſtreben. Wie ſchnell wäre die Bühne unbeſucht geblieben, welche Jahr aus, Jahr ein immer dieſelben Stücke aufgeführt hätte. Die Kirche beſaß nicht Erfindungsgeiſt genug, ihre Schauſpiele zu verändern. Eine Proceſſion glich der anderen auf ein Haar; Taufe, Firmung, Abendmahl wurde auf dieſelbe Weiſe jedes Mal vorgenommen. Die ſtumpfen Gläubigen duldeten dieſe Eintönigkeit, ohne zu murren, denn ſie glaubten, es müſſe ſo ſein, ſo habe es Gott angeordnet. So lange die Kirche der einzige Ort war, an welchem die ſchauluſtigen Menſchen Unterhaltung fanden, und ſich ſelbſt zur Schau ſtellen konnten, hatte ſie leichtes Spiel. Allein nach der finſtern Zeit des Mittelalters erhob ſich aller Orten diejenige Schaubühne, welche ganz offen ſich als ſolche bekannte, welche ihren Gönnern keinen Zwang, und verhältnißmäßig nur geringe Opfer auferlegte. So hoch die Dichter der Theater über den Erfindern der pfäffiſchen Schauſtücke und die Schauſpieler, welche ſich als ſolche kund thaten über denjenigen ſtanden, welche behaupteten, nicht Komödianten, ſondern Diener Gottes zu ſein, ſo wurden die Theater niemals ſo allgemein, als die Kirchen. Denn ſie fanden keine ſo eifrigen Gönner. Ihre auf die Erheiterung und Unterhaltung gerichteten Beſtrebungen dienten den Machthabern nicht zu ihren Zwecken. Durch die Kirche konnten die Maſſen im Aberglauben und in der Knechtſchaft erhalten werden, nicht durch die Theater. Auf ein Theater gingen daher gewöhnlich tauſend Kirchen, auf einen weltlichen Schauſpieler tauſend Geiſtliche.

Die Schlachten, welche auf den Brettern aufgeführt wurden, nahmen keinen Menſchen das Leben. Die erſtochenen Schauſpieler ſtanden, wenn der Vorhang gefallen war, alle wieder friſch und geſund auf Die Schauſpiele der Pfaffen koſteten aber Millionen Menſchen das Leben, Freiheit oder Lebensglück. Bei den Auto's-da-fe wurden unglückliche Menſchen nicht bloß zum Scheine, ſie wurden wirklich verbrannt, mit glühenden Zangen gezwickt und mit vernichtendem Schimpfe gebrandmarkt. Bei den Prieſterweihen wurden Zöglinge für das ganze Leben des Glückes ehelicher Liebe unfähig erklärt, bei der Ablegung der Kloſtergelübde Jünglinge und Jungfrauen der höchſten Güter der Erde: des freien Willens, der ehelichen Gemeinſchaft und alles aus dem Eigenthumsbeſitze hervorgehenden Lebensgenuſſes beraubt.

Eine geſunde menſchliche Natur mußte ſich gegen die Aufführung ſolcher Schauſpiele, die ſich nur mit den Gladiatorengefechten der Römer an innerer Verworfenheit vergleichen

laſſen, empören. Allein die Menſchen waren nicht geſund. Ihre Begriffe waren verwirrt, ihre Leidenſchaften wurden gekitzelt und ihr ſittliches Gefühl war zu ſtumpf, als daß er an dem Anblick blutiger Henkerſcenen Anſtoß genommen, ihr Verſtand zu ſchwach, als daß er durch den dünnen Schleier kirchlicher Ceremonien das namenloſe Elend, das er verbarg, wahrgenommen hätte.

Der von den Pfaffen dem Volke eingeprägte Lehrbegriff hatte ja alle dieſe Schauſpiele als heilige Handlungen geſchildert! Die Geiſtlichen, welche ſie aufführten, oder doch leiteten, waren ihnen von Vater und Mutter als Diener Gottes, als Seelſorger geprieſen worden! Nur mit ihrer Hülfe glaubten ſie, zu der Seeligkeit in einem andern Leben eingehen zu können. Die Pfaffen verſtanden es trefflich, die irdiſchen Leidenſchaften mit den von ihnen vorgegebenen himmliſchen Beſtrebungen zu verbinden. Nicht bloß die Verfolgungsſucht und die Mordluſt, welche bei den Auto's-da-fe ihre Befriedigung fanden, auch die zarteren Regungen der menſchlichen Bruſt, namentlich die Sinnlichkeit, wußten die Geiſtlichen zu ihrem Vortheile auszubeuten. In der Kirche traf der junge Ritter mit ſeiner Schönen zuſammen, und reichte ihr das ſogenannte gebenedeiete Waſſer. Entſpannen ſich aus dem Widerſtreite der Freier auch bisweilen blutige Kämpfe, das kümmerte die Pfaffen nicht, wenn nur die Kirche ſelbſt nicht zum Kampfplatze auserſehen wurde. Von den Kanzeln herab und im Beichtſtuhl benutzten die unverheiratheten Geiſtlichen jede Gelegenheit, ihrer gewaltſam unterdrückten Sinnlichkeit durch Worte, welche gewöhnlich entſprechende Berührungen einleiteten, den Zügel ſchießen zu laſſen. Diejenigen, welche dieſes am beſten verſtanden, ohne dem ſittlichen Gefühle all zu frechen Hohn zu ſprechen, waren die beliebteſten Kanzelredner und Beichtiger.

Der Schleier, welcher die Geheimniſſe des Beichtſtuhls deckte, wurde zwar nur ſelten gelüftet. Allein die öffentlichen Reden der Beichtprieſter, die Selbſtpeinigungen, welche die Beichtenden an ſich vollzogen, die gebrochenen Herzen, welche ſich hinter Kloſtermauern verſteckten, deuteten ſie in ziemlich beſtimmten Umriſſen an. Karl V., dieſer von vielen ſo hoch geprieſene Kaiſer hinterließ zwei Geißeln (Disciplinen, wie ſie, um deren Bedeutung zu beſchönigen, genannt wurden), mit welchen er ſich ſelbſt zu peinigen pflegte. Gegen die Geißler,*) welche ohne prieſterliche Genehmigung ſich ſelbſt zerfleiſchten, war die Kirche mit blutigen Strafen eingeſchritten, diejenigen aber, welche es unter prieſterlicher Leitung thaten, lobte und pries ſie. Die Selbſtgeißelungen (Diſciplinen) wurden namentlich in Spanien öffentlich und in größtem Maßſtabe betrieben. Es gab beſondere Regeln, dieſelben mit Anſtand vorzunehmen, und Lehrer, welche in deren Kunſt unterrichteten, wie es ſonſt Tanzlehrer und Fechtmeiſter giebt. Die Selbſtgeißeler (Diſciplinanten) der höheren Stände trugen ein bis auf die Füße gehendes weißes, faltenreiches Gewand von feinem Battiſt, und auf dem Kopfe eine Mütze, welche dreimal ſo hoch war, als ein Zuckerhut. Ueber das Geſicht hing ihnen ein großes Stück Tuch herab, worin ſich zwei Löcher befanden, durch die ſie ſahen. Vom Kopfe bis zu den Füßen waren ſie mit Bändern geſchmückt, und ſelbſt an ihre Geißel (Diſciplin) war eines gebunden, gewöhnlich ein Geſchenk ihrer Dame. In dieſem Anzuge gingen die Narren mit gemeſſenen Schritten durch die Straßen und an den Fenſtern ihrer Geliebten vorbei und geißelten ſich bis auf das Blut, welches durch zwei am Rücken angebrachte Löcher von ihren Schultern nieder rann. Die Dame betrachtete von ihrem Zimmer aus durch Gitterläden das ekelhafte Schauſpiel und pflegte durch geheime Zeichen den Selbſtgeißler zu ermuthigen, ſich zu ihrer und Gottes Ehre den Rücken mehr und mehr zu zerfleiſchen.

Trotz aller Bemühungen brachten es die römiſch-katholiſchen Selbſtpeiniger in ihrer Kunſt nie ſo weit, als ihre Brüder heidniſchen Glaubens in Oſtindien. Die Verſuche,

*) Weltgeſchichte Buch V. S. 278 f.

welche ſie anſtellten, ihnen gleich zu kommen, trugen aber nicht wenig dazu bei, die Kraft der Nationen zu brechen.

Die meiſten machten ſich die Abſchüttelung ihrer Sünden leichter. Die Laien kauften Ablaß, die Geiſtlichen beſtachen ihre Vorgeſetzten, welche ihnen dafür jede Verletzung ihrer Pflichten, namentlich den Bruch des Gelübdes der Keuſchheit nachſahen. Im Bewußtſein, auf dieſe Weiſe ſich vor den Strafen der Kirche ſicher zu ſtellen, fürchteten ſie ſich wenig vor den ewigen Strafen der Hölle, oder vermeinten ſogar ſich auch mit dieſer durch Geld und einige Ceremonien abgefunden zu haben. So wurden die Sünden der Menſchen eine unverſiechliche Geldquelle für hohe und niedere Geiſtliche, welche den Aberglauben mit demſelben Eifer, mit welchem ſie aus derſelben ſchöpften, aufrecht erhielten. Die höheren Klaſſen der Geſellſchaft, welche mehr oder weniger gleichfalls von dem Aberglauben der Maſſen Vortheil zogen, machten die kirchlichen Ceremonien mit, um ſich dadurch ihre begünſtigte Stellung zu ſichern, und um dem Volke, welches ſo gern deren Beiſpiel nachahmt, keine Veranlaſſung zu Zweifeln zu geben. Auch die mächtigſten Fürſten mußten übrigens ſich vor den Glaubensgerichten in Acht nehmen. Denn, wenn ſchon in der letzten Zeit vor der Reformation eine gewiſſe Schlaffheit in alle Theile der römiſchen Kirche eingedrungen war, die Furcht vor der durch ſie angeregten Bewegung ſpornte alle Pfaffen zu einer geſteigerten Thätigkeit an. Fanatismus und Heuchelei im Bunde mit Habgier und Herrſchſucht verliehen dem Kirchendienſte und dem Aberglauben eine neue Kraft, welche ſie zuvor ſeit Jahrhunderten nicht beſeſſen hatten.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß im Laufe des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts die drei Nationen, welche ſich an der Reformation durchaus nicht betheiligten und römiſch-katholiſch verblieben: die Italiener, Spanier und Portugieſen ſo tief ſanken.

Wer den Unſinn mit Fanatismus betreibt, richtet ſich ſelbſt zu Grunde, und kein Pfaffenſegen kann ihm dann wieder aufhelfen. So groß der Eifer des römiſch-katholiſchen Pfaffenthums auch war, konnte er doch dem rollenden Rade der Zeit nicht Stillſtand gebieten. Neben verdummenden Pfaffen, ja ſelbſt im Schooße der Klöſter regte ſich der allgewaltige Geiſt der fortſchreitenden Zeit.

Von jeher beförderte nichts mehr den Unglauben, oder richtiger geſagt, erſchütterte nichts mehr den Glauben an die von den römiſchen Pfaffen erfundenen Lehren, als Streitigkeiten, in welche die Päpſte mit weltlichen oder geiſtlichen Mächten geriethen. Die Kämpfe, welche die römiſchen Oberprieſter mit den Hohenſtaufen führten, hatten ſchon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert*) die mannigfaltigſten Zweifel über die Wahrheit der von der römiſchen Kirche verbreiteten Lehren angeregt. Trotz allen Verfolgungen erhielten und vermehrten ſich dieſe, nachdem ſich die Päpſte mit ihren Gegnern wieder verſöhnt oder auf andere Weiſe den Streit beendigt hatten. Natürlich behandelten die ſchlauen Prieſter jeden Zweifel, der ihnen unbequem war, als Ketzerei und Gotteslästerung, und verfolgten ihn mit um ſo größerer Wuth, je gegründeter er war.

Neben den verſchiedenen Secten, welche eine beſtimmte Geſtalt annahmen, und auf durchaus religiöſem, wenn auch nicht römiſch-katholiſchem Boden ruhten, wie denjenigen der Paulicianer†), Waldenſer‡) und Huſſiten§), gingen daher immer noch Zweifler einher, welche, ohne ſich in offenen Widerſpruch mit dem Glauben an eine Gottheit, oder ſelbſt an die Grundlehren des Chriſtenthums zu ſetzen, weniger als Peter Waldus, Huß und Luther von den herrſchenden Lehrſätzen beibehielten. In den Tagen der Reformation vermehrte ſich die Zahl dieſer Zweifler. Einen Theil derſelben haben wir ſchon weiter oben‖) genannt.

*) Siehe Weltgeſchichte Buch V. §§ 85. S. 272 ff. §§ 86. S. 279. †) S. Weltgeſchichte Buch IV. § 44. ‡) Weltgeſch. Buch V. § 86. §) Weltgeſch. Buch VI. § 35. § 85. ‖) S. §§ 4. 16.

Hier mögen noch die Italiener, Poliziano und Peter Bembo, welchen ſich ſogar der Papſt Leo X. in ſeiner Anſchauungsweiſe annäherte, und Giordano Bruno, die Franzoſen Rabelais, Johann Bodin und Montaigne eine Stelle finden.

Angelo Poliziano war der Erzieher Leo's X., Lehrer an dem Lyceum zu Florenz und vertrauter Freund Lorenzo's von Mediei. Er beſaß Geiſt genug, um die Abgeſchmacktheiten der römiſchen Kirche zu erkennen, über welche er ſich jedoch nur im engen Kreiſe zuverläſſiger Freunde ausſprach, daher er bis zu ſeinem Ende unangefochten blieb. Erſt nach ſeinem Tode, als die praktiſche Bedeutung ſeiner Anſchauungsweiſe durch die Reformation ſchärfer hervortrat, wurde ſeine Rechtgläubigkeit ernſtlich in Zweifel gezogen.

Peter Bembo war Secretär des Papſtes Leo X., ſpäter Geſchichtſchreiber der Republik Venedig und ward (1529) ſogar zum Cardinal erhoben. Deſſen ungeachtet glaubte er, wie namentlich ſeine Gedichte (carmina) beweiſen, den Hokus-Pokus nicht, den er freilich ſein ganzes Leben hindurch mitmachte.

Leo X. theilte die Anſichten ſeines Erziehers und ſeines Secretärs. Dieſes hielt ihn aber nicht ab, den ſogenannten Stuhl Petri zu beſteigen und die Reformation mit allem ihm zu Gebote ſtehenden Nachdruck zu bekämpfen. Wie Heinrich IV. von Frankreich dachte: Paris iſt wohl eine Meſſe werth, ſo beruhigte ſich Leo X. wahrſcheinlich mit dem Gedanken: Rom, der Kirchenſtaat und die Herrſchaft über die katholiſche Kirche iſt wohl einige Verſtellung werth.

Einen kühneren Geiſtesflug, als die drei genannten Zweifler, nahm Giordano Bruno. Er war kein Heuchler, wie dieſe, und büßte daher ſeinen Sinn für Wahrheit und Freiheit mit dem Leben. Er war einer der erſten, der es wagte, für das Copernicaniſche Sonnenſyſtem offen in die Schranken zu treten. Er verband eine gründliche Gelehrſamkeit mit beißender Satyre, und dieſe letztere war es insbeſondere, die ihm die Pfaffen ſeiner Tage nicht verzeihen konnten. Aus ſeinen Schriften ſchöpften Descartes und Spinoza ihre großartigſten Ideen. Er erhob ſich zuerſt zu der Lehre von der Mehrheit der Welten, ihm war Gott die Seele einer unermeßlichen und unendlichen Welt, und dieſe ſelbſt ein lebendiger Organismus. Wie klein erſcheint neben dieſer Anſchauung die Erſchaffung der Welt in ſechs Tagen, und ein Gott, der am ſiebenten der Ruhe bedarf! Ein ſo hoher Geiſt, wie Giordano Bruno konnte ſich weder in Italien, noch in England und Frankreich heimiſch fühlen. Die glücklichſten Jahre verlebte er (1586—1592) in Deutſchland. Als er nach Italien zurückkehrte, ließ ihn die Inquiſition (1595) verhaften, und weil er nicht heucheln wollte, (1600) zu Rom unter den Augen des Papſtes verbrennen. Wiegt alles, was die römiſche Kirche für Kunſt und Wiſſenſchaft wirkte, dieſe einzige Schandthat auf? Huß und Hieronymus von Prag ſtarben auf dem Scheiterhaufen zu Conſtanz. Giordano Bruno war größer, als ſie. Er war ein Mann gleicher Kraft mit Arnold von Breſcia, ein Geiſt, wie er im Laufe von Jahrhunderten nur einmal leuchtet! Er ſtand zu hoch über ſeiner Zeit, als daß er eine Secte hätte ſtiften können. Zu wenige begriffen ihn, noch geringer war die Zahl derjenigen, welche den Muth hatten, ihm auf ſeiner Bahn zu folgen. Jahrhunderte vergingen, bis er in ſeiner ganzen Tiefe erkannt und gewürdigt wurde.

Nach Giordano Bruno tauchte auf dem Gebiete der Religion in Italien kein freier Geiſt mehr auf. Mit ihm erloſch der letzte Funken des Lichtes, deſſen glänzendſte Strahlen von ihm ausgegangen waren. Der Zweifler und Ungläubigen (im Sinne der Kirche) gab es zwar noch immer viele auf der appenniniſchen Halbinſel, wohl mehr, als in irgend einem andern Lande Europa's; allein ſie hüllten ſich in den Schleier des Geheimniſſes, nahmen die Maske der Heuchelei vor und ließen ihre Anſchauungsweiſe nur ſelten und verblümt hervortreten. Im öffentlichen Leben und in der Literatur Italien's blieb der verknöcherte Katholicismus durchaus vorherrſchend.

In Frankreich gewann der römiſche Glauben niemals eine ſo unbedingte Herrſchaft. Es gelang zwar den Päpſten, im Bunde mit den Bourbonen, die Proteſtanten zu unterdrücken, nicht aber ſie zu vertilgen. Die franzöſiſche Literatur gab den kräftigſten Anſtoß zu jener Bewegung der Geiſter, welche im achtzehnten Jahrhundert in hellen Flammen auflohte und auf welcher heutigen Tages noch die Anſichten der Gebildeten aller Völker im Weſentlichen ruhen. Wir dürfen daher die erſten Keime dieſer Geiſtesrichtung, ſo ſchwach ſie auch waren, nicht überſehen. Franz Rabelais kleidete ſeine freiere Denkungsweiſe in das Gewand des Scherzes. Er verband die heiterſte Laune mit dem tiefſten Ernſte und geißelte in ſeinem „Gargantua" und „Pantagruel" die Laſter ſeiner Zeit in derber, oft cyniſcher Weiſe, jedoch ſo, daß ihn die verfolgungsſüchtigen Pfaffen nicht zum Märtyrer machen konnten. Er ſtarb mit den Worten: „ich gehe, ein großes vielleicht zu ſuchen." Dieſer Zweifel hätte ihm das Leben koſten können, wenn er ihn früher eben ſo freimüthig ausgeſprochen hätte. Da er ihn aber erſt auf dem Todtenbette äußerte, reihte man ſeine Leiche unter diejenigen anderer gläubigen Katholiken ein (1553).

Weit vorſichtiger, als Rabelais, verhielt ſich Johann Bodin. Doch verhehlte er nicht ſeine Gleichgültigkeit in religiöſen Dingen. Dieſes genügte, ihm den Vorwurf der Gottesläugnung zuzuziehen, denn, nach der Anſicht der Pfaffen iſt jeder ihr Feind, der nicht in ihr Horn ſtößt. Johann Bodin ſtarb im Jahre 1596 und wurde, gleich Rabelais, erſt nach ſeinem Tode von Eiferern in die Zahl der Ungläubigen aufgenommen. Ein Zeitgenoſſe Bodin's war Montaigne. Er kann der erſte genannt werden, welcher dem Autoritätsglauben die Art an die Wurzel legte. Den Aberglauben bekämpfte er mehr indirect, indem er demſelben den Rücken kehrte, als durch directe Angriffe. Er prüfte mit freiem Geiſte die Mißſtände ſeiner Zeit und ſchützte ſich gegen Verfolgungen dadurch, daß er nur Zweifel ausſprach, ohne geradezu den herrſchenden Unſinn zu leugnen.

Daß Männer, wie Rabelais, Bodin und Montaigne ihre Anſichten mit einiger Freiheit veröffentlichen konnten, daß ſie zahlreiche und eifrige Anhänger fanden, beweiſt ſchon, daß die Zeit mächtig vorangeſchritten war. In früheren Jahrhunderten litten Viele den Märtyrertod, welche weniger kraftvoll den herrſchenden Vorurtheilen entgegen getreten waren. Allerdings lebten ſie in Frankreich und nicht in Italien und Spanien. Auch fügten ſie ſich geduldig in die vorgeſchriebenen Formen des Glaubens. Allein ſie legten doch den Grund zu jener Anſchauungsweiſe, welche früher oder ſpäter dem Pfaffenthume und ſeinen trügeriſchen Künſten ein Ende bereiten wird. Die Welt bewegt ſich, wenn auch langſam, vorwärts.

§ 29. Die Ausbreitung der katholiſchen Kirche.

In Europa verlor die katholiſche Kirche während dieſes Zeitraums an äußerm Umfang und innerer Bedeutung. Vergebens ſtiftete ſie Verſchwörungen, Kriege und Empörungen an. Ihre Macht blieb gebrochen. Allein die weiten Länderſtrecken, welche im Weſten und Oſten entdeckt oder doch den Europäern zugänglich gemacht wurden, eröffneten der Herrſchſucht der Pfaffen ein unabſehbares neues Feld der Thätigkeit. In welcher Weiſe ſie dieſe in der neuen Welt begannen, haben wir ſchon früher*) nachgewieſen. Dieſelben Leidenſchaften, welche in Europa die Bartholomäusnacht, den achtzigjährigen Krieg der Niederländer und den dreißigjährigen der Deutſchen hervorriefen, wütheten auch in den Ländern, zu welchen die Europäer ſich Bahn brachen, und noch ſchonungsloſer, wenigſtens da, wo die harmloſen und unkriegeriſchen Nationen Aſiens und Amerika's den römiſchen Pfaffen keinen

*) Weltgeſchichte Buch VI. § 102.

so ernstlichen Widerstand entgegen setzen konnten, als die gebildeten und kräftigen Völker Europa's.

Aller Orten, an denen sich Spanier und Portugiesen ansiedelten, drangen mit ihnen römische Pfaffen ein, und begannen ihr sogenanntes Bekehrungswerk, welches keinen andern Zweck hatte, als neue Knechte zu werben, welche für sie und ihre Oberen arbeiten und ihnen blinden Gehorsam leisten sollten. Die Geistlichen waren selbst nur von Herrschsucht und Habgier beseelt. Sie konnten daher das Beispiel christlicher Liebe den Völkern, die sie bekehren wollten, nicht geben. Statt der erhabenen Lehren Christi predigten sie die unverständlichen und abgeschmackten Glaubenssätze der römischen Kirche, und statt die bildsamen Gemüther zu einer edleren Lebens-Anschauung und reineren Sitten anzuhalten, lehrten sie dieselben den Rosenkranz beten und die übrigen Ceremonien des Papstthums sinnlos ausüben. Nur wo die Gewalt ihnen zur Seite stand, hatten sie dauernde Erfolge, und da nur insofern, als sie die Menschen zwangen, eine Art des Aberglaubens mit der anderen, und ein gelinderes Joch mit dem schwerern der römischen Kirche zu vertauschen. Durch unmenschliche Härte und barbarische Gesetze drangen die römischen Pfaffen den Völkern, insoweit diese von Spaniern und Portugiesen mit Waffengewalt unterworfen wurden, einen Glauben auf, welcher zwar den Namen des christlichen trug, in der That aber demselben mehr widersprach, als irgend ein anderer, da von allen Religionen der Erde keine unduldsamer, keine verfolgungssüchtiger war, als die römisch-katholische.

Es galt, soviel als möglich Seelen zu gewinnen, nicht für das Himmelreich, wie die schlauen Pfaffen vorgaben, sondern für das Papstthum, welches dadurch an Macht und Glanz zunehmen sollte. Je größer die Zahl der Täuflinge war, desto höher wurden die Verdienste des taufenden Geistlichen gepriesen. Sobald Jemand das Kreuz schlagen, Vaterunser und Ave Maria hersagen und allenfalls noch bei der Messe die erforderlichen Kniebeugungen und sonstigen Aeußerlichkeiten vornehmen konnte, wurde er in die Zahl der Christen aufgenommen. Wo die Spanier und Portugiesen nicht die Gewalt in Händen hatten, und folgeweise die unterjochten Massen nicht zwangen, die Taufe anzunehmen und bei Todesstrafe dann unter dem päpstlichen Joche zu verbleiben, waren die Triumphe der katholischen Geistlichen immer vorübergehend. Sie wurden dann nur durch die gewinnenden Persönlichkeiten, die Schlauheit oder den Eifer der Missionäre errungen, und schlugen früher oder später, wie in China und in Japan, immer in Niederlagen um. In denjenigen Ländern, welche sich die Spanier und Portugiesen unterwarfen, wie in dem größern Theile Amerika's und Westindiens, auf den ostindischen Inseln, in den Küstenländern Indien's und Afrika's wurden die Eingeborenen entweder vollständig ausgerottet, in die Wildniß zurückgetrieben oder zu armseligen Sclaven erniedrigt. Nirgends wurden sie zu edleren, besseren und verständigeren Menschen herangebildet. Der Bekehrungseifer der römischen Pfaffen wirkte nicht minder verderblich, als die Herrschsucht und die Habgier der spanischen und portugiesischen Statthalter. Er ruhte mit den Bestrebungen der letzteren auf gleicher Grundlage. Die Bischöfe, Mönche und Pfarrer wollten sich selbst zu Macht und Ansehen verhelfen, indem sie den Päpsten die Generale, Abenteurer und Admirale, indem sie ihren Königen neue Landstrecken und Völker unterwarfen. Das Christenthum und die Civilisation konnte auf solche Weise nicht gefördert werden, wenn schon die Einnahmen der Machthaber und die Zahl ihrer Knechte sich vermehrte.

Die thätigsten Werkzeuge des Papstthums waren Jesuiten, Franziscaner- und Dominicaner-Mönche. Was konnten solche Menschen Gutes leisten? Ob sie ihre Gelübde brachen, oder erfüllten, ob sie die Befehle ihrer Oberen vollzogen, oder nicht, was sie thaten, war das Ergebniß eines unnatürlichen Zwanges, und hatte einen solchen für die Eingeborenen zur Folge. Nur insofern die Missionäre ihren menschlichen Charakter ungefesselt

durch pfäffiſche Einrichtungen, und die Kenntniſſe, welche ſie außerhalb des Kreiſes der Religion beſaßen, entfalteten, d. h. nur inſofern ſie die Rolle der Geiſtlichen aufgaben und irgend eine andere ſpielten, leiſteten ſie da und dort Gutes und bewirkten ſie Erfolge, über welche der Menſchenfreund nicht zu trauern hat. Allein die Zahl derjenigen, welche auch im Mönchskleide und unter der Biſchofsmütze ſich ihre beſſere Natur erhielten, und dieſe wirken ließen, war ſehr gering. Der Saamen, welchen ſie ausſtreuten, konnte gewöhnlich kaum aufgehen. Er wurde erſtickt durch das wuchernde Unkraut, welches die große Maſſe der Pfaffen hegte, und gegen welches auch die edelſten Verkünder des Chriſtenthums nicht anzukämpfen wagten. Wer ſich unterfangen hätte, den Schreckniſſen der Inquiſition ein Ziel ſetzen zu wollen, wäre ſelbſt deren Opfer geworden.

Die gehäſſigen Streitigkeiten, welche die verſchiedenen geiſtlichen Orden mit einander führten, beweiſen am deutlichſten, daß ſie alleſammt nur von den niedrigſten Leidenſchaften beſeelt waren. Die Macht der römiſchen Päpſte reichte nicht hin, ſie nieder zu ſchlagen. Sie ruhten nicht, bis ſie ſich gegenſeitig zu Grunde gerichtet hatten.

Unter den zahlreichen Miſſionären der katholiſchen Kirche in Aſien wird keiner mehr geprieſen, als der Jeſuit Franz Xaver, welcher im Jahre 1542 nach dem portugieſiſchen Indien kam. Er verſtand nicht und lernte niemals die Sprache der Eingeborenen, konnte alſo ſchon aus dieſem Grunde mit ihnen keinen lebendigen geiſtigen Verkehr pflegen. Die Selbſtpeinigungen der indiſchen Mönche (Joguis) übertrafen diejenigen der europäiſchen ſo ſehr, daß die Kaſteiungen der Jeſuiten, Dominicaner und Franziscaner in Indien durchaus keinen Eindruck machten. Allein mächtiger, als die Donner der Rede und alle Selbſtpeinigungen wirkten die Donner der Kanonen und die Peinigungen, welche portugieſiſche Henker auf den Befehl ihrer Pfaffen über die Indier verhängten. Franz Xaver hatte über die ganze Streitmacht der Portugieſen zu verfügen. Dieſe Thatſache allein erklärt die von ihm angeblich vollzogenen Wunder und bewirkten Bekehrungen. Die Völkerſchaften, welche die ihnen von Xaver gebrachte Lehre nicht annahmen, ließ dieſer blutdürſtige Jeſuit niedermachen, diejenigen dagegen, welche ſein Joch willig auf ſich nahmen, vertheidigte er gegen ihre Feinde. Das Blut der Eingeborenen, namentlich der Badagas, der Bewohner von Amboina, Malacca und von Ceylon, floß in Strömen. Ermuthigt durch dieſe mehr als zweifelhaften Siege reiſte Xaver nach Japan, wo er, da ihm dort die Gewalt fehlte, durch Schlauheit deren Mangel zu erſetzen ſuchte. Er legte dort den Grund zu einer Herrſchaft, welche eine Zeit lang beſtand, bis ſie in ſich ſelbſt, d. h. in Folge der gehäſſigen Leidenſchaften ihrer Träger zerfiel. Auch China wollte der unermüdliche Jeſuit bekehren. Doch bevor er dieſes Land erreichte, ſtarb er (1552).

Dieſe wenigen Worte mögen genügen, um die Richtung anzudeuten, in welcher die katholiſche Kirche zu ihrer Ausbreitung thätig war. Die Einzelnheiten ihres Strebens theilen wir am beſten theils in der Geſchichte der öſtlichen Kirchen*), der fernen Reiche des Oſtens und Südens†) und Amerika's‡) mit, theils haben wir dieſelben bei der Darſtellung des Jeſuiten-Ordens§), welcher das thätigſte Werkzeug des Papſtthums in dieſer, wie in jeder anderen Beziehung war, bereits geſchildert. Hier nur noch die Bemerkung, daß in demſelben Maße, als die beiden römiſch-katholiſchen Reiche, Spanien und Portugal, an Geltung verloren, und die beiden proteſtantiſchen Staaten, England und die Niederlande, ſich an Macht und Einfluß hoben, die Verſuche der römiſchen Kirche, ſich weiter auszubreiten, ſchwächer und ſchwächer wurden. Denn nur durch katholiſche Könige konnte die katholiſche Religion verbreitet werden, nur durch das Schwert, nicht durch die überzeugende Kraft der Wahrheit konnten ſie Siege erringen.

*) S. unten § 31. †) S. unten den zehnten Abſchnitt. ‡) S. unten den elften Abſchnitt. §) S. § 26

§ 30. Katholicismus und Proteſtantismus in ihrem Gegenſatze.

Der Katholicismus iſt im Gebiete der Religion was die unumſchränkte Einherrſchaft auf dem Felde des Staats; der Proteſtantismus dagegen läßt ſich mit der conſtitutionellen Monarchie vergleichen. Er bildet, gleich dieſer, den Uebergang zur vollen Freiheit, und beſitzt als ſolcher, trotz ſeinen vielen Mängeln, eine hohe Bedeutung in der Geſchichte der Menſchheit. Dieſelben Einwendungen der Halbheit, der Unſicherheit und der Schwäche, welche im Gebiete des Staats der conſtitutionellen Verfaſſung mit Recht gemacht werden, treffen auch in demjenigen der Religion die proteſtantiſche Form. Die katholiſche Kirche hatte unſtreitig alle Vorzüge der despotiſchen-Organiſation für ſich. Dieſe werden aber durch die damit untrennbar verbundenen Nachtheile des Despotismus ſo reichlich aufgewogen, daß die minder feſte, minder durchgreifende und minder ſtarke Verfaſſung des Proteſtantismus allen freiheitsliebenden Menſchen dennoch wünſchenswerther erſcheinen muß. Eine natürliche Folge der despotiſchen Form der katholiſchen Kirche war es, daß ſie ſich nur auf diejenigen Völker der katholiſchen Kirche verlaſſen konnte, welche dem Despotismus auch auf ſtaatlichem Gebiete anheim gefallen waren. Die germaniſchen Völker des Nordens: Skandinavien und Nord-Deutſchland, Schottland und England ſchloſſen ſich mit Wärme dem Proteſtantismus an. Sie hatten niemals in ihren ſtaatlichen Beziehungen unumſchränkte Einherrſchaft geduldet, und ergriffen die erſte Gelegenheit, die ſich ihnen darbot, auch auf kirchlichem Gebiete das Joch römiſcher Einherrſchaft abzuſchütteln. Die romaniſchen, celtiſchen und ſlaviſchen Völker dagegen, welche ſeit anderthalb Jahrtauſenden die Beute trotziger Despoten geweſen waren, oder nach langjährigen Kämpfen, wie die Italiener, denſelben beim Beginn der Reformation verfallen waren, duldeten auch das Joch ihrer geiſtlichen Tyrannen.

Die appenniniſche und die pyrenäiſche Halbinſeln blieben die einzigen feſten Stützen des Papſtthums. In Frankreich und Oeſterreich, obgleich der Mehrzahl ihrer Bevölkerung nach römiſch-katholiſch, hatte doch die Reformation ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß, trotz Jeſuiten und Päpſten, ungeachtet aller Glaubenskriege und Verfolgungen der Proteſtantismus in ihrem Schooße niemals ganz ausgerottet werden konnte. Die enge Verbindung, in welcher die Päpſte mit Italien ſtanden, riefen zahlreiche Verhältniſſe hervor, welche den innern Frieden der katholiſchen Mächte ſtörten. Im italieniſchen Intereſſe überwarfen ſich die Päpſte häufig mit den Königen von Spanien. Aus Rückſicht für ſeine proteſtantiſchen Unterthanen mußte das Haus Habsburg mehr, als einmal, die Zumuthungen der Päpſte zurück weiſen. Den Ausſchlag zu Gunſten des bedrohten Proteſtantismus gab aber am Ende die Eiferſucht, welche das franzöſiſche Kabinet gegen das Haus Oeſterreich hegte. Ein Cardinal (Richelieu) war es, welcher am deutlichſten zeigte, daß weltliche Intereſſen ſelbſt in den Religionskriegen bisweilen entſcheidend, und daß die Religion den Machthabern nur Vorwand zur Beſchönigung ihrer irdiſchen Leidenſchaften war.

In dem Maße, wie Italien, Spanien und Portugal katholiſch, war kein Staat proteſtantiſch ſchon aus dem Grunde, weil der Proteſtantismus unverträglich mit den furchtbaren Maßregeln iſt, deren ſich die Beherrſcher dieſer ganz katholiſchen Länder zu Unterdrückung jeder Regung der Glaubensfreiheit bedienten. Skandinavien war zwar, ſeiner ganzen Entwickelung gemäß, für den Proteſtantismus nicht minder zugänglich, als Spanien und Italien für die römiſch-katholiſche Anſchauungsweiſe, allein es behaupteten ſich in deſſen Schooße

immer noch einige, wenn auch ſchwache Elemente des Katholicismus. Britannien, die Niederlande, Deutſchland und Polen blieben gemiſchten Glaubens trotz aller Anſtrengungen der Päpſte und der Jeſuiten, den Proteſtantismus auszurotten.

Von der Zeit an, wo der Proteſtantismus unter die Leitung der Fürſten fiel; und dieſes war ſchon unmittelbar nach dem Mißlingen des großen Bauernkrieges (1525) der Fall, miſchten ſich die mannigfaltigſten politiſchen und perſönlichen Intereſſen in den Streit zwiſchen den beiden feindlichen Religionsparteien. Mit dem dreißigjährigen Kriege ging der Entſcheidungskampf zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus zu Ende. Später mochten wohl freche Tyrannen da und dort einzelne Gemeinden, oder ſelbſt ganze Provinzen unter das Joch der römiſchen Kirche zurück bringen. In der Hauptſache blieb der Proteſtantismus eine Macht, welche der Katholicismus als eine gleich berechtigte und gleich mächtige durch die That anerkennen mußte, wenn ſchon die Päpſte fortfuhren, gegen denſelben ihre Bannſtrahlen zu ſchleudern und ihm eine ausdrückliche Anerkennung zu verſagen. Der Fortſchritt der Menſchheit ruhte ſeither weſentlich auf proteſtantiſchen Elementen. Katholiſche Prieſter, Fürſten und Völker wurden die feſteſten Stützen des Aberglaubens und des Despotismus. Auf den Schultern des Proteſtantismus empor gehoben, ſchlugen Engländer, Niederländer und Schweden ihre ſiegreichen Schlachten, ſei es gegen den Despotismus der Fürſten, oder gegen die Schreckensherrſchaft der Päpſte, und ſelbſt die Stürme der franzöſiſchen Revolution laſſen ſich mit Sicherheit auf diejenigen Ideen zurückführen, welche der Proteſtantismus verbreitete und nährte.

Bevor übrigens Proteſtanten und Katholiken ſich auf den höhern Standpunkt der Vernunft hinangeſchwungen haben werden, muß die Menſchheit in den Banden des Aberglaubens verharren und wird die Freiheit in Kirche und Staat immer bloß Form, nicht Weſen und Inhalt des Völker-Lebens ſein.

Die Religion, welche Sache tiefſinnerſter Ueberzeugung ſein ſollte, wurde von den Machthabern bloß als Mittel zu ihren Zwecken benutzt. Weil die päpſtliche Herrſchaft ohne den Glauben, auf dem ſie ruhte, ſchnell in ſich ſelbſt zuſammen gefallen wäre, wurde, ſo weit die Gewalt des römiſchen Stuhles reichte, ſchon der Gedanke, der ſich ihr feindlich erwies, als Sünde und Verbrechen verfolgt.

Von Jahr zu Jahr ſtellte es ſich immer deutlicher heraus, daß die römiſch-katholiſche Religion nicht das Ergebniß einer ruhigen Ueberzeugung, ſondern die Frucht entweder des wildeſten Fanatismus, oder der furchtbarſten Schreckensherrſchaft war. Auf proteſtantiſcher Seite wurde allerdings den Menſchen auch nicht volle Freiheit gelaſſen. Allein es fanden ſich dort weder Anſtalten, wie die Inquiſition und der Beichtſtuhl, noch Genoſſenſchaften, wie Dominicaner und Jeſuiten, noch ein Haupt, wie der Papſt. Die Proteſtanten hatten ſo wenig, als die Katholiken die freie Wahl, zu glauben, was ſie wollten, und Gott auf die ihnen zuſagende Weiſe anzubeten. Wer die proteſtantiſche Schablone nicht anerkannte, mußte auf Verfolgung eben ſowohl rechnen, als wer die katholiſche verwarf. Nur verfuhren die proteſtantiſchen Machthaber nirgends mit derjenigen Wuth gegen Andersglaubende, welche bei den römiſch-katholiſchen an der Tagesordnung war. Die ſtrengen Maßregeln der Proteſtanten waren faſt durchgängig durch die Rückſicht auf Selbſterhaltung bedingt. Sie waren durch Verſchwörungen, wie z. B. die ſogenannte Pulver-Verſchwörung, durch Mordſcenen, wie z. B. die Pariſer Bluthochzeit und die unausgeſetzt wirkende Macht der Päpſte und Jeſuiten hervor gerufen, oder waren doch nur vorübergehende Verirrungen, welche mit dem Tode eines kleinen Tyrannen gewöhnlich zu Ende gingen. Die Stärke der römiſch-katholiſchen Partei beſtand in der Folgerichtigkeit ihrer Maßregeln, wobei allerdings außer Acht blieb, daß der ganze Grund, worauf ſie ruhte, der angebliche göttliche

Ursprung, eine freche Lüge*) war. Die Protestanten, welche in der Mitte zwischen den Glaubenssätzen der alten Kirche und vernünftigen Ansichten stehen blieben, hatten wider sich zu gleicher Zeit die Vernunft, zu der sie sich nicht zu erheben vermochten, und das alte Herkommen, dem sie, freilich nur theilweise, den Rücken wandten. Sie wurden durch die Halbheit der Verbesserungen, die sie einführten, mit unwiderstehlicher Gewalt zu halben Maßregeln gezwungen, welche die Spitzen der Pfeile ihrer Gegner niemals ganz abbrechen, sondern höchstens krümmen, oder etwas abstumpfen konnten. Wäre die volle Freiheit dem systematischen Zwange, die reine Vernunft dem für göttliche Wahrheit ausgegebenen Unsinne entgegen gesetzt worden, dann hätte der Kampf zu anderen Ergebnissen führen müssen. Doch dazu war das sechszehnte Jahrhundert nicht reif. Es frägt sich, ob wir im neunzehnten auf einem Höhepunkte der Entwickelung angelangt sind, der einen solchen Gegensatz möglich macht.

Den Protestanten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts fehlte es allerdings an Klarheit der Erkenntniß und dem durchgreifenden Willen der Reform. Allein sie waren doch auf dem Wege zum Besseren. Die Katholiken dagegen, welche jede Verbesserung als Annäherung an die Ketzerei mit blinder Wuth verfolgten, waren von dem Ziele der Wahrheit, wie von der Freiheit weit entfernter.

Die Verwirrung der Begriffe von Tugend und dem Bekenntniß der römisch-katholischen Religion, von Sünde und einem andern Glaubensbekenntniß, welche früher schon groß genug gewesen war, wurde im Schooße des Papstthums noch immer größer, und drang tiefer in's Leben ein. Die verruchtesten Menschen, wie Alba und Tilly wurden als Muster der katholischen Christenheit gepriesen, da sie sich als treue Knechte des römischen Stuhles erprobten, und die hochherzigsten Männer, wie Admiral Coligny und der Prinz von Oranien wurden als Scheusale verschrieen und dem Mordstahle bezahlter Banditen preis gegeben, bloß weil sie dem römischen Glauben feindlich gegenüberstanden. Die Protestanten zogen zwar auch keine scharfe Grenzlinie zwischen den Religions-Ansichten und dem sittlichen Charakter eines Menschen. Allein sie verwischten dieselbe doch niemals gänzlich. Das sittliche Gefühl und die Klarheit des Verstandes wurden durch ihre Religionsanschauungen, wenn auch hier und da etwas beeinträchtigt, doch niemals vollständig verkehrt und verdorben.

Was die Päpste, die Jesuiten und ihren Anhang stark machte, war der blinde Glaube, der unbedingte Gehorsam, der Ketzerhaß und die vollständige Hartherzigkeit, mit welcher sie nach ihrem Ziele strebten. Die Protestanten gelangten zu einem gewissen Fanatismus gewöhnlich erst, wenn sie durch die haarsträubenden Grausamkeiten der Römlinge zur Verzweiflung gebracht wurden. Dann war aber gewöhnlich ihre Kraft schon gebrochen. Sie besaßen nicht diejenige Stärke, welche eine ungehemmte Freiheitsbegeisterung gewährt, denn eine solche wollten ihre Fürsten nicht aufkommen lassen. Sie kämpften daher unter sehr ungünstigen Verhältnissen mit dem römischen Stuhle, und hatten ihren endlichen, theilweisen Sieg außer dem Freiheitsdrange, welcher sie nie gänzlich verließ, nur dem Umstande zu verdanken, daß sie, während der Zeit, da die Päpste schlaff und die Jesuiten noch nicht waren, einen so hohen Grad von Macht erlangt hatten, daß nicht bloß die religiösen, sondern auch die politischen Beziehungen der gesammten civilisirten Welt wesentlich auf ihnen beruhten und daher selbst die katholischen Fürsten abgehalten wurden, ihr ganzes Gewicht gegen sie geltend zu machen. Mehr als einmal wurden drohende Gefahren nur dadurch von der Sache der Protestanten abgewendet, daß katholische Fürsten im entscheidenden

*) S. Weltgeschichte Buch III. § 44. S. 117. Buch VI. § 47. S. 145. Buch V. § 78. S. 238. Buch V. § 88. S. 505.

Augenblicke, aus politiſchen Gründen, ihr Beiſtand leiſteten, ſtatt ſie zu vernichten, wie ſie kurz zuvor noch geſucht hatten.

Dem Ehrgeize und der Herrſchſucht der Machthaber, welche, gehoben durch die von ihnen vertretene Glaubenspartei, ſich übermäßig auszudehnen ſachten, zogen nicht ſelten die Glaubensgenoſſen aus ſtaatlichen und perſönlichen Gründen Schranken. Während im Innern Frankreichs die grauſamſten Verfolgungen über die Proteſtanten verhängt wurden, erhielten ſie im Auslande von Richelieu Schuß und Unterſtützung, weil die Beſorgniß vor dem Uebergewichte des Hauſes Habsburg in der auswärtigen Politik Frankreichs mehr vermochte, als der Glaube an die alleinſeligmachende Kirche. Wir haben geſehen*), daß ſelbſt die Päpſte bisweilen aus weltlichen Rückſichten von ihren ſtarren Glaubensmeinungen abwichen. Warum ſollten Kaiſer und Könige das von den Päpſten gegebene Beiſpiel nicht nachahmen? Nicht die religiöſe Ueberzeugung, ſondern die Rückſicht auf irdiſche Vortheile gab bei den meiſten Machthabern den Ausſchlag, wenn es ſich fragte, in welche Wagſchale ſie das Gewicht ihrer Streitkräfte legen ſollten. Nicht bloß das Recht, auch die Religion der Völker hat eine wächſerne Naſe, die nach den Umſtänden von ihren Zwingherren links und rechts gedreht wurde. Nirgends war der Glaube frei. Nur die Unfreiheit hatte ihre Abſtufungen, welche ſich bezeichnen laſſen durch den Holzſtoß, den Kerker, die Verbannung oder endlich die Zurückſetzung in ſtaatlicher und geſellſchaftlicher Beziehung.

So lange die Religion der Menſchen von äußerm Zwange, der Gewalt der Machthaber abhängig iſt, kann ſie niemals auch nur äußere Achtung in Anſpruch nehmen. Ein den Völkern von außen aufgedrungener Glaube iſt nichts weiter, als ein Mittel zu den Zwecken herrſchſüchtiger Despoten. Von vorn herein erhellt ſchon, daß ein ſolcher nicht wahr ſein kann. Denn nichts fürchten die Tyrannen mehr, als die Wahrheit. Ihre Herrſchaft kann ſich nur ſtützen auf Lüge und Gewaltthat. Erſt wenn die freie Forſchung ſich in dem Gebiete des Glaubens eingebürgert haben wird, trägt ſie den Stempel der Wahrheit und der Heiligkeit Was unwahr iſt, kann nicht heilig ſein, wenn auch Millionen bethörter Knechte ſich beugen, und Tauſende frecher Zwingherren es ſo befehlen. Wie ſich im Laufe der Jahrhunderte aus den Zerrgebilden der Alchimie die Chemie, und aus den Träumereien der Aſtrologie die Sternkunde entwickelt hat, ſo wird aus den Glaubenstheorien der Prieſter im Laufe der Zeit eine Wiſſenſchaft hervorgehen, die ſich auf thatſächliche Wahrheit, ſtatt auf Fabeln und Lügen gründet, und den mächtigen Gefühlen der Hoffnung und der Sorge, dem Drange der Verehrung und der Bewunderung Genüge leiſtet, ohne dem geſunden Verſtande der Menſchen und den Errungenſchaften ihres Geiſtes Hohn zu ſprechen. Nur eine Religion, welche der Forſchung keine Schranken ſetzt, iſt mit der Freiheit verträglich. Jeder Glaube, welcher die Prüfung als einen Angriff betrachtet, mit Strafen belegt, oder doch verfolgt, iſt ein Feind der Freiheit, und kann mit dieſem höchſten Gute der Menſchheit nicht im Bunde ſein.

§ 31. Die öſtlichen Kirchen**).

Die Kirche iſt aller Orten mit dem Staate durch die innigſten Bande verflochten. Je nachdem ſie von demſelben verfolgt, geduldet, oder aber bekannt wird, nimmt ſie eine durchaus verſchiedene Stellung ein, und verändert ſich daher ihre Wirkſamkeit. So lange das oſtrömiſche Reich noch beſtand, waren deſſen Kaiſer die Schutzherren der griechiſchen Kirche. So tief ihre Macht auch geſunken, ſo groß waren doch die Anſprüche, die ſie erhob. Einen ähnlichen Charakter beſaß auch die griechiſche Kirche. Sie hatte den größten Theil ihrer Bedeutung verloren, bevor der Halbmond noch auf der Sophienkirche aufgepflanzt

*) S. oben § 19. **) Mosheim, Kirchengeſchichte Buch III.

war. Darum gab sie aber doch keine ihrer, die ganze Welt umfassenden Ansprüche auf. Als der letzte Kaiser Neu-Roms auf den Wällen seiner letzten Stadt im Kampfe gegen die Türken gefallen war, sank die griechische Kirche zu einer, unter dem Schutze der mohammedanischen Sultane geduldeten Anstalt herab. Ihre Geistlichen, und namentlich der Patriarch zu Constantinopel, mußten sich hüten, den Grimm der mohammedanischen Machthaber rege zu machen. Denn das Schwert des Damokles hing immer über ihren Häuptern. Jeden Augenblick konnte die huldreichst verwilligte Duldung zurück genommen und in Verfolgung und Ausrottung verwandelt werden. Hätten die Nachfolger Mohammed's die sogenannten Stellvertreter Christi nicht sehr an Duldsamkeit übertroffen, so hätten sie den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen leicht ein ähnliches Schicksal bereiten können, als die spanischen Könige um dieselbe Zeit über die Mauren und deren Abkömmlinge verhängten. Doch die mohammedanischen Machthaber, trotz ihrer Rohheit, waren der systematischen Verfolgungssucht, wie sie die spanische Inquisition an den Tag legte, unfähig. Nachdem Constantinopel gefallen war, mußten die Griechen ihre Streitigkeiten über die Nabel-Seligkeit*) und andere für hochwichtig gehaltene ähnliche Fragen aufgeben und sich in das Schicksal der Besiegten fügen.

Der Patriarch von Constantinopel konnte nicht mehr, auch nur zum Scheine, dem römischen Papste die Herrschaft über die Welt streitig machen. Sein Gebiet erstreckte sich nur noch über die Sprengel von Constantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem. Das Erzbisthum von Alexandria umfaßte Egypten, Nubien, Libyen und einen Theil Arabiens, das von Antiochia Mesopotamien, Syrien, Cilicien und die Nachbarländer, das Patriarchat von Jerusalem Palästina, das Land jenseits des Jordan's, Cana in Galiläa, den Berg Sion und einen Theil Arabien's. Der Patriarch von Alexandria wohnt in Cairo, und derjenige von Antiochia in Damascus.

Der Patriarch von Constantinopel ist der oberste der drei genannten Patriarchen: Sein unmittelbarer Sprengel erstreckt sich über Griechenland, die Moldau, die Walachei und mehrere andere europäische und asiatische Provinzen der Türkei. Er hat das Recht, die drei übrigen Patriarchen des türkischen Reiches zu ernennen. Er selbst, obschon, dem Namen nach, erwählt von den zwölf nächst wohnenden Bischöfen, leitet alle seine Machtvollkommenheit von den türkischen Sultanen oder deren Vezieren ab, ohne deren Bestätigung er sein Amt nicht antreten und auf deren Wink er es jeder Zeit wieder niederlegen mußte. Nur durch Bestechung konnten sich die griechischen Bischöfe den Weg zur Stelle eines Patriarchen eröffnen und nur durch Geschenke sich dieselbe auf längere Zeit sichern. Der Patriarch von Constantinopel spielte daher eine der trübseligsten Rollen auf der Bühne der christlichen Kirche, und die unter seinen Fittigen stehenden, größtentheils über weite Landstriche zerstreuten Gemeinden konnten von ihm nicht gehoben, sondern nur ausgesogen und im finstersten Aberglauben erhalten werden.

Trotz Jesuiten und Inquisition konnte im Schooße der römisch-katholischen Kirche nicht alles geistige Leben vernichtet werden. Sie stand in inniger Verbindung mit den gebildetsten Nationen der Erde und bewahrte, wenn auch im verborgenen, immer noch einige Keime der von Christo gelehrten Wahrheiten und einige Erinnerungen an menschliche Vernunft und edlere Gefühle. Die griechische Kirche aber, welche aller Orten unter dem Einflusse des rohesten weltlichen Despotismus stand und mit den gebildeten Theilen der Erde sehr wenig Verkehr pflegte, versank mehr und mehr in einen Zustand vollständiger Ohnmacht und Regungslosigkeit. Vergebens suchten die Protestanten sie zur Theilnahme an ihren Kämpfen und Strebungen zu bewegen. Das einzige Lebenszeichen, das sie im Laufe unseres Zeitabschnittes gab, ging von dem Patriarchen Cyrillus Lucar aus, einem

*) Siehe Weltgeschichte Buch VI. § 82, S. 469 f.

Manne von gelehrter Bildung und regem Freunde der Wahrheit. Er hatte auf Reiſen einen großen Theil Europa's kennen gelernt und war mit eigenen Augen der proteſtantiſchen Bewegung gefolgt. Als er ſich bei ſeiner Rückkehr entſchieden zu Gunſten der engliſchen und holländiſchen Kirchen ausſprach, erregte er dadurch den Haß der Jeſuiten, welche mit Hülfe beſtochener Zeugen bewirkten, daß ihn der Sultan wegen Hochverraths hinrichten ließ (1638). So faßten Jeſuiten das Chriſtenthum auf! Die Hoffnungen, welche ſie übrigens auf deſſen Nachfolger, Cyrillus von Berea, ſetzten, welcher ihr eifrigſtes Werkzeug geweſen war, ſeinen redlichen Vorgänger auf das Schaffott zu bringen, gingen nicht in Erfüllung. Vergebens erklärte ſich dieſer elende Menſch zu Gunſten der römiſchen Kirche. Er erlitt bald ſchon daſſelbe Schickſal, das er dem Cyrillus Lucar bereitet hatte. Parthenius, welcher nach ihm Patriarch von Conſtantinopel wurde, machte den Umtrieben der Jeſuiten ein ſchnelles Ende. Seither haben die römiſchen Päpſte ihre Bekehrungsverſuche bei den Griechen ſo ziemlich aufgegeben.

In inniger Verbindung mit dieſen Vorgängen ſtanden ohne Zweifel die Bewegungen, die ſich kurz darauf im Schooße der griechiſchen Kirche Rußland's kund thaten. Um zu gleicher Zeit den Proteſtanten und den römiſchen Katholiken alle Ausſicht auf Bekehrungen zu verſchließen, wurde eine Verſammlung der griechiſchen Kirche nach Kiew berufen (1643). Dieſe ließ ein Glaubensbekenntniß abfaſſen, welches der Patriarch von Conſtantinopel ſpäter beſtätigte und aus welchem erhellt, daß die Anhänger der griechiſchen Kirche gleich weit von der römiſchen, proteſtantiſchen, der urſprünglich chriſtlichen Kirche und dem geſunden Menſchenverſtande entfernt ſind.

Ohne höhere und niedere Schulen von einiger Bedeutung, ohne die Hülfe der Preſſe, ohne freiheitliche Beſtrebungen irgend einer Art fiel die griechiſche Kirche der Leitung ungebildeter und abergläubiſcher Mönche anheim, welche nur über die äußeren Formen des ſogenannten Gottesdienſtes wachen, keinen Funken reiner Wahrheit aber den gedrückten Maſſen mittheilen, und ſie zu keiner edleren Kraftanſtrengung anfeuern konnten.

Außer den Griechen, welche den Patriarchen von Conſtantinopel als ihren oberſten Prieſter anerkennen, beſtehen im Oſten noch die griechiſchen Kirchen der Ruſſen, Georgier Mingrelier, welche ihre eigenen oberſten Prieſter haben, obgleich ſie im weſentlichen die Glaubensſätze der conſtantinopolitaniſchen Kirche theilen. Unter dieſen verdient die griechiſch-ruſſiſche, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mächtiger geworden iſt, einer beſonderen Erwähnung. Die Ruſſen hatten von Conſtantinopel ihr Chriſtenthum erhalten und erkannten daher bis gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts die Oberherrlichkeit des dortigen Patriarchen an. Im Jahre 1589 erwählten ſie jedoch mit Zuſtimmung deſſelben einen eigenen Patriarchen für ſich, welcher von einer zu Conſtantinopel abgehaltenen Kirchenverſammlung unter Beſtätigung des Sultans anerkannt wurde (1593). In der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts entbanden die vier öſtlichen Patriarchen denjenigen von Moskau der zwei Bedingungen (der Tributzahlung und des Abhängigkeits-Verhältniſſes von dem Oberprieſter zu Conſtantinopel), unter welchen er urſprünglich eingeſetzt worden war, ſo daß ſeit dieſer Zeit der ruſſiſche Patriarch das ſelbſtſtändige Haupt der Kirche ſeines Landes wurde. Schwerlich ahnte der Patriarch von Conſtantinopel, Jeremias, welcher in die Errichtung eines ihm untergeordneten Patriarchat's zu Moskau willigte, daß ſich dieſes ſo bald ſchon ſelbſtſtändig machen und im Beſitze der ruſſiſchen Kaiſer darnach trachten würde, ſich die vier alten öſtlichen Patriarchen zu unterwerfen. Frühzeitig verſtanden es die ruſſiſchen Großfürſten, ganz im Stillen die Keime jener Macht zu legen, welche ſich ſpäter in ſo überraſchender Weiſe entwickelte und in unſeren Tagen Europa zu beherrſchen und die Türkei zu verſchlingen drohte.

Das geiſtliche Oberhaupt der Georgier (Iberier) und der Mingrelier (Colchier) nennt

sich Catholicus. Diese Völkerschaften haben unter dem Drucke der mohammedanischen Herrscher, dem sie anheim fielen, von dem Christenthume kaum etwas anderes sich bewahrt, als einige Fest-Tage und Ceremonien, welche sie übrigens, zum Aergernisse der Christen des Westens, mit sehr wenig Salbung begehen.

Außer der griechischen Kirche bestehen im Osten noch viele andere christliche Secten, welche sich in zwei Haupt-Gruppen theilen lassen: die Monophysiten und die Nestorianer. Die ersteren werden auch Jakobiten genannt, von Jakob Albardai oder Baradäus, welcher im sechsten Jahrhundert einem großem Theile derselben wieder neue Lebenskraft einhauchte und ihren kirchlichen Einrichtungen eine festere Gestalt gab. Die Monophysiten zerfallen wieder in drei Theile: die asiatischen und afrikanischen Jakobiten und die Armenier. An der Spitze der asiatischen Jakobiten steht der Patriarch von Antiochia, welcher in dem Kloster St. Ananias in der Nähe von Merdin wohnt, bisweilen aber auch seinen Sitz in dieser Stadt, in Amida, Aleppo und anderen syrischen Städten aufschlägt. Ihm zur Seite steht der Maphrian oder Primas des Ostens, welcher den Gemeinden jenseits des Tigris vorsteht, und in dem Kloster St. Matthäus in der Nähe der Stadt Mosul in Mesopotamien wohnt. Die Patriarchen der Jakobiten führen alle den Namen Ignatius. Die afrikanischen Jakobiten zerfallen in Kopten und Abyssinier und erkennen den Patriarchen von Alexandria als ihr geistliches Oberhaupt an. Kopten werden alle in Egypten, Nubien und den Nachbarländern wohnenden Monophysiten genannt. Die meisten derselben leben unter dem Joche afrikanischer Despoten in dem traurigsten Zustande der Armuth und der Verwahrlosung. Nur wenigen derselben gelingt es, sich den Türken durch ihre Betriebsamkeit unentbehrlich zu machen und durch dieselben zu Ehren und Reichthum zu gelangen. In einer glücklicheren Lage befinden sich die Abyssinier, welche unter Herrschern ihres Glaubens und ihrer Nation stehen. Sie erkennen zwar den Patriarchen von Alexandria als ihr geistliches Oberhaupt an, stehen aber unmittelbar unter einem Bischofe, den dieser ihnen sendet und den sie Abunna nennen.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Portugiesen nach Abyssinien vorgedrungen, woselbst sich die christliche Religion, wenigstens den Glaubensformeln nach, seit den ältesten Zeiten erhalten hatte. Allein die Abyssinier erkannten die päpstliche Gewalt nicht an und glaubten an die einfache Natur Christi (d. h. sie waren Monophysiten). Die Jesuiten kamen kurz nach der Entstehung ihres Ordens in dieses Land und suchten dasselbe zu unterjochen. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatten sie sich daselbst großen Einfluß erworben, und wurden im Anfange des siebzehnten durch den Kaiser Susnejus (Seltam Segued) auf die höchste Stufe der Macht erhoben. Im Jahre 1626 schwor Susnejus sogar dem römischen Papste Gehorsam. Der Patriarch Alphonso Mendez machte sich aber durch seine Gewaltthätigkeiten so sehr verhaßt, daß er (1634) durch Basilides, Susnejus Sohn, mit allen Jesuiten und Europäern aus dem Lande getrieben wurde, in welchem das Papstthum später nie wieder festen Fuß fassen konnte.

Die Monophysiten unterscheiden sich von den römischen und griechischen Katholiken im wesentlichen darin, daß sie in Christo nur *eine* Natur annehmen. Sie verwerfen die Beschlüsse des Concils von Chalcedon und den Brief Leo's, des sogenannten großen.

Die armenischen Monophysiten halten mit den Jakobiten keine Gemeinschaft, obgleich sie in der Lehre von der einfachen Natur Christi mit diesen übereinstimmen. Ihre Kirche steht unter drei Patriarchen, von welchen der oberste im Kloster Echmiazin wohnt, ganz Groß-Armenien zu seinem Sprengel, und zwei und vierzig Erzbischöfe unter sich hat. Seine Einkünfte sind sehr groß. Dessen ungeachtet lebt er, ganz wider die Gewohnheiten der westlichen Bischöfe, einfach und eingezogen in seinem Kloster. Er wird von den Bischöfen seiner Diöcese gewählt und von dem persischen Schah bestätigt. Der zweite armenische

Patriarch, welcher den Namen Catholicos führt, wohnt zu Cis, einer Stadt von Cilicien, hat zwölf Erzbiſchöfe unter ſich, und führt die geiſtliche Herrſchaft über die Provinzen Cappadocien, Syrien und die Inſel Cyprus. Der dritte armeniſche Patriarch wohnt auf der Inſel Aghtamar im See Varaspuracan. Er hat nur acht oder neun Biſchöfe in ſeinem Sprengel und wird als Feind der übrigen armeniſchen Kirchen betrachtet. Außer dieſen drei führen noch mehrere andere armeniſche Geiſtliche den Titel eines Patriarchen, ohne jedoch die mit dieſer Würde verbundenen Rechte auszuüben. Sie leiten alle ihre Befugniſſe von dem Patriarchen zu Echmiazin ab und beſitzen nur einzelne ihnen von dieſem beſonders verwilligte Begünſtigungen.

Die Neſtorianer, welche auch Chaldäer genannt werden, und welche in Meſopotamien und in den Nachbarländern wohnen, glauben, daß die Anſicht des Neſtorius mit Unrecht auf dem Concile von Epheſus verdammt wurde, ſie nehmen mit demſelben an, daß in Chriſto nicht bloß zwei Naturen, ſondern auch zwei Perſonen vereinigt ſind. Seit dem Jahre 1552 zerfallen ſie in zwei Abtheilungen, von welchen die eine durch ihren Patriarchen Johann Sulaka (auch Siud genannt) und den Erzbiſchof von Galu Simeon Denha unter das römiſche Joch gebracht wurde. Gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts machte ſie ſich aber davon wieder los. Der andere weit zahlreichere Theil der Neſtorianer hat ſich ſeine Unabhängigkeit zu allen Zeiten bewahrt. Dieſe ſtehen unter einem Oberprieſter, welcher ſeit dem Jahre 1559 immer den Namen Elias führt, und in Moſul wohnt. Deſſen Sprengel reicht über einen großen Theil Aſiens, und erſtreckt ſich über die arabiſchen Neſtorianer und die Chriſten von St. Thomas, welche längs der Küſte von Malabar leben.

Eine große Menge anderer kleiner Secten, die Ueberreſte früher verfolgter Glaubensmeinungen, die Nachkommen der Ebioniten, Valentinianer, Manichäer, Baſilidianer und anderen Gläubigen, die ſich den Beſchlüſſen der allgemeinen Kirchenverſammlungen nicht fügen wollten, ſind noch über alle Theile Aſiens zerſtreut. Sie machen uns die vor anderthalb Jahrtauſenden verübten Glaubensverfolgungen anſchaulich. Die katholiſche Kirche verlor ſie und machte ſich dieſelben zu bitteren Feinden, indem ſie Anſtoß an ihren kleinen Liebhabereien für dieſe oder jene gleichgültige Anſchauung nahm, und die aus deren Schooß ausgeſtoßenen Glieder konnten vereinzelt den Mohammedanern keinen kräftigen Widerſtand entgegen ſetzen und verloren unter deren Joche bald alles regere geiſtige Leben. Zu dieſen Secten werden gezählt: 1) die Sabäer, die ſich ſelbſt Mendai Jjahi oder die Schüler St. Johannis nennen, obgleich ſie Johann den Täufer gar nicht kennen und von dem Chriſtenthume nur ſehr wenige Begriffe haben; ihre Religion beſteht hauptſächlich in Waſchungen, die ſie jeden Tag mit großer Feierlichkeit begehen; ſie wohnen in Perſien und Arabien, hauptſächlich in Baſſora; 2) die Jaſidier oder Jezdäer in den gordiſchen Gebirgen und in der Wüſte von Kurdiſtan; ihre Prieſter gehen in ſchwarzer, die Laien in weißer Kleidung und zeichnen ſich durch eine beſondere Verehrung aus, die ſie einem böſen Geiſte widmen, den ſie Karubin oder Cherubim nennen; 3) die Duruzier, oder Druſen in den Schluchten des Libanon, welche ſich für Nachkommen der europäiſchen Kreuzfahrer ausgeben; 4) die Chamſer oder Solaren in einem Theile Meſopotamiens; 5) die Maroniten im Libanon und Antilibanon. Sie haben ſich zwar zur Zeit der Kreuzzüge dem römiſchen Papſte unterworfen, allein unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieſer ſich nicht den geringſten Eingriff in die alten Gebräuche, Sittengeſetze oder Religions-Vorſchriften des Volkes erlauben dürfte. Ihr Patriarch wohnt zu Canobin, einem Kloſter im Libanon-Gebirge, führt den Titel Patriarch von Antiochia und nennt ſich immer Peter, denn auch er, wie der Papſt zu Rom, leitet von dem Apoſtel dieſes Namens ſeine Gewalt ab.

Alle dieſe Secten haben ihre Patriarchen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche mit großem Eifer darüber wachen, daß ſich die Zahl ihrer Heerde nicht vermindere und deren Beſtrebun-

gen es hauptsächlich beizumessen ist, daß sie sich von Vater auf Sohn erhalten haben. Was sollten diese armen Hirten anfangen, wenn ihre Schaafe sich von ihnen nicht mehr weiden ließen?

Zu diesen Würdenträgern kommen noch die römisch-katholischen Bischöfe in partibus infidelium, d. h. in den Ländern der Ungläubigen hinzu, so daß die fernen Gegenden des Ostens an geistlichem Zuspruche keinen Mangel leiden. Wenn sich dessen ungeachtet christliche Liebe und männlicher Freiheitsmuth dort nur sehr wenig findet, so kömmt dieses daher, daß in Asien und Afrika, wie in Europa die Diener der Kirche sich nur bemühen, dem herrschenden Aberglauben Nahrung zu geben und ihn möglichst zu ihrem persönlichen Vortheile auszubeuten. Die Länder, in welchen die Wiege des Christenthums geschaukelt wurde, sind alle zum größten Theile von Mohammedanern bewohnt und stehen unter der Gewalt mohammedanischer Herrscher. Den dortigen Christen scheint aber nicht viel mehr von dem Christenthume geblieben zu sein, als die Erinnerung an dieses Schaukeln. Die späteren Entwickelungen der Lehre Christi, und die Fortschritte der gebildeten Völker der Erde sind fast spurlos an ihnen vorüber gegangen. Vielleicht bringen die Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen, welche immer weiter nach Asien und Afrika vordringen, diese Völker den Europäern näher, und machen sie im Laufe der Zeit einer höheren Stufe der Bildung fähig — nicht durch die Mittel der Religion, sondern die wirksameren menschlichen Kunstfleißes und wissenschaftlicher Strebung.

Die Versuche, welche die römisch-katholischen Pfaffen machten, die christlichen Secten des Ostens dem Papste zu unterwerfen, wurden von sehr geringen Erfolgen gekrönt, weil diese klug genug waren, einzusehen, daß es ihnen an Unterthänigkeitsverhältnissen nicht gebreche, und daß sie nicht neuer Fesseln, sondern im Gegentheil der Anregung zu freiheitlichem Aufschwunge bedürften, um in eine bessere Lage zu kommen.

Nur einige wenige griechische Gemeinden, welche römisch-katholischen Obrigkeiten gehorchten, namentlich den Venetianern, den Polen und den Habsburgern, oder welche in der Türkei zerstreut lebten, brachte die römische Kirche unter ihre Herrschaft, indem sie mit großen Opfern in Rom eine Bildungsanstalt für angehende Geistliche griechischer Abkunft unterhält. Sie mußte aber die Erfahrung machen, daß die meisten ihrer Zöglinge, sobald sie entlassen waren, die römischen Lehren wieder aufgaben, und nicht selten ihre heftigsten Gegner wurden, und deren ganzes Verderbniß ihren Landsleuten mit den glühendsten Farben schilderten.

In denjenigen Ländern dagegen, in welchen ihnen die weltlichen Herrscher nicht zu Hülfe kamen, oder ihre Bekehrungsversuche nicht ruhig duldeten, machte die römisch-katholische Kirche wenig oder keinen Fortschritt.

Vergebens suchte sie in Rußland Anknüpfungspunkte zu finden. Der Jesuit Anton Possevin, welchen der Papst im Jahre 1581 dahin absandte, wurde von dem Großfürsten Johann Basilides mit allgemeinen Redensarten abgefertigt. Glücklicher war Possevin dagegen in Polen, woselbst er (1596) eine Anzahl Russen, welche bis dahin den Patriarchen von Constantinopel als ihr geistliches Oberhaupt anerkannt hatten, überredete, sich dem römischen Stuhle zu unterwerfen. Auf diese Weise bildeten sich die sogenannten Unirten (Vereinigten) im Gegensatze der Nichtunirten Griechen in Polen. Schon seit dem vierzehnten Jahrhundert hatte eine solche Genossenschaft in Cujavien bestanden. In neuerer Zeit gelang es aber dem russischen Papste (Czaaren) mehr durch Gewalt, als Ueberredung, alle diese Seelen der römischen Herrschaft wieder zu entziehen.

Unter den armenischen Monophysiten, namentlich denjenigen, welche in Polen lebten, bekehrten die römischen Glaubenseiferer einige Gemeinden, deren Bischof in Lemberg seinen Sitz nahm.

Zwei Jahrhunderte ſind vergangen, ſeit ſich die hier geſchilderten Zuſtände der öſtlichen Kirchen entwickelt haben, ohne daß ſich mittlerweile irgend ein Fortſchritt kund gethan hätte. Zwar hat ſich die Macht der ruſſiſchen Kirche während dieſer Zeit außerordentlich vermehrt. Allein für die Menſchheit läßt ſich von dieſer kein Gewinn, keine Anregung zum Beſſern hoffen, ganz eben ſo wenig, als von der römiſch-katholiſchen und proteſtantiſchen. Eine andere, weit höhere Macht: der geſunde Menſchenverſtand, der Freiheitsmuth, die Vernunft im Bunde mit lebensfriſcher Kraft — dieſe allein kann die ſo tief geſunkenen Völker des Oſtens, wie die geknechteten Völker des Weſtens auf eine höhere Stufe der Entwickelung emporheben. Sie nur kann den Glaubensſtreitigkeiten, dem kirchlichen und dem weltlichen Despotismus ein Ende machen und den Völkern zugleich Freiheit, Wohlſtand und Bildung verleihen.

Dritter Abſchnitt.

Deutſchland.

§ 32. Vorbemerkung (1517—1519)

Bis auf den heutigen Tag hat noch kein Volk ſeine Verhältniſſe nach den Geſetzen des ewigen Rechtes geordnet. Selbſt die Vereinigten Staaten Nordamerika's hatten das Brandmal der Sclaverei ſich aufgedrückt. Das ſechszehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert hatte aber noch weit mehr, als das neunzehnte von der Gewalt und dem Betruge ſeiner weltlichen und geiſtlichen Herrſcher zu leiden. In unſerm deutſchen Vaterlande ruhte der ganze Zuſtand der Nation weſentlich auf dem Fauſtrechte der Ritter und den Gaunereien der Pfaffen. Diejenigen Machthaber, welche nur in kleinerm Maßſtabe auf Raub ausgehen konnten, welche nur einzelne Burgen und Dörfer ihr eigen nannten, hatten im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts an Bedeutung verloren; um ſo mehr hatten ſich diejenigen gehoben, welche über ganze Länder geboten und viele Städte beherrſchten. Der Unterſchied zwiſchen den Kurfürſten, Herzogen und Fürſten einerſeits, und den Rittern, Freiherren und Grafen andererſeits, beſtand aber in der Hauptſache nur darin, daß jene mit mehr Glück, als dieſe, gemordet und geraubt hatten. Nirgends entſchied die Selbſtbeſtimmung und die freie Wahl des Volkes über die Herrſchaft, unter welcher es ſtand. Der Beſitz, der ſich von Vater auf Sohn fortgepflanzt, erweitert und befeſtigt hatte, gab den Ausſchlag. Wie auf geiſtlichem Gebiete der Aberglauben, ſo beſtimmte auf weltlichem die Rohheit der Maſſen ihre Schickſale. Sie ließen ſich das Joch gefallen, das ſie weder den Muth, noch die Einſicht hatten, abzuſchütteln. Was Recht genannt wurde, aber nur das Ergebniß der Gewalt und des Truges war, reichte nie weiter, als die Macht des Beſitzers, ſich in ſeinen hergebrachten Vortheilen zu behaupten.

Es iſt ſehr thöricht, diejenige Gewalt, welche ſich in einen Purpur hüllt und mit einer Krone ſchmückt, wegen dieſer Aeußerlichkeiten mit größerer Achtung zu behandeln, als eine andere, welche, obſchon ſie auf gleichem Grunde ſteht, doch nur fünf, ſieben oder neun Perlen im Wappen führt, und ſich deßhalb mit geringeren Ehrenbezeugungen begnügen muß.

Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatte in Deutſchland die königliche

Gewalt unausgesetzt abgenommen; auf ihren Trümmern erstand die Macht der Fürsten. Doch besaßen die kleinen Ritter noch immer Burgen, Dörfer und Schlösser und überdieß Entschlossenheit genug, um ein nicht unbeträchtliches Gewicht in die Wagschale der Geschichte legen zu können. Unter der Herrschaft seiner zahllosen mehr und minder mächtigen Gebieter hatte sich das deutsche Volk, als politische Macht, gänzlich verloren. Dem Auslande gegenüber besaß die deutsche Nation seit langer Zeit keine Einheit mehr. Je nach den Umständen nahm sie an den Kriegen dieses oder jenes Fürsten Theil. Allein bedeutende Streitkräfte bildeten immer nur die Truppen irgend eines Hauses. Die Kriege, welche geführt wurden, bezweckten niemals das Wohl Deutschlands, sondern nur dieses oder jenes Fürstengeschlechts. Namentlich waren es die Habsburger, welche unser Vaterland in zahllose Streitigkeiten verwickelten, die sie aber nur dazu benützten, die Macht ihrer Familie zu vergrößern. Die deutsche Nation wäre längst untergegangen, wenn, wie viele glauben, das Leben eines Volkes wesentlich auf der Stellung beruhte, die es dem Auslande gegenüber einnimmt. Sie bewies in den Kämpfen der Reformation aber deutlich, daß trotz aller Zerstückelung und ungeachtet der elendesten Centralregierung, sie noch immer Kraft genug besaß, der ganzen Menschheit einen Impuls zu geben, welcher auf Jahrhunderte hinaus sie vor Versumpfung bewahrte.

So selbstsüchtig die Bestrebungen der Habsburger und der meisten deutschen Machthaber auch waren, so traurig die Rechtspflege verwaltet wurde, so machten doch Künste und Wissenschaft, und selbst Freiheitsmuth und Selbstbewußtsein unausgesetzt Fortschritte. Damals herrschte in Deutschland noch nicht jenes furchtbare Polizeisystem, welches jedes Wort und jede Schrift, jede Versammlung und jeden Verein unter seine Zuchtruthe nimmt. Viele hochwichtige Entwickelungen gingen, unbeachtet von der Gewalt, vor sich und traten plötzlich in der großen That der Reformation zu Tage.

So wenig Kaiser und Reich auch thaten, im Innern Deutschlands Ordnung zu halten, so war doch im Laufe der Zeit einiges geschehen, um den wildesten Ausbrüchen des Faustrechts Schranken zu setzen. Das Reichskammergericht war schwach, ihm stand keine vollziehende Gewalt zur Seite. Es wurde nicht regelmäßig besoldet, und hatte nicht einmal einen festen Sitz. Einzelne Ritter, wie z. B. Franz von Sickingen, waren stark genug, ihm die Spitze zu bieten. Neben der Reichsgewalt bestand der schwäbische Bund, neben dem Reichs-Kammergericht das Augsburger Bundesgericht. Kaiser Maximilian gab sich selbst die größte Mühe, statt das Reichsgericht und die Reichsgewalt, den schwäbischen Bund und dessen Gericht zu Augsburg zu heben und zu kräftigen. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts war der schwäbische Bund, welcher die meisten Fürsten und Städte des südlichen Deutschland's und sogar den Kurfürsten von Brandenburg zu Mitgliedern zählte, die größte schlagfertige Macht im Reiche. Es war leichter ein Urtheil des Bundesgerichts, als eines des obersten Reichsgerichts zur Vollziehung zu bringen.

Die Jämmerlichkeit der Zustände des deutschen Reiches in den letzten Jahren Maximilian's I. macht uns nichts anschaulicher, als die durch Herzog Ulrich veranlaßten Wirren in Würtemberg und die sogenannte Stiftsfehde im Hildesheim'schen. Bei diesen Streitigkeiten waren aber hauptsächlich nur Fürsten und Herren in erster Reihe betheiligt. Die durch Luther um dieselbe Zeit angeregten Bewegungen, an welchen das ganze Volk Antheil nahm, zeigen, daß wir diesem Unrecht thun würden, es nach dem Unfuge, den seine Fürsten trieben, und den es duldete, zu beurtheilen.

Nachdem sich Herzog Ulrich von Würtemberg in dem Tübinger Vertrage (1514) mit seinen Ständen wieder ausgesöhnt und die Bauern niedergeschlagen hatte*), trieb er sein Unwesen wie früher fort. So lange er seine wilden Leidenschaften nur an seinen Unter-

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 18. S. 124 ff.

thaten kühlte, ſtieß er auf keinen gefährlichen Widerſtand. Allein die Rohheit, mit welcher er ſeine Gattin Sabine von Baiern behandelte, der Mord, den er an dem Ritter Johann von Hutten beging, weil er dieſen in Verdacht hatte, ſich für die ihm angethane Beſchimpfung mit der Herzogin zu entſchädigen, endlich die Ueberrumpelung der Stadt Reutlingen, die er zwang, ihm zu huldigen, erbitterte er zugleich die fränkiſche Ritterſchaft, den Herzog von Baiern und den geſammten ſchwäbiſchen Bund. Ulrich von Hutten rüttelte durch ſeine vernichtenden Anklagen ganz Deutſchland wider den Tyrannen von Würtemberg auf. Der Herzog Wilhelm von Baiern, Sabinen's Bruder, griff zu den Waffen. Zwar hatte der Herzog Ulrich unter Vermittelung des alten Kaiſers Maximilian's (1516), den ihm von Seiten der fränkiſchen Ritter und des Herzog's von Baiern drohenden Sturm durch einen Vergleich beſchworen; als er aber dieſen nicht hielt und ſein Angriff auf die Stadt Reutlingen hinzu kam, brach endlich (1519) das Ungewitter über ihn los. Er wurde aus ſeinem Lande gejagt, in welchem er keine warmen Freunde haben konnte. Umſonſt nahm er durch einen Handſtreich Stuttgart wieder ein, er mußte bald ſchon wieder fliehen und erhielt von den Schweizern, welche Zwingli abmahnte, nicht die erwartete Hülfe.

Bei dieſer Gelegenheit zeigte es ſich aber wieder, daß, was damals unter dem Namen der Gerechtigkeit geſchah, nichts anderes war, als Gewaltthat unter geſetzlichen Formen. Das Haus Habsburg, welches an der Vertreibung Herzog Ulrich's beſonderen Antheil genommen hatte, ſetzte ſich, mit Uebergebung des Sohnes des vertriebenen Herzogs, in dem Lande feſt, und konnte erſt nach Jahren daraus wieder entfernt werden.

Einen ganz ähnlichen Charakter hatte die ſogenannte Hildesheimer Stiftsfehde. Der Biſchof Johann von Hildesheim, ein Prinz aus dem in Lauenburg herrſchenden ſächſiſch-askaniſchen Hauſe, zerfiel mit dem Reichsadel ſeines Stiftes. Die Herren von Saldern brachten 1516 einen Bund von fünf und ſechzig ritterſchaftlichen Gutsbeſitzern des Bisthums gegen den Biſchof zu Stande, welcher ſich unter den Schutz der Herzoge von Braunſchweig-Wolfenbüttel und Kalenberg und des Biſchofs Franz von Minden, eines braunſchweigiſchen Prinzen, begab. Zwei Jahre lang dauerte der Krieg. Endlich gewann der Biſchof Johann den Herzog Heinrich von Lüneburg, deſſen Sohn er zum Coadjutor annahm, oder mit anderen Worten, zu ſeinem Nachfolger beſtimmte. Auf der Soltauer Haide kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Partei des Biſchof's Johann von Hildesheim den Sieg errang, deſſen Früchte ihm übrigens ſpäter durch einen Spruch Kaiſer Karl's V. größtentheils entzogen wurden.

Kaiſer Maximilian, welcher noch lebte, als der Krieg in Würtemberg und im Hildesheim'ſchen ausbrach, nahm an allen dieſen Wirren nur inſofern Antheil, als er für ſein Haus Vortheil daraus zu ziehen hoffte. Ihn beſchäftigte zunächſt immer nur die Sorge für Luſtbarkeiten, feierliche Aufzüge und feſtliche Gelage. Nebenbei betrieb er aber mit großem Eifer, doch ohne Erfolg, die Wahl ſeines Enkels, des nachmaligen Kaiſer's Karl V. Seine Charakterloſigkeit bewährte er noch in ſeinen letzten Lebensjahren, indem er zuerſt Acht und Aberacht über Franz von Sickingen ausſprach (1517), dann aber (1518), bevor dieſer ſich gereinigt hatte, ihn feſtlich bei ſich zu Innsbruck aufnahm.

Auf dem Reichstage zu Augsburg (1518) hatte der Kaiſer noch keine Ahnung von der Bedeutung des durch Luther angeregten Streites mit dem Papſte. Wie er die Sache anſah, erhellt am deutlichſten aus den Worten, die er damals zum Kurfürſten von Sachſen ſprach: „man müſſe dieſen Mönch aufſparen, da man ihn vielleicht noch werde brauchen können."

In Augsburg feierte Maximilian noch die Vermählung des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg mit der Suſanna von Baiern, und reiſte dann nach Innsbruck.

Als er vor dieſer Stadt bei grimmiger Kälte im Januar 1519 anlangte, ließen ihn die Bürger, welche durch des Kaiſers niederträchtige Beamte zum äußerſten getrieben worden waren, nicht ein. Er zog ſich dadurch ein Fieber zu, an welchem er, bevor er Wien erreichen konnte, in Wels ſtarb im ein und ſechzigſten Jahre ſeines Alters.

Eine ſo traurige Rolle Maximilian als Herrſcher geſpielt hatte, ſo beſaß er doch manche freundliche Eigenſchaften. Als z. B. ein Spötter an ſeinem Hofe den Reim an eine Wand ſchrieb:

„Da Adam hackt' und Eva ſpann,
Wo war damals der Edelmann?"

ſo ſetzte er darunter die beſcheidenen Worte:

„Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann."

Dagegen ließe ſich nichts einwenden; wenn Maximilian nur im Sinne dieſes ſeines Reimes gehandelt hätte. Seine Anſichten über die Könige und Völker ſeiner Zeit legte er in den Worten nieder:

„Der König von Frankreich iſt ein König der Eſel, weil ſeine Unterthanen alles tragen und alles thun, was er ihnen auflegt; der in Hiſpanien ein König der Menſchen, die ihm nur in billigen Sachen gehorchen; der in England, ein König der Engel, denn er gebietet ihnen nichts unrechtes, und ſie gehorchen ihm willig; wir aber ſind ein König der Könige, die uns nur gehorchen, wenn es ihnen gefällt."

Wir wollen mit dem alten Maximilian darüber nicht rechten. Soviel iſt aber gewiß, daß, wenn er, ſtatt ſeines Enkels bis über die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts auf dem Throne Deutſchlands geſeſſen, die Reformation ſchwerlich einen ſo blutigen Verlauf genommen hätte.

§. 33. Karl V. (1519—1558).

Am 24. Februar 1500 gab Philipp der Schöne, der Sohn Kaiſer Maximilian's und der Maria von Burgund im Fürſtenhofe zu Gent einen großen Ball. Seine Gattin Johanna, Tochter Ferdinand's und Iſabellen's von Spanien, von Eiferſucht gequält, ließ ſich nicht abhalten, demſelben beizuwohnen, obgleich der neunte Monat ihrer Schwangerſchaft zu Ende ging. Mitten im Geräuſche des Feſtes fühlte ſie ein Bedürfniß, eilte nach dem heimlichen Gemache und gebar dort nach wenigen Stunden einen Sohn, welcher ſpäter den Namen Karl und den Titel eines Herzogs von Luxemburg erhielt. Als Knabe von ſechs Jahren verlor er ſeinen Vater und zugleich ſeine Mutter, welche aus Schmerz über den plötzlichen Tod ihres leidenſchaftlich geliebten Gatten, wahnſinnig wurde, und nicht wieder genas. Seine Tante, Margaretha von Oeſterreich, die Regentin der Niederlande, gab ihm den Decan der Univerſität Löwen, Adrian Florent oder Florisſon von Utrecht, der ſpäter Papſt wurde, zum Lehrer, und Wilhelm von Croix, Marquis von Chievres zum Gouverneur. Beide, obgleich ſonſt ſehr verſchiedenartig in ihren Richtungen und Anſchauungen, ſtimmten doch darin überein, daß ſie ihrem Zöglinge die Glaubensſätze, Ceremonien und Gewohnheiten der katholiſchen Kirche auf's feſteſte einprägten. Unter deren Leitung lernte Karl zuerſt franzöſiſch, dann flamändiſch und erſt ſpäter und minder gut ſpaniſch, deutſch, italieniſch u. ſ. w. Die Niederlande hatte Karl ſchon von ſeinem Vater geerbt. Beim Tode ſeines Großvaters mütterlicher Seite (1516) fiel ihm Spanien mit ſeinen neuerworbenen Provinzen Italiens und den Colonien jenſeits des atlantiſchen Oceans, und bald darauf (1519), als ſein Großvater väterlicher Seite ſtarb, die Länder des Hauſes Habsburg zu. Seit Karl, dem ſogenannten Großen, hatte kein europäiſcher König eine

ſo ausgedehnte Ländermaſſe unter ſeinem Scepter vereinigt. Zu allen dieſen ererbten Herrſchaften kam bald noch die deutſche Kaiſerwürde, zu welcher er durch die Wahl der Kurfürſten erhoben wurde.

Als dem ſechszehnjährigen Jüngling Spanien, halb Italien und die neue Welt im Weſten zugefallen war, nahm er den Wahlſpruch an: non dum (noch nicht) und verwandelte dieſen in plus ultra (weiter vorwärts), nachdem ihm die Habsburgiſche Erbſchaft und die Kaiſerwürde zu Theil geworden. Spanien mit deſſen Nebenländern genügte ſeinem Ehrgeize nicht, und ſelbſt die Habsburgiſche Erbſchaft und die Kaiſerwürde trieben ihn nur an, noch mehr zu wünſchen.

Karl V. gehört fünf verſchiedenen Nationen an: den Niederländern, Spaniern, Italienern, Deutſchen und Amerikanern, auf deren Schickſale er einen entſcheidenden Einfluß übte. Denn er war es, welcher die Grundſätze feſtſtellte, nach welchen ſeine Nachfolger in der Herrſchaft über alle dieſe Völker Jahrhunderte lang verfuhren. Da wir übrigens die Völker höher ſtellen, als deren Herrſcher, da wir nicht die Geſchichte der Entwickelung einzelner Menſchen, ſondern der Völker und der geſammten Menſchheit ſchreiben, werden wir nicht den Schickſalen und Handlungen Karl's den Entwickelungsgang der von ihm ganz oder theilweiſe beherrſchten Nationen unterordnen, vielmehr bei der Geſchichte jeder einzelnen Nation von deren Beherrſcher Karl, ſo viel als dahin gehört, mittheilen. Wenn dadurch die Geſchichte Karl's V. an innerem Zuſammenhang verliert, ſo gewinnt in gleichem Maße diejenige von fünf Reichen. Wer freilich nur die Geſchichte der Monarchen und nicht der Völker ſchreibt, zieht eine andere Anordnung vor.

Lange vor Maximilian's Tode hatten die Umtriebe der Wahl ſeines Nachfolgers ſchon begonnen. Große Summen waren mehreren Kurfürſten zugefloſſen, um deren Stimmen zu gewinnen, und ſelbſt weniger einflußreiche Fürſten, Grafen und Ritter wurden beſtochen, um in dieſem oder jenem Sinne zu wirken. Deutſchland hatte damals ſchon aufgehört, ein abgeſchloſſener Staat zu ſein. Seine einzelnen Provinzen hingen alle feſter an ihren unmittelbaren Beherrſchern, als an dem Kaiſer, welcher nur zum Scheine die Einheit des Reiches darſtellte. Die Schweiz gehorchte ihren Kantonsregierungen, die Niederlande dem Hauſe Habsburg. Beide Grenzländer hingen mehr durch die Erinnerung an vergangene Zeiten, als durch wirkliche und gegenwärtige Bande mit Deutſchland zuſammen. Die übrigen Provinzen des Reiches folgten in allen politiſchen Fragen den ihnen von ihren Landesherren ertheilten Anregungen. Sie waren nur inſofern deutſch, als ihre Herrſcher es ihnen geſtatteten. Die Sprache und das allgemeine Nationalgefühl konnten ihnen dieſe nicht rauben. Allein die Fürſten beuteten ihre Unterthanen ausſchließlich im Intereſſe ihrer Häuſer aus. Das allgemeine Wohl kam nicht in Betracht.

Als es galt, nach Maximilian's Tode ihm einen Nachfolger zu wählen, entſchieden über dieſe hochwichtige Frage nicht die perſönlichen Eigenſchaften, ſondern die äußere Stellung der Bewerber. Die Kurfürſten hatten trotz aller angewandten Beſtechung, ſoviel geſunden Sinn, zu erkennen, daß der geeignetſte Mann für die Kaiſerkrone Friedrich der Zweite von Sachſen ſein würde. Allein dieſer Fürſt beſaß weder den Ehrgeiz, noch die Entſchloſſenheit, eine ſo ſchwere Bürde auf ſich zu nehmen, und lenkte die Wahl auf Karl von Habsburg. Franz I. von Frankreich hatte ſeit Jahren darnach getrachtet, Maximilian's Nachfolger auf dem deutſchen Kaiſerthrone zu werden. Auch Heinrich VIII. von England würde mit Vergnügen die Wahl angenommen haben. Beide mußten dem Habsburger weichen. Heinrich that es ohne übele Laune. Er hatte ſelbſt kaum erwartet, den Sieg davon zu tragen. Um ſo empfindlicher fühlte der eitele König Franz die Zurückſetzung. Das Gold, das er mit freigebigen Händen in Deutſchland geſpendet hatte, um

seine Wahl durchzusetzen, war verloren. Es war die erste Wunde, welche ihm der Knabe Karl schlug.

Die Kurfürsten waren von der Ansicht ausgegangen, daß Karl dem deutschen Vaterlande den kräftigsten Schutz gewähren könne. Sie bedachten nicht, daß er in gleichem Maße das Reich mit Gefahren bedrohe. Die Macht, welche er besaß, wurde so ziemlich durch diejenige seiner Feinde aufgewogen. Ueberdieß konnte er dieselbe im Falle des Sieges eben sowohl zur Unterdrückung der deutschen Freiheit, als zum Schutze gegen das Ausland anwenden. Diese Gefahr glaubten die Kurfürsten durch eine Wahl-Capitulation, zu der sich Karl bereit erklärte, beseitigen zu können, gleich als ob jemals ein Fürst seine Zusagen gehalten hätte, wenn er sich stark genug fühlte, sie zu brechen, und durch seinen Ehrgeiz dazu angetrieben wurde.

Das Nationalgefühl der Kurfürsten war sehr schwach. Es reichte nicht weiter, als dem Habsburger, der zum Theil wenigstens deutschen Ursprungs, den Vorzug über den Valois zu geben, welcher ganz Ausländer war. Die hohe Bedeutung der damals schon durch Luther angeregten religiösen Streitigkeiten erkannte Niemand im Kurfürsten-Collegium, selbst Friedrich der Weise nicht, widrigenfalls er schwerlich seine Stimme einem Herrscher gegeben hätte, in dessen Hauptlande die Inquisition ihre Opfer schlachtete. Indem die Kurfürsten dem spanischen Karl den Vorzug vor dem Könige von Frankreich ertheilten, mußten sie sich darauf gefaßt machen, das deutsche Reich in die Kriege dieser beiden Machthaber zu verwickeln. Welche Ausdehnung diese gewinnen würden, ließ sich allerdings nicht voraussehen; klar am Tage lag es aber, daß zwei Herrscher, welche an den Pyrenäen, in Italien, in den Niederlanden und in Deutschland feindliche Ansprüche hegten und widerstrebende Pläne verfolgten, nicht Frieden halten würden.

Die wichtigste Frage, welche sich dem Kaiser in Deutschland aufdrang, sobald er Zeit gefunden hatte, dahin zu kommen, betraf die Kirche. Erst am 23. Oktober 1520 konnte aber die Krönung zu Aachen stattfinden, da Karl zuvor in Spanien, unterwegs in England und in den Niederlanden alle Hände voll zu thun hatte. Er sah mit größerer Sicherheit, als die deutschen Kurfürsten, den ihm bevorstehenden Kampf mit Franz I. voraus, und dachte weit mehr daran, aus Deutschland Mittel zu dessen Führung zu ziehen, als Frieden im Innern und Schutz gegen auswärtige Feinde dem Reiche zu gewähren, das ihm nicht durch Erbschaft, sondern durch Wahl zugefallen war. Bei allen Monarchen steht ein Erbvieh höher, als ein Wahlreich, die Geburt höher, als das Verdienst.

Es war ein Glück für Deutschland und die gesammte Menschheit, daß Karl V. nur einen kleinen Theil seiner Zeit und der Kräfte seiner vielen Staaten dem deutschen Vaterlande widmen konnte, und daß er die Angelegenheiten seines Hauses für wichtiger erachtete, als diejenigen seiner Kirche und des deutschen Reiches. Er trat daher, wie wir oben geschildert*), der aufkeimenden Reformation nicht mit derjenigen Entschiedenheit entgegen, welche er in seinen Kämpfen gegen Franz I. und selbst gegen die Päpste an den Tag legte.

Auf dem berühmten Reichstage zu Worms wurde die Bestellung eines Reichsregiments und die feste Anordnung des Reichskammergerichtes mit nicht geringerem Ernste betrieben, als der Religionsstreit Luther's. Der Marquis von Chievres (Ziege), welchen die Spanier Boue (Bock) genannt hatten, um seine Habsucht zu bezeichnen, stand dem jungen Kaiser zur Seite. Damals schon gab Karl deutlich zu erkennen, daß er darnach strebe, seine Gewalt auch in Deutschland möglichst zu erweitern. Er verlieh dem Regimentsrathe, welcher früher „Königlicher und des Reiches Rath" genannt wurde, den weit monarchischer klingenden Titel: „Kaiserlicher Majestät Rath im Reiche." Statthalter und Räthe, welche früher dem Kaiser und dem Reiche den Eid der Treue geleistet hatten, ließ

*) S. § 5 ff.

Karl nur ſich und nicht dem Reiche ſchwören. Dadurch, daß „wichtige Staats- und Juſtizſachen, Fahnenlehen und der Abſchluß auswärtiger Bündniſſe" dem Kaiſer vorbehalten wurden, ſchwächte er von vornherein die Wirkſamkeit des Regimentsrathes, welcher überdieß wegen der großen Zahl ſeiner Mitglieder (22) zu raſchen und kräftigen Beſchlüſſen ſehr wenig geeignet war. Auf dem Reichstage von Worms war es auch, wo der Grund zu dem grauſamſten aller deutſchen Geſetzbücher, der ſogenannten peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiſer Karl's V. gelegt wurde. Mit Recht trägt ſie deſſen Namen, da ſie den Charakter unerhörter und ſyſtematiſcher Härte an ſich trägt. Nichts macht uns den Fortſchritt der Zeit anſchaulicher, als derartige Urkunden der Vergangenheit, welche dem Hexenglauben, der Tortur, den Verſtümmelungen, dem Viertheilen, Rädern, Pfählen, lebendig verbrennen, Erſäufen und unzähligen anderen Abgeſchmacktheiten und Schändlichkeiten den Stempel der Geſetzlichkeit aufdrückten.

Auch die inneren Angelegenheiten des Hauſes Habsburg wurden auf demſelben Reichstage geordnet. Noch war das Erſtgeburtsrecht in dieſem Hauſe nicht eingeführt. Karl's Bruder, Ferdinand, hatte demnach gleiche Anſprüche auf das habsburgiſche Erbe. Der Kaiſer wußte es aber ſo einzurichten, daß er als der eigentliche Herr ſämmtlicher habsburgiſchen Lande erklärt wurde. Doch überließ er (am 28. April 1521) ſeinem Bruder die Verwaltung von Ober- und Nieder-Oeſterreich, Stelermark, Kärnthen und Krain. Für ſich ſelbſt behielt Karl die vorderöſterreichiſchen Lande in Schwaben und Elſaß, desgleichen Tyrol, Iſtrien, Friaul und das Land bis Trieſt und Gradisca. Im Februar 1522 trat der Kaiſer ſeinem Bruder Ferdinand ferner die ſchwäbiſchen Beſitzungen und Tyrol ab. Erſt im Jahre 1540 konnte er ſich von ſeinen übrigen deutſchen Beſitzungen trennen. Aus den Niederlanden, welche Karl ſich auch dann noch vorbehielt, zog er mehr Geld und Mannſchaft, als Ferdinand jemals aus allen ſeinen deutſchen Beſitzungen preſſen konnte.

Während der erſten fünf und zwanzig Jahre ſeiner Regierung bekümmerte ſich Karl V. ſehr wenig um Deutſchland. Selbſt der große Bauernkrieg der Jahre 1524 und 1525 rüttelte den Kaiſer nicht aus ſeiner Gleichgültigkeit für das Wohl der deutſchen Nation auf. Ohne ſein Zuthun wurden die Bauern niedergeworfen, und nachdem dieſes geſchehen war, hatte Karl kein Gefühl für ihre Leiden und keinen Gedanken, dieſen abzuhelfen.

Der Bauernkrieg*) machte die Nichtigkeit der Reichsgewalt damaliger Zeit am beſten anſchaulich. Nur die Ritter, die Fürſten und die Geiſtlichen leiſteten da und dort den Bauern Widerſtand, und der ſchwäbiſche Bund bot die Heeresmacht auf, welche die entſcheidenden Siege erfocht. Es iſt daher ſehr begreiflich, daß die durch Luther angeregte rein religiöſe Bewegung trotz allen Reichsbeſchlüſſen ihren ungehemmten Fortgang hatte, inſofern die betreffenden Landesherren: Städte, Ritter, Fürſten und Prälaten ihr nicht feindlich in den Weg traten. Die Reichsgewalt konnte nur in denjenigen Bezirken Deutſchlands ſich geltend machen, deren Herren auf ihrer Seite ſtanden, ſie war im entgegengeſetzten Falle durchaus unmächtig.

Eine andere, noch weit bedeutungsvollere Thatſache, welche der Bauernkrieg zu Tage brachte, war, daß das Chriſtenthum nicht ausreicht, den Menſchen zu ihren ewigen und unveräußerlichen Rechten zu verhelfen, daß es den Freiheitsmuth und das Rechtsgefühl ſeiner Anhänger nicht genügend anſpornt, um ihnen die Kraft zu verleihen, tauſendjährige Feſſeln zu ſprengen. Siegreich wurde daher der Kampf gegen die beſtehende Kirche nur da geführt, wo ſich andere Beſtrebungen, namentlich politiſcher Natur mit demſelben verbanden.

Karl V. ahnte nicht, daß bald ſchon die Religionsfrage in andere, ihm weit gefährlichere Verbindungen eintreten könne, und beugte ſolchen nicht vor. Die deutſche Krone hatte für ihn nur inſofern Werth, als ſie ihm Glanz verlieh. An die Pflichten, welche ſie

*) Siehe oben § 7. S. 48 ff.

ihm auferlegte, dachte er nicht. Als sich übrigens die Gelegenheit bot, mit Pomp vom Papste gekrönt zu werden, ergriff er dieselbe mit Vergnügen.

Im Jahre 1530, kurz nachdem die spanischen und deutschen Truppen Karl's V. Rom erstürmt und geplündert, und den Papst zu einem sehr harten Frieden gezwungen hatten, ließ sich derselbe in Bologna krönen. Es war dieses eines jener Spektakelstückchen, welche ihm besondere Freude machten, weil sie die große Masse des Volkes über seine Absichten und Pläne vollständig irre führten. Während er durch seine Truppen den Papst in der Engelsburg enge eingeschlossen hielt, hatte er Gebete für dessen Befreiung anordnen lassen, und nachdem der geängstigte Oberpriester das Gesetz von dem mächtigen Kaiser empfangen hatte, ließ sich Karl von ihm krönen. Bei dieser Gelegenheit erklärte Karl V. feierlich, und auf den Knieen liegend, daß das Heer unter dem Connetable von Bourbon ohne sein Wissen und ohne seinen Willen auf Rom losgerückt sei, daß er von den daselbst begangenen Verbrechen erst nachdem sie verübt waren, Kenntniß erhalten habe, und daß er, zum Zeichen seiner Ergebenheit, durch diese Erklärung sich und sein Heer zu den Füßen des obersten Kirchenhirten niederlege, und bereit sei, jede Genugthuung zu geben, welche gefordert würde, müßte er selbst sein Schwert in die Hände des Papstes niederlegen."

Natürlich hütete er sich wohl hinzu zu fügen, daß, sobald er Kenntniß von der Gefangennahme des Papstes erhalten, er sofort dessen Freilassung, sobald er die Einnahme Rom's erfahren, dessen Räumung angeordnet habe. Auch wußten die Eingeweihten wohl, daß die Formel, in welcher Karl um Verzeihung bat, zuvor festgesetzt und die Zusage der Absolution vom Papste ertheilt worden war. Die ganze Sache war also nur eine auf die Täuschung des Volkes berechnete Ceremonie. Daß Papst und Kaiser ihren Zweck erreichten, geht am besten daraus hervor, daß selbst im neunzehnten Jahrhundert Geschichtsforscher, wie z. B. Pichot, das zu Bologna aufgeführte Schauspiel ganz ernstlich als einen Beweis der Unterwürfigkeit Karl's und als ein Zeichen seines Bedauerns über die Einnahme Rom's betrachten.

Wer tiefer blickt, erkennt darin nichts weiter, als den Wunsch Karl's V., jeden Vorwurf, den bigotte Katholiken aus den mit dem Papste gepflogenen kriegerischen und friedlichen Verhandlungen ableiten möchten, niederzuschlagen. Diese selbst bezogen sich aber mehr auf die italienischen und französischen Verhältnisse, als auf Deutschland, können also hier übergangen werden. Die blutigen Kriege, die Karl mit Franz I. von Frankreich führte, wurden theils in Italien ausgefochten, theils bildeten italienische Besitzungen und namentlich das Herzogthum Mailand den eigentlichen Streitgegenstand. Die Schlachten, welche Karl im Kampfe mit Frankreich schlug, und die Verträge, die er abschloß, gehören nicht in die Geschichte Deutschland's, welches durch dieselben sehr wenig berührt wurde. Auch die Züge dieses Kaisers gegen Tunis und Algier (1541) waren für unser Vaterland nur insofern von Wichtigkeit, als sie die Streitkräfte und die Zeit Karl's V., welche er außerdem nur zur Unterdrückung der freiheitlichen Bewegungen in der Heimath der Reformation verwandt haben würde, auf einen Punkt ablenkten, wo sie ohne Schaden oder sogar einigermaßen selbst zum Besten der Menschheit wirkten. Die Fortschritte, welche mittlerweile die Reformation machte, verdanken wir in großem Maße diesen mannigfaltigen Unternehmungen des deutschen Kaisers. Wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, Deutschland zu beschützen, so hätte er besser gethan, seine Waffen, statt gegen Nordafrika, gegen die europäische Türkei zu richten, von welcher aus unter seiner Regierung Ungarn und Oesterreich auf's ernstlichste bedroht wurden. Soliman II. rückte unaufhaltsam nach dem Westen vor und Karl V., welcher mehr als irgend ein anderer europäischer Fürst aufgefordert war, ihm die Spitze zu bieten, überließ die ganze Gefahr des Krieges anderen, minder mächtigen christlichen Königen. Er verhinderte weder, daß die Türken (1522) Rhodus eroberten,

noch daß der König Ludwig von Ungarn in der Schlacht von Mohacz (1526) Leben und Heer verlor, ungeachtet der Verträge, welche dem Hauſe Oeſterreich für den Fall des Ausſterbens des ungariſchen Königshauſes die Erbfolge zuſicherten. Es gereicht dem mächtigen Beherrſcher eines großen Theiles Europa's und Amerika's nicht zur Ehre, daß, während er auf dem deutſchen Kaiſerthrone ſaß, die Türken drei und dreißig Tage lang (vom 13. September bis 16. October 1529) Wien belagern konnten, und daß er zu ſpät kam, ſie zurück zu treiben. Zu keiner Zeit machten die Türken ſo große Fortſchritte in der nächſten Nähe Deutſchland's und ſogar in dem Lande, welches ſeinem Bruder Ferdinand zugefallen war (Ungarn), als da Kaiſer Karl V. den Titel eines Mehrers des deutſchen Reiches führte. Durch ſchmählichen Tribut mußte Ferdinand (1546) einen Waffenſtillſtand erkaufen. Kaiſer Karl erkannte nicht, daß ein Theil, vielleicht der größere des Schimpfes, auf ihn zurück fiel. Man hat wiederholt den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchland's einen Vorwurf daraus gemacht, daß ſie dem Könige Ferdinand keinen genügenden Beiſtand gegen die Türken geleiſtet hätten. Allein mir ſcheint die Zumuthung ſehr abgeſchmackt zu ſein, daß diejenigen, deren Leben und Beſitzſtand unausgeſetzt bedroht waren, demſelben Tyrannen Hülfe leiſten ſollten, welcher als Sieger ſofort ſeine Waffen gegen ſie gekehrt haben würde. Eine ganz andere Stellung nahm aber Karl V. ſeinem Bruder Ferdinand gegenüber ein. Als deutſcher Kaiſer, als Haupt der habsburgiſchen Familie und als Bruder hatte er eine dreifache Aufforderung, die Türken aus Ungarn und von den Grenzen Deutſchland's zu vertreiben Doch ihm ſchien das Herzogthum Mailand wichtiger zu ſein, als das Königreich Ungarn, und dem Kriege gegen das katholiſche Frankreich widmete Karl V. hundert Mal mehr Zeit und Kraft, als dem Kampfe gegen die mohammedaniſche Türkei. Dieſes ſtand nicht in Uebereinſtimmung mit den Redensarten, welche er bei jeder Gelegenheit ausſprach, es war nicht bedingt durch die von ſeinen Altvordern ererbte Stellung, und ſtand durchaus in Widerſpruch mit einer großartigen Auffaſſung ſeiner Zeit, ganz abgeſehen von allen Freiheitsideen und den Bewegungen der Reformation. Allein Karl V. beſaß nicht jenen weitreichenden Blick, wie ihn gleich ehrgeizige Menſchen, z. B. der Cardinal Richelieu, Heinrich IV. von Frankreich und viele andere beſaßen. Weil Franz I. ihn als perſönlichen Nebenbuhler und Feind betrachtete, ließ er ſich von dieſem das Feld ſeiner Thätigkeit vorzeichnen. Nach der Schlacht von Pavia wäre es ihm ein leichtes geweſen, einen dauernden Frieden mit Frankreich zu ſchließen. Allein Karl V. war zu kleinlich, um ſich auf einen höhern Standpunkt in der Politik hinanſchwingen zu können, als ihn Franz I., Heinrich VIII. und ähnliche Alltagsmenſchen inne hatten. Er war nur ſchlauer, ränkevoller, und weniger ausſchweifend, als ſie, nicht weitſehender. Auf die traurige Stellung, welche Karl V. der Türkei gegenüber einnahm, war übrigens der Argwohn, welchen er ſeinem Bruder Ferdinand gegenüber hegte, gewiß nicht ohne Einfluß. Er wollte dieſen nicht zu mächtig werden laſſen, ihn ſtets von ſich in Abhängigkeit erhalten. Dazu dienten ihm die Türken ganz gut. Denn ſie gaben Ferdinand ſein Leben lang ſoviel zu thun, daß er ſich ihrer kaum erwehren konnte.

Dieſelbe Kurzſichtigkeit und Härte, welche Karl V. ſeinem katholiſchen Feinde Franz I. gegenüber an den Tag legte, und welche ihm trotz aller gewonnenen Schlachten am Ende doch wenig oder keine Vortheile brachte, zeigte er auch im Kampfe mit den Proteſtanten Deutſchlands. Zuerſt ließ er ſie zu einer Macht werden, dann bekämpfte er ſie zwar mit Nachdruck, allein auf eine ſo verrätheriſche und die Rechte aller Fürſten, ſelbſt der katholiſchen, ſo ſehr gefährdende Weiſe, daß er dadurch ſeine eigene Niederlage vorbereitete. Das von ihm erfundene Interim*) beweiſt mehr, als irgend eine andere ſeiner Handlungen, wie wenig Karl V. die Menſchen wirklich kannte, wie wenig er ahnte, daß in ihnen eine

*) S. oben § 11. S. 92 ff.

verborgene Kraft rube, welche, auf's äußerste gereizt, sich verzehnfacht und den mächtigsten Herrschern gefährlich wird; und doch war es diese, welche allein dem Kurfürsten Moritz von Sachsen und den mit ihm verbündeten Fürsten den Muth einflößte, den Krieg gegen den mächtigen Beherrscher zweier Welten zu beginnen.

Ohne einige fremde Hülfe wagten sie sich nicht in den Kampf. Um sich den Beistand des Königs der Franzosen zu verschaffen, willigten Moritz und seine Bundesgenossen ein, daß Heinrich II. die zum deutschen Reiche gehörigen Städte, in welchen nicht deutsch gesprochen wurde, Metz, Toul, Verdün und Cambray besetzen und unter dem nichtigen Vorbehalte der Rechte des Reiches als Reichs-Vicarius behalten dürfe.

Die Verhandlungen unter den deutschen Fürsten sowohl, als mit dem Könige der Franzosen wurden äußerst gehelm geführt und gehalten. Am 5. October 1551 kamen sie auf dem einsamen Waldschlosse Friedenwalde in Hessen zum Abschlusse. In Folge dieses Vertrags bezahlte der König der Franzosen dem Kurfürsten Moritz sogleich zweimal hundert vierzig, und weiter monatlich sechzig tausend Goldthaler. Zugleich mit den deutschen Fürsten sollte der König von Frankreich in's Feld rücken. Die deutschen Fürsten hatten wohlweislich den übel berüchtigten Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach in ihren Bund nicht aufgenommen. Derselbe bot sich aber dem Könige von Frankreich an, welcher sich von ihm bereden ließ, ihm bedeutende Geldsummen zur Verfügung zu stellen. Mit diesen warb er ein ansehnliches Heer, welches später dem Kurfürsten Moritz den Tod geben sollte.

In der Geschichte der Reformation haben wir die Erfolge des Bundes der deutschen Fürsten und des Königs von Frankreich, so weit sie die Religionsangelegenheit betrafen, mitgetheilt. Karl V. wurde besiegt und gezwungen, sein Interim aufzugeben. Die Protestanten erhielten Gleichberechtigung mit den Katholiken, obgleich nicht vollständige; allein da den weltlichen Regierungen ausdrücklich das Recht vorbehalten wurde, die Anhänger einer anderen Religion zur Auswanderung zu treiben, und überdieß der sogenannte geistliche Vorbehalt, obschon ohne Zustimmung der Protestanten, in den Friedensschluß aufgenommen wurde, so blieb der Grundsatz der Unfreiheit des Glaubens für die große Masse des Volkes bestehen, und blieb auch für die regierenden Geschlechter mehr oder weniger immer von der Gewalt abhängig. Denn, wenn ein in der Vernunft begründetes Menschenrecht nur als Ausnahme und nicht seinem ganzen Umfange nach anerkannt ist, liegt es in der Natur der dasselbe bestreitenden Leidenschaften, daß sie suchen es mehr und mehr zu beschränken, oder, wo möglich, zu vernichten. Nur eine bestimmte und unumwundene Anerkennung des Rechts, gegründet auf eine entsprechende Macht, kann dasselbe vor den Angriffen der Herrschsucht und des Aberglaubens einigermaßen sicher stellen.

Mit Recht ist daher der Augsburger Religionsfrieden bitter getadelt worden. Doch darf dabei nicht übersehen werden, daß er doch ein großer Fortschritt zum Bessern war. Vorher hatte der Papst allein, und nur zu Gunsten seines Glaubens das Recht, Andersglaubenden Gewalt anzuthun, und er begnügte sich nicht damit, diese zu verbannen, er ließ sie verbrennen. Dadurch, daß er dieses Recht mit sämmtlichen protestantischen Fürsten theilen, daß er und seine Anhänger sich mit Verhängung der Verbannung begnügen mußten, war schon viel gewonnen, obgleich allerdings der Grundsatz "cujus regio ejus religio," d. h. wem das Land, dem gehört auch die Religion, ein haarsträubender ist.

Nachdem der Religionskrieg in Deutschland durch den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden beendigt war, blieb noch der Krieg mit Frankreich und mit den raubsüchtigen Schaaren des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach übrig.

Metz, Toul, Verdün und Cambray blieben unter französischer Herrschaft, ungeachtet Kaiser Karl sogar den Markgrafen Albrecht von Brandenburg in seinen Schutz nahm, um

mit deſſen wilden Horden den König von Frankreich, der ſie verſchmäht hatte, zu bekriegen. Der Kaiſer ſagte dem Räuberhauptmann in einem förmlichen, am 24. October 1552 beſtätigten Vertrage zu, daß er die von den Reichsgerichten caſſirten Verträge, zu welchen der Markgraf verſchiedene deutſche Biſchöfe gezwungen hatte, aufrecht erhalten wolle. Den Räubereien, welche der Markgraf nachher auf franzöſiſchem Gebiete verübte, gab der Kaiſer dadurch einen völkerrechtlichen Anſchein, daß er deren Betrag demſelben an Zahlungsſtatt anwies. Der Kaiſer ſtellte ſich dadurch ſo ziemlich auf gleichen Fuß mit dieſem berüchtigten Räuber. Deſſen ungeachtet mußte er gegen Ende Decembers die Belagerung von Metz, die er am 22. October begonnen hatte, unverrichteter Dinge aufgeben. Der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach, pochend auf den mit dem Kaiſer abgeſchloſſenen Vertrag, ſetzte ſein Unweſen in Deutſchland fort, nachdem er aus Frankreich vertrieben war. Der Kaiſer ſchritt gegen ihn nicht ein. Im April 1553 vereinigten ſich endlich König Ferdinand, Kurfürſt Moritz und einige andere deutſche Stände gegen ihn. Am 1. Juli dieſes Jahres verlor in der Schlacht von Sieversbauſen Moritz ſein Leben, Albrecht ſein Heer. Moritz wurde gegen das Ende des Treffens von hinten erſchoſſen. Es iſt kaum zu glauben, daß die Kugel von Feindes Hand abgeſchoſſen wurde. Doch der Thäter iſt bis auf unſere Tage nicht ermittelt worden.

Moritz hinterließ keine Nachkommen. Sein Bruder Auguſt folgte ihm in der Kurwürde nach, und zog ſofort ſeine Truppen nach Sachſen zurück, da er fürchtete, von dem abgeſetzten Kurfürſten Johann Friedrich und deſſen Söhnen bekriegt zu werden. Markgraf Albrecht gelangte daher ſchnell wieder zu Kräften, und ſetzte ſeine Verheerungen und Plünderungen fort. In einer zweiten Schlacht wurde der Markgraf (am 12. September) unweit Braunſchweig von dem Herzoge Heinrich dem jüngern geſchlagen. Dennoch blieb er im Felde bis zum 12. Juni 1556, an welchem Tage er durch die Truppen des Herzogs Heinrich von Braunſchweig, die Nürnberger und die Sachſen unter Heinrich von Plauen geſchlagen wurde. Er ſelbſt rettete ſich aber wieder, floh nach Frankreich und hörte auch dann noch nicht ganz auf, ſein Unweſen zu treiben.

Manche Schriftſteller ſchreiben dieſe und viele andere Wirren des deutſchen Reiches der Schwäche der Reichsgewalt zu und beklagen dieſe in bitteren Worten. Allein ſie erwägen nicht, daß, wenn die Reichsgewalt in den Händen der Habsburger ſtark geweſen wäre, dieſe ſchwerlich zunächſt und hauptſächlich den herrſchenden Uebelſtänden abgeholfen hätten, vielmehr nur darauf bedacht geweſen wären, ihre Hausmacht zu vergrößern, und die Freiheitsbeſtrebungen der deutſchen Nation vollſtändig zu erdrücken.

Die Grundloſigkeit der Klagen über die Schwäche der Reichsgewalt erhellt am beſten aus der ſelbſtſüchtigen Anwendung derſelben, in allen Fällen, da ſie Kraft entfaltete. Dem Unfuge der vielen Ritter, Grafen und Fürſten, Mönche, Aebte und Biſchöfe ſetzte ſie nirgends ein Ziel. Wenn Karl aber mehr Macht in Deutſchland beſeſſen hätte, ſo wäre ſchon früher und nachher während des ſchmalkaldiſchen Krieges, die Reformation gründlich vertilgt worden. Faſt alles Gute entwickelte ſich in Deutſchland unabhängig von oder im Kampfe mit der Reichsgewalt. Dieſe war es, welche das Pfaffenthum gegen die Reformation, den Adel wider die Bauern und in den Städten die Patricier gegen die Handwerker unterſtützte, und das Aufkommen eines volksthümlichen Gemeindeweſens mit aller Kraft bekämpfte. Im nördlichen Deutſchland ging darüber die Hanſa zu Grunde. Die alten Perücken vermochten nicht mit der Zeit, welche vorwärts drängte, gleichen Schritt zu halten. Männer, wie Jürgen Wullenweber in Lübeck, welche ſich auf die Maſſen ſtützten, den Vorrechten der Patricier ein Ende machen und zeitgemäße Einrichtungen treffen wollten, wurden mit Hülfe der Reichsgewalt niedergeſchlagen.

Während Deutschland Mühe hatte, sich des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach und seiner Raubschaaren zu erwehren, führte Kaiser Karl mit abwechselndem Glücke Krieg gegen Frankreich, lag dabei aber lange Zeit an der Gicht krank darnieder. Zu den Schmerzen dieses Uebels kamen noch andere herbere hinzu. Er mußte erkennen, daß er sein ganzes Leben hindurch nutzlos sich abgemüht hatte. Die Lorbeeren, die er in seinen Kriegen erworben hatte, welkten ab, grünere und frischere schmückten die Schläfen seiner Gegner. Alle seine Deutschland betreffende Pläne waren gescheitert. Der Herzog Christoph von Würtemberg, dem er das väterliche Erbe hatte rauben wollen, war nach Schwaben zurückgekehrt. Dessen Land, welches Karl mit Gewalt unter dem Joche der katholischen Kirche hatte halten wollen, war protestantisch geworden. Deutschland, welches er unter sein Interim gebeugt glaubte, hatte dieses abgeschüttelt. Die Protestanten hatten ihn gedemüthigt, wie er nie zuvor von irgend einem Feinde gedemüthigt worden war. Der Wunsch Karl's, seinen Sohn Philipp auf den deutschen Kaiserthron zu erheben, scheiterte an der Abneigung der Kurfürsten und führte eine Spannung mit seinem Bruder Ferdinand herbei, welche dem kranken Kaiser die letzten Lebensjahre noch mehr verbitterte. Der Tod seiner Gattin, Isabella von Portugal, welche 1539 starb, hinterließ eine tiefe Wunde in seinem Herzen, die er offen erhielt, indem er alle Tage einer Messe beiwohnte, die zur Ruhe ihrer Seele gelesen wurde, indem er sein Zimmer schwarz behängen ließ und selbst nur noch schwarze Kleider anlegte. Statt dieser äußern Zeichen der Trauer hätte er ihr Andenken mehr geehrt, wenn er ihr die Treue bewahrt hätte. Doch alle besseren Regungen, welche Karl V. hegte, gingen in Aeußerlichkeiten unter, während seine schlimmen Triebe sich zu Thaten gestalteten.

Sein Gemüth wurde immer finsterer. Die Melancholie, welche sich seiner bemächtigte, gränzte bisweilen an Wahnsinn. Sein Ueberdruß an allen irdischen Verhältnissen nahm zu, und mit ihnen die alten Fehler, gegen welche seine Beichtväter vergebens angekämpft hatten: Trägheit und Leckerheit. Vergebens berief er seinen Sohn Philipp zu sich nach Brüssel. Philipp erklärte, nur als Regent dahin kommen zu wollen, und legte dadurch seinem Vater die Thronentsagung sehr nahe. Ende Octobers 1555 trat ihm Karl die Niederlande, bald darauf (16. Januar 1556) auch Spanien ab. Mittlerweile wurden zu Vaucelles Friedensunterhandlungen mit Frankreich eröffnet, welche am 5. Februar 1556 einen Waffenstillstand zur Folge hatten. Metz, Toul, Verdün und Cambray blieben in Feindes Hand. Kurz darauf verzichtete Karl V. auf die deutsche Kaiserkrone, und zog sich in das Kloster Yuste in Estremadura zurück. Neuere Forschungen*) haben seine letzten Jahre in einem ganz andern Lichte dargestellt, als früher darauf ruhte.

Er hatte sein ganzes Leben lang mit seinen Dienern gezankt, daß sie nicht verstünden, ihm etwas gutes auf die Tafel zu liefern. Bei der Wahl seines Zufluchtsortes hatte er besonders auf seinen Gaumen Rücksicht genommen. Er wußte, daß der Schinken und das Wildpret von Estremadura, die Forellen der benachbarten Bäche, zu den wohlschmeckendsten der Welt gehörten. Was in der Nähe fehlte, mußten sein Oberküchenmeister Karandilla und sein Secretär Vasquez aus der Ferne verschreiben. Ihr Briefwechsel beweist, mit welchem Aufwande von Zeit und von Kosten dieses geschah. Alle spanischen Granden und Bischöfe, welche sich bei dem Kaiser in Gunst setzen wollten, zahlten ihm ihren Tribut in gemästeten Kälbern, Fischen, Zuckerwerk, Früchten und anderen Leckerbissen. Die Aerzte Karl's V. bekämpften vergebens seine krankhafte Eßlust. Er begnügte sich nicht damit, selbst zum Ruine seiner Gesundheit zu essen, er verführte auch die Mönche zu Yuste zu ähnlichen Uebertretungen, welche allerdings mehr ihre Ordensregel, als ihre festere Körperbeschaffenheit verletzten.

Die Tafel nahm den größten Theil der Zeit Karl's in Anspruch. Was ihm an

*) S. Pichot, Charles Quint. Paris 1854.

Muße übrig blieb, widmete er den geiſtigen Uebungen ſeiner Religion. Zwei Geißeln (Disciplinen), die ſich in ſeinem Nachlaß fanden, beweiſen, daß er ſich ſelbſt den Rücken droſch. Schwerlich hat er ſich aber dabei ſehr wehe gethan, denn an körperlichen Leiden hatte er außerdem ſchon Ueberfluß. Gern hätte er, gleich ſeinem Vertrauten, Franz Borgia, das härene Hemd auf dem Leibe getragen. Aber es war ihm doch zu ſchmerzhaft.

Gewöhnlich erzählten die Geſchichtſchreiber, Karl V. ſei Mönch geworden. Dieſes iſt nicht der Fall. Er wohnte in einem Anbau des Kloſters, legte aber nicht das dreifache Gelübde ab, ſchon aus dem Grunde nicht, weil es mit ſeiner Leckerheit nicht in Uebereinſtimmung zu bringen war. Auch iſt es nicht richtig, daß er bei lebendem Leibe den Feierlichkeiten ſeiner Beerdigung beiwohnte. Eine mißverſtandene Stelle des Chroniſten des Hieronimiten-Kloſters führte zu dieſer Annahme. Die viel beſprochene Ceremonie vom 30. Auguſt 1558 war vielmehr nur ein Todtenamt, bei welchem Karl eine angezündete Fackel dem Geiſtlichen übergab, in der Hoffnung, Gott werde ſeine Seele eben ſo freundlich aufnehmen, als der Hieronimiter-Mönch die Fackel nahm. Uns ſcheint dieſe Uebergabe der brennenden Fackel ſchon abgeſchmackt genug. Es thut nicht noth, daraus ein vollſtändiges Leichenbegängniß zu machen. In der Nacht vom 19. auf den 20. September 1558 ſtarb Karl mit großem Anſtande. Die um das Sterbebette verſammelten Gläubigen fanden ſeinen Tod ſehr erbaulich, und ſein Haushofmeiſter Quixada erklärte, er glaube, daß Karl geraden Weges in den Himmel gefahren ſei. Quixada mochte es ſehr gut verſtehen, ſeinem Herrn die gewünſchten Leckerbiſſen zu verſchaffen. Ein Urtheil über ſeine Seele oder auch nur, was minder ſchwierig iſt, über ſein irdiſches Leben abzugeben, dazu fehlten ihm alle Eigenſchaften.

Karl V. iſt einer der ſchwierigſten Charaktere, welche die Geſchichte dem Forſcher bietet. Abgeſehen davon, daß er von verſchiedenen gleichzeitigen Beobachtern ſehr verſchiedenartig aufgefaßt wurde, daß die heftigſten religiöſen, politiſchen und nationalen Vorurtheile ſich in die meiſten Schilderungen ſeiner Thaten und Beweggründe einmiſchten und die Quellen der Wahrheit trübten, erſchwert die Neigung Karl's, ſich ſelbſt, ſeine Pläne und namentlich ſeine Schwächen in den Schleier des Geheimniſſes zu hüllen, eine richtige Darſtellung ſeines Charakters. Die außerordentliche Verſtellungskunſt, welche er ſchon als Knabe beſaß, und die ihn nicht verließ bis zu ſeinem Ende, bildet eine ſeiner hervorragendſten Eigenſchaften. Es gelang ihm, ſelbſt den Namen der Mutter ſeines Sohnes, Johann von Oeſterreich, der Mit- und Nachwelt zu entziehen, und die Mutter ſeiner Tochter Margaretha in ein ſo vollſtändiges Dunkel zu verſenken, daß man heut zu Tage noch nicht weiß, was aus ihr geworden iſt, nachdem ſie dem Kaiſer eine Tochter geboren hatte. Bekannt iſt nur, daß Margaretha Vangeeſt im Jahre 1521, und die Mutter ſeines Sohnes Johann im Jahre 1545 durch ihn auf Zeitlebens unglücklich gemacht, von ihm verlaſſen und von ihren Kindern auf immer getrennt wurden. Wie Karl V. ſeine unreinen Liebesverhältniſſe zu verdecken wußte, ſo gelang es ihm auch, um ſeine ganze innere Welt einen faſt undurchdringlichen Nebel zu ziehen.

Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf. Er ſollte zugleich die Spanier, die Niederländer, die Italiener und die Deutſchen befriedigen. Bei der Verſchiedenartigkeit dieſer vier Nationen konnte ihm dieſes nur inſofern einigermaßen gelingen, als er ſchwieg, ſeine Beweggründe nie kund that, und es der Nachwelt überließ, auf dieſe nach ſeinen offenkundigen Handlungen zu ſchließen. Wir bedauern nur, daß der Kern, den er ſo ſorgfältig verbarg, nicht beſſer war, und daher keine guten Früchte trug; und dieſes legt uns den Gedanken ſehr nahe, daß Karl im vollen Bewußtſein, daß ſeine Abſichten unrein ſeien, ſie verſteckte.

Karl V. war mehr, als irgend ein anderer König ſeiner Zeit Selbſtbeherrſcher. Er

hatte während seiner ganzen Regierung keinen Rathgeber, welcher es wagte, ihm jemals vorzugreifen. Nach den Umständen wechselte er alle seine Diener. Am längsten bewahrten sich die beiden Granvella, Vater und Sohn, ihren Einfluß. Die natürliche Folge dieser Selbstherrschaft war aber, daß die Geschäfte stockten. Karl war kein fleißiger und rascher Arbeiter. Er stand spät auf und verschwendete viel Zeit mit kirchlichen Ceremonien und den Freuden der Tafel. Im Rathe hörte er die Ansichten seiner Minister, behielt sich selbst aber immer die Entscheidung vor. Spanier, Niederländer und Italiener zog er am zahlreichsten in seine Umgebung. Im Jahre 1525 z. B. bestand sein Staatsrath aus acht Mitgliedern. Darunter waren vier Niederländer, zwei Spanier, zwei Italiener und kein Deutscher, ungeachtet doch die deutschen Angelegenheiten gerade um jene Zeit es waren, welche den großartigsten Einfluß auf die Entwickelung der Geschichte ganz Europa's übten. Eine besonders wichtige Rolle spielte der Beichtvater. Isabella von Castilien hatte es eingeführt, daß er in allen Religions- und Gewissens-Angelegenheiten, zu welchen so vieles gezählt werden konnte, freien Zutritt zu den königlichen Berathungen hatte. Doch auch den Beichtvätern übergab Karl nicht das Steuerruder seines Reiches. Er wechselte dieselben sehr oft, so daß keiner eine überwiegende Bedeutung gewann.

Im Kriege, wie im Frieden setzte er die Deutschen zurück. Unter seinen Feldherren zog er ihnen Italiener, Spanier und Niederländer vor. Doch konnte er im Kriege die Deutschen nicht wohl entbehren. Georg von Frundsberg und andere Deutsche halfen ihm einen großen Theil seiner Siege erringen. Dem Frundsberg verdankte er hauptsächlich den Gewinn der Schlachten bei Bicocca (1522) und bei Pavia (1525). Frundsberg war es, der auf dem Reichstage zu Worms dem Luther auf die Schulter klopfte und zu ihm sagte: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer aller ernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahr' in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird Dich nicht verlassen." So gab der alte Krieger deutlich seine Sympathie mit den Bestrebungen Luthers zu erkennen. Unter den Söldnern, die er in Italien befehligte, und welche Rom erobern halfen, waren viele gleich gesinnte. Einer der Obersten war Sebastian Schertlin, welcher mit dem Heere nach Rom zog, und uns in seiner selbstverfaßten Lebensbeschreibung viele anziehende Mittheilungen über die Kriegszüge seiner Zeit hinterlassen hat. Auch Sebastian Schertlin neigte sich auf die Seite der Protestanten, welchen er im Schmalkaldischen Kriege, vor Magdeburg und in dem Kriegszuge Moritzens von Sachsen gute Dienste leistete. Hätten die Häupter des Bundes ihm gefolgt, so wäre Karl V. schwerlich in den Jahren 1546 und 1547 Sieger geworden.

Karl besaß als Feldherr und Staatsmann gute Fähigkeiten, obgleich er in beiden Beziehungen nicht zu den Größen ersten Ranges gerechnet werden kann. Trotz aller Schlachten, die er gewann, und aller Verträge, die er schloß, erreichte er die beiden Zwecke, nach denen er am eifrigsten strebte: die Vermehrung des Glanzes der römisch-katholischen Kirche und des Hauses Habsburg — nicht. Im Gegensatze war es, unter seiner Herrschaft, daß sich die Reformation und mit ihr der achtzigjährige Krieg vorbereitete, welcher mit dem Verluste Nord-Niederland's für das Haus Habsburg endigte. Er konnte sich von den alten Ueberlieferungen seiner Kirche und seiner Familie nicht trennen, schwankte zwischen beiden ziemlich unsicher hin und her und gefährdete sie dadurch selbst am meisten.

Für die Entwickelung der Menschheit, das Wohl seiner Völker, Freiheit und Recht hatte Karl V. keinen Sinn, ja nicht einmal Worte. Die Redensarten, welche er immer im Munde führte, und in allen öffentlichen Urkunden niederlegte: „Vernichtung der Ketzerei, Ausrottung des Islam, Erhöhung und Erweiterung des Glaubens und der christlichen Religion," verdeckten gewöhnlich nur andere, durchaus verschiedenartige Absichten. Die

Erweiterung ſeiner Hausmacht war in Deutſchland und Italien ſein leitender Gedanke, während er in Spanien und in den Niederlanden der Religion in ſeiner Auffaſſung, d. h. dem finſterſten Aberglauben alle Rückſichten unterordnete. Thatſächlich hat kein Kaiſer die Päpſte ſo ſehr gedemüthigt, keiner hat ſo wild in Rom gewüthet, als er. Allerdings verwahrte er ſich feierlich gegen die Erſtürmung und Plünderung der Siebenhügelſtadt. Allein er zog doch daraus ſoviel Vortheil, als möglich. Es iſt daher nicht zu glauben, daß er darüber mehr Bedauern empfand, als aus der Beſorgniß entſprang, ſeine bigotten Unterthanen möchten daran Anſtoß nehmen.

Karl V. beſaß nicht mehr Ehrgeiz, Herrſchſucht, Habgier und Wolluſt, als die meiſten Monarchen ſeiner Zeit. Die Kriege, die er führte, waren mehr die Folge ſeiner Stellung, als ſeiner perſönlichen Neigung. Die beiden Fehler, die ihm aber durchaus eigenthümlich waren, und den größten Einfluß auf ihn übten, waren ſeine Leckerheit und ſein Hang zur Trägheit. Durch die erſtere untergrub er ſeine Geſundheit und beide waren die hauptſächlichſten Beweggründe, die ihn beſtimmten, in einem verhältnißmäßig nicht vorgerückten Alter ſeine Krone nieder zu legen.

Daß die Frömmigkeit bei Karl nur Grimaſſe war, erhellt am beſten daraus, daß er in jedem der von ihm beherrſchten Länder ihr eine ganz verſchiedene Behandlung angedeihen ließ. In Spanien geſtattete er der Inquiſition, die ſogenannten Ketzer zu Tauſenden zu verbrennen und zu Hunderttauſenden auf Zeitlebens unglücklich zu machen. In Italien bekämpfte er mit äußerſter Härte jeden Papſt, der ihm nicht willfährig war. Während Paul III. verſprach, die ſogenannten Ketzer in Deutſchland auszurotten, gab Karl ſich den deutſchen Fürſten gegenüber den Schein, als wolle er nur die Reichsgewalt vor gänzlichem Ruine bewahren. Die Religion, wie die Staatsverfaſſungen ſeiner Völker waren ihm nur Mittel zu ſeinen Zwecken. Am Ende vergrub er ſich noch in ein Kloſter, um daſelbſt am beſten ſeinen Lieblingsneigungen fröhnen zu können. In Juſte lebte er faſt ausſchließlich ſeinem Gaumen und bekümmerte ſich, wie früher, wenig oder gar nicht um die Einſprache, welche ſeine Aerzte dagegen erhoben. Der Gedanke mußte ihn nicht wenig kitzeln, daß, während er ſich ſeinen beiden vorherrſchenden Leidenſchaften hingab, während er müßig ging und ſich mit den beſten Speiſen *mäſtete*, er von den Maſſen für einen halben Heiligen oder wenigſtens für ein Wunder der Selbſtverleugnung gehalten wurde.

Seiner Selbſtſucht ordnete Karl vom Anfang bis zum Ende ſeines Lebens jede andere Rückſicht unter. Mit kalter Herzloſigkeit gab er bei jeder Gelegenheit aufopfernde Freunde preis, z. B. den Herzog von Savoyen, ſobald er hoffte, dadurch einen Vortheil zu erlangen. Mit der furchtbarſten Grauſamkeit wüthete er gegen ſeine Feinde, wenn er dachte, ſie dadurch einſchüchtern zu können. Kein Mittel war ihm zu ſchlecht, ſelbſt nicht der Meuchelmord, wenn er, unbeſchadet ſeiner Ehre, ſich deſſelben bedienen zu können vermeinte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf ſeinen Befehl, der Statthalter von Mailand, Del Vaſto, die beiden franzöſiſchen Geſandten Rincon und Fregoſo am Zuſammenfluß des Po und des Ticino ermorden ließ.

Kein Geſetz war ihm heilig. Mit ſyſtematiſcher Berechnung vernichtete er die letzten Spuren verfaſſungsmäßiger Freiheit in Spanien und in Belgien. Wenn er es in Deutſchland nicht that, wenn er nicht auch in unſerm Vaterlande ſpaniſchen Despotismus einführte, ſo war es nur, weil ihm die Macht dazu gebrach. Sein Benehmen dem Kurfürſten von Sachſen und dem Landgrafen Philipp von Heſſen gegenüber beweiſt deutlich, daß er den Willen dazu wohl hatte.

Beim Vergleiche mit ſeinem mächtigſten Gegner, dem Könige von Frankreich gewinnt Karl V. allerdings, wenn man nur den äußern Schein und die errungenen Erfolge betrachtet. Denn Franz I. war viel beſtiger und viel weniger ſchlau, als Karl. Er nahm ſich

nicht die Mühe, seine Schwächen und Fehler zu verhüllen. Ganz Frankreich, ja die ganze Welt kannte die an seinem Hofe herrschende Maitressen-Wirthschaft. An Ehrgeiz, Herrschsucht, Gewissenlosigkeit und Habgier standen sich beide Fürsten ziemlich gleich. Doch Franz I. besaß nicht die Kunst der Verstellung, wie Karl V., und darum kamen alle seine Schandthaten zu Tage, während ein großer Theil der Geschichte Karl's bis auf den heutigen Tag dunkel oder doch bestritten ist. Franz war wenigstens kein systematischer Tyrann, kein Meister in der von Machiavelli, Guicciardini und Comines gelehrten Staatskunst oder vielmehr Kunst des Betrugs und der Gewaltthat.

Karl V. brauchte einige Zeit, bevor er sich zu einem vollständigen Heuchler ausgebildet hatte, wie er war, als er im Kloster der Hieronimiten unter dem Aushängeschilde der Frömmigkeit die Leckerbissen verzehrte, die er sich aus allen Theilen der Erde kommen ließ. Allein die Anlage dazu brachte er, als Enkel Ferdinand's des Katholischen, dem er von allen seinen Ahnen am meisten glich, mit auf die Welt. In demselben Verhältniß, wie seine geistigen Fähigkeiten, entwickelte sich sein Körper. Als junger Mann waren seine Glieder in gutem Ebenmaße, doch bald schon krümmte sie die Gicht. Vielleicht war es noch eine andere Krankheit, welche im's geheim am Marke seines Lebens nagte. Sein Gesicht war durch das Hervorragen seines Kinnes und Unterkiefers verunstaltet. Mit den Jahren trat dieser Fehler noch mehr hervor. Im Alter von sechs und fünfzig Jahren war er vollständig gebrochen, und schon früher, als er noch in den vierzigen stand, litt er an jener Krankheit, welche bei höheren Ständen, die nicht die Leiden der Armuth und harter Arbeit kennen, gewöhnlich die Folge der Ausschweifung ist.

Der Geschichtschreiber hat den Charakteren der Vergangenheit keine Zumuthungen zu machen, sondern nur sie zu schildern und zu beurtheilen. Es ist daher eine große Lächerlichkeit, wenn einzelne Schriftsteller dem längst verstorbenen Kaiser Karl V. ansinnen, er hätte sich an die Spitze der Reformation stellen sollen. Soviel ist übrigens gewiß, daß wenn die Fürsten, welche sich der religiösen Bewegung anschlossen, dieselbe mehr oder weniger zu ihrem Vortheile auszubeuten, Karl V. sie gewiß in seiner Umarmung erstickt hätte. Als Feind konnte der heuchlerische Habsburger der Reformation bei weitem nicht so gefährlich werden, als wenn er die Maske der Freundschaft vorgenommen hätte. Etwas anderes, als die Maske der Freundschaft konnte aber Karl V. nicht tragen. Wirklicher Freundschaft war er unfähig. Diejenigen Wunden waren immer die tiefsten, welche Karl V. schlug, während er die Maske der Freundschaft angelegt hatte. Als er in Spanien für die Befreiung des Papstes in allen Kirchen beten ließ, hielt er ihn in Rom gefangen. Während er in Paris mit Franz I. die herzlichsten Worte wechselte, ging er mit dem Plane um, ihn und seinen Sohn um das Herzogthum Mailand, das er denselben versprochen hatte, zu prellen, und die Niederländer sowohl, als die deutschen Protestanten glauben zu machen, er stehe mit dem Könige der Franzosen auf dem besten Fuße, sie hätten daher nichts von ihm zu erwarten. Unter der Maske der Gesetzlichkeit zertrümmerte er in Spanien, den Niederlanden und Deutschland soviel von den ihn hemmenden Gesetzen, als er konnte. Je mehr Verstellungskunst Karl V. besaß, desto gefährlicher war er Freunden und Feinden, und namentlich daher den ersteren, welche nicht auf ihrer Hut waren.

Je höhere Talente Karl V. besaß, je reichere Schätze von Erfahrung er gesammelt, je mehr er selbst die Gunst der Völker und Fürsten zu gewinnen verstanden hatte, desto verderblicher mußten sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht wirken. Denn in deren Dienste standen alle seine Kräfte. Franz I. inmitten seiner Maitressen erscheint mir nicht so ekelhaft, als Karl V. im Kloster Yuste vor seiner mit Leckerbissen besetzten Tafel, und Franz I., welcher den Vertrag von Madrid bricht, nicht so unedel, als Karl V., welcher alle erdenklichen

Daumſchrauben anſetzt, um ſeinem Gefangenen die unerfüllbarſten Zugeſtändniſſe abzupreſſen.

Karl V. war der talentvollſte, der ſchlaueſte und heimtückiſchſte Tyrann ſeiner Zeit. Alle Siege, die er gewann, laſſen ſich auf dieſe Eigenſchaften zurück führen. Keinen errang er jemals durch Großmuth, durch Selbſtverleugnung, durch Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit. Selbſt die letzte Wohnung die er ſich wählte, im Kloſter Juſte, war noch darauf berechnet, die Menſchheit zu täuſchen. In der That vergingen Jahrhunderte, bevor er in ſeiner ganzen Tiefe ergründet wurde. Dieſe Tiefe war aber nicht diejenige des klaren Waſſers, ſondern des Sumpfes.

§ 34. Ferdinand I. (1559—1564).

Der jüngere Sohn Philipp's des Schönen trug ſeinen Namen nach ſeinem Großvater mütterlicher Seite, dem übelberüchtigten Ferdinand von Aragonien, welcher ihn dem älteren Bruder Karl vorzog. Nach Ferdinand's des Katholiſchen Tode bemühte ſich eine mächtige Partei in Spanien, den jüngeren Bruder Ferdinand dem älteren Karl feindlich entgegen zu ſtellen. Es kam jedoch nicht zum Ausbruch von Thätlichkeiten. Ferdinand zog ſich im entſcheidenden Augenblicke zurück und ordnete ſich ſeinem Bruder vollſtändig unter. Er überließ demſelben die Theilung des väterlichen Erbes. Dieſes war eine große Thorheit, indem Karl in keiner Weiſe eine Erhabenheit des Charakters kund gethan hatte, welche ein ſo großartiges Vertrauen rechtfertigen konnte. Wenn es ſich nur um die perſönlichen Vortheile Ferdinand's gehandelt hätte, ſo wäre eine gänzliche Selbſtverleugnung dem älteren Bruder gegenüber kaum zu rechtfertigen geweſen; allein es ſtanden die wichtigſten Intereſſen ganzer Nationen auf dem Spiele. Indem Ferdinand dieſe der willkürlichen Entſcheidung Karl's Preis gab, wurde er ſelbſt für alles Unheil verantwortlich, welches daraus erfolgte. Karl nahm für ſich nicht bloß den Löwenantheil der gemeinſchaftlichen Erbſchaft; da ihm von Außen keine Schranken gezogen wurden, ſetzte er ſich über alle Anforderungen hinweg, welche die dem Brüderpaare zugefallenen Völker in ihrem wohlverſtandenen Intereſſe zu erheben berechtigt waren. Die Erbſchaft, welche den beiden Brüdern zufiel, umfaßte die Beſitzungen des habsburgiſchen Hauſes und diejenigen der ſpaniſchen Monarchie. Zu den erſteren gehörten die Niederlande, welche nicht bloß an Deutſchland grenzten, ſondern als burgundiſcher Kreis demſelben förmlich einverleibt worden waren. Mit Deutſchland waren die Niederlande auf's innigſte verbunden. Von Spanien waren ſie durch weite Länderſtrecken und Meere getrennt. Es konnte die Frage aufgeworfen werden, ob die Niederlande mehr Wahlverwandſchaft mit Frankreich, oder mit Deutſchland hätten? Standen ſich aber Deutſchland und Spanien gegenüber, ſo unterlag es keinem Zweifel, daß Deutſchland ein größeres Anrecht auf die Niederlande beſaß, als das Reich jenſeits der Pyrenäen, und daß die Niederländer eine Verbindung mit Deutſchland der Vereinigung mit Spanien vorziehen mußten. Doch Karl V. folgte nur den Eingebungen ſeiner perſönlichen Neigungen und Leidenſchaften. Obgleich die ſpaniſche Monarchie mit ihren reichen Provinzen in Italien und ihren unermeßlichen Kolonien in Amerika, nach der Auffaſſung der damaligen Zeit für ſich allein ſchon eine weit glänzendere Herrſchaft bildeten, als die Beſitzungen des Hauſes Habsburg, ſo behielt doch Karl V. von dieſen letzteren die Niederlande für ſich, riß dieſelben von den Ländern los, mit welchen ſie Maximilian I. verbunden hatte, verkleinerte dadurch nicht nur den Antheil ſeines Bruders Ferdinand, ſondern auch das deutſche Reich, zu welchem ſie damals gehörten. Dadurch war für Ferdinand I., Deutſchland und die Niederlande der erſte Schritt geſchehen, welcher den zweiten (1555) zur Folge hatte. Die Niederlande, einmal von Deutſchland getrennt und mit Spanien unter einem Herrſcher

vereinigt, verblieben in dieſem Verhältniß, als Karl V. ſeine Kronen niederlegte, und ſie unter ſeinen Erben vertheilte. Deutſchland verlor eine ſeiner ſchönſten Provinzen. Die Niederlande, welche ſchon zur Zeit Karl's V. mit äußerſtem Widerſtreben die ſpaniſche Herrſchaft ertragen hatten, und nur durch die große Vorliebe, welche dieſer Kaiſer für das Land ſeiner erſten Jugendeindrücke hegte, im Gehorſam erhalten worden waren, wurden unter ſeinem Sohne Philipp zu einem furchtbaren Kriege getrieben, um die unnatürlichen Ketten zu zerreißen, welche ſie mit dem Lande der Inquiſition verbanden. Spanien endlich und deſſen Beherrſcher, Philipp II., welche von Karl V. zunächſt begünſtigt werden ſollten, litten am meiſten. Der Aufſtand der Niederländer ſchlug dem Tyrannen Philipp die tiefſten Wunden und Spanien erſchöpfte vergebens ſeine Macht, um auf dem Nacken der Niederländer das verhaßte Joch von neuem zu befeſtigen. Die Ströme vergoſſenen Blutes, und die Leiden, welche zwei Völker faſt ein ganzes Jahrhundert lang heimſuchten, waren die unmittelbaren und unvermeidlichen Folgen der verkehrten Handlungsweiſe der beiden Brüder Karl und Ferdinand. Die Herrſchſucht des einen und die Unterwürfigkeit des andern tragen gleiche Schuld. Mögen immerhin feile Schmeichler den jüngeren Bruder rühmen, der ſich der Entſcheidung des älteren ohne Murren fügte, der Geſchichtsforſcher, welcher an die Fürſten denſelben Maßſtab legt, wie an andere Menſchen, muß ihn bitter tadeln. Wo männliche Kraft erforderlich iſt, um Nationen vor Jammer und Elend zu bewahren, führt blinde Nachgiebigkeit zu nicht minder großen Verbrechen, als Willkür und Gewaltherrſchaft.

Die erſte That Ferdinand's, welche darin beſtand, daß er ſich ſeinem Bruder Karl bei der Theilung des gemeinſchaftlichen Erbes unbedingt unterordnete, bezeichnete auf einmal den Charakter Ferdinand's, beſtimmte zugleich das Schickſal ſeines Lebens und mehr oder weniger dasjenige ſeiner Regierungsnachfolger und der von ihnen beherrſchten Länder. Ferdinand blieb ſein ganzes Leben hindurch dem Willen ſeines Bruders unterworfen. Mit ihm zugleich litten alle Völker, die unter ſeiner Herrſchaft ſtanden. Karl V. war der herrſchende Geiſt, Ferdinand der unterwürfige Diener. Spaniſchen Urſprungs waren die Grundſätze und Anſichten, nach welchen Ferdinand Deutſchland und die verſchiedenen Provinzen ſeines Hauſes beherrſchte. Während der ganzen Dauer dieſes Zeitabſchnittes (1517—1648) blieb der deutſche Zweig des Hauſes Habsburg unter dem Einfluſſe des ſpaniſchen Aſtes. So rächen ſich die Fehler der Vorfahren bis in's dritte und vierte Glied an den Nachkommen, und die Völker büßen für die Verbrechen und Verſäumniſſe ihrer Herrſcher.

Ferdinand war (1503) zu Alcala de Henares geboren. Er glich ſehr ſeinem Großvater Ferdinand dem Katholiſchen, der ihn in dem Maße bevorzugte, daß er ihm die Nachfolge wenigſtens im Königreiche Aragon zuwenden wollte. Mit Widerſtreben fügte ſich der Knabe der Nothwendigkeit, die ihn nach Deutſchland verſetzte. Er wollte lieber Italiener, als Deutſcher werden, lieber das Herzogthum Mailand, als Oeſterreich beherrſchen. Doch Karl befahl und Ferdinand gehorchte. Aus ſeines Bruders Hand empfing er die ihm ſchon von ſeinem Großvater Maximilian beſtimmte Braut Anna Jagello*), Schweſter Ludwigs, Königs von Ungarn, welcher ſeinerſeits Maria von Oeſterreich, die Schweſter Karl's und Ferdinand's geehlicht hatte. Nachdem König Ludwig in der Schlacht bei Mohacz 1526 gefallen war, verſtand es Ferdinand, ſich die Throne von Ungarn und Böhmen, welche beide mehr auf Wahl, als Erbfolge beruhten, zu verſchaffen. Später (1531) wurde er noch zum römiſchen Könige gewählt und hatte als ſolcher, unter Karl's Oberleitung das deutſche Reich zu beherrſchen. Ferdinand beſaß nicht, gleich ſeinem Bruder Karl,

*) S. Weltgeſchichte Buch VI. § 15.

die Kunſt, den Ehrgeiz, der ihn verzehrte, zu verſtecken, und nicht diejenige Kraft des Willens, welche ſeinen ältern Bruder befähigte, ſeine Abſichten im Kampfe mit großen Gefahren durchzuſetzen. Ferdinand war dagegen fleißiger und raſcher, als Karl. Doch konnte er dadurch den Mangel an Feſtigkeit und Entſchloſſenheit des Charakters nicht erſetzen, in deſſen Folge er ſeinem Bruder gegenüber eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielte. Lange Zeit ertrug Ferdinand mit übertriebener Geduld die Herrſchaft ſeines Bruders. Als dieſer aber (1549), nachdem er die Proteſtanten beſiegt hatte, glaubte in ſeinem Uebermuthe ſo weit gehen zu dürfen, daß er ſeinen Sohn Philipp nach Deutſchland kommen ließ, um die Kurfürſten zu beſtimmen, ihn mit Uebergebung ſeines Bruders, der ſchon zum römiſchen Könige gewählt war, auf den deutſchen Kaiſerthron zu erheben, trübte ſich am Ende doch das Verhältniß der beiden Brüder. Namentlich fanden im Jahre 1551 heftige Scenen zwiſchen ihnen ſtatt. Es ſind noch Briefe vorhanden, aus welchen erhellt, daß Karl V. durch einen Ausbruch des Zornes ſeinen Bruder einſchüchtern wollte. Die Niederlande hatte ſich Ferdinand, ohne zu murren, rauben laſſen; allein er hatte mit Sicherheit darauf gerechnet, daß Karl V. ihm und ſeinen Nachkommen zu der deutſchen Kaiſerkrone verhelfen würde. Dieſe wollte Ferdinand nicht aufgeben. Karl konnte auf ſeinem Plane zu Gunſten ſeines Sohnes Philipp nicht beſtehen, um ſo weniger, als dieſer ſich durch ſein abſtoßendes Weſen bei den deutſchen Fürſten allgemein verhaßt machte. Ohne Zweifel trug die zwiſchen den beiden Habsburgern eingetretene Zwiſtigkeit nicht wenig zum Gelingen des Feldzugs des Kurfürſten Moritz von Sachſen bei. Dieſer ſtand mit König Ferdinand auf ſehr vertrautem Fuße. Schwerlich hätte Moritz von Sachſen ſein Unternehmen ſo lange verborgen halten, und ſo ſiegreich durchführen können, wenn Ferdinand ihn ſorgfältig überwacht und mit voller Kraft bekämpft hätte. Bei den Verhandlungen zu Linz, Paſſau und Nürnberg übernahm Ferdinand die Rolle des Vermittlers zwiſchen dem Kurfürſten Moritz und dem Kaiſer Karl, zu welcher er ſich ſchwerlich bequemt hätte, wenn er noch, wie früher, ganz den Eingebungen ſeines Bruders gefolgt wäre. Faſt jeder Sieg, welchen die Proteſtanten über die Katholiken, oder dieſe über jene errangen, ging hervor aus einer mehr oder weniger verdeckten Begünſtigung von Seiten angeblicher Feinde. Eine in ſich ſelbſt einige Partei erleidet ſelten eine Niederlage. Die Zwietracht im feindlichen Lager bahnt in der Regel den Weg zum Siege, noch vor geſchlagener Schlacht. Die Zwietracht iſt ſelbſt aber oft die Folge des durch glänzende Siege genährten Uebermuthes.

Nach dem Paſſauer Vertrage mußte Karl V. ſeine weit ausſehenden Pläne aufgeben. Er konnte nicht mehr daran denken, ſeinen Sohn Philipp den Deutſchen zum Kaiſer aufzudringen, und war daher gern bereit, die Anſprüche ſeines Bruders zu unterſtützen. Er legte daher die deutſche Krone ſpäter, als alle übrigen nieder, um Ferdinand Zeit zu laſſen, ſie für ſich zu gewinnen.

Ferdinand hatte ſeine ehrgeizigen und gehäſſigen Beſtrebungen genugſam bekundet, um alle Freunde des Fortſchritts abzuhalten, ihm zu vertrauen. Namentlich hatte er in Böhmen grauſam gewüthet, nachdem Karl V. die deutſchen Proteſtanten im Schmalkaldiſchen Kriege beſiegte. Die Böhmen hatten ſich geweigert, dem Kaiſer Truppen gegen die Proteſtanten zu ſchicken und ſpäter dem Herrn Ferdinand's, welcher über Thüringen gegen ſie zog, Widerſtand geleiſtet. Dafür eröffnete er (1547) den ſ. g. blutigen Landtag zu Prag. Die Fürſten des Bundes zur Schirmung der ſtändiſchen Verfaſſung und der Religionsfreiheit, Pietipesky, Sauſenik von Geleny, Fikar, Barchanecz von Barcheez ließ er hinrichten, andere foltern. Viele Adelige trieb er aus dem Lande, anderen nahm er die Güter. Den Städten raubte er ihre Freiheit und legte er ſchwere Strafgelder auf. Bürger und Bauern ließ er vom Henker aus ihren Gemeinden peitſchen, und alle alten Huſſiten von der Tabori-

tischen Partei aus dem Lande treiben. In gleicher Weise verfuhr er in Schlesien. Nur durch solche Maßregeln glaubte er seine Herrschaft und den katholischen Glauben in seinen Ländern aufrecht erhalten zu können. Alle diese Thatsachen waren genugsam bekannt. Der Kurfürst August von Sachsen, welcher immer noch befürchtete, die seinen Verwandten entzogene Kurwürde verlieren zu können, und sich deshalb die Gunst der Habsburger sichern wollte, gab den Ausschlag und Ferdinand wurde zum Kaiser gewählt.

Als Karl V. die deutsche Krone niederlegte, nahm der herrschsüchtige Papst Paul IV. den Schein an, als fühlte er sich dadurch verletzt, indem er sie ihm hätte zu Füßen legen sollen. Statt dem frechen Oberpriester mit Kraft und Nachdruck entgegen zu treten, oder ihn mit Verachtung zu strafen, schickte Ferdinand an ihn eine demüthige Gesandtschaft, welche der anmaßliche Stellvertreter Gottes auf Erden gar nicht vor sich ließ. Sein Sohn Maximilian drückte sich darüber in einem Schreiben an den Herzog Christoph von Würtemberg sehr freimüthig aus, allein er vermochte nichts über seinen Vater. Anderthalb Jahre vergingen, bevor die deutschen Stände auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. (1558) die Uebergabe des Reiches an Ferdinand anerkannten. Der Papst gab aber nicht nach, und nach seinem Tode leistete der kaiserliche Gesandte dem neuen Papste, Pius IV., im Cardinalscollegium feierlich das Gelübde des Gehorsams (Obedienz), wie in den schlimmsten Tagen päpstlicher Schreckensherrschaft. Ferdinand behauptete zwar, der Gesandte habe diesen Schritt ohne seine Ermächtigung gethan, da der Kaiser aber denselben nicht öffentlich mißbilligte, so ist wohl anzunehmen, daß dieses nur einer jener Ausflücht war, an denen es den Habsburgern niemals fehlte, wenn sie Freunde und Feinde täuschen wollten. Ferdinand I. hatte sich dem Jesuiten Canisius mit Leib und Seele hingegeben, und handelte ganz in dessen Sinne, indem er dem Papste Gehorsam versprach. Er leistete ihn thatsächlich sein ganzes Leben lang, so weit seine Macht nur irgend reichte. Warum sollte er ihn nicht auch versprechen? Die traurige Rolle, welche Ferdinand dem Tridentiner Concile gegenüber spielte, die eifrige Förderung, die er den Jesuiten angedeihen ließ, und die Grausamkeit, mit welcher er die Protestanten seiner s. g. Erblande verfolgte, haben wir schon oben geschildert. Alle seine besseren Bestrebungen, wie z. B. die Reformen, welche er durch die Kirchenversammlung von Trient bewirken, oder die Aussöhnung von Protestanten und Katholiken, die er durch eine Commission von drei Geistlichen anbahnen wollte, scheiterten vollständig, während die Jesuiten unter seiner Herrschaft ununterbrochene Fortschritte machten. Mit Recht läßt sich daher annehmen, daß er die Reformen nur zum Scheine betrieb, um die Protestanten und denjenigen Theil der Katholiken, welche das Bessere wünschten, zu täuschen.

Ueber den Sinn des Augsburger Religionsfriedens entstanden natürlich bald Streitigkeiten, da die Jesuiten sich bemühten, denselben nicht auszulegen, sondern wegzulegen. Ferdinand I., welcher am liebsten den Söhnen Loyola's gefolgt wäre, und in seinen Erbstaaten dieses auch that, wagte es aber doch nicht, in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser die Protestanten zu reizen. Zwar schärfte er den von den Protestanten niemals anerkannten s. g. geistlichen Vorbehalt in seiner ersten Declaration (Erklärung) des Augsburger Friedens ein. Allein in einer zweiten Erklärung gab er der Religionsfreiheit doch eine Ausdehnung, mit welcher die Protestanten, abgesehen vom geistlichen Vorbehalte, zufrieden waren. Er bestimmte nämlich, „daß der Geistlichen eigen Ritterschaft, Städt' und Communen, welche lange Zeit und Jahre hero der Augsburgischen Confession und Religion anhängig gewesen, und derselbigen Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien öffentlich gehalten und gebraucht, und bis auf heute dato noch also halten und gebrauchen, von deroselben ihrer Religion u. s. w. hinfüro durch Niemanden gedrungen,

ſondern dabei bis zu chriſtlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvergewaltigt gelaſſen werden ſollen."

Wäre dieſe Beſtimmung gewiſſenhaft beobachtet worden, ſo hätten ſich außerhalb Oeſterreich und Baiern die Katholiken faſt nirgends vermehren können. Gerade der am meiſten gefährdete Theil der Proteſtanten, die Unterthanen der katholiſchen Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte ſollten durch dieſe Erklärung geſchützt werden. Doch zu allen Zeiten hielten die Jeſuiten von allen Verträgen nur an den ihnen günſtigen Beſtimmungen feſt. Diejenigen dagegen, welche ihnen Schranken ſetzten, traten ſie mit Füßen, ſobald ſie glauben, es insgeheim, mit Liſt oder Gewalt thun zu können.

Die kirchlichen Angelegenheiten waren faſt aller Orten in die Hände der Fürſten geiſtlichen und weltlichen Standes gefallen. Sie nahmen den größeren Theil ihrer Kräfte in Anſpruch. Die proteſtantiſchen Machthaber ſuchten nicht minder, als die katholiſchen, im Trüben zu fiſchen. Auf den Reichstagen beſchwerten ſich beide Religionstheile unausgeſetzt über die Eingriffe, welche ſich ihre Gegner erlaubten. Alle Kraft, Deutſchland nach außen hin zu vertreten, ging in dieſen Streitigkeiten unter. Die Reichsſtände hatten nichts gethan, die Niederlande zu erhalten. So lange Karl V. Kaiſer war, wurde wenigſtens der Schein, als gehörten ſie zu Deutſchland, noch einigermaßen gewahrt. Allein nachdem Philipp II. dieſelben von ſeinem Vater übernommen hatte, trat er die letzten Reſte der Freiheiten, welche den Niederländern geblieben waren, mit Füßen und trieb ſie gewaltſam zum Kriege. Noch hätte das ſchöne Grenzland erhalten werden können, wenn das deutſche Reich ſich ſeiner angenommen und zu deſſen Gunſten kräftige Schritte gethan hätte. Allein ein Habsburger ſaß auf Deutſchland's Kaiſerthron. Wie hätte dieſer für die Freiheit, wie gegen einen anderen Habsburger in die Schranken treten ſollen? Durch die Tyrannei dieſes Hauſes waren die Schweizer gezwungen worden, ſich von Deutſchland loszuſagen. Auf ähnliche Weiſe gingen auch die Niederlande verloren. Der Reichstag zu Augsburg (1559) beſchäftigte ſich mit einem andern Grenzlande. Liefland, welches bis dahin zum deutſchen Reiche gezählt worden war, bat dringend um Hülfe gegen den ruſſiſchen Czaar Iwan Waſſiliowitſch II., von dem es hart bedrängt wurde. Die Reichsſtände ſchickten den Liefländern aber kein Heer. Auf dem Reichstage zu Speier 1560 wurde die Sache noch einmal berathen, wiederum ohne Erfolg. In ihrer Verzweiflung ergaben ſich die Liefländer an Polen. Daſſelbe that Kurland unter ſeinem letzten Heermeiſter Ketler. Bald darauf 1561 ging Eſthland an Schweden verloren. So überließen Kaiſer und Reich eine Provinz nach der anderen ihrem Schickſale, das ſie unter fremde Herrſcher brachte. Metz, Toul, Verdün und Cambray blieben in den Händen der Franzoſen.

Die deutſchen Fürſten thaten keine Schritte, irgend eine von allen dieſen Provinzen, welche mit dem äußerſten Widerſtreben den fremden Herrſchern gehorchten, zu retten. Die katholiſchen dachten nur daran, mit Hülfe der Jeſuiten die ſogenannten Ketzer auszurotten. Die proteſtantiſchen ließen ſich durch ihre Pfaffen in die erbärmlichſten Zänkereien hineinziehen. Der Aufſchwung der Nation, welcher in den Jahren 1517—1524 ſo große Hoffnungen rege gemacht hatte, wurde durch Liſt und Gewalt erſtickt. Das deutſche Reich verfiel mehr und mehr in ſeinem Inneren, und konnte daher nach Außen hin keine Kraft entfalten. Die Länder wurden wie Bauerngüter, die Völker wie Heerden verwaltet. Vor ſeinem Tode zerſplitterte Ferdinand ſeine Staaten in drei Theile. Seinem älteſten Sohne, Maximilian, welcher ſpäter auf den deutſchen Thron ſtieg, verlieh er nicht, wie doch am natürlichſten geweſen wäre, die deutſchen Erblande, vielmehr von dieſen nur das Erzherzogthum Oeſterreich. Dagegen machte er ihn zum Könige von Ungarn und Böhmen. Der zweite Sohn, Ferdinand, welcher ſich durch ſeine Liebe zur Philippine Welſer, der Tochter eines augsburgiſchen Bürgers bekannt gemacht hat, erhielt die Grafſchaft Tyrol; endlich

der dritte, Karl Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz. Durch derartige unsinnige Theilungen wurde die Kraft unseres Vaterlandes mehr und mehr geschwächt. Das gemeinschaftliche Band, welches die deutschen Provinzen umschlang, wurde gelockert, Deutschland aber in auswärtige Kriege verwickelt, welche an und für sich ihm fremd geblieben wären. Doch das war gerade die Absicht der tückischen Habsburger. Sie wollten ihre am meisten gefährdeten Provinzen durch die deutsche Kaiserkrone schützen, die nicht bedrohten dagegen von derselben möglichst unabhängig machen.

§. 35. Maximilian II. (1564—1576).

Schon bei Lebzeiten Ferdinand's I. war sein erstgeborener Sohn Maximilian, auf dem Wahltage zu Frankfurt a. M. (1562), einstimmig zu dessen Nachfolger erkoren worden. Er hatte sich bei mehr als einer Gelegenheit freisinnig ausgesprochen und durch die ganze Stellung, welche er den Jesuiten gegenüber einnahm, die Hoffnung angeregt, er werde das Gewicht seiner Person in die Wagschale des Fortschrittes werfen. Allein zwischen Wort und That gähnt eine tiefe Kluft. Maximilian II. besaß Einsicht und guten Willen genug, sich von den Jesuiten nicht als Werkzeug gebrauchen zu lassen, doch erkannte er nicht, daß Protestantismus und Jesuitismus unvereinbare Gegensätze seien. Er ließ Beide gewähren, stärkte sie dadurch und legte so, ohne es zu wollen, den Grund zu jenen furchtbaren Religionsverfolgungen, welche kurz nach seinem Tode über die österreichischen Staaten herein brachen. Maximilian II. hatte den römisch-katholischen Unsinn für seine Person überwunden. Er glaubte weder an den Papst, noch an die Beschlüsse der Tridentiner Kirchenversammlung. Doch besaß er nicht die Kraft, seiner Ueberzeugung im wirklichen Leben Nachdruck zu verleihen, oder auch nur seinen Gesinnungsgenossen dauernde, verfassungsmäßige Bürgschaften zu gewähren. Wie sein Vater Ferdinand, so drang auch Maximilian II. auf die Beseitigung mancher kirchlicher Uebelstände, namentlich der gezwungenen Ehelosigkeit der Priester. Doch als, wie vorauszusehen war, der Papst darauf nicht einging, ließ er die Sache auf sich beruhen.

Maximilian bewilligte zwar dem österreichischen Ritterstande und den Städten Linz, Steyer, Ems, Wels, Freistadt, Gmunden und Vöcklabruck freie Religionsübung (1568), und gestattete, daß Chyträus von Rostock die protestantische Kirche in Oesterreich einrichtete; er ließ sogar für die Slaven in Krain, Kärnthen und Steiermark die Bibel übersetzen; selbst in Wien schützte er die Protestanten. Doch seinen Sohn Rudolph ließ er in Spanien zum wüthenden Ketzerfeinde erziehen. Seine Gemahlin Maria, Karl's V. Tochter, hegte die gleichen Gesinnungen, wie ihr Bruder Philipp II. Seine beiden Töchter vermählte Maximilian an die blutigsten Feinde der Protestanten, die Anna an Philipp II. von Spanien, die Elisabeth an Karl IX. von Frankreich. Seine beiden Brüder Ferdinand und Karl waren eifrige Jesuitenschüler. Was sollte aus den Protestanten Oesterreich's werden, wenn er sie nicht mehr schützte? Diese Frage mußte sich dem Kaiser in jeder Stunde seines Lebens aufdrängen, und dennoch that er nichts, ihr eine friedliche Lösung zu verschaffen. Der Saamen, welchen Maximilian II. ausstreute, schoß üppig empor. Die Protestanten vermehrten sich in gleichem Maße, als der Haß wider dieselben. Früher oder später mußte der Kampf entbrennen! Wir können Maximilian II. nicht mit Menzel einen Vorwurf daraus machen, daß er duldsam war. Im Gegentheile verdient er deßhalb Ruhm und Preis. Doch er ließ sein Werk unvollendet und bereitete ihm selbst den Untergang, indem er es nicht verstand, seinem Nachfolger bessere Erzieher zu geben, als spanische Dominicaner und deutsche Jesuiten. Die Ohrfeige, welche Maximilian seinem Sohne Rudolph gab, zur Strafe dafür, daß dieser eine lutherische Kirche gewaltsam überfiel, besserte

diesen nicht und reizte nur noch mehr dessen Grimm gegen die Protestanten. Maximilian II. stand in seinen religiösen Anschauungen unstreitig hoch über den meisten protestantischen Fürsten, welche nur darnach strebten, ihre Unterthanen mehr und mehr unter die Gewalt bindender Formeln zu bringen, während ihre Pfaffen sich in den gehässigsten Streitigkeiten über nichtige Dinge erglngen. Bei Gelegenheit der um diese Zeit stattfindenden Zänkereien protestantischer Pfaffen bemerkt Schlosser in seiner Weltgeschichte: „man vergaß ganz und gar, daß es eine Eigenthümlichkeit der biblischen Schriften ist, daß das Lesen derselben eine Erleuchtung des Geistes mit sich führt, welche die Gelehrsamkeit der Deuter, der Kirchenväter und der Concilien überflüssig macht, weil es ganz etwas anderes ist, ein Buch andächtig zu gebrauchen, oder den Wortsinn und die Einzelnheiten desselben zu verstehen und zu erklären."

Der Heidelberger Professor, welcher sonst so sorgsam das Gebiet der Theologie vermeidet, hätte wohl besser gethan, es hier nicht zu betreten. Denn schwerlich läßt sich über den Gebrauch der biblischen Schriften etwas irrigeres sagen, als obige Worte. Wenn die Schlosser'sche Erleuchtung so allgemein wäre, als er behauptet, würden nicht so viele Streitigkeiten über die biblischen Schriften entstanden sein. Oder meint vielleicht Schlosser, die Erleuchtung werde nur dem ungelehrten zu Theil, nicht aber dem gelehrten? Dann entfernte er sich noch weiter vom Ziele. Denn Luther, Calvin, Erasmus und Hutten waren auch Gelehrte. Warum stimmten alle diese so wenig über den Sinn der biblischen Schriften überein? Augenscheinlich weil das Lesen derselben keineswegs jene Schlosser'sche Erleuchtung mit sich führt, vielmehr nach der Verschiedenheit des Seelenspiegels der Leser ganz andere Bilder in deren Gemüther wirft.

Die meisten Menschen fangen die Bibel zuerst zu lesen an, wenn sie gewisse vorgefaßte Meinungen schon hegen, und suchen dann nur noch Bestätigung derselben. Wer übrigens ganz vorurtheilsfrei und unbefangen die Bibel in die Hand nimmt, muß darin eine Menge der gröbsten Verstöße gegen alle Wissenschaften und gegen allen gesunden Menschenverstand erkennen. Wer diese nicht ausfindig macht, ist entweder in den Banden des Aberglaubens oder steht nicht auf der Höhe der Wissenschaft unserer Tage. Jede Erleuchtung, welche mit diesen im Widerspruch steht, oder auf Aberglauben ruht, gleicht sehr einem Irrlichte, welches ein Forscher des neunzehnten Jahrhunderts nicht anpreisen sollte. Der andächtige Gebrauch eines Buches, dessen Wortsinn und Einzelnheiten man nicht versteht, ist gerade, was die Protestanten mit Recht gegen die lateinischen Gebetbücher der Katholiken einwenden. Durch die Schlosser'sche Erleuchtungstheorie ließe sich der Rosenkranz, Reliquien- und jeder Götzendienst rechtfertigen. Man braucht nur die blinde Vorliebe, welche Schlosser den biblischen Schriften widmet, auf sie zu übertragen. Nur das Verständniß zieht die Grenzlinie zwischen Fetisch und einem vernünftigen Gegenstande der Verehrung. Wenn protestantische Theologen im sechszehnten Jahrhunderte ähnliche Abgeschmacktheiten lehrten, mochte man sie entschuldigen. Allein von einem Geschichtsforscher des neunzehnten Jahrhunderts sollte man etwas besseres erwarten dürfen. Ungeachtet aller Aermlichkeiten protestantischer Fürsten und Pfaffen schritt der Protestantismus zur Zeit Maximilian's II. doch vorwärts.

Von allen deutschen Fürstengeschlechtern waren nur noch vier katholisch: Oesterreich, Baiern, Lothringen und Jülich. Hätten die Protestanten ein edleres Streben gehegt, wären sie Vorkämpfer wenigstens auf dem Gebiete religiöser Freiheit geworden, wie viel Leiden hätten sie der deutschen Nation und der gesammten Menschheit erspart! Doch sie gewährten ihren Pfaffen einen nicht minder verderblichen Einfluß, als die katholischen Fürsten den Jesuiten. Mit wenigen Ausnahmen wälzten sich alle Fürsten Deutschland's im Kothe der Schwelgerei. Namentlich waren die meisten derselben wüste Trunkenbolde und

wilde Jäger. Goldmacherei, Sterndeuterei und Gelderpressung waren ihre Lieblingsbeschäftigungen in ernsteren Stunden. Das Verbrennen sogenannter „Hexen" war an der Tagesordnung. Besonders zeichnete sich in diesem Fache der Herzog Julius von Braunschweig, Sohn des wilden Heinrich's und Erbe Erich's des jüngeren aus. Der Haß, welchen die von der Kurwürde ausgeschlossenen Söhne Johann Friedrich's gegen den Kurfürsten August von Sachsen hegten, ging über auf die von ihnen abhängige Universität Jena, und trug viel dazu bei, die Protestanten auf dem Gebiete der Staatskunst und der Wissenschaft zu spalten und zu schwächen. Die sogenannten Grumbach'schen Händel hingen mit den sächsischen Zerwürfnissen auf's innigste zusammen.

Einer der eifrigsten Anhänger des räuberischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach war der wilde Ritter Wilhelm von Grumbach. Dieser lebte in fast ununterbrochenem Streite mit den Bischöfen von Würzburg und suchte diesen dadurch zu seinem Vortheile zu wenden, daß er den Anschlag machte, die Person des Bischof's Melchior Zobel in seine Gewalt zu bekommen. Die Söldner, welchen er diesen schwierigen Auftrag ertheilte, wagten nicht ihn auszuführen, da der Bischof, als er vom Frauenberge in die Stadt Würzburg ritt, von zwölf Reitern begleitet war. Einer der Wegelagerer glaubte jedoch den versprochenen Lohn eben so gut zu verdienen, wenn er den Bischof tödtete. Er schoß ihn nieder und entfloh (1558). Der Mord wurde dem Ritter von Grumbach zur Last gesetzt, und Melchior's Nachfolger, Friedrich von Würzburg, riß die Besitzungen Grumbach's an sich. Dieser mußte fliehen, und als er zurückkehrte, ließ sich der Bischof auf keine Unterhandlungen ein. Grumbach überfiel und brandschatzte (1563) die Stadt Würzburg und zwang dieselbe zu einem ihr sehr ungünstigen Vergleiche. Ungeachtet Melchior Zobel's Nachfolger selbst diesen bestätigte, hielt er ihn doch nicht, sobald Grumbach seine Söldner wieder entlassen hatte. Der Bischof setzte Kaiser und Reich in Bewegung. Der Ritter, welcher in Frankreich einige Verbindungen besaß, und in Deutschland viele Adelige zu Freunden hatte, gewann für sich den Herzog Johann Friedrich von Sachsen, dem er vorspiegelte, er könne ihm durch seine Freunde in Frankreich und Deutschland die ihm gebührende Kurwürde wieder verschaffen. Mehrere Jahre hindurch schleppte sich der Streit fort. Der Herzog Johann Friedrich von Sachsen, welcher den Ritter Grumbach und seine Genossen schützte, wurde, gleich diesen in die Acht erklärt und nach heftigem Widerstande bezwungen.

Johann Friedrich wurde (am 13. April 1567) gefangen genommen und nach Wien geschleppt; Grumbach und die meisten seiner Genossen unter furchtbaren Martern hingerichtet. Der Kurfürst August ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, seinen Nebenbuhler zu vernichten. Die Partei der Protestanten erlitt dadurch aber großen Schaden, und der Uebermuth der Bischöfe erhielt neue Nahrung, denn sie feierten den Sieg ihres Amtsgenossen von Würzburg, als hätten sie ihn selbst errungen. Die Kosten des Krieges lasteten schwer auf dem Herzogthum Sachsen. Erst im Jahre 1570 gelangten die Söhne Johann Friedrich's in den Besitz ihres väterlichen Landes. Beide starben kinderlos. Ihr Land fiel an ihren Oheim Johann Wilhelm, doch blieb es nicht lange ungetheilt. In der ersten Generation zerfiel es in zwei und in der zweiten in die vier Linien: Altenburg, Weimar, Eisenach und Gotha.

Der Protestantismus entsprach der Stimmung und den Bedürfnissen der deutschen Nation in dem Maße, daß, hätte sie die Freiheit der Wahl gehabt, sie in's gesammt die neue Lehre ergriffen hätte. Nur durch Gewalt konnten Päpste, Jesuiten und deren Knechte dieses verhindern. Ein sehr sprechendes Zeugniß hierüber legte Lazarus von Schwendi in einem Bedenken ab, das er (1576) an den Kaiser Maximilian II. richtete. Er bemerkt darin unter anderm Folgendes: „Der Adel ist fast durchaus im Reich unter katholischen und

lutheriſchen Obrigkeiten der geänderten Religion zugethan, und wo ſie es nicht öffentlich ſein dürfen, ſo ſind ſie es doch heimlich in ihren Gemüthern, oder iſt ſchon ein Theil der römiſchen Religion anhängig, ſo iſt es doch ein kalt, halb Werk, und wenig Eifers dahinten; und die Alten, ſo noch mit Andacht und Eifer dahin geneigt, die ſterben täglich hinweg, die Jugend aber kann man alſo nicht zugeben, ſondern da man ſchon Fleiß dazu thut, ſo wills's doch bei dieſen Zeiten und Exempeln und Gemeinſchaften nicht haften. Zudem ſo reißt ſolche Veränderung unter den Geiſtlichen eben ſo wohl ein. Alſo findet ſich auf den Stiftern an mehreren Oertern, daß ein guter Theil der Domherren der Augsburg'ſchen Confeſſion heimlich zugethan ſind, und daß die andern auch je länger je mehr neutral und kalt werden, und daß ſich in Summa ſchier Niemand unter ihnen um ſeinen Beruf und geiſtlichen Stand recht annehmen will, ſondern iſt das meiſt um die Nießung der feiſten Pfründen und das gute müßige Leben zu thun. So ſteht's mit dem gemeinen Manne faſt alſo durchaus, daß er von dem alten Thun und Ceremonien der römiſchen Geiſtlichkeit nichts mehr hält, denn ſo weit er von ſeiner Obrigkeit dazu angehalten wird. Und ſieht man faſt überall, wenn die Predigt aus iſt, daß das Volk aus der Kirche läuft. Item, daß auch faſt überall an den katholiſchen Orten die Leute ihre beſonderen lutheriſchen oder evangeliſchen Bücher haben, darin ſie zu Haus leſen, und einander ſelbſt predigen und lehren. Item ſo findet man aus der Erfahrung, da man ſchon die geänderte Religion wieder abgeſtellt und die katholiſche eingeführt, als zu Conſtanz und anderen mehr, daß man doch auch durch beſonders fleißiges Zuthun der Geiſtlichen in ſo langen Jahren die Gemüther nicht wieder gewinnen, und der römiſchen Religion anhängig machen kann."

Daß Schwendi es wagte, ſo wichtige und entſcheidende Thatſachen dem Kaiſer Maximilian mitzutheilen, beweiſt, daß dieſer für die Wahrheit empfänglich ſein mußte. Bis an ſein Ende blieb er auch ſeinen Grundſätzen der Duldſamkeit treu, obgleich rings um ihn her die Jeſuiten ihre Ränke ſpannen, und namentlich die geiſtlichen Fürſten*) ſich von denſelben nur zu ſehr beſtimmen ließen. Als daher Maximilian ſeinen Sohn Rudolph zu ſeinem Nachfolger wählen laſſen wollte, verlangten die proteſtantiſchen Kurfürſten anfänglich Zuſagen, welche die Rechte der Proteſtanten ſicher ſtellen ſollten. Die geiſtlichen Kurfürſten widerſetzten ſich aber dieſer Forderung. Der Kurfürſt von Sachſen ſpielte den Vermittler und bewirkte, daß die beiden anderen proteſtantiſchen Kurfürſten abſtanden und daß anſtatt einer bindenden, kaiſerlichen Zuſicherung in der Wahl-Capitulation eine nichtsſagende Verwahrung der proteſtantiſchen Kurfürſten zu Tage kam. Rudolph wurde erwählt, am 1. November 1575 gekrönt, und dadurch ein neuer Schritt zur Vorbereitung des dreißigjährigen Krieges gemacht. Kurz darauf (12. Oktober 1576) ſtarb Maximilian II. Er war bei ſeinem Tode erſt neun und vierzig Jahre alt. Nach den Grundſätzen, welche die Jeſuiten damals aller Orten offen predigten, war er einer jener Könige, welche zu tödten nicht bloß erlaubt, ſondern für jeden gläubigen Katholiken Pflicht und hohes Verdienſt iſt. Sein ganzes Leben lang war er von den Jeſuiten als Feind betrachtet worden, und Maximilian ſelbſt war beſorgt, ſie möchten ihm den Tod bereiten. Er war den Söhnen Loyola's nicht minder verhaßt, als Wilhelm von Oranien, Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich, welche ſie kurz hinter einander ermorden ließen (1584, 1589. 1610). Beſonders bemerkenswerth iſt, daß Maximilian erſt ſtarb, nachdem ſein Sohn, der Jeſuiten-Zögling Rudolph, zu ſeinem Nachfolger erwählt war. Keine Rückſicht der Klugheit hielt dann die Jeſuiten mehr zurück. Die Wahl Rudolph's war für Maximilian II. daſſelbe, was ſpäter für Heinrich IV. von Frankreich die Krönung ſeiner Gattin wurde, das Signal zum Morde für die Jeſuiten. Die öffentliche Stimme bezeichnete daher ſofort dieſe als die Mörder des Kaiſers. Es war ihnen, da ſie an ſeinem Hofe nicht bloß

*) S. oben § 20. S. 151.

geduldet, sondern von allen Mitgliedern seiner Familie verehrt und angebetet waren, leicht, ihm Gift zu mischen. Sie hatten allen Vortheil von seinem frühzeitigen Tode, und waren zuvor gewiß, von seinem Nachfolger nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Nicht lange nach dem Kaiser starb (1580) Philippine Welser, die Gattin des Erzherzogs Ferdinand. Sie war Protestantin von Geburt, eine Frau von Geist und Willenskraft, welche anfing, auf das schwache Gemüth Rudolph's Einfluß zu gewinnen. Während sie im Bade war, wurden ihr die Adern geöffnet. Auch sie starb in kräftigem Alter (sie zählte noch nicht fünfzig Jahre). Sie hatte, gleich Maximilian, keine andere Feinde, als die Jesuiten. Allgemein wurden diese für die Anstifter der blutigen That gehalten. Bestimmte Beweise liegen allerdings in beiden Fällen nicht vor. Wie hätten solche unter der Herrschaft der Jesuiten erhoben werden können?

Der Tod Maximilian's war für die Protestanten das schwerste Unglück, das sie befallen konnte. Die Jesuiten-Partei aber jubelte. Maximilian II. war, trotz seiner Schwächen, der beste aller Habsburger, wenn auch nicht der entschlossenste. Zwei Jahrhunderte vergingen, bevor ihm in Joseph II. ein Gesinnungsgenosse erstand.

§ 36. Rudolph II. (1576—1612).

Mit Rudolph II. stiegen die Jesuiten auf den deutschen Kaiserthron. Wäre dieser so stark gewesen, als Schlosser, Wirth und andere Geschichtschreiber ähnlicher Richtung es wünschen, so wäre unstreitig die Reformation in Deutschland und folgeweise vielleicht in ganz Europa erdrückt worden. Der Geist der Freiheit und der Forschung hätte andere Bahnen suchen müssen. Auf dem Gebiete der Religion hätte er nicht Wurzel schlagen können. Doch zum Glücke für Deutschland und die Menschheit war das Gewicht, welches die deutsche Krone in die Wagschale der Entwickelung der Nation legte, nicht so groß. Die deutschen Kaiser konnten einen dreißigjährigen Krieg zum Zwecke der Vertilgung des Protestantismus durch ihre Glaubensverfolgung entzünden, allein nicht die bereits zu tiefen Wurzeln der Reformation wieder ausrotten.

Fast alle Männer, welche gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts dem Protestantismus feindlich entgegen traten, waren in der Schule der Jesuiten erzogen worden, und standen ihr Leben lang unter deren Einflusse. Zwei derselben, die Brüder Rudolph und Mathias, machen uns anschaulich, was talent- und characterlose Jesuiten-Zöglinge, zwei andere, Maximilian I. von Baiern und Ferdinand, der nachherige deutsche Kaiser, was befähigte und willenskräftige Fürsten unter jesuitischer Führung sind. Alle vier standen, was Gewissenlosigkeit, Falschheit, Hinterlist und Glaubenshaß betrifft, auf gleicher Stufe. Die beiden ersteren wurden zu blinden Werkzeugen in den Händen ihrer Umgebungen, die beiden letzteren zu blutdürstigen Tyrannen, welche Religion, Geistlichkeit und selbst die Jesuiten zu ihren Werkzeugen gebrauchten. In der jesuitischen Welt giebt es nur Herren und Knechte. Das größere Talent, in welchem durch die Erziehung und Gewöhnung alle edleren Gefühle erstickt sind, herrscht über die minder begabten, oder die durch Gewissenhaftigkeit und Wohlwollen in gewissen Schranken gehaltenen Menschen. Ueberzeugungstreue, religiöse Gefühle oder gar Sinn für Recht und Menschenwürde läßt sich bei den Schülern des Jesuitenordens nicht erwarten*).

Die vier genannten Fürsten, welche in allen übrigen Beziehungen durchaus verschiedene Anlagen besaßen, trafen doch darin überein, daß sie alle Gesetze, die ihren Leidenschaften Schranken zogen, mit Füßen traten, daß sie jedes gegebene Versprechen, alle geschwore-

*) S. oben § 26. S. 189.

nen Eide brachen, sobald diese ihnen unbequem wurden, und daß ihnen kein Mittel jemals zu schlecht war, welches sie dem Ziele ihrer Wünsche näher bringen mochte.

Es ist ein großer Irrthum, in welchen die meisten Geschichtschreiber dieses Zeitabschnitts fallen, die katholischen Fürsten nur mit den protestantischen zu vergleichen, dabei den Gegensatz zwischen Talent und Beweggrund fast gänzlich außer Acht zu lassen, und das Resultat, zu welchem sie gelangen, für das Wechselverhältniß von Protestantismus und Katholicismus als entscheidend auszugeben. Die einzigen rechtmäßigen Vertreter des Protestantismus waren jene kühnen Geister, welche gleich Luther, Zwingli, Calvin, Thomas Münzer und Ulrich von Hutten und zahlreichen anderen Männern der ersten Jahrzehnte des sechszehnten Jahrhunderts für Freiheit auf religiösem, politischem und socialem Gebiete kämpften, nicht aber jene fürstlichen Trunkenbolde und Schlemmer, jene habgierigen Tyrannen, welche die Reformation nur zu ihren Zwecken ausbeuteten, so wenig, als jene Pfaffen und Rechtsverdreher, die den Machthabern dienten, um die kaum begonnene geistige Bewegung zu knebeln und in die von ihnen gut befundenen Zwangsjacken zu legen.

Die wirklichen Vertreter des Protestantismus waren, nachdem die Zeit der Anregung vorüber gegangen war und es galt, die errungenen Vortheile im Kampfe mit den Jesuiten fest zu halten, Männer, wie der Prinz Wilhelm von Oranien, der Graf Ernst von Mansfeld, oder Gustav Adolf von Schweden, welche den geistlichen Tyrannen mit dem Schwerte in der Hand entgegen traten, oder Geister, wie Milton, welche die ursprünglichen Ideen der Reformation weiter entwickelten, oder endlich Staatsmänner, welche, gleich Oxenstierna der Reformation eine dauernde staatliche Grundlage gaben. Traurig ist es freilich, daß wir unter diesen Vertretern des Protestantismus gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts nur wenige Deutsche mehr nennen können.

Eben so wenig, als die deutschen Fürsten, oder überhaupt die Fürsten als solche Vertreter des Protestantismus, waren die katholischen Fürsten Vertreter des Katholicismus. Die katholische Kirche kennt keinen andern Vertreter, als den Papst. Neben diesem übten aber Jesuiten und Dominicaner, Bischöfe und Cardinäle einen weit größern Einfluß auf die Entwickelung der römischen Kirche, als Kaiser und Könige, wie dieses namentlich aus der Geschichte des Tridentiner Concils deutlich erhellt.

Zur Zeit, da Rudolph II den deutschen Kaiserthron bestieg, war es den protestantischen Fürsten fast aller Orten gelungen, den ursprünglichen Geist des Protestantismus durch Concordien-Formeln und Catechismen zu binden. Nur unter katholischen Fürsten, namentlich denjenigen des Hauses Habsburg hielt ihn die Verfolgungswuth der Feinde in reger Thätigkeit. Die Knechtschaft, in welche die deutschen Protestanten geschlagen wurden, war aber zum großen Theile die Furcht der Angst, welche diese vor der noch härteren Tyrannei der katholischen Kirche hegten. Wie der französischen Revolution des achtzehnten, so ließen die Despoten Europa's auch der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts nicht Zeit, sich naturgemäß zu entfalten. Sie griffen sie an, bevor sie erstarkt war, und zwangen sie dadurch, um ihrer Selbsterhaltung willen, sich mächtigen, aber unedelen Beschützern anzuvertrauen. Die ungestüme Hitze der Franzosen brachte sie unter das Joch des glänzenden Eroberers Napoleon, die bedächtige Lauheit der Deutschen unter die Fuchtel ihrer zahlreichen Fürsten. Nur die Niederländer besaßen Kraft und Muth genug, sich selbst zu schützen und errangen dadurch nicht bloß ihre Freiheit, sondern auch einen Wohlstand, wie keine andere Nation der Erde.

Das deutsche Volk besaß nicht die Entschlossenheit, in der günstigsten Zeit gegen seine Tyrannen offen in die Schranken zu treten. Es entging darum einem blutigen Religionskriege nicht. Je länger es denselben hinausschob, desto mehr verlor es an Begeisterung, und desto schwieriger ward seine Stellung gegenüber einer Kirche, welche alle Protestanten

als Aufrührer verdammte und nur auf eine vortheilhafte Gelegenheit lauerte, ihre Verfolgungssucht durch die That zu bewähren.

Auf Rudolph II. setzten die Jesuiten ihre ganze Hoffnung. Er war auch bereit, alles zu thun, was sie nur wünschen mochten. Allein seine an Blödsinn grenzende Unfähigkeit machte den Kaiser selbst zu einem elenden Werkzeuge in ihren Händen. Bis zu seinem zwölften Jahre hatte seine bigotte Mutter den Knaben erzogen. Dann war er nach Spanien geschickt worden, wo er unter den Augen Philipp's II. sechs Jahre (von 1564—1570) verblieb. Den Jüngling von achtzehn Jahren hatten die Jesuiten schon gänzlich verdorben. Unter ihrer Leitung war er zwar von Ketzerhaß und Verfolgungswuth erfüllt worden, allein die bei ihm immer schwache Einsicht und Willenskraft hatten abgenommen, statt sich zu entwickeln. Diejenige Liebe für die Wissenschaften, welche die Söhne Loyola's ihm einflößten, konnte seinen Scharfsinn nicht wecken und mußte ihn zum Gebieter eines großen Theiles des östlichen Europa's durchaus unfähig machen. Statt Selbstbeherrschung hatten die Jesuiten ihm die Verstellungskunst, statt Liebe zur Wahrheit Fanatismus für den Aberglauben beigebracht. Nichts war ihm mehr zuwider, als angestrengte Arbeit. Er verwandte große Geldsummen auf schöne Pferde, welche er niemals gebrauchte, auf Naturseltenheiten, in deren Betrachtung er das Geschick der Menschen um sich her vergaß. Am liebsten beschäftigte er sich mit Alchymie und Astrologie. An letztere glaubte er nicht minder fest, als an die römische Kirche. Der Däne Tycho de Brahe spiegelte ihm vor, falls er heirathen sollte, würde er durch seinen eigenen Sohn umkommen. Rudolph glaubte dem Astrologen, verheirathete sich nie und vertiefte sich mehr und mehr in seine Liebhabereien, denen er den Anstrich ernster Forschungen gab. Diese verkehrten angeblich wissenschaftlichen Bestrebungen, in Verbindung mit jenem leeren Formenspiele der katholischen Kirche, das er mit großem Eifer betrieb, machten ihn immer finsterer und abgeschlossener. Dabei war er stets von dem Argwohne durchdrungen, überfallen und ermordet zu werden. Er verschanzte sich in seinem Schlafzimmer, wie in einer Festung. Monate lang zeigte er sich nicht öffentlich; und selbst hochgestellte Personen, Minister und Gesandte, hatten die größte Mühe, bis zu ihm zu gelangen. Der Zufall führte ihm seine Rathgeber zu, welche mit geringer Mühe eine unbeschränkte Herrschaft über ihn gewannen. Hervorragende Rollen spielten in seiner Umgebung: sein Kammerdiener Lange, der vom Trommelschläger zum General erhobene Basta, dessen Grausamkeit namentlich in Siebenbürgen bis auf den heutigen im Andenken des Volkes lebt, und der Cardinal Clesel, Erzbischof von Wien, von welchem der Professor Taubmann zu Wittenberg zu sagen pflegte, es steckten in ihm hundert und fünfzig Esel (C L esel). Doch hatte er darin ganz Unrecht. Clesel hatte mehr Verstand, als die meisten protestantischen Professoren vor und nach seiner Zeit. Nicht der Verstand, sondern sein Sinn für Freiheit und Recht war zu schwach. Rudolph befolgte aber oft die Rathschläge der schlauen Pfaffen nicht, weil er keinem Menschen traute. Nicht selten hatte der geisteskranke Kaiser Wuthanfälle. Wurde er durch irgend etwas gereizt, so starrte er lange vor sich hin, fuhr dann auf und schlug alles zusammen, was in seiner Nähe war.

Unter einem solchen Fürsten mußte jedes Land in demselben Verhältniß, als seine Macht groß war, unglücklich sein. Nur dadurch wurde Deutschland vor noch größerm Jammer gerettet, daß damals das deutsche Kaiserreich nicht viel mehr, als ein Namen, ein Ehrenrecht und eine Erinnerung an vergangene Größe war. So oft sich eine Gelegenheit bot, Gewalt zu gebrauchen, bediente sich ihrer der Kaiser zu Gunsten der Jesuiten, zu Unterdrückung des Rechtes, und selbst zum Umsturze beschworener Verträge und Gesetze. Davon zeugen nicht bloß die oben*) schon geschilderten Mißhandlungen der Protestanten in den

*) S. oben § 20, S. 153.

österreichischen Erbstaaten, sondern auch namentlich die Bewegungen, welche im Kurfürstenthum Köln, in den Städten Aachen und Donauwörth, und bei Gelegenheit der Jülich'schen Erbschaft ausbrachen.

Schon um das Jahr 1536 schlug die Reformation im Erzbisthume zu Köln einige Wurzeln. Der damalige Kurfürst Hermann von Wied war ihr freundlich gesinnt. Doch gelang es der katholischen Partei, ihn zu stürzen. Das Domcapitel und der Stadtrath widerstrebten ihm. Der Letztere hatte sich nicht geschämt, auf einem (1535) in Köln gehaltenen Hansetage zu erklären: „daß man in Köln die Ketzer hänge, köpfe und ersäufe und daß der Stadtrath bei der alten Gewohnheit bleiben wolle, wobei er sich wohl befinde." Dessenungeachtet wurde der Protestantismus in dortiger Gegend nicht ausgerottet, und als (1577) ein neuer Erzbischof gewählt wurde, siegte die freisinnige Partei, indem sie ihren Kandidaten Gebhard Truchseß, Freiherrn von Waldburg, gegen den Prinzen Ernst von Baiern, den die jesuitische Partei unterstützte, durchzusetzen vermochte. Im Domkapitel waren mehrere Mitglieder, und unter ihnen namentlich Hermann von Nuenar, protestantisch gesinnt. In Köln sowohl, als in den meisten übrigen Theilen Deutschland's war die katholische Religion mehr durch die zwingende Gewalt der Obrigkeiten, als durch den Glauben des Volkes aufrecht erhalten worden. Gebhard Truchseß konnte daher mit Recht erwarten, daß, wenn er die Fahne des Protestantismus entfalten, ihm von Seiten der Bevölkerung kein Widerstand entgegen gesetzt werden würde. Allein die Ueberzeugung der Massen galt in damaliger Zeit noch weniger, als heut zu Tage. Die zahlreichen Adeligen, welche gewöhnt waren, Mitglieder ihrer Familie durch Domherrenstellen zu versorgen und welche hoffen konnten, dieselben sogar auf einen kurfürstlichen Stuhl erhoben zu sehen, die in ganz Deutschland mächtigen Jesuiten und die Spanier, welche in dem benachbarten Belgien zahlreiche Truppen unter den Waffen stehen hatten, waren entschlossen, den Protestanten nicht das Feld zu räumen. Gebhard war nicht der Mann, auf eigene Faust ein Unternehmen durchzusetzen, welches in den ersten Tagen der Reformation mehr als einmal gelungen war, und die protestantischen Fürsten seiner Zeit waren theils zu schlaff, theils zu beschränkt, im gesammten Interesse ihrer Glaubenspartei dem Kurfürsten Beistand zu leisten. Manche mochten auch daran Anstoß nehmen, daß das Liebesverhältniß, welches Gebhard mit der schönen Agnes von Mansfeld angeknüpft hatte, die unmittelbare Veranlassung zu dem von ihm gewagten Schritte war. Gegen Ende des Jahres 1582 erklärte der Kurfürst öffentlich, daß er nur einen kirchlichen Umschwung beabsichtige, und nicht, gleich den Bischöfen von Ratzeburg, von Schwerin und von Magdeburg das Land für sich in Besitz nehmen wollte, daß vielmehr nach seinem Tode das Domkapitel zu einer neuen Wahl schreiten könne. Kurz darauf, am 2. Februar 1583, vermählte er sich mit der Gräfin Agnes und that dieses dem Volke öffentlich kund.

Als Kurfürst stand Gebhard unter den deutschen Reichsgesetzen und namentlich unter den Bestimmungen der goldenen Bulle. Er konnte daher gesetzlich nur nach den in diesem Grundgesetze festgestellten Normen zur Rechenschaft gezogen werden. Selbst der Kaiser hatte nicht das Recht, einen Kurfürsten abzusetzen. Doch die katholische Partei trat in ihren Kämpfen gegen die Protestanten immer alle sie hemmenden Formen und Gesetze mit Füßen. Der Papst that (am 1. April 1583) Gebhard in den Bann und setzte ihn, den deutschen Wahlfürsten, förmlich ab. Der Kaiser, mit dem Papste im Bunde, forderte das Domkapitel auf, eine neue Wahl zu veranstalten; dieses erkor (23. Mai 1583) den früheren Gegner Gebhard's, den Prinzen Ernst von Baiern, zum Erzbischofe, welcher, mit Hülfe bairischer und spanischer Soldaten, den Kurfürsten vertrieb und das Land in Besitz nahm. Die Protestanten hatten nur Redensarten zum Schutze ihres Glaubensgenossen. Der Pfalzgraf Casimir, welcher allein ihm Hülfe sandte, war weder mächtig, noch entschlossen

genug, den vereinten Streitkräften der Spanier und Baiern die Spitze zu bieten. Manche glauben, Gebhard würde nicht unterlegen sein, wenn er statt Calvinist, Lutheraner geworden wäre. Der Ansicht kann ich mich nicht anschließen. Er fiel in Folge seiner eigenen Halbheit und der Erbärmlichkeit der protestantischen Fürsten. Unstreitig war dem Gebhard Truchseß nicht die Religion, sondern die Liebesangelegenheit mit der Agnes von Mansfeld die Hauptsache. Er konnte sich daher nicht auf einen höhern Standpunkt hinanschwingen, nicht aus Ueberzeugung kämpfen, sondern nur für seine eigene persönliche Wahl in die Schranken treten. Die protestantischen Fürsten aber ließen sich vor- und nachher von der katholischen Partei Rippenstöße geben, ohne sie zu erwidern. Sie wollten nicht zum Schwerte greifen und hätten eben sowohl Vorwände zur Bemäntelung ihrer Feigheit gefunden, auch wenn Gebhard Lutheraner geworden wäre. Gebhard verlor nur ein Kurfürstenthum, die deutsche Nation aber die günstigste Gelegenheit, das Joch des Papstthums für immer zu brechen, ohne zu einem blutigen Bürgerkriege mit zweifelhaftem Ausgange schreiten zu müssen. Hätten die Protestanten das Kurfürstenthum Köln behauptet, so hätten die Jesuiten es nicht gewagt, in Aachen und Donauwörth die Protestanten nieder zu schmettern, und alle die blutigen Entwickelungen, die sich aus diesen Gewaltthaten ergaben, wären im Keime erstickt worden.

Nachdem Gebhard seine kurfürstliche Würde verloren hatte, suchte er vergeblich englische Hülfe nach. Er ließ sich später mit seiner Gemahlin in Straßburg nieder und lebte daselbst ohne Zweifel glücklicher, an der Seite einer geliebten Gattin, als sein Gegner Ernst von Baiern in den Fesseln des Cölibats. In Straßburg waren mehrere Domherren damals verheirathet. Dort nahm man daher keinen Anstoß an seiner Vermählung. Der Protestant Schlosser nennt ihn zwar einen unmoralischen Geistlichen. Allein wir sind der Ansicht, daß seine Vermählung mit der Agnes von Mansfeld weit entfernt, unmoralisch zu sein, ihn vortheilhaft vor den meisten katholischen Geistlichen aller Zeiten auszeichnet. Wir halten es für weit moralischer, eine Frau zu ehelichen, als unehelichen Umgang mit ihr zu pflegen, wie die katholischen Geistlichen bekanntermaßen, gedrungen durch unwiderstehlichen Naturtrieb, thun. Gebhard starb erst im Jahre 1610, ohne daß der Papst seine Ruhe und sein Glück weiter trüben konnte.

Ein ähnlicher Zwiespalt, wie in Köln, trat in Straßburg ein und auch dort gewann die katholische Partei den Sieg. Im Jahre 1592 spaltete sich die Wahl der Domherren, die protestantischen wählten den Prinzen Johann Georg von Brandenburg, einen Sohn des nachherigen Kurfürsten Johann Friedrich, zum Bischofe. Die katholischen schritten darauf zu einer anderen Wahl und erkoren den Sohn des Herzogs Karl II. von Lothringen, den Kardinal und Bischof von Metz. Die beiden Mitbewerber verglichen sich übrigens Anfangs (1593) dahin, daß beide Erwählten einstweilen behalten sollten, was sie mit den Waffen besetzt hatten. Später (1604) ließen sich Johann Georg von Brandenburg mit Geld und die evangelischen Domherren durch das Versprechen abfinden, daß sie noch dreizehn Jahre lang im Besitze ihrer Pfründen bleiben sollten. Auch in Straßburg siegten also die Katholiken. Das Bisthum verblieb ihnen und um das Jahr 1617 fielen ihnen auch sämmtliche Domherrenstellen wieder zu.

Von Jahr zu Jahr nahm in solcher Weise die Macht der Protestanten in Deutschland ab; die Jesuiten wurden immer kecker. Zum Glücke fehlte es ihnen an einem kräftigen Werkzeuge, ihre Pläne auszuführen. Denn Rudolph II., so fügsam er auch war, besaß dazu weder die erforderliche Thätigkeit, noch den Muth. Allein es war für die katholische Partei schon ein großer Gewinn, daß er ihr nicht widerstrebte und ihr stets nach seinen beschränkten Fähigkeiten diente.

Die katholiſchen Fürſten Deutſchland's, ſowohl die weltlichen als die geiſtlichen, handelten nach einem gleichmäßigen Plane. Sie traten den Augsburger Frieden, ſo weit ihre Macht reichte, mit Füßen, die weltlichen Fürſten, indem ſie die dem Adel verbürgte Religionsfreiheit aufhoben, die geiſtlichen, indem ſie außerdem den Städten und Kommunen, auch wo ſie ſchon über Menſchen-Gedenken hinaus im ruhigen Beſitze der Religionsfreiheit waren, dieſe mit Gewalt raubten, und zwangen, katholiſch zu werden. Sie waren frech genug, die zweite Erklärung Kaiſer Ferdinand's in Abrede zu ſtellen, ſelbſt nachdem ſie ihnen im Originale vorgelegt worden war. Die Proteſtanten zogen gegen alle dieſe Verletzungen nicht nur des allgemeinen Menſchenrechts, ſondern auch der deutſchen Verfaſſung nur mit leeren Redensarten zu Felde, um welche ſich die von Jeſuiten geleiteten Fürſten natürlich nicht bekümmerten. Von Jahr zu Jahr nahm auf dieſe Weiſe die Macht der katholiſchen Fürſten zu, diejenige der proteſtantiſchen ab. Doch bald begnügten ſich die katholiſchen Machthaber nicht mehr damit, die Proteſtanten, welche das Unglück hatten, ihre Unterthanen zu ſein, zu mißhandeln; ſie griffen die Proteſtanten zuerſt da, wo ſie als gleichberechtigte neben Katholiken wohnten, und dann auf ihrem eigenen Boden an.

Seit dem Jahre 1559 verlangten in der Stadt Aachen die Proteſtanten gleiche Rechte mit den Katholiken. Da ſie die Mehrzahl für ſich hatten, war es nicht bloß unrecht, ſondern auch ungeſetzlich, daß ihnen dieſe billige Forderung verweigert wurde. Unter Ferdinand I. und Maximilian II. begnügten ſich die unterdrückten Proteſtanten damit, Beſchwerden zu erheben und Klagen zu führen, welche ihr Loos aber nicht beſſerten, vielmehr verſchlimmerten. Im Jahre 1580, als die Zahl der Proteſtanten durch eingewanderte Niederländer und Weſtphalen anſehnlich vermehrt worden war, entſtanden ernſtliche Unruhen in der Stadt. Die Ungerechtigkeit der kaiſerlichen Kommiſſäre, welche der Jeſuiten-Zögling Rudolph nach Aachen ſchickte, trieb endlich (1581) die gedrückten Proteſtanten zu entſchiedenem Handeln. Sie erwählten einen proteſtantiſchen Stadtrath und verjagten die Kommiſſäre. Die bisherigen ſtädtiſchen Gewalthaber entflohen und bewirkten beim Kaiſer, daß dieſer den Biſchof von Lüttich und den Herzog von Jülich ermächtigte, mit Heeresmacht gegen die Stadt zu ziehen, um ſie zur Unterwerfung zu bringen. Mit Hülfe anderer Proteſtanten trieben die Aachener aber die kaiſerlichen Executionstruppen aus einander. Doch die Jeſuiten, welche die Angelegenheiten der Stadt Aachen eben ſowohl, als diejenigen des geſammten deutſchen Reiches im Namen des deutſchen Kaiſers leiteten, wurden dadurch nicht entmuthigt. Sie erwirkten (1593) bei Rudolph II. einen Befehl, alles ſolle auf den Zuſtand von 1560 zurückgeführt und die Katholiken vollſtändig entſchädigt werden. Die bitterſten Feinde des Proteſtantismus wurden mit dem Vollzug deſſelben beauftragt (1598). In der That wurden die katholiſchen Obrigkeiten mit Gewalt wieder eingeſetzt, die proteſtantiſchen Prediger vertrieben und die proteſtantiſchen Mitglieder des Stadtraths welche die großen Koſten der kaiſerlichen Vollſtreckung nicht bezahlen konnten, verbannt. Den Proteſtanten wurde nicht einmal erlaubt, außerhalb des ſtädtiſchen Gebietes ihren Gottesdienſt zu halten. Da ſie aber, ungeachtet aller Zurückſetzungen und Verfolgungen noch immer in der Mehrzahl waren, ergriffen ſie bei der erſten günſtigen Gelegenheit, welche ihnen der Jülich'ſche Erbſtreit bot, von neuem die Waffen, vertrieben den katholiſchen Stadtrath und ſetzten einen proteſtantiſchen ein (1611). Am Ende behaupteten aber doch die Jeſuiten das Feld, indem ſie (1614) ſpaniſche Truppen unter Spinola herbei riefen. So wurde eine Stadt, in welcher die Proteſtanten ſeit faſt einem Jahrhundert unausgeſetzt die Mehrzahl bildeten, und in welcher die Katholiken ihr Uebergewicht nur durch fremde Hülfe behaupten konnten, mit Gewalt unter das päpſtliche Joch zurück gebracht. Der Anſpruch der Proteſtanten, auf gleiches Recht mit den Katholiken wurde verworfen, derjenige der Katholiken auf Ausſchließung der Proteſtanten von der Verwaltung der Stadt und ſogar

von Ausübung ihres Gottesdienstes, für wohlbegründet erklärt. Das nannte man Reichsjustiz! Kein Wunder, daß aus solchen Vorgängen ein dreißigjähriger Bürgerkrieg sich entwickelte!

Noch schamloser, als gegen Aachen, verfuhren die Jesuiten gegen Donauwörth. Diese Stadt war fast ganz protestantisch, lag aber inmitten der Besitzungen des Herzogs von Baiern, in welchen Albrecht V. und dessen Sohn Wilhelm V. den Protestantismus mit Gewalt und im Widerspruche mit den klaren Bestimmungen des Augsburger Friedens, welcher wenigstens der Ritterschaft Religionsfreiheit zusicherte, ausgerottet hatten. Wilhelm's V. Sohn und Nachfolger in Baiern, Maximilian I., war die protestantische freie Reichsstadt Donauwörth ein Dorn im Auge. Er war einer der talentvollsten, ehrgeizigsten und entschlossensten Fürsten seiner Zeit. Die Jesuiten hatten ihm ihren ganzen Ketzerhaß und alle Argliſt ihres Ordens eingeflößt. Er war ein kalter, berechnender Tyrann, und wußte, als er erst fünf und zwanzig Jahre alt war (1598), seinen Vater zu bestimmen, bei dessen Lebzeiten ihm die Regierung abzutreten. Maximilian von Baiern trat die Verfassung seines Landes mit Füßen und setzte sich über alle Beschlüsse der bairischen Landstände hinweg. Im Laufe seiner drei und fünfzigjährigen Regierung versammelte er sie nur zweimal, und zwar in der ersten Zeit, um sich, und später gar nicht mehr. Dessen ungeachtet wird Maximilian von feilen Geschichtsschreibern und flachen Zungendreschern außerordentlich gerühmt. So niedrig steht in unseren Tagen noch die Geschichtschreibung. Talent, selbst dasjenige für Laster und Tyrannei, blendet die meisten Schriftsteller! Der sittliche Gehalt eines Menschen, und seine Beweggründe werden gewöhnlich wenig geprüft, und die Erfolge, welche er, sei es auch zum Verderben der Menschheit, erringt, werden noch immer für maßgebend erachtet. Allerdings stellte Maximilian I. eine gewisse Ordnung in seinem Lande her, allein es war die von den Tyrannen aller Zeiten geliebte Unterordnung des Freiheitsgefühles unter das Joch eines hartherzigen Bedrückers. Ich gestehe offen, daß ich einer solchen Ordnung die vollständigste Anarchie vorziehe. Denn aus dieser kann sich viel leichter, als aus jener die Ordnung der Freiheit entwickeln. Mehr als irgend einem anderen Menschen ist es Maximilian I. zuzuschreiben, daß Baiern hinter den übrigen deutschen Volksstämmen so weit zurück blieb, daß es die Beute des Pfaffenthums und der Sitz des krassesten Aberglaubens wurde. Die ärgste Zerrüttung der Finanzen, der Polizei und der Rechtspflege hätte so nachhaltige und so verderbliche Folgen nicht herbei geführt. Das ganze Talent Maximilian's, seine Ausdauer und Willenskraft, zugleich aber auch seine haarsträubende Grausamkeit, seine Doppelzüngigkeit und Herrschsucht bewährte dieser Fürst dem unglücklichen Donauwörth gegenüber. Seit dem Jahre 1552 gehörte die Mehrzahl der Bürger und auch der Magistrat dieser Stadt der lutherischen Kirche an. Die katholische, sehr wenig zahlreiche Bevölkerung, war auf den Bezirk und die Kirche des Benedictiner-Klosters zum heiligen Kreuz, am äußersten Ende der Stadt, beschränkt. Die Protestanten gewährten den Mönchen und den wenigen Katholiken der Stadt freie Religionsübung, und hatten sich mit dem Abte dahin verständigt, daß das sogenannte Sacrament ohne Geläute und Geklingel zu den Kranken getragen, die Processionen still der Mauer entlang aus dem Stadtthore ziehen und erst jenseits des städtischen Gebietes ihre Fahnen aufrollen sollten. Von jeher hatte die Stadt die weltliche Gerichtsbarkeit über den Abt und seine Angehörigen ausgeübt. Seit die Jesuiten in Deutschland das große Wort führten, suchten die Mönche sich über alle Verträge früherer Zeiten hinweg zu setzen. Erst im Jahre 1605 nahmen aber die Streitigkeiten zwischen Stadt und Kloster einen ernsthaften Character an. Im Bewußtsein, daß ihm der kaiserliche Schutz nicht fehlen würde, ließ der Abt Leonhard im Mai dieses Jahres eine ungewöhnlich glänzende Procession veranstalten, welche im Widerspruche mit den früher getroffenen Verabredungen, in lärmender Weise

durch die Stadt paradirte. Der Magistrat, welcher die geheimen Absichten der Jesuiten durchschaute, schützte den Zug vor Mißhandlungen, womit derselbe von Seiten der Bürgerschaft bedroht war, und begnügte sich damit, Verwahrung einzulegen. Doch der Widerwille, welchen die Protestanten gegen die Procession kund gethan hatten, genügte den Pfaffen eine von Lügen und Uebertreibungen strotzende Klagschrift bei dem Reichshofrathe in Prag einzureichen. Dieser schritt sofort zu Gunsten der katholischen Partei ein, indem er, unter Androhung der Acht, der Stadt befahl, den Abt während der Dauer des Streites weder an Processionen, noch an feierlicher Tragung der „Sacramente" u. s. w. zu hindern. In der Hoffnung, die Protestanten zu Gewaltthätigkeiten zu reizen, hielt der Abt zuerst ein feierliches Begräbniß und dann, am 11. April 1606, wieder eine große Procession. Außer einigem Geschrei, Lärm und Gespötte hatte diese jedoch von den Protestanten nichts zu leiden. Ohne Unterbrechung kam der Zug zur Stadt hinaus. Als derselbe aber zurück kehrte, verstärkt durch eine große Masse Volkes aus der Umgegend, kam es, trotz der Vorsichtsmaßregeln des Magistrates, zu einigen Unordnungen. Die Fahnen, Rauchfässer und andere Schaustücke des Pfaffenthums wurden den Trägern entrissen, die Procession mußte die Hauptstraßen meiden und durch enge Gäßchen ihren Weg nach der Klosterkirche einschlagen. Menschenleben gingen keine verloren, es floß kein Blut, nur einiger Spott und Hohn wurde den Pfaffen und ihren Knechten nachgesendet. Bei ruhiger Betrachtung der Sache konnten höchstens einige Tumultuanten in Polizeistrafe genommen werden. Streng genommen waren die Protestanten in ihrem Rechte, denn nicht sie, sondern die Katholiken hatten die durch mehr als fünfzigjährige Uebung begründete Ordnung der Stadt verletzt. Hieran konnte der ausschließlich mit Katholiken besetzte und von den Ständen nie anerkannte Reichshofrath nichts ändern. Hätten dessen Beschlüsse Gültigkeit gehabt, wäre der Protestantismus in Deutschland längst ausgerottet gewesen. Im Bewußtsein seiner mächtigen Verbündeten trieb der Abt die Sache immer weiter. Auf den 26. April 1607 setzte er eine neue Procession an, welche jedoch nicht zu Stande kam, da die Bürger sich bewaffnet hatten und erklärten, sie würden ihre Rechte behaupten. Zu eigentlichen Thätlichkeiten kam es aber nicht, weil die Pfaffen es nicht wagten, sich einer Gefahr bloß zu stellen und klüglich in ihrem Kloster verblieben. Doch Herzog Maximilian wollte diese Gelegenheit ergreifen, die Protestanten zu demüthigen und Donauwörth an sich zu reißen. Die Protestanten waren unter sich nicht einig, Maximilian war zum Kriege gerüstet. Durch reiche Geschenke an Geld, Wein und Ketten, welche der Herzog unter den Mitgliedern des Reichshofrath's mit freigebiger Hand spendete, brachte er es dahin, daß wider die freie Reichsstadt die Acht ausgesprochen wurde und er selbst den Auftrag zu deren Vollziehung erhielt. Die Bürgerschaft wurde dadurch natürlich in die größte Aufregung versetzt. Es kamen einige Ungezogenheiten gegen die von Maximilian abgesandten Kommissäre vor und diese verschafften dem Herzoge den erwünschten Vorwand über Donauwörth herzufallen. Die Truppen Maximilian's waren so zahlreich, daß die Stadt ihnen gar keinen Widerstand entgegen setzte. Dessen ungeachtet wütheten sie in derselben mit barbarischer Wuth. Die Absichten Maximilian's erhellen am deutlichsten aus dem Briefe, den derselbe nach Rom sandte, worin er hauptsächlich auf den Vortheil hinwies, den der Ruin dieser freien Reichsstadt für die katholische Religion haben werde. Ungeachtet dieser Herzog, bevor er Donauwörth erobert, der Stadt versprochen hatte, an ihrer Religionsverfassung nichts zu ändern, unterdrückte er sogleich allen protestantischen Gottesdienst und erlaubte den Lutheranern nicht einmal, am Sonntage die Stadt zu verlassen, um in einem benachbarten Orte dem Gottesdienste ihrer Glaubensgenossen beizuwohnen. Die Kosten der Execution berechnete der tückische Baiernherzog so hoch, daß sie unmöglich jemals entrichtet werden konnten. Daß seine Absicht darauf gerichtet war, Donauwörth zu Grunde zu richten, sehen wir deut-

lich aus einem Schreiben deſſelben an ſeinen Statthalter, worin er erklärt: „wenn auch ein Theil der Bürger dieſerwegen von Haus und Hof müßte, ſo iſt es uns gleich, wenn nur wenigſtens auf ein Jahr lang die Beſatzung auf der Bürger Unkoſten unterhalten werden möchte.“

Mit dem Heere waren vier Jeſuiten und zwei Baarfüßermönche in die Stadt eingezogen. Drei hundert Balern ließ der Herzog nach deſſen Abzug darin zurück. Dieſe vollendeten das von Maximilian begonnene Werk, indem ſie die früher freie Reichs-Stadt, in welcher ohnedies nur die ärmſten Bewohner zurück geblieben waren, unter das doppelte Joch des Papſtes und des Herzogs brachten. Fürwahr nicht die Heftigkeit, ſondern die Schlaffheit der Proteſtanten führte den dreißigjährigen Krieg in Deutſchland herbei. Nimmermehr wäre es dazu gekommen, wenn ſie den erſten Gewaltthätigkeiten der katholiſchen Fürſten mit einmüthiger Kraft entgegen getreten wärrn. Wer dem Uebel geſtattet, groß zu werden, muß es ſpäter büßen. Wer den glimmenden Funken im Hauſe nicht auslöſcht, muß ſich auf eine Feuersbrunſt gefaßt machen.

Ganz ohne Wirkung blieb aber das ebenſo grauſame, als herrſchſüchtige Verfahren Maximilian's auf die Proteſtanten doch nicht. Auf dem Reichstage zu Regensburg führten ſämmtliche proteſtantiſche Stände bittere Beſchwerden über die Verletzung des Religionsfriedens, und namentlich auch darüber, daß der Kaiſer Streitigkeiten, welche nach der Verfaſſung des Reiches vor das Kammergericht gehörten, dem unbedingt von ihm abhängigen Reichshofrathe zuwies. Da jedoch Ferdinand von Steiermark den Kaiſer daſelbſt vertrat, wurden ihnen nicht einmal diejenigen beruhigenden Worte mitgetheilt, welche Rudolph aus Furcht, ihnen hatte zukommen laſſen wollen. Ferdinand verfolgte ganz dieſelbe Richtung, wie Maximilian von Balern, deſſen Jugendgenoſſe und Freund er war, nur noch mit größerm Fanatismus und rückſichtsloſerer Härte. Schon in der Ernennung dieſes Ferdinand zum Stellvertreter des Kaiſers auf dem Reichstage lag ein bitterer Hohn. Denn Ferdinand hatte in Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz auf einem weitern Felde gegen die Proteſtanten gewüthet, als Maximilian in Donauwörth. Es lag klar am Tage, die Reichsgewalt war in den Händen der Jeſuiten. Die Proteſtanten konnten von ihr kein Recht, ſondern nur Unterdrückung erwarten. Der Augenblick, die Waffen zu ergreifen, war gekommen, und da gerade zu jener Zeit Ungarn, Böhmen und Oeſterreich in offenem Aufſtande, und die Brüder Rudolph und Mathias im Streite waren, ſo hätten die Proteſtanten, wären ſie einig geweſen, leicht ihren Gegnern die Bedingungen des Friedens vorſchreiben können. Doch die Lutheraner ſtanden ſeit den Zeiten des Verräther's Moritz unter dem vorherrſchenden Einfluſſe der Kurfürſten von Sachſen, und dieſe lehnten ſich wie damals an das Haus Oeſterreich. Die Calviniſten dagegen, welche überhaupt viel regſamer und weniger verknöchert waren, auch mit den Proteſtanten Frankreich's, England's und der Niederlande inniger zuſammenhingen, raffſten ſich auf. Schon im Jahre 1603 waren die Häupter der calviniſtiſchen Partei in Heidelberg zuſammen getreten und hatten ein Vertheidigungsbündniß geſchloſſen. Dieſes erweiterten und befeſtigten ſie am 4. Mai 1608 zu Ahauſen im Ansbach'ſchen. Die Markgrafen Joachim Ernſt von Brandenburg-Ansbach und Chriſtian von Brandenburg-Kulmbach, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz und Chriſtian von Anhalt vereinigten ſich daſelbſt zu dem Bunde, welcher nachher den Namen der proteſtantiſchen Union trug. Kurz darauf traten die Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg, ſpäter der Landgraf Moritz von Heſſen und der neue Kurfürſt Johann Siegmund von Brandenburg bei. Der Kurfürſt von der Pfalz wurde an die Spitze des Bundes, mehrere andere Fürſten mit verſchiedenen Aemtern ihm zur Seite geſetzt. Bereitwillig traten mit dem Bunde Frankreich, England und die Niederlande in diplomatiſche

Beziehungen. Gleich Anfangs fehlten die sogenannten correspondirenden Fürsten darin, daß sie sich zuviel auf fremde Hülfe verließen. Die Ermordung Heinrich's IV. von Frankreich, auf den sie besonders gezählt hatten, lähmte ihre Thatkraft, und der mangelhaften Organisation des Bundes hätte nur durch die persönliche Tüchtigkeit seiner Häupter einigermaßen abgeholfen werden können. Allein es befand sich unter denselben nicht ein Mann von Entschlossenheit, Ausdauer und Thatkraft, wie Maximilian I. von Baiern unstreitig war. Dieser setzte der protestantischen Union schnell die katholische Liga entgegen, in welche die Bischöfe von Würzburg, Augsburg, Constanz, Passau und Regensburg, der Propst von Ellwangen und der Abt von Kempten eintraten, und welcher sich später die drei geistlichen Kurfürsten am Rheine anschlossen. Der Papst und Spanien begrüßten diesen katholischen Bund mit Freuden, versprachen ihm Schutz und zahlten Hülfsgelder.

So spaltete sich Deutschland in zwei feindliche Lager, von welchen jedes auf ausländische Hülfe zählen konnte. Die Jesuiten hatten es dahin gebracht, daß, wie sie, so auch alle katholischen Fürsten Deutschland's das Vaterland ihren pfäffischen Bestrebungen unterordneten. Die Protestanten wurden Schritt für Schritt gedrängt, um gänzlicher Ausrottung zu entgehen, den kaiserlichen Befehlen und reichshofräthlichen Urtheilen mit Waffengewalt entgegen zu treten. Nichts desto weniger war derselbe Maximilian, welcher der Stadt Donauwörth ihre Religion geraubt hatte, frech genug, den Zweck der von ihm gegründeten Liga durch die Worte zu bezeichnen: „damit die alte, wahre, allein seeligmachende Religion nicht ausgerottet werde."

Kurz nach der Gründung der protestantischen Union starb der letzte Herzog von Jülich (25. März 1609), der blödsinnige Johann Wilhelm. Die Besitzungen, welche er damals hinterließ: Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenstein bildeten, mit Ausnahme von Baiern und Oesterreich, das größte Land, welches irgend ein deutscher Fürst damals beherrschte.

Johann Wilhelm hatte keine Kinder. Seine nächsten Verwandten waren vier Schwestern: Maria Eleonora, vermählt mit Herzog Friedrich Albrecht von Preußen, Anna mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, Magdalena mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken und Sybilla mit Karl von Oesterreich, Markgrafen von Burgau. Durch besondere Staatsverträge war die Theilung des Landes verboten. Die älteste Schwester hatte nur eine Tochter, die Gemahlin des Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg hinterlassen, der zweiten lebte ein Sohn, Wolfgang Wilhelm. Johann Siegmund berief sich auf den Vorzug der Erstgeburt, Wolfgang auf den Vorzug des männlichen Geschlechts. Nur diese beiden konnten ihre Ansprüche einigermaßen begründen. Die beiden jüngeren Schwestern kamen nicht weiter in Betracht. Dagegen erhoben auch die beiden Linien des sächsischen Hauses Erbansprüche auf den Grund kaiserlicher Belehnungen und Erkenntnisse. Johann Siegmund von Brandenburg war Calvinist, der Pfalzgraf von Neuburg Lutheraner. Der Kurfürst von Sachsen war zwar auch Lutheraner, allein er lag ganz in den Schlingen der Jesuiten, daher der Kaiser Rudolph ihm am liebsten die Jülich'sche Erbschaft zugewendet hätte, insofern es nicht möglich sein sollte, in ähnlicher Weise, wie es dem Herzoge Maximilian mit Donauwörth gelungen war, unter dem Vorwande reichshofräthlicher Beschlüsse das Land statt der Executionskosten zu erlangen. Kaiserliche Erkenntnisse besaßen übrigens dazumal mächtigen Fürsten gegenüber keine Bedeutung. Johann Siegmund von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Neuburg setzten sich in den Besitz des Landes und vereinigten sich dahin, dasselbe gemeinschaftlich verwalten zu lassen, als die Jesuiten bewirkt hatten, daß der Reichshofrath unter dem Vorwande der Gefahr eines Landfriedensbruches die Sache an sich zu ziehen suchte. Die kaiserlichen Rechtsverdreher erklärten die Hinterlassenschaft des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich für ein erledigtes Reichslehen, und

Rudolph ertheilte dem Bruder Ferdinand's von Stelermark, dem Bischofe Leopold von Passau und Straßburg den Auftrag, das Land in Besitz zu nehmen. Der Plan der Jesuiten wurde dadurch offenbar. Sie wollten für's erste das schöne Land in den Besitz eines Habsburger's bringen. Natürlich hätte dieser es eben so wenig wieder heraus gegeben, als Maximilian von Baiern Donauwörth. Nicht bloß die beiden unmittelbar betheiligten Fürsten und sämmtliche Protestanten Deutschland's, sondern auch die benachbarten Mächte, namentlich Frankreich wurden dadurch in Unruhe versetzt. Es kam daher schnell (1609) zwischen Heinrich IV. und den Fürsten der protestantischen Union ein Vertrag zu Stande, in welchem beide Theile eine ansehnliche Heeresmacht in's Feld zu stellen versprachen.

Im December (1609) brach der Krieg aus. Durch Verrath hatte sich der Erzherzog Leopold der Stadt Jülich bemächtigt. Bevor die Franzosen den Protestanten zu Hülfe ziehen konnten, wurde Heinrich IV. ermordet (14. Mai 1610). Doch gelang es den Jesuiten nicht, das Heer, welches bereit stand, in Deutschland einzufallen, aufzuhalten. Der Marschall von Chatre rückte mit 14,000 Mann vor Jülich, das sich am 1. September ergeben mußte. Leopold zog sich mit seinen Söldnern, dem sogenannten Passauer Kriegsvolke in's Elsaß zurück, wurde aber dort von den Truppen der Union, welche nach dem Tode Friedrich's IV. von der Pfalz unter der obersten Leitung des Pfalzgrafen Johann's II. von Zweibrücken standen, so stark bedrängt, daß er den Vertrag zu Willstädt abschloß, in welchem er versprach, seine Truppen zu entlassen. Die Jülich'schen Lande blieben im gemeinschaftlichen Besitze des Kurfürsten von Brandenburg und des Pfalzgrafen von Neuburg. Die Jesuiten waren für's erste aus dem Felde geschlagen. Doch bald schon spannen sie neue Ränke. Im Sommer 1610 hatte Rudolph den Kurfürsten Christian II. von Sachsen von neuem mit dem Nachlasse des Herzog's von Jülich belehnt. Daraus erhellte deutlich, daß er seine Hände im Spiele behalten und die Erbschaft nicht frei geben wollte. Der Reichshofrath war stets bereit, jede Zumuthung, welche Rudolph, von den Jesuiten gedrängt, ihm machte, in die Formen der Rechtspflege zu kleiden. Dadurch mußte aber alles Vertrauen in die kaiserliche Gewalt vollständig untergraben werden. Die reichshofräthlichen Befehle in den Angelegenheiten der Stadt Donauwörth und in dem Jülich'schen Erbstreite erschöpften die Geduld der Protestanten. Schon früher hätten diese zu den Waffen gegriffen, wenn ihre Fürsten nicht theils in kleinlichen Zänkereien, theils in niedrigen Ausschweifungen ihre beste Kraft vergeudet hätten.

Jede geistige Bewegung verliert ihren Schwung, wenn ihr die Freiheit geraubt wird. Aus diesem Grunde war die katholische Kirche so sehr ausgeartet und verknöchert. Die meisten protestantischen Fürsten gerieten aber bald nach Luthers Tode schon in denselben Fehler, den sie an der römischen Kirche mit so gutem Rechte tadelten. Sie schlugen die Reformation in Ketten und Bande. Sachsen, die Wiege des Protestantismus, wurde schon bald seine Schädelstätte. Der Nachfolger des Kurfürsten Moritz, August, zwang seinem Lande die von Wittenberger und Tübinger Pfaffen verfaßte sogenannte Concordienformel mit Gewalt auf, trieb Pfarrer und Lehrer, die nicht blind auf sie schwören wollten, zu Hunderten von Amt und Brod, ließ mehrere angesehene Männer, welche andere Ansichten hegten, in den Kerker werfen, und brachte so allerdings die Stimme der Vernunft in Sachsen fast gänzlich zum Schweigen. August's Sohn und Nachfolger (1586), Christian I. ließ sich durch seinen Kanzler Krell zu einer freisinnigeren Richtung bestimmen. Doch da er schon 1591 starb, gewann die Pfaffenpartei unter Christian II. wieder die Oberhand. Krell wurde in den Kerker geworfen, und nach zehnjährigen Leiden (1601) enthauptet. Sein ganzer Anhang wurde auf's heftigste verfolgt. Christian II. war ein Trunkenbold und ließ sich durch falsche Vorspiegelungen von den Jesuiten dermaßen bestricken, daß nicht viel gefehlt hätte, so wäre er in die katholische Liga eingetreten. Er verlor dadurch

allerdings den Einfluß, welchen Sachsen in früheren Zeiten in den Angelegenheiten der Protestanten geübt hatte. Allein diesen gingen dadurch bedeutende Mittel, auf welche sie berechtigt waren zu zählen, im Kampfe mit dem gemeinschaftlichen Feinde verloren.

In der Pfalz nahm dagegen die Reformation eine andere Wendung. Friedrich III., welcher (1559) den kurfürstlichen Thron erbte, wandte sich, aus Ueberdruß gegen die beschränkte und fanatische Anschauungsweise der Lutheraner, der Lehre Calvin's zu (1560). Ihm folgte der größere Theil seines Landes. Zwar führte sein Sohn Ludwig mit Gewalt das Lutherthum wieder ein; allein bei dessen Tode (1587) stellte der Pfalzgraf Johann Kasimir, als Vormund, und später Ludwig's Sohn und Nachfolger Friedrich IV. die calvinische Religion wieder her. Johann Kasimir hatte einen großen Theil seines Lebens in Frankreich unter den Hugenotten zugebracht und bewirkte, daß die Pfalz in enger Beziehung zu den Franzosen blieb. Dadurch würde, als die protestantische Union später zu Stande kam, der Abschluß eines Vertrages mit Heinrich IV. bedeutend erleichtert.

Von Jahr zu Jahr verlor das starre Lutherthum in Deutschland an Boden. Ein Fürst nach dem andern wandte sich der Lehre Calvin's zu und zog sein Land nach sich. Doch diese Uebergänge waren größtentheils mit Reibungen, welche die Kraft der Protestanten schwächten, und mannigfaltige Gehässigkeiten erzeugten, verbunden.

Hessen, welches der Landgraf Philipp unter seine vier Söhne vertheilte (1562) und später nach dem Absterben zweier Fürsten (1583, 1604) noch in die Linien von Kassel und Darmstadt zerfiel, trennte sich auch in religiöser Beziehung, indem jene die calvinische, diese die lutherische Anschauung annahm. Die Macht des Hauses wurde durch diese Theilungen gelähmt, um so mehr, als Erbstreitigkeiten damit verbunden waren und religiöse Bitterkeit sich einmischte. Das lutherische Darmstadt suchte in ähnlicher Weise, als Sachsen sich die Gunst der Habsburger zu erwerben, und wurde dadurch unfähig, an der gemeinschaftlichen Sache der Protestanten einen kräftigen Antheil zu nehmen.

Kaum war ein halbes Jahrhundert seit den Tagen des Landgrafen Philipp und des Kurfürsten Johann Friedrich verflossen, und schon hatten deren Länder gänzlich aufgehört an der Spitze der Reformation zu stehen. Sachsen war vollständig in den Hintergrund getreten, und das getheilte Hessen hatte allen Einfluß verloren.

So viel die Unterthanen protestantischer Fürsten auch zu leiden hatten, indem sie gezwungen wurden, dem Glauben ihrer Fürsten zu folgen, so war ihr Schicksal doch bei weitem nicht so hart, als das Loos der Unterthanen katholischer Fürsten. Grausamkeiten, wie sie sich die Erzherzoge von Oesterreich, die Herzoge von Baiern und die meisten Bischöfe erlaubten, theils um die Katholiken abzuhalten, die neue Lehre zu erfassen, theils um die Protestanten wieder in den Schooß der sogenannten allein seeligmachenden Kirche, welcher aber für sie sehr hart und blutig war, zurück zu kehren, kamen in protestantischen Ländern niemals, oder doch nur als vorübergehende Ausnahmen vor, welche von dem größeren Theile der Protestanten selbst immer auf's bitterste getadelt wurden. Die Unduldsamkeit und die Verfolgungssucht der katholischen Fürsten beruhte auf ihrem Glauben, war systematisch und kannte keine Milde; diejenige der protestantischen Fürsten stand im Widerspruche mit der Reformation, war der persönlichen Beschränktheit und dem Eifer einzelner kleiner Tyrannen zuzuschreiben und war selten von langer Dauer. Mit dem Tode eines Fürsten oder eines fanatischen Pfaffen hörte die Verfolgung auf. Die Jesuiten lösten sich aber in ununterbrochener Reihenfolge ab. Sie starben nicht aus und ließen nicht nach. Schwache Fürsten, auch wenn sie eine gewisse natürliche Milde besaßen, wurden durch sie zur grausamen Verfolgung der sogenannten Ketzer getrieben, fanatische in ihrer Wuth bestärkt. Nur Charaktere, wie Maximilian II. von Oesterreich vermochten ihnen auf die Dauer zu widerstehen. Menschen, wie Ferdinand II. von Oesterreich, Maximilian I. von Baiern,

Mathias und Rudolph wurden alle von ihnen fortgerissen. Sie schreckten die weltlichen und geistlichen Fürsten nicht nur mit Hölle und Fegefeuer, sondern auch mit Gift und Dolch, mit Absetzung und Volksaufstand. Sie hatten hinter sich die ganze Macht des Papstthums, und hatten folgeweise eine Bedeutung, welche sich mit derjenigen der protestantischen Hofprediger oder Professoren nicht vergleichen ließ.

Die katholische Partei ging, namentlich in Oesterreich von dem Grundsatze aus, die Vertilgung der Ketzer sei nicht bloß erlaubt, sondern sogar durch die Pflicht geboten, die protestantische verlangte Gewissensfreiheit und Gleichberechtigung mit den Katholiken. Es ist daher augenscheinlich, daß die eine den ewigen und unveräußerlichen Menschenrechten Hohn sprach, während die andere sie geltend zu machen suchte. Die Protestanten hatten ein volles Recht, dem Drucke zu widerstreben, welchen Jesuiten und Jesuitenknechte über sie verhängten. Sie waren, als Männer von Selbstbewußtsein aufgefordert, eher unterzugehen, als sich das Joch des Papstthums gefallen zu lassen. Es ist daher sehr verkehrt, wenn Schlosser und andere Geschichtschreiber, die sich den Schein der Aufklärung geben wollen, beide Parteien als gleichberechtigte behandeln, von denen die eine eben so gut als die andere ihre Ansichten hätte geltend machen können. Tyrannei und Freiheitsdrang, Despotismus und das ewige, unveräußerliche Menschenrecht stehen nicht auf gleicher Stufe sittlichen Werth's, vielmehr auf dessen untersten und obersten Speichen. Der Protestantismus sank nur da auf gleiche Stufe mit dem Katholicismus herab, wo er, uneingedenk seines Ursprungs, seine Glaubensformeln mit ähnlicher Unduldsamkeit festzustellen und auszubreiten suchte, als der Katholicismus die seinigen. Dieses war aber in Oesterreich nirgends der Fall. Selbst Maximilian II. hatte den Protestanten nirgends gleiche Rechte mit den Katholiken, vielmehr nur eine sehr beschränkte Duldung eingeräumt. Daß die Protestanten die ihnen gesetzten Schranken überschritten, mochte den Jesuiten als ein Eingriff in die Gesetze des Landes erscheinen. Vernünftige Menschen müssen dieses aber loben, als eine Annäherung an die natürliche Ordnung der Dinge. Die Söhne Maximilian's waren gleichmäßig in der Schule der Jesuiten erzogen, und suchten alle den Protestantismus auszurotten. Glücklicherweise waren die Fähigkeiten, welche sie besaßen, sehr schwach. Doch ihr Vetter Ferdinand, welcher (seit 1596) Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz besaß, war eben so talentvoll und entschlossen, als despotisch und fanatisch. Er ertheilte den sämmtlichen Mitgliedern des Hauses Habsburg und mehr oder weniger allen katholischen Fürsten Deutschland's das Signal zur Ausrottung des Protestantismus*).

Selbst Rudolph II., so jesuitenfreundlich er auch gesinnt war, ging erst dann mit voller Lust an das Werk der Ausrottung des Protestantismus in seinen Erbstaaten, als er gewahrte, daß Ferdinand in Steiermark, Kärnthen und Krain auf einen verhältnißmäßig geringen Widerstand stieß. Während er selbst in Prag wohnte, Goldmacherei und Astrologie trieb, ließ er durch den Jesuiten-Provinzial Laurenz Magi in Oesterreich die Protestanten verfolgen. Später übertrug er die Verwaltung der Provinz seinem Bruder Ernst, welcher den Jesuiten Szanto gewähren ließ. Von Jahr zu Jahr wurde Rudolph geistesschwächer. In der letzten Zeit seiner Regierung war er vollständig blödsinnig. Die gerechte Unzufriedenheit der unter seiner Herrschaft stehenden Völker, namentlich der Ungarn, Siebenbürger und Oesterreicher, wurde endlich bis zur offenen Revolution gesteigert. Im April 1606 traten zu Wien Rudolph's Brüder, Mathias und Maximilian, und seine Vettern, die Söhne Karl's von Steiermark, Ferdinand und Maximilian Ernst zusammen und erklärten wörtlich: „wegen des gegenwärtigen betrübten Umstand's, indem fast das ganze Königreich Ungarn dahin und das hochlöbliche Haus Oesterreich sammt erwähntem Königreich und den angrenzenden Provinzen verheert, und neben vielen anderen Ursachen

*) Siehe oben § 21. S. 162. f.

leider allzuviel offenbar, daß die römisch-kaiserliche Majestät, unser Bruder und Vetter, aus den ihr zu verschiedenen Zeiten sich ereignenden Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche sich nicht genugsam noch tauglich befinde, — — so sind wir aus betrübtem Gemüthe bewegt worden, zeitliche Fürsehung zu thun. —"

Diese Fürsehung bestand darin, daß des Kaisers Bruder Mathias zum Regenten, Haupt- und Schutzherrn des österreichischen Hauses erklärt wurde. Im November desselben Jahres trat auch der Erzherzog Albrecht, des Kaisers jüngerer Bruder, dieser Absetzungsacte förmlich bei. Zum deutschen Kaiser war Rudolph aber immer noch gut genug. Die Erzherzoge von Oesterreich wagten es übrigens nicht, der von ihnen beschlossenen Absetzung Nachdruck zu geben. Wahrscheinlich bezweckten sie durch dieselbe nur, Ungarn und Oesterreich, welche in offenem Aufstande gegen Rudolph waren, zu täuschen. Ferdinand von Steiermark hoffte, durch das Gaukelspiel einer Absetzung Rudolph's, die aufgestandenen Protestanten zur Ruhe zu bringen und Mathias, welcher früher in Brüssel eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, auf Kosten seines Bruders Macht und Einfluß zu gewinnen. Er schmeichelte den Protestanten, welche sein Vetter Ferdinand auf das grausamste verfolgte. Rudolph rächte sich an ihm dadurch, daß er Ferdinand zu seinem Stellvertreter auf den Reichstag nach Regensburg sandte. Die Protestanten der österreichischen Staaten erkannten in dieser Bevorzugung ihres wüthendsten Feindes die Gefahr, welche ihnen drohte. Sie hatten aber nicht, gleich den Niederländern, Muth und Entschlossenheit genug, sich von dem verrätherischen Hause Habsburg vollständig loszusagen, vielmehr schlossen sie sich an den elenden Mathias an, welcher im Herzen eben so jesuitisch gesinnt war, als seine Brüder und Vettern, und die Aufregung der Gemüther nur zu seinem persönlichen Vortheile benützen wollte. Selbst der Kardinal Clesel rieth dem Mathias, sich mit den Protestanten Ungarn's, Oesterreich's und Mähren's zu verbinden. Beide dachten, die Zeit werde kommen, da sie die Maske fallen lassen und die Protestanten wieder unter das alte Joch bringen könnten. Als Rudolph von den Umtrieben seines Bruders Nachricht erhielt, befahl er den in Preßburg versammelten ungarischen und österreichischen Ständen, sich wieder zu trennen. Allein sie gehorchten ihm nicht. Es kam nun zum offenen Kriege zwischen den beiden Brüdern. Mathias suchte Hülfe bei den Fürsten der protestantischen Union. Er rückte bis auf vier Meilen gegen Prag vor. Am 25. Juni 1608 schlossen Rudolph und Mathias einen Vertrag ab, durch welchen der Erstere seinem Bruder Ungarn nebst dem Königstitel und das Erzherzogthum Oesterreich, ob und unter der Enns, abtrat, und ihm den Titel und die Ansprüche eines ernannten Königs von Böhmen, mit Zustimmung der böhmischen Stände, ertheilte. Ueberdies sollte Mathias sofort die Verwaltung von Mähren antreten. Dem Kaiser Rudolph verblieb Böhmen, Schlesien und die Lausitz.

Nur der Hülfe der Protestanten hatte Mathias seine Erfolge zu verdanken. Mit Recht erwarteten sie, daß ihnen die früher unförmlich gemachten Versprechungen feierlich zugesichert würden. Die Stände von Ungarn und Oesterreich verweigerten daher dem Mathias die Huldigung und drangen darauf, daß er ihnen zuvörderst die Religionsfreiheit bestätigen solle. Durch eine am 29. Juni 1608 unterzeichnete Urkunde hielten sie ihr Bündniß ausdrücklich aufrecht. Nur die mährischen Stände waren schwach genug, am 21. August 1608 dem Mathias zu huldigen. Die kräftige Haltung der Ungarn und Oesterreicher zwang Mathias zur Nachgiebigkeit. Am 19. März 1609 erließ er die sogenannte Kapitulations-Resolution, in welcher er den Protestanten vollständige Duldung gewährte.

Gegen diese Duldungs-Akte legten der päpstliche Nuntius, der Erzbischof von Wien, Clesel, welcher kurz darauf zum Kardinale erhoben wurde, und der Stellvertreter des Bischof's Leopold von Passau, eines Bruders von Ferdinand, förmliche Verwahrung ein.

Cleſel begründete die ſeinige mit den Worten: „der König könne bei Verluſt ſeiner Seligkeit das Zugeſtändniß Maximilian's nicht erweitern, und es wäre beſſer, die evangeliſchen Stände nähmen mit Gewalt St. Stephan und alle Kirchen ein, als daß der König ihnen freiwillig etwas zugeſtehe und verbriefe." Gefährlicher, als dieſe Verwahrungen war für die Proteſtanten die Ausſicht, daß nach Mathias Tode die geſammte habsburgiſche Ländermaſſe ihrem furchtbarſten Feinde, dem Erzherzog Ferdinand zufallen würde. Kardinal Cleſel bemerkte zwar in ſeiner Verwahrung: „Briefe und Siegel könnten nicht gebrochen werden." Die Habsburger haben aber zu allen Zeiten Briefe, Siegel und Eide mit Füßen getreten, wenn dieſe ihren tyranniſchen Gelüſten, oder abergläubiſchen Meinungen Schranken ſetzen ſollten. Zu bald zeigte es ſich, daß auch die von Mathias ausgeſtellten Briefe und Siegel nur Mittel waren, eine augenblickliche Gefahr zu beſchwören. Erzherzog Ferdinand hielt es für klüger, keine Verwahrung einzulegen, in der Vorausſicht, die zu ſehr vertrauenden Proteſtanten um ſo leichter täuſchen zu können. Die von Cleſel eingelegte Verwahrung hätte aber die Proteſtanten zur Beſinnung bringen ſollen, um ſo mehr, als Mathias dieſen nicht aus ſeinem Rathe entfernte, vielmehr fortfuhr, ſich von demſelben Pfaffen leiten zu laſſen. Wahrſcheinlich hatte ihm Cleſel heimlich die Ausſtellung der Kapitulations-Reſolution gerathen, und ſeinem Herrn, durch die Proteſtation, eine Hinterthür für den Verrath öffnen wollen.

Wie die Ungarn und Oeſterreicher die günſtigen Zeitverhältniſſe nur zu halben Maßregeln benützten, ſich mit Briefen und Siegeln begnügten und unter deren ſchwacher Bürgſchaft einem bekannten Jeſuitenzöglinge habsburgiſcher Abſtammung huldigten, ſo thaten auch die Böhmen. Als Rudolph II. durch ſeinen Bruder Mathias bedrängt, von den böhmiſchen Ständen die Zuſtimmung zu dem Vertrage vom 25. Juni 1608 begehrte, machten ſie dieſe abhängig von der Gewährung mehrerer Artikel, welche Wenzel von Budowa aufgeſetzt hatte. Nach mannigfaltigen theilweiſen Zuſagen und Verzögerungen hielten die böhmiſchen Stände eine Verſammlung in der Neuſtadt Prag, ſetzten daſelbſt eine Regierungs-Kommiſſion nieder, ſtellten ein Heer auf und nahmen eine ſo feſte Stellung dem blödſinnigen Kaiſer gegenüber ein, daß dieſer (am 11. Juli 1609) den berühmten Majeſtätsbrief ausſtellte, worin er allen von der katholiſchen Kirche getrennten Chriſten völlige Religionsfreiheit verhieß, die Erlaubniß ertheilte, neue Kirchen zu erbauen, geiſtliche Obrigkeiten (Konſiſtorien) zu beſtellen, und aus ihrer Mitte Defenſoren (Vertheidiger) ihres Glaubens zu erwählen. Die Prager Univerſität ſollte allen nicht katholiſchen Chriſten zugänglich ſein. Auch erklärte Rudolph alle Verordnungen, welche er oder ſeine Nachfolger im Widerſpruch mit dieſen Zuſagen erlaſſen würden, im voraus für nichtig und ungültig.

Doch bei dem ſogenannten Majeſtätsbriefe Rudolph's II., wie bei der Kapitulations-Reſolution des Königs Mathias, lauerte der Verrath im Verborgenen. Der Oberſt-Kanzler von Böhmen und der Geheimſchreiber der Kanzlei unterzeichneten denſelben nicht. Ihre Stelle vertraten der Oberſt-Burggraf Adam von Sternberg und der Unterſecretair Paul Michna. Auch behielt Rudolph ſeine beiden den Proteſtanten feindlich geſinnten Rathgeber Wilhelm Slawata und Jaroslaw von Martinitz bei, ungeachtet ſie ſich weigerten, den zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen abgeſchloſſenen Frieden durch ihre Unterſchrift zu bekräftigen.

In der That ſuchte Rudolph nur Zeit zu gewinnen und harrte mit Ungeduld der Gelegenheit, alle läſtigen Verträge zu brechen, zu denen er gezwungen worden war. Er ging mit dem Plane um, Mathias von der Nachfolge auszuſchließen und gab dem ränkeſüchtigen Leopold den Vorzug vor deſſen Bruder Ferdinand. Die Söldner, welche Leopold von Paſſau im Auftrage des Kaiſers geworben hatte, um die Jülich'ſche Erbſchaft vorläufig mit Beſchlag zu belegen, welche aber am Rheine nichts ausrichten konnten, ſollten in Böh-

men verwandt werden. Nachdem Leopold gezwungen worden war, sein Heer im Elsaß zu entlassen, sammelte er es wieder im Passau'schen. Er dachte aber nicht daran, seine Truppen zu Gunsten des blödsinnigen Kaisers fechten zu lassen, vielmehr hoffte er, für sich selbst, gleich Mathias, im Trüben zu fischen. Keiner der Habsburger traute dem andern. Die im Passau'schen versammelten Söldnerhaufen gaben zu gerechten Befürchtungen Anlaß. Im Mai 1610 hielten die deutschen Fürsten, auf Rudolph's Bitten, eine Zusammenkunft zu Prag. Sie blieb aber durchaus erfolglos, weil keiner derselben Opfer bringen wollte, oder auch nur ein richtiges Verständniß der Sachlage hatte. Von Bedeutung sind nur einige Stellen der Verhaltungsvorschriften, welche Mathias (d. h. in seinem Namen Clesel) seinen Gesandten ertheilte. Sie geben uns ein treues Bild Rudolph's II. und seiner Regierung. Den Gesandten wird darin eröffnet: „Der Kaiser wolle Niemand vor sich lassen, und was man von ihm erbitte, könne nur auf Umwegen, mit großen Kosten erlangt werden. Kammerdiener, Maler, Alchymisten, Brandweinbrenner und Leute dieses Gelichters, denen sich auch des Kaisers Brüder fügen müßten, regierten die Länder. Die Rechtspflege und die Aemter seien verkäuflich, die erkauften Aemter den Besitzern aber nicht lange sicher, weil diese bald in Ungnade zu fallen pflegten. Die geheimen Räthe würden oft Monate lang nicht vor gelassen und verwiesen diejenigen, welche bei ihnen Bescheid suchten, an Kammerdiener. Wenn Geschäfte endlich zum Vortrage kämen, so würden sie nicht nach dem Gutachten der geheimen Räthe, sondern ohne deren Wissen, durch einen bestochenen Kabinetssecretair, vorgetragen und erledigt. Schon gefaßte Entschließungen wolle der Kaiser oft nicht unterschreiben oder ausfertigen; die schon ausgefertigten nehme er oft unter dem Vorwande zurück, daß er die Sache nicht wisse und von den Seinigen betrogen worden sei. An Fristen und gerichtliches Verfahren habe sich der Kaiser nie gehalten, vielmehr sei er immer willkürlich zu Werke gegangen, und habe nur die Leute begünstigt, welche ihm derartige Rathschläge gegeben hätten."

So wird uns Rudolph II. von denjenigen geschildert, welche ihn und seine Regierungsweise am besten kannten. Allerdings mußten sich unter einem solchen Kaiser die Bande der „bestehenden Ordnung" lösen. Doch da die „bestehende Ordnung" nichts weiter, als methodische Unterdrückung war, so können wir in das allgemeine Klaglied deutscher Schriftsteller nicht mit einstimmen. Im Gegentheile wünschten wir nichts sehnlicher, als daß alle Nachfolger Rudolph's gleich blödsinnig gewesen wären. Die deutsche Nation hätte sie dann leichter über Bord werfen und ungehemmter ihren Entwickelungsgang fortsetzen können. Gerade die talentvollsten und willenskräftigsten Habsburger, zu welchen unstreitig Karl V., Ferdinand II. und Ferdinand III. gehörten, haben unserer Nation die tiefsten Wunden geschlagen.

Nachdem der Fürstentag zu Prag erfolglos auseinander gegangen war, rückten die Passauer mordend und raubend, sengend und brennend zuerst gegen Linz, dann nach Prag vor. Rudolph ließ sich von ihnen huldigen. Die wilden Söldnerbanden setzten sich im Hradschin fest und beschossen von da die Altstadt. Obgleich sie im Solde eines katholischen Erzbischof's standen, plünderten sie Klöster und Kirchen, erschlugen die Mönche und trieben selbst die Jesuiten aus ihrem Kollegium. Rudolph entschuldigte sich immer mit der Behauptung, er könne die Truppen nicht entlassen, weil es ihm an Mitteln gebreche, den rückständigen Sold zu bezahlen. Als aber Mathias auf Prag vorrückte und einzelne Haufen auseinander trieb, zeigte es sich deutlich, daß der Kaiser gelogen habe. Um größeren Gefahren zu entgehen, zahlte er den Passauern 300,000 Gulden aus, worauf diese nach Budweiß zogen, und sich dort befestigten. Am 24. März 1611 hielt Mathias seinen Einzug in Prag. Kurz darauf (am 24. April) trat daselbst ein allgemeiner Landtag von Böhmen, Schlesien und Lausitz zusammen. Clesel wußte die Karten so zu mischen, daß

Rudolph den Ständen den Vorschlag machte, seinen Bruder Mathias als König ausrufen und krönen zu lassen. Die Stände gingen um einen Schritt weiter, indem sie sich von Rudolph ihrer Pflichten entbinden ließen, wodurch dieser thatsächlich vollkommen beseitigt wurde. Der neue König Mathias wurde am 23. Mai gekrönt und stellte zugleich eine Urkunde aus, welche wörtlich lautet, wie folgt:

„Er thue in diesem Brief vor jedermänniglich kund, daß er zugesaget habe, seines geliebten Bruders Kaisers Rudolph allen von ihrer Majestät ausgegangenen Verschreibungen ohne Widerspruch und allerhand Verhinderung nachzukommen, dieselben wirklich zu halten und zu beschützen."

Durch diese feierliche Urkunde wurde Kaiser Rudolph's sogenannter Majestätsbrief vollständig bekräftigt. Zwar meint Schlosser, Clesel habe dieses Versprechen unmöglich halten können. Allein darauf kömmt gar nichts an, ob dieser Pfaffe es halten konnte, oder nicht. So viel ist gewiß, daß in der Hauptsache der Majestätsbrief nichts anderes versprach, als Religionsfreiheit, daß die Mehrheit des böhmischen Volkes diese wollte, und daß daher der Bruch dieser feierlichen Zusage nicht bloß eine empörende Verletzung unveräußerlicher Menschenrechte, sondern auch ein vollständiger Umsturz der Bedingungen war, unter welchen Mathias die Krone von Böhmen aus den Händen der Stände empfing. Nicht der Vorschlag, welchen Kaiser Rudolph dem böhmischen Landtage machte, sondern die Zustimmung des Letzteren verlieh dem Mathias die böhmische Königskrone. Böhmen war seit undenklichen Zeiten ein Wahlreich gewesen, und hatte sein Wahlrecht namentlich bei der Erhebung des Königs Mathias behauptet und gewahrt.

Nachdem Rudolph II. aller seiner Kronen, außer der deutschen, beraubt worden war, starb er am 20. Januar 1612. Das Mitleid wegen der Armuth, in welche dieser Kaiser kurz vor seinem Tode versank, können wir, so gemüthlich es auch deutschen Philistern erscheinen mag, nicht theilen. Das unverschuldete Elend, in welches Millionen durch diesen Kaiser gestürzt wurden, hat mehr Anspruch auf unser Mitgefühl, als der Verlust von Reichthümern und Geldquellen, den sich Rudolph selbst beizumessen hatte. Der niedrigste Bürger oder Bauer, welchen Rudolph in den Tagen seines Glückes der Religion wegen von Haus und Hof vertrieb, steht unseren Herzen näher, als dieser erbärmliche Kaiser. Die hohe Würde, welche Rudolph zum Schaden der Menschheit inne hatte, hebt ihn in keiner anderen Beziehung, als derjenigen der Machtfülle über die Massen empor, die er beherrschte. Vor dem Richterstuhle des Mitgefühls gilt kein Unterschied der Stände. Da wenigstens steht der Bauer dem Kaiser gleich. Deutsche Geschichtsschreiber thäten besser, den wirklichen Jammer unterdrückter Völker, als die doch nur eingebildete Armuth eines Kaisers zu beklagen. Von den Resten des Vermögens, welche Rudolph II. geblieben waren, hätten immerhin noch Tausende armer Greise reichlich leben können.

§. 37. Mathias (1612—1619).

Deutschland war in zwei feindliche Lager gespalten, denen die protestantische Union und die katholische Liga die Truppen lieferten. Der Bürgerkrieg war unvermeidlich geworden, da die Jesuiten von Jahr zu Jahr immer frecher mit ihren Plänen hervortraten. Es war von der höchsten Bedeutung für die Protestanten, das Gewicht der Kaiserkrone nicht in die Wagschale der katholischen Partei fallen zu lassen, da voraussichtlich der Kaiser ihnen so lange feindlich sein mußte, als er ein Katholik war. Das hielt sie aber nicht ab, wieder einen Habsburger auf den deutschen Thron zu erheben. Anfangs wollten sie die Krone dem weniger anrüchigen Bruder Maximilian anbieten. Als sich aber dieser die Ehre verbat, erwählten sie am 13. Juni 1612 den König Mathias. Manche Schriftsteller,

unter ihnen z. B. Schlosser*) sind zwar der Ansicht, daß in allen patriotischen Gemüthern der Wunsch einer durchgreifenden monarchischen und kirchlichen Einheit, von welcher Art diese auch sein möchte, erwachen mußte. Ich kann aber diese patriotische Gemüthlichkeit nicht theilen. Wozu eine durchgreifende monarchische und kirchliche Einheit um die damalige Zeit in Europa führte, macht uns die Geschichte Spanien's und Portugal's anschaulich. Sie ruhte auf der Vernichtung des Protestantismus und aller politischen Freiheit. Derjenige Patriotismus, welcher bereit ist, auf Freiheit und Recht im Interesse der Einheit zu verzichten, ist nichts anderes, als Knechtessinn und Aberglauben So mag ein wohlbezahlter fürstlicher Diener denken, ein freier Mann wird lieber den Stürmen des furchtbarsten Krieges Trotz bieten, als sich unter das Joch einer derartigen Einheit beugen. Hätten im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die Professoren schon einen so großen Einfluß in Deutschland gehabt, als um die Mitte des neunzehnten, so wäre allerdings der dreißigjährige Krieg vermieden worden, allein Deutschland wäre auf dieselbe Stufe, wie Spanien herabgesunken, wenn es nicht von seinen Nachbarn im Osten und Westen, gleich Polen, getheilt worden wäre. Die Wunden, welche der Bürgerkrieg einem Lande schlägt, sie seien auch noch so tief, können geheilt werden, nicht aber die schleichende Krankheit, welche Feigheit und Niedertracht erzeugen.

Das einzige Mittel, welches einem furchtbaren Bürgerkriege vorbeugen konnte, ein entschiedener und rechtzeitiger Kampf gegen Jesuitismus und Despotismus, erforderte allerdings mehr Entschlossenheit und Muth, als die deutsche Nation zur Zeit des Kaisers Mathias besaß. Allein so erbärmlich, als Schlosser sie wünscht, war sie doch nicht. Nicht um jeden Preis wollte sie Einheit weder am Rheine, wo die Jülich'sche Erbschaft zu neuen Kämpfen führte, noch in den österreichischen Staaten, wo die Jesuiten mit aller Macht die von Schlosser so sehr gepriesene monarchische und kirchliche Einheit herbei zu führen bemüht waren.

Nicht der Mangel an durchgreifender monarchischer und kirchlicher Einheit, sondern der Mangel an Freiheitsgefühl und Selbstthätigkeit der deutschen Nation bietet mir Grund zur Klage. Die Nation überließ die Leitung ihrer Angelegenheiten aller Orten den Fürsten und den Adeligen, welche immer ihre persönlichen Vortheile im Auge hatten, und daher niemals für die Freiheit und das Wohl des Volkes in die Schranken traten, vielmehr immer erst zu den Waffen griffen, wenn die Gewalt sie mit unmittelbaren Gefahren bedrohte, oder die Gunst des Augenblicks ihnen Kronen in Aussicht stellte. Eine Nation, welche so wenig Selbstthätigkeit entwickelt, als die deutsche seit dem Bauernkriege der Jahre 1524 und 1525, welche in den entscheidenden Augenblicken, welche ihr Loos auf Jahrzehnte oder Jahrhunderte hinaus bestimmen, ungeschickten Führern alles überläßt, muß dafür büßen. Die Freiheit läßt sich nicht durch blindes Vertrauen oder Unterwürfigkeit, sondern nur durch Wachsamkeit und Todesverachtung erringen.

Vergebens hatten die Jesuiten gesucht, durch Waffengewalt ihre Partei in den Besitz der Jülich'schen Länder zu setzen. Um so besser gelangen ihnen aber die Ränke, mit welchen sie den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm bestrickten. Nur die Gefahr, alles zu verlieren, hatte die beiden Hauptbewerber der Jülich'schen Erbschaft vermocht, sich mit einander zu verständigen. Allein Wolfgang Wilhelm wollte sich mit der Hälfte nicht begnügen. Er wollte das Ganze gewinnen, und als er die Hoffnung verlor, die ihm fehlende Hälfte als Mitgift einer brandenburg'schen Braut zu erheirathen, lauschte er den Vorspiegelungen der Jesuiten, welche ihm die Aussicht eröffneten, mit Hülfe des mächtigen Baiernherzogs, spanischer und österreichischer Truppen, dieselbe zu erobern. Er wurde daher katholisch, bewarb sich (1612) um die jüngere Schwester des Herzogs Maximilian, dessen ältere Schwester

*) Weltgeschichte Band XIV. S. 94.

die Gattin des Erzherzogs Ferdinand war, blieb aber dem Scheine nach Protestant, selbst nachdem er (1613) seine Hochzeit gefeiert hatte, und warf erst 1614 die Maske ab.

Aus Schrecken über diese unerwartete Nachricht starb der alte Pfalzgraf Philipp Ludwig. Sein Sohn trat in des Vaters Besitzungen ein, ertheilte zwar die üblichen Zusicherungen in Betreff der Religion, hielt sie aber ganz eben so wenig, als irgend ein anderer fürstlicher Jesuiten-Zögling. Die katholische Partei gewann um so mehr an Macht, je weniger die Protestanten auf den plötzlichen Uebertritt Wolfgang Wilhelm's vorbereitet waren. Dennoch nahmen die Protestanten zu jener Zeit eine weit gebietendere Stellung in Deutschland ein, als die Katholiken. Das Haus Habsburg, dessen Glieder in mehr oder weniger versteckter Uneinigkeit lebten, und welches zu seinen Völkern in einem sehr schwankenden Verhältnisse stand, bedurfte aller seiner Streitkräfte, um sich innerhalb seiner Grenzen zu behaupten. Die protestantische Union war der katholischen Ligue bei weitem überlegen. Als der Pfalzgraf Johann (Juli 1611) einen Bundestag der Union nach Rotenburg ausgeschrieben, hatten sich, außer den Abgeordneten aller Mitglieder dieser Union, zahlreiche fremde Gesandten eingefunden, welche mit ihr, als einer Macht, Unterhandlungen pflogen. Im Jahre 1612 feierte der junge Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, mit Elisabeth, der Tochter Jakob's I. von England, seine Hochzeit und knüpfte dadurch innige Beziehungen mit diesem mächtigen Reiche an. Ein förmlicher Bund zwischen England und der Union war davon die unmittelbare Folge. Kurz darauf (Mai 1613) schloß der pfälzische Gesandte im Haag im Namen der Union ein Vertheidigungsbündniß mit den Generalstaaten ab. Unter den Mitgliedern des protestantischen Bundes herrschte überdieß mehr Einigkeit, als unter denjenigen der katholischen Ligue. Der gewaltthätige und herrschsüchtige Herzog Maximilian von Baiern erregte das gerechte Mißtrauen seiner Verbündeten, deren Geldbeiträge er nach seinem eigenen unbeschränkten Ermessen verwendete. Mehr als einmal drohte er, sein Amt als Director der Ligue nieder zu legen. Die Eifersucht des Kardinals Clesel, welcher im Namen des Kaisers Mathias seine Hände gern in die Ligue eingemischt hätte, und der drei geistlichen Kurfürsten, welche sich dem Herzoge nicht unbedingt unterordnen wollten, brachte die Ligue mehrere Male an den Rand der Auflösung. Doch die Entschiedenheit des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark und der feste Wille des Herzogs Maximilian von Baiern gaben am Ende den Ausschlag. Sie bewogen den Kaiser Mathias, spanische Truppen aus den Niederlanden herbei zu ziehen, mit deren Hülfe die Stadt Aachen*) überwältigt, die Jülich'schen Länder besetzt und die Stadt Köln in ihrem Streite gegen den protestantischen Ort Mühlheim unterstützt werden sollten. Spinola nahm mit seinen Spaniern Aachen ein, zerstörte Mühlheim und eroberte Wesel (Anfangs September 1614). Mittlerweile waren aber die Niederländer den Protestanten zu Hülfe gezogen. Die Spanier wagten es nicht, den kurz zuvor mit den Niederländern abgeschlossenen Waffenstillstand zu brechen, indem sie diese angriffen. Es kam daher in Xanten zu einem Vertrage, welchen einerseits die unirten Fürsten, anderseits die beiden Regenten der katholischen Niederlande, Albrecht und Isabella, sowie der Feldherr Spinola unterzeichneten. Zwar wurde derselbe von dem spanischen Könige nicht genehmigt, es blieb aber doch dabei, da kein Theil den anderen angriff. Protestanten und Katholiken, Niederländer und Spanier hielten diejenigen festen Plätze der Jülich'schen Lande besetzt, welche sie inne hatten, und beherrschten von dort aus die Umgegend. Der brandenburg'sche Kurprinz schlug unter dem Schirme der Niederlande seinen Sitz in Cleve, der Pfalzgraf unter dem Schutze der Spanier den seinigen in Düsseldorf auf. Dahin war es gekommen, daß Spanier und Niederländer über die Schicksale des deutschen Volkes die Entscheidung gaben. Fürwahr eine furchtbare Demüthigung für die Nation und ein Brandmal für ihre Fürsten!

*) S. oben § 36. S. 261 ff.

So lange Mathias lebte, schwächte die zwischen ihm, oder vielmehr seinem Rathgeber Cleſel und dem Erzherzoge Ferdinand von Steiermark, herrschende Eifersucht die Macht des Hauſes Habsburg. Doch Mathias wurde immer kränklicher; und da er sowohl, als seine beiden noch lebenden Brüder Maximilian und Albrecht keine ehelichen Nachkommen hatten, so mußte voraussichtlich bald schon die ganze habsburgische Ländermasse dem unversöhnlichen Feinde des Protestantismus, Erzherzog Ferdinand zufallen. Dieſer suchte sich derselben mit Hülfe der Jesuiten, noch bei Lebzeiten seines Vetters Mathias und der beiden Brüder desſelben zu versichern. Vergeblich bemühte sich Cleſel, es zu verhindern. Ferdinand bewirkte, daß der Kaiſer Mathias den in Prag versammelten böhmiſchen Ständen (im Juni 1617) erklärte: „er habe beſchloſſen, — — seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand, an Sohnes Statt anzunehmen. Die Stände möchten dies genehmigen, und im Falle er unbeerbt sterbe, den Erzherzog als König und Herrn annehmen, und sich über einen zur Krönung festzuſetzenden Tag vereinigen." Die Stände waren schwach genug, obgleich nicht ohne einigen Widerspruch, dieſen Antrag anzunehmen. Sie erkannten den wüthendſten Feind der Proteſtanten als des Mathias erklärten Nachfolger an und begnügten sich damit, ihm folgende Bedingungen zu ſtellen: „Er müſſe den Ständen die gewöhnliche Pflicht und den Eid leiſten und alle Rechte und Privilegien, welche jemals den einzelnen oder der Geſammtheit gewährt worden waren, beſtätigen, und außerdem gleich bei der Krönung eine Urkunde darüber ausſtellen, daß er sich bei Lebzeiten des Mathias ohne deſſen Bewilligung und ohne Befragung der oberſten Landesbeamten und ſtändiſchen Abgeordneten, keine Regentenhandlung erlauben werde." Ferdinand ertheilte sofort die verlangten ſchriftlichen Zuſagen und wurde darauf (am 29. Juni 1617) feierlich als König von Böhmen gekrönt. Die Jesuiten und deren Anhänger jubelten laut im ganzen Lande. Die katholiſchen Gutsherren fingen an, ihre Unterthanen proteſtantiſchen Glaubens zu verfolgen. Der Abt von Braunau ließ die auf ſeinem Gebiete neu erbaute proteſtantiſche Kirche ſchließen, und der Erzbiſchof von Prag die proteſtantiſche Kirche zu Kloſtergrab niederreißen. Als die proteſtantiſchen Stände sich verſammelten und Einſprache erhoben, drohte Kaiſer Mathias, ſie als Aufrührer zu beſtrafen und erklärte, was in Braunau und Kloſtergrab geſchehen ſei, habe er ſelbſt befohlen. Die ganze proteſtantiſche Partei wurde dadurch erbittert und mußte befürchten, es ſei dieſes nur der Anfang zur vollſtändigen Vernichtung ihrer Religionsfreiheit. Denn in dem Majeſtätsbriefe Kaiſer Rudolph's*) war den Proteſtanten, außer völliger Religionsfreiheit, ausdrücklich das Recht zugeſtanden worden, neue Kirchen zu bauen.

Kaiſer Mathias hatte alſo nicht bloß eine augenſcheinliche Verletzung des Majeſtätsbriefes zugelaſſen, ſondern öffentlich erklärt, ſie befohlen zu haben. Dieſe That genügte, ihn, nach dem böhmiſchen Staatsrechte, ſeiner Krone verluſtig zu machen. Nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er den Majeſtätsbrief Kaiſer Rudolph's II. beobachten wolle, war Mathias von den Böhmen gewählt worden. Die Drohungen, die er ſeiner Rechtsverletzung und ſeinem Eidbruche hinzufügte, erfüllten die Proteſtanten mit der gerechten Beſorgniß, die Zeit ſei gekommen, da ſie um die Früchte Jahre langer Anſtrengungen betrogen und wieder unter das Joch des Papſtthums zurückgebracht werden ſollten. Darauf deuteten alle Anzeichen. Die Jeſuiten hatten dem neu gekrönten Könige Ferdinand eine Triumphpforte erbauen laſſen, welche den böhmiſchen Löwen an das öſterreichiſche Wappen gefeſſelt darſtellte. Ferdinand nahm dieſe Huldigung freundlich auf. Die Jeſuiten überſchütteten das Land mit ihren gegen die Proteſtanten aufreizenden Schriften, ohne daß ihnen die Cenſur Hinderniſſe in den Weg legte, während dieſe den Proteſtanten jede Vertheidigung ſtrich. In dem Regierungsrathe, welchen Mathias den Böhmen gegeben,

*) S. oben § 36. S. 261 ff.

hatten sieben Katholiken und nur drei Protestanten Sitz und Stimme. Die beiden verhaßten Minister: Wilhelm Slawata und Jarowslaw Borzita von Martinitz leiteten alle Geschäfte. Dem Grafen Heinrich Mathias von Thurn nahm der Kaiser (im Oct. 1617) das wichtige Amt eines Burggrafen zu Karlstein ab, dem es oblag, die böhmische Krone und die Freiheitsbriefe des Königreiches zu verwahren. Mit Recht fürchteten die böhmischen Protestanten, daß in den Händen der Jesuiten der Majestätsbrief nicht lange unversehrt bleiben würde. Als die protestantischen Stände (am 23. Mai 1618) in Prag erschienen, um der Statthalterschaft ihren Bescheid auf den früher mitgetheilten königlichen Befehl, betreffend die Kirchen von Braunau und Klostergrab zu ertheilen, kamen sie nicht allein und unbewaffnet, sondern umgeben von einer Schaar kriegerisch gerüsteter Männer. Sie besetzten das königliche Schloß, in welchem die Statthalterschaft sie erwartete. Von dieser waren nur vier Mitglieder anwesend, darunter die zwei verhaßten Feinde des protestantischen Glaubens, Slawata und Martinitz. Im Saale kam es zu einem heftigen Wortwechsel. Wenzel von Raupowa rief: „Werft sie nach alt böhmischer Sitte zum Fenster hinaus!“ Der Oberstburggraf Adam von Sternberg und der Großprior Diepold von Lobkowitz, die zwei nicht anstößigen Mitglieder der Statthalterschaft, wurden darauf am Arme zum Saale hinaus geführt. Martinitz, Slawata und der Geheimschreiber Philipp Fabricius Platter wurden zum Fenster hinausgeworfen. Nur Slawata beschädigte sich bedeutend, die beiden anderen kamen mit dem Schrecken davon, indem sie auf alte Papiere und Dünger, obgleich acht und zwanzig Ellen tief fielen. Unten angelangt, erlitten sie keine weitere Züchtigung. Platter reiste nach Wien und schlug Lärm. Martinitz entfloh nach München, und dem Slawata wurde ärztliche Hülfe gestattet. Die meisten Geschichtschreiber ergehen sich in höchst langweiligen Lamentationen über diesen Vorfall, den sie einen wilden Ausbruch von Rohheit nennen, wir können in dieselben nicht einstimmen. Wir beklagen, daß die Männer, welche es wagten, mit den Statthaltern des Verräthers Mathias in so bündiger Weise abzurechnen, den Platter und Martinitz entkommen ließen, daß sie, nachdem sie dem Könige von Böhmen den Fehdehandschuh hingeworfen hatten, nicht die Brücke hinter sich abbrachen, und daß sie, statt auf die eigene Kraft zu vertrauen, die stark genug war, das Haus Habsburg aus dem Felde zu schlagen, sich zu viel auf fremde Hülfe verließen. Zwar versammelten sich die böhmischen Stände, setzten eine Regierung nieder und suchten sich, namentlich mit den Ungarn und Oesterreichern in freundliche Verbindung zu setzen. Doch pflogen sie immer noch Unterhandlungen mit Cleſel und entschlossen sich nicht zu einem Kampfe auf Tod und Leben. Die Gesammtmasse des Volkes hätte durch Erleichterungen, die der Adel ihr gewähren konnte, herbei gezogen, und eine Richtung hätte eingeschlagen werden sollen, wie sie die Niederländer seit mehr als einem halben Jahrhundert mit so großem Erfolge behauptet hatten. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß eine Volkserhebung gerecht sei, — nie war einem Volke besserer Grund zum Aufstande gegeben worden, als den Böhmen — zum Siege kann eine Schilderhebung nur gelangen, wenn in der Brust aller denkenden und fühlenden Menschen das heilige Feuer der Begeisterung entzündet wird.

Die Nachricht von den Prager Vorfällen kam den Habsburgern ganz unerwartet. Sie hatten gedacht, Stück für Stück den Majestätsbrief zerpflücken zu können. Mathias und sein Rathgeber Cleſel waren mehr geneigt, Unterhandlungen einzuleiten, als Krieg zu führen. Doch Ferdinand's Zorn kannte keine Grenzen. Obgleich er, nach der von ihm ausgestellten Krönungsurkunde durchaus nicht berechtigt war, sich in die Angelegenheiten des Königreichs Böhmen einzumischen, da Mathias noch lebte, riß er dieselben vollständig an sich. So pfäffisch er auch gesinnt war, zwang er den Kardinal und Erzbischof Cleſel, seinen rothen Hut und Kardinalsmantel abzulegen und ließ ihn, dem Kaiser Mathias zum

Trotze, gefangen nach dem Schloſſe Ambras in Tyrol bringen. Der päpſtliche Nuntius war mit im Komplotte. In ſeinem Wagen führte er Cleſel in die kaiſerliche Hofburg (20. Juli 1618), aus welcher er als Gefangener unter Bedeckung von Bewaffneten fortgeſchleppt wurde. Hätten ſich jemals Proteſtanten ähnliche Gewaltſtreiche gegen einen kaiſerlichen Miniſter, Kardinal und Erzbiſchof erlaubt, wie hätten dann öſterreichiſche und römiſch-katholiſche Glaubenseiferer getobt! Doch da es galt, den proteſtantiſchen Glauben und die Freiheit zu erdrücken, und da ein Habsburger und ein päpſtlicher Nuntius die Hauptrollen des Stückes ſpielten, muß natürlich alles in der Ordnung ſein. Schon früher hatte der Erzherzog Maximilian dem Cleſel nach dem Leben geſtrebt und auf ihn einen Schuß richten laſſen. Auch hatte der König Ferdinand, als Cleſel von Preßburg nach Wien reiſte, dieſem einen Hinterhalt gelegt, dem er nur dadurch entging, daß er einen anderen Weg einſchlug. Schloſſer*) nimmt an allen dieſen Unternehmungen gegen das Leben und die Freiheit Cleſel's keinen Anſtoß, und fügt ſelbſt hinzu: „daß der Kardinal raſch und plötzlich entfernt werden mußte, wenn anders die alte Staatsreligion auf die Weiſe aufrecht erhalten werden ſollte, wie Maximilian, Ferdinand, der ſpaniſche Geſandte Graf Ognate, der Nuntius und die Jeſuiten wollten.“ Er unterläßt es aber beizufügen, daß die alte Staatsreligion in dieſem Sinne nur im Widerſpruche mit ewigen und unveräußerlichen Menſchenrechten und den Vertragsbedingungen, unter welchen Ferdinand auf den böhmiſchen Thron gehoben worden war, aufrecht erhalten werden konnte. Doch was ſind Menſchenrechte, Verträge und Eide Fürſten und deren feilen Dienern!

Mittlerweile hatte ganz Böhmen das habsburgiſche Joch abgeſchüttelt. Nur die drei Städte: Pilſen, Budweis und Krumlow gehorchten noch dem Kaiſer. Eine der erſten Handlungen der neuen Regierung war, alle Jeſuiten aus dem Lande zu vertreiben (1. Juni 1618). Die Mähren hatten nicht den Muth, mit den Böhmen gemeine Sache zu machen. An der Spitze eines böhmiſchen Heeres drang der Graf Heinrich Mathias von Thurn gegen Oeſterreich vor. Den Oberbefehl über die habsburgiſchen Truppen erhielt ein Wallone, Karl Longueval, Graf von Boucquoi. Zunächſt unter ihm diente ein Lothringer, Heinrich Dürval, Graf von Dampierre. In allen ihren Ländern konnten die Habsburger keinen Feldherrn finden, dem ſie Vertrauen ſchenkten. Sie wußten wohl, daß die Stimmung der Landeskinder ihnen feindlich, oder doch ſchwankend war. Nur von fremden Söldnern konnten ſie, wie die meiſten Tyrannen, hoffen, für ſchnödes Gold Hülfe zu erlangen. Selbſt Maximilian von Baiern ließ ſich entſchuldigen, als die Habsburger Truppen und Geld von ihm verlangten.

Der Augenblick der That war erſchienen. Die Würfel waren gefallen. Die Böhmen waren nicht bloß für ihre eigene, ſie waren für die Rechte der geſammten Menſchheit in die Schranken getreten. Doch die proteſtantiſche Union hatte keine Hülfe für ſie. Mit eigener Kraft warfen die Böhmen, unter dem Grafen Thurn, Boucquoi zurück, als er auf Prag losrückte. Die Stände von Schleſien ſchloſſen ſich an die Böhmen an und im Oktober ſchickte die Union ihnen endlich, unter dem Grafen Ernſt von Mansfeld, tauſend Reiter. Dieſer tapfere Krieger, einer der hervorragendſten Helden des dreißigjährigen Krieges, eroberte (am 21. November 1618) Pilſen, damals nach Prag die anſehnlichſte Stadt Böhmen's. Die öſterreichiſchen Stände nahmen eine halbe Stellung ein. Sie waren wohl im Inneren auf Seiten der Böhmen, doch fehlte ihnen der Muth, ihre Geſinnung durch die That zu bekräftigen. Die Verheerungen, welche Boucquoi's Banden anſtellten, der blutige Religionshaß, den ſie zur Schau trugen, regten die Böhmen noch mehr auf. Sie folgten ihm nach Oeſterreich, unter dem Grafen Joachim Schlick, nahmen ihm ſeine

*) S. Weltgeſchichte von Schloſſer 27. Lieferung S. 106.

Kriegskasse und alle Beute, die er aus Böhmen fortgeschleppt hatte, ab und erlaubten ihm nicht, in der Nähe der böhmischen Grenze seine Winterquartiere zu beziehen.

Kaiser Mathias lebte lange genug, von allen diesen Demüthigungen des habsburgischen Hauses Kenntniß zu erhalten. Er starb plötzlich am 20. März 1619. Nichts konnte dem ehrgeizigen Ferdinand erwünschter sein. Der Bruder des Kaisers, Maximilian von Tyrol, war schon früher (2. November 1618) mit Tode abgegangen. Beide hatten die Flamme des Religionshasses geschürt, die im dreißigjährigen Kriege ausbrach, Beide den Pfaffen ihr Leben lang gedient. Doch Mathias war der schuldigere. Er hatte die Eide geschworen, welche die Böhmen bestimmten, ihm ihre Krone anzuvertrauen. Er hatte sie gebrochen, und dadurch die Böhmen zum Kriege getrieben, welcher in seiner Fortentwickelung ganz Deutschland verheerte und dreißig Jahre lang der Gefahr aussetzte, entweder von einheimischen Tyrannen geknechtet, oder von fremden Eroberern verschlungen zu werden.

§ 38. Dreißigjähriger Krieg. Friedrich V. von der Pfalz und Ferdinand II. (1619—1621).

Der Krieg, welcher unter dem Namen des dreißigjährigen bekannt ist, zerfällt in eine ganze Reihe von Kämpfen, denen nichts gemeinschaftlich ist, als die Herrschsucht und die Glaubenswuth der Habsburger. Die Böhmen und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, welche Anfangs dem Hause Oesterreich die Spitze boten, traten schon bald von dem Schauplatze ab. An deren Stelle traten der Graf von Mansfeld und der Markgraf von Baden, welche mehr guten Willen und Tapferkeit, als Macht besaßen. Ihnen folgten als Vorkämpfer unter den Gegnern der Habsburger hinter einander der König Christian IV. von Dänemark, Gustav Adolf von Schweden, der Herzog Bernhard von Sachsen Weimar und am Ende sogar das katholische Frankreich; Beweis genug, daß die Religion nicht allein auf dem Spiele stand.

Ferdinand von Oesterreich war allerdings ein Zögling der Jesuiten, und als solcher ein bigotter Katholik. Allein die katholische Religion war ihm nur aus dem Grunde so theuer, weil sie ihm das beste Mittel zu unumschränkter Willkürherrschaft und zur Ausdehnung und Befestigung der habsburgischen Macht bot. Jeder Mensch, und daher auch Kaiser und König, hat unstreitig ein unbeschränktes Recht auf seine religiöse Ueberzeugung, selbst wenn sie noch so abgeschmackt sein sollte. Beruft er sich aber auf dieselbe, um Schandthaten zu beschönigen, so reißt ihm der Geschichtschreiber die Larve ab, und ruft ihm zu: was du Religion nennst, ist fluchwürdige Leidenschaft, und um so verruchter, je frecher sie sich in den Mantel des Glaubens hüllt. Die Religion kann kein Unrecht beschönigen und keinen Despotismus entschuldigen, sondern beiden nur den Stempel der Scheinheiligkeit und Heuchelei aufdrücken.

Unter den vielen Habsburgern, welche zur Schmach der Menschheit auf Thronen geduldet wurden, ist keiner, welchee mit mehr Grund verabscheut wird, selbst Philipp II. von Spanien nicht ausgenommen, als Ferdinand II. Denn wenn der spanische Habsburger in seinem Reiche so viele Protestanten gehabt, wenn er denselben so heilige Zusagen gemacht hätte, frägt es sich, ob er es gewagt hätte, alle seine Eide so schamlos zu brechen, und alle Menschenrechte so frech mit Füßen zu treten, als Ferdinand in Böhmen, in der Pfalz, in ganz Deutschland und allen sogenannten österreichischen Erbländern that.

Fast alle unsere deutschen Geschichtschreiber: Schlosser, Rotteck, Wirth, Ranke und wie sie heißen, beurtheilen dieses Ungeheuer in Menschengestalt viel zu günstig. Sie sprechen von seiner preiswürdigen Standhaftigkeit, seiner rühmlichen Unerschütterlichkeit. Preiswürdig und rühmlich scheint mir dagegen nur was für Freiheit und Recht geschieht. Was

dagegen ein Tyrann zur Unterdrückung der Menſchheit thut, iſt immer verwerflich, er möge dabei auch noch ſo große Entſchloſſenheit, Ausdauer und Beharrlichkeit an den Tag legen. Wir wollen die Fähigkeiten Ferdinand's nicht in Abrede ſtellen. Allerdings beſaß er die Entſchloſſenheit maßloſer Herrſchſucht, die Ausdauer blinder Verfolgungswuth und die Beharrlichkeit giftiger Rachſucht. In allen dieſen Beziehungen glich er der Hyäne, dem Tiger und der Viper, allein gerade aus dieſem Grunde entfernte er ſich um ſo weiter von der edeln, von der reinen Menſchen-Natur, welche zwar für alles Gute, nicht aber für das Böſe Muth, Kraft und Feſtigkeit beſitzt. Daß Ferdinand dem Hauſe Habsburg, dem Papſte und den Jeſuiten auf Koſten dreier Völker (der Deutſchen, der Böhmen und der Ungarn) Vortheile verſchaffte, mögen bezahlte Profeſſoren und feile Pfaffenknechte rühmen und preiſen. Der Geſchichtſchreiber, welcher die Menſchheit höher ſchätzt, als den Papſt, und ein Volk mehr liebt, als deſſen Beherrſcher, wird ihm darum den Stab nur doppelt brechen.

Flache Zungendreſcher und bigotte Pfaffenknechte entſchuldigen Ferdinand's Grauſamkeiten mit deſſen religiöſer Ueberzeugung. Mit weit beſſerm Grunde ließen ſich die Verfolgungen der Chriſten unter Nero, Vespaſian und andern römiſchen Kaiſern rechtfertigen. Einem Heiden erlauben aber dieſe chriſtlichen Schriftſteller nicht, ſich auf ſeinen Glauben zu berufen, obgleich alle ſieben Chriſtenverfolgungen zuſammen genommen nicht den zehnten Theil der Opfer verſchlangen, als der dreißigjährige Krieg in Deutſchland allein, und die katholiſche Religion, wie ſie Ferdinand II. und ſeine Jeſuiten auffaßten, weit unmenſchlicher und eben ſo abgeſchmackt war und iſt, als die griechiſch-römiſche Götterlehre.

Rotteck ſucht den Tyrannen dadurch in ein günſtigeres Licht zu ſtellen, daß er darauf hinwies, Ferdinand habe vor dem Bilde der ſogenannten Jungfrau Maria zu Loretto das Gelübde der Ketzervertilgung abgelegt und ſeine Mutter habe ihn noch auf ihrem Todtenbette beſchworen, es zu erfüllen. Beide Thatſachen können einem vernünftigen Menſchen nur Widerwillen und Abſcheu vor einer Religion einflößen, welche die Vertilgung von Mitmenſchen für eine Gott wohlgefällige Handlung ausgiebt, und ſelbſt im Angeſichte des Todes das Herz einer Frau nicht erweicht. Eine Entſchuldigung für begangene Schandthaten können wir aber darin nicht erkennen. Ein Menſch von unverdorbenen Gefühlen legt keine blutigen Gelübde ab, und was Rotteck*) mit Pietät in Verbindung bringt, ſcheint uns gerade das Gegentheil zu ſein. Pietät umfaßt, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, nur Gefühle der Milde, der Sanftmuth, der Ergebenheit; Blutdurſt und Verfolgungsſucht verlieren dadurch ihren Charakter nicht, daß ſie mit der Muttermilch genährt und noch durch den Todesſeufzer angefacht werden.

Die ganze Vergangenheit des Erzherzogs Ferdinand mußte die Böhmen mit der ſpäter nur zu ſehr gerechtfertigten Beſorgniß erfüllen, er werde weder die ihnen zugeſicherte Religionsfreiheit, noch ihre ſtändiſche Verfaſſung unverletzt laſſen. Sie hatten guten Grund anzunehmen, daß alle Eröffnungen, die er ihnen machen ließ, nichts anderes bezweckten, als den Saamen der Zwietracht unter ihnen auszuſtreuen und ſie einzuſchläfern, um bei günſtiger Gelegenheit alle ertheilten Zuſagen zu brechen. Die Böhmen ließen ſich aber nicht täuſchen. Thurn rückte mit einem Heere nach Mähren. Dort war es, wo zuerſt Wallenſtein ſich hervorthat. Dieſer Mann, welcher bis zum heutigen Tage von vielen Verderbern der Geſchichte, und unter dieſen namentlich auch von Schiller, ſo ganz falſch dargeſtellt wurde, begann damals ſeine verbrecheriſche Laufbahn. Den erſten Verrath übte er an der proteſtantiſchen Religion, die er nicht, was Jedermann frei ſteht, aus Ueberzeugung, ſondern aus Rückſicht für ſeine ehrgeizigen Pläne und habgierigen Beſtrebungen mit der katholiſchen vertauſchte; den zweiten an den mähriſchen Ständen, welche ihm ein Regi-

*) S. Allgemeine Geſchichte von Rotteck 7. Band, S. 229 f. „Die heiße Bitte der ſterbenden Mutter ſchien deſſen Erfüllung noch zur Pietät zu ſtempeln.“

ment anvertrauten, mit dem er gegen die Freunde der Mähren, die Böhmen, kämpfte. Im Bunde mit den Mähren rückte Thurn in Oesterreich ein und erschien am 6. Juni 1619 vor Wien. Die Stadt war noch immer mehr protestantisch, als katholisch und dem Freiheitsheere der Böhmen günstig gesinnt. Allein Thurn ließ sich sechs Tage lang durch Unterhandlungen von Ferdinand hinhalten. Mittlerweile war Boucquoi gegen Prag vorgedrungen und hatte Mansfeld zurück geschlagen. Dampierre hatte Zeit, fünf hundert Reiter nach Wien zu schicken. Der günstige Augenblick war verloren. Thurn zog unverrichteter Dinge zurück nach Böhmen, da er den Befehl erhalten hatte, das bedrohte Prag zu schützen. Ferdinand reiste nach Frankfurt, wo die Kurfürsten zur Kaiserwahl versammelt waren. Wieder hatten die Protestanten eine Gelegenheit, auf gesetzlichem Wege, ohne Blutvergießen, ihre Rechte gegen fernere Eingriffe von Seiten der Jesuiten sicher zu stellen. Die böhmische Kur war thatsächlich und gesetzlich erledigt. Drei protestantische standen drei katholischen Kurfürsten gegenüber. Jene besaßen eine weit größere Kriegsmacht, als die drei Erzbischöfe am Rhein. Allein sie hatten zuerst den Vortheil ihrer Familien, dann das Interesse der Fürsten im Auge. Die Religion, Deutschland, die Menschheit, oder gar die Freiheit waren für sie durchaus untergeordnete Dinge. Sie fürchteten, das Beispiel der Böhmen möchte um sich greifen. Zudem verstand es Ferdinand sehr wohl, die beiden nichtswürdigen Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg durch persönliche Zusagen, die er ihnen machte, für sich zu gewinnen. Friedrich V. von der Pfalz wagte nicht, zu widerstreben. So kam es, daß Ferdinand am 27. August 1619 zum deutschen Kaiser erwählt und im September darauf gekrönt wurde.

Um dieselbe Zeit, als die deutschen Kurfürsten zu Frankfurt, tagten die Stände von Böhmen, Schlesien, Mähren, der Lausitz und von Oesterreich zu Prag und schlossen einen Bund zur Vertheidigung ihrer von Ferdinand bedrohten Freiheiten und Rechte. Wenige Tage, bevor Ferdinand zum deutschen Kaiser erwählt worden war, hatten ihn die Böhmen der ihm früher ertheilten Rechte auf die böhmische Krone verlustig erklärt. Hierzu waren sie, wie wir weiter oben*) gezeigt haben, vollkommen berechtigt. Doch sie erwogen nicht, daß der Wechsel der Regenten nicht ausreicht, um eine durchgreifende Verbesserung zu bewirken. Sie wählten Friedrich V. von der Pfalz, einen Mann, welcher in keiner Beziehung Ferdinand II. gewachsen war und welcher ihrer gefahrvollen Sache nicht denjenigen begeisterten Aufschwung geben konnte, der allein sie zu retten vermochte.

Friedrich V. war weder ein tief blickender Staatsmann, noch ein tüchtiger Feldherr. Nur durch die außerordentlichste Anstrengung hätte ein kräftiger Führer die gefahrvolle Rolle eines Hauptes der böhmischen Revolution siegreich durchführen können. Doch Friedrich V. ergriff nach einigem Zagen die böhmische Krone, nicht voll Kampfeslust und Freiheitsbegeisterung, sondern geblendet durch deren Schimmer und aus Nachgiebigkeit für die Wünsche seiner Gemahlin, der Tochter des Königs Jakob I. von England, welche mit der Kurwürde nicht zufrieden war und nach einem Königreiche strebte. Indem die Böhmen ihre Krone dem Director der protestantischen Union anboten, glaubten sie auf die Hülfe aller deutschen Protestanten rechnen zu können. Sie irrten sich darin, wie in der Person des von ihnen erkorenen Königs. Jede Revolution, welche in sich selbst nicht die Kraft besitzt, ihre Gegner zu zermalmen, kann sie durch fremde Hülfe nicht erlangen. Diese mag ihr nebenbei einige Erleichterung schaffen und ihre Entwickelung fördern. Sie darf aber niemals den Ausschlag geben. Eine Revolution muß aus den innersten und tiefsten Gefühlen einer Nation hervorgehen. Ihre Kraft besteht nicht in klugem Ermessen, sondern in ihrem Ungestüm. Jedes fremdartige Element, wie jede Berechnung, welche die erhitzten Gemüther abkühlt, wirkt störend und schwächend auf ihren Verlauf. Die protestantische

*) S. § 37. S. 277.

Union verhielt sich dazumal zu der katholischen Ligue ungefähr, wie Friedrich V. von der Pfalz zu Maximilian von Baiern. Die Union that im entscheidenden Augenblicke auf ihrer Versammlung zu Nürnberg nichts von Erheblichkeit. Die Ligue beschloß auf der ihrigen zu Würzburg die Aufstellung eines Heeres von fünf und zwanzig tausend Mann. Sie bewilligte ihrem Haupte die erforderlichen Mittel dazu, und räumte ihm volle Gewalt ein. Friedrich hatte kein Heer und keine Geldmittel zu seiner Verfügung. Doch Böhmen besaß tapfere Streiter und Hülfsquellen genug, um den Krieg mit Erfolg führen zu können. Es kam nur darauf an, sich ihrer zu bedienen. Friedrich besaß nicht die Kunst, sie zu benützen. Im Gegentheile verletzte dieser Fürst durch unkluges Einmischen in die eigenthümlichen Religionsansichten der Böhmen viele derselben. Er war Calvinist; die Böhmen in ihrer Mehrzahl Lutheraner oder Utraquisten. Es kam daher alles darauf an, mit Leichtigkeit und Schonung über die kleinen Meinungsverschiedenheiten sämmtlicher protestantischen Secten hinweg zu kommen. Doch anders dachte Friedrich's V. Hofprediger, Scultetus, welcher diesen gefährlichen Augenblick benützen wollte, den Calvinismus auf Kosten der lutherischen und utraquistischen Anschauung empor zu heben. Friedrich war schwach genug, dem Unwesen dieses Pfaffen nicht zu steuern. Die würtembergischen und sächsischen Lutheraner spieen Feuer und Flammen. Die Böhmen fühlten sich verletzt und gekränkt. Die revolutionäre Begeisterung wurde nothwendig gedämpft. Mittlerweile rüstete sich die katholische Partei mit ungetheilter Kraft zu einem Kampf auf Tod und Leben. Ferdinand warf sich ganz dem stolzen Baiernherzoge Maximilian in die Arme. Dieser sah, der Augenblick sei gekommen, da er seine Hülfe theuer verkaufen könne. Der Vertrag, zu welchem sich Ferdinand bequemen mußte, beweist deutlich, daß Maximilian, wie die meisten Fürsten seiner Zeit, die Religion nur als Mittel zu seinen Zwecken betrachtete. Der Kaiser und sein ganzes Haus mußten, bei Verpfändung aller ihrer Habe und Güter, sich verbunden erklären, dem Herzoge sowohl jeden Landschaden, als auch alle seine außergewöhnlichen Unkosten, gemäß den von ihm vorzulegenden Berechnungen zu ersetzen. Ueberdieß sollte dem Herzoge alles verbleiben, was er den Feinden von den österreichischen Landen etwa entreißen würde, bis jeder erlittene Schaden und alle außerordentlichen Kriegskosten ihm erstattet seien. Durch diese, wenn auch harten Zugeständnisse sicherte sich Ferdinand einen Verbündeten, dessen Besitzungen unmittelbar an Böhmen gränzten, welcher ein kriegsgeübtes Heer besaß und selbst ein Feldherr war. Die Hoffnungen, welche Friedrich V. auf die Hülfe England's, der Niederlande, Frankreich's und der Union setzte, lösten sich alle in nichts auf, und wirkten daher um so verderblicher, je fester er selbst und die Böhmen sich darauf verlassen hatten. Dagegen griff Bethlen Gabor, der protestantische Fürst von Siebenbürgen, den die Türken unterstützten, zu den Waffen. Er drang in Ober-Ungarn ein. Sein Heer mehrte sich durch die große Zahl der Unzufriedenen. Bald schon bedrohte er Wien. Mathias Thurn vereinigte sich mit ihm (December 1619). Zusammen hatten sie achtzig tausend Mann unter ihren Befehlen. Einem kühnen Feldherrn wäre es ein Leichtes gewesen, mit dieser Macht Wien, welches zum Theile wenigstens den Böhmen freundlich gesinnt war, einzunehmen. Die reiche Stadt hätte die Mittel geboten, das siegreiche Heer zu nähren und zu bezahlen. Allein Thurn und Bethlen Gabor zogen ab, ohne etwas geleistet zu haben. Thurn war überhaupt mehr ein gewandter Parteiführer und tapferer Krieger, als Staatsmann und Feldherr. Bethlen Gabor war nicht zuverlässig. Er pflog bald schon (1620) Unterhandlungen mit Ferdinand und obgleich diese zu keinem Ziele führten, so schwächten sie doch das Vertrauen der Böhmen.

Maximilian traf mit großer Umsicht seine Vorbereitungen zum Feldzuge gegen die Böhmen. Er forderte die Spanier auf, in die Pfalz einzufallen, erwirkte vom Papste Hülfsgelder, und warf sich zuerst auf Oberösterreich, während Dampierre, Bouequoi und

polnische Kosacken die Niederösterreicher zu Paaren trieben. Im September 1620 drangen die Baiern in Böhmen ein. Die Spanier überschwemmten unter Spinola die Rheinpfalz und die Sachsen warfen sich auf die Lausitz. Die Truppen der Union, welche zu Worms und Oppenheim standen, ließen die Spanier ruhig gewähren. Diese hätten es nimmermehr gewagt, Deutschland heimzusuchen, falls sie nicht zum Voraus versichert gewesen wären, daß die deutschen Fürsten ihnen keinen Widerstand entgegen setzen würden.

Wenn wir keinen Unterschied machen könnten zwischen der deutschen Nation und den deutschen Fürsten, und zwischen der Sache der Reformation und den protestantischen Machthabern Deutschland's, so müßte der Anfang des dreißigjährigen Krieges und sein ganzer Verlauf uns mit dem äußersten Widerwillen gegen beide erfüllen. Doch die deutsche Nation war damals, wie jetzt, besser, als ihre Fürsten, und die Sache der Reformation edler, als ihre anmaßlichen Vertreter.

Auf dem sogenannten Convente zu Mühlhausen versprachen der Kurfürst Johann Georg von Sachsen und der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, dem Kaiser sowohl in der gegenwärtigen Noth, als auch in jeder künftigen Bedrängniß ähnlicher Art ihren Beistand, und auf der Versammlung zu Ulm schloß die Union (im Juli 1620) Frieden mit der Liga ab, mit dem Bemerken, dieser solle sich aber nicht auf Böhmen erstrecken, was mit anderen Worten bedeutete, daß die Union, während die Liga gegen die Böhmen und deren König, den Kurfürsten von der Pfalz zu Felde zöge, ruhig zuschauen wollte. Polen und Spanier wurden nach Deutschland gezogen, um die Religionsfreiheit mit Füßen zu treten. Die Union machte sich aber verbindlich, das Schwert nicht aus der Scheide zu ziehen! Schon Homer wußte, daß die Völker für die Fehler ihrer Fürsten zu büßen haben. Die deutsche Nation sollte dieses im Laufe dreier Jahrzehnte zu ihrem unersetzlichen Schaden erfahren. Zwar waren nicht alle deutschen Fürsten eben so verächtliche Menschen, als der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen-Darmstadt. Allein die besseren, unter welchen der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel und der Prinz Friedrich Heinrich von Nassau oben anstehen, gaben nicht die Entscheidung. Sie mußten sich fügen und auf bessere Zeiten warten. Denn alles wollten auch sie nicht auf das Spiel setzen.

Während Ferdinand durch alle die bezeichneten Maßregeln die Böhmen vollständig vereinzelte, that Friedrich V. nichts, um seine gefährdete Stellung und die Zukunft des böhmischen Volkes sicher zu stellen. In unbegreiflicher Weise verletzte er die beiden einzigen Männer, welche im Stande waren, ihn und die Böhmen zu retten: die Grafen Ernst von Mansfeld und Mathias von Thurn, indem er ihnen zwei höchst unbedeutende Menschen, den Grafen von Hohenlohe und den Fürsten Christian von Anhalt vorzog.

Zwei Jahrhunderte früher hatten die Böhmen zwölf Jahre hindurch die vereinten Angriffe der Habsburger und des gesammten deutschen Reiches siegreich zurück geschlagen. Auch jetzt wären sie dazu fähig gewesen. Doch kein Ziska und keine Procope führten sie in die Schlacht. Alle Begeisterung mußte unter dem Einflusse des schlaffen Kurfürsten Friedrich ersterben. Die unvermeidliche Lösung blieb nicht lange aus.

Die vereinte Macht der Habsburger und der katholischen Ligue rückte auf Prag los. Das Heer der Böhmen stand auf dem weißen Berge hinter unvollendeten Verschanzungen und war an Zahl weit schwächer, da Mansfeld mit seinen Truppen in Pilsen stand. Dessen ungeachtet wichen, was sie leicht gekonnt hätten, Friedrich's Feldhauptleute der Schlacht nicht aus. Eine Stunde Kampfes genügte, das böhmische Heer in die Flucht zu treiben (8. November 1620). Doch hatte dieses keine großen Verluste erlitten. Prag, damals eine der bedeutendsten Städte Europa's, besaß eine kriegerische Bevölkerung. Heer und Bürgerschaft waren zusammen stark genug, sich zu vertheidigen, bis entweder der Winter mit seinen Entbehrungen oder der Graf von Mansfeld die Belagerung aufgehoben

Digitized by Google

hätte. Friedrich, für den nur der Glanz der böhmiſchen Krone Reiz beſaß, gerieth aber in Schrecken bei dem Gedanken, er könne in Prag eingeſchloſſen und gefangen werden. Er wollte ſein Leben und ſeine Freiheit nicht in die Schanze ſchlagen. Er bedang ſich nur vier und zwanzig Stunden Zeit zur Flucht aus, und gab dafür Krone, Hauptſtadt, Heer, Böhmen und die ganze Sache der Reformation auf. Die meiſten proteſtantiſchen Schriftſteller ergehen ſich in weitläufigen Klagen über das Unglück Friedrich's V. Wir können in dieſelben nicht einſtimmen Im Gegentheile ſcheint uns, daß dieſer feige Fürſt ſeine Ehren und Würden, Leben und Freiheit verwirkte, freilich nicht, weil er es wagte, die böhmiſche Krone anzunehmen und den Kampf mit den Habsburgern zu beginnen, ſondern weil er die mit ſeiner Krone übernommenen großartigen Pflichten nicht erfüllte, weil er, nachdem er den Habsburgern und der ganzen katholiſchen Welt den Fehdehandſchuh hingeworfen hatte, den Kampfplatz zuerſt verließ, auf dem er ſiegen oder fallen mußte. Unſere Klagen wenden wir dem unglücklichen Volke der Böhmen, den Oeſterreichern, Schleſiern, Mähren, Ungarn und Siebenbürgern zu, welche alle in Folge der feigen Flucht Friedrich's der Rache und der Verfolgungswuth der Habsburger anheim fielen. Böhmen ſtand an der Spitze der Revolution ſämmtlicher habsburgiſchen Lande. Um den König von Böhmen ſchaarten ſich alle dieſe Völker. Er ſollte ihr Haupt, ihr Führer, ihr Feldherr ſein! Da Friedrich aber, ſtatt deſſen ein eitler Schwachkopf war, mußten Millionen für die Wahl büßen, welche auf ihn gefallen. Wenn wir Friedrich mit Ferdinand vergleichen, ſo iſt gewiß, daß der Pfälzer auf der Wage der Fähigkeiten weit leichter wog, als der Habsburger, allein auf derjenigen des Laſters und des Verbrechens wog dafür der Oeſterreicher weit ſchwerer, als ſein Gegner. Dem neugewählten Böhmenkönige fehlten alle Eigenſchaften eines Herrſchers, ſelbſt die gewöhnliche männlichen Muthes, allein er war kein Despot, kein Wütherich, kein racheſchnaubender Tyrann. Ferdinand dagegen zeigte durch die Art und Weiſe, wie er ſeinen Sieg benützte, daß er eines der fluchwürdigſten Ungeheuer war, von welchen uns die Geſchichte Kunde giebt.

So planmäßig, ſo durchgreifend zerſchnittt kein anderer Gewaltbaber alle Nerven des Freiheitsdranges, irgend einer Nation. In Oberöſterreich vollzog Ferdinand's Geſinnungsgenoſſe, der ihm an Verworfenheit gleichſtehende Baiernherzog Maximilian I., das Werk der Vertilgung. Zuerſt legte er der Provinz faſt unerſchwingliche Brandſchatzungen auf. Um ſeine Gegner ſicher zu machen, ließ Ferdinand ſechs Monate verſtreichen, bevor er die im Stillen vorbereiteten Maßregeln ausführte. Alle Männer, welche ihre freiheitlichen Geſinnungen kund gethan hatten, wurden in die Kerker geworfen, und da ſo lange gequält, bis ſie ſich bereit erklärten, die ſechs Millionen, welche Maximilian für Kriegskoſten forderte, zu bezahlen.

Im ſchreiendſten Widerſpruche mit der von Mathias ausgeſtellten und von Ferdinand eidlich beſtätigten Kapitulationsreſolution ließ dieſer meineidige Tyrann ohne Unterſchied des Ranges und des Standes jedermänniglich befehlen, entweder katholiſch zu werden, oder auszuwandern. Schloſſer hat zwar die Stirne, zu behaupten, daß dieſes dem Religionsfrieden gemäß war.*) Allein nicht die Paſſauer und Augsburger Verträge†), ſondern die Kapitulationsreſolution des Kaiſers Mathias ‡) war für die öſterreichiſchen Lande maßgebend. Durch ſie war den Proteſtanten unbeſchränkte und vollſtändige Duldung gewährt worden. Das Verbrechen, welches Ferdinand durch die Ausrottung des Proteſtantismus in ſeinen Staaten verübte, war aber weit größer, als Meineid und Verfaſſungsumſturz. Er würdigte ſelbſt die Religon, welche er als heilig zu verehren vorgab, zu einer Polizeianſtalt herab, ſchlug Millionen in Ketten, und vernichtete, auf Jahrhunderte hinaus, alle

*) S. Schloſſer's Weltgeſchichte 27. Lieferung. S. 13. †) S. oben § 12. S. 96 ff. ‡) S. oben § 36. Seite 261.

freiheitlichen Bestrebungen der Völker, die nicht die Kraft besaßen, die ihnen angelegten Banden zu zerreißen.

In Böhmen ließ Ferdinand sieben und zwanzig angesehene Herren (am 21. Juni 1621) hinrichten, dreißig ächten und ihrer Güter berauben, sechszehn zu verschiedenen Strafen verurtheilen. Viele Hinrichtungen waren mit unerhörten Grausamkeiten verbunden. Den Protestanten wurden fast alle ihre Güter im Werthe von mehr als fünfzig Millionen Gulden entzogen, die protestantischen Lehrer und Geistlichen wurden aus dem Lande getrieben, zuerst den Lutheranern und später den Calvinisten der Gottesdienst verboten. Im Jahre 1627, war Ferdinand II. frech genug, den Majestätsbrief für aufgehoben und ungültig zu erklären, mit dem Bemerken, daß in Zukunft nur Katholiken in Böhmen geduldet werden sollten.

Wer sollte glauben, daß in unseren Tagen noch sich Vertheidiger und Lobredner für solche Schandthaten finden könnten! Und dennoch sind sie nur zu zahlreich. Sogar protestantische Geschichtschreiber, die sich den Schein der Aufklärung zu geben suchen, beschönigen Ferdinand's II. Verfolgungswuth. Dem unparteiischen Forscher ist es aber klar, daß Ferdinand II. unumschränkt herrschen wollte und seiner Herrschsucht nicht bloß die beschworenen Verfassungen seiner Völker, sondern auch jede andere Rücksicht, die protestantischen Fürsten ertheilten Zusagen, Staatsrecht und Völkerrecht unterordnete. Die katholische Religion war diesem Tyrannen nur aus dem Grunde so theuer, weil sie ihm das beste Mittel schien, seine Völker in blinder Unterwürfigkeit zu halten: Grund genug für alle denkenden und freiheitsliebenden Menschen, sie mit der vollen Kraft ihrer Seele zu hassen.

Der Jesuit Lamormain, Ferdinand's II. Beichtvater, hätte nicht so leichtes Spiel mit seinem Beichtkinde gehabt, wenn dieses nicht selbst in der Schule der Jesuiten groß geworden wäre. Ferdinand war von Natur und durch seine Erziehung ein Tyrann, was auch Schlosser und andere Geschichtschreiber ähnlicher Richtung zu seiner Entschuldigung anführen mögen. Wer es wagt, der deutlich ausgesprochenen Ueberzeugung von Millionen Gewalt anzuthun, wer deren Meinungsäußerung durch zahllose Hinrichtungen, einen vollständigen Umsturz der Vermögensverhältnisse, und Vertilgung der Glaubensfreiheit unterdrückte, und einen der blutigsten Kriege der Weltgeschichte zu diesen verruchten Zwecken führt, gegen den sprechen die Thatsachen der Geschichte so klar und deutlich, daß keine Gelehrsamkeit im Stande ist, ihn zu etwas anderem, als einem fluchwürdigen Tyrannen zu stempeln.

Ferdinand's II. Thaten stimmten mit dessen Worten vollkommen überein, indem er sagte: „Besser eine Wüste, als ein Land voll Ketzer."

Er machte Deutschland zur Wüste, und indem er in seinen sogenannten Erbstaaten ausrottete, was er Ketzerei nannte, vertilgte er deren beste Kräfte auf Jahrhunderte hinaus.

Der Aufstand der Böhmen, selbst wenn er durch die Verletzung des Majestätsbriefes nicht gerechtfertigt wäre, ertheilte Ferdinand nicht die Befugniß, sich über die Bedingungen hinweg zu setzen, unter welchen er die böhmische Krone empfangen, so wenig, als über die Kapitulationsresolution des Kaisers Mathias, welche er beschworen hatte. Indem er die ganze Verfassung aller unter seinem Scepter stehenden Völker über den Haufen stieß, gründete er seine und seines Hauses Herrschaft auf das Schwert. Zum voraus hatte der Majestätsbrief Kaiser Rudolph's II. alle diese Verfügungen Kaiser Ferdinand's II. für nichtig erklärt. Seit der Schlacht am weißen Berge besteht daher zwischen dem Hause Habsburg und seinen Völkern kein Recht mehr, sondern nur die Gewalt. Wenn auch mehr als zwei Jahrhunderte seitdem verflossen sind, so ist das Verhältniß doch dasselbe geblieben Die Abrechnung ist allerdings um so schwieriger, sie wird aber auch um so blutiger werden, wenn einst Böhmen, Ungarn und Oesterreicher aus ihrem zweihundertjährigen Schlummer erwachen, und ihre unveräußerlichen Menschenrechte geltend machen. Das Jahr 1848

hat zu Tage gebracht, daß unter der Asche noch mancher Funke aus früheren Zeiten glimmt Wann wird er zur Flamme gefacht werden?

§ 39. Ernst von Mansfeld und Ferdinand II. (1621—1624).

Eine der großen Fragen der Geschichte der Neuzeit ist: wem fällt die Schuld des dreißigjährigen Krieges zur Last? Da derselbe in eine ganze Reihe kriegerischer Ereignisse zerfällt, welche nur lose zusammenhängen, thut es noth, bei jeder Abtheilung von neuem auf diese Frage zurück zu kommen. Die Kämpfe in Böhmen und Oesterreich waren, wie wir gesehen haben, die unmittelbaren Folgen der von Ferdinand II. gegen die Protestanten verübten Missethaten. Dieser blutdürstige Habsburger vermehrte aber sein ursprüngliches Unrecht durch den Mißbrauch des von ihm errungenen Sieges und rief den zweiten Krieg, welcher hauptsächlich in der Pfalz sein Schlachtfeld und die Interessen des Kurfürsten Friedrich zum nächsten Gegenstande hatte, nothwendig hervor. Die Protestanten waren durch die Schlacht am weißen Berge der maßen eingeschüchtert, daß sie nicht daran dachten, den Verfolgungen, mit welchen Ferdinand ihre Glaubensgenossen in den österreichischen Erbstaaten heimsuchte, Schranken zu setzen. Doch der Habsburger war nicht damit zufrieden, in Böhmen, Mähren, Oesterreich, Schlesien und der Lausitz den Protestantismus auszurotten; er wollte den Schrecken, welcher vor seinen Waffen berging, dazu nützen, die ihm verhaßte freiere Religionsanschauung, auch in dem übrigen Deutschland, und wo möglich in ganz Europa auszurotten. Die Jesuiten sprachen dieses aller Orten unumwunden aus, und die Handlungen des Kaisers gaben deren Worten den entschiedensten Nachdruck.

Der Krieg in Böhmen und Oesterreich war beendet; Pfalzgraf Friedrich V. aus dem Felde geschlagen. Ferdinand hatte von ihm nichts mehr zu fürchten. Wenn er dessen ungeachtet seinen vertriebenen und gedemüthigten Gegner weiter verfolgen wollte, so konnte er dieses, mit einem Scheine Rechtens, nur in denjenigen Formen thun, welche die deutsche Staatsverfassung vorschrieb. Ferdinand II. war aber nicht bloß in seiner Eigenschaft als König von Böhmen, Erzherzog von Oesterreich und Herr von Steiermark, Kärnthen und Krain, er war seinem ganzen Wesen nach, und folgewelse auch als deutscher Kaiser ein Tyrann, d. h. er setzte sich über alle Verfassungsvorschriften hinweg, um seinen wilden Leidenschaften zu fröhnen. Er forderte daher die ihm verhaßten protestantischen Fürsten nicht vor das gesetzliche Gericht, sondern sprach aus eigener Machtvollkommenheit die Acht wider den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, den Fürsten Christian von Anhalt und mehrere andere aus, erklärte ihre Würden und Lehen für verfallen, und traf Anstalten, deren Länder katholischen Herren zu übergeben. Dadurch wurden natürlich alle, denen die Sache des Protestantismus am Herzen lag, zum Kampfe auf Tod und Leben heraus gefordert. Die Zahl derjenigen, welche den Muth hatten, mit dem siegreichen Kaiser in die Schranken zu treten, war aber nicht groß. Den Mittelpunkt des Widerstandes gegen die Anmaßungen Ferdinand's bildete der Graf Ernst von Mansfeld. Er hatte sein Heer unversehrt erhalten, während der Pfalzgraf Friedrich V. aus Böhmen floh. Er zog nach der Ober-Pfalz und verstärkte sich dort durch viele Tapfere, welche nicht, gleich den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, gleich dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt und anderen nichtswürdigen Achselträgern, das Joch der Jesuiten geduldig auf sich nehmen wollten. Einige Unterstützungsgelder, welche ihm aus England zuflossen, verwendete Mansfeld trefflich. Gegen ihn rückte der Feldherr der Ligue, Tzerklas Graf von Tilly, welchem Rotteck*) den Beinamen des Großen giebt. Doch Tilly war nicht groß. Er war als

*) S. Rotteck's Weltgeschichte VII. Band. S. 236.

Mensch erbärmlich klein und wurde als Feldherr von Mansfeld und Gustav Adolph geschlagen. Ernst von Mansfeld wagte es aber damals nicht, den überlegenen Streitkräften Tilly's die Spitze zu bieten. Er besiegte seinen Gegner durch Märsche, indem er raschen Fluges nach der unteren Pfalz rückte. Die Spanier mußten die Belagerung Frankenthal's aufheben. Langsam folgte Tilly dem raschen Mansfeld nach der Unterpfalz.

Am 20. Oktober 1621 erschien Tilly vor Heidelberg und forderte es zur Uebergabe auf. Doch die Stadt hielt tapfer aus. Mansfeld setzte den Krieg fort und flößte, wenn auch nicht den mächtigen, so doch einigen kleinen, aber entschlossenen protestantischen Fürsten Deutschland's neuen Muth ein.

Der jugendliche Prinz Christian von Braunschweig, Administrator des säcularisirten Bisthums Halberstadt, warb ein Heer und rückte an dessen Spitze durch Westphalen nach der Pfalz. Der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, einer der wenigen kraftvollen Fürsten Deutschland's, ließ ihn ungehindert durch sein Land ziehen. Der niederträchtige Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt aber verband sich mit den Baiern und Mainzern, griff Christian von Braunschweig am 20. December 1621, im Busecker Thale in der Wetterau an, und warf ihn zurück. Christian konnte sich daher nicht mit Mansfeld vereinigen, doch setzte er den Krieg fort, indem er die geistlichen Staaten brandschatzte. Er nannte sich „Gottes Freund und der Pfaffen Feind." Schlosser*) meint zwar, man könne Gott nicht lieben, wenn man die Pfaffen hasse und die Kirchen plündere. Wir können ihm aber nicht beipflichten. Die Pfaffen waren zu allen Zeiten, insbesondere während des dreißigjährigen Krieges, die schlimmsten Feinde der Menschheit, die sie in die Bande des Aberglaubens zu schlagen bemüht waren, um sie knechten und ausbeuten zu können. Die Schätze der Kirche dienten ihnen dazu als die wirksamsten Mittel. Nie wird die Welt frei und glücklich werden, so lange es Pfaffen giebt und die Kirche irdische Schätze besitzt. Christian von Braunschweig that daher sehr wohl daran, gegen die Pfaffen zu Felde zu ziehen. Er ließ die zwölf silbernen Apostel von Paderborn in Münzen umschmelzen und bemerkte scherzend: „er verhelfe den Aposteln jetzt dazu, daß sie endlich in alle Welt gehen und alle Heiden lehren könnten."

In diesen Worten sieht Schlosser eine Verhöhnung des Christenthums. Uns will bedünken, daß es ein weit bitterer Hohn war, die Apostel, deren Lehren die Pfaffen mit Füßen traten, in Silber gießen zu lassen, damit die verdummten Massen sie, gleich Fetischen und Sinnbildern des Mammons anbeten möchten. Wenn es in Deutschland nur sechs Männer von dem Muthe und der Entschlossenheit Christian's von Braunschweig gegeben hätte, welche alle Pfaffen ausgerottet und das gesammte Kirchenvermögen zum Kampfe gegen weltliche und geistliche Despoten verwendet hätten, so wäre der Krieg früher zu Ende gegangen und hätte zu anderen Resultaten geführt. Leider waren aber die Menschen von Schlosser's Anschauungsweise im siebenzehnten, wie im neunzehnten Jahrhundert zu zahlreich, als daß die Macht des Pfaffenthum's hätte gebrochen werden können. Pfaffen und Despoten waren vor zwei Jahrhunderten, wie jetzt, auf's innigste verbunden. Nur auf den Trümmern ihrer Herrschaft können die Völker zu Wohlstand, Bildung und Freiheit gelangen. Der dritte Mann von Kraft und Gesinnung, der es wagte, dem Kaiser und dem Papste die Spitze zu bieten, war der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach. Er hatte zwar nicht jenen kühnen Muth Christian's von Braunschweig, auch nicht die Feldherrntalente des Grafen Ernst von Mansfeld. Dennoch steht er als Dritter würdig an deren Seite. Er wollte aber sein Land und seine Kinder nicht in den blutigen Kampf verwickeln, den er begann; er legte daher die Regierung nieder. Die Mittel, welche er sich vorbehielt, setzten ihn in den Stand, ein ansehn-

*) Weltgeschichte von Schlosser, 27. Lieferung. S. 140.

liches Heer zu sammeln. Jetzt gewann Friedrich V. von der Pfalz wieder Muth und kehrte in sein Land zurück (April 1622). Mansfeld, welcher Mühe hatte, sich im Kampfe mit den Spaniern und den Baiern zu behaupten, hatte dieselbe List, deren sich die katholische Partei nur zu häufig gegen die Protestanten bedient, mit Glück gegen den Kaiser angewendet. Es war ihm gelungen, seine Feinde durch Unterhandlungen, die er führte, zu täuschen. Schlosser hat sehr Unrecht anzunehmen, daß es Mansfeld ernstlich gemeint habe. Der kühne Kriegsmann gewann aber Zeit, sich mit dem Heere des Markgrafen von Baden zu vereinigen. Am 27. April 1622 griffen die Beiden Tilly an und brachten ihm zwischen Wiesloch und Mingolsheim eine bedeutende Niederlage bei. Unglücklicherweise verfolgten sie nicht ihren Sieg und trennten ihre Streitkräfte. Tilly dagegen zog die spanischen Truppen unter Gonzalez von Cordova an sich und traf (6. Mai 1622) bei Wimpfen auf das weit schwächere Heer des Markgrafen von Baden. Dort war es, wo vier hundert Pforzheimer dem siegreichen Tilly eine Mauer entgegen setzten, die nicht eher wich, bis der letzte Mann gefallen war. Das weiße Regiment der Pforzheimer war zu schwach, um die verlorene Schlacht wieder herzustellen. Allein der Heldentod der kühnen Schaar bewies dem trotzigen Tilly, daß noch nicht aller Freiheitsmuth in Deutschland ausgestorben war. Er entzündete von neuem das erlöschende Feuer der Begeisterung, rettete dem bedrohten Markgrafen Leben und Freiheit und deutete eine künftige Wendung der trüben Zeiten an. Für den Augenblick brachte jedoch die Schlacht von Wimpfen große Entmuthigung in die Reihen der Protestanten. Der Herzog von Würtemberg, welcher im Begriffe gewesen war, sich den Vertheidigern protestantischer Freiheit anzuschließen, verlor den Muth und steckte das nur halb gezogene Schwert wieder in die Scheide. Ernst von Mansfeld wurde durch das Unglück nur zu neuen Kraftanstrengungen angeregt. Er brach plötzlich in Hessen-Darmstadt ein und nahm den elenden Landgrafen Ludwig mit seinem Sohne gefangen. Doch gelang es Mansfeld nicht, sich mit den Schaaren des Herzogs Christian von Braunschweig zu vereinigen, da er eiligst nach Mannheim zurück kehren mußte, welches von den Kaiserlichen bedroht war.

Christian von Braunschweig rückte an den Rhein und gelangte bis in die Nähe von Höchst, bei Frankfurt a. M. Dort kam es am 20. Juni 1622 zur Schlacht, in welcher Tilly's überlegene Streitkräfte den Ausschlag gaben. Erst nach dem Treffen konnte der allzu kühne Krieger die Reste seines Heeres dem Grafen von Mansfeld zuführen. Die Truppen beider Feldherren waren übrigens denjenigen der Feinde noch immer gewachsen. Es galt nur, den Krieg noch einige Zeit lang fortzusetzen, und den protestantischen Fürsten und Städten, welche durch die Grausamkeiten Ferdinand's, der Ligue und der Spanier auf's äußerste getrieben wurden, Muth einzuflößen. Allein wie früher in Böhmen, so verdarb auch jetzt wieder in der Pfalz Friedrich V. alles durch seine Feigheit. Statt den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen, ließ er sich durch die trügerische Vorspiegelung bethören, der Kaiser werde ihm sein Land zurück geben, falls er den Kampf aufgebe und alles dessen Gnade anheim stelle. Friedrich V. entließ daher seine beiden Feldherren und gab sie hülflos den Gefahren des Krieges preis (Juli 1622). Sie mußten aus der Pfalz abziehen. Nicht ohne große Verluste entkam Christian von Braunschweig nach Holland, Ernst von Mansfeld nach Ostfriesland.

Der tückische Kaiser Ferdinand ertheilte aber, im Widerspruche mit der deutschen Verfassung und unbekümmert um die Einsprache der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, und selbst gegen den Willen mancher katholischen Fürsten, auf dem Reichstage zu Regensburg (1623) die pfälzische Kurwürde dem Herzog Maximilian von Baiern. In's geheim hatte Ferdinand schon lange sie ihm zugesagt. Doch erst, nachdem Friedrich V. allen Widerstand aufgegeben hatte, hielt er es für klug, dieses öffentlich zu thun. Friedrich V.

Digitized by Google

mußte sein Land verlassen. Eine Stadt nach der anderen fiel in die Gewalt der Baiern. Er verdiente nicht die Treue, mit welcher seine Pfälzer kämpften. Doch diese wußten, es handele sich um etwas Höheres, als die persönlichen Ansprüche Friedrich's V. Die unglückliche Pfalz hatte furchtbar gelitten. Auch Mansfeld konnte, da Friedrich ihm nur sehr geringe Geldmittel zu Verfügung stellte, sie nicht mit Schonung behandeln. Tilly und die Spanier hatten alle Gräuel der Verwüstung über das Land gebracht. Die treffliche Heidelberger Bibliothek schleppten die Baiern fort und schenkten sie dem Papste zu Rom, von wo sie erst im Jahre 1815 an die Ufer des Neckar's zurück kehrte. Die Grausamkeit Tilly's trat namentlich nach der Schlacht von Höchst blutig zu Tage, wo er alle Gefangenen tödten und sogar die Verwundeten auf den Straßen abschlachten ließ.

Nachdem Friedrich V. sich feig vom Kampfplatze zurück gezogen hatte, setzten Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig den Krieg immer fort. Ernst von Mansfeld schlug die Spanier bei Fleurus und entsetzte die von ihnen belagerte Stadt Bergen op Zoom. Im Jahre 1624 kehrten die beiden Feldherren nach Deutschland zurück. Doch in die Pfalz konnten sie nicht mehr eindringen. Süd-Deutschland lag in den Krallen Ferdinand's II. und Maximilian's I. Der zweite Krieg war zu Ende. Böhmen und die Pfalz waren unterworfen. Diese Siege genügten der katholischen Partei, deren Bannerträger der deutsche Kaiser und der Baiernherzog waren, aber nicht. Ganz Deutschland sollte das doppelte Joch des Kaisers und des Papstes auf sich nehmen. Um mehr als ein Jahrhundert, bis auf die Zeit vor Luther wollten die Jesuiten die Menschheit zurück schleudern. Nichts weniger, als die Finsterniß des Mittelalters konnte sie zufrieden stellen.

Doch noch lebten Männer, die im Stande waren, dieses zu verhindern. Unter diesen strahlt vor allen der Graf Ernst von Mansfeld hervor. Drei Jahre hindurch (1620—1623) hatte fast die ganze Last des Krieges auf diesem einzigen Manne gerubt, welcher nichts hatte, als seinen Degen, seinen Muth und seinen außerordentlichen Geist. Ernst von Mansfeld, der Sohn eines österreichischen Generals und einer Niederländerin, welcher erst später legitimirt wurde, wäre aus diesem Kampfe siegreich hervor gegangen, hätte er nur einige Hülfe gefunden. Er war das Muster, nach welchem mehrere der hervorragendsten Feldherren des dreißigjährigen Krieges: namentlich Wallenstein und Bernhard von Sachsen sich bildeten. Doch keiner leistete mit so geringen Mitteln verhältnißmäßig so Großes. Er hatte nicht Gelegenheit, auf einem so weiten Felde, wie viele seiner Schüler, sich zu bewähren. Allein in dem kleinen Kriege, den er führte, war er Meister. Er that sich übrigens nicht bloß als Feldherr hervor. Er war auch Staatsmann, und was selten ist, gefährdete nicht durch ehrgeizige Bestrebungen die Sache, der er diente. In dieser Rücksicht steht er hoch selbst über Bernhard von Weimar, welcher all zu eifrig nach einem Herzogthume für sich trachtete. Er wies die glänzenden Anerbietungen der Habsburger zurück, und blieb bis zu seinem Ende, auch unter den verzweifeltsten Verhältnissen, der Sache der Freiheit treu. Für sie kämpfte er, nachdem die deutschen Fürsten sie verlassen hatten. An Mansfeld lehnten sich alle an, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden und wie sie heißen, die im entscheidenden Augenblicke an dem Fortschritte der Menschheit nicht verzweifelten. Er harrte auch noch aus, nachdem Friedrich V. zum zweiten Male ihn feig verrathen hatte. Wie groß steht Mansfeld inmitten der kleinen protestantischen Fürsten Deutschland's, wie edel gegenüber den gewaltigen Vertretern der katholischen Partei! Seine Gegner schimpften ihn einen Hurensohn. Hätte Germania mehr als einen solchen geboren, sie wäre nicht die Beute der verächtlichen Tyrannen geworden, die seit jener Zeit ihr Gewalt anthun.

§. 40. Christian IV., der Student, Tilly und Waltenstein (1624—1629).

Die sittliche Kraft hat in sich selbst Maß und Ziel, doch die Leidenschaft findet ihre Schranke nur in der Außenwelt. Daher wird der herrschsüchtige, der rachgierige und der ehrgeizige Mensch von Schritt zu Schritt immer weiter getrieben. Er regt die verborgenen Gefühle seiner Nachbarn mehr und mehr auf, bis am Ende diese ihn bemeistern, oder doch zurückdrängen. So erlag in unseren Tagen Napoleon der vereinten Macht des wider ihn aufgeregten Europa's. Nicht so tief war Ferdinand's II. Fall, denn seine Pläne, welche stets mit banger Sorge zu kämpfen hatten, waren nicht so weit aussehend. Zum Glücke für die Menschheit war er kein Krieger und war daher stets mehr oder weniger abhängig von dem guten Willen seiner Feldherren. Doch noch war er nicht an der Grenzmark seiner Siege angekommen. Er sollte weiter vordringen, seine Absichten bestimmter aussprechen, ehe er auf einen Widerstand stieß, vor dem er sich zurückziehen mußte.

Im südlichen Deutschland hatte der Protestantismus nicht auf die Dauer das Uebergewicht gewinnen können. Allein im Norden besaß er es schon seit einem Jahrhundert. Das hielt aber Ferdinand nicht ab, bis an die Ufer der Ost- und Nord-See seine Herrschergelüste auszudehnen. Dort waren die protestantischen Fürsten nicht minder erbärmlich, als im Süden. Allein sie hatten zu Nachbarn zwei Könige, welche, wenn auch nicht mächtig im Vergleiche mit dem Habsburger, doch stark genug waren, Stützpunkte für die deutschen Protestanten zu bilden. Die Leidenschaft macht blind, und zahlreiche Erfolge erzeugen nur zu leicht Ueberschätzung der eigenen Kraft. In Oesterreich und Baiern waren die Protestanten noch nicht gänzlich ausgerottet. Im übrigen Deutschland hatten sie die Mehrzahl für sich. Auch dort wollte Ferdinand herrschen, d. h. Wüsten und Katholiken machen. Er setzte seine kriegerischen Rüstungen fort, und gab dadurch deutlich zu erkennen, daß durch dieselben tief liegende Eroberungspläne vorbereitet werden sollten. Nicht bloß die deutschen Fürsten, auch die Könige von Dänemark, Schweden und England, und selbst Richelieu, der allmächtige Minister des katholischen Ludwigs XIII. von Frankreich, wurden mit Besorgnissen erfüllt und zur Ergreifung von Gegenmaßregeln aufgefordert. In der That pflogen alle diese Machthaber mannigfaltige Verhandlungen, welche jedoch lange zu keinen bestimmten Resultaten führten. Die Gefahren, womit Ferdinand II. ganz Europa bedrohte, mußten noch ernstlicher werden, bevor die nordischen Mächte zu einem Entschlusse von Bedeutung getrieben wurden.

Das nördliche Deutschland hatte im siebenzehnten Jahrhundert vor dem südlichen voraus, daß sich noch keine Macht so weit empor geschwungen hatte, wie im Süden das Haus Habsburg. Die Tyrannei war daher dort noch nicht so wohl organisirt, so fest geschlossen, als in den weiten Gebieten Oesterreich's. Der mächtigste unter allen Fürsten des nördlichen Deutschlands, der Kurfürst von Brandenburg, ließ sich durch seinen katholischen Minister Adam von Schwarzenberg, welcher im Solde Ferdinands stand, unbeschränkt beherrschen. Der Herzog Bogislaus XIV. von Pommern glaubte in der Neutralität seine festeste Stütze zu finden, als ob sich Pommern von der übrigen Welt absperren ließe. Das welfische Haus zerfiel damals in die Linien von Lüneburg, Wolfenbüttel, Celle, Harburg und Dannenberg, welche sich um das Fürstenthum Grubenhagen stritten und noch immer die Nachwehen der Hildesheim'schen Stiftsfehde*) bitter empfanden. Die Kraft der freien Städte Nord-Deutschlands war gebrochen. Die Hansa ging ihrer Lösung ent-

*) S. oben § 32, S. 236.

gegen. Der einzige Fürst, welcher in Deutschland Länder besaß und mit einiger Macht persönliche Fähigkeiten verband, war Christian IV. von Dänemark. Als Herzog von Schleswig und Holstein war er ein deutscher Fürst. Außerdem hatte er seinem Sohne mehrere Stifter in Westphalen und Niedersachsen verschafft, welche Tilly bedrohte, als er nach Nord-Deutschland rückte. Schon im Anfange des Jahres 1621 hatten die protestantischen Fürsten Nord-Deutschlands zu Segeberg in Holstein eine Versammlung abgehalten, auf welcher Christian IV. von Dänemark, der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, Christian von Lüneburg, Friedrich Ulrich von Braunschweig, August von Sachsen Lauenburg und Johann Casimir von Weimar in Person, ferner englische, holländische, brandenburgische, hessische und pommersche Gesandte erschienen waren. Sie konnten aber zu keinem Entschlusse von einiger Erheblichkeit gelangen. Im Jahre 1623, als der Herzog Christian von Braunschweig aus den Niederlanden nach Westphalen und Niedersachsen zurück kehrte, wurde die Lage der Dinge bedenklicher. Statt diesen kühnen Vorkämpfer für protestantische Freiheit zu unterstützen, und mit vereinter Macht, was damals leicht gewesen wäre, Tilly zu erdrücken, ließen ihn alle deutschen Fürsten im Stiche. Christian von Braunschweig hatte in der Schlacht schon einen Arm verloren. Sein kriegerischer Muth blieb ungeschwächt. Verlassen von allen denjenigen, welche nicht bloß durch ihre Parteistellung, sondern auch durch ihre persönlichen Interessen aufgefordert waren, ihm Hülfe zu leisten, erlitt Christian von Braunschweig (am 9. August 1623) bei Stadtlohn eine neue Niederlage durch Tilly's Uebermacht. Das Heer der Ligue verübte in Westphalen und Niedersachsen unerhörte Gräuel. Die Klagen der Stände blieben ohne allen Erfolg, indem Tilly dieselben an den Kurfürsten Maximilian verwies, und dieser sowohl als Kaiser Ferdinand nur mit leeren Worten darauf antwortete. Immer deutlicher trat die Absicht der katholischen Partei hervor, im nördlichen Deutschland gerade so, wie in Böhmen, Oesterreich und in der Pfalz zu verfahren. Vorläufig sollten das Kloster Möllbeck, welches dem Grafen von Schauenburg gehörte, das Stift Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Münster und Osnabrück den Protestanten entrissen und den Katholiken zurück gegeben werden. Die Gefahr schreckte endlich die schlaffen Gegner des Hauses Habsburg auf. Christian von Braunschweig bezog Unterstützungen von dem Könige der Franzosen, Mansfeld von Jakob I. von England. Die Stände des niedersächsischen Kreises erwählten (im Mai 1625) den König Christian IV. von Dänemark zum Kreisobersten. Allein an den kleinlichen Streitigkeiten und Eifersüchteleien der protestantischen Fürsten scheiterte jede kräftige Beschlußfassung. Der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel wurde durch seinen Verwandten, Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, die welfischen Herzoge durch die Erbärmlichkeit des Herzogs Christian von Lüneburg, Bischof's von Minden, welcher durchaus neutral bleiben wollte und die Niederträchtigkeit seines Bruders Georg von Celle, der sich damals an Ferdinand verkauft hatte, gelähmt. Die Erhebung König Christian's an die Spitze des niedersächsischen Kreises erregte jedoch den Verdacht der katholischen Partei. Die Spanier schickten aus den Niederlanden Tilly Hülfstruppen. Christian von Braunschweig und der Graf von Mansfeld erschienen wieder in Deutschland an der Spitze eines Heeres von zwölf bis fünfzehn tausend Mann. Unglücklicherweise verhinderte ein Sturz vom Pferde den König Christian IV. von Dänemark, sich mit ihnen zu vereinigen. Tilly behauptete sich in Mittel-Deutschland, schlug seine Winterquartiere im Hessen-Kassel'schen auf, und machte es dadurch dem Landgrafen Moritz unmöglich, entschieden Partei gegen den Kaiser zu ergreifen. Ferdinand gewann Zeit, ein eigenes Heer aufzustellen. Wallenstein sammelte es für ihn.

Während im Norden Deutschland's sich die Wolken eines furchtbaren Gewitters zusammen zogen, und Ferdinand II. sich rüstete, um demselben die Spitze bieten zu können,

erhob sich unerwartet plötzlich das zum Aeußersten getriebene Volk der Oesterreicher. Mit furchtbarer Grausamkeit suchte Ferdinand den alten katholischen Fetischdienst, das verrottete Papstthum und das faule Mönchswesen den Protestanten seiner Staaten wieder aufzunöthigen. Als letzten Termin hatte er ihnen die Ostern des Jahres 1626 gesetzt. Sechs Jahre lang waren die unglücklichen Oesterreicher geduldig genug gewesen, die Brandschatzungen, Mißhandlungen und Gewaltthaten baierischer und österreichischer Soldknechte zu ertragen. Endlich, als auch den Entschlossensten nur die Wahl blieb, zwischen Auswanderung und Abfall von ihrem Glauben, griffen sie zum Schwerte!

Die Bauern in der Mark Frankenburg erhoben sich zuerst. Doch der baierische General Herbersdorf eilte herbei und ließ siebenzehn Bauern aufhängen. Diese Gräuelthat entflammte den gerechten Zorn des Volkes. Herberedorf glaubte leichten Kaufes mit den Bauern fertig zu werden. Er griff sie bei Peurbach an, wurde aber von ihnen mit einem Verluste von zwölf hundert Mann zurück geschlagen. Stephan Fadinger war Oberhauptmann der Bauern. Das ganze flache Land sagte sich vom Kaiser los. Nur die Städte Linz, Ens und Freistadt, worin baierische Besatzungen lagen, nahmen keinen Theil an der Volksbewegung. Ferdinand II. gab den Bauern die besten Worte. Sie antworteten ihm aber: „Religionsfreiheit oder Lossagung vom Hause Habsburg!" Drei Schiffe voll bairischer Soldaten, welche die Besatzung von Linz verstärken sollten, fielen den Bauern in die Hände und erlitten die Vergeltung für die von ihnen verübten Gräuelthaten. Fadinger schloß Linz immer enger ein. Er selbst befehligte am rechten, Zeller am linken Donauufer. Die Stadt setzte den Bauern einen furchtbaren Widerstand entgegen, Fadinger wurde von einer Kugel getroffen, als er zu nahe an die Mauern von Linz hinritt und starb. Sein Nachfolger Willinger stand ihm an Geist nicht gleich. Freistadt erstürmten die Bauern, allein an Linz brach sich ihre Kraft, und von Ens wurden sie durch den Obersten Löbel hinweg getrieben. Freistadt ging wieder verloren. Willinger wurde in der Schlacht von Neuhofen schwer verwundet. An seiner Stelle wählten die Bauern einen Mann, dessen Namen die Geschichte nicht kennt. Im Andenken des Volkes lebt er unter der Bezeichnung des „Studenten." Er hauchte den Bauern neuen Muth und frische Kraft ein. Ihm gelang es, den Herzog Adolph von Holstein, welcher dem Kaiser zu Hülfe zog, bei Wesenufer zu überfallen, das Fußvolk zu tödten und die Reiterei in einen Sumpf zu locken, aus welchem nur wenige entkamen. Wüthend sandte Maximilian von Baiern den General Lindlo mit einem starken Heerhaufen gegen die Bauern. Der Student legte ihm im großen Prambwalde einen Hinterhalt, und tödtete ihm drei tausend Mann, darunter fast alle Obersten und Hauptleute. Mit Mühe konnte sich Lindlo durch eilige Flucht retten.

Auf der Welser Haide erlitt Oberst Löbel eine ähnliche Niederlage. Doch bei Mühlviertel und bei Lambach schlug Oberst Breuner die Bauern. Einen glänzenden Sieg errang dagegen der Student kurz darauf bei Gmünden, wo die Bauern Felsen und Steine auf die Truppen Herbersdorf's niederwälzten, fünfzehn hundert Mann tödteten und die übrigen in die Flucht schlugen.

Das hochherzige Beispiel der österreichischen Bauern fand aber keine Nachahmung. Niemand eilte ihnen zu Hülfe, und immer neue Massen von Soldknechten schickten der Baiernherzog und der Habsburger ihnen entgegen.

Bei Gmünden, Vöcklabruck und Wolfsegg leisteten die Bauern den vereinigten Heeresmassen Herbersdorf's und Pappenheim's muthigen Widerstand. Bei Wolfsegg fiel der Student. Pappenheim berichtet, man habe ihm dessen abgeschlagenes Haupt „präsentirt." Ihn konnte kein anderer ersetzen. Mit dem Studenten ging die Kraft der österreichischen Bauern unter. Die Seele des Kampfes war dahin. Es blieb nur noch das Werk des

Henkers übrig. Selbst die Leichen Fadingee's und Zeller's ließ Ferdinand II. aus der Erde graben und von Henker's Hand verbrennen! Die Bauern, welchen er freies Geleite zugesichert hatte und die gekommen waren, den Frieden zu vermitteln, ließ er lebendig viertheilen und deren Glieder öffentlich an die Straßrn hängen! Dennoch meint Schlosser*), Ferdinand II. sei keineswegs hart oder grausam gewesen.

Um dieselbe Zeit, da die österreichischen Bauern, gleich Helden für ihre Freiheit kämpften, zitterten und bebten die meisten protestantischen Fürsten Deutschland's und besaßrn nicht einmal den Muth, sich Christian IV. von Dänemark, dem Grafen von Mansfeld und dem Herzoge Christian von Braunschweig, welche ihnen mit Heeresmacht zu Hülfe zogen, anzuschließen. Die deutsche Nation war in düstere Verzweiflung gesunken. Aller Orten, wo sie sich erhoben und drn Kampf auf Tod und Leben gewagt hatte, war sie von ihrem Führer schändlich verlassen worden: in Böhmen und in der Pfalz. Die 400 Pforzheimer bewiesen bei Wimpfen und die Baurrn in Oesterreich, daß der Muth nicht ausgestorben war. Allein was vermochte die deutsche Nation unter dem Drucke ihrer elenden Fürsten! Erst hätte sie diese vertreiben müssen, bevor ein wahrer Freiheitskampf möglich gewesen wäre. Die Hälfte der protestantischen Fürsten war stets bereit, sich unter die Fittige der Jesuiten und der Habsburger zu begeben, wenn ihnen irgend ein Vortbril in Aussicht gestellt wurde, wie z. B. die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen, und der Landgraf von Hessen-Darmstadt. Andere wollten um jeden Preis neutral bleiben, wie die Herzoge von Lüneburg und von Pommern. Die wenigen, welche geneigt warrn, für die Sache der Freiheit einige Gefahren zu bestehen, wie der Markgraf von Baden und der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, brsaßen nicht die Kraft, die Nation aus ihrem Schlummer zu rütteln. Wohl bieten die zerstörten Städte, die mit Leichen bedeckten Schlachtfelder, die verbrannten Dörfer und die verwüsteten Landstriche einen traurigen Anblick. Allein weit schauder erregender ist die Brtrachtung, daß alle diese Greueltbaten die Nation nicht zum Kampfe auf Tod und Leben aufrüttrlten, das Volk alles über sich ergehen, theilweise sich katholisch machen, theilweise seiner letzten Freiheiten berauben ließ, ohne auch nur einmal ein kräftiges Lebenszeichen zu geben. Wie ganz anders stritten um dieselbe Zeit die Niederländrr grgen die Spanier und kurz darauf die Engländer gegen die Stuartr. Die protestantischen Pfaffen hatten durch ihre ärmlichen Zänkereien, die katholischen durch den von ihnen ausgeübten Druck die Kraft der Nation erstickt. Bei den Protestanten sollte Gott alles thun, bei den Katholiken Papst und Kaiser. Dem freiheitliebenden Menschen blieb nichts übrig, als zu sterben, wie die Bauern in Oesterrrich und die Pforzbrimrr bei Wimpfen. Hätte das Christentbum diejenige Kraft brsessen, wrlche katholische und protestantische Pfaffen ihm zuschrieben, so wäre der dreißigjährige Krieg unmöglich gewesen; entweder hätten die Protestanten die Katholiken aus dem Felde schlagrn oder diese sich freiwillig zurück ziehen müssen. Allein das Christentbum verlieh den Protestanten zu viel Geduld und zu wenig Thatkraft, und die Katholiken battrn davon nichts als den Namen. Die katholischen Fürsten betrachteten damals schon die Religion nur als die sicherste Zwangsjacke für das Volk, als die beste Polizei-Anstalt. Tir protestantischen Machthaber kamen erst später auf diesen Gedanken. Damals galt es, die geistlichen Güter, welche ihnen die Reformation verschafft hatte, sich zu erhalten.

Schwerlich hätte Christian IV. von Dänemark das Schwert gezogen, wenn er sich nicht in dem Besitzstande, den er für seinen Sohn in Deutschland erworben hatte, bedroht gesehen hätte. Er war kein Mann der Freiheit, sondern im Gegrntheil, ein Fürst, der seine Gewalt, wo ee nur irgend konnte, zu vermehren und auszudehnen geneigt war. Die

*) C. Schlosser's Weltgeschichte, 27. Lieferung. S. 196.

feindliche Stellung, welche er ſpäter den Schweden gegenüber einnahm, beweiſt deutlich, daß ihm ſein eigener Vortheil mehr galt, als die Religion. Die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchland's, welche vor Angſt alle Beſinnung verloren hatten, verlängerten durch ihre unaufhörlichen Schwankungen den Krieg. Die deutſche Nation aber verblutete ſich, weil ſie nicht die Kraft beſaß, ihre Wunden zu verbinden und die Tyrannen, die ſie ihr ſchlugen, zu zermalmen.

Schon hatte der Krieg acht Jahre gedauert (1618—1625), als Ferdinand II. einen Mann fand, der ihm verſprach, mit geringen Zuſchüſſen aus der Staatskaſſe ein zahlreiches Heer zu ſtellen und ihm dadurch das Mittel zu ſchaffen, alle ſeine freiheitsmörderiſchen Pläne auszuführen. Der Kaiſer, welcher den beiden Feldherren der Proteſtanten: dem Grafen von Mansfeld und dem Herzoge Chriſtian von Braunſchweig nichts abgeſehen hatte, war thöricht genug, auf dieſen Vorſchlag einzugehen, und dadurch zugleich ſich, ſeine und ſeiner Verbündeten Länder der Herrſchſucht und der Habgier eines ehrgeizigen Glücksritters preis zu geben. Mansfeld und Braunſchweig hatten ihre Truppen, mit ſeltenen und immer unſicheren Zuſchüſſen von Seiten ihrer Kriegsherren, auf Koſten der Länder ihrer Feinde unterhalten. Wie viel leichter, dachte Wallenſtein, würde es ſein, ein Heer aufzuſtellen, wenn Freundes und Feindes Lande gleichmäßig gebrandſchatzt werden könnten. Hierzu ertheilte Ferdinand ihm die Befugniß. Zuerſt überließ der Kaiſer Böhmen, dann Franken und Schwaben dem Wallenſtein, um daraus die ihm erforderlichen Nahrungs- und Geldmittel zu ziehen. Mansfeld und Braunſchweig hatten aus den Provinzen, die ſie beſetzten, nur ſo viel bezogen, als für ihre Heere unumgänglich nothwendig war, wenn auch dabei, natürlich, manche Unordnungen und Gewaltthätigkeiten unterliefen, Wallenſtein begnügte ſich nicht damit. Er zog außer den Bedürfniſſen ſeines Heeres ſchon im erſten Jahre unermeßliche Summen, womit er ſich und die Seinigen bereicherte. Er geſtattete ſeinen Oberſten und Hauptleuten einen ganz unerhörten Luxus, gab ihnen dazu ſelbſt das Beiſpiel und erhöhte dadurch die Raubſucht aller ſeiner Officiere und Soldaten.

Der Kaiſer ſtellte dem Wallenſtein über hundert Oberſten-Patente zur Verfügung, welche er vertheilte. Die Oberſten vergaben die Hauptmanns-Stellen, die Hauptleute ernannten die Officiere ihrer Kompagnien, alles unter der Bedingung, daß jeder Officier die ſeinem Range entſprechende Mannſchaft herbeiſchaffe. Jeder Officier erhielt einen Bezirk angewieſen, aus dem er nicht bloß preßte, was er mit ſeinen Leuten brauchte, ſondern überhaupt ſo viel ſich preſſen ließ. Eine unſinnigere Methode der Kriegsverwaltung war niemals im Schwunge geweſen. Mit dem zehnten Theile der Koſten hätte Ferdinand ſelbſt, wenn er dazu die Fähigkeit gehabt, ein eben ſo zahlreiches und beſſer disciplinirtes Heer aufſtellen können. Allein dazu fehlte es ihm an Einſicht und Thatkraft. Er war in allen Beziehungen ein Tyrann, d. h. ein Herrſcher, welcher ohne Rückſicht auf Verfaſſung, Recht und Billigkeit ſeinen wilden Leidenſchaften fröhnte. Er wollte ein Heer aufſtellen, ob dieſes geſchah zum Verderben ſeiner und ſeiner Freunde Länder, bekümmerte ihn wenig, ob ihm daraus ſpäter ſelbſt die größten Gefahren erwachſen möchten, unterſuchte er nicht. Das war, unſeres Erachtens, nicht bloß hart und grauſam, ſondern verrieth eine bis an den Unſinn grenzende Leidenſchaftlichkeit. Um das nördliche Deutſchland ſo raſch als möglich unterwerfen zu können, opferte Ferdinand zuerſt Böhmen, dann Franken und Schwaben dem Feldherrn auf, dem er ſo große Vollmachten ertheilte, wie kein beſonnener Herrſcher ſie jemals ausgetheilt haben würde. Im Anfange des Jahres 1625 brachte Wallenſtein das verſprochene Heer, welches zuerſt zwanzig tauſend Mann zählen und ſpäter auf vierzig bis fünfzig tauſend vermehrt werden ſollte, zuſammen. Nürnberg mußte ihm allein hundert tauſend Gulden zahlen, in gleichem Verhältniſſe die übrigen Städte, die er auf ſeinem Zuge berührte. Durch Heſſen, Hannover und Braunſchweig rückte er in die Stifte Hal-

berstadt und Magdeburg. Tilly dehnte sich in Westphalen und Niedersachsen immer weiter aus und besetzte das ganze Herzogthum Braunschweig.

Beim Herannahen des Gewitters fielen die beiden Herzoge Georg und Christian von Lüneburg sofort von der protestantischen Sache offen ab. Georg hatte sogar, während er zum Scheine auf protestantischer Seite stand, dem Kaiser Spionendienste geleistet.

Zu einer entscheidenden Schlacht kam es in diesem Jahre nicht mehr, weil die beiden katholischen Feldherren sich über einen gemeinschaftlichen Plan nicht verständigen konnten. Der Winter wurde zu Unterhandlungen benutzt, welche in Braunschweig gepflogen wurden. Doch führten sie zu keinem Ziele, da die hochfahrende Sprache und der Uebermuth Wallenstein's jede Annäherung unmöglich machten. Während er sein Heer geworben, hatte er Millionen für sich erpreßt. Jetzt wollte er sich mit dessen Hülfe eine Krone erobern. Die Wünsche des Kurfürsten Maximilian und selbst des Kaisers Ferdinand ordnete Wallenstein stets seinen herrschsüchtigen Plänen unter.

Den Oberbefehl über die Streitkräfte der protestantischen Partei führte König Christian IV. von Dänemark, welcher von England Hülfsgelder erhielt. Unter ihm dienten der Graf Ernst von Mansfeld und der Herzog Christian von Braunschweig, welche Beide englischen Sold bezogen. Christian von Braunschweig stand mit seinen Soldaten in Westphalen, starb aber unglücklicherweise (im Mai 1626), als die protestantische Sache seiner am dringendsten bedurfte. Der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar begann damals jene kriegerische Laufbahn, die er später so glänzend fortsetzte. Ernst von Mansfeld zog durch Mecklenburg an die Elbe, erlitt jedoch bei der Dessauer Brücke (25. April 1626) durch Wallenstein, den er dort nicht erwartet hatte, eine Niederlage, von der er sich schnell wieder erholte.

Aus England erhielt Mansfeld einige schottische Regimenter. Johann Ernst von Sachsen-Weimar führte ihm fünf tausend Mann zu. Ende Juni brach Mansfeld, zwanzig tausend Mann stark, über Frankfurt a. d. Oder, in Schlesien ein. Wallenstein folgte ihm nach. Mansfeld faßte den kühnen Plan, sich mit den Ungarn und Siebenbürgen zum Kampfe gegen das Haus Habsburg zu verbünden. Mit einem Theile seiner Soldaten zog er dahin. Doch Bethlen Gabor wollte lieber Frieden mit Oesterreich schließen. Unverrichteter Dinge mußte Mansfeld abziehen. Den Befehl über die Truppen, die ihm geblieben waren, übergab er dem Herzog Johann Ernst von Weimar, der sie nach Schlesien zurück führte. Mansfeld gedachte über Dalmatien auf den Kampfplatz zurück zu kehren, erkrankte aber und starb in der Nähe von Spalatro, im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters (am 30. November 1626).

Seit dem Anfang des dreißigjährigen Krieges war Ernst von Mansfeld, obgleich niemals oberster Feldherr, die eigentliche Seele der protestantischen Partei Deutschland's gewesen. Nicht Wallenstein, sondern Mansfeld war der eigentliche Kriegsmeister seiner Zeit. Hätte er über die Mittel zu gebieten gehabt, welche Ferdinand II. dem Wallenstein zur Verfügung stellte, hätte er mit gleichen Streitkräften dem übermüthigen Feldherrn des Kaisers gegenüber gestanden, er hätte Wallenstein zermalmt. Fast ohne alle Operationsbasis, hatte Mansfeld unter den ungünstigsten Verhältnissen Tilly die Spitze geboten, ihn mehr als einmal, sei es durch Märsche, oder in der Schlacht besiegt, und hatte immer nur für die Sache der Freiheit, nie für sich selbst gestritten. Der Tod Ernst von Mansfeld's war gerade um jene Zeit der größte Verlust, den die Menschheit erleiden konnte. Sie mußte Furchtbares dulden, bis ein anderer großer Mann ihr wieder erstand.

Groß waren die Hülfsmittel Tilly's und Wallenstein's, doch Ernst von Mansfeld war selbst groß, weil seine Zwecke edel und seine ganze Kraft fast nur in ihm selbst ruhte.

Während Mansfeld Wallenstein beschäftigte und Schlesien besetzte, rückten die Heere

Tilly's und Christian's IV. von Dänemark sich näher. Am 27. August 1626 trafen sie bei dem Städtchen Lutter am Barenberge zusammen. König Christian wurde zurückgeschlagen, doch waren seine Verluste nicht so bedeutend, als gewöhnlich angenommen wird. Tilly mußte von Wolfenbüttel, das er belagert hatte, abziehen. Erst nachdem Wallenstein aus Schlesien zurückgekehrt war und gegen die Ostsee vorrückte, wurde die Lage Christian's IV. bedenklich.

Achtzigtausend Mann stark rückten Tilly und Wallenstein vereinigt nach Holstein und nahmen ganz Schleswig und Jütland ein.

König Christian mußte auf den dänischen Inseln Zuflucht suchen. Tilly schlug seine Winterquartiere in Bremen, Braunschweig und Lüneburg, Wallenstein die seinigen in Brandenburg, Mecklenburg und Pommern auf. Im Bremischen behaupteten sich jedoch die Dänen.

Außerhalb der Lande Kaiser Ferdinands erhob Wallenstein noch drückendere Brandschatzungen, als früher in Böhmen und erregte dadurch die gerechte Entrüstung der meisten deutschen Fürsten. Sie beschwerten sich beim Kaiser, doch ohne Erfolg. Denn Wallenstein war Ferdinand II. zur Ausführung seiner Pläne unentbehrlich geworden. Ganz Deutschland sollte, wie Böhmen und Oesterreich, katholisch gemacht werden.

Ein treffliches Mittel dazu waren dem Kaiser die s. g. Kurfürstentage. Seit die Kurwürde von der Pfalz auf Baiern übertragen worden war, zählten die Protestanten nur noch zwei Stimmen im Kurfürstenrathe. Daher hielt der Kaiser, statt, wie die Verfassung vorschrieb, Reichstage, bei welchen alle Fürsten entscheidende, und die Städte wenigstens berathende Stimmen führten, Kurfürstenversammlungen, auf welchen er alles durchsetzen konnte, was die Jesuiten wünschen mochten.

Besonders thätig war dazumal am Hofe Ferdinand's II. der päpstliche Nuntius Caraffa. Der Kurfürstentag von Mühlhausen (1627) sollte den Anmaßungen der päpstlichen Partei gesetzliche Formen verleihen. Dort befahl der Kaiser dem Herzoge von Würtemberg und mehreren süddeutschen Städten, alle seit dem Passauer Frieden eingezogenen geistlichen Güter der katholischen Partei zurückzugeben. Dabei vergaß der Habsburger seine eigene Familie nicht. Er ließ seinem Sohne Leopold Wilhelm, welcher schon die Bisthümer Passau und Straßburg besaß, noch die Abtei Hersfeld, das Bisthum Halberstadt und das Erzstift Magdeburg beilegen und bewies dadurch deutlich genug, daß auch ihm, wie allen übrigen Jesuitenzöglingen, die Religion nur ein Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaften war und daß er selbst allen Kirchengesetzen Hohn sprach, wenn sie seiner Habgier im Wege standen.

Auf demselben Kurfürstentage wurden die Förmlichkeiten der Uebergabe der Kurwürde von der Pfalz an Baiern in's Reine gebracht, worauf am 22. Februar 1628 zu München die Urkunde unterzeichnet wurde, durch welche der Herzog Maximilian Oberösterreich zurückgab und dafür die Oberpfalz und den diesseits des Rheins gelegenen Theil der Unterpfalz für dreizehn Millionen Gulden angeblich aufgewandter Kriegskosten erhielt.

Schlag auf Schlag folgten jetzt die Reactionsmaßregeln. Die Herzoge von Mecklenburg, Adolph Friedrich I. zu Schwerin und Johann Albrecht II. zu Güstrow wurden ihrer Länder für verlustig erklärt. In ähnlicher Weise, wie Ferdinand die Pfalz dem Herzoge Maximilian von Baiern, überließ er Mecklenburg zunächst pfandweise und später (16. Juni 1629) durch einen förmlichen Lehensbrief, dem Wallenstein, welcher früher schon das Herzogthum Sagan in Schlesien und die Herrschaft Friedland erhalten hatte. Der Krieg im Norden Deutschlands dauerte fort. Vergebens belagerte aber Wallenstein Stralsund. Mit Hülfe der Dänen und der Schweden schlug diese Stadt alle Angriffe der kaiserlichen Truppen zurück. Die Dänen behaupteten Glückstadt und Krempe und beunruhigten von

dort aus und von den benachbarten Inseln die Feinde. Sie schnitten dem österreichischen Heere die Zufuhren ab, nahmen die Schiffe, welche aus Spanien und Dünkirchen ihm Hülfe bringen sollten und eroberten einmal sogar Bremen. Der Kaiser hatte so wenig als Wallenstein, Lust, dem Könige von Dänemark annehmbare Bedingungen zu gewähren. Um diese Zeit brach in Italien der sogenannte mantuanische Erbschaftsstreit aus. Ferdinand II. mußte Soldaten über die Alpen schicken und suchte daher mit Christian IV. von Dänemark Frieden zu schließen. Ferdinand war seiner Sache so gewiß, daß er, bevor der Friede noch zu Stande gekommen war, das berüchtigte Restitutionsedict erließ (6. März 1629), durch welches den Protestanten befohlen wurde, alle seit dem Jahre 1552 eingezogenen geistlichen Güter der katholischen Partei zurück zu geben. Was in Mühlhausen begonnen worden war, wurde jetzt vollendet. Schritt für Schritt rückten die Jesuiten vorwärts. Zuerst sollten katholische Fürsten an die Stelle der protestantischen gesetzt werden, wozu es vermittelst des Restitutionsedictes, der Achtserklärung und der Absetzung an Vorwänden nicht fehlte. Dann konnten die katholischen Landesherren nach dem Grundsatze: „wem das Land, gehört auch die Religion," das Papstthum wieder einführen. So war der schlaue Plan der Jesuiten und Ferdinands II.!

Christian IV. von Dänemark ließ sich dadurch nicht abhalten, (am 12. Mai 1629) zu Lübeck Frieden zu schließen. Er versprach, sich in die deutschen Angelegenheiten nicht weiter zu mischen, als wegen seines Herzogthums Holstein nothwendig sei, verzichtete, im Namen seiner beiden Söhne, auf deren deutsche Bisthümer, gab zurück, was er dem Herzoge Adolph von Holstein abgenommen, und erhielt dafür alle Städte und Bezirke wieder, welche die kaiserlichen Truppen besetzt hatten.

So lange es sich nur um die Religion handelte, hatten sich die deutschen protestantischen Fürsten sehr lässig gezeigt. Jetzt aber wurden durch das s. g. Restitutionsedict viele ihrer reichsten Besitzungen gefährdet. Im Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche sahen sie sich nach fremder Hülfe um. Schon hatte Gustav Adolph durch den Beistand, den er der Stadt Stralsund gewährte, bewiesen, daß er nicht abgeneigt sei, mit dem Kaiser in die Schranken zu treten. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte Wallenstein durch seinen Uebermuth den Schwedenkönig auf's äußerste gereizt. Von dem Friedens-Congresse zu Lübeck hatte er dessen Gesandte mit Hohn ausgeschlossen, und im Anfange des Jahres 1629 den Polen Hülfstruppen unter dem General Arnim zugeschickt, welche gegen die Schweden fechten sollten.

Gustav Adolph war muthig und entschlossen. Ihm war die Religion mehr, als ein Mittel, Gehorsam zu erzwingen und seinen Anverwandten reiche Pfründen zu verschaffen. Seit vielen Jahren hatten Christian IV. von Dänemark, England, Frankreich und mehrere deutsche Fürsten mit ihm Unterhandlungen gepflogen. Auf den Schwedenkönig setzten die deutschen Protestanten ihre letzte Hoffnung.

§ 41. Gustav Adolph und Wallenstein. (1629—1632.)

Gustav Adolph hatte in zahlreichen Kämpfen gegen Polen seine Kriegsschule gemacht, und seit dem Jahre 1611 sich der Verwaltung seines Reiches mit großer Ausdauer und Kraft gewidmet. Er stand im rüstigsten Mannesalter in der Mitte der dreißiger Jahre. Er hatte nicht, wie die meisten deutschen Fürsten seiner Zeit durch den Trunk und andere Ausschweifungen seine geistige und körperliche Gesundheit untergraben, vielmehr im Kriege sich durch Strapazen abgehärtet, und im Frieden durch Arbeit frisch erhalten. Richelieu's Scharfblick erkannte in ihm den Mann, welcher allein im Stande war, die Uebermacht des Hauses Habsburg zu brechen. Doch Gustav Adolph verschmähte es, ein Werkzeug in den

Händen des schlauen Kardinals zu werden. Er nahm zwar die Dienste an, die ihm der französische Gesandte Charnacé leistete, allein behauptete unter allen Verhältnissen seine Selbstständigkeit.

Am 26. September 1629 wurde mit Hülfe des französischen Gesandten ein Waffenstillstand auf sechs Jahre abgeschlossen, welcher dem Könige der Schweden möglich machte, alle seine Streitkräfte aus Polen zu ziehen und in den Kampf gegen Ferdinand II. und seine Verbündeten zu führen. Gustav Adolph war zu groß, als daß die Unverschämtheiten und die Neckereien, womit ihn Wallenstein heimgesucht, ihn hätten bestimmen können, das Schicksal seines Reiches und das Wohl der Menschheit auf das Spiel zu setzen. Allein Wallenstein's Gewaltthätigkeiten machten ihm anschaulich, was Deutschland und dessen Nachbarländer zu erwarten hätten, falls den kaiserlichen Heeren kein unübersteiglicher Damm entgegengesetzt würde. Er sah ein, daß alle minder mächtigen Staaten Europa's, und insbesondere die protestantischen, durch die Eroberungsgelüste und die Verfolgungswuth Ferdinand's II. gefährdet seien und war klug genug, nicht abzuwarten, bis Deutschlands Kraft vollständig gebrochen wäre. Dann hätte der despotische Habsburger die Norddeutschen eben so leicht zwingen können, gegen Schweden zu fechten, wie seit der Schlacht am weißen Berge, Böhmen und Oesterreich, und seit dem Rückzuge Mansfeld's aus der Pfalz auch dieses Land, ihr Herzblut für die Sache des Despotismus und des Papstthums vergießen mußten. Wenn übrigens Schweden selbst auch nicht bedroht gewesen wäre, so boten die schändlichen Missethaten, welche Ferdinand II. an der deutschen Nation verübt hatte, jedem Freunde der Menschheit ein Recht, dieser Hülfe zu leisten.

Gustav Adolph war dazu als Protestant ganz besonders aufgefordert. Die Religion verband im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert alle Gesinnungsgenossen fester, als die Nationalität, wie in unsern Tagen das Streben nach Freiheit über die engen Grenzen welche der Staat zieht, hinweg reicht, und alle, welche den Despotismus hassen, auf Tod und Leben verbindet.

Einem Tyrannen, wie Ferdinand II. gegenüber, kann kaum von Rechten die Rede sein. Ein Mensch, welcher selbst zum Verderben der Millionen alle geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze mit Füßen tritt, kann nicht erwarten, daß der von ihm durch Mord, Meineid, Gütereinziehung und massenhafte Abschlachtungen gegründete Besitzstand, wenn schon die geknechteten Völker ihn dulden, als Recht anerkannt werde.

Ferdinand II. hatte in Böhmen und Oesterreich, in Mähren und Schlesien wohl Gewalt, aber ganz eben so wenig Recht, als irgend ein Räuberhauptmann, der sich in den Wäldern umhertreiben mochte. Er war zwar nach den Formen der deutschen Verfassung zum Kaiser gewählt worden, hatte aber systematisch das Wesen derselben untergraben. Nicht blos einzelne Fürsten, wie den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, und die Herzoge von Mecklenburg, sondern die gesammte Religionspartei der Protestanten, deren Besitzstand ein weit älterer war als derjenige Ferdinand's II. in Böhmen oder Oesterreich, und überhaupt alle politische und religiöse Freiheit in Deutschland — hatte dieser Kaiser, im Widerspruche mit den klaren Bestimmungen der deutschen Verfassung und den ewigen Naturrechten der Menschheit, mit Füßen getreten, soweit seine Gewalt nur irgend reichte.

Der Tyrann hat nicht gleiche Rechte mit dem gewissenhaften Vollstrecker des Volkswillens, und der Kampf, den der Ehrgeizige beginnt, um seiner Leidenschaft zu fröhnen, steht nicht auf gleicher Stufe mit dem Kriege für die Freiheit, so oft auch hinterlistige Pfaffen oder schlaue Despotenknechte versucht haben, ihre Gewaltthaten in den Schleier der Religion und des Rechtes zu hüllen, und die Freiheitsbestrebungen mit Schimpf und Hohn zu beflecken. Der tiefer blickende Geschichtsforscher weiß die Herrschsucht von dem Freiheitsmuthe, die Habgier von der Religion und den Ehrgeiz von der Vaterlandsliebe zu unter-

scheiden. Durch die dünne Decke äußerer Formen dringt er auf den Kern, erforscht die Beweggründe und urtheilt nach diesen und nicht nach tönenden Redensarten, welche den Betrügern und Gaunern meistens am geläufigsten sind.

Die Kriege, welche Gustav Adolph seit langen Jahren mit den Polen geführt, hatten es diesen erschwert, den Habsburgern Hülfsvölker zu schicken, wie sie früher und später zum Schaden Deutschland's oft thaten. Der Waffenstillstand mit Polen war zwar unterzeichnet, allein mit Frankreich hatte Gustav Adolph sich noch nicht verständigen können, als er den Entschluß faßte, dem übermüthigen Vorkämpfer des Papstthums und des Despotismus die Spitze zu bieten.

Trotz der wiederholten Siege Ferdinand's II. war doch der Zeitpunkt dem Schwedenkönige besonders günstig. Wallenstein's Brandschatzungen und die Eroberungspläne, welche er im Norden Deutschland's nur zu deutlich kund that, hatten alle deutschen Fürsten, selbst die katholischen, in die größte Aufregung gebracht. Den an Mecklenburg grenzenden Theil von Brandenburg hatte er schon in Besitz genommen. Wolfenbüttel sollte dem General Pappenheim, Kalenberg Tilly zu Theil werden. Selbst der Passauer Friede setzte der Habgier Wallenstein's und Ferdinand's keine Grenzen. Wenn auch nicht die geistlichen Kurfürsten, so merkte doch Maximilian von Baiern bald, daß der Kaiser ganz Deutschland in ähnlicher Weise, wie seine sogenannten Erbstaaten unterjochen wollte.

Richelieu versäumte nicht, die Flamme des Argwohns mehr und mehr anzufachen. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1630) vereinigten sich die beiden protestantischen Kurfürsten mit Maximilian von Baiern und setzten die Abdankung Wallenstein's durch.

Mit ihm verlor der Kaiser nicht bloß seinen tüchtigsten, freilich auch gefährlichsten Feldherrn, sondern auch einen Theil seiner Offiziere und Soldaten, welche nur durch Wallenstein an den Kaiser geknüpft waren. Die nördlichen Grenzen Deutschland's waren von Truppen entblößt, weil Wallenstein dieselben nicht mit Rücksicht auf einen Krieg gegen Schweden, sondern auf diejenigen Erwerbungen, die er in Deutschland zu machen wünschte, vertheilt hatte. Schon bevor die Kurfürsten sich zu Regensburg versammelt hatten, im Juli 1630, war Gustav Adolph am 24. Juni auf der Insel Usedom gelandet. Er brachte dreizehn tausend Mann mit sich, sieben tausend führte ihm sein General Lesley aus Stralsund zu. Bogislaus XIV., Herzog von Pommern, in dessen Hauptstadt Stettin Gustav Adolph am 10. Juli einzog, schloß sich ihm, trotz seiner Neigung für die Neutralität, an.

Die Truppen des Kaisers waren längs der Küste der Ostsee, in Schlesien, Böhmen, in der Pfalz, in Schwaben und im Elsaß, diejenigen der Ligue in der Oberpfalz, in Franken und Westphalen zerstreut. Sie zählten über achtzig tausend Mann zusammen, waren aber nur zum Theile verfügbar, weil aller Orten Fürsten und Völker nur durch Heeresmacht unter Ferdinand's Joche gehalten werden konnten.

Vor Ablauf des Jahres 1630 hatte Gustav Adolph alle kaiserlichen Truppen aus Pommern vertrieben. Nur in Kolberg und Greifswalde behaupteten sie sich noch. Jetzt endlich kam zwischen ihm und der französischen Regierung ein sogenannter Subsidienvertrag (am 13. Januar 1631) in Bärwalde zu Stande. Der König von Frankreich versprach, Gustav Adolph für das verflossene Jahr 120,000, und für die sechs folgenden je 400,000 Thaler zu bezahlen. Der König von Schweden verpflichtete sich dagegen 1) ein Heer von wenigstens 30,000 Mann zu Fuß und 16,000 Reiter aufzustellen, und 2) die katholische Religion in den Orten, die er besetzen würde, bestehen zu lassen, und den Mitgliedern der Ligue die Neutralität zu gestatten, falls sie diese begehren und selbst beobachten würden. Letzteres konnte Gustav Adolph mit gutem Gewissen versprechen, da es seine Absicht nicht war, den Katholicismus in Deutschland auszurotten, sondern nur den Protestantismus vor dem drohenden Untergange zu bewahren. Für die deutsche Nation war es aber allerdings

traurig, daß ſie in eine Lage gerathen war, welche einen König trieb, den Proteſtanten zu Hülfe zu ziehen, und einen andern zu Gunſten der Katholiken Bedingungen zu machen. Hätte die deutſche Nation ihre Tyrannen bei Zeiten abgeſchüttelt, wäre beides unnöthig geweſen, und hätte der ganze dreißigjährige Krieg vermieden werden können.

Sechszig tauſend Pfund hatte Guſtav Adolph von England bezogen. Die Beihülfe, welche ihm von fremden Mächten zu Theil wurde, war alſo verhältnißmäßig ſehr gering. Die ganze Laſt des Krieges ruhte auf ihm, da er ſich auf die deutſchen Fürſten niemals feſt verlaſſen konnte. Selbſt diejenigen, welche, wie der Landgraf von Heſſen, und die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar guten Willen beſaßen, hatten nicht hinreichende Macht und waren von den Truppen des Kaiſers und der Ligue zu ſehr bedroht, als daß ſie ihm feſte Stützpunkte hätten bieten können. Dieſe drei allein hatten den Muth, ſich zum Kampfe zu rüſten. Um Oſtern 1631 riefen ſie die Ibrigen zu den Waffen und ſetzten ſich bald darauf mit Guſtav Adolph in Verbindung. Allein ihre Länder waren zu weit von der Operationsbaſis Guſtav Adolph's entfernt, als daß er mit ihnen, bei der damaligen Lage der Dinge, einen Bund ſchließen konnte. Für Guſtav Adolph und das ganze proteſtantiſche Deutſchland beſaßen die Kurfürſten von Brandenburg und von Sachſen die größte Bedeutung. Von dieſen wurde aber der erſte noch immer durch den an Oeſterreich verkauften Miniſter von Schwarzenberg beherrſcht, und der zweite hatte neuerdings den Wallenſtein'ſchen General Arnim in ſeine Dienſte genommen, welcher in Sachſen eine ähnliche Rolle ſpielte, wie Schwarzenberg in Brandenburg. Der Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz war, wie wir weiter oben geſehen haben*), ein durchaus unfähiger und feiger Herrſcher. Guſtav Adolph war daher durch Rückſichten der Klugheit ſowohl in ſeinem, als in dem Intereſſe der großen Sache, die er vertrat, aufgefordert, ſo weit er konnte, die Gewalt in ſeiner eigenen Hand zu behalten, und den deutſchen Fürſten nicht mehr Einfluß auf die Kriegführung und die laufende Herbeiſchaffung der Kriegsbedürfniſſe zu geſtatten, als unbedingt nothwendig war.

Obgleich der Papſt dem zweiten Sohne des Kurfürſten von Sachſen das Erzbisthum Magdeburg abgeſprochen und Ferdinand's II. Sohne, Leopold Wilhelm ertheilt hatte, und der Kurfürſt von Brandenburg von dem Reſtitutionsedicte nicht minder, als die meiſten übrigen proteſtantiſchen Fürſten bedroht, und obgleich die Länder beider durch die kaiſerlichen Truppen furchtbar ausgeſogen und fortwährend gefährdet waren, konnten doch weder der Sachſe noch der Brandenburger ſich entſchließen, mit Guſtav Adolph ein Bündniß einzugehen. Statt deſſen ſchrieben ſie nach Leipzig eine Verſammlung aus, auf welcher, als wahre Juſtemilieupartei ein Bund verabredet wurde, welcher, zwiſchen dem Kaiſer und dem Schwedenkönige in der Mitte ſtehend, beiden gegenüber eine Defenſivſtellung einnehmen ſollte. Zum Glücke erklärte ſich Ferdinand II. gegen dieſen Bund. Tilly, welcher am 6. März vor Neu-Brandenburg erſchienen war, und nach drei Stürmen die Stadt eingenommen hatte, rückte von da nach Magdeburg. Am 10. Mai nahm er die Stadt mit ſtürmender Hand. In Neu-Brandenburg hatte Tilly die ganze Beſatzung niederhauen laſſen. In Magdeburg wüthete dieſer Unmenſch noch grauſamer. Die ganze Stadt wurde ein Raub der Flammen. Nur der Dom, das Liebfrauenkloſter und wenige Häuſer blieben unverſehrt.

Guſtav Adolph konnte, ſo lange Brandenburg und Sachſen ſich ihm nicht annäherten, unmöglich tiefer in Deutſchland eindringen. Vielleicht dachte er auch, Tilly müſſe noch eine Zeit lang gemordet und gebrannt haben, bevor die beiden Kurfürſten zu einem kräftigen Entſchluſſe gebracht werden könnten. Der Fall von Magdeburg, welches damals als Handelsplatz mit Hamburg wetteifern konnte, erſchütterte ganz Deutſchland. Mehrere Fürſten

*) S. oben § 38. S. 283.

welche sich dem Könige von Schweden angenähert hatten, fielen von ihm ab, andere wankten.

Während Tilly vor Magdeburg lag, nahm Gustav Adolph dem Kurfürsten von Brandenburg gegenüber eine drohende Stellung ein. Erst nachdem Gustav Adolph aber gegen Berlin gerückt und seine Kanonen auf das Schloß gerichtet hatte (am 9. Juni 1631), kam zwischen ihm und dem Kurfürsten ein Vertrag zu Stande, demzufolge dieser Spandau dem schwedischen Könige überließ und ansehnliche Zahlungen zur Bestreitung der Kriegskosten zusagte.

Mittlerweile hatten die Schweden hinter einander im März Kolberg, im April Frankfurt a. d. Oder, im Juni Greifswalde und andere Städte eingenommen. Nachdem sich Gustav Adolph durch seinen Vertrag mit dem Kurfürsten von Brandenburg den Rücken gedeckt hatte, ging er über die Elbe und bezog bei Werben, gegenüber dem Einflusse der Havel, ein befestigtes Lager. Tilly, welcher nach der Einnahme von Magdeburg Thüringen und Hessen überschwemmt hatte, mußte jetzt dem Schweden-Könige entgegen ziehen. Im Laufe des Monats Juli erlitt er mehrere Nachtheile, welche andeuteten, daß ihm Gustav Adolph als Feldherr überlegen war. Der Landgraf Wilhelm, welcher (1629) die Regierung von Hessen-Kassel übernommen hatte, vertrieb die kaiserlichen Truppen aus seinem Lande und schloß im August ein „beständiges und unauflösliches Bündniß" mit Gustav Adolph, dem er und nach ihm seine Wittwe mit seltener Ausdauer treu blieb. Bernhard von Weimar trat in schwedische Dienste. Der elende Herzog Wilhelm von Weimar dagegen entließ seine Mannschaft, weil der eben so nichtswürdige Kurfürst von Sachsen ihn mit dieser nicht in sein Land einlassen wollte.

Um dieselbe Zeit führte Gustav Adolph die vom Kaiser abgesetzten Herzoge von Mecklenburg in ihr Land wieder ein. Die kaiserlichen Truppen hielten sich nur noch in Rostock und Wismar. Beide Plätze fielen aber nicht viel später (Oktober 1631 und Januar 1632) gleichfalls in die Gewalt ihrer alten Herren zurück.

Die in Leipzig gegründete Mittelpartei war, wie sie es verdiente, in wenigen Monaten gesprengt worden. In Franken und Schwaben hatte der kaiserliche General Fürstenberg, welcher aus Italien mit neuen Truppen herbei gezogen war, sie erdrückt. In Hessen hatte sich der Landgraf Wilhelm dem liguistischen Generale Tilly muthig widersetzt, und wurde dadurch genöthigt, sich mit dem Schweden-Könige zu verbinden. Der Kurfürst von Brandenburg mußte sich den Kanonen Gustav Adolph's fügen. Endlich wurde auch der Kurfürst von Sachsen durch Tilly, welcher sengend und brennend auf Leipzig zog, die Stadt mit glühenden Kugeln beschoß und einnahm, zur Entscheidung gezwungen. Er fürchtete von Gustav Adolph weniger als von dem grausamen Feldherrn der Ligue, und schloß sich daher dem Schwedenkönige an. Am 5. September verband er sich mit ihm. Zwei Tage darauf (7. September) kam es unfern Leipzig, bei Breitenfeld, zur Schlacht. Obgleich die Sachsen, ihren Kurfürsten an der Spitze, sich gleich beim Anfange des Treffens in wilder Flucht zerstreuten, gewann Gustav Adolph, welcher kaum 22,000 Mann dem doppelt starken Feinde entgegen setzen konnte, einen glänzenden Sieg. Tilly verlor all sein Geschütz, sein Gepäck, die Hälfte seines Heeres, und entkam selbst mit knapper Noth. Die Reste seiner Truppen wurden nach allen Richtungen zerstreut. Sein Heer war fast gänzlich vernichtet. Dadurch, daß er die Schuld auf Pappenheim zu wälzen suchte, verschlimmerte er noch seine Lage. Denn dieser Feldhauptmann, welcher neben Tilly und Wallenstein dem ausgelassensten Ehrgeize fröhnte, fühlte sich dadurch verletzt und wurde unwillig Tilly's Befehlen zu gehorchen.

Damals hätte dem Kriege ein schnelles Ende bereitet werden können, hätten die Sachsen ihre Schuldigkeit gethan. Wären sie, wie sie dem Schweden-Könige versprachen,

durch die Lausitz, Böhmen und Mähren auf Wien gerückt, während Gustav Adolph durch Thüringen und Franken in das Herz Deutschlands zog, so hätten die Habsburger und die Liguisten um Frieden nachsuchen müssen. Allein wie in der Schlacht bei Leipzig, so ließen sie die Schweden auch im Stiche, als es galt, die Früchte des Sieges zu pflücken. Gustav Adolph blieb nicht müßig. Rasch hinter einander nahm er Merseburg, Halle, Erfurt, Würzburg, am 7. November denselben Frauenberg, welchen ein Jahrhundert früher die Bauern vergeblich belagert hatten*), am 17. November Frankfurt a. M. und am 17. December Mainz. Bernhard von Weimar besetzte die Pfalz. Nur in Heidelberg und Frankenthal behaupteten sich die Baiern. Eiligst kam Friedrich V. herbei, um das Land, welches er vor zehn Jahren so feig aufgegeben hatte, wieder in Besitz zu nehmen. Allein Gustav Adolph war klug genug, einem so schlechten Verwalter ein Land, welches für den Krieg, den er führte, von so hoher Wichtigkeit war, nicht zu übergeben. Doch machte er ihm die bündigsten Zusicherungen für spätere Zeiten. In Westphalen hatte der Landgraf Wilhelm von Hessen den Grafen von Pappenheim nach Cöln zurückgedrängt. Der schwedische General Banner hielt Thüringen, Gustav Horn Franken besetzt. Tilly, welcher sich nach der Schlacht von Leipzig auf Westphalen zurückgezogen und später von Pappenheim getrennt hatte, rückte durch Franken zum Schutze Baiern's herbei. Pappenheim blieb am Niederrhein, von wo aus er dem Landgrafen von Hessen viel zu schaffen machte. Fast ganz Deutschland war im Besitze der Schweden und der mit ihnen verbündeten deutschen Fürsten. Doch jemehr sich Gustav Adolph von Brandenburg und Sachsen entfernte, desto unsicherer wurden seine Beziehungen zu den von Schwarzenberg und Arnim verrathenen und verkauften beiden Kurfürsten.

Richelieu, welcher den König von Schweden nur gebrauchen wollte, um den Krieg in Deutschland zu erhalten, und diese Gelegenheit zu benützen suchte, im Trüben zu fischen, folgte, nicht ohne Besorgniß und Eifersucht, der Siegeslaufbahn Gustav Adolph's. Der französische Minister fing an, den Schweden entgegen zu arbeiten. Er nahm die geistlichen Fürsten und den Herzog von Lothringen in seinen Schutz und unterhandelte heimlich mit Maximilian von Baiern. Der Kurfürst von Trier und Bischof von Speier, Philipp Christoph von Sötern, warf sich den Franzosen ganz in die Arme. Das Domcapitel dagegen rief die Spanier herbei. So kam es, daß die Franzosen Philippsburg und Ehrenbreitstein (damals Herrenstein genannt), die Spanier Trier und Coblenz besetzten.

Gustav Adolph zog mittlerweile gegen Baiern. Jenseits des Lech erwartete ihn Tilly, in der Nähe des Städtchens Rain. Seit der Schlacht von Leipzig schien dieser Feldherr, von Mißmuth und Verdruß überwältigt, seine früher oft bewährte Kriegskunst eingebüßt zu haben. Es gelang ihm nicht, die Schweden abzuhalten, eine Brücke über den Fluß zu bauen, und dennoch wollte er ihnen den Uebergang streitig machen (10. April 1632). Wie ein Unsinniger stürzte sich Tilly den feindlichen Kugeln entgegen, von denen eine ihm den Schenkel abriß. Die Baiern wichen zurück. Gustav Adolph führte sein Heer nach Augsburg und München. Der Herzog Bernhard streifte bis nach Tyrol. Wenige Tage nach der Schlacht am Lech starb Tilly zu Ingolstadt (den 30. April). An Feldherrengaben stand er Wallenstein nicht gleich. Doch trifft ihn nicht der Vorwurf übertriebener Herrschsucht und maßlosen Ehrgeizes, der auf Wallenstein ruht. Tilly war ein grausamer, in der Schule der Jesuiten zum „Ketzerverfolger" herangebildeter Würger, dessen äußere Erscheinung schon Abscheu einflößte; Wallenstein ein Glücksritter, der sich Kronen erobern wollte.

Während die kaiserlichen und liguistischen Heere aller Orten aus dem Felde geschlagen

*) S. oben § 7, S. 59.

wurden, hatte Ferdinand II. in seiner Angst sich wieder an Wallenstein gewendet, welcher die Gelegenheit benützte, mit seinem Kaiser einen ähnlichen Vertrag abzuschließen, wie Shylock mit dem Kaufmanne von Venedig. Der Kaiser mußte versprechen, sich nicht persönlich beim Heere einzufinden, viel weniger es selbst zu befehligen, ferner ihm zum Lohne ein österreichisches Erbland in bester Form abzutreten. In den besetzten Ländern sollte Wallenstein die höchsten königlichen Rechte ausüben, und namentlich das unbeschränkteste Recht der Confiscation, dergestalt, daß weder der Kaiser, Reichshofrath und kaiserliche Hofkammer, noch das Kammergericht zu Speier einzuschreiten Macht haben sollten. Ohne Wallenstein's Zustimmung sollte kein kaiserlicher Pardon Kraft erhalten, wenigstens nicht sich auf die Güter erstrecken; endlich sollte bei den Friedensverhandlungen Wallenstein in den Vertrag mit eingeschlossen werden.

Dieses sind nur die drückendsten Bedingungen des zwischen Kaiser Ferdinand II. und Wallenstein (Mitte April's 1632) abgeschlossenen Vertrags. Als ehrlicher Mann konnte keiner von Beiden denselben unterzeichnen. Hielt ihn Ferdinand, so mußte ihm Wallenstein über den Kopf wachsen. Ein ehrgeiziger Feldherr, dem dieses gelungen ist, entkleidet sich selbst aber niemals der errungenen Machtvollkommenheit. Ferdinand fügte sich nur in die Nothwendigkeit, weil ihm, wie jedem Jesuitenzögling der Gedanke nahe lag, den Vertrag zu brechen, sobald Wallenstein die von ihm verlangten Dienste geleistet haben würde. Der ehrgeizige Feldherr dagegen, welcher immer davon faselte, in Deutschland solle, wie in Frankreich und Spanien, einer herrschen, kam durch diesen Vertrag, welcher die Macht Ferdinand's II. vollständig brach, mit sich in Widerspruch, wenn er nicht den Hintergedanken hegte, selbst dieser einzige Herrscher zu werden.

Dieser Vertrag bekundet mehr, als irgend eine andre Handlung Ferdinand's II. sowohl, als Wallenstein's, die bodenlose Schlechtigkeit beider Männer. Die bedrängte Lage des Kaisers ist für ihn keine Entschuldigung. Die meisten Verbrechen und Schandthaten ließen sich sonst entschuldigen. Wer sie begeht, ohne durch die äußeren Verhältnisse dazu einigermaßen veranlaßt oder gedrängt zu werden, ist mehr Narr, als Missethäter.

Mit Hülfe der unermeßlichen Schätze, welche Wallenstein früher zusammen gestohlen, geraubt und erpreßt hatte, seiner mannigfaltigen Beziehungen zu hohen und niederen Soldknechten, des kriegerischen Ruhmes, der vor ihm her ging, und der neuen Brandschatzungen, womit er Böhmen heimsuchte, gelang es dem Friedländer, in kurzer Zeit dreißig bis vierzigtausend Mann auf die Beine zu bringen. Die Sachsen, welche niemals ernstlichen Krieg mit Ferdinand II. geführt hatten, da Arnim, welcher sie befehligte, mit Wallenstein auf's innigste verbunden war, wenn er nicht auch, gleich Adam von Schwarzenberg, im österreichischen Solde stand, wurden bis Ende Mai aus dem größten Theile Böhmens, das sie besetzt hatten, getrieben. Arnim hoffte durch Wallenstein's Verwendung eine wenig begründete, aber sehr hohe Schuldforderung,*) an den Kaiser bezahlt zu erhalten; Wallenstein dagegen verließ sich darauf, daß Arnim seine weit ausgedehnten Güter schonen und ihm den Sieg über die Sachsen leicht machen werde. Der Haß, welchen der Friedländer auf Maximilian von Baiern geworfen hatte, wirkte auf seine kriegerischen Unternehmungen im Westen Böhmens, eben so verderblich, als sein Einverständniß mit Arnim ihm in der nördlichen Richtung Vortheil brachte.

Nach langen Zögerungen verständigte sich Wallenstein, gegen Ende Juni's, in einer persönlichen Zusammenkunft zu Eger, mit dem Baiernherzog. Der Friedländer übernahm den Oberbefehl des vereinigten österreichisch-bairischen Heeres und rückte gegen Nürnberg

*) Sie betrug 300,000 Thaler für Kriegskosten, und war wohl ebenso begründet als diejenige Maximilians von Baiern für den Krieg gegen Donauwörth und gegen die Böhmen.

vor. Gustav Adolph suchte ihn dort auf. Vom 6. Juli an standen sich die beiden Heere feindlich gegenüber, ohne daß es zum Kampfe kam. Am 24. August stürmte Gustav Adolph vergeblich das wohl befestigte Lager Wallenstein's. Er wurde zurückgeschlagen und erlitt empfindliche Verluste. Doch Wallenstein wagte es nicht, in offenem Felde mit den Schweden zu schlagen. Endlich, in der ersten Hälfte Septembers, brach Gustav Adolph auf und machte Miene Ingolstadt zu belagern. Wallenstein brach in der Richtung nach Sachsen auf. Bei Lützen trafen die beiden feindlichen Heere (16 November 1632) wieder zusammen. Gustav Adolph und Pappenheim verloren das Leben. Die Schweden behaupteten das Schlachtfeld durch die Geistesgegenwart des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher nach des Königs Tode den Oberbefehl des Heeres übernahm.

Lange Zeit waren die Geschichtschreiber geneigt, den Tod Gustav Adolph's einem Meuchelmorde zuzuschreiben. Der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg wurde als der Thäter, der österreichische Hof als der Anstifter bezeichnet. Neuere Forschungen widersprechen dieser Annahme. Gustav Adolph hatte im Getümmel der Schlacht sich zu weit vor gewagt. Ein Küraſſier, der ihn nicht kannte, soll ihm den tödtlichen Streich gegeben haben.

Noch immer ist übrigens die Frage in Dunkel gehüllt. Sie wird um so bedeutungsvoller, je größer die Zahl der protestantischen Feldherren, über deren Tod ein geheimnißvoller Schleier gezogen ist. Christian von Braunschweig, Ernst von Mannsfeld, Gustav Adolph und später auch Bernhard von Weimar, unstreitig die vier größten Helden der protestantischen Partei, starben alle eines plötzlichen Todes unter sehr verdächtigen Umständen. Bei keinem läßt sich allerdings der Meuchelmord thatsächlich nachweisen. Allein bei einem solchen Zusammentreffen geheimnißvoller Todesfälle liegt der Verdacht des Mordes sehr nahe. Ueber den Tod der vier größten Feldherren auf katholischer Seite: Wallenstein's, Tilly's, Pappenheim's und Maximilian's von Baiern — walten keine Zweifel ob. Maximilian starb als Greis in seinem Bette, Tilly an der Wunde, die er am Lech erhalten hatte, Pappenheim wurde von dem schwedischen Obristen Stålhandske in der Schlacht bei Lützen erschossen. Ueber den Tod Wallensteins liegen uns die bestimmtesten Beweise vor. Er wurde auf Befehl Kaiser Ferdinands II. und auf den Rath des Beichtvaters Lamormain und des Erzbischofs von Wien ermordet. Wenn Ferdinand seinen eigenen Feldherrn und Glaubensgenossen so auf die Seite schaffen lassen konnte, ist ihm wohl auch zuzutrauen, daß er sich gleicher Mittel gegen seine Feinde anderen Glaubens bediente. Allein der Beweis liegt nur in Betreff Wallenstein's gegen ihn vor. Gustav Adolph's Tod bleibt räthselhaft.

Noch waren nicht neun und zwanzig Monate verflossen, seit Gustav Adolph in Deutschland gelandet hatte. Selten hat irgend ein Sterblicher in so kurzer Zeit so zahlreiche und entscheidende Siege gewonnen. Diese waren auf dem Felde der Unterhandlung nicht minder groß, als auf dem der Schlacht. Schweden war nicht mächtig genug, seinem Könige auf die Dauer die Mittel zur Kriegführung gegen die vereinte Macht der Deutschen und spanischen Habsburger und der gesammten katholischen Partei Deutschlands zu liefern. Deutschland mußte dem Schwedenkönige den größeren Theil der Truppen und des Geldes, und die Lebensmittel fast ausschließlich liefern. Gustav Adolph verstand es, wie kein anderer, die, unter sich zerfallenen, wankelmüthigen, stets vergrößerungssüchtigen, dennoch oft feigen, protestantischen Fürsten der gemeinsamen Sache der Religionsfreiheit (in dem beschränkten Sinne der damaligen Zeit) dienstbar zu machen. Auf welche Pläne er in seinem Innern sann, was er gethan haben würde, falls er länger gelebt und gesiegt hätte, — wer vermag dieses zu sagen?! Der Geschichtschreiber hat es wesentlich mit Thatsachen zu thun, nur auf solche sein Urtheil zu bauen. Wenn wir diese zu Rathe ziehen, so finden wir nichts in der ganzen Laufbahn Gustav Adolph's, was einen bitteren Tadel verdiente.

Jesuitische Schriftsteller und deren Nachbeter machen es ihm zum Vorwurfe, daß er mit sehr scharfen Worten den Calvinisten eine Kirche zu Frankfurt a. M. verweigerte. Allerdings stand Gustav Adolph in Glaubenssachen nicht auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts. Allein er rottete nirgends einen anderen Glauben aus, im Gegentheile ließ er selbst den katholischen in allen Orten, welche er eroberte, unangefochten bestehen. Wenn die katholischen Fürsten: Karl V., Ferdinand II. und Andere in gleichem Geiste gehandelt hätten, so wäre der schmalkaldische Bund und der dreißigjährige Krieg vermieden, und der Protestantismus über ganz Deutschland verbreitet worden. Dieselben Gegner werfen dem Schwedenkönige mannigfaltige Vergrößerungspläne und ehrgeizige Absichten vor. Allein mit Unrecht. Die Haltung, welche die deutschen Fürsten gleich nach Gustav Adolph's Tode, den Schweden gegenüber, einnahmen, beweist im Gegentheile, daß er zu vertrauend war. Er hätte wohl gethan, wenn er von dem Kurfürsten von Sachsen und den meisten übrigen deutschen Ständen sichere Bürgschaften ihrer Treue verlangt hätte, es wäre diesen dann nicht so leicht geworden, sich später auf österreichische Seite zu schlagen.

Auch in Betreff der Haltung seiner Truppen finden die Jesuiten und deren Anhänger vieles an Gustav Adolph auszusetzen. Ueber die Gräuel, welche Spanier, Wallonen, polnische Kosacken und Kroaten verübten, gehen aber diese Schriftsteller gewöhnlich sehr schnell hinweg. Die Mannszucht, welche Gustav Adolph unter seinen Truppen hielt, war in der ersten Zeit musterhaft, und wenn sie später etwas nachließ, so war dieses nicht dem Schwedenkönige, sondern theils den unter ihm dienenden deutschen Offizieren, theils den zusammengerafften Schaaren beizumessen, denen er in so kurzer Zeit frühere schlechte Gewohnheiten nicht vertreiben konnte. Die Geschichtschreiber, welche im Solde, oder wenigstens im Interesse der Habsburger arbeiten, suchen zwar auszuführen, nur die katholische Partei habe für Deutschland, die protestantische dagegen für Schweden gekämpft. Allein mit dieser Anschauungsweise stehen alle Thatsachen im Widerspruche. Die katholische Partei, deren Heere zum größten Theile aus Spaniern, Wallonen, Kroaten, Czechen und polnischen Kosacken zusammengesetzt waren, kämpfte für geistlichen und weltlichen Despotismus, oder, in anderen Worten, mit barbarischen Soldaten für barbarische Zwecke. Die protestantischen Heere bestanden dagegen, seit den ersten Monaten nach der Landung Gustav Adolph's, der Mehrzahl nach, aus Deutschen und ihr Zweck traf darin mit demjenigen Gustav Adolph's zusammen, daß sie alle dem Despotismus der Habsburger und der Verfolgungswuth der sie leitenden Jesuiten Schranken setzen wollten.

Daß einzelne deutsche Fürsten dabei unlautere Absichten verfolgten, ist nicht in Abrede zu stellen. In der Hauptsache war ihr Krieg ein Kampf für Recht und Freiheit, während die Oesterreicher und Baiern den Protestantismus, und die Ersteren überdies noch die deutsche Reichsverfassung über den Haufen werfen wollten. Vom Anfang bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges kam die Nationalität gar nicht in Betracht, weil diese erst Werth erlangt, nachdem ein gewisser Grad von Freiheit sicher gestellt ist. Die habsburgischen Schriftsteller, welche das Roß der Nationalität besteigen, nehmen sich ganz possierlich aus, da sie nicht gegen den Despotismus, sondern die Freiheit reiten, Nationalität aber ohne Freiheit ein baarer Unsinn ist!

Wenn uns keine andere Wahl bleibt, als unsere Nationalität oder unsere Freiheit zu verlieren, wird allerdings die Knechtsseele die Nationalität, doch der kräftige Mensch die Freiheit vorziehen.

Im höchsten Grade abgeschmackt ist es aber, wenn diejenige Partei, welche zuerst fremde Völker nach Deutschland rief, der anderen, welche nur zur Nothwehr es später that,

aus derſelben Handlung einen Vorwurf macht, welche ſie nicht blos zuerſt beging, ſondern wozu ſie auch die Gegenpartei ſelbſt drängte.

Wie Karl V. vor einem Jahrhundert, ſo griff auch Ferdinand II. im dreißigjährigen Kriege die Proteſtanten mit fremden Hülfsvölkern an. Dieſe wären große Narren geweſen, wenn ſie aus Rückſicht für die deutſche Nationalität, welche Niemand mehr mit Füßen trat, als die Habsburger, fremde Hülfe verſchmäht hätten. Der Fehler der Proteſtanten war nicht, daß ſie mit Hintanſetzung des Völkerrechts, Staatsrechts und Vernunftrechts zu heftig gegen die katholiſche Partei kämpften, ſondern im Gegentheile, daß ſie viel zu lange und viel zu geduldig die Gewaltthaten und Ränke derſelben ertrugen. Hätten ſie mehr Thatkraft beſeſſen, ſo wäre ſchon im ſechszehnten Jahrhundert die ganze deutſche Nation proteſtantiſch geworden. Denn dahin drängte ſie. Nur mit Gewalt, und mit Hülfe fremder Soldknechte konnte ſie theilweiſe unter das Joch des Papſtthums zurückgebracht, theilweiſe unter demſelben erhalten werden. Seit dieſer Zeit iſt es aber auch allen denkenden Menſchen klar geworden, daß die katholiſche Religion in Deutſchland nichts anderes iſt, als ein Mittel zur Knechtung des Volkes. Nur zu bald wurde die proteſtantiſche zu demſelben Zwecke benutzt.

§ 42. Wallenſtein. Oxenſtierna. Bernhard von Weimar. (1632—1639.)

Der Tod Guſtav Adolph's vernichtete auf einmal diejenige Einheit in der Geſchäftsführung, welche bis dahin den ſchwediſchen Waffen ſo große Erfolge verſchafft hatte. Der ſchwediſche Reichsrath ertheilte zwar dem Kanzler Oxenſtierna die volle Gewalt, welche der König in den deutſchen Angelegenheiten gehabt hatte; allein zu einer Zeit und unter Menſchen, welche auf die Geburt ſo großes Gewicht legten, konnte Oxenſtierna, ungeachtet er an ſtaatsmänniſcher Einſicht gewiß nicht unter Guſtav Adolph ſtand, niemals deſſen Anſehen gewinnen. Nicht minder verderblich wirkte des Schwedenkönigs Tod auf die Kriegführung. Oxenſtierna war ſelbſt kein Feldherr. Die ſchwediſchen Generale hörten auf, nach einem beſtimmten Plane gemeinſam zu handeln. Mehr als eine Schlacht ging verloren, viele Siege blieben unbenützt, weil die verſchiedenen Feldhauptleute auf einander eiferſüchtig waren, oder ſich wenigſtens nicht gegenſeitig verſtändigen konnten.

Nur die unmittelbarſte und dringendſte Gefahr konnte die meiſten deutſchen Fürſten beſtimmen, ſich unter die Fittige Guſtav Adolph's zu begeben. Kaum hatte er ſie aus den Klauen des öſterreichiſchen Doppeladlers gerettet, als ſie ſich einbildeten, die fremde Hülfe entbehren und ſelbſtſtändig ſein zu können. So ſehr Ferdinand II. durch die Siege Guſtav Adolph's gedemüthigt worden war, fuhr er doch fort, die Proteſtanten auf's Grauſamſte zu verfolgen, daher auch damals, trotz der Friedensliebe der beiden proteſtantiſchen Kurfürſten, eine Verſtändigung mit dem Habsburger unmöglich blieb.

Kardinal Richelieu, welchem die Siege der Schweden mehr Angſt, als Freude gemacht hatten, arbeitete eifrig daran, diejenige Macht, welche die Schweden in Deutſchland gewonnen hatten, an ſich zu reißen. Er ſpendete große Summen an die kleinen und habgierigen Fürſten Deutſchlands, um ſie in ſein Intereſſe zu ziehen, doch errang der franzöſiſche Miniſter keine bedeutenden Erfolge, ſo lange Herzog Bernhard von Weimar lebte. Dieſer begabte Feldherr ſtrebte zwar darnach, für ſich ſelbſt ein Herzogthum oder ein Königreich zu erobern, zugleich wollte er aber doch die Grenzen Deutſchlands wahren und die Religion, zu der er ſich bekannte, gegen die Jeſuiten vertheidigen.

So lange Guſtav Adolph lebte, waren alle Verhältniſſe klarer und beſtimmter. Auf der einen Seite ſtand die geſammte proteſtantiſche Partei Deutſchlands, deren Beſchützer der Schwedenkönig war. Obgleich dieſer von Frankreich Hülfsgelder bezog, war er doch das

Haupt der Partei und ließ sich von Frankreich nur in untergeordneten Beziehungen Schranken setzen. Auf der entgegengesetzten Seite kämpfte die ganze katholische Partei, welche der Kaiser Ferdinand II. und der Herzog Maximilian I. von Baiern vertraten. Nach Gustav Adolph's Tode zersplitterte sich die protestantische Partei und nahm mancherlei unlautere Elemente in sich auf. Die deutschen Fürsten, welche durch ihn zu einiger Lebensthätigkeit angeregt worden waren, sanken in ihre alte Schlaffheit zurück.

Schweden und Franzosen suchten, sich auf Kosten Deutschland's zu vergrößern. Die Begeisterung, welche Gustav Adolph den deutschen Protestanten eingehaucht hatte, nahm ab. Außer Wilhelm V. von Hessen-Kassel und seiner Gemahlin Amalie Elisabeth ist nicht ein deutscher Fürst zu nennen, welcher Gut und Blut, Land und Leute, für die Religion, die er bekannte, einsetzte und unter allen Verhältnissen den übernommenen Verbindlichkeiten treu geblieben wäre. Natürlich sind hier diejenigen Fürsten nicht gemeint, welche in schwedische oder französische Dienste traten, oder doch von diesen beiden Mächten Sold nahmen. Bei diesen ging die fürstliche Stelle in derjenigen des Feldherrn unter.

Die Schweden waren Lutheraner, die deutschen Protestanten zwischen Luther und Calvin getheilt, die Franzosen katholisch. Inmitten dieser verschiedenen Glaubensbekenntnisse und nicht minder mannigfaltiger politischer Bestrebungen hatte Oxenstierna eine schwere Aufgabe zu erfüllen.

Auf einer Versammlung der Stände der ober- und nieder-rheinischen, fränkischen und schwäbischen Kreise, welche er auf Mitte März 1633, nach Heilbronn berief, bewirkte der schwedische Kanzler, daß am 13. April der sogenannte schwedische Bund geschlossen wurde. Brandenburg und Sachsen traten demselben aber nicht bei, so wenig als Frankreich. Es zerfielen daher die Gegner des Hauses Habsburg schon damals in drei Gruppen: 1) die Schweden mit ihren Heilbronner Verbündeten, welche es mit dem Kriege ernstlich meinten, 2) die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, welche nur auf die Gelegenheit warteten, von Schweden abzufallen und 3) die Franzosen, welche zwar das Haus Habsburg demüthigen, allein der katholischen Religion keineswegs zu nahe treten wollten.

Am Tage nach dem Abschlusse des Heilbronner Bundes wurde Friedrich's V. junger Sohn, Karl Ludwig, unter Vormundschaft seines Oheim's Ludwig Philipp, von den Schweden in die Kurpfalz eingesetzt. Friedrich V. war gestorben.

Für die Protestanten war es ein Glück, daß unmittelbar nach Gustav Adolph's Tode die ehrgeizigen Pläne, welche Wallenstein hegte und die Besorgnisse, die er dem Kaiser einflößte, die Kraft der österreichischen Heere lähmten. Der ganze Umfang der Absichten Wallenstein's läßt sich nicht ermitteln, da der Kaiser ihm nicht Zeit ließ, sie zu entfalten. Soviel ist übrigens vollkommen gewiß, daß Wallenstein ohne Ferdinand's II. Wissen mit Sachsen, Brandenburg, Dänemark und sogar mit Schweden geheime Unterhandlungen pflog, daß er dem bestimmten Befehle des Kaisers nicht gehorchte, als dieser ihm die Weisung ertheilte, (Ende November 1633) er solle dem Kurfürsten von Baiern Regensburg wieder erobern helfen. Statt zu gehorchen, kehrte Wallenstein nach Böhmen zurück, augenscheinlich, weil er dort seine ehrgeizigen Pläne eher zu erreichen hoffte, als im Kampfe gegen die Schweden.

Im Januar 1634 schickte Ferdinand II. den Herrn von Questenberg nach Pilsen, wo damals der Friedländer lag, um zu bewirken, daß dieser seine Truppen nach Baiern führe. Der übermüthige Feldherr wurde dadurch nur einen Schritt weiter auf der Bahn des Verrathes vorwärts getrieben. Er ließ zuerst von seinen Kreaturen ein Gutachten aufsetzen, welches sich gegen die Befehle des Kaisers aussprach und kurz darauf eine Urkunde ausstellen, worin ihm die meisten Generale und Offiziere seines Heeres versprachen, ihn nicht zu verlassen, falls er seinerseits den Oberbefehl festhalten würde. Darauf hin versprach

Wallenstein seine Feldherrenstelle noch einige Zeit zu behalten und das Heer nicht ohne Vorwissen und Zustimmung der Obersten zu verlassen. Alle diese Thatsachen begründen unstreitig den Thatbestand des Hochverrath's und der Meuterei. Jeder kaiserliche Gerichtshof würde den Wallenstein mit Fug und Recht darauf hin zum Tode verurtheilt haben. Allein der Kaiser zog dem gerichtlichen Verfahren den Meuchelmord vor. In einer Rathsversammlung, welcher unter anderen Personen des Kaisers Beichtvater Lamormain und der Bischof von Wien beiwohnten, unterzeichnete der Kaiser (Januar 1634) ein geheim zu haltendes Patent, durch welches Wallenstein abgesetzt, der Oberbefehl an Gallas übertragen, Wallenstein nebst Illo und Terzka des Todes schuldig erklärt, allen Anderen aber, die sich an den Herzog von Friedland angeschlossen hätten, Verzeihung zugesichert wurde. Die Unterzeichnung dieser Urkunde beweist am deutlichsten, welche Begriffe Ferdinand II. von Recht und Gerechtigkeit hatte. Er ahmte, bevor noch Wallenstein wirklich von ihm abgefallen war, die Gewohnheiten nach, welche die Sultane abtrünnigen Pascha's gegenüber zu üben pflegen. Mit der Gewaltthätigkeit der Türken verband dieser Kaiser die Tücke der Jesuiten, indem er, nach Unterzeichnung jenes Todesurtheils, mit Wallenstein Briefe wechselte, welche durchaus freundschaftlich abgefaßt waren. Dem Generale Gallas wurde das blutige Patent zugestellt und dadurch dessen Vollziehung anheim gegeben. Gallas, Altringer, Piccolomini und einige andere Offiziere, welche im geheimen Einverständniß waren, umstrickten Wallenstein mit einem doppelten Netze von Spionen und von Heeren.

Am 13. Februar erließ Gallas ein geheimes Schreiben, in welchem er den Generalen, die er für zuverlässig hielt, verbot, von Wallenstein Befehle anzunehmen.

Als dieser seine Offiziere zu einer Berathung nach Pilsen berief, woselbst eine neue, wenn schon mit den üblichen loyalen Redensarten ausgestattete Protestation zu Stande kam, erließ Ferdinand II. ein öffentliches Patent gegen Wallenstein, Terzka und Illo, worin er den Herzog von Friedland meineidiger Treulosigkeit und barbarischer Tyrannei beschuldigte. Zu gleicher Zeit ließ der Kaiser Wallenstein's und Terzka's Güter einziehen. Das Heer wurde dadurch in seiner Anhänglichkeit an Wallenstein erschüttert. Terzka, Kinsky, Illo, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg hielten an dem Gründer ihres Glückes fest. Die meisten übrigen Generale wankten, oder kehrten dem Friedländer den Rücken. Bevor es Wallenstein ahnte, war er durch die Generale, welche auf des Kaisers Seite standen, vollständig abgesperrt. Bis zum letzten Augenblick spielte Wallenstein eben so falsch mit dem Kaiser, als dieser mit ihm. Er sandte vertraute Boten an die Franzosen und an den Herzog Bernhard von Weimar, forderte beide auf, ihm Truppen entgegen zu schicken, und die Schweden insbesondere, sich gegen den Kaiser ihm anzuschließen. Doch weder Schweden noch Franzosen schenkten den Anerbietungen des Friedländers Vertrauen.

Ohne fremde Hülfe vermochte Wallenstein nichts gegen Ferdinand II. Es wäre ein Leichtes gewesen, nach allen vorher getroffenen Maßregeln, ihn mit seinen Anhängern in Eger gefangen zu nehmen und vor Gericht zu stellen. Der Kaiser, seine Rathgeber und vertrauten Generale zogen den Meuchelmord vor.

Buttler, Lesley und Gordon waren die drei Offiziere, welche die Befehle des General's Gallas vollzogen. Gordon lud am 25. Februar 1634 die Generale Kinsky, Terzka und Illo, nebst dem Rittmeister Neumann zu sich auf die Citadelle ein. Dort wurden sie durch Dragoner aus Buttler's Regiment, welche Hauptmann Deverour befehligte, abgeschlachtet. Derselbe Deverour vollendete das blutige Werk, indem er an der Spitze seiner Dragoner in des Friedländers Zimmer drang und seinen Feldherrn niederstieß.

Ferdinand II. hatte freilich nicht den Muth, mit eigener Hand das Schwert in die Brust Wallenstein's zu stoßen; allein er vertraute es dem Generale Gallas, dieser dem Buttler und Buttler dem Deverour und seinen Dragonern an. Ferdinand belohnte di

Mörder und erkannte deren That als von ihm veranlaßt an, indem er sie eine Vollziehung seines nach dem Morde bekannt gemachten Urtheils nannte. Ferdinand II. mochte wähnen, durch diese Wendung, welche er der Ermordung Wallenstein's gab, sich zu entschuldigen. In der That ist es aber nur eine Lüge. Denn das Urtheil, oder vielmehr den Meuchelmord, hatte dieser Kaiser schon im Januar, also einen Monat früher, beschlossen.

Schlosser*) meint, Katholicismus und Protestantismus hätten mit dieser Sache nichts zu thun gehabt. Ich kann dieser Meinung nicht beipflichten. Unter Zustimmung des Jesuiten Lamormain faßte der Jesuiten-Zögling Ferdinand, in Uebereinstimmung mit den von den Jesuiten gegebenen Lehren**) seinen Entschluß. Die Religion war nicht minder bei dieser That, als bei der Bartholomäus-Nacht, bei der Ermordung Heinrich's III. und Heinrich's IV. von Frankreich, des Prinzen Wilhelm von Oranien und anderer die eigentliche bewegende Ursache. Nicht umsonst nahm Ferdinand II. seinen Beichtvater mit in die Sitzung, in welcher die Ermordung von vier Menschen beschlossen wurde. Der Priester konnte ihm unmittelbar darauf Absolution ertheilen! Die Religion und der Beichtvater des Kaiser's kamen auf eines hinaus. Da der Beichtvater den Mord gut hieß, konnte die Religion Ferdinand's nicht widerstreben. So will es die Religion der Päpste und Jesuiten.

Ich gehöre nicht zu den Verehrern Wallenstein's. Ich habe an diesem Menschen nichts edles, schönes und großes finden können. Allein wenn ich ihn mit Ferdinand vergleiche, so ziehe ich den Unterthanen doch dem Kaiser noch vor. Wallenstein fiel nur aus dem Grund als Opfer Ferdinand's, weil er nicht so schlecht, als sein Kaiser war. Hätte er zum Meuchelmorde greifen wollen, oder nur geahnt, daß der Kaiser sich eines solchen Mittels gegen ihn bedienen könnte, es wäre ihm leicht gewesen, sich seines Herrn zu entledigen. Allein herrschsüchtig, habgierig und ehrgeizig wie Wallenstein war, auf die Stufe der Meuchelmörder sank er nicht herab. Doppelt schändlich war Ferdinand's That, da er dem Wallenstein zweimal die Erhaltung seiner Krone verdankte, und da er selbst des Friedländers Ehrgeiz durch die ihm gemachten Zugeständnisse auf's äußerste gesteigert hatte. Oder war vielleicht Ferdinand's Verfahren gegen Wallenstein nicht „hart und grausam?"

Nachdem Wallenstein und seine vertrautesten Anhänger ermordet waren, galt es den von ihnen gesammelten Schätzen. Wie die Harpyen warfen sich die kaiserlichen Generale darauf und vergaßen darüber ganz und gar die Kriegführung. In Schlesien führten Banner und Arnim nicht ohne Erfolg den Krieg gegen die Kaiserlichen. Diese erlitten bei Liegnitz eine Niederlage, worauf das vereinigte sächsisch-schwedische Heer bis vor Prag zog. In der Oberpfalz und in Oberschwaben hatten der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und Gustav Horn mit dem kaiserlichen Generale Johann von Werth kleinen Krieg geführt. Ohne bedeutende Wechselfälle verging der Sommer. Am 6. und 7. September 1634 lieferten die beiden genannten schwedischen Generale dem vereinigten österreichisch-baierisch-spanischen Heere unter Gallas, König Ferdinand, Ferdinand's II. Sohne, und dem Kardinal-Infanten Ferdinand, einem Bruder Philipp's IV., die entscheidende Schlacht von Nördlingen, in welcher die Schweden fast ihr ganzes Heer verloren. Der Rheingraf stand mit ansehnlichen Verstärkungen nur wenige Meilen vom Schlachtfelde entfernt. Doch Herzog Bernhard wollte nicht dessen Ankunft abwarten und zog sich dadurch selbst diese furchtbare Niederlage zu. Die Kaiserlichen konnten übrigens ihren Sieg im Felde nicht verfolgen, da der Kardinal-Infant mit seinen Spaniern nach den Niederlanden eilte und sogar einige tausend Mann vom kaiserlichen Heere mit sich nahm. Die Verwüstungen, welche in Folge der Schlacht von Nördlingen, von den Siegern über Würtemberg, Hessen und die Pfalz verhängt wurden, waren schrecklich. Die Länder wurden von den kaiserlichen Heeren vollständig zu Grunde gerichtet. Es ist berechnet worden, daß Würtemberg allein

*) Weltgeschichte, 28. Lieferung. S. 275. **) S. oben § 26. S. 189.

in den Jahren von 1628—1638 durch kaiserliche Winterquartiere und Brandschatzungen mehr als fünfzig Millionen Gulden verlor, ungerechnet den Schaden, welchen es an Land und Leuten erlitt.

Die bedeutendste Folge der Schlacht von Nördlingen war aber der Frieden, welchen der Kurfürst von Sachsen (30. Mai 1635) zu Prag mit dem Kaiser abschloß. Derselbe Kurfürst Johann Georg I., welcher aus Furcht vor Tilly, der ihm schon zwei hundert Dörfer verbrannt, sich dem Könige Gustav Adolph in die Arme geworfen hatte, wandte sich jetzt zuerst von der gemeinsamen Sache der Protestanten ab. Uneingedenk der Lehren der Geschichte, die ihm hätten beweisen sollen, daß Jesuiten nur versprechen, um zu täuschen, nicht, um Wort zu halten, schloß der Kurfürst einen Frieden ab, welcher von dem Hause Habsburg sicherlich nicht gehalten worden, falls die Schweden unterlegen wären. Zudem war der Vertrag so schwankend und unbestimmt gefaßt, daß er der mannigfaltigsten Auslegung fähig war. Das Restitutionsedict wurde in demselben nicht ausdrücklich zurückgenommen, es blieb daher als Damoklesschwert über der protestantischen Partei hängen. Nur die mittelbaren Klöster, Stifter und geistlichen Güter, welche die Protestanten vor dem Passauer Frieden eingezogen hatten, wurden denselben auf immer zugesichert; alle anderen mittelbaren geistlichen Güter dagegen, welche sie vor und nach dem Passauer Frieden eingezogen hatten, sollten ihnen nur noch vierzig Jahre lang verbleiben. Was nach Ablauf dieser Frist geschehen sollte, wurde ganz unbestimmt ausgedrückt, so daß das Haus Habsburg, wenn es die Macht dazu besaß, einen trefflichen Vorwand hatte, den größeren Theil der geistlichen Güter den Protestanten wieder abzunehmen. Die schimpflichste Bedingung war aber, daß alle diejenigen Fürsten, welche diesen Frieden nicht annehmen wollten, mit vereinter Macht dazu gezwungen werden sollten. Sachsen schlug also plötzlich vom Bundesgenossen zum Feinde der Schweden um, und zog durch sein Gewicht die meisten protestantischen Fürsten Deutschland's mit sich. Wilhelm V. von Hessen-Kassel war fast der einzige, der diesem verrätherischen Frieden nicht beitrat.

In Folge des Prager Friedens trat wieder eine Wendung unter den kriegführenden Theilen ein. Die deutschen Protestanten zogen sich mit wenigen Ausnahmen nicht vom Kampfplatze zurück, sondern verbündeten sich mit dem Hause Habsburg, so daß also jetzt auf der einen Seite fast ganz Deutschland, auf der anderen das katholische Frankreich und das lutherische Schweden standen. Nur der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der Herzog Bernhard von Sachsen vertraten noch Deutschland im Kampfe mit dem Hause Habsburg. Im Norden kämpften die Schweden gegen Brandenburger, Sachsen und Oesterreicher, im Westen Franzosen, oder genauer gesagt, die mit französischem Gelde bezahlten Truppen des Herzogs Bernhard von Weimar gegen Baiern, Oesterreicher und Spanier. Der Prager Frieden war das Meisterstück der Staatskunst der Habsburger und der Jesuiten. Er machte die natürlichen Gegner derselben zu dessen Verbündeten, rächte sich aber am Ende doch an beiden, indem er den Krieg verlängerte und dadurch die geheimen Absichten der Habsburger, welche die deutschen Protestanten nicht merkten, oder nicht merken wollten, zu nichte machte.

Der Heilbronner Bund löste sich auf. Doch schon im Jahre 1635 erschien Herzog Bernhard von Weimar mit einem Heere am Rhein. Oxenstierna kehrte bald darauf (1636) nach Stockholm zurück. Die Schweden mußten durch große Opfer eine Verlängerung des Waffenstillstand's von den Polen erkaufen. Der Krieg in Deutschland zerfiel von nun an in zwei Theile, von denen die Schweden den einen im Norden, die Franzosen den andern im Westen Deutschland's führten. Die erbärmlichen protestantischen Fürsten, welche sich an das Haus Habsburg anschlossen, konnten dadurch ihren Ländern keinen

Schutz gegen die Verheerungen des Krieges gewähren. Im Gegentheile zogen sie dieselben durch den an den Schweden geübten Verrath mit doppelter Schwere auf sich herab.

In diesem allgemeinen Schiffbruche deutscher Kraft und Gesinnung bewährte sich der Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel, und nach dessen Tode seine Wittwe Amalie Elisabeth, welche sich und ihr Land nicht unter das habsburgische Haus gaben, ungeachtet ihr eigener General Peter Holzapfel oder Melander die hessen-kasselsche Ritterschaft und der Landgraf von Hessen-Darmstadt die Bestrebungen des Kaisers unterstützten. Ferdinand ächtete den Landgraf. Wilhelm mußte sein Land verlassen und starb in Ostfriesland (1637). Amalie Elisabeth schützte durch klug geleitete Unterhandlungen ihr Land vor den Verheerungen des Krieges, ohne einen Finger breit nachzugeben. Da sich aber der Kaiser beharrlich weigerte, ausdrücklich auch auf die Calvinisten die Bestimmungen des Passauer Religionsfriedens auszudehnen, kam der Frieden nicht zu Stande. Die Landgräfin schloß übrigens wiederholt Waffenstillstände mit dem Kaiser ab, während deren Dauer sich das Land wieder etwas erholen konnte.

Um so unglücklicher waren die Sachsen, welche bitter dafür büßen mußten, daß sie einen so wortbrüchigen Menschen zum Beherrscher hatten. Im Jahre 1635 erlitten sie noch eine Niederlage bei Dömitz. Am 24. August 1636 schlug der schwedische General Banner bei Wittstock das vereinigte kaiserliche und sächsische Heer; im Januar 1637 die Sachsen allein bei Eilenburg. Allein im Laufe dieses Jahres und des folgenden wurden die Schweden bis Hinter-Pommern zurück getrieben, in Nieder-Pommern behaupteten sie nur noch die Städte Stralsund, Greifswalde und Anklam. Dagegen gewann um diese Zeit der Herzog Bernhard von Weimar um so glänzendere Siege am Rhein. Rasch hinter einander schlug er die Oesterreicher in acht Schlachten, nahm die Generale Duca Savelli, Johann von Werth, Enkenart und Speerreuter gefangen und eroberte die festen Städte Seckingen, Laufenburg, Freiburg, Rheinfelden und Breisach. Gegen Ende des Jahres 1638 erhielt Banner aus Schweden Soldaten und aus Frankreich Geld. Er drang von neuem vor und trieb die kaiserlichen und sächsischen Truppen vor sich her. Im April 1639 vernichtete er das sächsische Heer bei Chemnitz vollständig, und rückte am 20. Mai bis vor Prag. Dagegen erlitten die beiden Söhne des Kurfürsten Friedrich's V. im Frühling dieses Jahres bei Blotho in Westphalen eine entscheidende Niederlage durch den kaiserlichen General Hatzfeld. Der größte Verlust, welchen die Gegner des Hauses Habsburg erlitten, war aber der Tod Herzogs Bernhard von Weimar, welcher am 18. Juli 1639 nach einem kurzen Unwohlsein zu Schiffe zwischen Hüningen und Neuenburg starb. Zwei Jahre früher (Februar 1637) war Ferdinand II. gestorben. Zu der Wahl seines Sohnes, des nachmaligen Ferdinand's III. waren zwei der Kurfürsten: nämlich der von Trier und der Pfalz nicht beigezogen worden. Sie war daher nach der deutschen Verfassung, welche die Einladung sämmtlicher Kurfürsten unbedingt vorschreibt, ungültig. Dennoch behauptete sich Ferdinand III. auf dem kaiserlichen Throne, da seit langer Zeit in Deutschland nicht Verfassung und Recht, sondern die Gewalt den Ausschlag gab

§. 43. Franzosen, Schweden und Deutsche (1639—1648).

So lange Bernhard von Weimar lebte, führte er den Krieg gegen das Haus Habsburg als deutscher Landesherr. Er behauptete, seit er mit französischem Gelde sein Heer bezahlte, immer eine gewisse Selbstständigkeit. Nachdem er die Hoffnung verloren hatte, in Franken ein Herzogthum zu gewinnen, suchte er sich am Rheine von den Grenzen der Schweiz bis zur Freigrafschaft (Franche Comté) ein Reich zu gründen, das er übrigens von Deutschland nicht losreißen wollte. Für den Fall seines Todes hatte er gewünscht,

daß ein anderer Prinz aus dem sächsischen Hause in seine Fußtapfen treten sollte. Doch Richelieu verstand es, durch Bestechung die einflußreichsten Generale des von Bernhard früher befehligten Heeres zu gewinnen. Sie spielten den Franzosen die Obersten und sämmtliche Offiziere und mit diesen zugleich die von denselben besetzten Städte in die Hände. Durch einen Schlag wurden die Siege Bernhard's mit allen deren Früchten in französische verwandelt. Den jungen Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, welcher das Heer Bernhard's an sich bringen wollte, ließ Richelieu so lange in Frankreich festhalten, bis der Handel geschlossen war. Frankreich, welches bis zu dieser Zeit nur eine untergeordnete Rolle im Kriege gegen Oesterreich gespielt hatte, trat mehr in den Vordergrund. Frankreich war aber für Deutschland weit gefährlicher, als Schweden. Denn wenn es auch, gleich wie diese Macht das Uebergewicht der Habsburger brechen wollte, so wich es doch in der Religionsfrage von den Protestanten ab, in welcher es vielmehr mit den Jesuiten, die zu Wien herrschten, übereinstimmte. Zudem besaß Frankreich die Macht, Eroberungen, welche es gewann, zu behaupten, während Schweden nur durch die Gunst der Zeitverhältnisse und außerordentliche Anstrengungen in den Stand gesetzt wurde, mit dem Hause Habsburg in die Schranken zu treten.

Mehr als zwei Jahrzehnte hatte der Krieg schon gewüthet. Die katholische Partei hielt in der Hauptsache zwar immer noch diejenigen Bestrebungen fest, welche zu diesem blutigen Religionskriege geführt hatten. Allein es hatte im Prager Frieden, wenn auch in unbestimmter und schwankender Weise, doch den Protestanten Zugeständnisse machen müssen, welche deren Eifer dämpften. Die Begeisterung, welche die Böhmen, Ernst von Mansfeld, die österreichischen Bauern und später Gustav Adolph besaßen und rings um sich her verbreiteten, ließ nach. Die Ideenwelt wurde ärmer, und die brutale Gewalt trat mehr und mehr in den Vordergrund. Der Krieg war den Machthabern zur Gewohnheit geworden. Städte erstürmen, Dörfer verbrennen, Schlachten liefern, brandschatzen, morden und schänden, — waren seit zwei Jahrzehnten so gewöhnliche Tagesbegebenheiten gewesen, daß die stumpf gewordene Menschen-Natur sich nicht mehr dagegen empörte. Der Krieg wurde fortgesetzt, weil diejenigen, welche ihn leiteten: Habsburger, Schweden und Franzosen dessen Bitterkeit weit weniger empfanden, als das unglückliche deutsche Volk, auf dessen Kosten er geführt wurde. Der Frieden kam nicht zu Stande, weil die Habsburger noch immer den Hintergedanken hegten, bei günstiger Gelegenheit den Protestantismus in ganz Deutschland auszurotten, und weil Franzosen und Schweden nicht umsonst Krieg geführt haben wollten.

Mit Gewalt rissen die Franzosen Lothringen an sich; durch List und Bestechung gewannen sie zugleich mit dem Heere des Herzog's Bernhard das Elsaß und den größeren Theil Schwaben's. Noch neun Jahre wüthete der Krieg. Unzählige Menschenleben wurden geopfert und der Wohlstand Deutschland's auf ein Jahrhundert hinaus untergraben. Eher kam der Frieden nicht zu Stande, bis das Haus Habsburg vollständig erschöpft war, bis es einsah, es müsse seine „Ketzer-Ausrottungs-Pläne" auf seine sogenannten Erbstaaten beschränken und den Protestantismus als Macht anerkennen.

Im Winter 1640 hielt Kaiser Ferdinand III. den ersten Reichstag, welcher seit dem Jahre 1613 zu Stande gekommen war. Wenig fehlte, so hätten Schweden und Franzosen unter Banner und Guébriant denselben aufgehoben. Kurz nachher, im Mai 1641 starb der Feldherrr Banner. Die Generalmajor's Pful, Wittenberg und Karl Gustav Wrangel schlugen (am 19. Juni 1641) bei Wolfenbüttel das vereinigte österreichisch-baierische Heer, und als später, den 15. November 1641, General Torstenson den Oberbefehl des schwedischen Heeres antrat, erlitten die kaiserlichen Truppen eine Niederlage nach der andern. Der Marschall Guébriant brachte dem österreichischen General Lamboy, am

17. Januar 1642, bei Kempen eine entscheidende Niederlage bei. Kurz darauf (21. Mai 1642 schlug Torstenson den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg bei Schweidnitz, rückte bis Mähren vor, und warf sich dann auf Schlesien, wo er Verstärkungen abwartete. Als diese angelangt waren, brach er in Sachsen ein, wo er (am 2. November 1642) die zweite Schlacht von Leipzig oder Breitenfeld lieferte, in welcher der Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini fast ihr ganzes Heer einbüßten, und selbst mit Mühe sich retteten. Kurz darauf (6. December 1642) fiel Leipzig in seine Gewalt. Als im Anfange des Jahres 1644 Schweden an Dänemark, welches sich mit dem Hause Habsburg gegen Schweden verbunden hatte, den Krieg erklärte, brach er mit Sturmeseile über Holstein, Schleswig und Jütland daher und trieb dann den ihm nachgesandten österreichischen General Gallas bis nach Böhmen, wohin dieser nur 2000 Mann zurück brachte.

Dagegen hatten die kaiserlichen Truppen im südwestlichen Deutschland das Heer des Marschall Guébriant, als es zerstreut im Winterquartiere lag, überfallen (November 1643) und fast gänzlich aufgelöst. Um so siegreicher waren die Schweden. Bei Jankow oder Jankowitz in Böhmen schlug Torstenson die kaiserlichen Generale Johann von Werth, Hatzfeld und Götz auf's Haupt. Hatzfeld wurde gefangen, Götz blieb, nur Johann von Werth konnte sich retten. Torstenson bedrohte den Kaiser in seiner Hofburg zu Wien und hätte ihn damals schon zum Frieden gezwungen, wenn Ragoczy von Siebenbürgen Wort gehalten und nicht im entscheidenden Augenblicke einen besonderen Frieden mit Ferdinand III. abgeschlossen hätte. Alle diese Siege hatte Torstenson gewonnen, ungeachtet er fast ununterbrochen mit den furchtbarsten Schmerzen kämpfen, und meistentheils in einer Tragbahre seinem Heere folgen mußte.

Unterdessen hatten die französischen Marschälle Türenne und Enghien am Rheine wieder Vortheile gegen die Oesterreicher errungen. Am 12. September 1644 eroberte Enghien Philippsburg. Mannheim, Worms, Oppenheim, die ganze rheinische Pfalz außer Frankenthal, ferner Mainz, Bingen, Neustadt, Bacharach, Kreuznach und Landau fielen in die Hände Türenne's. Schon im Oktober verloren aber die Franzosen wieder einen Theil ihrer Eroberungen.

Im folgenden Jahre (1645) erlitt Türenne bei Mergentheim eine schwere Niederlage. Nur mit Hülfe der Truppen der Landgräfin Amalie Elisabeth konnte er sich über den Rhein zurück ziehen.

Durch die Siege Torstenson's war der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher seinem Vater, dem elenden Georg Wilhelm (1640) nachgefolgt war, gezwungen worden, von dem Bündnisse mit dem Kaiser abzustehen und die Waffen ruhen zu lassen. Der Kurfürst von Sachsen mußte den Schweden monatlich eilf hundert tausend Thaler zahlen, das erforderliche Getreide für das Heer liefern, und freien Durchzug durch das Land und die Stadt Leipzig einräumen. Im März 1647 steckte auch Herzog Maximilian I. von Baiern das Schwert in die Scheide, als der schwedische General Karl Gustav Wrangel und Türenne über ihn herfielen. Gegen Ende dieses Jahres zog er es aber wieder und kündigte den geschlossenen Waffenstillstand auf.

Ferdinand III., welcher alle seine tüchtigsten Feldherren verloren hatte, nahm den hessen-kassel'schen General Peter Holzapfel (Melander), welchen die Landgräfin Amalie Elisabeth entlassen hatte, in seine Dienste.

Holzapfel rückte nach Hessen, nahm die Stadt Marburg ein, wurde jedoch bei der Belagerung des Schlosses schwer verwundet und mußte, in den ersten Tagen des Jahres 1648 unverrichteter Dinge abziehen.

Türenne und Wrangel rückten durch Oberschwaben und Franken gegen Böhmen und

Baiern vor. Im Oktober machte die Nachricht von dem Abschlusse des westphälischen Friedens den Unternehmungen dieser Feldherren ein Ende.

Doch die Verwüstungen, welche der dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hatte, dauerten fort, und haben ihre Spuren oft bis auf den heutigen Tag zurück gelassen. Beim Beginne des Krieges war Deutschland reich und blühend. Wallenstein's Brandschatzungen untergruben aber schon den Wohlstand ganzer Provinzen. Weite Landstrecken blieben unbebaut, weil der Landmann nicht für den Krieger arbeiten wollte, oder weil er durch Mord und Brand von Haus und Hof vertrieben wurde, oder endlich, weil er lieber selbst plündern, als sich plündern lassen wollte, und daher unter die Soldaten ging. Schon zu Gustav Adolph's Zeiten trat daher Hungersnoth ein. Den Söldnern wurde es immer schwerer, Beute zu machen, oder auch nur Lebensmittel zu finden. Sie bedienten sich daher der grausamsten Mittel, von Bürgern und Bauern zu erpressen, was diese nicht gutwillig geben wollten. Selbst Gustav Adolph war bei dem besten Willen und der äußersten Thatkraft nicht im Stande der Raubsucht seiner deutschen Truppen Schranken zu setzen. Im Lager vor Nürnberg versammelte er einige Monate vor seinem Tode seine deutschen Offiziere und hielt an sie folgende Rede:

„Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Freiherren, Ihr Edelleute! Ihr seid's, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweisen; Ihr zerstöret, verderbet, verheeret es. Ihr Obersten, Ihr Offiziere vom höchsten bis zum niedrigsten, keinen ausgenommen, Ihr seid diejenigen, welche stehlen und rauben, ja ihr bestehlet eure eigenen Glaubensgenossen. Ihr gebet mir Ursache, daß ich einen Ekel an euch habe. Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz in meiner Seele gällt, wenn ich Eurer einen nur anschaue. Ihr seid Frevler und Verbrecher an den guten Gesetzen und meinen Geboten. Ihr seid Schuld daran, daß man öffentlich sagt: „„Der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde!““ Mein Herz erbittert sich, ja, meine Eingeweide erzittern, wenn ich die Klage jetzt höre, daß schwedische Soldaten für unverschämter gehalten werden, als selbst jene des Feindes. Allein es sind keine Schweden, es sind die Deutschen selbst, die sich mit diesen Ausschweifungen beflecken."

Wenn Gustav Adolph in solchem Tone zu seinen deutschen Offizieren sprach, so läßt sich denken, wie diejenigen Truppen gehaust haben mögen, deren Feldherren ihnen das Beispiel von Schwelgerei und Erpressung gaben, und nicht daran dachten, ihnen Schranken zu setzen!

Nach Gustav Adolph's Tode arteten die schwedischen Heere mehr und mehr aus. Der Geschichtschreiber Chemnitz berichtet z. B. von den Truppen des Herzogs Bernhard beim Jahre 1634 folgendes: „Die Soldaten litten gar keine Ordnung, sondern hauseten, daß Obrigkeiten und Unterthanen gerechtes Grauen vor ihnen hatten. In Summa sie erwiesen sich in stetem Zechen und Bankettiren, mit gewaltsamen Erpressungen und Abnöthigung von Geld und Geldeswerth, prügeln, hauen und stechen, ja todtschlagen und niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen hergegangen." Nach dem Prager Frieden, welcher von den Schweden mit Recht als ein Verrath angesehen und als solcher namentlich an den Sachsen gestraft wurde, nahm die Kriegführung einen noch herbern Charakter an Man wüthete, zerstörte und brannte absichtlich, auf Befehl von oben. Die Mannszucht lockerte sich dadurch so sehr, daß nach Banner's Tode Torstenson den Oberbefehl erst antrat, als ihm eine Anzahl in Schweden geborener Soldaten zur Verfügung gestellt worden waren.

Noch barbarischer, als die schwedischen Truppen verfuhren die kaiserlichen Heere, namentlich die polnischen Kosacken und Kroaten. Sie zersägten den Leuten Arme und Beine, stachen sie mit Nadeln an edelen Theilen, hämmerten ihnen Nägel durch den Kopf,

gossen ihnen siedendes Pech und Blei in Ohren, Nase und Mund, und brieten sie gar langsam in Backöfen oder am Feuer

Die Franzosen machten das Maß voll, indem sie zu der Raubsucht der Schweden und der Barbarei der Kroaten noch die Wollust hinzufügten. Müttern, die sich ihnen nicht preis geben wollten, ermordeten sie die Kinder, den Gattinnen die Ehemänner vor ihren Augen. Diese Schandthaten wiederholten sich so häufig, wurden so regelmäßig betrieben, daß das sittliche Gefühl sich abstumpfte, und die Frauen, um Kinder und Gatten zu retten, sich freiwillig preis gaben.

Viele tausend Dörfer, viele hundert Städte wurden Schutthaufen. Unmittelbar vor der ersten Schlacht bei Leipzig äscherte Tilly in Sachsen nicht weniger als 200 Dörfer auf einmal ein. In Hessen lagen 300, in Baiern mehr als hundert in Asche. Viele wurden nicht wieder aufgebaut. Ganze Provinzen wurden entvölkert. In Böhmen sank die Einwohnerzahl von drei Millionen auf 780,000, in Würtemberg bis zum Jahre 1641 von einer halben Million auf 48,000. In Hessen gingen drei Viertheile der Bevölkerung, in Sachsen während zweier Jahre 900,000 Menschen unter. In vielen Städten waren ganze Straßen unbewohnt, in zahlreichen Dörfern lebten nur noch einzelne Menschen. Da fehlten die Menschen, während die Häuser noch standen, dort irrten sie obdachlos in bitterster Armuth umher. Die größere Hälfte der Bevölkerung Deutschland's raffte der Krieg hinweg. Nur die kleinere erlebte den Friedensschluß.

Die letzte Ursache alles dieses Elend's war aber die Verfolgungswuth und die Rachsucht des Hauses Habsburg. Hätte Ferdinand II. den Böhmen, Oesterreichern und Ungarn die ihnen versprochene Glaubensfreiheit gewährt, so hätten sie sich seine Herrschaft gefallen lassen. Hätte Ferdinand II. oder sein Sohn den Protestanten sie später bewilligt, so wäre es leicht gewesen, zu jeder Zeit Frieden zu schließen. Nur an der Glaubensfrage scheiterten die Friedensunterhandlungen mit Hessen-Kassel. Noch bei den Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück wäre es ein leichtes gewesen, alle Verluste zu vermeiden, wenn das Haus Habsburg dadurch die Protestanten mit sich vereinigt, daß es die Religionsfreiheit zugestanden hätte. Allein lieber wollte dieses verruchte Geschlecht in die Zerstückelung Deutschland's, als in die Glaubensfreiheit willigen.

§ 44. Westphälischer Frieden.

Die ersten ernstlich gemeinten Friedensbestrebungen kamen von dem im September 1640 eröffneten Reichstage von Regensburg. Die Sache ging aber nicht vorwärts, weil der Kaiser die kaiserlichen Erblande und den Kurfürsten von der Pfalz von der zu bewilligenden Amnestie ausschließen wollte. Dennoch brachen die Protestanten die Unterhandlungen nicht ab. Endlich kam man (1641) zu Hamburg überein, in Münster und Osnabrück einen Friedens-Kongreß zu eröffnen. Nach mannigfaltigen Zögerungen kam dieser im Juli 1643 zu Stande.

Da die Protestanten vor dreißig Jahren die Waffen ergriffen hatten, um ihre bedrohte Religion zu schützen, so war natürlich die erste Frage, wie soll es mit der Religion gehalten werden? Hätte Ferdinand III. in dieser Rücksicht befriedigende Zusagen gegeben, so wären ihm alle Protestanten beigefallen und es wäre ein Leichtes gewesen, die inneren Streitfragen zu lösen, und die Fremden: Schweden und Franzosen abzufertigen. So lange aber die Protestanten in der Religionsfrage nicht beruhigt waren, mußten sie sich nothwendig den guten Willen der Schweden und Franzosen zu erhalten suchen, und konnten daher nicht Partei gegen sie ergreifen. Der böhmische Krieg war entstanden, weil die Habsburger den Böhmen nicht Wort gehalten hatten, der pfälzische, weil Ferdinand II. seine Rache an

Friedrich V. auslaſſen wollte, der niederſächſiſche, weil er in Norddeutſchland den Proteſtantismus zu beſchränken ſuchte. Das Reſtitutions-Edict war die eigentliche Urſache geweſen, welche deutſche Fürſten beſtimmte, die Schweden und Franzoſen in's Land zu rufen. In jeder Periode des dreißigjährigen Krieges lag es in der Macht des Hauſes Habsburg, die ganze deutſche Nation um ſich zu ſchaaren, wenn es die Zauberformel ausſprach: Religionsfreiheit. Der Krieg wurde begonnen, zog ſich ſo lange hinaus und führte zu einem ſo kläglichen Ziele, bloß weil Ferdinand II. und Ferdinand III. das ewige und unveräußerliche Recht des Menſchen, zu glauben, was er ſelbſt für wahr hält, nicht anerkannten, und die deutſche Nation zwingen wollten, zu glauben, was katholiſche Pfaffen lehrten. Katholiſche Schriftſteller wollen dieſes freilich nicht zugeben. Allein wer die geheimen Berichte der päpſtlichen Nuntien und manche andere nur für die Eingeweihten beſtimmten Staatsſchriften geleſen hat, dem kann darüber kein Zweifel bleiben.

Die Religionsfrage beherrſchte die Friedensverhandlungen in Münſter und Osnabrück ebenſo wohl, als den ganzen dreißigjährigen Krieg. Die tauſendfältig ſich durchkreuzenden Privatintereſſen erhielten nur durch ſie ihre Bedeutung. Wurde die Religionsfrage in freier Richtung entſchieden, ſo mußten alle übrigen folgeweiſe eine ähnliche Löſung erhalten. Fand dagegen in religiöſer Beziehung, ſtatt einer vernünftigen Verſtändigung ein elender Schacher ſtatt, ſo konnten alle übrigen Fragen nicht von einem höheren Standpunkte aus beantwortet werden. Das Haus Habsburg blieb bei den Friedensverhandlungen, wie zuvor im Kriege, an dem Standpunkte der Selbſtſucht kleben. Mit welchem Rechte konnte es erwarten, daß Schweden und Franzoſen ſich auf einen höheren hinanſchwingen ſollten?

Hätte Oeſterreich das Beiſpiel der Selbſtverläugnung gegeben und die gerechten Forderungen der deutſchen Proteſtanten bewilligt, ſo wären Schweden und Frankreich durch die eiſerne Macht logiſcher Nothwendigkeit gezwungen worden, ihren ſelbſtſüchtigen Plänen zu entſagen. Sie hätten es entweder freiwillig während der Friedensverhandlungen thun müſſen, weil ihre Vergrößerungspläne unter den deutſchen Fürſten keinen Fürſprecher gefunden hätten, oder aber wären ſie dazu mit den Waffen in der Hand gezwungen worden, denn der vereinigten Macht Deutſchland's hätten ſie nicht widerſtehen können. Dadurch, daß das Haus Habsburg an ſeiner religiöſen Verfolgungswuth und ſeinen Racheplänen feſthielt, wurden alle beſſeren Gefühle im Schooße des Friedenskongreſſes erſtickt oder doch zurückgedrängt. Das Markten, womit man in der Religionsfrage den Ton angab, ging natürlich in alle übrigen Gebiete der Unterhandlung über. Schon die äußere Anordnung des Friedenskongreſſes deutete an, daß die deutſchen Proteſtanten mit den Schweden inniger verbunden ſeien, als mit der katholiſchen Partei ihres Landes. Sie ſchickten ihre Geſandten, gleich den Schweden, nach Osnabrück. Es wurden daher auch zwei verſchiedene Friedensverträge, der eine zu Osnabrück, der andere zu Münſter unterzeichnet. Der Kaiſer that keinen Schritt, die deutſchen Proteſtanten, welche er und ſeine Vorgänger durch ihre Gewaltmaßregeln in das ſchwediſche Lager getrieben hatten, zu ſich herüber zu ziehen.

Nächſt Ferdinand III. ſpielte Maximilian I. von Baiern die traurigſte Rolle auf dem Friedenskongreſſe. Er hatte Kenntniß erhalten von den Inſtruktionen, durch welche der kaiſerliche Geſandte von Trautmannsdorf ermächtigt wurde, das Elſaß und die Feſtung Breiſach an Frankreich abzutreten. Maximilian ſchickte der franzöſiſchen Regierung eine beglaubigte Abſchrift dieſer Inſtruktionen und forderte ſie auf, ſich durch anſcheinende Weigerung der kaiſerlichen Geſandten nicht irre machen zu laſſen, ſondern auf Bewilligung aller ihrer Forderungen zu beharren. Um das Maß des Verrathes voll zu machen, drohte der Baiernherzog dem Kaiſer Ferdinand, falls er nicht ſofort das Elſaß und Breiſach abtrete, ſich gegen ihn mit Frankreich zu verbinden. Das that nicht etwa ein junger Menſch im überwallenden Zorne, ſondern ein Greis von mehr als ſiebenzig Jahren, welcher von allen

katholischen und einem bedeutenden Theile der protestantischen Geschichtschreiber wegen seiner Weisheit gerühmt wird und sogar den Beinamen des „Großen" erhalten hat.

Ein großer Verräther war Maximilian I. von Baiern allerdings, nicht blos am deutschen Vaterlande, sondern an der ganzen Menschheit, welcher er durch seine Glaubenswuth die tiefsten Wunden schlug. Wie auf dem Friedenskongresse in Westphalen neben Ferdinand III., so hatte Maximilian während des ganzen dreißigjährigen Krieges zur Zeit Ferdinand's II. und Ferdinand's III. immer die zweite Rolle auf der Seite der Verfolgungssucht und des Despotismus gespielt.

1. Durch den Verrath Maximilian's von Baiern ging das Elsaß und Breisach*) an Frankreich verloren, bevor irgend eine andere Bestimmung des Friedens festgestellt war.

Frankreich und Schweden hatten so zahlreiche und bündige Erklärungen abgegeben, in welchen sie jeden Gedanken einer Vergrößerung von der Hand wiesen, daß es sehr leicht gewesen wäre, jede Gebietsabtretung zu vermeiden, wenn die deutschen Fürsten nur einigermaßen das Wohl Deutschland's beachtet hätten.

Gustav Adolph hatte in seiner berühmten Nürnberger Strafpredigt, namentlich zu den deutschen Fürsten, Grafen, Freiherren und Edelleuten gesagt: „Würdet Ihr mein Gebot und Ordnung in Acht nehmen, so wollt' ich alle eroberten Länder unter Euch ausgetheilt haben. Ich bin, Gottlob und Dank, reich genug, begehre nichts von dem Eurigen." Doch da alle Welt nur der Selbstsucht fröhnte, that Schweden, nach Gustav Adolph's Tode, ein Gleiches. Es verlangte Anfangs Schlesien, Pommern, das Bisthum Camin, die Stadt Wismar mit den festen Plätzen Pöl, Wallfisch, Varnemünde und die Stifte Bremen und Verden, begnügte sich aber 2. am Ende mit Vorpommern, einem Theile von Hinterpommern, Bremen, Verden und der Stadt Wismar†) und fünf Millionen Thaler Kriegskosten.

3. Brandenburg wurde für die an Schweden gemachten Abtretungen durch die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin und die Aussicht auf Magdeburg, die sich aber erst im Jahre 1680 verwirklichte, entschädigt.‡)

4. Mecklenburg erhielt für die an Schweden abgetretene Stadt Wismar die Bisthümer Ratzeburg und Schwerin, nebst den Johanniter-Commenden Mirow und Nemerow §).

5. Das Haus Braunschweig-Lüneburg, welches Ansprüche auf die Bisthümer Magdeburg, Bremen, Halberstadt und Ratzeburg machte, wurde durch die Klöster Walkenried und Gröningen und den abwechselnden Besitz von Osnabrück entschädigt ‖).

6. Amalie Elisabeth, Landgräfin von Hessen, erntete endlich die Früchte langer unser-

*) Im Friedensvertrage wurde diese Abtretung bestimmter bezeichnet durch die Worte:

Die Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß, das Sundgau, Breisach und die Landvogtei Hagenau, jedoch mit der Ausnahme, daß den Bischöffen von Straßburg, die Stadt Straßburg, zehn andern Reichsstädten im Elsaß, vier Aebten, den Grafen und Herren von Lützelstein, Hanau, Fleckenstein und Oberstein, und der gesammten dortigen Reichsritterschaft ihr Zusammenhang mit dem Reiche erhalten werden sollte. In Philippsburg sollte Frankreich das Besatzungsrecht haben. Kolmar hatte sich schon im Jahre 1633 unter französischen Schutz begeben.

Außerdem leistete der Kaiser auf Metz, Toul und Verdün, welche Frankreich seit 1552 und die Stadt Pignerol, welche der Herzog von Savoyen (1632) abgetreten hatte, Verzicht.

†) Diese Bestimmung, welche der Artikel X. ausspricht, bezeichnet bestimmter die an Schweden abgestandenen Theile Deutschland's wie folgt: Ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, außerdem Stettin, Gartz, Damm, Golnau, die Insel Wollin mit dem frischen Haff und seine drei Mündungen Pein, Swine Dievenauw, ferner Wismar mit Walfisch, Pöl und Neuenkloster, endlich die Stifte Bremen und Verden sammt der Stadt Wilshusen.

‡) S. Artikel XI. des Friedensvertrags. §) S. Artikel XII. des Friedensvertrags.

‖) S. Artikel XIII. des Friedensvertrags.

drossener Mühen. Ihr Sohn Wilhelm VI. erhielt die gefürstete Abtei Hersfeld als weltliches Fürstenthum, ferner Stadthagen und Schaumburg, desgleichen denjenigen Antheil am Erbe der Linie Marburg, den der Kaiser früher zum Vortheile von Hessen-Darmstadt dem Hause Hessen-Kassel abgesprochen hatte, und außerdem noch 600,000 Thaler baares Geld *).

7. Der Sohn des Kurfürsten Friedrich's V., Karl Ludwig, wurde zwar in die Pfalz wieder eingesetzt. Doch zum Lohne für die früher Ferdinand II. geleisteten Dienste und dem später an Deutschland geübten Verrath blieb die ganze Oberpfalz mit der Grafschaft Cham und der Rang der älteren Kurwürde dem Herzog Maximilian I. von Baiern.

Kurmainz erhielt das Recht, den ehemals an die Pfalz verpfändeten Theil der Bergstraße wieder einzulösen.

Im übrigen wurden alle geächteten deutschen Stände in ihre Rechtsverhältnisse von 1619 wieder eingesetzt.

In Betreff der vertriebenen oder ausgewanderten Erblehensleute und Unterthanen des Kaisers und des Hauses Oesterreich wurde aber, zum Beweise der fortdauernden Rachsucht desselben verordnet, daß ihnen zwar freie Rückkehr gestattet sei, sie sich aber den Landesgesetzen unterwerfen müßten. Nur denjenigen österreichischen Erblehensleuten und Unterthanen, deren Güter eingezogen wurden, weil sie für die Schweden und Franzosen gegen das Haus Oesterreich die Waffen ergriffen hatten, sollten ihre Güter zurück gegeben werden. Umsonst verwandten sich die schwedischen Bevollmächtigten am Friedens-Congreß zu Gunsten der unendlich zahlreicheren Flüchtlinge, welche vor den Zeiten der Schweden und Franzosen, namentlich in Folge der böhmischen und österreichischen Aufstände Hab und Gut verloren hatten †)

Die Religionsfrage erhielt ihre Lösung durch die Artikel V. und VII. des Friedens-Vertrages ‡). Nach Anerkennung des Passauer und Nürnberger Religionsfriedens von 1554 und 1555 wurde ferner bestimmt: „Alles solle in Kirchensachen auf das Jahr 1624 zurück geführt werden. In Betracht des Kirchenvermögens solle der erste Januar 1624, in Betreff der Religionsübung das ganze Jahr maßgebend sein in der Art, daß wer auch nur an einem Tage dieses Jahres die Religionsübung gehabt habe, sie in gleicher Weise in Zukunft immer haben solle. Diejenigen, welche im ganzen Laufe des Jahres weder öffentlich noch im Stillen die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes besessen hätten, sollten friedlich geduldet werden, in ihren Häusern zur Abhaltung ihres Gottesdienstes berechtigt sein, auch ungehindert dem öffentlichen Cultus ihrer Religion in der Nachbarschaft beiwohnen, ihre Kinder auf fremde Schulen schicken oder durch Hauslehrer unterrichten lassen dürfen. Ausdrücklich wurde hinzugefügt:

Kein Unterthan soll wegen seiner Religion verachtet, oder von Kaufmannsgilden, Werkstätten, Zünften, Erbschaften, Legaten, Spitälern, milden Stiftungen oder irgend einem andern Rechte oder Verkehre ausgeschlossen werden.

Keine der beiden Confessionen soll ihre Macht oder Mehrheit zur Unterdrückung der andern anwenden."

Aus allen diesen Bestimmungen geht ganz klar hervor, daß die deutschen Regierungen das Recht nicht mehr haben sollten, Unterthanen des Glaubens wegen zur Auswanderung zu nöthigen. Denn wo sie dieses können, sind sie nicht verpflichtet Andersglaubende fried-

*) S. Artikel XV. des Friedensvertrags. †) S. Artikel IV. des Friedensvertrags.

‡) Schlosser, dessen Thatsachen sonst immer sich durch eine seltene Genauigkeit auszeichnen, ist hier in einige Irrthümer verfallen. Weltgeschichte Bd. 14. S. 490.

lich zu dulden, oder gar ſie in ihren Rechten auf Gilden, Werkſtätten, Zünften u. ſ. w. zu ſchützen.

Nichts deſto weniger enthält der Artikel 5 die weitere Beſtimmung, daß alle Unterthanen, welche in dem Entſcheidungsjahre nicht freie Religionsübung gehabt hätten und ihren Wohnort zu verändern geneigt oder von ihrer Obrigkeit deshalb entlaſſen werden ſollten, im erſteren Falle fünf, im letzteren drei Jahre Zeit haben ſollten, ihr Hab und Gut zu verwerthen. Aus dieſer Beſtimmung leiteten ſpäter verfolgungsſüchtige katholiſche Landesherren das Recht ab, ihre proteſtantiſchen Unterthanen mit Friſten von drei, höchſtens fünf Jahren aus dem Lande zu treiben.

Eine ſolche Deutung des weſtphäliſchen Friedens ſteht aber in vollſtändigem Widerſpruche mit den allgemeinen Beſtimmungen des erſten und zweiten Artikels und dem Anfange des fünften Artikels, welcher den Evangeliſchen mindeſtens friedliche Duldung zuſagt, und ſie gegen Unterdrückung in Schutz nimmt. Doch wo hätten jemals Jeſuiten nicht Mittel gefunden, eine ſie hemmende Zuſage zu brechen?!

Ausdrücklich wurden die proteſtantiſchen Fürſten in Schleſien, nämlich die Herzoge in Brieg, Liegnitz, Münſterberg und Oels, nicht minder die Stadt Breslau in der freien Ausübung des Gottesdienſtes nach dem Augsburger Glaubensbekenntniß geſchützt. Die Grafen und Herren in Schleſien, welche unmittelbar der Kammer unterworfen ſind, ſo wie jene in Nieder-Oeſterreich, ſollten weder zur Auswanderung gezwungen, noch an dem Beſuch des evangeliſchen Gottesdienſtes in benachbarten Orten gehindert werden. Auch geſtattete der Kaiſer die Erbauung von drei neuen proteſtantiſchen Kirchen in Schleſien.

Weiter beſtimmte der Artikel fünf, daß in allen Reichsangelegenheiten Proteſtanten und Katholiken gleiche Rechte, doch die Katholiken ſechs und zwanzig, die Proteſtanten nur vier und zwanzig Mitglieder im Kammergerichte haben ſollten.

Im ſiebenten Artikel wurden alle Bewilligungen des Friedensſchluſſes ausdrücklich auf denjenigen Theil der Evangeliſchen ausgedehnt, welche man die „Reformirten" zu nennen pflegt. Dabei wurde ausdrücklich beſtimmt, daß, wenn ein evangeliſcher Landesherr zum reformirten Glaubensbekenntniß übergehe, oder ein reformirter Fürſt lutheriſche Länder durch Erbrecht oder in Folge des gegenwärtigen Friedensſchluſſes erlange, ſo ſei er nicht befugt, den öffentlichen Gottesdienſt der lutheriſchen, oder deren Kirchengeſetze zu ändern. Es wurde hierdurch der abſcheuliche Grundſatz, der übrigens nie in ſeiner ganzen Ausdehnung gegolten hatte: cujus regio, ejus religio vollſtändig abgeſchafft, ausdrücklich in Betreff des gegenſeitigen Verhältniſſes von Lutheranern und Katholiken und dem Weſen nach durch die oben angeführten Beſtimmungen in Betreff des Verhältniſſes zwiſchen Katholiken und Proteſtanten. Der früher immer von den Proteſtanten beſtrittene ſogenannte geiſtliche Vorbehalt wurde aber ausdrücklich anerkannt. Daß hinzugefügt wurde, derſelbe ſolle auch gelten, falls ein proteſtantiſcher Geiſtlicher ſeine Religion wechſele, war eine Lächerlichkeit. Denn bei den Proteſtanten waren mit geiſtlichen Aemtern keine fürſtlichen Rechte verbunden, bei ihnen bildete die Dienſtleiſtung, und nicht, wie bei den Katholiken, die Pfründe die Hauptſache.

Außer den Entſchädigungen und der Religionsfrage bildete die Verfaſſung des deutſchen Reiches einen Hauptheil des weſtphäliſchen Friedens-Vertrages. Die Beſtimmungen in Betreff der letzteren wurden in den mit Frankreich abgeſchloſſenen Vertrag aufgenommen. Sie ſetzten feſt:

1) Auf den Reichstagen ſolle völlige Freiheit der Berathſchlagung ſein.

2) Die Reichsſtädte ſollen eine entſcheidende Stimme beim Reichstage erhalten.

3) Der Reichshofrath ſoll bei ſeinen Entſcheidungen die Reichskammer-Gerichtsordnung beobachten.

4) Soll den Reichsſtänden vergönnt ſein, unter ſich und mit fremden Mächten Bündniſſe zu ſchließen, nur nicht gegen Kaiſer und Reich.

Gegen dieſe letzte Beſtimmung haben ſich deutſchthümelnde Geſchichtſchreiber mit beſonderer Heftigkeit ausgeſprochen. Allein ſie war eine nothwendige Folge der feindlichen Haltung des Hauſes Habsburg dem Proteſtantismus gegenüber. So lange die deutſchen Rechtszuſtände am meiſten durch das Reichsoberhaupt ſelbſt gefährdet wurden, hatten die minder mächtigen Staaten nur in ihrem Anſchluß an fremde Mächte ein ſicheres Mittel der Selbſtvertheidigung. Eine Nation, die den Bock zum Gärtner macht, muß nothwendig ihre Maßregeln gegen den Gärtner ergreifen. Der Fehler war nicht, daß den Ständen, dieſes Recht eingeräumt, ſondern daß ein ſolcher Gärtner gewählt wurde.

Der Weſtphäliſche Friede war allerdings ein trauriges Machwerk, und der dreißigjährige Krieg eine furchtbare Plage. Allein der Proteſtantismus wurde durch das vergoſſene Blut gerettet, und trotz allen ſeinen Mängeln war er es wohl werth. Erſt ſeit dem weſtphäliſchen Frieden ſteht er dem Katholicismus als gleichberechtigte Macht gegenüber. Bis dahin mochten die Jeſuiten noch immer hoffen, die Menſchheit in das finſtere Mittelalter zurücktreiben zu können. Der weſtphäliſche Frieden benahm ihnen dieſe Ausſicht. Niemand beachtete die vom Papſte Innocenz X. gegen den Frieden eingelegte Verwahrung. So tief war ſein Anſehen bei Proteſtanten und Katholiken geſunken.

§ 45. Schlußbetrachtungen.

Die dreißigjährige Fehde zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus, welche auf einen nur ſelten unterbrochenen ſchwülen Frieden folgte, ſchwächte die Kraft der deutſchen Nation in nicht viel geringerm Maße, als die Gewalt des Papſtes. Die Millionen Menſchen, welche der Krieg hinraffte, wurden durch den kräftigen Nachwuchs bald erſetzt, die abgebrannten Städte ſchoſſen von neuem aus der Erde hervor, und die mit Geſtrüppe überwachſenen Fruchtfelder konnten mit Hülfe des Pfluges und der Egge wieder nutzbringend gemacht werden. Allein die Kraft der Nation war und blieb gebrochen bis zum heutigen Tage. Die Habsburger konnten außerhalb ihrer ſogenannten Erbſtaaten ihre despotiſchen Gelüſte nicht durchführen, allein ſie blieben im Beſitze der deutſchen Kaiſerkrone. Die deutſchen Fürſten hegten gerechte Beſorgniſſe, Ferdinand III. oder einer ſeiner Nachfolger möchte das von Ferdinand II. begonnene Werk unter günſtigen Verhältniſſen wieder aufnehmen, und ließen ſich im weſtphäliſchen Frieden Befugniſſe einräumen, welche mit einer geordneten Staatsverwaltung durchaus unvereinbar ſind. Deutſchland hörte auf, ein Staat zu ſein, weil ſeinen Fürſten erlaubt wurde, Bündniſſe mit auswärtigen Mächten zu ſchließen, und weil Proteſtanten und Katholiken als gleichberechtigte, keiner höheren Gewalt unterworfene Körperſchaften neben einander anerkannt wurden.

Bis auf den weſtphäliſchen Frieden bildete Deutſchland thatſächlich und rechtlich ein einziges Reich. Die Staatsgewalt war zwar ſeit Jahrhunderten immer ſchwächer geworden, allein ab und zu, wie z. B. in dem ſchmalkaldiſchen Kriege, hatte ſie doch ſich geltend gemacht. Durch den weſtphäliſchen Frieden erhielten aber die deutſchen Landesherren einen weſentlichen Beſtandtheil der Souveränität, das Recht mit auswärtigen Mächten Verträge abzuſchließen, vollſtändig eingeräumt. Mehr, als dieſe Beſtimmung des Friedensvertrages bewirkte aber die Thatſache, daß der Kaiſer gezwungen wurde, nachzugeben, daß er ſich vor der vereinigten Macht der proteſtantiſchen Landesherren und ihrer Verbündeten zurück ziehen mußte.

Gerade wie Ferdinand II. und Ferdinand III., ſo vermehrten auch alle übrigen deutſchen Fürſten ihre Gewalt über ihre ſogenannten Erbſtaaten.

Die deutsche Nation war erschöpft. Sie hatte nicht blos für sich, sondern für die ganze Menschheit gekämpft, als sie dem Papstthum und dem Hause Habsburg entgegen trat. Auf ihrem Kampfe beruht wesentlich die ganze Civilisation der Neu-Zeit.

Sie brauchte Jahrzehnte, sich wieder einigermaßen zu erholen und zwei Jahrhunderte, um die zu einer zweiten durchgreifenden Revolution erforderlichen Kräfte zu sammeln.

Während des dreißigjährigen Krieges sonderten sich die vereinigten Niederlande und die Schweiz mehr und mehr vom deutschen Reichskörper ab. Bevor noch der westphälische Friede unterzeichnet, war in einem besonderen Vertrage vom 20. Januar 1648 die Unabhängigkeit der Niederlande ausdrücklich anerkannt worden. Die Abtretungen an Frankreich und Schweden verminderten noch mehr die schwache Nationalkraft. Am meisten litt sie aber dadurch, daß von dieser Zeit an die Reichsgewalt durchaus keine eigentliche Staatsgewalt mehr war. Diese ruhte vielmehr von nun an in den Händen der Landesherren. Die sieben, oder genau genommen acht Kurfürsten, sieben Erzbischöfe, sieben und vierzig Bischöfe, vier und zwanzig weltliche Fürsten, zweihundert acht Grafen und Reichs-Freiherren, endlich vier und achtzig Reichsstädte, unter welche unser Vaterland vertheilt war, bildeten zusammen genommen die herrschende Staatsgewalt.

Deutschland besaß also nicht weniger, als dreihundert acht und siebenzig Souveraine, welche alle auf ihre Selbstherrlichkeit sehr eifersüchtig waren und in allen Fällen von Bedeutung durch Verbindungen, welche sie schlossen, der Reichsgewalt Trotz bieten konnten Jahrhunderte hindurch hatten die deutschen Fürstenhäuser ihre Macht dadurch geschwächt, daß sie ihre Länder, gleich gewöhnlichen Grundstücken zertheilten. Während des dreißigjährigen Krieges führten die größeren derselben aber die Untheilbarkeit ihrer Staaten ein, verhüteten dadurch weitere Zersplitterungen und bereiteten die Vereinigung früher getrennten Ländestheile vor. Die kleineren, welche fortfuhren, zu theilen, wurden immer machtloser.

Das Haus Habsburg machte im Jahre 1621 den Theilungen seiner Erbstaaten ein Ende. Indem es aber durch seine Bekämpfung des Zeitgeistes der Civilisation den Krieg erklärte, konnte es nicht verhindern, daß andere Fürsten emportauchten und seinem Ehrgeize Schranken zogen.

Seit der Reformation, oder durch dieselbe, kamen zwei Mächte auf, welche die Habsburger, wenn nicht in den Hintergrund, doch auf die Seite schoben. Die Oesterreicher, welche zu Maximilian's II. Zeiten neben sich kaum vier Staaten gleichen Ranges (Frankreich, Spanien, England und die Türkei) gehabt hatten, mußten die Herrschaft über Europa von nun an auch mit den Niederländern und Schweden theilen. Den drei katholischen Großmächten: Frankreich, Spanien und Oesterreich standen drei protestantische: England, Niederlande und Schweden gegenüber, und zu einer vierten legte (seit 1640) der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg den Grund. Das Haus Sachsen, welches durch die Zersplitterung in zwei Hauptlinien schon geschwächt war, spielte seit dem von Moritz an der protestantischen Partei geübten Verrathe eine erbärmliche Rolle. Die Albertinische Linie glaubte, schlau zu sein, indem sie die zweideutige Rolle Moritzen's fortsetzte, ohne daß ihr die Talente, die Entschlossenheit und die kriegerische Tapferkeit desselben zu Gebote stand.

Der Prager Friede gereichte Sachsen zum Verderben, weil es durch denselben auf lange Zeit zum Tummelplatze der beiden übermächtigen Feinde: der Oesterreicher und der Schweden, wurde. Der Ernestinischen Linie verlieh zwar der Herzog Bernhard von Weimar einen seltenen Glanz. Dieser erlosch jedoch schon bald mit dem Tode des jungen Helden. Die Entschädigungen, welche der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg durch den westphälischen Frieden erlangte, vermehrte die Bedeutung des Hauses Hohenzollern. Zwar ging ihm Jägerndorf in Schlesien verloren, doch gab diese Besitzung später den Vor-

wand zu der Erwerbung des größern Theiles dieſer ganzen Provinz. Die Nebenlinien in Ansbach, Baireuth und Schwaben erhoben ſich nicht über die Mittelmäßigkeit, um ſo raſcher ſchwang ſich unter Friedrich Wilhelm, dem ſogenannten großen Kurfürſten, Brandenburg empor. Bald ſchon ſollten die Habsburger fühlen, daß ihnen ein anderes Haus in Deutſchland die Spitze zu bieten vermöge.

Die Wittelsbacher, deſſen zwei Linien hervorragende Rollen im dreißigjährigen Kriege ſpielten, litten dadurch, daß die eine auf katholiſcher, die andere auf proteſtantiſcher Seite ſtand. Der ſchlaue und thatkräftige Herzog Maximilian I. eroberte die Kur- und die Oberpfalz und ſicherte dadurch Baiern nächſt Oeſterreich den vorherrſchenden Einfluß im ſüdlichen Deutſchland.

Friedrich's V. Nachfolger konnten ſich von den Verluſten nicht erholen, die ihnen der dreißigjährige Krieg und der weſtphäliſche Frieden geſchlagen hatten. Die welfiſchen Herzoge theilten noch immer ihre Länder bei jedem Todesfalle. Zwar ſtarb (1634) die Wolfenbüttel'ſche Linie aus, doch wurden dadurch die getrennten Landestheile nicht alle wieder vereinigt. Nicht minder, als die Zerſplitterung der Länder, ſchwächte die Erbärmlichkeit der meiſten Herzoge die Bedeutung des Hauſes. Der einzige, welcher ſich durch kühnen Muth auszeichnete, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, wurde von ſeinen nächſten Verwandten nicht bloß im Stiche gelaſſen, ſondern bisweilen ſogar mit den Waffen bekämpft. Heſſen-Kaſſel wurde nach langen Mühſeligkeiten und furchtbaren Opfern durch den weſtphäliſchen Frieden einigermaßen entſchädigt. Die Linie Heſſen-Darmſtadt erhielt nicht den Lohn für den an Heſſen-Kaſſel und der ganzen proteſtantiſchen Partei geübten Verrath. Die Marburg'ſche Erbſchaft, um welche die Landgrafen von Darmſtadt ihre Vettern von Kaſſel mit Hülfe des Kaiſers hatten prellen wollen, wurde ihnen nicht zu Theil. Bis auf den heutigen Tag verblieb ſie der Linie von Heſſen-Kaſſel.

Würtemberg hatte furchtbar zu leiden während des dreißigjährigen Krieges. Das Reſtitutions-Edict wurde (1629) mit äußerſter Strenge gegen den Herzog Eberhard III. durchgeführt, und ſpäter nach der Schlacht von Nördlingen mußte der Herzog landesflüchtig werden. Statt für die Freiheit und für ſein Land zu kämpfen, ſchwelgte er zu Straßburg. Im weſtphäliſchen Frieden wurde der Herzog in alle ſeine Beſitzungen wieder eingeſetzt.

Das Haus Baden ſpaltete ſich bei Chriſtoph's I. Tode (1537) in die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach, von welchen die erſtere katholiſch, die letztere proteſtantiſch war. Die Beſitzungen der Markgrafen waren zuſammen genommen nicht ſehr groß, getheilt, und von entgegen geſetzten Grundſätzen beherrſcht, vermochten ſie nur ein ſehr kleines Gewicht in die Wagſchale der Geſchichte zu legen.

In den Niederlanden ſpielte das Haus Naſſau eine große Rolle, in Deutſchland leiſtete es wenig, oder nichts. Das Haus Oldenburg beſtieg den däniſchen Thron und ordnete ſeine deutſchen Beſitzungen den däniſchen unter. Chriſtian IV. nahm einen entſchiedenen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege zuerſt gegen*) Oeſterreich und dann zu Gunſten†) der Habsburger. Dieſer Wechſel deutet ſchon an, daß nicht feſte Grundſätze, ſondern wechſelnde Intereſſen ihn leiteten. Die Herzoge von Mecklenburg, welche Ferdinand II. abgeſetzt, und deren Länder er dem Grafen von Wallenſtein zugetheilt hatte, behaupteten ſich mit ſchwediſcher Hülfe gegen den Kaiſer.

Dieſe genannten Fürſten gaben den Ton unter den Beherrſchern Deutſchland's an. Die geiſtlichen Kurfürſten, Erzbiſchöfe und Biſchöfe verloren die Wichtigkeit, je mehr das Schwert den Ausſchlag gab. Die freien Städte hatten während des dreißigjährigen Krieges furchtbar gelitten; die Hanſa hatte ſich (1630) aufgelöſt. Es beſtand kein Städtebund mehr in Deutſchland, während die Fürſten durch Eheverträge und Verwandtſchaft,

*) S. oben § 40. S. 299 f. †) S. oben § 43. S. 317.

wenn nicht durch gemeinsame Interessen zusammen gehalten wurden. Von Jahr zu Jahr verloren daher die freien Städte an Einfluß und Bedeutung. Sie mußten, gleich den kleineren Grafen und Freiherren, in ihren auswärtigen Beziehungen fast durchgängig den ihnen von den Fürsten gegebenen Anregungen folgen. Im Innern machten die kleineren Tyrannen aber von ihrer Selbstständigkeit sehr ausgedehnten Gebrauch. Die Grafen und Freiherren äfften in allen bösen Dingen die größeren Fürsten nach, und in den Städten übten die sogenannten Geschlechter einen ungebührlichen Druck auf die ärmeren Klassen der Bevölkerung aus.

Die ständische Verfassung kam während des dreißigjährigen Krieges fast aller Orten außer Uebung. Nur in Würtemberg erhielt sie sich und setzte den Verschwendungen der Herzoge nicht selten einen Damm. Doch blieben gegen Rechtsverletzungen immer die Reichsgerichte als letzte Zufluchtsstätten, welche allerdings sicher viel Geld und Mühe kosteten, deren Hülfe aber stets langsam und nie durchgreifend war.

Athen hatte zur Zeit seiner tiefsten Erniedrigung dreißig Tyrannen, Deutschland nach dem westphälischen Frieden dreihundert, und doch konnte es sich diese eher gefallen lassen, als den Despotismus der Habsburger. Die furchtbarste aller Tyranneien ist immer die Einherrschaft. Je größer die Zahl der Tyrannen, desto geringer ihre Kraft, und desto leichter ist es, ihr Joch zu brechen oder doch, ihrer Gewalt zu entfliehen.

Vierter Abschnitt.

Die freien Staaten Europas.

Erste Abtheilung. Die Niederlande.

§ 46. Vorbemerkung.

Kein Baum der Erde wurzelt so tief, als der Baum der Freiheit. Darum sind die Geschicke der Nationen, welche dieses höchste Gut errangen, von besonderer Bedeutung. Auf den Gräbern der Despoten finden wir, wenn sie auch von Gold und Marmor strotzen und die längsten Inschriften tragen, keine edelen Thaten, keine erhebenden Beispiele zur Nacheiferung künftiger Geschlechter verzeichnet. Doch die Stelle, wo ein Freiheitskämpfer den letzten Seufzer aushauchte, ist heilig, und was er in seinem Leben für die Menschheit dachte, hoffte und errang, bildet einen Glanzpunkt in der Geschichte. Was sind die in den Stein eingehauenen Buchstaben im Verhältniß zu den warmen Gefühlen, welche das Andenken hingemordeter oder zu Tode gequälter Freiheitshelden in der Brust aller besseren Menschen anregen! Was die pomphaften Titel der Kaiser, Könige und Fürsten gegenüber den anspruchlosen Thaten jener Männer, welchen eine Nation ihre Unabhängigkeit, ihren Wohlstand und ihre Bildung verdankt! Der Geschichtsforscher, welcher sich auf den Standpunkt der Vernunft erhebt, schiebt Kronen, Throne und Scepter mit Verachtung zur Seite, um die Wiege zu suchen, in welcher die neugeborene Freiheit geschaukelt wurde. Frisch und jung bleibt stets der Freiheitsdrang, wenn auch Jahrtausende über die starken Herzen, die ihn zuerst hegten, dahin gerollt und seit Jahrzehnten die Nachfolger ausgeartet sind.

Siebenzehn Provinzen hinterließ Karl V. ſeinem Sohne Philipp in den Niederlanden, ſiebenzehn Provinzen waren unter der ſpaniſchen Herrſchaft vereinigt, als Glaubenswuth und Tyrannei den Freiheitskrieg entflammten, in deſſen Folge ſieben*) das verhaßte Joch brachen, während zehn†) es auf ſich behielten. Der Druck, welchen der blutige Despot von Spanien über die Niederlande verhängte, war derſelbe im Süden und im Norden. Warum fügten ſich am Ende die ſüdlichen Provinzen, warum gingen die nördlichen ſiegreich aus ihrem Kampfe hervor? Dieſe Frage führt uns in eine ferne Vergangenheit zurück. Die einen hatten im Laufe von zwei Jahrtauſenden den Grund der Freiheit gelegt, die andern den Boden der Knechtſchaft gedüngt. In unſerm Gange durch die Weltgeſchichte ſind uns die Niederländer zwar oft‡) begegnet, allein da ſie ſich erſt im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts zu einem ſelbſtſtändigen Volke empor ſchwangen, konnten wir ihrer früher nur gelegentlich erwähnen. Bald waren ſie als Theile der deutſchen Nation, bald als Theile des franzöſiſchen, bald endlich als Unterthanen der burgundiſchen Herzoge hervor getreten. Doch immer zeichneten ſie ſich durch einen gewiſſen Drang nach Selbſtſtändigkeit und Freiheit aus. Bei keinem Volke der Erde zeigt ſich ſo klar die Bedeutung der beiden ſchon oben §) bezeichneten Grundbedingungen menſchlicher Entwickelung: Naturanlage und äußere Verhältniſſe. Nord-Niederland, welches von dem deutſchen Stamme der Frieſen bewohnt war und zum größern Theile eine See-Grenze hatte, wurde frei, Belgien, welches eine galliſche oder gemiſchte Bevölkerung und nur wenig See-Grenze beſaß, blieb unter dem ſpaniſchen Joche.

Die erſten Nachrichten über die Niederlande und deren Bewohner erhielten wir durch Cäſar, welcher mit ihnen zuſammen traf, als er von Gallien aus auf weitere Eroberungen im Oſten zog. Die kriegeriſchen Stämme, welche in den Ardennen, weſtlich vom Rheine wohnten, unterwarfen ſich dem frechen Eindringlinge nicht gutwillig, wurden aber beſiegt. Sie hießen Belgier und waren galliſchen Urſprungs. Auf einen weit ſtärkeren Widerſtand ſtieß der römiſche Eroberer weiter dem Norden zu, von Seiten der Bevölkerung der Flachlande, welche an die Nordſee grenzen. Cäſar mußte ſich mit ſeinen Siegen über die Belgier begnügen, und den Bewohnern der weiter nördlich belegenen Landſtriche ihre Freiheit laſſen. Schon damals trat alſo der Gegenſatz zwiſchen Nord- und Süd-Niederland in ganz ähnlicher Weiſe, als im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert nach Chriſto zu Tage. Die Belgier nahmen nach kurzem Kampfe das Joch des fremden Despoten auf ſich, die Nord-Niederländer wieſen es mit Entrüſtung zurück.

Die Unterwerfung, welche Cäſar mit den Waffen begonnen hatte, befeſtigte und erweiterte er durch die Künſte der Beſtechung, durch Liſt und Verführung. Unter dem Scheine der Bundesgenoſſenſchaft machte er ſich die zwiſchen Rhein und Maas wohnenden Bataver, einen Zweig des deutſchen Stammes der Catten, dienſtbar. Die Soldaten, welche Cäſar aus dem Hennegau, Luxemburg und dem Lande der Bataver zog, gaben den Ausſchlag in den blutigen Schlachten, welche er ſchlug, um ſich den Weg zum Throne zu bahnen. Die Stämme aber, welche ihm halfen, die Freiheit der Römer zu unterdrücken, verloren ſelbſt die ihrige. Der Sold, welche ihre Jugend bezog, und die Ehrenzeichen, womit die römiſchen Despoten ihre Eitelkeit reizten, konnten den auf ihnen laſtenden Druck nicht erträglich machen. Wiederholt griffen ſie zu den Waffen, um das römiſche Joch zu zertrümmern ‖), allein vergeblich. Wer ſeine Freiheit ſo leichten Kaufes aufgab, wie die Süd-Niederländer, kann ſie durch eigene Kraft nicht wieder gewinnen, und ſelbſt die Künſte

*) Holland, Seeland, Zütphen, Friesland, Utrecht, Overyſſel und Gröningen.

†) Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, Artois, Hennegau, Flandern, Antwerpen, Mecheln.

‡) Weltgeſchichte Buch III. S. 139 f. Buch VI. S. 117 f. 220 f.

§) Weltgeſchichte Buch I. S. 88. ‖) Weltgeſchichte Buch III. S. 140 f.

des Friedens, welche eine höher gebildete Nation ihnen mittheilt, bieten nur eine elende Entschädigung für den Verlust des höchsten Gutes der Menschen: die Freiheit.

Einen ganz andern Entwickelungsgang nahmen schon im grauen Alterthum die Nord-Niederländer. Der Boden, auf dem sie wohnten, war unausgesetzt vom Meere bedroht. Auf Sandhügel und in die Erde gerammte Pfähle bauten sie ihre Hütten, damit diese nicht von der Fluth hinweg geschwemmt würden. Der Regen mußte ihnen die Quellen, der Torf das Holz ersetzen. Doch die Entbehrungen, welche ihnen die Armuth ihres Landes auferlegte, und die Gefahren, welche die Elemente bereiteten, härteten sie ab und verliehen ihnen ausdauernden Muth im Kampfe mit fremden und einheimischen Tyrannen.

Der Vorsprung, welchen die Süd-Niederländer in den Künsten des Friedens vor den Nord-Niederländeen gewannen, war nur scheinbar und vorübergehend. Im Laufe der Jahrhunderte, während welcher die Belgier das Joch der Römer trugen, und diesen ihre besten Kräfte opfern mußten, errangen die Nord-Niederländer einen Sieg nach dem andern über die sie bedrohenden Meereswellen, und stählten in diesem Kampfe Körper und Geist, ohne den besiegten Schaden zu bringen.

Die Niederländer, welche sich ihre Freiheit bewahrten, zerfielen in zwei Stämme. Im Norden des Rheines wohnten die Friesen, im Westen der Maas die Menapier. Während Belgier und Bataver mehr und mehr römische Sitten und Gewohnheiten annahmen, unterhielten die freien Bewohner der Seeküste freundliche Beziehungen mit den weiter im Osten wohnenden deutschen Völkern. Im Jahre 47 nach Christus schlugen die Friesen ein römisches Heer, welches in ihr Land eindrang, zurück. Später hüteten sich die stolzen Beherrscher der Welt, ein so entschlossenes Volk auf's äußerste zu treiben, und als um das Jahr 250 die salischen Franken über Rhein und Maas setzten, und sich bei Antwerpen, Breda und Herzogenbusch niederließen, verbanden sich mit ihnen die Menapier gegen die Römer. Carausius, ursprünglich ein menapischer Lootse, welcher sich zum Oberbefehlshaber der römischen Flotte emporgeschwungen hatte, machte gemeinschaftliche Sache mit seinen Landsleuten, und trug nicht wenig dazu bei, daß sich die Franken in ihren neuen Wohnsitzen behaupteten.

Doch nicht lange dauerte der Frieden zwischen den zu dem großen sächsischen Stamme gehörigen Menapiern und Friesen, und den Franken. Die ersteren wollten frei und friedlich leben und nur gegen fremde Angreifer Krieg führen, die letzteren dagegen zogen aus auf Raub und Plünderung und ließen sich von den Römern für schnöden Sold werben. Lange blieben die Sachsen siegreich, bis endlich Karl, der sogenannte Große, sie durch die Uebermacht erdrückte. Als sich Wittekind unterwarf *), konnten die Friesen nicht länger widerstehen. Doch war die Herrschaft der Carolinger vorübergehend, und mehr scheinbar, als wirklich in den Gegenden zwischen der Mündung der Schelde und der Weser, welche damals Friesland hießen.

Auch unter der Herrschaft der fränkischen Könige blieb der alte Unterschied zwischen Nord- und Süd-Niederländeen bestehen. An der Küste hatten sich Menapier und Friesen unvermischt behauptet. Die fränkischen Könige waren nicht im Stande, ihnen ihre alten Gesetze und Gewohnheiten und ihren bewährten Freiheitsmuth zu rauben. In den südlicheren, höher gelegenen Gegenden hatte die Bevölkerung häufig gewechselt, und die Kriegszüge, welche durch ihr Gebiet gegangen waren, hatten die künstlich gehegten Keime einer mehr scheinbaren, als wirklichen Bildung schnell wieder geknickt. An die Stelle römischer Proconsuln, Kriegstribunen und Lictoren traten fränkische Grafen und päpstliche Bischöfe. Die Personen der Herrscher wechselten, der auf dem Volke lastende Druck nahm nur andere Formen an, im wesentlichen blieb er bestehen.

*) S. Weltgeschichte Buch IV. S. 80.

In den Küſtenſtrichen des Nordens dagegen traten die Früchte des Freiheitsmuthes und der Ausdauer ihrer Bewohner von Jahrhundert zu Jahrhundert immer deutlicher zu Tage. Sümpfe und Moräſte verwandelten ſich in lachende Fluren, die Flüſſe erhielten feſte Beete und ſelbſt dem Meere wurden Dämme geſetzt, die es nur bei außerordentlichen Sturmfluthen nieder zu reißen vermochte. Die Städte Courtray, Brügge, Gent, Antwerpen, Bergen-op-Zoom und Thiel blühten durch Handel und Gewerbe. Nur vereint konnten die Nord-Niederländer dem Meere Trotz bieten. Freie Vereine bildeten die Kraft und Stärke des frieſiſchen Stammes. Zu den Deich-Vereinen der Landbewohner traten die Gilden der Städter hinzu. Die fränkiſchen Könige beſtätigten die alt hergebrachten Rechte der Frieſen, weil ſie nicht hoffen konnten, anders auch nur den Schein der Herrſchaft zu bewahren.

Dieſe Rechte ſicherten jedem Frieſen, ohne Unterſchied des Standes, die perſönliche Freiheit und ſein Eigenthum zu. Nur im Falle offenbaren Verrathes durfte der König dieſes antaſten. Eingeborene Richter allein durften über einen Frieſen zu Gerichte ſitzen und mußten nach altfrieſiſchen Gewohnheiten das Urtheil fällen.

Die Kriegs-Dienſtpflicht war feſt beſtimmt und ſehr enge beſchränkt, endlich war allen Lehensleuten die Erbfolge in gerader Linie gegen Leiſtung mäßiger Abgaben gewährleiſtet. Die Frieſen wachten auf's ſtrengſte über die gewiſſenhafte Handhabung ihrer Rechte. Weder Grafen noch Biſchöfe konnten daher jemals überwiegenden Einfluß in ihren Gauen erlangen. Anders war es im Süden. Die Biſchöfe von Utrecht, Lüttich, Tournay und Tongres, die Aebte von Nivelle und anderen Klöſtern erwarben unermeßliche Reichthümer, welche ihnen, in Verbindung mit dem herrſchenden Aberglauben, die Mittel boten, das Volk zu knechten und auszuſaugen. Wie die Biſchöfe, ſo ſtrebten auch die Grafen, ihre Gewalt möglichſt zu erweitern. Vergebens bemühten ſich die deutſchen Kaiſer, dieſe in Unterwürfigkeit zu erhalten. Einer der Grafen nach dem andern machte ſein Amt erblich. Die aller Orten ſchwache Reichsgewalt war in dem fernen Grenzlande durchaus unmächtig. Umſonſt ſuchte Kaiſer Heinrich III. die herzogliche Gewalt der gräflichen entgegen zu ſetzen. Die Grafen und Biſchöfe befeſtigten ſich im ganzen Süd-Niederland immer mehr. Nur in Friesland behauptete das Volk ſein altes Recht wider beide. Als die Holländer im Anfange des eilften Jahrhunderts ſich unter die Herrſchaft eines Grafen beugten, erkannten die Frieſen ſie nicht mehr als Brüder an. Seit dieſer Zeit wurde nur noch die Gegend öſtlich von der Zuyder-See Friesland genant. Die Frieſen zahlten keinen Zehnten, zwangen ihre Prieſter, ſich zu verehelichen, indem ſie mit Recht erklärten, der Mann, welcher ſelbſt kein Weib habe, trachte darnach, die Frau eines Andern zu verführen. Sie erkannten geiſtliche Verordnungen nur an, falls weltliche Richter, doppelt zahlreich, als die Prieſter, ſie genehmigten. In den übrigen Theilen der Niederlande entwickelte ſich neben einander die Macht der Städte, der Grafen und der Biſchöfe. In der Geſchichte Frankreich's *) haben wir die Kämpfe erwähnt, welche die Niederländer mit dieſem Reiche auszufechten hatten, und in der Geſchichte Burgunds †) gezeigt, wie allmälig eine Grafſchaft nach der anderen von den mächtigen Beherrſchern dieſes Landes erworben wurde. Nach dem Tode Karl's des Kühnen (1477) hörte Burgund auf, ein ſelbſtſtändiges Reich zu ſein. Es wurde ein Theil der großen habsburgiſchen Ländermaſſe und mußte als ſolcher an den Kriegen oder ſonſtigen Schickſalen derſelben Antheil nehmen. Im Jahre 1494 wurde Maximilian's Sohn, Philipp der Schöne, zum Beherrſcher der verſchiedenen habsburgiſchen Provinzen der Niederlande im Alter von ſechszehn Jahren erklärt. Die Völker ſind gewöhnlich unter unbedeutenden Fürſten am glücklichſten. Philipp der Schöne, welcher nur daran dachte, ſich

*) Weltgeſchichte Buch VI. S. 303. 311. 314.

†) Weltgeſchichte Buch VI. §. 34. S. 220 ff.

gut zu unterhalten und möglichſt viel Geld aus ſeinen Ländern zu ziehen, ſtörte die Niederländer verhältnißmäßig nur wenig in ihrem Entwickelungsgange. Der Handel mit England nahm zu ſeinen Zeiten einen großartigen Aufſchwung, welcher ſelbſt durch die Kriege mit Friesland und Geldern nicht gehemmt wurde. Bis auf die Zeiten des Erzherzogs Philipp hatten ſich die Frieſen ihre Selbſtſtändigkeit bewahrt. An ihre Spitze trat damals ein von ihnen ſelbſt gewählter Graf Edzart, welcher in Emden ſeinen Sitz *) hatte. Der Herzog Albrecht von Sachſen, der Maximilian I. kurz zuvor geholfen hatte, den Aufſtand der Käſebröder zu unterdrücken, dachte, mit leichter Mühe Friesland erobern zu können. Er überredete dieſen ſchwachen Kaiſer, ihn für ſeine Dienſte zum erblichen Statthalter von Friesland zu ernennen. Doch die Frieſen erkannten Albrecht von Sachſen nicht an. Umſonſt ließ der Herzog, als er die Stadt Leuwaarden ſtürmte, die einflußreichſten Bürger lebendig pfählen! Dieſe Grauſamkeit reizte das tapfere Völklein zu noch heftigerem Widerſtande, dem der Herzog nicht gewachſen war. Nicht minder ungerecht, als der Krieg in Friesland, war derjenige von Geldern. Maximilian wollte dem Sohne des Herzogs Adolph von Geldern, Karl, die väterliche Erbſchaft entziehen. Doch der junge Karl von Egmont, welcher mit dem Namen „Achilles von Geldern“ beehrt wurde, fand treue Freunde, mit deren Hülfe er ſich in dem von ſeinen Vorfahren beherrſchten Lande behauptete und nicht ſelten die benachbarten Provinzen durch ſiegreiche Einfälle in Schrecken ſetzte.

Als (1506) Philipp der Schöne zu Burgos in Caſtilien ſtarb, ernannte Maximilian ſeine Tochter Margarètha zur Statthalterin der vereinigten Provinzen. Sie hatte ſchon in früher Jugend den ehrgeizigen Plänen ihres Vaters als Mittel dienen müſſen. Zuerſt war ſie mit Karl VIII. von Frankreich und dann mit dem Infanten von Spanien vermählt worden. Als ſie auf der Reiſe zur zweiten Hochzeit in Gefahr kam von den Wellen des Meeres verſchlungen zu werden, ſchrieb ſie ſich ſelbſt folgende Grabſchrift:

„Hier endete Margot's Herzeleid,
Sie hatte zwei Männer und ſtarb als Maid †).“

Ihr zweiter Gemahl ſtarb unmittelbar nach ihrer Vermählung und ihr dritter, der Herzog von Savoyen, nach einer dreijährigen Ehe. Margaretha war es, welche die Verhandlungen von Cambray (1508) ‡) leitete. Die Niederländer waren übrigens mit ihrer Herrſchaft zufrieden, da ſie nirgends gewaltſam eingriff, und wenn nicht viel Gutes, ſo doch auch nichts beſonders Böſes that.

Wie wenig ſtark die Regierung der Niederlande zu ihrer Zeit war, ergibt ſich daraus, daß die Provinz Holland auf eigene Fauſt mit der Hanſa Krieg führte. Die Frieſen ſetzten ihren Kampf gegen die Erben des (1500) verſtorbenen Herzogs Albrecht von Sachſen fort, Utrecht, welches mit ſeinem Biſchofe im Streite lag, erkannte Karl von Egmont als Schutzherrn an. Mittlerweile war Philipp's des Schönen Sohn, Karl V., unter den Augen ſeiner Tante Margarethe herangewachſen. Als Knabe von fünfzehn Jahren wurde er zum Herzoge von Brabant und Grafen von Flandern und Holland ausgerufen.

§ 47. Karl V. (1515—1556).

Karl's V. Beſtreben ging während ſeiner vierzigjährigen Regierung dahin, im Innern ſeine Herrſchaft unumſchränkt zu machen, und nach Außen hin ſie zu erweitern. Die Religion war ihm nur Mittel zu ſeinen Zwecken. In Spanien erreichte er ſein Ziel mit Hülfe

*) Siehe Weltgeſchichte von G. Struve Buch VI. Seite 118.

†) Ci-gît Margot la gente demoiselle,
Qui eut deux maris, et si mourut pucelle.

‡) S. Weltgeſchichte Buch VI. S. 96. 279. 292. 358. 390.

der Inquiſition und richtete dadurch das Land zu Grunde, in Deutſchland und in den Niederlanden legte er den Keim zu furchtbaren Erſchütterungen und Kriegen, indem er dem rollenden Rade der Zeit in die Speichen fiel.

Weiter oben*) haben wir den Charakter und die Hauptbegebenheiten des Lebens Karl's V. ſchon geſchildert. Es bleibt uns hier nun noch zu ſagen, was ſich insbeſondere auf die Geſchichte der Niederlande bezieht.

Dieſelbe Kurzſichtigkeit, welche Karl V. in den Angelegenheiten Deutſchlands bekundete, und deren Folge war, daß die Reformation während der Zeit ſeiner Regierung die überraſchendſten Fortſchritte machte, legte er auch in den Niederlanden an den Tag. Wie er in Deutſchland den Herzog Moritz von Sachſen erhob, um ſich deſſen zu ſeinen Zwecken zu bedienen, das Werkzeug aber bald zum Werkmeiſter wurde, welcher es ihm ſelbſt zuvor that, ſo war es auch Karl V., welcher in den Niederlanden den Prinzen Wilhelm von Oranien zu Macht und Anſehen brachte, ohne zu ahnen, daß ſein Sohn durch denſelben die Hälfte der Niederlande verlieren würde. Alle Tyrannen haben gern begabte Diener. Sie wiſſen aber nicht, daß jeder derſelben, welcher Charakter und Geſinnung beſitzt, durch den Drang der Verhältniſſe gezwungen wird, früher oder ſpäter ihnen feindlich entgegen zu treten. Nur Menſchen ohne Grundſätze und Selbſtſtändigkeit können ſie in dauernder Unterwerfung erhalten.

Karl V. erreichte nicht ſelten in weltlichen Beziehungen ſeine Zwecke, allein faſt jede Anſtrengung, welche er in dieſer Rückſicht machte, ſchwächte mehr oder weniger die Gegner der Reformation und ſtärkte folgeweiſe dieſe letztere. Um die Provinz Utrecht an ſich zu bringen, verſchaffte er Philipp, dem Baſtard von Burgund, dieſes Bisthum. Dabei hatte Karl einen höchſt bedeutungsvollen Umſtand überſehen. Philipp war ein eifriger Anhänger der Reformation, ein entſchloſſener Feind des römiſchen Aberglaubens, des Prieſter-Cölibats und des Fetiſchdienſtes. Durch ihn zunächſt fand die Reformation in den Niederlanden Eingang. Als der Biſchof Philipp ſtarb, fand deſſen Nachfolger die Provinz zum größten Theile proteſtantiſch. Der neue Biſchof, welcher nicht die Macht beſaß, die Angehörigen ſeines Sprengels mit der ihm zu Gebote ſtehenden Macht wieder unter das römiſche Joch zurück zu bringen, trat zu dieſem Behufe ſeine ganze weltliche Gewalt dem Kaiſer ab (1529). Allein der Graf von Geldern, welcher die Stadt Utrecht damals beſetzt hatte, griff zu den Waffen, und erkämpfte ſich ehrenvolle Bedingungen, welche ihm Karl im Frieden zu Cambray (1529) zugeſtehen mußte. In Friesland hatte der römiſche Unſinn niemals feſte Wurzeln gefaßt, mehr als in einer anderen Provinz Deutſchlands war dort die Bevölkerung auf Luther's Lehren vorbereitet. Der Graf Ezard von Oſtfriesland erklärte ſich offen für die Reformation. Erasmus von Rotterdam war vorſichtiger und ängſtlicher als Luther, doch trugen ſeine Schriften nicht wenig dazu bei, der Reformation in den Niederlanden Bahn zu brechen.

Während der Herrſchaft des burgundiſchen Hauſes hatte die Geiſtlichkeit in den Niederlanden viel von ihrem früheren Anſehen verloren. Die Pfründen waren die Beute ränkeſüchtiger Pfaffen oder niedriger Günſtlinge des Hofes geworden. Der fleißige Bürger galt dort mehr, als der träge Mönch und der läſſige Dorfpfarrer. Arbeit mit Sachkenntniß und Eifer gepaart, führte in den Niederlanden häufiger zu Reichthum und Anſehen, als ein Amt, welches nur einige Fertigkeit in Ceremonien und Gedächtnißkram erforderte.

Die niederländiſche Geiſtlichkeit beſaß weder die Schlauheit und Gewandtheit Loyola's, noch die Grauſamkeit der Inquiſitoren. Nur der weltliche Arm konnte daher der Refor-

*) S. § 33, S. 239.

mation den Eingang in die Niederlande verwehren. Dieſer war aber in dem Lande, welches ſeit mehr als einem Jahrtauſend ſich gewiſſe Freiheiten erhalten hatte, nicht ebenſo mächtig als in Spanien. Die Blüthe des Handels und der Gewerbe war unzertrennlich mit den hergebrachten Rechten des Volkes verbunden. Jeder Eingriff in die Freiheit des Glaubens gefährdete zugleich den Wohlſtand der Bürger. Nach Amſterdam und Antwerpen, dieſen großen Marktplätzen Europa's, ſtrömten aus allen Nachbarländern proteſtantiſche Kaufleute, welche mit ihren Waaren die neuen Lehren Luther's dahin brachten, und welche im Gewühle dieſer großen Städte nicht leicht von den Häſchern des Pfaffenthums aufgefunden werden konnten. Karl ſelbſt führte mit den ſchweizeriſchen und deutſchen Truppen, die er nach den Niederlanden zog, viele eifrige Anhänger der Lehren Luther's dahin. Zahlreiche Flüchtlinge aus England, Frankreich und Deutſchland, welche lieber ihrem alten Vaterlande, als ihrem neuen Glauben entſagen wollten, fanden bei Geſinnungs-Genoſſen in den Niederlanden freundliche Aufnahme und bereitwillige Zuhörer. Damals beſtand in Europa noch nicht jenes fluchwürdige Polizeiſyſtem, welches in unſeren Tagen jede Bewegung der Freiheit ſchon im Keime zu erſticken ſucht. In den Niederlanden zumal, woſelbſt die ſtädtiſchen Obrigkeiten eine gewiſſe unabhängige Gewalt beſaßen, vermochte der oberſte Herrſcher nur wenig, inſofern er nicht mit Heeresmacht gezogen kam, ſeinen Geboten Nachdruck zu geben. Wie fremde Proteſtanten in den Niederlanden den Saamen der Reformation ausſtreuten, ſo ſammelten ihn auch die Niederländer auf ihren Reiſen im Auslande und pflanzten ihn bei ihrer Rückkehr in befruchtenden Boden. Viele Söhne des niederländiſchen Adels bildeten ſich zu Genf aus, und verbreiteten Calvin's Lehren unter ihren Standesgenoſſen und in weiteren Kreiſen. Die Schriften, welche in Deutſchland mit ſo großem Eifer geleſen wurden *), drangen auch in die Niederlande ein und wirkten daſelbſt mit gleicher Kraft. Ganze Geſellſchaften von Rednern (Rederyker), zogen durch die Provinzen, verſpotteten in Liedern und theatraliſchen Vorſtellungen die Mißbräuche der katholiſchen Kirche und griffen ſie in ernſter Rede an. Mit überraſchender Geſchwindigkeit theilte ſich die Gährung der Gemüther von Deutſchland, Frankreich und der Schweiz aus den Niederländern mit; namentlich waren es die nördlichen Provinzen, welche die Reformation mit Innigkeit und Wärme erfaßten. Nur die Furcht vor Strafe hielt die Zögernden ab, ſich ihr anzuſchließen. In Deutſchland durfte Karl V. es nicht wagen, mit Gewalt die neue Lehre zu unterdrücken. Der kaiſerlichen Macht boten Fürſten und Städte einen unüberwindlichen Widerſtand. In den Niederlanden aber ließ der Kaiſer ſeiner Verfolgungswuth freien Lauf. Er bekämpfte die Reformation durch die blutigſten Geſetze. Unter den ſtrengſten Strafen verbot er das Leſen der Evangelien und der Briefe der Apoſtel, alle öffentlichen und geheimen Verſammlungen zu religiöſen Zwecken, ſogar jedes religiöſe Geſpräch am heimiſchen Heerde und bei Tiſche. Beſondere Gerichte, welche Karl V. in allen Provinzen niederſetzte, ſollten über die Vollſtreckung ſeiner Glaubensgeſetze wachen. Selbſt der Gedanke wurde verpönt. Wer ſogenannte ketzeriſche Meinungen hegte, ſollte ohne Unterſchied des Ranges, ſein Amt verlieren. Des Todes ſchuldig wurde erklärt, wer ſogenannte ketzeriſche Lehren verbreitete, oder auch nur den Verſammlungen der Prediger des neuen Glaubens beiwohnte. Selbſt der Widerruf und die Abſchwörung der neuen Lehre ſollte das unglückliche Opfer pfäffiſcher Glaubenswuth nicht retten, ſondern nur eine minder ſchmerzliche Todesart zur Folge haben. In offenbarem Widerſpruche mit den Landesgeſetzen zog Karl V. die Lebensgüter der Verurtheilten ein, ſtellte er den Bürger vor ein ausländiſches Gericht und gab ihn ſo der Willkür ſeiner Despotenknechte Preis. Als Karl V. die Proteſtanten Deutſchland's im ſchmalkaldiſchen Kriege

*) S. oben §. 2. 4. 6.

beſiegt hatte, traf er ſchon Anſtalten, die ſpaniſche Inquiſition mit allen ihren Gräueln in den Niederlanden einzuführen. Die Furcht vor dieſem teufliſchen Gerichte genügte, eine erſchütternde Handelskriſis in Antwerpen herbeizuführen. Die fremden Kaufleute machten ſich bereit, abzureiſen. Handel und Wandel ſtand ſtille. Die Grundſtücke ſanken im Werth. Der Despot, welcher ſich ſelbſt eine reiche Geldquelle nicht zu Grunde richten wollte, mußte wenigſtens dieſer großen Handelsſtadt einige Zugeſtändniſſe machen. Doch auf dem Lande und in den übrigen Provinzen vergoſſen Karl's V. geiſtliche Henker das Blut unſchuldiger Menſchen in Strömen! Nicht weniger als fünfzig tauſend ließ dieſer fluchwürdige Tyrann während ſeiner Regierung in den Niederlanden des Glaubens wegen hinrichten! Durch ſolche Mittel allein konnte er verſuchen, den alten Aberglauben und die römiſche Schreckensherrſchaft aufrecht zu erhalten. Eine Religion, deren zuverläſſigſte Stütze der Henker iſt, bricht ſich ſelbſt den Stab. Sie kann als Glauben keinen Werth haben, und kann nur frechen Despoten als Polizei-Anſtalt dienen. Doch der Geiſt der Freiheit iſt mächtiger, als die Wuth der Zwingherren. Umſonſt errichtete Karl in den Niederlanden ſeine Scheiterhaufen, vergeblich trat er die alten Geſetze und Gewohnheiten der vereinigten Provinzen, die er beſchworen hatte, mit Füßen. Er konnte zwar Tauſenden auf dem Schaffote das Leben rauben und ſelbſt eine Art von Inquiſitionsgericht aufſtellen, die Niederlande waren mit Deutſchland, England und Frankreich, woſelbſt die geiſtige Bewegung eine ſo große Gährung hervorrief, zu innig verbunden, als daß eine vollſtändige Abſchließung derſelben möglich geweſen wäre. Die niederländiſchen Obrigkeiten hatten keine Freude an Hinrichtungen des Glaubens wegen. Sie ſchritten zu denſelben nur, wenn ſie durch die perſönliche Anweſenheit Karl's dazu angeregt wurden. Zum Glücke hielt er ſich aber nur ſelten und vorübergehend in den Niederlanden auf. Kaum hatte er dem Lande den Rücken gewendet, ſo tauchten die Prediger wieder auf, welche dem Volke Luther's Lehren mittheilten. Der Unwillen über die von Karl angeordneten Verfolgungen der Proteſtanten dauerte aber fort und theilte ſich nicht ſelten auch eifrigen Katholiken mit, weil manche derſelben nicht mit Gleichgültigkeit die Verletzung der Landesgeſetze betrachteten, und befürchten mußten, daß, wenn es dem mächtigen Beherrſcher zweier Welten gelingen ſollte, in einer Beziehung ſich über die Landesverfaſſung hinwegzuſetzen, dieſe bald gänzlich untergehen möchte

Während des Kaiſers Abweſenheit vertrat ihn ſeine Schweſter, die verwittwete Königin Marie von Ungarn, welche ohne den guten Willen der Niederländer wenig oder nichts vermochte, da ihr kein ſtehendes Heer zur Verfügung ſtand und Fremde in den Niederlanden zu keinen obrigkeitlichen Aemtern ernannt werden durften. Als Gent ſich (1538) die Abgaben nicht gefallen laſſen wollte, welche Karl ohne Berückſichtigung der Privilegien der Stadt erhob, und es darüber zu einem Aufſtande kam, mußte der Kaiſer in Perſon aus Spanien herbeieilen, um die widerſpenſtigen Bürger wieder zu unterwerfen (1540). Die Genter wagten nicht, Karl, als er an der Spitze eines Heeres gegen die Stadt zog, den Eingang ſtreitig zu machen, und mußten für ihren leichtſinnig begonnenen Aufſtand ſchwer büßen. Den Privilegien der Stadt und dem in den Niederlanden beſtehenden Herkommen, demzufolge nie ein Stand durch den Beſchluß der Mehrheit gebunden werden konnte, ſetzte er die Verfügung des von ihm durchaus abhängigen Staatsrathes und der ihm unbedingt ergebenen Ritter des goldenen Vließes entgegen. Er erklärte (am 24. April 1540): Gent und andere Stände ſollen fortan an den Ausſpruch der Mehrheit der Staaten gebunden ſein. Ein Graf von Flandern ſolle künftig den Gentern nichts anderes beſchwören, als daß er der Einrichtung folgen wolle, welche der Kaiſer der Regierung zu geben im Begriffe ſtehe. Die Genter hätten das Verbrechen der beleidigten Majeſtät begangen und dadurch ihre Vorrechte, Leiber und Güter, ihre Waffen und ihre Sturmglocke Roeland

verwirkt." Hierzu kamen noch ſchwere Geldſtrafen. Der ganze Stadtrath und dreihundert und fünfzig andere Bürger mußten im Hemde und mit einem Stricke um den Hals den Kaiſer kniend um Gnade bitten. Sechs und zwanzig Bürger ließ Karl enthaupten, außerdem viele einkerkern und verbannen. Auf dieſe Weiſe dämpfte er zwar den Aufſtand der Genter, allein alle Niederländer erhielten zugleich die Lehre, nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, wenn ſie einem Gebieter den Gehorſam aufgekündigt hätten.

Durch den Machtſpruch, welchen Karl V. bei Gelegenheit des Aufſtandes von Gent abgab, untergrub er nicht nur die Verfaſſung dieſer Stadt, ſondern zugleich auch diejenige ſämmtlicher Provinzen der Niederlande. Bis dahin war jedes einzelne Herzogthum, jede einzelne Grafſchaft oder Herrſchaft nach ihren eigenthümlichen Geſetzen und Gewohnheiten regiert worden, ohne daß die Verfaſſung der übrigen Provinzen maßgebend geweſen wäre. Indem Karl V. ſämmtliche Provinzen dem Urtheile ſeines Staatsraths und der Richter des goldenen Vließes unterordnete, ſchuf er eine höchſte Gewalt, welche früher nicht beſtanden hatte, und neben welcher die Verfaſſungen der einzelnen Provinzen todte Buchſtaben waren. Allerdings mochte es einem Herrſcher, welcher ſo viele Reiche unter ſeinem Scepter vereinigte, ſehr unbequem ſein, einen kleinen Theil ſeines Gebietes nach ſiebenzehn verſchiedenen Verfaſſungen beherrſchen zu müſſen; allein den Bewohnern deſſelben war es nicht blos unbequem, ſondern läſtig und gefährlich, der Willkür eines durch Spanien an unbedingten Gehorſam gewöhnten Despoten preis gegeben zu werden. Sie duldeten zwar, daß Karl V. ihre Gerichte dem königlichen Rathe zu Brüſſel, ihre Privilegien den Beſchlüſſen der Generalſtaaten unterordnete und viele Ausländer zu Vollſtreckern ſeines Herrſcherwillens ernannte, allein er erregte dadurch gerechte Erbitterung. Die materiellen Vortheile, welche den Niederländern die Verbindung mit Spanien bot, wogen die Gefahren nicht auf, womit dieſelbe ihre Freiheit bedrohte, und die Kriege, in welche Karl V. ſie verflocht, brachten ihnen mehr Schaden, als er wieder gut machen konnte. Die fremden Söldner endlich, die er in das Land einführte, die Werbungen, die er darin anſtellen ließ, mußten ihnen klar machen, daß zwiſchen ihnen und dem Kaiſer nicht das Recht, ſondern nur die Gewalt den Ausſchlag gebe. So legte Karl V. ſchon die erſten Keime jenes Krieges, welcher unter ſeinem Nachfolger ausbrach und die Macht der ſpaniſchen Monarchie in ihren Grundfeſten erſchütterte.

Als Karl V. die Herrſchaft über die Niederlande antrat, waren die Provinzen Utrecht, Geldern und Friesland noch von ihm unabhängig. Die Erhebung Philipp's von Burgund auf den Biſchofsſtuhl von Utrecht entfremdete dem Kaiſer dieſe Provinz noch mehr. So lange Karl von Geldern lebte, gelang es dem mächtigen Beherrſcher zweier Welten nicht, deſſen Gebiet an ſich zu ziehen. Im Bunde mit Frankreich wurde ihm der Achilles von Geldern oft ein ſehr gefährlicher Gegner. Zwar kaufte Karl V. den Erben des Herzogs Albrecht von Sachſen ihre Anſprüche auf Friesland ab. Allein damit gewann er nicht viel, weil in Oſtfriesland ſich der Graf Edzard, in der Provinz Gröningen aber der Graf von Geldern ſeit den letzten Zeiten der Regentin Margaretha und des Kaiſers Maximilian I. behaupteten. Erſt nach des letzteren Tode (1543), trat Karl V. in den dauernden Beſitz der Provinzen Utrecht, Friesland, Gröningen und Geldern ein.

Trotz der faſt ununterbrochenen Kriege, welche Karl V. führte, und der nach damaligen Begriffen unermeßlichen Geldſummen, welche er aus den Niederlanden zog, hob ſich der Wohlſtand der Bevölkerung zuſehends. Aus England und Spanien führten die Niederländer für vier Millionen Goldgulden Wolle ein, welche ſie verarbeiteten und zum größten Theile in Geſtalt von Tuchen wieder ausführten. Der Häringfang, in welchem mit den Seeländern keine andere Nation wetteifern konnte, beſchäftigte zugleich Fiſcher, Schiffer und Kaufleute. Ein großer Theil der europäiſchen Chriſtenheit wurde durch ſie mit Faſten-

speisen versehen. Dennoch war bei ihnen die Idee mächtiger, als der Gedanke des Gewinnes. Denn als sie zu wählen hatten zwischen der katholischen Religion nebst ihren Fastengesetzen und der Reformation, wählten sie die letztere, obgleich sie befürchten mußten, dadurch ihren Häringshandel ganz oder doch zum größern Theile zu verlieren.

Die demüthigenden Erfahrungen, welche Karl V. machte, als er in Deutschland zugleich die Verfassung und die Reformation unterdrücken wollte, hielten ihn nicht ab, nach diesem doppelten Ziele auch in den Niederlanden zu streben. Die alte Religion, welche ihm als Mittel zur Knechtung der Völker diente, war ihm lieb, und wollte er aufrecht erhalten, die hergebrachten Verfassungen seiner Völker aber, welche der Willkür Schranken zogen, waren ihm verhaßt. Sie sollten sich vor seinen Launen beugen. Den Grimm, welchen Karl V. nach seiner in Deutschland erlittenen Niederlage empfand, wollte er an den Niederländern auslassen. Er schärfte die schon zu harten Gesetze wider die Protestanten und führte von der spanischen Inquisition soviel als er konnte, in den Niederlanden ein. Allein der Krieg mit Frankreich, seine zunehmenden Geistes- und Körperleiden lähmten seine Kraft. Noch war es ihm nicht gelungen, die vielen freiheitlichen Bestimmungen der Verfassungen der verschiedenen Provinzen, welche die Bürger vor den Uebergriffen der Ketzerrichter schützten, über den Haufen zu werfen. Selbst die Bischöfe boten nicht alle willige Hand zur Vollziehung der grausamen Gesetze des spanischen Despoten.

Zu den Zerwürfnissen mit den Niederländern und den Deutschen, zu dem Kriege, den Karl V. mit den Franzosen führte, und zu den Zwistigkeiten, in welche er mit seinem Bruder Ferdinand und dessen Sohne Maximilian gerathen war, kam noch eine Spannung mit seinem Sohne Philipp hinzu. Vergebens forderte der Kaiser diesen auf, sich zu ihm nach den Niederlanden zu begeben. Dieselbe maßlose Herrschsucht, welche den Vater sein ganzes Leben hindurch unstät hin und her getrieben hatte, wohnte auch in der Brust des Sohnes. Nur als Herrscher, nicht als Unterthan wollte Philipp sich in den Niederlanden zeigen. So drang er dem alternden Vater den Entschluß ab, zu seinen Gunsten die Kronen, die er trug, nieder zu legen. Gedemüthigt durch die in Deutschland erlittene Niederlage, welche seine Stellung den Franzosen gegenüber gefährdete, unzufrieden mit sich selbst und dem Schicksale, zog sich Karl V. nicht, wie Vespasian, um im Schooße der Natur von den Mühen der Vergangenheit auszuruhen, sondern um in Trägheit seinen Lieblings-Neigungen fröhnen zu können, von dem Schauplatze des Lebens zurück.

Am 25. Oktober 1555 versammelte Karl V. zu Brüssel die Generalstaaten der Niederlande um sich. Mit der rechten Hand stützte er sich auf einen Stock, mit der linken auf die Schulter Wilhelm's von Nassau, Prinzen von Oranien, als er in den Saal eintrat. Unter den Thronhimmel von Burgund waren drei Lehnstühle gestellt worden. Auf dem mittleren nahm Karl, auf dem zur Rechten sein Sohn Philipp, zur Linken seine Schwester Maria von Ungarn, die Regentin des Landes Platz. Der Präsident des Rathes von Flandern, Philibert von Brüssel, eröffnete den Ständen, auf Befehl des Kaisers, in schwülstigen Redensarten die Gründe, welche den Beherrscher der Niederlande bestimmten, die Regierung in die Hände seines Sohnes nieder zu legen. Dann erhob sich Karl V., wiederum gestützt auf seinen Stock und Wilhelm von Nassau, und fügte selbst noch eine ziemlich lange Rede hinzu, die er mit den an Philipp gerichteten Worten schloß: „Mein Sohn, wenn mein Tod Sie in den Besitz dieser Provinzen setzte, verdiente ich Ihren Dank für ein so reiches Erbe, um so mehr, weil Sie durch meinen Willen, und weil Ihr Vater dem Tode vorgreifen will, in den Genuß dieser Erbschaft treten." Sehr bezeichnend setzte Karl bei: „Mögen Sie nicht, wie ich, gezwungen sein, zu Gunsten Ihres Sohnes vor der Zeit abzudanken!" Philipp wußte nur zu antworten, daß der Bischof von Arras (der jüngere Granvella), dem er sein Herz eröffnet habe, statt seiner sprechen werde, da er es weder

in franzöſiſcher, noch in flamandiſcher Sprache könne. Am 27. Oktober leiſteten die Stände des Reiches dem neuen Herrſcher den Eid der Treue. Philipp ergriff die Zügel der Herrſchaft. Faſt ein Jahr verging, bevor ſich Karl V., am 12. September 1556, nach Spanien einſchiffte.

Alle dieſe Nebenumſtände der Abdankung Kaiſer Karl's ſind von Bedeutung, denn ſie werfen, ungeachtet des verhüllenden Schleiers von Ceremonien und Redensarten, ein helles Licht auf die Charaktere der handelnden Perſonen. Karl V. ſchärfte nicht umſonſt ſeinem Sohne die Pflicht der Dankbarkeit ein. Er wußte wohl, daß Philipp dieſe Tugend nicht beſaß. Nur zu bald mußte Karl erfahren, daß Philipp ſeine letzten Wünſche wenig berückſichtige. Obgleich der Kaiſer ſchon im Juni 1553 ſeinem Sohne den Auftrag gegeben hatte, an der Seite des Kloſters Juſte ein Haus bauen zu laſſen, welches groß genug ſei, ihn und ſeine Diener aufzunehmen, ſo war daſſelbe doch gegen Ende des Jahres 1556 noch nicht fertig geworden. Karl V. mußte drei Monate in dem Städtchen Xarandilla zubringen, bevor er nach Juſte ziehen konnte (3. Februar 1557). Während Karl dort ſeinem Tode entgegen ging, und Philipp mit ſeinen despotiſchen Gelüſten mehr und mehr hervortrat, bereitete ſich der Jüngling, auf den ſich der Kaiſer bei ſeiner Abdankung geſtützt hatte, zu der großen Rolle vor, die er auf der Weltbühne ſpielen ſollte.

§. 48. Philipp's II. erſte Zeit (1555—1567).

Unter den zahlreichen Despoten, die uns die Geſchichte vorführt, iſt ſchwerlich ein einziger, welcher die Entrüſtung, den Abſcheu und den Ekel aller geſunden Menſchen in ſo hohem Grade anregt, als Philipp II. von Spanien. Er vereinigte in ſich die Heuchelei und die Verfolgungswuth der verruchteſten Pfaffen mit der Herrſchſucht der blutdürſtigſten Könige und der Ausſchweifung der verkommenſten Wollüſtlinge. Sein Ende war ſeines Lebens würdig: der katholiſche König wurde von Läuſen aufgefreſſen. Beſtimmter als irgend ein anderer Menſch macht er uns anſchaulich, wozu die katholiſche Religion führt, wenn man ſich ihrem Dienſte mit Leib und Seele widmet. Kein ſyriſcher oder indiſcher Despot ſchlachtete ſeinem Moloch oder Jaggernaut ſo viele Opfer, als Philipp ſeinem Gotte. Keine heidniſche Religion, dieſes erhellt aus Philipp's II. Leben, kann mit ſo gutem Rechte die blutige genannt werden, als diejenige, welche von ihren Anhängern als katholiſche, als allgemeine geprieſen wird. Philipp II. verhält ſich zu der römiſchen Kirche, wie ſein Gegner Wilhelm von Naſſau zu der proteſtantiſchen. Wer könnte zwiſchen Beiden ſchwanken?

Als Philipp die Herrſchaft über die Niederlande antrat, ja ſchon früher, als er ſich weigerte, ſeinen kranken Vater daſelbſt zu beſuchen, falls ihm dieſer nicht ſofort ſeine Rechte auf dieſelben übertragen wollte, — war ſein Entſchluß gefaßt, der Freiheit des Volkes auf religiöſem und politiſchem Gebiete die Art an die Wurzel zu legen. Seinem herriſchen Gemüthe ſagte der friſche Muth und der muntere Geiſt, den ſich die Niederländer ſelbſt unter der Zuchtruthe Karl's V. erhalten hatten, nicht zu. Er zog den gekrümmten Nacken und das gebeugte Knie ſeiner Spanier dem freien Blicke und dem aufrechten Gange des Niederländers vor. Sie ſollten ſich auch beugen und krümmen, wie jene. Alſo wollte es Philipp. Sie ſollten glauben, was er ihnen vorſchrieb, bezahlen, was er verlangte und in allen Dingen ihren Willen dem ſeinigen unterordnen. Um die Mittel zu dieſem Zwecke war Philipp nicht verlegen. Meineid und Meuchelmord, Preisgebung treuer Diener und maſſenhafte Abſchlachtung der Feinde galt ihm gleichviel. Den Umſtänden nach freundlich oder drohend, nachgiebig oder ſchroff behielt er ſein Ziel ſtets im Auge. Unter dem Aushängeſchilde einiger Milde bereitete er die blutigſten Maßregeln vor. Wenn er den For-

derungen des Volkes nachzugeben schien, geschah es nur, um es desto tiefer zu kränken, desto unbarmherziger unter die Füße zu treten.

Schon die äußere Erscheinung des Despoten war im höchsten Grade abstoßend. Als Jüngling zeigte er sich in England, Deutschland und in den Niederlanden, um durch die Gunst der Großen die Herrschaft über diese Länder zu gewinnen. Der Wille seines Vaters verschaffte ihm die Niederlande, allein Deutsche und Engländer wandten sich mit Schaudern von ihm ab.

Jeder Schritt, den Philipp vom Tage des Antritts seiner Regierung in den Niederlanden that, war auf die Täuschung des Volkes berechnet. Er fühlte sich nicht stark genug, die in den Herzen und in den Gewohnheiten der Niederländer fest wurzelnde Verfassung derselben durch einen kräftigen Stoß über den Haufen zu werfen. Alle Maßregeln, die er traf, waren aber auf deren Untergrabung berechnet. Um die Stände willig zu machen, die von ihm begehrten Abgaben zu gewähren und die von ihm eingesetzte Regierung zu genehmigen, gab er sich, als er im Begriffe stand, für immer Spanien zu seinem Aufenthalte zu wählen, den Schein, als gedenke er, in kurzer Zeit zurück zu kehren. An die Spitze der Regierung stellte er seine Halbschwester, Karl's V. natürliche Tochter Margaretha, Herzogin von Parma. Ihr zur Seite setzte er aber mit weit größeren, ihm allein nur bekannten Vollmachten den Bischof von Arras, Anton Perrenotte von Granvella, ein blindes Werkzeug seines despotischen Willens. Die Niederländer hätten in ihrer Wahl nur zwischen dem Grafen von Egmont und dem Wilhelm von Oranien geschwankt, da diese beiden Männer, der eine als Krieger, der andere als Staatsmann die größten Fähigkeiten an den Tag gelegt, und die glänzendsten Verdienste um das Volk sich erworben hatten. Margarethe, wenn sie nicht bloß den Titel, sondern auch die Gewalt einer Statthalterin besessen hätte, wäre ihnen erträglich gewesen. Allein sie sollte nur repräsentiren. Den Willen Philipp's zu vollstrecken, war Granvella berufen. In ganz ähnlicher Weise war der Regentschaftsrath zusammen gesetzt. In demselben hatten zwar Egmont, Oranien und der Graf von Horn Sitz und Stimme, allein die Kreaturen Philipp's bildeten die überwiegende Mehrheit, obgleich es dem Despoten nicht gelang, den spanischen Herzog von Feria hinein zu bringen. Granvella, Viglius von Zuichem, der Graf von Barlaimont und andere, welche eine geheime Kamarilla um die Statthalterschaft bildeten, waren bereit, jeder Gewaltmaßregel des Königs den Stempel der Gesetzlichkeit aufzudrücken. Doch der spanische Tyrann zählte nur die Stimmen, er wog nicht deren Schwere. Darum scheiterten am Ende doch alle seine Pläne.

Wilhelm von Oranien, welcher die Absichten Philipp's durchschaute und von dessen Geheimnissen genaue Kenntniß besaß, bewirkte durch seinen Einfluß, daß die Generalstaaten, weit entfernt, die von ihnen verlangten Abgaben auf unbestimmte Zeit hinaus zu gewähren, darauf drangen, daß die Steuern vermindert, die fremden Truppen aus dem Lande gezogen und nur Landeseingeborenen Aemter mit Verantwortlichkeit anvertraut werden sollten.

Am 20. August 1559 schiffte sich Philipp nach Spanien ein, voll von Grimm gegen die Niederlande überhaupt und den Prinzen von Oranien insbesondere, dem er, nicht ohne Grund, die Unwillfährigkeit der Generalstaaten beimaß.

Kurz zuvor (April 1559) war der Frieden von Chateau-Cambresis abgeschlossen worden. Den Niederländern hatte es Philipp zu danken, daß derselbe für ihn so vortheilhaft ausfiel. Graf Egmont hatte in der Schlacht von St. Quintin den Ausschlag gegeben und bei Gravelingen allein den Sieg gewonnen. Das hielt aber den Despoten nicht ab, sich von dem Könige der Franzosen in einem geheimen Artikel versprechen zu lassen, ihm mit seiner ganzen Heeresmacht beizustehen, falls die Niederländer sich widerspenstig

zeigen sollten. Wilhelm von Oranien erhielt durch den König von Frankreich selbst Kenntniß von dieser Bestimmung, welche den unmittelbaren Zweck hatte, mit Hülfe französischer Söldner die Reformation und die Verfassung der Niederländer gewaltsam zu vernichten.

Dieser geheime Artikel des Friedens-Vertrags beweist deutlich, daß Philipp schon im Anfange des Jahres 1559 voraussah, daß die von ihm beabsichtigten Maßregeln die Niederländer zum Aufstande treiben müßten, und daß er damals schon nur auf die Mittel sann, denselben im Blute des Volkes zu ersticken. Im Hinblicke auf die ihm zugesicherte französische Hülfe konnte Philipp in's geheim lächeln, als die Niederländer die Abberufung der in ihrem Gebiete befindlichen spanischen Truppen verlangten. Dennoch zögerte er mit der Erfüllung dieses Verlangens mehr als drei Jahre lang. Erst im December 1560 rief er das wilde Raubgesindel, welches das Volk fast zur Verzweiflung gebracht hatte, ab. Mittlerweile waren aber zu den alten Beschwerden viele neue hinzu gekommen.

Nur mit Hülfe der Inquisition und der Jesuiten glaubte Philipp den erwachten Freiheitsgeist der Niederländer brechen zu können. Um diese furchtbaren Geißeln der Menschheit mit Erfolg in den Niederlanden einführen zu können, mußte er die ganze kirchliche Verfassung des Landes umstürzen. Dazu reichte ihm der Papst willig die Hand. An die Stelle der vier Bischöfe von Utrecht, Arras, Cambray und Tournay, welche bisher von den Capiteln frei erwählt worden waren, und die gesammten Niederlande umfaßten, traten vierzehn, welche der König ernannte und der Papst bestätigte. Mecheln und Utrecht wurden zu Erzbisthümern erhoben, letzteres dem verhaßten Granvella nebst dem Cardinalshute ertheilt, und sämmtliche Bischofssitze mit den Gütern der reichsten Abteien mit ansehnlichen Einkünften ausgestattet.

Durch diesen Gewaltstreich machte Philipp auf einmal die gesammte römisch-katholische Geistlichkeit der Niederlande von sich unbedingt abhängig. Er ernannte zu Bischöfen nur blinde Werkzeuge seiner Verfolgungswuth und gedachte, durch sie die Reformation mit Stumpf und Stiel ausrotten zu lassen. Auch die Staatsverfassung wurde dadurch vollständig untergraben. Denn die Geistlichkeit nahm in der allgemeinen Ständeversammlung den ersten Platz ein. An die Stelle frei gewählter Bischöfe und Aebte traten Philipp's Kreaturen. Von diesen ließ sich kein Widerstand gegen irgend einen Uebergriff des Despoten, sondern nur Billigung und Genehmigung jedweder tyrannischen Maßregel erwarten.

Die Niederländer, welche unter Karl V. fünfzig tausend ihrer Mitbürger des Glaubens wegen hatten abschlachten sehen, ohne zu den Waffen zu greifen, ließen sich auch diese eigenmächtige Veränderung ihrer kirchlichen und staatlichen Verfassung gefallen, jedoch nicht ohne Murren und deutliche Zeichen steigender Unzufriedenheit. Statt aber in Philipp selbst die eigentliche Ursache aller gegen ihre Freiheiten gerichteten Bestrebungen zu erkennen, warf sich der ganze Haß der Nation auf Granvella. Oranien, Egmont und Graf Horn erklärten der Statthalterin (1562), sie würden den Sitzungen des Staatsraths, so lange Granvella Mitglied desselben sei, nicht mehr beiwohnen. Endlich (März 1564) erlaubte der König dem verhaßten Minister, welcher selbst seine Stellung unerträglich fand, sich zurück ziehen zu dürfen. Natürlich blieb aber alles beim Alten, weil Viglius und Barlaimont statt Granvella's von nun an den königlichen Willen vollzogen, und die neu eingesetzten Bischöfe ganz im Geiste des Tridentiner Concils, dessen Beschlüsse in den Niederlanden durch den König verkündet worden waren, gegen die Protestanten wüteten. Damit noch nicht zufrieden, traf Philipp sogar Anstalten, die spanische Inquisition, gegen welche sich die Niederländer so lange und so heftig gesträubt hatten, endlich einzuführen. Diejenigen Mitglieder der Regentschaft, welche nicht an Philipp verkauft waren, zogen sich von den Berathungen zurück, in welchen ihre Stimme nicht gehört wurde. Die Häscher der Glaubensrichter lauschten an allen Ecken und drangen selbst in die verborgensten Ge-

mächer des Familienlebens ein. Die Verhaftungen und Hinrichtungen mehrten ſich auf furchtbare Weiſe. Nur in den Provinzen Holland, Seeland und Utrecht, deren Statthalter Wilhelm von Oranien war, konnten die verruchten Henker des Pfaffenthums ihre Opfer nicht zur Schlachtbank führen. Da und dort erhob ſich das Volk, um die Mitbürger zu befreien, oder ſie gegen die Schergen Philipp's und des Papſtes zu ſchützen.

Die Frage war, ſollten die Niederländer länger das ſchimpfliche Joch des ſpaniſchen Despoten tragen? Sollten ſie zugeben, daß ihre edelſten Bürger auf den Scheiterhaufen der Glaubensrichter verbrannt, oder in deren Kerker zu Tode gemartert würden? Sollten ſie ſich in denſelben Zuſtand geiſtigen Stumpfſinns und finſtern Aberglaubens gewaltſam verſetzen laſſen, welcher auf Spanien laſtete? Noch war nicht alle Kraft aus dem Volke entſchwunden. Der Augenblick der Entſcheidung war gekommen. Doch mit großer Aengſtlichkeit und faſt übertriebener Vorſicht entſchloß ſich das durch Karl's V. lange Zwingherrſchaft auf Philipp's blutige Regierung vorbereitete Volk der Niederländer zum Widerſtande.

Am 25. März 1566 gründete Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde einen Verein, deſſen Mitglieder ſich eidlich verpflichteten, das Land erforderlichen Falles mit Waffengewalt gegen die Einführung der Inquiſition und den Umſturz der Landesgeſetze zu ſchützen. Die Urkunde, welche Anfangs nur neun Männer außer Marnix unterzeichneten, wurde Kompromiß genannt. Sie bildete den Felſen, an welchem ſich Philipp's Macht brach. Bald zählte ſie viele tauſend Unterſchriften, darunter die Namen ſelbſt katholiſcher Prieſter und bekannter Royaliſten. Denn auch dieſe hegten Abſcheu vor ſpaniſcher Inquiſition und Tyrannei. Am 5. April begaben ſich mehrere hundert der Unterzeichner des Kompromiſſes aus den nördlichen Provinzen nach Brüſſel und übergaben in feierlichem Zuge ihre Forderungen der Statthalterin. Oranien, Egmont und Horn geſellten ſich zu ihnen des Abends, als der Graf von Brederode ſie im Cuylenburg'ſchen Palaſte bewirthete, und gaben dadurch deutlich die Sympathien zu erkennen, welche ſie für die Sache der Freiheit hegten. Der Graf von Barlaimont hatte die Männer des Kompromiſſes gueux (Bettelvolk) genannt, als dieſe vor der Statthalterin erſchienen. In der That waren viele derſelben durch Zurückſetzung und Verfolgung von Seiten der Regierung in ihren Vermögensverhältniſſen herunter gekommen. Sie ſchämten ſich ihrer Armuth nicht, und ergriffen mit Begeiſterung als Parteinamen die Bezeichnung, welche ein gehäſſiger Gegner ihnen im Uebermuthe, den ihm ſein blutbefleckter Reichthum einflößte, beigelegt hatte. Die entſchloſſenen Männer, welche zuerſt es wagten, dem ſpaniſchen Tyrannen Trotz zu bieten, nannten ſich Geuſen. Bald ſchon flog ihr Namen auf den Fittigen des Sturmes von Land zu Land und von Meer zu Meer.

Von einem Ende zum andern wurden die Niederlande durch ſie in Aufregung gebracht, Die Geuſen erkannten ſich gegenſeitig an dem Bettelſack und einem Bündel Pfeile, den von ihnen gewählten Parteizeichen. Die Obrigkeiten wagten nicht, gegen ſie einzuſchreiten. Im Bewußtſein ihrer großen Zahl verloren die Geuſen und alle, welche, auch ohne das Kompromiß unterzeichnet zu haben, das Joch des ſpaniſchen Despoten mit Widerſtreben trugen, die Furcht, welche bisher ſie regungslos gehalten, oder doch gezwungen hatte, ſich in den Schleier des Geheimniſſes zu hüllen. Die Kühnheit der Geuſen theilte ſich ſchnell Tauſenden von Geſinnungsgenoſſen mit. Auf religiöſem Gebiete war der Druck am furchtbarſten geweſen, auf dieſem that ſich folgerichtig zuerſt der Gegendruck des Volkes kund. Begeiſterte Prediger ſprachen öffentlich zum Volke, während ſie früher nur im Dunkel der Nacht mit Lebensgefahr zu kleinen Verſammlungen hatten ſprechen können. Hermann Stricker aus Overyſſel, Peter Datheen von Poperingen und Ambroſius Villa thaten ſich unter dieſen beſonders hervor. Viele Tauſende verſammelten ſich um ſie und konnten, im Hinblicke auf die ſie bedrohenden Gefahren und in dem vollen Bewußtſeln, daß Philipp

ihnen niemals Freiheit des Glaubens gewähren würde, dem gerechten Haſſe, den ſie gegen die ſie bedrückenden Pfaffen hegten, keine Schranken zieben. In der Nähe von St. Omer brach eine Schaar aufgeregter Menſchen in die Kirchen, zerſchlug die Bilder, die Reliquienkaſten und alle übrigen Fetiſche, welche die bethörten Knechte des Pfaffenthums als heilig verehrten. Aehnliche Vorfälle trugen ſich in Ypern, Lille, Antwerpen, Gent, Valenciennes, Tournay, Mecheln und anderen Städten zu. In Flandern und Brabant wurden über 400 Kirchen auf ſolche Weiſe heimgeſucht. In die nördlichen Provinzen drang dieſe Bewegung nur wenig ein. Friesland, Geldern und Holland, alſo gerade diejenigen Gegenden, in welchen der Proteſtantismus die größten Fortſchritte gemacht hatte, blieben gänzlich verſchont.

Dieſe Bilderſtürmer ſind von den meiſten ſowohl proteſtantiſchen, als katholiſchen Geſchichtſchreibern mit übertriebener Härte verdammt worden. Wie die Ritterburgen fallen mußten, wenn dem Fauſtrecht geſteuert werden ſollte, ſo müſſen die Sitze des Pfaffenthums: Kirchen und Klöſter untergehen, wenn dem Aberglauben ein wirkſamer Damm entgegengeſetzt werden ſoll. Die niederländiſchen Bilderſtürmer fehlten nur inſofern, als ſie nicht planmäßig, nicht ſyſtematiſch, nicht mit der erforderlichen Kraft und Ausdauer zu Werke gingen. Die Zerſtörung einiger Fetiſche der katholiſchen Kirche, einiger Bilder, Altäre, Hoſtien, Reliquien u. ſ. w. konnte nur reizen, nicht die Kraft des Pfaffenthums brechen. Wir tadeln an den ſogenannten Bilderſtürmern der Niederlande nicht, was ſie thaten, ſondern was ſie unterließen. Der tauſendjährige Druck, unter welchem die Pfaffen das Volk gehalten hatten, die täglichen Mordthaten, die ſie an den Gegnern ihres Glaubens um dieſelbe Zeit verübten, regte mit vollem Rechte die Entrüſtung aller beſſeren Menſchen gegen die geiſtlichen Zwingherren auf. Die Zerſtörung lebloſer Gegenſtände, welche bei dieſer Gelegenheit ſtatt fand, wiegt, nach meiner Anſchauungsweiſe, nicht ein einziges Menſchenleben auf, welches Pfaffen und Despoten am Altare ihres chriſtlichen Moloch abſchlachteten. Die Schandthaten der Päpſte und der mit ihnen verbündeten Kaiſer und Könige waren, namentlich um jene Zeit, ſo rieſengroß, daß die Erhebung der Maſſen, die ſich in den Bilderſtürmern kund that, daneben gänzlich verſchwindet. Nicht ein Menſchenleben ging dabei verloren. Noch immer wird den gebietenden und den gehorchenden Theilen der Menſchheit nicht mit gleichem Maße gemeſſen. Die Eingriffe, deren ſich freche Despoten in die Rechte ihrer Völker erlauben, werden gewöhnlich ſehr gelinde beurtheilt. Jede Verletzung der hergebrachten Gewohnheiten und der beſtehenden Geſetze dagegen, zu welcher die Maſſen durch ihre Tyrannen ſelbſt gedrängt werden, brandmarken verblendete Schriftſteller mit den ſchärfſten Ausdrücken, als Greuel der Verwüſtung, Entweihung u. ſ. w.

Wo die Religion und die Freiheit von Millionen auf dem Spiele ſtehen, kommen unſeres Erachtens Gegenſtände von Holz und Stein, und ſelbſt Werke der Kunſt und der Wiſſenſchaft nicht in Betracht. Dieſe mögen ohne Scheu geopfert werden, wenn es nothwendig iſt, um das erhabene Ziel der Abſchüttelung unerträglichen Druckes zu erreichen. Der Fehler der Bilderſtürmer war aber, daß ihnen ein ſolches nicht vor der Seele ſchwebte, daß ſie nur dem augenblicklichen Impulſe folgten, der ſie zur Zerſtörung der ihnen mit Recht verhaßten Symbole ihrer geiſtlichen Tyrannen trieb. Nicht im Sturme des Augenblicks läßt ſich aber die Macht von Jahrtauſenden zertrümmern, noch weniger läßt ſich ſo ſchnell ein neues Gebäude der Freiheit aufrichten. Es gelang den Bilderſtürmern freilich nicht, das alte Joch des Pfaffenthums zu zerſchlagen, allein ſie hieben doch ein Stück davon ab, und wogen ſo reichlich den Schaden auf, welchen ſie angerichtet haben mochten.

Die verwahrloſten Maſſen machen ihre Revolutionen anders, als die begünſtigten Stände. Sie haben weder Zeit, zu überlegen, noch ihre Entſchlüſſe aufzuſchieben. Wenn

sie der Anregung des Augenblicks nicht Folge leisten, verlieren sie schnell, unter dem Drucke der täglichen Nahrungssorgen, ihre Kraft. Der Adel konnte ein Compromiß unterzeichnen, eine Reise nach Brüssel machen, und neue Versammlungen ausschreiben. Zu alle dem hatte das gedrückte Volk weder Zeit, noch Mittel. Die Proletarier folgten ihrem Instinkte und verbreiteten dadurch einen Schrecken, welcher dem Adel sehr wohl zu statten kam. Denn die ganze Stärke der Regierung, welche die Männer des Compromisses ohne Zweifel sofort bitter empfunden haben würde, wandte sich jetzt gegen die Bilderstürmer, neben welchen die Geusen der damaligen Zeit als bescheidene Bittsteller erschienen.

Wie in unseren Tagen ließen sich auch damals die Männer des gemäßigten Fortschrittes zu Unterdrückung der stürmischen Ausbrüche der gerechten Volkswuth gebrauchen. Die Kraft des Aufstands wurde dadurch gebrochen, und der Streit, welcher durch einige kühne Streiche schnell zu Ende gebracht werden konnte, wurde um acht Jahrzehnte verlängert.

Die Herren des gemäßigten Fortschritts erwarben sich denselben Dank von Philipp II., welcher in unseren Tagen ihren Gesinnungsgenossen von Friedrich Wilhelm IV. und anderen deutschen Tyrannen zu Theil wurde. Die ihm in Zeiten der Drangsal geleisteten Dienste vergaß der spanische Despot sehr schnell, allein des stillen Widerstands, den sie seit eilf Jahren seinen Plänen entgegengesetzt hatten, blieb er eingedenk, schrieb demselben alle später eingetretenen Wirren zu, und nahm sich vor, furchtbare Rache zu nehmen. Wilhelm von Oranien erhielt den Beweis hiervon durch ein Schreiben des spanischen Gesandten zu Paris an die Statthalterin, das er sich zu verschaffen wußte, legte dasselbe den Grafen von Egmont, Horn und Hoogstraaten bei einer Zusammenkunft, die er mit ihnen zu Termonde hatte, vor, und drang darauf, sich zum Kampfe mit den Spaniern zu rüsten. Doch der Graf Egmont, welchen, als er vor einem Jahre in Madrid gewesen war, Philipp vollständig irre geführt hatte, erklärte, sich dem Dienste des Königs ohne Rückhalt widmen, und unter keiner Bedingung die Gefahren eines Aufstands bestehen zu wollen. Wilhelm von Oranien verließ mit seiner ganzen Familie das Land. Nur seinen ältesten Sohn, den Grafen von Büren, ließ er auf der hohen Schule von Löwen zurück. An verschiedenen Orten, namentlich zu Valenciennes, Herzogenbusch und Vienne kam es zum offenen Kriege zwischen den Freiheitskämpfern und den Truppen der Statthalterin. Doch es fehlte diesen einzelnen Bestrebungen an aller Einheit. Ein Heer von 10,000 Mann Kerntruppen rückte von Italien durch Frankreich gegen die Niederlande vor. Durch die Waffen wurden die im Felde stehenden Schaaren nieder geworfen, durch den Schrecken, welcher vor dem Herzog Alba einherging, diejenigen gelähmt, welche noch nicht zum Schwerte gegriffen hatten.

§ 49. Oranien und Alba (1567—1584).

Im August 1567 traf der spanische Großbenker im Luxemburg'schen ein. Die feilen Knechte des Pfaffenthums und des Despotismus haben ihn als einen großen Feldherrn gepriesen, doch mit Unrecht. Er war es so wenig als der Prinz von Preußen, Haynau oder Wrangel in unseren Tagen. Er befehligte die geübtesten Truppen der damaligen Zeit, und die reichsten Länder der Erde lieferten ihm die Mittel der Kriegführung. Ihm gegenüber standen unorganisirte Massen, und auch diese traten mit ihm erst, nachdem er sich in den Niederlanden festgesetzt hatte, in offenen Kampf. Die haarsträubenden Grausamkeiten, die er beging, trieben das Volk zu einem Kriege, den er nicht zu erdrücken vermochte, aus welchem er vielmehr abberufen wurde, weil sich selbst sein gleichgesinnter Herr überzeugte, daß er demselben nicht gewachsen sei.

Alba begann seine Thätigkeit damit, daß er dem Lande die spanische Inquisition und

den ſ. g. Rath der Unruhen, welchen die Niederländer aber weit bezeichnender den Blutrath nannten, verlieh. Schon am 9. Septbr. ließ er die Grafen Egmont und Horn verhaften. Im Anfange des Jahres 1568 entfernte ſich die Statthalterin, nachdem ſie längſt überflüſſig geworden war. Mordgier und Habſucht wütheten um die Wette. Der Verurtheilte verlor mit ſeinem Leben auch ſeine Habe. Die Richter waren nicht ſelten lüſterner auf dieſe, als auf jenen. Die reichen Leute, welche aus Schlaffheit und um ihr Vermögen nicht zu gefährden, ſich von allen Bewegungen fern gehalten hatten, büßten nicht minder, als diejenigen, welche zugleich mit dem Fortſchritte und mit dem König Philipp geliebäugelt hatten, für ihre Erbärmlichkeit. Die entſchiedenen Gegner des Aberglaubens und des Despotismus, die klaren Köpfe, welche die Lage der Dinge richtig beurtheilten, hatten ſich zur rechten Zeit entfernt. Schaarenweiſe folgten jetzt, oft nach dem Verluſte theurer Angehörigen und mit Preisgebung ihres ganzen Vermögens diejenigen nach, welche ſich nicht geduldig unter das Joch des ſpaniſchen Wütherichs beugen wollten. Fabriken und Gewerbe ſtockten, der Werth der Grundſtücke ſank, in Gent ſtand die Hälfte der Häuſer leer. Auf dem feſten Lande herrſchte der Schrecken. Doch auf dem Lieblings-Elemente der Bewohner der nördlichen Provinzen, auf dem Waſſer begann der Krieg. Die Waſſer-Geuſen erhoben ihre kühnen Häupter und verbreiteten Schrecken unter den Werkzeugen ſpaniſcher Tyrannei, ihren Anhängern und geduldigen Knechten. Sie wollten nicht das unwürdige Joch des vereinten Pfaffenthums und Königthums auf ihren Rücken nehmen, und lieber ſich Räuber und Mörder ſchelten laſſen, als Sklaven ſein.

Die freien Männer der nördlichen Provinzen beſaßen zwar keine Stadt und kein Dorf mehr im Lande, allein Schiffe, von denen aus ſie den Kampf auf Tod und Leben begannen. Bald machten ſie ſich zu Beherrſchern der Seen, der ſeichten Küſten und der Sümpfe, wohin ihnen die Spanier nicht zu folgen wagten. Durch den Erfolg kühner gemacht, dehnten ſie ihre Unternehmungen immer weiter aus. Sie griffen die Spanier in ihren Kolonien an, nahmen ihnen die Handelsflotten weg, unterbrachen alle ihre Verbindungen auf dem Meere Der Prinz von Oranien ertheilte ihnen Kaperbriefe und drückte dadurch ihren Streifzügen auf der See den Stempel des herrſchenden Völkerrechts auf.

Während die Waſſer-Geuſen auf allen Meeren die glänzendſten Siege über die Spanier errangen und ihnen Schaden beibrachten, wuchs zu Lande die Zahl der Flüchtlinge in ſolchem Maße an, daß Wilhelm von Oranien darauf die Hoffnung gründete, auch von dieſer Seite her die Spanier angreifen zu können. Leider hielt kleinlicher Sektengeiſt die Lutheraner ab, ihren großen calviniſtiſchen Brüdern in den Niederlanden kräftig unter die Arme zu greifen.

Allein einige Hülfe gewährten ſie doch. Andere erhielt Oranien von den zahlreichen und zum Theile ſehr vermöglichen Flüchtlingen, welche Philipp und ſein Statthalter Alba fortwährend aus dem Lande trieben.

Die Spanier ahnten nicht, welche Feindesmacht ſie ſchufen, indem ſie dieſes thaten.

Zu allen Zeiten iſt das Gewicht der politiſchen Flüchtlinge zu gering angeſchlagen worden. Viele der großartigſten Revolutionen wurden durch ſie zu Stande gebracht. Politiſche Flüchtlinge waren Oranien und die Waſſer-Geuſen, welche die Macht Philipp's brachen. Politiſche Flüchtlinge gaben ſpäter die kräftigſte Anregung zum Sturze des Hauſes Stuart, und wenn ich nicht ſehr irre, ſteht ihnen in unſeren Tagen, da ſie zahlreicher und geiſtig kräftiger ſind, als jemals, eine große Rolle, bei der unausbleiblichen Wiedergeburt Europa's bevor.

Das Loos des politiſchen Flüchtlings iſt ſo herb, daß die Sehnſucht ihn nicht verläßt, in das Vaterland, aus welchem ihn die Gewalt vertrieb, zurückzukehren, und daß er alles wagt, ſie zu befriedigen. Dem Kanzler Granvella war es aber unbegreiflich, daß Wilhelm

von Oranien ſeine glänzende Stellung, Leib und Leben im Kampfe gegen Philipp II. einſetzen konnte. Der politiſche Flüchtling wird ſich darüber nicht wundern. Wer einmal aus dem Gebiete des Alltagslebens herausgetreten iſt, dem kann dieſes nicht mehr genügen. Wer die lichten Höhen der Freiheit erklommen hat, wird ſich in den finſtern Schluchten der Knechtſchaft nicht mehr glücklich fühlen. Vor ſeiner Seele ſchweben Heimath und Freiheit in untrennbarem Bunde. Sie ſind das Ziel, nach welchem er ringt bis zum letzten Hauch ſeines Lebens.

Zuerſt rückte der Graf Ludwig von Naſſau, Wilhelm's Bruder in's Feld. Er zog aus Oſtfriesland in das Gröninger Land, ſchlug bei Winſchoten den Grafen von Aremberg auf's Haupt, erlitt aber ſelbſt am 20. und 21. Juli 1568 bei Jemgum zwiſchen Emden und Leer eine entſcheidende Niederlage. Wilhelm, welcher kurz nach ſeinem Bruder an der Maas und Schelde an der Spitze eines Heeres erſchienen war, mußte ſchon bald dieſes wieder entlaſſen, da es ihm an den Mitteln fehlte, es zu bezahlen.

Mittlerweile hatte Alba (den 3. Juni 1568) die Grafen Egmont und Horn und viele andere der angeſehenſten Niederländer hinrichten laſſen. Gewöhnlich bejammern die Geſchichtſchreiber deren Schickſal in kläglichen Redensarten. Ich kann in dieſen Ton nicht einſtimmen. Der ärmſte Waſſer-Geuſe ſteht in meinen Augen höher, als der reichſte dieſer Grafen. Ich kann mit den ſchwankenden Menſchen der Vorzeit ebenſo wenig Mitgefühl empfinden, als mit denjenigen unſerer Tage, mit den Gothaern und anderen conſtitutionellen Schwätzern. Den Mann, welcher im klaren Bewußtſeln der ihm drohenden Gefahr für die Sache der Freiheit ſein Leben einſetzt, ſehe ich nicht ohne tiefe Bewegung fallen, der Schwächling aber, welcher, um ſicher zu gehen, ſich im entſcheidenden Augenblicke auf die Seite des Tyrannen ſtellte, und von dieſem mit Undank belohnt wurde, erſcheint mir mehr verächtlich, als beklagenswerth, obgleich der Mörder dadurch nicht entſchuldigt wird.

Bald mußte Alba erfahren, daß trotz aller Vermögens-Einziehungen und aller von ſeinen Truppen verübten Räubereien, ihm bald das Geld fehlte, den Krieg fortzuführen. Denn wer den Baum abhaut, um die Früchte leichter zu pflücken, dem wachſen keine mehr nach.

Trotz ſeinem Widerwillen gegen alle Ständeverſammlungen berief Alba im April 1569 eine ſolche in Brüſſel zuſammen, um die Bewilligung neuer Abgaben zu erwirken. Doch dieſelben Menſchen, welche geduldig Tauſende hatten abſchlachten ſehen, bekamen Entſchloſſenheit, als ihnen Alba an den Geldbeutel griff. Die Stände willigten nicht in die geforderten Steuern, und als Alba deſſen ungeachtet die verhaßten ſpaniſchen Abgaben erheben wollte, ſtieß er auf Widerſtand, der um ſo gefährlicher für ihn wurde, als die Waſſer-Geuſen, im Bunde mit dem Prinzen von Oranien, den ſie als Statthalter von Seeland und Holland anerkannten, immer kühner und mächtiger wurden. Sie eroberten im Frühjahre 1572 den befeſtigten Hafenplatz Briel auf der Inſel Voorn in Seeland und von da aus die Städte Enkhuyſen und Vlieſſingen, und ſchlugen am 11. Juli dieſes Jahres den Herzog von Medina-Cöli, der ihnen eine Seeſchlacht lieferte, an der Flander'ſchen Küſte auf's Haupt. Ganz Seeland und der größere Theil von Holland, Overyſſel, Friesland und Utrecht fielen von dem Könige ab, und erkannten Wilhelm von Oranien als ihren Statthalter an. So weit hatte es Herzog Alba gebracht, als er durch einen königlichen Befehl vom 27. Juni 1572 auf die Bitte der katholiſchen Niederländer abberufen wurde. Zugleich ſchaffte der König die von ſeinem Paſcha ausgeſchriebenen Steuern ab und ſchrieb eine allgemeine Ständeverſammlung nach Brüſſel aus.

Bei dieſer Gelegenheit, wie bei jeder andern ſpielte Philipp II. aber wiederum ein falſches Spiel. Denn ungeachtet ſeiner Abberufung blieb Alba noch anderthalb Jahre in den Niederlanden und ſetzte ſeine Grauſamkeiten ununterbrochen fort.

Die Brüder Wilhelm und Ludwig von Naſſau erſchienen im Anfange des Jahres 1572 von neuem im Felde, und erleichterten, indem ſie die ganze Macht des Herzogs Alba

nach dem Süden zogen, den nördlichen Provinzen ihre Lossagung vom spanischen Joche. Als sich die Spanier gegen Ende des Jahres mit voller Macht auf die nördlichen Provinzen warfen, brachten ihre haarsträubenden Grausamkeiten das Volk in einen solchen Zustand der Verzweiflung, daß es sich mit einer Tapferkeit und Ausdauer vertheidigte, welche weder durch Sagunter, noch durch Griechen und Römer übertroffen wurde. Vor Haarlem, welches Alba's Sohn, Friedrich von Toledo, vom Dezember 1592 bis 13. Juli 1593 belagerte, und das sich dann ergab, verloren die Spanier den größten Theil ihres Heeres. Von Alkmaar mußten sie aber unverrichteter Dinge abziehen, da die Söldner, welche in achtundzwanzig Monaten nicht bezahlt worden waren, den Gehorsam aufkündigten.

Im Dezember 1573 traf Don Ludwig de Requesens in den Niederlanden ein und übernahm Alba's Stelle. Er hatte feinere Manieren, und sollte, da die militärische Brutalität Alba's nicht fruchtete, die Niederländer durch Höflichkeit kirre machen. In der Hauptsache blieb aber alles beim Alten, denn Philipp II. war noch König. Seine Statthalter mußten sich alle dazu bequemen, blinde Werkzeuge in seinen Händen zu sein. Trotz der schönen Redensarten Philipp's fuhr der Blutrath fort, seine Henker zu beschäftigen. Sogar die von Alba eingeführten Steuern, welche so großen Unwillen rege gemacht hatten, erhob Requesens fort.

Die Wasser-Geusen ließen in ihrem entschlossenen Kampfe gegen die Spanier nicht nach. Ende Januar's 1574 schlugen sie in einem blutigen Treffen die spanische Flotte, welche herbeigekommen war, Middelburg zu entsetzen, worauf diese feste Stadt sich ihnen ergeben mußte. Zu Lande erlitt dagegen der Graf Ludwig von Nassau (14. April 1574) eine Niederlage auf der Mooker-Heide, in welcher er selbst und sein Bruder Heinrich das Leben verloren. Die Wasser-Geusen wetzten die Scharte wieder aus, indem sie kurz darauf am 30. Mai, in der Nähe von Antwerpen eine spanische Flotte schlugen, und deren Admiral mit drei Schiffen gefangen nahmen. Vergebens belagerte Requesens vom Juni bis zum Oktober 1574 Leyden. Als diese Stadt auf's äußerste gebracht war, ließ Wilhelm von Oranien die Deiche durchstechen, zwang die Spanier zum Abzuge und versah die ausgehungerte Stadt mit Lebensmitteln. Den Freiheitskämpfern kamen zwei Ereignisse zu Hülfe: die spanischen Söldner, denen Requesens ihre Rückstände nicht auszahlen konnte, räumten die Inseln, welche sie bisher inne gehabt hatten, wodurch der Verkehr zwischen Holland und Seeland, frei wurde. Noch wichtiger für die Niederländer war es, daß Requesens (im März 1576) starb, ohne einen Mann zu hinterlassen, der fähig gewesen wäre, ihn zu ersetzen. Der niederländische Staatsrath ergriff die Zügel der Regierung. Die spanischen Truppen, welche seit der Schlacht auf der Mooker-Heide selbst dem Statthalter Requesens keinen Gehorsam mehr geleistet hatten, erkannten den Staatsrath gar nicht an. Es trat daher eine vollständige Verwirrung, und als die spanischen Söldner das Maß der Geduld gefüllt hatten, ein wirklicher Krieg zwischen dem belgischen Volke und den Spaniern ein, nachdem der Staatsrath selbst aufgefordert hatte, Gewalt mit Gewal. zurück zu treiben.

Von den Citadellen der Städte Gent, Antwerpen, Utrecht und Valenciennes aus, welche die spanischen Söldner besetzt hielten, verübten sie die furchtbarsten Gräuelthaten. Sie nahmen und plünderten Alost, Mastricht und Antwerpen. In letzterer Stadt allein verloren dabei siebentausend Bürger das Leben und der angerichtete Schaden wurde auf vier und zwanzig Millionen Gulden geschätzt.

Wilhelm von Oranien benützte trefflich diese Verhältnisse. Er bewirkte die Zusammenberufung einer allgemeinen Ständeversammlung und diese suchte seine Hülfe gegen die spanischen Söldner nach. Wilhelm sandte (am 23. September 1576) Truppen nach Gent, denen die Spanier die Citadelle übergaben.

Digitized by Google

Am 8. November deſſelben Jahres brachte Wilhelm von Oranien die ſogenannte Genter Pacification zu Stande. In dieſem Vertrage wiederholten die vereinigten Stände der nördlichen und ſüdlichen Provinzen ihre Kriegserklärung gegen die ſpaniſchen Söldner. Sie verbürgten ſich gegenſeitig die Aufhebung der gegen die proteſtantiſche Religion erlaſſenen Ukaſen, endlich die Berufung einer allgemeinen Ständeverſammlung der nördlichen und ſüdlichen Provinzen, welche namentlich die Duldung und Ausübung der proteſtantiſchen Religion in Holland und Seeland einrichten ſollte. Hinter einander mußten die Spanier die Citadellen von Cambray, Valenciennes und Utrecht räumen. Das Volk ſchleifte die verhaßten Zwingburgen, kurz darauf auch diejenigen von Gent und Antwerpen.

Um dieſe Zeit (Ende des Jahres 1576) traf der von Philipp II. neu ernannte Statthalter Don Juan d'Auſtria in der Provinz Luxemburg, der einzigen, welche ſich der Genter Pacification nicht angeſchloſſen hatte, ein. Da er weder Truppen, noch Geld mit brachte, mußte er ſich auf Unterhandlungen einlaſſen. In dem ſogenanten „ewigen Edicte" (Februar 1577) verſprach des Königs Bruder und Statthalter eine allgemeine Amneſtie, er erkannte die Genter Pacification an, und verſprach, daß alle fremden Soldaten das Land räumen und die Generalſtaaten zuſammen berufen werden ſollten. Am 7. April deſſelben Jahres ertheilte der König dem „ewigen Edicte" ſeine Beſtätigung. Schon im Juli deſſelben Jahres brach jedoch Johann von Oeſterreich den geſchloſſenen Vertrag, indem er ſich verrätheriſcher Weiſe der Citadelle von Namür bemächtigte, und den kaum aus dem Lande geſchickten ſpaniſchen Truppen den Befehl zur Rückkehr zugehen ließ. Deſſen ungeachtet ſetzten die Belgier, welche unter dem Einfluſſe ihrer Pfaffen und Adeligen zu keinen klaren Anſichten und keinen dauernden Entſchlüſſen der Freiheit gelangen konnten, ihre Unterhandlungen mit dem vertragsbrüchigen Statthalter fort. Zwar ernannten die Stände von Brabant Wilhelm von Oranien zum Ruhwart, einem Amte, welches zur Zeit Artevelds der Dictatur gleich kam; allein der belgiſche Adel beſaß Macht genug, die beſten Anſchläge Wilhelm's von Oranien zu vereiteln. So kam es, daß Don Juan d'Auſtria bei Gamblours einen entſcheidenden Sieg über die belgiſchen Truppen gewann. Dagegen verlor er (1. Auguſt 1578) das Treffen bei Rymenan und bald darauf (Anfangs Oktober) ſein Leben. Viele glauben, ſein Bruder Philipp habe ihm Gift gemiſcht. Gewiß iſt, daß er deſſen Geheimſchreiber Escovedo ermorden ließ, weil Don Juan ſich damals eifriger, als Philipp wünſchte, um die Hand der Maria Stuart und folgeweiſe um die von ihr in Anſpruch genommenen Königreiche Schottland und England bewarb.

Johann von Oeſterreich hatte vor ſeinem Tode den Prinzen und nachmaligen Herzog von Parma, Alexander Farneſe, zu ſeinem Nachfolger ernannt. Dieſer eben ſo ausgezeichnete Feldherr als Staatsmann ergriff ſofort die Zügel der Regierung. Wilhelm von Oranien hatte ihm gegenüber einen ſehr ſchwierigen Standpunkt. Auf die ſüdlichen Provinzen konnte er ſich niemals feſt verlaſſen, die mittleren waren ſelbſt in ihren Freiheitsbeſtrebungen ſo wild und ausgelaſſen, daß ſie ihm die größten Verlegenheiten bereiteten. Die nördlichen fühlten ſich zu ſchwach, allein den Kampf mit der furchtbaren Macht Spanien's aufzunehmen. Der Bund der nördlichen mit den ſüdlichen Provinzen konnte nie Feſtigkeit gewinnen, da Pfaffen und Adel mehr auf Seite des katholiſchen und despotiſchen Spanien's, als auf derjenigen des proteſtantiſchen und freiheitlichen Nordens ſtanden, und das Volk nicht die Kraft beſaß ſich ihres Einfluſſes zu entledigen.

Er mußte zugeben, daß die Stände den erbärmlichen Mathias, Rudolph's II. Bruder als General-Statthalter der Niederlande beriefen. Zwar wurde Wilhelm zugleich zum General-Stellvertreter des Erzherzogs und zum Statthalter von Brabant ernannt, auch ließ er ſich das Steuerruder des Staates nicht aus der Hand winden; allein er ſah doch deutlich, daß der belgiſche Adel im Bunde mit dem römiſchen Pfaffenthume unausgeſetzt

daran arbeitete, ihn zu beseitigen. Der Gegensatz zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen war zu schroff, als daß die von den gemeinschaftlichen Ständen zu Brüssel gefaßten Beschlüsse da und dort willig angenommen worden wären. In's geheim führten die Wallonen immer Unterhandlungen mit den Spaniern. Wilhelm von Oranien betrieb daher auf's eifrigste die Gründung eines festen Bundes zwischen den nördlichen Provinzen, welcher im Anfange des Jahres 1579 zu Stande kam und den Namen der Utrechter Union trug. Vertheidigung gegen die erwarteten Angriffe der Spanier, und Errichtung einer allgemeinen Kriegskasse waren die Zwecke des Bundes.

Um dieselbe Zeit schlossen, auf Anregung ihrer Pfaffen und Adeligen, die Belgier einen besonderen Bund, sagten sich kurz darauf von den nördlichen Provinzen los und nahmen das spanische Joch wieder auf sich.

Die Adeligen Herren, welche dabei die Vermittler waren, ließen sich dabei ihre Dienste von den Spaniern theuer bezahlen. Jede Stimme mußte durch eine hohe Militairstelle, die Statthalterschaft einer Provinz, den Orden des goldenen Vließes oder durch baares Geld erkauft werden.

Die nördlichen Provinzen wurden durch die Erbärmlichkeit der südlichen in ihrer Freiheitsbewegung nicht aufgehalten. Im Gegentheile zerrissen sie jetzt vollständig und förmlich das durch eine dreizehnjährige Revolution zersetzte Land, welches sie mit Spanien verbunden hatte. Die Utrechter Union sprach das Volk von dem, dem Könige geleisteten Eide der Treue ausdrücklich los. Beamten und Richtern wurde ein neuer Eid abgenommen. Die königlichen Siegel wurden zerschlagen und diejenigen der Republik an deren Stelle gesetzt.

Mittlerweile wüthete der Krieg unausgesetzt fort. Nach einer bewunderungswürdigen Vertheidigung eroberte Alexander Farnese, (am 29. Juni 1579) die Stadt Mastricht. Von England erhielten zwar die Nord-Niederländer einige Unterstützung, allein sie reichte nicht aus. Früher schon hatte Wilhelm von Oranien der Königin Elisabeth von England und dem Könige Heinrich III. von Frankreich die, allerdings sehr beschränkte Herrschaft über die Niederlande angeboten. Jetzt bewog er die Generalstaaten, den Herzog von Anjou zum General-Statthalter zu ernennen. Der Erzherzog Mathias wurde verabschiedet und der nicht minder niederträchtige französische Prinz trat an dessen Stelle. Diese Gelegenheit ergriffen die Generalstaaten, ein Manifest gegen den König Philipp II. von Spanien zu erlassen, worin sie denselben, weil er die Freiheiten und Rechte des niederländischen Volkes nicht geachtet habe, des Herrscherrechtes verlustig erklärten. In seiner Wuth setzte der spanische Despot einen Preis auf den Kopf des souveränen Fürsten Wilhelm's von Oranien, welcher zugleich die höchste obrigkeitliche Person der vereinigten Provinzen Nord-Niederland's war.

Wilhelm antwortete in einer Schrift, worin er Philipp einen Tyrannen, Feind Gottes und der Menschheit und eine Geißel seiner Unterthanen nannte, und ihm vorwarf, seinen Sohn Don Carlos ermordet, seine Gemahlin, die französische Prinzessin Elisabeth, vergiftet, und mit seiner Mutter blutschänderischen Umgang gehabt zu haben. Kurz darauf, am 26. Juli 1681, verkündete die Utrechter Union zum ersten Male den ewigen Grundsatz der Volks-Souveränität, indem sie erklärte: „der Fürst sei nur darum über die Unterthanen gesetzt, damit er sie beschütze und hüte, und die Unterthanen seien nicht des Fürsten wegen, um ihm Sklavendienste zu leisten, geschaffen worden, sondern der Fürst sei um der Unterthanen willen da. Er müsse sie billig und väterlich regieren. Wenn er dies vernachlässige, so sei er nicht als Regent, sondern als Tyrann zu betrachten, und die Unterthanen und deren Stellvertreter, die Stände, hätten dann das Recht, zu ihrem Schutze einen anderen an seiner Statt zu ernennen."

Philipp II. gab die Hoffnung auf, durch offenen Krieg Nord-Niederland zu unterwerfen. Im Bunde mit den Jesuiten griff er zum Meuchelmorde. Er dachte, wenn es ihm gelänge, Wilhelm von Oranien aus der Welt zu schaffen, so müßten die Provinzen, welche die spanischen Ketten zerrissen hatten, ihm wieder zufallen. Durch Vermittelung des Banquiers Acosta zu Antwerpen, mit Vorwissen des Statthalters Alexander Farnese, Prinzen von Parma, und unter dem Einflusse seiner Beichtväter entschloß sich Jauregui, Acosta's Commis, jenen hochherzigen Mann, dem die Niederländer den Ehrennamen Vater Wilhelm beigelegt hatten, — zu ermorden! Der Pistolenschuß, welchen Philipp's Bandit am 18. März 1582 abfeuerte, traf Oranien am Munde, tödtete ihn aber nicht. Das Volk von Antwerpen, woselbst Wilhelm sich aufhielt, warf Anfangs seinen Verdacht auf den Herzog von Anjou und dessen Umgebung. Mit Mühe rettete der junge Sohn Wilhelm's, Moritz, die bedrohten Franzosen durch seine Geistesgegenwart.

Mit gerechtem Mißtrauen hatten die Niederländer den Herzog von Anjou bewacht. Nur zu bald zeigte es sich, daß die geringe Gewalt, welche ihm eingeräumt worden war, und welche er aus Mangel an Geist und Kraft nicht zu stärken verstand, ihm verächtlich schien. Mit Hülfe seiner Kriegsleute gedachte er, sich zum unumschränkten Beherrscher der Niederlande aufzuwerfen. Er faßte den Plan, sich der festen Plätze des Landes zu bemächtigen und dann die Maske fallen zu lassen. In der That gelang es ihm, sich der Festungen Tendermonde, Dixmuyden, Dünkirchen, Alost und Meenen zu bemächtigen; da er aber in Brügge, Ostende und Nieuport seinen Anschlag nicht durchsetzen und in Antwerpen zurück geschlagen wurde, verlor er allen Einfluß in den Niederlanden. Die Spanier benützten aber die Verwirrung, eroberten Dixmuyden und Nieuport und bald darauf Sas (den Hafen) von Gent, Hulst, Axel, Rüpelmonde und Alost. Kurz darauf, am 10. Juni 1584 starb der elende Herzog von Anjou. Durch ihn und seinen Vorgänger Mathias waren die erhabenen Tugenden Wilhelm's von Oranien noch mehr hervor gehoben worden. Die Niederländer überzeugten sich endlich, daß Niemand ihnen eine sicherere Bürgschaft für die Zukunft zu geben vermöge, als der Mann, welcher seine hohe Stellung, Vermögen und Leben eingesetzt und mit unerschütterlicher Treue im Frieden, wie im Kriege, vor und nach dem Ausbruche der Revolution auf der Seite des Volkes ausgeharrt hatte.

Die Utrechter Union stand daher im Begriffe, Wilhelm von Oranien eine umfassendere und dauerndere Gewalt einzuräumen, als er inne gehabt hatte. Doch anders war es in den Sternen geschrieben. Der Prinz von Parma schämte sich nicht, obgleich nach einigem Widerstreben, die Mordbefehle, die ihm aus Madrid zugingen, vollziehen zu lassen. In der Person des Balthasar Gerards fand er einen Banditen, welcher, ermuntert durch seine Beichtväter, den Gründer der niederländischen Freiheit ermordete (10. Juli 1584). In den Archiven von Brüssel findet sich heute noch ein Handschreiben des Herzogs von Parma an den König Philipp, worin er seinem Herrn anzeigt, daß Balthasar Gerards ihm von seiner Absicht, den Prinzen von Oranien zu ermorden, Kenntniß gegeben habe, worin er den Mörder, welcher die gesetzliche Strafe erlitt, bedauert und seine That preis't! Alexander Farnese war aber unstreitig der talentvollste unter allen Dienern Philipp's II. und wird nicht selten auch wegen seiner Rechtschaffenheit und Milde gerühmt! Als ob der Diener eines so blutigen Tyrannen, wie Philipp war, eine Spur von Tugend auf die Dauer bewahren könnte! Wer sich als Werkzeug von den verruchtesten Menschen der ganzen Welt, in deren Brust sich die Leidenschaften von Päpsten, Jesuiten und Inquisitoren mit denjenigen eines Nero und Caligula verbanden, gebrauchen läßt, würdigt sich selbst zur Bestie herab, welche auf Befehl ihres Herrn würgt und mordet.

Rotteck sagt: „Philipp war vielleicht nicht natürlich böse." Wer auf der ganzen

Welt könnte natürlich böse gewesen sein, wenn nicht Philipp? Es ist sehr verkehrt anzunehmen, „nur der Aberglaube habe seinen Geist verdüstert.“ Die blutigen Lehren des römischen Glaubens waren ihm nur aus dem Grunde so lieb, weil sie den eigenen Regungen seiner Seele entsprachen, weil sie ihm gestatteten und sogar ihn aufforderten, seiner Herrschsucht und Mordlust zu fröhnen. Aus der Religion, aus der Staatskunst, aus Wissenschaft und Leben zieht sich jeder Mensch dasjenige heraus, was seiner Natur am meisten zusagt.

Philipp II. wühlte sich im Schlamme des von ihm vergossenen Blutes, weil in seiner verruchten Seele weder Mitgefühl noch Sinn für Recht und Freiheit wohnte. Wilhelm von Oranien trat ihm feindlich gegenüber, weil er die Tyrannei hasste und sich seinen Glauben von der spanischen Inquisition nicht vorschreiben lassen wollte. So rein und fleckenlos, wie Wilhelm von Oranien, ging nur ein Charakter, Washington, durch eine blutige Revolution hindurch. Zwei Jahrhunderte mußten vergehen, bevor die Menschheit einen Mann hervorbrachte, welcher ihm würdig zur Seite steht. Keine Lockung hatte ihn jemals von der Bahn der Freiheit und des Rechts abzulenken vermocht. Es ist eine Abgeschmacktheit, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er fester an dem Volke der Niederlande, als an der Person Königs Philipp hing, und daß er diejenige Gewalt, welche ihm die Generalstaaten im klaren Bewußtsein der Nothwendigkeit einer starken vollziehenden Behörde anboten, im Begriffe stand, anzunehmen.

Je seltener Männer, wie Wilhelm von Oranien in der Geschichte, desto mehr sind wir aufgefordert, sie den nachwachsenden Geschlechtern als Muster vorzuhalten, und je mehr die Tyrannen unserer Tage im Geiste und in der Richtung Philipp's II. streben und handeln, desto mehr thut es noth, den Abscheu der gesammten Menschheit vor ihm rege zu erhalten und sie in dem Vorsatze zu bestärken, niemals einen solchen Despoten auf irgend einem Thron der Erde zu dulden.

Wilhelm von Oranien war entschlossen, eher sein Vaterland den Fluthen des Meeres preis zu geben und mit den Seinigen auf unsicherer Welle eine neue Heimath zu suchen, als sich unter das Joch des verhaßten Philipp zu beugen. Wenn alle Menschen unserer Tage von ähnlichen Gefühlen beseelt wären, stürzten bald alle Throne Europa's zusammen; und wir leben doch fast drei Jahrhunderte später, als Wilhelm! Welche Beschämung für die Nachwelt!

§. 50. Prinz Moritz (1584—1609).

Der Verlust, welchen die Niederlande und die ganze Menschheit durch den Tod Wilhelm's von Oranien erlitt, war furchtbar. Noch immer stand die junge Republik auf schwachen Füßen. Sie bedurfte eben so sehr zur Befestigung ihrer inneren Zustände, als zur Abwehr der Angriffe der Spanier eines Mannes, der das Vertrauen der Nation besaß und in dem Maße, wie Vater Wilhelm, verdiente. Sein Sohn Moritz konnte ihn nicht ersetzen, theils weil er, wenn auch noch so frühreif, doch ein Jüngling von nur neunzehn Jahren war, theils aber auch, weil für den kaum gegründeten Freistaat nichts gefährlicher war, als den Gedanken erblicher Rechte in der Familie Oranien Wurzel schlagen zu lassen. Je talentvoller der junge Moritz, desto gefährlicher war er für die Freiheit der Niederländer. Dieses erkannten ihre Staatsmänner bei Zeiten. An die Stelle der unbedingten Hingebung, auf welche sich Wilhelm von Oranien im Laufe einer mehr als dreißigjährigen untadelhaften Wirksamkeit ein Anrecht erworben hatte, mußte jene Wachsamkeit treten, welche die nothwendige Voraussetzung republikanischer Freiheit ist. Der Vater hatte sich

zwar zu keiner Zeit als beſonders begabter Feldherr erwieſen, allein er beſaß alle Tugenden eines Republikaners: Uneigennützigkeit, Rechtsgefühl, Freiheitsmuth und jene unerſchütterliche Entſchloſſenheit, welche allein lange dauernde und große Gefahren zu beſtehen vermag. Er legte durch ſein Beiſpiel den ſicherſten Grund geordneter Freiheit. Er war außerdem ein ebenſo gewandter, als tief blickender Staatsmann, welcher mit gleicher Meiſterſchaft auf königliche Kabinette, Volksverſammlungen und ſtändiſche Berathungen einzuwirken verſtand.

In den Händen Wilhelm's von Oranien ruhten alle Fäden der auswärtigen und inneren Angelegenheiten des Staats. Er allein beſaß jene umfaſſende Kenntniß der Perſonen und Sachen, welche von ſo unſchätzbarem Werthe iſt, und gewöhnlich nur durch raſtloſen Fleiß und durchdringenden Scharfblick im Laufe der Jahre erworben werden kann. War Wilhelm auch ſelbſt kein hervorragender Feldherr, ſo verſtand er ſich doch auf die Kriegführung und wußte tüchtige Krieger an die geeigneten Plätze zu ſtellen.

Wilhelm's Tod, welcher die Niederländer vollſtändig überraſchte, von Philipp II. aber und deſſen Statthalter vorbereitet und erwartet wurde, brachte natürlich in die geſammte Staatsverwaltung der Niederlande eine Stockung, welche um ſo bedenklicher war, je mehr Zeit die Spanier gehabt hatten, ihre Maßregeln darauf zu berechnen, und je größere Hülfsmittel dem Alexander Farneſe zu Gebote ſtanden. Dieſer war unſtreitig der begabteſte aller Statthalter Philipp's II. in den Niederlanden. Er war nicht ein bloßer Schlächter, wie Alba, ſondern zugleich ein ausgezeichneter Feldherr und kluger Staatsmann. Sehr verkehrt iſt es aber, ihn wegen ſeiner Milde und Mäßigung zu preiſen. Er war ſchlau und fein. Allein wie hätte ein Werkzeug Philipp's mild ſein können! Durch ſein blindes Wüthen hatte Alba die Niederländer zur Revolution aufgeregt, Farneſe ſuchte ſie zu beruhigen, um ihnen wieder die alten Ketten anlegen zu können. Der Sache der Freiheit ſchlug er tiefere Wunden, als Alba vor ihm gethan hatte. Von ſeiner blutigen Verfolgung Andersglaubender war Philipp um kein Haar abgewichen. Nach wie vor war er entſchloſſen, keine Proteſtanten in ſeinen Staaten zu dulden. Farneſe führte ſeines Herrn Abſichten nur mit richtigerer Würdigung der Verhältniſſe, und eben deshalb mit weit größerem Nachdrucke, als Alba aus. In ſittlicher Beziehung ſtanden ſich Alba und Farneſe ziemlich gleich. In demſelben Maße, als Farneſe aber als Feldherr und Staatsmann über Alba ſtand, war er der Sache der Freiheit gefährlicher. Durch Meuchelmord hatte er ſich Wilhelm's von Oranien entledigt. Durch Verrath gewann er um dieſelbe Zeit Brügge. Karl von Croy war es, der ihm die Stadt, welche ſeinem Schutze anvertraut worden war, überlieferte. Er gehörte zu jenem durchaus verdorbenen belgiſchen Adel, welcher während der ganzen niederländiſchen Revolution eine ſo erbärmliche Rolle ſpielte, ſich ſtets an den Meiſtbietenden verkaufte und mit ſich ſelbſt zugleich denjenigen Theil des Volkes oder des Landes, über den er Gewalt beſaß.

Mecheln, Brüſſel, Dendermonde, Termonde fielen hinter einander in die Gewalt der Spanier. Nur Gent, Sluys, Antwerpen und Oſtende waren von allen Städten Flanderns noch im Beſitze der Generalſtaaten. Im September fiel auch Gent. Doch die Spanier bemächtigten ſich nur des Leichnams der Stadt. Ihre Seele, d. h. ihre tüchtigſten Einwohner trieben ſie ſelbſt von dannen, indem ſie der Bevölkerung keine andere Wahl, als zwiſchen der katholiſchen Religion und der Auswanderung ließen. Die meiſten zogen die letztere vor und ſiedelten ſich in Nordniederland an. Am 17. Auguſt 1584 mußte ſich auch Antwerpen nach einer Belagerung, welche zu den berühmteſten in der Kriegsgeſchichte gezählt wird, ergeben.

Zum Glücke benutzte Philipp II. nicht alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel, um die Niederlande zu unterwerfen, ſondern zerſplitterte dieſelben, indem er ſich in die franzöſiſchen

Händel mischte. So gewannen die bedrohten Provinzen des Nordens wieder Zeit, sich zu sammeln. Moritz reifte zum Manne heran und bewies dem spanischen Feldherrn bald schon, daß er ihm gewachsen, wenn nicht überlegen war.

Die Hülfe, welche die Königin Elisabeth unter dem Oberbefehl des elenden Grafen von Leicester sandte (1586), brachte ihnen nur insofern Vortheil, als sie eine der Ursachen des Krieges wurde, der sich kurz darauf (1587) zwischen Spanien und England entspann, und von den Niederländern die Hauptmacht Philipp's ablenkte. Die Vernichtung der sogenannten unüberwindlichen Flotte, mit welcher Philipp II. England zu erobern gedachte, hob den Muth der Niederländer, und dämpfte die Siegeshoffnungen der Spanier. Kurz zuvor hatte Prinz Moritz von Oranien seine glänzende Laufbahn begonnen.

Gleich nach Wilhelm's Tode hatten die Staaten diesen neunzehnjährigen Jüngling zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht und zum Groß-Admiral ernannt. Erst im Jahre 1589 wurde er aber wirklicher Oberbefehlshaber des Landheeres, was er bis dahin nur dem Namen nach gewesen war. In der That hatte der Graf von Hohenlohe den Befehl geführt. Sofort bewährte Moritz seine Feldherrentalente. Er brachte dem Herzoge von Parma bei Bergen-op-Zoom eine empfindliche Niederlage bei (1588). Zwar kauften die Spanier von der englischen Besatzung Gertruydenburg (1589). Dagegen nahm ihnen Moritz kurz darauf (1590) die festen Städte Breda, Deventer und Zütphen ab, schlug den Herzog von Parma bei Nymwegen, wandte sich dann (1591) nach Flandern, eroberte im Fluge Hulst, kehrte um und nahm auch Nymwegen. Während der Herzog von Parma in Frankreich gegen Heinrich IV. zu Felde zog, bemächtigte sich Moritz der Festungen Stennwyk und Coevorden (1592). Noch in demselben Jahre starb der Herzog von Parma.

Zu seinem Nachfolger ernannte Philipp II. zuerst den halb blödsinnigen Erzherzog Ernst, und als seine Unfähigkeit zu augenfällig wurde, dessen Bruder Albrecht. Dieser sollte Philipp's Tochter, Isabella Clara Eugenia, ehelichen und mit ihr vereint die Niederlande beherrschen. Philipp II. war thöricht genug, sich einzubilden, die Nordniederländer würden sich deren Joch gefallen lassen, und da er wußte, daß aus dieser Ehe keine Nachkommen entspringen könnten, hoffte er, auf diesem Umwege die gesammten Niederlande wieder an Spanien zu bringen. Zwar war Albrecht, Erzbischof von Toledo, Kardinal und naher Verwandter seiner Braut. Da er aber dazu gebraucht werden sollte, die sieben nördlichen Provinzen der Niederlande wieder unter spanische und römische Herrschaft zu bringen, so machte der Papst natürlich keine Schwierigkeiten, dem jungen Kardinale, der überdieß noch gar nicht die Priesterweihen erhalten hatte, die Heirathserlaubniß zu ertheilen. Diese weit aussehenden Pläne Philipp's gingen nicht in Erfüllung und brachten nur noch größere Verwirrung in die spanisch-niederländischen Angelegenheiten.

Prinz Moritz nützte den günstigen Zeitpunkt, eroberte im Juni 1593 Gertruydenburg und im folgenden Jahre (1594) die einzige Stadt, welche Philipp II. noch in den nördlichen Provinzen besaß, jenes Gröningen, das die Spanier durch den schändlichen Verrath eines der vielen käuflichen belgischen Adeligen im März 1580 gewonnen und bis auf diese Zeit behauptet hatten.

Während die Verhandlungen in Betreff des Dispenses des Erzherzogs Albrecht in Rom betrieben wurden, führte in den spanischen Niederlanden der Graf von Fuentes den Oberbefehl. Er hatte das ganze Jahr 1595 mit den Meutereien seiner spanischen und wallonischen Truppen zu kämpfen, denen der Sold nie regelmäßig ausbezahlt wurde. Auch hemmten ihn die Vorgänge, welche in dem benachbarten Frankreich statt fanden.

Am 11. Februar 1596 langte endlich der Erzherzog Albrecht in Brüssel an. In seinem Gefolge befand sich Wilhelm's von Oranien unglücklicher, ältester Sohn, welchen

Philipp II. vor acht und zwanzig Jahren als Knaben auf der Univerſität Löwen hatte gefangen nehmen und die ganze Zeit über in Spanien feſthalten laſſen.

Albrecht beſaß nur ſehr mittelmäßige Fähigkeiten. Schon im Januar 1597 trieb Moritz die Spanier, welche, unter dem Grafen von Varas in die Provinz Holland eindrangen, ohnweit Turnhut mit anſehnlichem Verluſte zurück. Varas ſelbſt, einer der beſten ſpaniſchen Feldherren jener Zeit, verlor ſein Leben in dieſem Treffen. In raſcher Folge nahm Moritz von Oranien im Laufe dieſes Jahres mehrere feſte Städte ein. Der Frieden zu Vervins, welchen Philipp II. (2. Mai 1598) mit Frankreich abſchloß, entzog den Niederlanden die mächtige Hülfe dieſes Nachbarſtaates. Doch begünſtigte ſie Heinrich IV. auf mannigfaltige Weiſe. Da überdieß England an dem Frieden keinen Theil nahm, blieben die ſpaniſchen Streitkräfte auch außerhalb der Niederlande nicht unbeſchäftigt, ſo ſchlaff es auch den Krieg mit ſeinem Nachbar jenſeits des biscayiſchen Meeres betrieb. Kurz nach dem Abſchluſſe des Friedens von Vervins trat der König von Spanien dem Erzherzog Albrecht und ſeiner Tochter Iſabella bei Gelegenheit ihrer Trauung die Herrſchaft über Burgund und die Niederlande feierlich ab. Der Erzherzog Albrecht erließ darauf zahlreiche Schreiben, worin er die nördlichen Provinzen aufforderte, ſich ihm zu unterwerfen. Sie trafen jedoch mit einem Mordverſuche zuſammen, welchen Peter Pann auf den Prinzen Moritz machte, und blieben daher unbeantwortet.

In demſelben Jahre (13. September 1598) ſtarb der blutbefleckte Despot von Spanien. Er nahm das Bewußtſein mit ſich, daß jene Niederlande, welche er unter ſein, der Inquiſition und des Papſtthums dreieiniges Joch hatte beugen wollen, trotz des dreißigjährigen Kampfes, den ſie mit ihm führten, zu einem Grade des Wohlſtandes aufgeblüht waren, wie ihn kein anderes Land der Erde damals beſaß, und eine Großmacht geworden waren, die ſich vor Spanien nicht mehr fürchtete. Ihre Städte nahmen an Volkszahl und Betriebſamkeit durch die Tauſende zu, welche Philipp's Glaubenswuth aus Belgien vertrieb. Ihre Handelsflotten befuhren in Sicherheit alle Meere, während die ſpaniſchen Schiffe ohne Furcht, von den kühnen Kapern der Holländer genommen zu werden, keinen Hafen verlaſſen konnten. Bis nach Oſtindien, China und Japan hatten ſie ihre Handelsunternehmungen ausgedehnt. Aller Orten ſchlugen ſie die Spanier und Portugieſen, welche Philipp in das gemeinſame Verderben geriſſen hatte, aus dem Felde. Die Schattenſeite des glänzenden Sternes der Niederländer beſtand nur darin, daß der Prinz Moritz ihnen mehr und mehr Grund zu der Beſorgniß gab, er beabſichtige ſeine Gewalt zum Schaden der Freiheit des Volkes übermäßig auszudehnen.

Die große Kriegsthat der erſten Jahre des ſiebenzehnten Jahrhunderts war die Belagerung von Oſtende. Moritz vermochte nicht, die Stadt zu retten. Sie fiel nach dreijähriger Belagerung (September 1604) in die Gewalt der Spanier, und gründete den Ruhm des Herzogs Ambroſius Spinola, ſowie der Erzherzogin Iſabella, welche mit hohem Muthe und ſeltener Ausdauer an dem langen Kampfe Theil genommen hatte. Während die Spanier alle ihre Streitkräfte um Oſtende ſammelten, nahm ihnen Prinz Moritz die Feſtungen Sluis, Rhynberg und Grave ab, ſo daß Gewinn und Verluſt ſich ſo ziemlich ausglichen.

Spinola und Moritz, welche ſich im Felde gegenüberſtanden, waren beide ſo vorſichtige Feldherren, von denen jeder die Fähigkeiten des andern zu würdigen verſtand, daß es zu keinem entſcheidenden Treffen zwiſchen ihnen mehr kam. Zur See ſchlug der niederländiſche Admiral Hautain in der Nähe von Dover eine überlegene ſpaniſche Flotte, und Wolfert Hermanſzoon mit nur fünf Schiffen eine ſpaniſche Flotte von vierzig Segeln, welche der Admiral Hurtado befehligte. Noch glänzender war der Sieg, welchen Heemskirk und nachdem er gefallen war, deſſen Nachfolger Verhoef in der Bucht von Gibraltar

errang (1609). Alle diese Unfälle machten den Spaniern den Abschluß eines Waffenstillstandes sehr wünschenswerth. Die Niederländer hatten andere Gründe, dem Kriege ein Ende zu machen. Sie fürchteten, daß Moritz den Einfluß und die Macht, die er durch seine Siege gewann, dazu benützen möchte, seine schon zu große Gewalt noch mehr auszudehnen. Trotz dem Widerstreben des niederländischen Feldherrn schritten die Unterhandlungen, welche ein Franziskaner, Namens Johann Neyen, eingeleitet hatte, ihrem Ziele entgegen. Der König von Spanien erklärte, daß er die Niederländer für frei halte (les tenant pour libres) und erkannte durch diese Worte, wenn nicht ausdrücklich, doch folgeweise ihre Unabhängigkeit an. Ein Frieden kam jedoch nicht zu Stande, vielmehr nur ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre, welcher übrigens den Niederländern alle Vortheile eines Friedens bot. Beide Theile behielten was sie zur Zeit des Abschlusses des Vertrags (9. April 1609) im Besitze hatten.

Vor dem Beginne des Freiheitskampfes waren die Nord-Niederlande eine unter das Joch des verruchtesten Tyrannen gebeugte, politisch bedeutungslose, fremder Willkür preis gegebene Mehrzahl durch kein festes Band verbundener Provinzen gewesen. Im Laufe eines vierzigjährigen Krieges hatten sie sich zu dem geachtetsten und glücklichsten Lande der Erde empor geschwungen!

§ 51. Waffenstillstand, Krieg und Frieden (1609—1648).

Mit unermeßlichem Jubel wurde die Waffenruhe in den südlichen und in den nördlichen Provinzen der Niederlande begrüßt. Der größere Theil der Bevölkerung kannte die stillen Genüsse des Friedens nicht. So lange sie gelebt, hatten die Donner des Krieges um sie her Schrecken und Verwüstung verbreitet.

Doch wie verschieden hatten sich die Verhältnisse im Süden und im Norden gestaltet! Die südlichen Provinzen, einst die reichen Sitze des Handels und der Gewerbe, hatten den besten Theil ihrer Bewohner verloren. Die Geschäfte, welche sonst in Gent und Antwerpen gemacht worden waren, hatten sich nach Amsterdam gezogen. Der alte Druck des Königthums, des Adels und der Pfaffen lastete nach wie vor auf dem Lande, und gestattete den unglücklichen Belgiern nicht, der Früchte ihrer Arbeit froh zu werden. Den größern Theil derselben nahmen ihnen ihre Tränger ab, und den Rest mußten sie mit dem schimpflichen Bewußtsein verzehren, Knechte eines großen und vieler kleinen Despoten zu sein. Ein mehr, als vierzigjähriger Krieg hatte ihnen nur Leiden gebracht. Sie hatten für nichts gestritten, weil sie an keinem Streben festgehalten, durch keine Idee begeistert worden waren.

Die nördlichen Provinzen dagegen traten aus dem langen Kampfe als Sieger hervor. Sie hatten sich die Bewunderung der ganzen Welt errungen und waren selbst von ihren blutigen Feinden als freie Männer anerkannt worden. Den Aufschwung, welchen Nord-Niederland seit der Zeit, da es das spanische Joch zerbrach, genommen hatte, läßt sich nur mit demjenigen vergleichen, welchen die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's zwei Jahrhunderte später nahmen, als sie die englische Herrschaft abschütteten. Doch den Niederländern gereicht es zum ewigen Ruhme, daß sie die Bahn der Freiheit brachen, allen Völkern der Erde das große Beispiel des Muthes und der Ausdauer gaben, und bewiesen, daß der Kampf gegen die Tyrannei nicht bloß ehrenvoll und erhebend sei, sondern auch die reichsten Zinsen trage, falls er mit Kraft und Nachdruck geführt wird.

Nur mit den Ursachen beherrscht der Mensch die Wirkungen. Die Grundursache alles Wohlstandes, wie aller Bildung und alles Glück's ist aber die Freiheit. Die Menschen, welche, wie die reichen Patricier der südlichen Provinzen, nur nach Geld und Geldes Werth

ſtrebten, und um ihre perſönliche Sicherheit nicht zu gefährden, bereit waren, das ſpaniſche Joch auf ſich zu behalten, konnten durch die Niedrigkeit der Beweggründe weder ihr Vermögen, noch ihr Leben retten. Der Herzog Alba wüthete gegen ſie nicht minder furchtbar, als gegen die entſchloſſenen Waſſer-Geuſen, welche mit dem Schwerte in der Fauſt ihn bekämpften. Die feigen Patricier des Südens ließ er durch ſeine Häſcher greifen. Von den muthigen Streitern des Nordens mochte er wohl einen Theil im Kriege tödten. Sie rächten im Herzblute der Spanier ihre ermordeten Kameraden. Einige erlebten ſelbſt, die anderen hinterließen wenigſtens ihren Nachkommen die glorreiche Errungenſchaft der Freiheit.

Allerdings ließen auch die Zuſtände der nördlichen Provinzen vieles zu wünſchen übrig, ſowohl auf kirchlichem, als ſtaatlichem Gebiete. Die Vernunft wurde auch von den proteſtantiſchen Pfaffen unter das Joch des Glaubens geſtellt, und der Freiheit ſtand ihre Schweſter, die Gleichheit des Rechtes nicht zur Seite. Allein wenn wir Nordniederland, welches nach ſeiner mächtigſten Provinz gewöhnlich Holland genannt wurde, mit allen übrigen Staaten damaliger Zeit vergleichen, ſo ragte es hoch über dieſelben empor, weit höher, als die Vereinigten Staaten Nordamerika's über die anderen Länder der Erde.

Nordniederland zerfiel in zwei weſentlich verſchiedene Theile: 1) die ſieben Provinzen, 2) die ſogenannten Generalitätslande, d. h. diejenigen Gebiete, welche außerhalb der ſieben ſouveränen Staaten zu denſelben gehörten. Die letzteren hatten keine politiſchen Rechte, ſo wenig, als die Unterthanenlande in der Schweiz. Aber auch im Schooße der ſieben Provinzen war nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Einwohner im Beſitze von Wahlrechten. Die Geſchichte jeder einzelnen Provinz lelteten 1) die ſogenannten Stände, d. h. eine aus der Ritterſchaft und den ſtädtiſchen Obrigkeiten zuſammengeſetzte Verſammlung, 2) ein Ausſchuß derſelben, welcher die Staaten genannt wurde, und 3) der Statthalter.

Die allgemeinen Angelegenheiten des großen Staatenbundes führten die ſogenannten Generalſtaaten, d. h. ein Kongreß von Abgeordneten der einzelnen Staaten in Verbindung mit dem von denſelben gewählten General-Statthalter. Ueber die Grenzen der Macht der Generalſtaaten und der einzelnen Provinzen walteten manche Zweifel ob. Doch ſtand ſoviel feſt, daß Krieg und Frieden und überhaupt alle Beziehungen zum Auslande vor die Generalſtaaten, dagegen die inneren Verhältniſſe, welche blos die einzelnen Provinzen betrafen, vor deren Staaten gehörten.

Das ſchlimmſte bei dieſer Verfaſſung war, daß die hohen Verdienſte Wilhelm's von Oranien und die Kriegsthaten ſeines Sohnes Moritz der Familie Oranien ein zu großes Uebergewicht verliehen. Eine große Menge von Würden und Rechten wurden gewiſſermaßen erblich in ihr, d. h. es wurde als ſelbſtverſtändlich angenommen, daß der älteſte Sohn des Hauſes ſie übertragen erhielt. Schon Prinz Moritz machte von ſeiner Gewalt einen ſehr verderblichen Gebrauch. Er und die meiſten ſeiner Nachfolger trachteten darnach, die Republik in eine Monarchie umzuwandeln, bis endlich auf dem Kongreſſe zu Wien der längſt gehegte Plan mit Hülfe der Könige und Kaiſer Europa's in Erfüllung ging. Faſt alle Mißgriffe und Verbrechen, deren ſich die niederländiſche Regierung ſchuldig machte, laſſen ſich auf den Ehrgeiz der Familie Oranien zurückführen. Zur Zeit des Abſchluſſes des Waffenſtillſtands war die Partei, welche das Wohl des Vaterlands höher achtete, als die Gunſt der Oranier, ſehr mächtig. Sie hatte gegen Moritzens Willen die Waffenruhe zu Stande gebracht. Oldenbarneveld, Hoogerbeets, von Ledenberg, Hugo Grotius, von der Hoen und andere ſtanden an der Spitze dieſer Partei. Das größte Anſehen unter ihnen beſaß Oldenbarneveld. Er hatte ſich als der treueſte und uneigennützigſte Freund des Prinzen Oranien erwieſen, als dieſem im neunzehnten Jahre ſeines Lebens die wichtigſten Aemter anvertraut wurden. Durch ſeine Bemühungen waren dem jungen Feldherrn der Republik ſtets die erforderlichen Mittel zur Kriegsführung von den Staaten

bewilligt worden. Er hatte die Bundesverfassung der Niederlande gegründet und durch eine streng rechtliche Verwaltung zu Kraft und Ansehen gebracht. Seinen Bemühungen war es endlich gelungen, die Schuld der Niederlande an England zu sehr günstigen Bedingungen abzuschütteln und die dafür verpfändeten Städte Vliessingen und Brille und das Fort Ramekens zurück zu erhalten. Alle diese Verdienste, welche sich Oldenbarneveld theils um das Vaterland, theils um den Prinzen Moritz selbst erworben, milderten nicht den Groll, welchen der ehrgeizige Oranier auf ihn geworfen hatte, weil der würdige Greis an der Spitze der ihm feindlichen Partei stand. Moritz, welcher durchaus aufgeklärt war, fachte die religiösen Leidenschaften des Volkes an, um mit deren Hülfe sich der einsichtsvollsten und edelsten Staatsmänner Nordniederlands, welche als solche seinen herrschsüchtigen Absichten Schranken zogen, zu entledigen. Dazu dienten ihm trefflich die Streitigkeiten, welche zwei protestantische Pfaffen: Gomar und Hermanns oder Arminius mit einander führten, und in welche sich das ganze Volk der Niederländer verflechten ließ.

Indem die Holländer das Joch des Papstthums zerbrachen, fühlten sie sich nicht stark genug, die Herrschaft über ihre Seelen selbst zu verwalten. Sie übertrugen solche, wenn auch mit verminderter Gewalt, an ihre Pfarrer, und geriethen daher in große Angst, als dieselben in Betreff der Lehren, welche die Pfaffen als einzig sichern Wegweiser zum Himmel darstellten, uneins wurden.

Gomarus setzte den guten Niederländern den Rathschluß Gottes auseinander, als ob er selbst bei dessen Fassung mitgewirkt habe. Er eiferte über die göttliche Gnade so heftig, daß vernünftige Menschen bald erkannt hätten, sie sei ihm wenigstens nicht eigen. Die Erbsünde war ihm ein Lieblings-Artikel, obgleich nicht schwer zu erkennen war, daß er ein gut Theil davon auf diese Erde mitgebracht habe. Ueber den freien Willen sprach Gomarus mit zu großem Ungestüm, als daß man hätte annehmen können, er besitze einen solchen, und überhaupt verfuhr er bei diesem ganzen Streite mit solcher Hartherzigkeit und Verfolgungssucht, daß Niemand dabei an den Eckstein des Christenthums, die Liebe, erinnert wurde. Seine Anhänger nahmen daran aber keinen Anstoß. Im Gegentheil entzündeten die Leidenschaften, welche im Herzen Gomar's tobten, die ihrigen. Hermanns, und nach seinem (1609 erfolgten) Tode dessen Anhänger, hatten mildere und weniger abgeschmackte Ansichten über alle jene Fragen. Seit dem Concile von Nicea hatten ähnliche Streitigkeiten den Pfaffen sehr gute Dienste geleistet, indem diese mit deren Hülfe sich zum Mittelpunkte der geistigen Bestrebungen der gesammten Christenheit emporgeschwungen hatten. Die Menschheit war aber, so oft sie stattfanden, mit Gewalt unter das Joch des finstersten Aberglaubens gespannt und zum Zeugen der fluchwürdigsten Verbrechen gemacht worden. Die Niederländer ließen sich durch eine Erfahrung von mehr als einem Jahrtausend nicht belehren. Moritz fachte die Flamme des Fanatismus absichtlich mehr und mehr an. Je weniger er selbst glaubte, desto leichter wurde es ihm, den Aberglauben und die Verfolgungswuth der blinden Massen anzuregen und die Bewegung der Gemüther zu seinen Gunsten auszubeuten.

Während das nach Dortrecht berufene National-Concilium noch tagte, brachte es Moritz dahin, daß feile Richter gegen den Mann, welcher nach Wilhelm von Oranien sich das größte Verdienst um die Niederlande erworben hatte, folgendes Urtheil sprachen. „Oldenbarneveld habe den Tod verdient, 1) weil er die enge Verbindung der einzelnen Provinzen aufzulösen gesucht, und 2) weil er Gottes Kirche sehr betrübt habe, indem er a) behauptet, jede Provinz besitze die Macht, über ihre religiöse Verfassung zu verfügen, und b) die Ausübung der wahren Religion gehindert; 3) weil er eigenmächtig Kriegsvolk angeworben, die Ausführung der Urtheile der Gerichtshöfe gehindert und von fremden Mächten Geschenke angenommen habe."

Dieſes Urtheil trägt den Stempel niederträchtigſter Parteiſucht und pfäffiſcher Heuchelei ſo klar an ſich, daß es nicht noth thut, darüber ein Wort zu verlieren. Zwei Jahrhunderte lang wurde die Hinrichtung Oldenbarnevelds von allen Schriftſtellern als ein ſchändlicher Juſtizmord gebrandmarkt.

Hoogerbeets und Hugo Grotius ließ Moritz zu lebenslänglichem Gefängniſſe verurtheilen und auf der Feſte Loeveſtein einkerkern. Aus dieſer befreite die hochherzige Gattin Hugo Grotius' dieſen. Ledenberg nahm ſich im Gefängniſſe ſelbſt das Leben, viele andere flohen aus dem Lande. Moritz ließ auch noch einen Sohn Oldenbarnevalds hinrichten, der ihm nach dem Leben geſtrebt hatte (1623). Die Niederländer hatten keine Freude am Blutvergießen. Moritz hörte auf, der Abgott des Volkes zu ſein, und wagte daher nicht, ſich zu deren Könige aufzuwerfen, wie er gern gemocht hätte.

Vom Schaffote aus rief Oldenbarneveld der verſammelten Menge zu: ihr Männer, glaubt nicht, daß ich ein Verräther ſei; ich habe aufrichtig und fromm als guter Patriot gehandelt, und ſo will ich auch ſterben."

Das Haupt des vierundſiebzigjährigen Greiſes fiel. Moritz, der es noch im letzten Augenblicke hätte retten können, weil ihm das Begnadigungsrecht zuſtand, lenkte das Schwert des Henkers nicht ab, und nahm dadurch die ganze Verantwortlichkeit des Todesurtheils auf ſich. Dieſe eine That zog einen düſtern Schleier über Moritzens ganzes Leben, welcher den Lichtglanz ſeiner Kriegsthaten verdunkelt, ſie beſtete ihm ein Brandmal auf die Stirn, mit welchem er ſich nicht in die Reihe der Wohlthäter der Menſchheit miſchen, nicht in die Ruhmeshalle neben ſeinen Vater, Washington und den Gründer griechiſcher, römiſcher nnd ſchweizeriſcher Freiheit hinein wagen darf. Jahrhunderte ſind ſeitdem über die Erde hinweggezogen. Doch der Schmerz über den Fall des edeln Hauptes Oldenbarnevelds, und über den Schandfleck, welcher dadurch dem glorreichen Freiheitskampfe der Niederländer angehängt wurde, iſt noch nicht geſtillt!

Der Streit zwiſchen Gomarianern und Arminianern iſt nahe zu vergeſſen. Allein daß er die Veranlaſſung der gerichtlichen Ermordung Oldenbarnevelds wurde, lebt noch in dem Andenken aller Feinde weltlicher und kirchlicher Despoten, und muß ſie auffordern, Aberglauben und Verfolgungsſucht ſchon in ihren erſten Regungen zu bekämpfen, und nicht zu warten, bis ein hochverehrtes Haupt ihnen als Opfer gefallen iſt.

Erſt ſeit den Zeiten der ſogenannten heiligen Allianz, welche auf denſelben Anſchauungen und Leidenſchaften, wie der Bund zwiſchen Moritz und den Gomarianern beruhte, fanden ſich Fürſten- und Pfaffenknechte, welche ſchlecht genug waren, auch dieſe Schandthat in Schutz zu nehmen.

Durch die Ränke des Prinzen Moritz von Oranien und der mit ihm verbündeten Pfaffen wurden in dieſer Weiſe die ſtillen Genüſſe des Waffenſtillſtands geſtört, bevor der Frieden noch geſchloſſen war. In dem benachbarten Deutſchland brachen mittlerweile die Vorboten der Stürme des dreißigjährigen Krieges aus. Was für die Niederlande Philipp II. geweſen, war für Deutſchland Ferdinand II Es iſt ſchwer zu ſagen, auf welchen dieſer zwei Despoten der Fluch der Menſchheit in höherem Grade ruht. Beide waren von demſelben Geiſte beſeelt. Sie unterſcheiden ſich nur dadurch, daß Philipp mehr unter dem Einfluſſe der Dominicaner-Inquiſitoren ſtand, Ferdinand mehr den Eingebungen der Jeſuiten folgte.

Eine der vielen Veranlaſſungen des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland war der Jülich-Cleve'ſche Erbſtreit, welcher an den Grenzen der Niederlande ſeinen Tummelplatz hatte, und daher nothwendig auf dieſe junge Republik um ſo lebhafter zurückwirkte, je größeren Ruhm ſie ſich im Kampfe gegen kirchlichen und weltlichen Despotismus erworben hatte. Wie die Spanier für die geſammte katholiſche, ſo trugen die Holländer für die

ganze protestantische Sache das Banner. Wie die einen als die festesten Stützen Roms, so galten die anderen als die unüberwindlichen Vorkämpfer der Reformation.

Der Cleve'sche Erbstreit versetzte Spanier und Holländer in ein höchst sonderbares Verhältniß zu einander. Von verschiedenen Seiten um Hülfe angerufen, standen sie sich jenseits der Grenzen der Niederlande feindlich gegenüber. Spinola wollte so wenig, als Moritz die Waffenruhe brechen, daher es nur zu Märschen und Gegenmärschen, nicht aber zu einer Schlacht kam. Auch nach dem Ablaufe des Stillstands wurde der Krieg von keiner Seite mit großem Ernste betrieben. Mit Hülfe des Grafen von Mansfeld, welcher sich aus der Pfalz hatte zurückziehen müssen *), hob Moritz (1622) die Belagerung von Bergen-op-Zoom auf, und gewann dadurch einen bedeutungsvollen Sieg über Spinola. Zwei Jahre darauf (1624) gelang es ihm aber nicht, das von dem spanischen Feldherrn bedrohte Breda zu retten. Bevor die Stadt, welche zu den Erbgütern des Hauses Oranien gehörte, fiel, starb Moritz (23. April 1625). Bald darauf mußte sich Breda den Spaniern ergeben. Dagegen eroberte Moritzens Bruder und Nachfolger, Prinz Friedrich Heinrich, Herzogenbusch nach einer zweijährigen Belagerung, ungeachtet die ganze spanische Macht der Festung zu Hülfe gezogen war. Noch vor Herzogenbusch fiel Wesel in die Gewalt der Niederländer. Maastricht eroberten sie 1632. Doch ihre glänzendsten Siege gewannen sie, wie früher, so auch damals zur See. Unter Peter Hein brachten die Niederländer (1627) in Westindien den Spaniern eine schwere Niederlage bei. Im folgenden Jahre (1628) nahm derselbe Seeheld ihnen ihre Silberflotte in der Nähe von Havanna ab, und machte dabei eine Beute von 12,000,000 Gulden fast ohne alles Blutvergießen.

Vierzehn Jahre lang boten die Niederländer ohne fremde Hülfe den Spaniern die Spitze. Im Jahre 1625 schlossen sie ein Bündniß mit den Franzosen ab, welches ihnen die Lasten des Krieges bedeutend erleichterte. Bald wurde es übrigens klar, daß Spanien den Holländern nicht mehr gefährlich werden könne. Um so drohender wurden für sie die Fortschritte, welche die Franzosen an ihrer ganzen Ostgrenze machten. Dadurch wurden die Niederländer dringend aufgefordert, mit Spanien Frieden zu schließen, so sehr sich die Franzosen auch bemühten, es zu verhindern. Im Januar 1648 kam derselbe in Münster zu Stande. Die Spanier erkannten die Republik der sieben Provinzen ausdrücklich als unabhängige Macht an, und traten bedeutende Landstriche in Flandern, Limburg und Brabant an sie ab.

Vor Abschluß des Friedens war Friedrich Heinrich (März 1647) gestorben. Ihm war sein Sohn Wilhelm II. in des Vaters Würden nachgefolgt. Sie waren ihm zum Theile schon als Kind von drei Jahren zugesichert worden. Friedrich Heinrich stand als Feldherr seinem Bruder Moritz sehr nahe, und war weit weniger gewaltthätig und ehrgeizig, als dieser. Dagegen gab er sich große Mühe, seinem Hause königlichen Schimmer zu verschaffen, als wenn die Ehren, womit ein freies Volk dasselbe überhäuft hatte, nicht einen weit strahlendern Glanz besäßen, als diejenigen, welche eine geknechtete Nation verleihen kann! Auf dieser Erde ist nichts vollkommen. Das siebenzehnte Jahrhundert war von Vernunft und Freiheit noch weiter entfernt, als das neunzehnte. Der Sieg, welchen die Holländer über Spanien errangen, war aber trotz der Mängel der beiden ersten Nachfolger Wilhelm's, der größte, den die Menschheit jemals gewann seit den Schlachten von Marathon, Salamis und Platäa. Die Holländer waren es, welche gerade zur Zeit, da die deutschen Protestanten am furchtbarsten bedroht waren (1621—1648), die spanische Macht beschäftigten und dadurch abhielten, den Habsburgern Hülfe zu leisten. Sie gründeten den ersten prinzipiellen Freistaat der Christenheit. Denn die italienischen Republiken sowohl, als die Schweiz, waren nicht das Ergebniß eines gleichmäßig gegen weltliche und geistliche

*) S. oben § 39, S 293.

Zwingherrſchaft gerichteten Kampfes, ſie trugen vielmehr Jahrhunderte lang ohne Widerſtreben das römiſche Joch, und im Augenblicke der Entſcheidung wandten ſich die erſteren ganz, die letzteren wenigſtens zur Hälfte auf die Seite des Papſtthums. Die Holländer brachen allen Freiheitsbeſtrebungen der Neu-Zeit die Bahn, ſie ſtellten zuerſt mit dem Schwerte in der Fauſt den Grundſatz der Selbſtherrlichkeit des Volks feſt, und wurden dadurch die Muſter für die ſpäteren Freiheitskämpfer in England, Nordamerika und Frankreich.

Der von den Mächtigen der Erde verachtete und gleich den Wilden Amerika's von den Spaniern gehetzte Waſſer-Geuſe, welcher anfangs kaum wagen durfte, auf feſten Boden zu treten — ſchwingt ſich auf zum Beherrſcher der Meere und wird zum Sieger im Kampfe mit dem mächtigſten Reiche damaliger Zeit! Der Geuſe mit dem Bettelſacke zwingt den Kronenträger von Spanien zum Frieden! Welche Lehre für die Tyrannen! Welche Aufforderung für alle Völker, dieſem Beiſpiele nachzufolgen! Wie klein erſcheint uns neben ihm auch der tapferſte Spanier, welcher mit Amuletten behängt, den Roſenkranz in der Feldtaſche bald wüthend kämpft, bald aber auch den Oberen, die ihm den Sold nicht auszahlen, den Gehorſam verſagt, heute mordet, brennt und ſengt, und morgen ſich vom Prieſter die Abſolution für alle ſeine Schandthaten geben läßt!

Zweite Abtheilung.

Die Schweiz.

§ 52. Einleitung.

Wie im Leben des einzelnen Menſchen ſelten ein ununterbrochener Fortſchritt ſtattfindet, vielmehr auf die Zeit großartiger Kraftanſtrengung Tage der Ruhe und der Schwäche folgen, ſo auch in der Entwickelung der Nationen. Ging doch ſelbſt der Stern Griechenlands unter, nachdem er ein halbes Jahrtauſend das Dunkel des Alterthums erhellt hatte. Die Schweiz kann ſich einer Glanzperiode rühmen, welche zwei Jahrhunderte ausfüllte. Sie bildet die ſchönſte Oaſe in der Wüſte des Mittelalters. Während der Reformation that ſich aber die Schweiz ſehr wenig hervor. Sie nahm zwar Theil an der Bewegung der Geiſter, allein ihre Kräfte zerſplitterten ſich, indem die eine Hälfte auf der Seite der alten päpſtlichen Schreckensherrſchaft ſtehen blieb und die anderen abhielt, mehr als einen blos theoretiſchen Antheil an den Freiheitskämpfen jener Zeit zu nehmen. Inſofern die Schweizer durch die That ſich an demſelben betheiligten, geſchah es gewöhnlich auf Seiten der Tyrannen, denen ſie für Sold dienten.

Die Schweiz des ſechszehnten Jahrhunderts hatte zwar einen Zwingli und einen Calvin, allein keinen Wilhelm von Oranien, keine Waſſer-Geuſen, kein Alkmaar, Harlem oder Leyden. Die Kämpfe, welche in der Schweiz ausgefochten wurden, erſcheinen ſehr klein im Vergleich mit den gleichzeitigen, welche Deutſchland, die Niederlande, England und Frankreich in ihren Grundfeſten erſchütterten, und ſelbſt im Verhältniß zu denjenigen, welche die Eidgenoſſen in früheren Zeiten zu beſtehen hatten.

Nur diejenigen Theile der Schweiz, welche in regem geistigem Verkehre mit ihren Nachbarn standen, schritten voran. Diejenigen dagegen, welche sich damit begnügten, ihre Kühe zu melken, oder doch nur als Söldner oder Werber mit dem Auslande verkehrten, blieben stehen, während die Völker um sie her den Riesenkampf des Fortschritts mit ihrem Herzblute besiegelten.

Die einzelnen Menschen und ganze Nationen können sich von der Strömung der Zeit nicht fern halten, ohne von dieser überholt zu werden. Wer damit zufrieden ist, sein tägliches Brod oder auch Reichthümer zu erwerben und zu genießen, nimmt an den Errungenschaften der Welt keinen Theil, gleicht der Milbe, die sich im Käse bildet, und wird, gleich dieser erdrückt, wenn der Fleck, auf dem er sich rührt, von der Menschheit in Gebrauch genommen wird. Mögen die kleinen und großen Rothschilde, im Bewußtsein ihrer gefüllten Geldsäcke noch so stolz auf die Träger der Ideen herabblicken, in der Geschichte hat jeder Mensch nur in dem Maße Werth, als er für eine Idee, also nicht für sich selbst, sondern für Andere gewirkt und gestrebt hat. So lange die Schweizer für die Freiheit kämpften, war ihre Geschichte bedeutungsvoll. Als sie aber nur daran dachten, den im Kampfe gegen übermüthige Tyrannen errungenen Besitzstand möglichst auszubeuten, und nur zu den Waffen griffen, wenn es ihnen gut bezahlt wurde, verloren sie ihren Werth für die Menschheit.

Keine Nation darf sich vermessen, auf ihren Lorbeeren ruhen, oder sich ungestraft im Kothe der Selbstsucht wälzen zu können. Keine möge sich einbilden, sie sei im Alleinbesitze der Freiheit und der Bildung, und sie könne sich durch tönende Redensarten darin erhalten. Die Schweiz gab sich diesem Wahne hin und verlor die hohe Stellung, die sie bis dahin inne gehabt hatte. Wohl bekundete sich an einzelnen Orten, namentlich in Zürich, in Genf und in Graubündten noch der Freiheitsmuth vergangener Jahrhunderte. Allein nirgends vereinigte sich die ganze Eidgenossenschaft, wie im Kampfe gegen die Habsburger, Burgunder oder Franzosen, nirgends legte sie ihr ganzes Gewicht in die Wagschale des Fortschritts.

Beim Beginne der Reformation war die Schweiz in ihren inneren Angelegenheiten und in ihrem Verhältnisse zum Auslande das glücklichste Land der Erde.

Die Siege, welche sie kurz zuvor noch über Kaiser Maximilian I. errungen, und welche ihre Unabhängigkeit auf alle Zeiten festgestellt, hatten die Strahlenkrone ihres Ruhmes noch glänzender gemacht. Die Schlachten, welche die Eidgenossen im Dienste Frankreich's in Italien schlugen, hatten aber einen ganz anderen Charakter, als die Freiheitskämpfe, die sie im eigenen Lande bestanden. Die kriegerischen Ehren, die sich ein Söldner erwirbt, stehen mit denjenigen des Freiheitskämpfers nicht auf gleicher Stufe. In früheren Jahrhunderten hatten die Schweizer wohl auch fremden Herren gedient, allein die Kämpfe, welche sie als freie Männer führten, fielen in die Wagschale der Geschichte weit schwerer, als ihre Söldnerdienste. Im sechszehnten Jahrhundert hatten die Schweizer für ihre staatliche Unabhängigkeit von habsburgischen, französischen, burgundischen und anderen Kaisern, Königen und Herzogen nichts mehr zu fürchten. Um so mehr wurde sie bedroht durch römische Pfaffen. Das Joch, welches ihnen diese auferlegten, ruhte fester auf ihren Nacken, als das habsburg'sche zur Zeit der Schlachten von Morgarten und Sempach, denn nicht äußere Gewalt, sondern innerer Aberglauben war das Band, welches der Priesterherrschaft Dauer und Stärke verlieh.

Die Schweiz, obgleich Republik, war doch weit entfernt von einem Zustande vernunftmäßiger Gesetzlichkeit. Zwar konnte sich in ihrem Schooße die Anschauungsweise und der Wille einzelner Herrscher nicht mit derjenigen Schroffheit geltend machen, wie in Spanien und Frankreich, oder selbst in dem benachbarten Deutschland; allein volle Freiheit geistiger Entwickelung besaßen auch die Schweizer nicht. Die dreizehn Kantone hatten ziemlich

gleiche Rechte in ihrem gegenſeitigen Verkehre, allein faſt die Hälfte der gegenwärtigen Schweiz, alle Gebiete, welche jetzt die Kantone Aargau, Graubündten, St. Gallen, Teſſin, Thurgau, Waadt, Neufchatel, Wallis und Genf ausmachen, desgleichen mehrere Bezirke, welche jetzt zu verſchiedenen Kantonen gehören, ſo z. B. Biel und das Bisthum Baſel, hatten noch keine Stimme im Rathe der Eidgenoſſen. Sie waren theils Unterthanenlande, welche einzelnen Ortſchaften und Kantonen, oder mehreren derſelben zugleich gehorchten, theils zugewandte Orte, welche in den mannigfaltigſten Beziehungen zu den dreizehn Kantonen ſtanden. Die acht alten Kantone herrſchten über Baden, die ſieben alten (mit Ausſchluß von Bern) über Thurgau, Rheinthal, Sargans und die ſogenannten Frei-Aemter. Alle Kantone, mit Ausnahme Appenzell's, beſaßen die vier italieniſchen Vogteien Lauis, Luggarus, Mendris und Mainthal. Den drei Wald-Kantonen mit Ausnahme von Unterwalden ob dem Wald gehörten die drei italieniſchen Vogteien Bellenz, Bollenz und Rivier.

Die Unterthanenlande hatten keine politiſchen, wenn auch gewiſſe Gemeinde-Rechte. Sie mußten den ſie beherrſchenden Kantonen Folge leiſten, und konnten nur erwarten, daß ſie bei ihren alten Rechten und Gewohnheiten, welche wiederum ſehr verſchiedenartig waren, belaſſen wurden. Wenn ſie einen einzigen Kanton, oder einen Theil eines ſolchen zum Herrn hatten, ſo folgten die Unterthanenlande gewöhnlich der ihnen von dieſem gegebenen Anregung. Allein weit ſchwieriger ward ihre Stellung, wenn ſie mehreren Kantonen unterworfen, und dieſe unter ſich nicht einig waren.

Die zugewandten Orte, zu welchen Abtei und Stadt St. Gallen, Bündten, Wallis, Biel, Bisthum Baſel, Neuenburg, Genf, und die beiden deutſchen Städte Mühlhauſen und Rothweil gehörten, waren nicht in demſelben Maße abhängig, wie die Unterthanenlande, allein da ſie ſelbſt keine hinlängliche Macht beſaßen, ſich gegen Angriffe von außen zu vertheidigen, und die Hülfleiſtung von Seiten der Schweizer deren gutem Willen anheimgegeben war, ſo mußten auch dieſe mehr Rückſicht nehmen, als mit einer vollſtändigen Unabhängigkeit oder Gleichheit der Stellung vereinbarlich war.

In den einzelnen Kantonen, namentlich in den vier, welche den Grundſtein der Eidgenoſſenſchaft gelegt hatten: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, hatten einzelne Familien einen übermäßigen Einfluß gewonnen, den ſie zu ihrem perſönlichen Vortheile ausbeuteten. Insbeſondere wußten ſich viele derſelben durch Penſionen, welche ſie vom Auslande bezogen und vergaben und Werbegeſchäfte, die ſie betrieben, Geld und Anſehen zu verſchaffen. Dieſe Geſchlechter beherrſchten nicht blos ihre eigenen Kantone, ſondern auch deren Unterthanenländer, und machten ſich in weiteren Kreiſen geltend, namentlich wenn fremde Mächte Söldner in der Schweiz werben wollten.

Die furchtbaren Verluſte, welche die Eidgenoſſen in der Schlacht von Marignano *) erlitten, hatten zwar einen lauten Schrei der Entrüſtung gegen den Söldnerdienſt hervorgerufen. Mehrere Jahre lang hatten die Eidgenoſſen keine fremden Werbungen zugelaſſen, und die Leute, welche vom Auslande Penſionen bezogen und Penſioner genannt wurden, beſtraft. Doch nicht lange vermochten die an fremdes Geld gewöhnten Ariſtokraten den Lockungen deſſelben zu widerſtehen. Sie ſetzten durch, daß die beſtraften Penſioner begnadigt wurden. Die Tagſatzung rief die Söldner zurück, welche ohne obrigkeitliche Erlaubniß 1519 dem Herzog Ulrich von Würtemberg zugezogen waren, doch zwei Jahre darauf (1521) bewilligten zwölf Orte dem Könige Franz I. von Frankreich ein Söldnerheer, welches nicht minder als 6000, und nicht mehr als 16,000 Mann zählen ſollte, und außerdem für den Fall, daß er ſelbſt zu Feld ziehen ſollte, eine Leibwache von 6000 Mann. Nur Zürich ſchloß ſich dieſem Vertrage nicht an. Dort erhob Ulrich Zwingli ſeine Stimme gegen das

*) S. Weltgeſchichte Buch VI. §. 46.

Söldnerwesen. Er konnte aber nicht verhindern, daß kurz darauf Zürich und Zug dem Papste Söldner schickten. Nach Leo's X. Tode kehrten deren Ueberreste zurück. Während der langen Kriege, welche Karl V. und Franz I. mit einander führten, kam der Solddienst wieder mehr, als jemals in Aufnahme. Von der jungen Mannschaft kam immer nur ein kleiner Theil zurück, dieser aber im kranken und krüppelhaften Zustande, oder aber mit allen Lastern, welche ein vieljähriges Räuber- und Mörder-Lehrn erzeugen mußte.

Vergebens erhob sich Ulrich Zwingli dagegen. In einer Ermahnung vom 16. Mai (1522) sagte er unter anderem: „Es ist zu besorgen, es werden die Herren, die uns mit Eisen und Helmbarten nie gewinnen mochten, mit reichem Gold überwinden. Unsere Vorderen haben nicht um Lohn Christenleute todtgeschlagen, sondern um Freiheit allein gestritten, damit ihr Leib, Leben, Weiber, Kinder einem üppigen Adel nicht zu allem Muthwillen unterworfen wären."

In den Schlachten von Bicoa und Pawia verloren viele tausend Schweizer ihr Leben, mehr und mehr schwand auch der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit. Doch zu viele und mächtige Familien waren bei dem Handel mit Söldnern betheiligt, als daß es möglich gewesen wäre, ihn abzustellen Nur in Zürich war lange Zeit alle fremde Werbung verboten. Der Solddienst wurde zu einer offenen Wunde, welche die besten Kräfte der Eidgenossenschaft theils verzehrte, theils verdarb, und so den ganzen Staatskörper zugleich schwächte und siech machte.

Die einzige Angelegenheit, welche die verschiedenen Orte der Schweiz gemeinschaftlich betrieb, war der Solddienst. In allen übrigen Beziehungen zerfiel die Eidgenossenschaft schon bald in zwei Theile: die katholische und die reformirte Schweiz, von welchen jeder durchaus entgegengesetzte Zwecke sowohl in kirchlichen als politischen Beziehungen verfolgte. Die katholische Schweiz stützte sich auf Rom und das Haus Habsburg in Spanien und Oesterreich, die reformirte Schweiz hegte Sympathien für die protestantischen Länder Europa's, ohne jedoch an deren Kämpfen thätigen Theil zu nehmen. Die katholische Schweiz setzte dem rollenden Rade der Zeit wohl ebenso viel Hemmniß in den Weg, als die protestantische ihm Vorschub leistet.

§ 53. Ulrich Zwingli und die deutschen Kantone bis zum sogenannten goldenen Bunde (1586).

In großen Zügen wurde zwar schon weiter oben *) die Entwickelung der Reformation in der Schweiz erwähnt. Hier mögen jedoch noch einige nähere Ausführungen folgen, da die Geschichte der Eidgenossenschaft im Laufe dieses Abschnitts der Geschichte mit der Reformation untrennbar verbunden ist.

Die Lehre vom Ablasse gab auch in der Schweiz, wie in Deutschland den unmittelbaren Anstoß zur Reformation. Der Glaube der Versöhnung der Menschheit durch das Blut Christi war an und für sich schon eine starke Zumuthung, welche die Pfaffen dem menschlichen Verstande machten. Dieser ist allerdings sehr geduldig, und ließ sie sich gefallen. Als aber eine entsprechende Forderung an den Geldbeutel gestellt wurde, empörten sich dagegen beide. Schon in den Jahren 1475—1481 wurde der Ablaß zu Bern ausgeboten. Da das Geld im Lande bleiben, nämlich das Münster davon ausgebaut werden sollte, so blieb das Volk ruhig und zahlte. Den Jubelablaß, welchen Alexander VI. den Schweizern anbot, wiesen sie auf der Tagsetzung einstimmig zurück (1501). Mit dem von Leo X. ausgeschriebenen Ablaß machte dagegen der Barfüßermönch Bernhardin Samson glänzende Geschäfte. Die Briefe, welche er verkaufte, versprachen dem zahlenden Sün-

*) S. § 8. S. 78. § 15. S. 109 ff.

der wörtlich folgendes: „Ich stelle dich wieder her in die Unschuld und Reinheit, die du in der Taufe empfangen hast, so daß, wenn du stirbst, die Pforte zur Strafe verschlossen, und die Thüre zu den Freuden des Paradieses geöffnet sein soll. Diese Gnade soll dir ungeschwächt bleiben bis auf die Stunde des Todes."

Im August 1518 war Samson über den Gotthard nach Uri gekommen, und von da über Schwyz, Zug, Luzern und Unterwalden nach Bern gekommen. Die verdummten Massen drängten sich um seine Bude und kauften sich von dem Mönche papierne Seeligkeit. Bartholome Mai, der es wagte, verächtlich von dem Ablasse zu sprechen, mußte den frechen Trödel-Mönch auf den Knien um Gnade bitten. Samson war zwar streng gegen die Spötter, doch um so verträglicher mit den Gläubigen. Er ließ mit sich handeln, und nahm statt Geldes auch andere Dinge von Werth. Dem Jakob von Stein verhandelte er z. B. gegen einen schönen Hengst einen Ablaßbrief für sich, seine Vorfahren, 500 Söldner unter seiner Fahne und seine ganze Herrschaft zu Bely Das hielten die Dummköpfe für sehr billig, denn diese Gesellschaft mochte allerdings eine schwere Ladung von Sünden zusammen gebracht haben. Daß Hengst, Geld, Samson, Papst und die ganze Pfaffenschaft an diesen Sünden nichts ändern, höchstens sie durch den Ablaß vermehren könnten, zu diesem Gedanken erhoben sich die stupiden Menschen damaliger Zeit nicht.

Das Geschäft Samsons ging trefflich von statten, bis er in den Kirchsprengel des Bischofs von Konstanz kam. Dieser hatte verboten, dem Ablaßkrämer die Kirchen zu öffnen. In Lenzburg und Bremgarten blieben ihm die Kirchen verschlossen. Das hielt den Mönch nicht ab, sich nach Zürich zu wagen. Dort hatte Ulrich Zwingli, wie früher schon zu Einsiedeln, und zwar auf des Bischofs Befehl, gegen den Ablaß gepredigt. Samson fand daher für seine Worte taube Ohren, und für seine Zettel leere Hände. Er mußte den Dekan Bullinger, den er in den Bann gethan hatte, lossprechen und dann mit Schimpf und Schande die Stadt meiden. Eiligst kehrte er nach Italien zurück und brachte seine Beute dort in Sicherheit. Doch die Entrüstung, welche sein schändlicher Trödel unter verständigen Menschen angeregt hatte, blieb zurück. Die Donnerworte, welche Luther in Wittenberg, Worms und in anderen Städten Deutschlands sprach, fanden daher auch in der Schweiz einen kräftigen Wiederhall. Die Bahn war gebrochen. Man blieb bei dem Ablaß nicht stehen. Auch Zwingli, wie Luther, sprach von der christlichen Freiheit und weckte mit diesem Zauberworte die trägen Massen aus ihrem Schlummer auf. Die Mönche plärrten vergeblich. Am 27. Januar 1523 vertheidigte Zwingli vor einer zahlreichen Versammlung seine und Luthers neue Lehre. Räthe und Bürgerschaft faßten darauf den Beschluß: „Da Zwingli aus der Schrift nicht widerlegt worden, so soll er in seiner Predigt fortfahren und zu Stadt und Land nichts anderes gepredigt werden, als was Jeder mit der Schrift beweisen könne."

Dieser Beschluß führte die Reformation gewissermaßen gesetzlich in Zürich ein. Die Ehelosigkeit der Priester hörte auf, die Frauenklöster wurden geöffnet. Im folgenden Jahre wurden Bilder und Altäre aus den Kirchen geräumt und sämmtliche Klöster im Gebiete von Zürich aufgehoben. Für Mönche und Nonnen trug die Obrigkeit billige Sorge, das Klostergut zog sie aber zu milden Zwecken ein.

Ganz anders wirkte die allgemeine Bewegung der Geister auf die vier Waldstädte und den Kanton Zug. Diese waren in ihren Bergen weit hinter der Zeit zurück geblieben. Die Pfaffen hatten dort überwiegenden Einfluß, denn weder die Schule, noch die Presse, noch persönlicher Verkehr mit Menschen von weiterm Gesichtskreis hatte diesen Bewohnern der Alpen einige Bildung mitgetheilt. Die ersten Keime der Reformation, welche Oswald Geißhäuser (Mykonius) zu Luzern, Komthur Schmidt zu Küßnacht und einige andere

strebende Männer hegten, wurden bald schon durch den Stadtpfarrer Bodler und den Schultheißen Hans Hug gewaltsam ausgerissen.

In Schwyz und Zug that sich lebhafte Theilnahme für die Reformation kund. Allein die Söldner-Partei, welche dem Zwingli wegen seiner Angriffe, die er auf sie gemacht hatte, zürnte, und welche, nach ihrer ganzen geistigen Beschaffenheit mehr Neigung für das Papstthum, als für die neue Lehre hatte, widerstrebte dieser mit äußerster Heftigkeit. Sie riß die beiden anderen Kantone Uri und Unterwalden, in deren Schooße sich sehr wenig denkende Menschen fanden, mit sich fort.

Auf einer Tagsatzung zu Bern (1523) faßten die Gesandten aller zwölf Orte den Beschluß, Zwingli, wo man ihn in der Eidgenossenschaft antreffe, gefangen zu nehmen. Im folgenden Jahre (1524) ließ die Tagsatzung Nikolaus Hottinger von Zürich hinrichten, weil er sich über Messe und Bilder in starken Ausdrücken ergangen hatte. Am 21. März desselben Jahres begaben sich sogar die Gesandten der zwölf Orte nach Zürich, um Räthe und Bürger von der angefangenen Reformation abzumahnen. Doch Zürich ließ sich nicht einschüchtern, obgleich ähnliche Vorstellungen noch öfter wiederholt wurden, und die fünf Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug immer drohender wurden.

Bald hörte Zürich auf, ganz allein in der Schweiz zu stehen. Die Reformation brach sich mehr und mehr Bahn. Zu Ostern 1529 gewannen bei der Rathserneuerung zu Bern die Anhänger der neuen Lehre die Mehrzahl. Im Anfange des folgenden Jahres wurde zu Bern eine große Disputation abgehalten und in deren Folge die Reformation in Stadt und Land eingeführt.

In Glarus hatte Zwingli zehn Jahre (1506—1516) gewirkt. Die Stadt, welche ihn sehr hoch ehrte, erwählte auf seine Empfehlung seinen Schüler Valentin Tschudi zu ihrem Pfarrer. Das Reformationswerk machte rasche Fortschritte. In der Landesgemeinde des Jahres 1530 hatten die Evangelischen schon die Mehrheit.

Basel war seit 1512 der Wohnsitz vieler ausgezeichneter Gelehrten. Erasmus bereitete die Reformation vor, Oekolampad führte sie aus, Capito und Hedio wirkten mit ihm. Am 8. Hornung 1529 setzten die Bürger der Stadt die Reformation durch, welche im folgenden Jahre sämmtliche Landesgemeinden gleichfalls annahmen.

Von Freiburg sagte man, die Stadt sei das Gegentheil ihres Namens. Sie hatte keinen Sinn für die Wissenschaften. Niemals schlug die Reformation dort Wurzel. In Solothurn aber waren längere Zeit die Evangelischen eben so mächtig und zahlreich, als die Katholiken, bis der unglückliche Ausfall des sogenannten Religionskrieges den letzteren das Uebergewicht verschaffte, dessen sie sich zur Unterdrückung ihrer Gegner bedienten.

In Schaffhausen führten Räthe und Bürgerschaft durch einen Beschluß die Reformation ein (1529). Schon im Jahre 1524 befahl der Rath von St. Gallen, es solle nur das Evangelium gepredigt werden. Vergeblich widerstrebte das Stift. Im Jahre 1529 nahm die Stadt und kurz darauf das Land die Reformation an. Vadian war die Seele der Bewegung in diesem Ländchen und in dem benachbarten Appenzell, woselbst die Reformation in Herisau und allen Pfarreien von Außer-Rhoden seit 1529 dauernd die Mehrzahl gewann. Bündten hielt den 8. Januar 1526 zu Ilanz eine Disputation, bei welcher die katholische Partei sehr schwach vertreten war. Die Evangelischen siegten und bewirkten, daß der Bundestag dem Bischofe alle bürgerliche Gerichtsbarkeit entzog, die Klöster öffnete, die Pfarrwahlen den Gemeinden übergab, und brach dadurch der Reformation die Bahn. Der Bischof Paul verließ das Land, verband sich mit dem Abte Schlegel von St. Luci bei Chur und dem Herrn von Müß, und suchte mit deren, Oesterreich's und der fünf katholischen Orte Hülfe, Bündten wieder unter sein Joch zu bringen. Der Anschlag wurde jedoch entdeckt, der Abt Schlegel ergriffen und hingerichtet (1529). Die protestan-

tiſchen Eidgenoſſen ſtanden den Bündtnern bei, und zwangen den Tyrannen von Müß zum Frieden (1532). In allen dieſen Kämpfen des Bündtner Landes that ſich insbeſondere Johann von Travers aus Zug im Engadin durch Kraft und Reinheit des Willens hervor.

Je größere Fortſchritte die Reformation in der Schweiz machte und je gewiſſer es wurde, daß ſie ſich durch Disputationen und Ermahnungen von den noch katholiſch gebliebenen Kantonen nicht ausſchließen laſſe, deſto grimmiger wurde die Partei der römiſchen Pfaffen. In den fünf Orten hatte jeder, bei dem ein Teſtament oder eine Schrift Luther's oder Zwingli's gefunden wurde, Folter und Tod zu gewärtigen. Die Verfolgungsſucht der Katholiken theilte ſich den Evangeliſchen, doch nur im vermindertem Grade mit. Wo die Einen auf den Tod, erkannten die Anderen auf Verbannung. In einzelnen Fällen ließen ſich die Evangeliſchen aber auch zu grauſameren Maßregeln, ſelbſt Todesſtrafen hinreißen. Beſonders heftig war der Parteikampf in denjenigen Unterthanenländern, deren Herren theils katholiſch, theils evangeliſch waren.

Im Widerſpruch mit allen Verträgen und Gewohnheiten überfiel eine Rotte aufgeregter Schwyzer den nach Oberweil im Gaſter berufenen Jakob Kaiſer, genannt Schloſſer, lieferte ihn an die Landesgemeinde aus, welche ihn am 29. Mai 1529 zum Feuertode als Ketzer verurtheilen und aller Einſprachen von Seiten Zürich's ungeachtet, lebendig verbrennen ließ. Die fünf Kantone ſchloſſen einen Bund mit Oeſterreich ab. Darüber brach der Krieg aus. Dieſes Mal wurde, bevor es zur Schlacht kam, noch der Frieden vermittelt, doch nicht auf lange Zeit. Die Bedingungen waren in der Hauptſache:

Der Glaube ſoll frei ſein, darum ſollen die fünf Orte nicht zum Evangelium genöthigt werden. In den gemeinen Herrſchaften entſcheidet das Mehr der Gemeinden für den alten oder neuen Glauben. Der öſterreichiſche Bundesbrief wird heraus gegeben und vernichtet.

Unter dem Schutze dieſer Friedensbedingungen nahm die Reformation mehr und mehr überhand, namentlich in den ſogenannten gemeinen Herrſchaften und den bis dahin gemiſchten Kantonen. Der Groll der päpſtlichen Partei nahm daher immer zu, und leider auch der Uebermuth der Evangeliſchen, welche glaubten, nicht ſchnell genug das Papſtthum da ausrotten zu können, wo deſſen Wurzeln noch feſt waren. Zürich verhängte die Sperre wider die fünf Kantone, und brachte ſie dadurch in einen an Hungersnoth grenzenden Zuſtand des Mangels. Die fünf Orte klagten: „man will uns durch Hunger von unſerm alten Glauben, Freiheit und Recht drängen.“ Zürich und Bern verlangten, die fünf Orte ſollten auch auf ihren Gebieten Glaubensfreiheit geſtatten und die Schmäher ſtrafen. Das geſtanden die fünf Orte nicht zu. So kam es zum Krieg.

Die Uebermacht der Evangeliſchen war ſo groß, daß ſie des Sieges gewiß zu ſein glaubten und daher läſſig und übermüthig wurden. Dazu kam, daß der Feldherr der Berner, Schultheiß von Diesbach, ein eifriger Katholik und Feind der Evangeliſchen, die Rolle eines Verräthers ſpielte.

Ulrich Zwingli hatte ſeine Anhänger in eine Aufregung verſetzt, welche keine ruhige Erwägung und kalte Berechnung aufkommen ließ. Er zog, als tapferer Mann; ſelbſt mit in den Streit. Doch konnte er nicht dafür ſorgen, daß die kriegeriſchen Maßregeln gut getroffen wurden. Die Gebete, die er auf dem Marſche ſprach, gaben nicht den Ausſchlag. Im Widerſpruch mit allen Kriegsregeln zog ein kleiner Haufen, kaum 2000 Mann ſtark, dem anrückenden Heere der fünf Kantone, welches 8000 zählte, entgegen. Die Züricher ließen ſich überfallen, und verloren ſo die Schlacht bei Kappel (11. Oktober 1531). Mehr als 500 Züricher deckten die Wahlſtatt, unter ihnen war auch Zwingli gefallen. Die Wuth der römiſch-katholiſchen Feinde verſchonte weder Verwundete, die ſie tödteten, falls

sie nicht belehren wollten, noch selbst die Leiche Zwingli's die sie durch den Scharfrichter zerstücken und verbrennen ließen.

Die Hauptmacht der Evangelischen war noch gar nicht in den Kampf geführt worden. Sie zählte 24,000 Mann, welche am 15. desselben Monats bei Bremgarten zusammen traten. Allein der Verrath Diesbach's machte die Hülfe der Berner, denen es überhaupt mit dem Kriege nicht recht Ernst war, nutzlos. Die Aufregung der Gemüther, welche durch die Geistlichen künstlich herauf beschworen worden war, lähmte die Thatkraft der Züricher. Dem Uebermuthe folgte der Kleinmuth auf dem Fuße nach. Der Tod Zwingli's erschütterte sie auf's tiefste. Sie konnten denselben mit ihren Ansichten von Gottes Rathschluß nicht zusammen reimen, und wurden dadurch an sich selbst und ihrer Sache irre. Zwingli war gewiß ein entschlossener, kräftiger und redlicher Mann gewesen, Allein er war geistlichen Standes und dieser macht jeden Menschen, welcher demselben viele Jahre hindurch angehört, durchaus unfähig, das richtige Gleichgewicht in weltlichen Dingen zu halten. Die übergroße Bedeutung, welche der Geistliche der sogenannten Ewigkeit, der Zukunft nach diesem Leben, einer außerhalb dieser Erde stehenden Macht einräumt, vermindert in seinen Augen den Werth der Thatsachen dieser Erde und zwar um so mehr, je gläubiger er ist. Dadurch wird sein Urtheil und sein Streben verkehrt. Die katholischen Geistlichen, die meisten Päpste der neueren Zeit, ein Richelieu, Mazarin und viele andere, welche gar nichts glaubten, oder welche die Religion nur als Mittel betrachteten, ihren Leidenschaften fröhnen zu können, waren daher, obgleich weit grausamer und verfolgungssüchtiger, als ihre protestantischen Standesgenossen, doch weit geschickter in der Wahl der Mittel zu den Zwecken, welche sie verfolgten.

Aehnliche Ursachen, welche den Verlust der Schlacht von Kappel herbei führten, hatten kurz darauf (23. Oktober) die Niederlage zur Folge, welche die Züricher auf dem Gubel ob Menzingen erlitten. 4000 Mann derselben ließen sich von 2000 ihrer Feinde Nachts überfallen und mit Verlust von mehr als 800 Todten in vollständige Verwirrung bringen. Kurz darauf bequemten sich die Züricher zu dem Frieden, welcher für die Religion der Schweiz bis auf den heutigen Tag entscheidend war. Der Schweizer Religionsfrieden war das Vorbild des anderthalb Jahrzehnte später in Deutschland geschlossenen Passauer Friedens. Er setzte fest: 1) jeder Ort handelt in Religionssachen nach Gutfinden in seinem Gebiete; 2) in gemeinen Herrschaften bleiben beide Theile bei ihren alten Rechten, und beide Religionen bestehen daselbst in gleichem Recht!

Der erste Artikel bestimmt mit anderen Worten den abscheulichen Satz, daß die Obrigkeit jedes Landes über den Glauben der Einwohner zu verfügen habe, und der zweite versteinert die Gegenwart, indem sie den Fortschritt verbietet. Der Reformation wurde so in der Schweiz früher, als in Deutschland die Spitze abgebrochen. Sie konnte keine Fortschritte mehr machen, und mußte daher versumpfen. Die Katholiken hatten gesiegt, und mißbrauchten in der Schweiz wie überall, das von ihnen erlangte Uebergewicht. Bern nahm denselben Frieden an. Die mächtigen evangelischen Kantone ließen die katholischen gewähren, welche in mehreren Landschaften und auch im Kantone Solothurn die Reformation wieder vollständig ausrotteten. In den Jahren 1579 bis 1589 setzte der Bischof Jakob Christoph Blarer mit List und Gewalt durch, daß das fast durchaus protestantisch gewordene Bisthum Basel wieder katholisch wurde. Er berief die Jesuiten nach Pruntrut und befestigte mit deren Hülfe seine und seiner Nachfolger Herrschaft. Die Stadt Basel erkaufte ihre Unabhängigkeit von ihm mit einer Geldsumme, um nicht großen Gefahren bloßgestellt zu werden.

Die protestantischen Kantone ließen sich in keine Bündnisse mit den Glaubensgenossen anderer Länder ein, vielmehr zogen sie sich in ihre Schneckenhäuschen zurück, und hüteten

ſich wohl, den Grimm der anders glaubenden Eidgenoſſen rege zu machen. Die ſieben katholiſchen Kantone und Wallis dagegen ſchloſſen unter ſich (5. Oktober 1586) den ſogenannten goldenen oder Boromäiſchen Bund, und die fünf katholiſchen Orte nebſt Freiburg im folgenden Jahre (1587) ſogar einen Bund mit dem ſchlimmſten aller Despoten, dem Könige Philipp II. von Spanien. In dem erſtern verpflichteten ſich die ſieben Kantone zur Erhaltung der katholiſchen Religion. Sie erklärten, dieſe Verpflichtung ſolle jeder älteren und neueren vorgehen und ſo weit reichen, daß, wenn ein Ort von dem katholiſchen Glauben abtreten wollte, er von den anderen gezwungen werden ſolle, dabei zu beharren. Obgleich dieſe Beſtimmung eine offenbare Verletzung des Religionsfriedens in ſich ſchloß, welcher jedem einzelnen Orte die Religionsfrage frei gab, ließen ſich doch die Proteſtanten dieſelbe gefallen, ohne Gegenmaßregeln zu ergreifen.

Durch den Vertrag mit Spanien ſicherten ſich die katholiſchen Kantone den Schutz dieſer Macht in Religions-Angelegenheiten, und verſprachen dagegen, den ſpaniſchen Truppen freien Durchzug durch ihr Gebiet zu geſtatten.

Weit wichtiger, als alle dieſe Verträge war es aber, daß proteſtantiſche und katholiſche Schweizer zahlreich in die Dienſte katholiſcher Fürſten traten und auf deren Befehl die Kriege gegen die Proteſtanten führten. Allerdings warben auch die Holländer Truppen in der Schweiz, doch erſt in ſpäteren Zeiten, nachdem die beißeſten Schlachten geſchlagen waren. Unſtreitig trugen die Schweizer viel zur Unterdrückung der Proteſtanten in Frankreich bei. Mit ſo ſtarken Kräften ſtritten ſie nirgends zu Gunſten der Reformation.

Dadurch, daß die Schweiz ſich nach dem Glauben in zwei Hälften theilte, wurde ſie aber für Verfolgte beider Bekenntniſſe eine nur zu oft wünſchenswerthe Zufluchtsſtätte. Der Menſchenfreund, welcher nicht die Glaubensverfolgung, ſondern volle Glaubensfreiheit wünſcht, muß ſich daher freuen, daß keine der beiden Parteien, die ſich nicht auf dem Standpunkt der Freiheit und der Vernunft erhoben, ein entſcheidendes Uebergewicht in der Schweiz errang.

So ſehr der Katholicismus auch in Widerſpruch mit der Vernunft ſteht, ſo ſtimmt er doch darin mit ihr überein, daß er das übertriebene Gewicht, welches die Proteſtanten der Bibel beilegen, nicht anerkennt. Allerdings ordnet das Papſtthum die Bibel nicht der Wiſſenſchaft, dem geſunden Menſchenverſtande oder den feineren Gefühlen der Neuzeit, ſondern den Fabeln, Ueberlieferungen und Fälſchungen der Vergangenheit unter. Allein indem der Katholicismus ſich theilweiſe behauptete, verhinderte er, daß der Proteſtantismus mit ähnlichen Anſprüchen an ſeine Stelle trat.

Nur zu oft muß in dieſem Leben eine verkehrte Richtung die andere von äußerſten Abgeſchmacktheiten und Gewaltthätigkeiten abhalten. Die Vernunft hat noch lange auf dieſer Erde nicht die Kraft, durch ſich allein allen Uebelſtänden abzuhelfen.

Für die Entwickelung der Menſchheit war es gewiß ein Glück, daß diejenigen Richtungen des Proteſtantismus, welche allein zu Kräften kamen, d. h. das ſtrenggläubige Lutherthum und der finſtere Calvinismus nicht einen vollſtändigen Sieg über den Katholicismus gewannen. Die Verknöcherung der Reformation hätte noch ſchneller und weiter um ſich gegriffen, wenn der Kampf mit dem Papſtthum ihn nicht zu unausgeſetzter Kraftanſtrengung gezwungen hätte. In denjenigen Ländern und Provinzen, welche den Katholicismus ganz oder doch faſt durchaus verdrängten, wie z. B. in Skandinavien, Schottland und Holland, in Sachſen und Würtemberg wurde die proteſtantiſche ſogenannte Rechtgläubigkeit am unerträglichſten und gerieth auf die größten Abwege. In der Schweiz, welche ſich in Folge des boromäiſchen Bundes in einen katholiſchen und einen proteſtantiſchen Theil ſpaltete, lernten die Gemüther ſich nicht gegenſeitig ertragen und lieben, wie in den Gegenden gemiſchten Bekenntniſſes. In religiöſer Beziehung blieben daher dieſelben Eid-

Digitized by Google

genossen, welche Deutschland auf politischem Gebiete so weit voraus waren, hinter ihrem Nachbarlande zurück. Mehr, als Deutsche, Franzosen und selbst Italiener standen die Schweizer unter dem Einflusse der Pfaffen, welcher nur in sehr beschränktem Maße zum Guten, immer zu geistiger Knechtschaft, und oft auch zu verderblichen Folgen in Staats-Angelegenheiten führte.

§. 54. Wilhelm Farel, Johann Calvin und die französischen Orte.

Was Zürich für die nordöstlichen, deutschen und noch mehr, war Genf für die südwestlichen, französischen Kantone der Schweiz. Bern spielte diesen und jenen gegenüber eine sehr erbärmliche Rolle. Nur der großen Ausdauer der Genfer Bürgerschaft, dem Muthe Farel's und der Kraft Calvin's waren die Siege beizumessen, welche die Sache der Freiheit in diesem Theile der Schweiz im Kampfe mit großen Schwierigkeiten am Ende errang. Die gefährlichsten Feinde sowohl der politischen, als religiösen Freiheit in dieser Gegend waren die Herzoge von Savoyen.

Genf ist eine uralte Stadt, welche sich, mit einigen Unterbrechungen zu allen Zeiten ihre Freiheit erhielt. Als der Herzog Amadeus VIII. von Savoyen*) alles Land um die Stadt, und durch Kauf die Rechte eines Grafen über dieselbe erworben hatte, ging er damit um, auch die weltlichen Rechte des Bischofs an sich zu bringen. Doch die Bürgerschaft gab es nicht zu. Umsonst suchte der Herzog Ludwig die Genfer dadurch zur Unterwerfung zu bringen, daß er sich der Stiftungsbriefe für ihre sehr einträgliche Messe bemächtigte, sie dem Könige Ludwig XI. von Frankreich übergab und ihnen erklärte, ihre Messe würde erst wieder hergestellt werden, falls sie sich ihm unterwerfen würden. Doch die Genfer hielten fest an ihrer Freiheit. Als im Jahre 1512 Herzog Karl III. die Sache wieder zur Sprache brachte, beschloß der große Rath von Genf einstimmig: „daß die kostbare Freiheit allen anderen Dingen vorzuziehen, und es besser sei, keine Messe zu haben, als sie mit Knechtschaft zu erkaufen; man wolle deßwegen mit dem Herzoge nicht mehr verhandeln." Als dieser dennoch neue Anträge machte, entgegnete ihm der große Rath: „Besser ist es, frei und arm leben, als reich sein unter Knechtes Joch. Wir haben nie einem Fürsten auf Erden Huldigung gethan; das wollen wir noch nicht!"

Welches erhabene Beispiel für alle Völker und alle Zeiten! Wie klein erscheinen uns gegen diese Genfer des Mittelalters die Völker unserer Tage, welche aller Orten ihre Freiheit auf dem Altare des Mammons opfern!

Als der Herzog Karl erkannte, daß er die Genfer mit der Lockspeise der Messe nicht fangen könne, versuchte er, sein Ziel auf anderen Wegen zu erreichen. Er bewirkte beim Papste Julius II., daß dieser an die Stelle des rechtmäßig erwählten Bischof's Johann, der Stadt einen unehelichen Sohn des Bischof's Franz von Savoyen aufdrang, welcher sich vom Herzoge als blindes Werkzeug seiner herrschsüchtigen Pläne gebrauchen ließ, und ihm sogar alle seine weltlichen Rechte abtrat. Philipp Berthelier, ein wackerer Genfer Bürger, brachte in dieser gefahrvollen Zeit ein Bündniß zwischen seiner Stadt und Freiburg zu Stande. Durch Verrath drang der Herzog mit seinem Heere in Genf ein. Doch bevor er noch Zeit hatte, die von ihm auserkorenen Opfer hinrichten zu lassen, rückten die Freiburger den Genfern zur Hülfe, und der Herzog sah sich gezwungen, rasch wieder abzuziehen. Doch statt seiner kehrte der Bischof zurück. Dieser ließ den hochherzigen Berthelier hinrichten (1519). Ein Freund setzte ihm die Grabschrift:

„Was denn schadet der Tod mir? Die Tugend blüht auch nach dem Tode,
Weder mit Messer noch Schwert tilgt sie der wilde Tyrann."

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 47.

Glücklich der Mann, dem ein ſolcher Nachruf gebührt, und die Stadt, die ihn zu würdigen verſteht!

Berthelier's Blut genügte dem ſavoyiſchen Henker noch nicht. Levrery, welcher den Muth hatte, im Rathe zu erklären, der Herzog ſei nicht der Herr der Stadt, erlitt ein gleiches Loos. Die Bürgerſchaft war durch die Tücke des mit dem Herzoge verbundenen Biſchofs entwaffnet worden. Sie mußte den Bund mit Freiburg aufgeben. Die unterdrückte Stadt zertheilte ſich in zwei Parteien, in diejenige niederträchtiger Sklavenſeelen, welche den Namen der Mamelucken erhielt, und die Partei der freien Männer, welche mit Hülfe der Eidgenoſſen das verhaßte ſavoyiſche Joch abzuſchütteln ſuchte, und daher die eidgenöſſiſche hieß. Endlich ermannte ſich die Bürgerſchaft, rief die Geflüchteten zurück, wählte einen derſelben zum erſten Syndik, und ſchloß mit Bern und Freiburg einen Bund auf fünf und zwanzig Jahre (1525). Die flüchtigen Mamelucken ſtifteten dagegen unter ſich den ſogenannten Löffelbund, welchen der Herzog von Savoyen in's geheim begünſtigte. Auch der Biſchof handelte feindlich gegen die Stadt. Doch die Bundesſtädte Bern und Freiburg erklärten dem Herzoge und dem Löffelbund den Krieg (1530), eroberten ganz Waadtland und zerſtörten die Burgen der Löffelbündler. Der Herzog und ſeine Mamelucken mußten ſich fügen und die Kriegskoſten zahlen.

Mitten im Sturme dieſer politiſchen Bewegungen ſchlug die Reformation ihre erſten Wurzeln in Genf. Je höhern Werth Genf auf ſeinen Bund mit Bern legte, deſto größer war der Einfluß, den der im Jahre 1528 errungene Sieg der Reformation auf Genf ausübte.

Die erſten Keime der Reformation hatte ſeit 1529 der Prior vom Stifte St. Victor bei der Stadt, Franz Bonnivard gehegt. Im ſtillen waren ſie gediehen. Die feindliche Stellung, welche der Biſchof der Stadt gegenüber einnahm, machte ihn und zugleich die von ihm vertretene Kirche in Genf verhaßt. Als 1532 der Papſt ein Jubiläum verkünden ließ, ſchlugen Freunde der Reformation in der Nacht Zettel an, worin ſie Ablaß unentgeltlich gegen Reue und Glauben verhießen. Kurz darauf erſchien in Genf Wilhelm Farel, der Reformator der franzöſiſchen Schweiz, ein Feuergeiſt und eine Heldenſeele, der ſich nur bisweilen durch ſeinen überſprudelnden Muth zu weit fortreißen ließ. Ihm konnten die römiſchen Pfaffen nicht Rede ſtehen. Als ihm einer derſelben entgegen rief: „in die Rhonne mit ihm! Todt ſchlagen ſoll man dieſen Lutheraner, damit er das Volk nicht beunruhige!“ entgegnete er mit der Ruhe des Weiſen: „Sprich Gottes und nicht des Kajaphas Wort!“ Dennoch mußte er die Stadt meiden. Allein er ſendete ſtatt ſeiner den jungen Froment. Der Kampf erneuerte ſich. Bern verwendete ſich zu Gunſten der Reformation, Freiburg für das Papſtthum. Das feige und verrätheriſche Benehmen des Biſchofs zog ihm und ſeiner ganzen Kirche die Verachtung des Volkes zu. Endlich räumte der Rath dem Wilhelm Farel, der nach Genf zurückkehrte, eine Kirche ein. Freiburg kündigte den Bund und löſte dadurch ſelbſt den letzten Ring der Kette, welcher die Stadt an das Papſtthum feſſelte. Raſch mehrte ſich die Zahl der Anhänger der Reformation. Viele eifrige Katholiken verließen die Stadt. Flüchtige Hugenotten ſtrömten in großen Maſſen nach Genf. Am 10. Auguſt 1532 erſchien Farel vor dem Rathe und drang auf Entſcheidung. Am 27. erfolgte ſie. Der katholiſche Gottesdienſt wurde abgeſchafft. Der Zorn der Löffelerbündler entbrannte darob noch mehr. Sie verbanden ſich von neuem mit dem Herzoge von Savoyen und brachten Genf in große Gefahr (1535). Doch die Bürgerſchaft war wachſam, muthig und beharrlich. Zu gleicher Zeit erklärten der König von Frankreich und Bern dem Herzoge von Savoyen den Krieg. Beide ſuchten die Drangſale der Genfer zu benutzen, um ſie ſich unterthänig zu machen. Dem Könige von Frankreich antworteten ſie: „Was Genf gethan und noch thue, habe die Freiheit der Stadt zum Zweck, und man empfehle ihm ihre

Erhaltung als Freund der freien Städte." Die Antwort an Bern war: „Wollten wir einen Herrn, so hätten wir uns zehnjährige Gefahr, Anstrengung und Kosten ersparen können; ihre Früchte wollen wir nicht verlieren."

Die feste Haltung der Genfer schüchterte den herrschsüchtigen König und die eigennützige Stadt Bern ein. Doch mußte Genf alles vom Herzoge gewonnene Gebiet und alle Besitzungen seiner kirchlichen Stifte an Bern abtreten, und sonst noch manche unbillige Forderungen gewähren. Doch ihre Freiheit hatten sich die wackern Genfer gerettet.

Bern eroberte ganz Waadtland, behielt es im Frieden, und fand Freiburg mit Klostergütern ab, welche die Stadt ungeachtet ihres katholischen Glaubens ohne Umstände annahm. Schon früher hatte Farel in mehreren Orten des Waadtlandes für die Reformation gewirkt. So lange der Herzog von Savoyen dort mächtig herrschte, konnte sie sich nicht offen ausbreiten. Als aber Bern das Land eroberte, führte es ohne große Mühe die Reformation ein. Vorher (schon 1530) hatte das benachbarte Neuenburg sie auf Farel's Betreiben angenommen Nur in Landeron und Cressier entschied eine Stimme Mehrheit für die Beibehaltung der katholischen Religion.

Im Jahre 1538 wurde Farel aus Genf vertrieben. Die Stadt Neuenburg erwählte ihn dann zu ihrem Pfarrer. Dort wirkte er mit unermüdlicher Thätigkeit fort bis an sein Ende.

Zwei Jahre früher (1536) war Johann Calvin nach Genf gekommen, und daselbst zum Prediger und Professor der Theologie ernannt worden. Er setzte durch, daß die Bürgerschaft im folgenden Jahre (1539) eine von ihm entworfene Kirchen- und Sitten-Ordnung annahm. Diese vollzog er mit unbeugsamer Strenge, und als die Bürger widerstrebten, versagten er und seine Amtsgenossen Farel und Corault ihnen das Abendmahl. Das schien denn doch der selbstherrlichen Stadt ein Eingriff in ihre Rechte. Die drei Geistlichen mußten innerhalb drei Tagen Genf verlassen. Im Jahre 1541 wurde Calvin aber zurückberufen, und leitete von dieser Zeit an bis zu seinem Tode nicht blos die religiösen, sondern auch die politischen Angelegenheiten der Stadt. Er flößte der Bürgerschaft einen unüberwindlichen Muth ein, und bestimmte sie, zu einer Zeit, da sie die größten Anstrengungen machen mußte, sich ihre stets bedrohte Unabhängigkeit zu erhalten, die in gänzlichen Verfall gerathene Hochschule wieder zu heben. Neben ihm wirkte Theodor Beza. Durch diese beiden Männer wurde Genf die einflußreichste Bildungsanstalt der gesammten protestantischen Welt, auf welcher sich die Jugend der entferntesten Länder mit seltenem Eifer die Lehren Calvin's aneignete, die sie dann in allen Richtungen verbreitete. Dort sog sie aber auch jenen finstern Geist der Verfolgung ein, welcher Servet*) auf den Holzstoß und später Oldenbarneveld**) auf das Schaffott brachte.

Mit Recht wird Calvin wegen der gerichtlichen Ermordung Servet's, die er hervorrief, bitter getadelt. Allein man vergißt dabei gewöhnlich, daß diese, wie so viele andere Schandthaten damaliger Zeit, die nothwendige Folge der Ueberschätzung des Glaubens ist. Wäre, wie die Pfaffen vorgeben, diese Erde nichts weiter, als eine Vorschule der sogenannten Ewigkeit, und die Seeligkeit bedingt durch den Glauben des Menschen, dann ließen sich am Ende Inquisition, Jesuitismus, die Menschenopfer der Syrier und Karthager und die Hinrichtung Servet's rechtfertigen. Der größere Theil der Schuld ruht auf der ganzen Richtung der damaligen Zeit, wie schon daraus hervorgeht, daß Calvin in der öffentlichen Meinung der Protestanten gar nicht sank, nachdem er Servet auf den Holzstoß gebracht hatte, vielmehr Männer, wie Bullinger und Melanchton, welche für besonders mild galten, ihn darob rechtfertigten und priesen. Noch heute würden dieselben Verfolgungen statt finden, wie vor drei Jahrhunderten, wenn die Menschen noch glaubten, wie damals. Allein die

*) S. oben §. 16 S. 116. **) S. oben §. 50. S. 349 ff.

Zeit des Glaubens iſt vorbei. Die Pfaffen heucheln wohl noch immer denſelben Glauben, wie damals, allein ſie haben ihn nicht mehr. Sonſt könnten ſie nicht, trotz der Verſchiedenheit des Bekenntniſſes, gemeinſam dahin wirken, die Völker unter dem Joche ihrer geiſtlichen und weltlichen Tyrannen zu erhalten. Die Menſchen laſſen ſich den Glauben wohl noch gefallen, aber er ruht auf ihnen, wie eine ſchwere Bürde, die ſie gern abwerfen möchten, aber aus Mangel an Muth und Entſchloſſenheit nicht abſchütteln können. Wahre Menſchlichkeit iſt ſo lange unmöglich, als ſie dem Glauben untergeordnet wird.

Die Religion, welcher jede wiſſenſchaftliche Grundlage gebricht, welche nur Sache der Hoffnung oder der Befürchtung, des Gefühles und der Phantaſie iſt, muß, wenn ſie an der Spitze der geiſtigen Bewegung der Zeit ſteht, nothwendig zu den größten Verkehrtheiten führen. Sie kann erſt dann wohlthätig wirken, wenn ſie aus dem öffentlichen Leben vollſtändig verdrängt, dem Innern des Menſchen überlaſſen oder etwa in die kleinen Kreiſe der Familie und der Freundſchaft verwieſen ſein wird.

Der Kampf, welchen die ſtrebenden Geiſter unſerer Zeit gegen die Religion führen, iſt daher etwas ganz anderes, als der Dogmenſtreit früherer Jahrhunderte. Wir haben klar erkannt, daß Freiheit, Bildung und Recht Unmöglichkeiten ſind, ſo lange nicht die Geſetze, unter welchen die Erde und die Menſchen ſtehen, ſondern die Fabeln und Erfindungen der Pfaffen betreffend den Himmel und die Hölle, die Geſchicke der Völker beſtimmen ſollen. Die Männer des Fortſchritts hegen in unſern Tagen keinen Haß gegen Andersglaubende und denken nicht entfernt daran, ſie zu verfolgen, oder auch nur deren Rechtsſphäre zu beſchränken. Allein da wir wiſſen, daß die Religionen unſerer Tage, alle ohne Ausnahme, im Widerſpruche mit rein menſchlichen Einrichtungen ſtehen, müſſen wir Diejenigen, welche die Dummheit und den Knechtsſinn der Maſſen zu ihrem Vortheile ausbeuten, als die gefährlichſten Feinde der Menſchheit bekämpfen.

§. 55. Die proteſtantiſchen Kantone.

In allen Beziehungen des Lebens erhoben ſich die proteſtantiſchen Kantone über die katholiſchen. Sie hatten mehr Wohlſtand, mehr Bildung und mehr Freiheit. Aus ihrer Mitte gingen Kräfte hervor, wie ſie ſich unter dem Joche des Papſtthums nirgends entwickeln konnten. So wenig als die katholiſchen Städte Luzern, Freiburg und Solothurn mit den proteſtantiſchen Zürich, Bern und Genf, ganz eben ſo wenig konnten ſich die Katholiken Cardinal Matthäus Schinner, der Erzbiſchof Karl Borromäus und Biſchof Blarer mit den Proteſtanten Zwingli, Farel und Calvin meſſen. Obgleich den erſteren die höchſten Würden ihrer Kirche, Reichthümer und Macht zu Gebote ſtanden, während die letzteren ihr Leben lang arm blieben und nur Pfarrerſtellen inne hatten, reichte die Wirkſamkeit der Proteſtanten weit über ihre amtliche Stellung zugleich erſchütternd und neu bauend hinaus. Alles, was die Katholiken thaten, war nichts, als übertünchen und flicken

Die Katholiken beſchwerten ſich ſehr über die Einziehung der Kirchengüter. Allein unſtreitig wurden dieſelben in den proteſtantiſchen Kantonen beſſer verwendet, als in den katholiſchen. Es wurden aus deren Ertrage, außer den Pfarrbeſoldungen, Spitäler für die Armen, und Schulen für die Jugend beſtritten, während ſie in den katholiſchen Orten nur dazu dienten, träge Pfaffen, Mönche und Nonnen zu nähren, oder dem herrſchenden Fetiſchdienſt mehr Glanz zu geben.

Zürich war die Zufluchtsſtätte, wo Tauſende verfolgter Glaubensgenoſſen aus Deutſchland, Frankreich, England, Holland und Italien freundliche Aufnahme fanden, und dafür der Stadt nützliche Kenntniſſe und kräftige Anregungen zu vielen Verbeſſerungen brachten. Die Luzerner führten in Zürich die Seidenweberei, die Färberei, und eine beſſere Behand-

Digitized by Google

lung des Rebstocks ein. Neue Handelsbeziehungen wurden angebahnt, ältere befestigt und erweitert. Ueber einen gewissen kleinlichen Zunftgeist konnte sich allerdings auch Zürich, so wenig, als die übrigen deutschen Kantone erheben, allein neben demselben gingen doch immer edlere Bestrebungen, Sinn für Kunst und Wissenschaft, und uneigennützige Menschenliebe einher.

In Bern war seit alter Zeit mehr Habgier und Herrschsucht, als in Zürich. Von neuem traten diese niederen Leidenschaften hervor, als die Stadt den Genfern Hülfe schickte. Bern war nicht zufrieden mit den Ländern, die es dem Herzoge von Savoyen abnahm, obgleich dieselben ihm schon reichliche Entschädigung für die Kriegskosten boten. Die Forderungen, welche es an Genf richtete und theilweise durchsetzte, waren eben so ungerecht, als unbillig.

Genf war der glänzendste Stern am Himmel der protestantischen Schweiz, mit welcher es sich immer inniger verband, obgleich die katholischen Orte durchsetzten, daß ihr die mehrere Male, namentlich (1549 und 1600) nachgesuchte Aufnahme in die Eidgenossenschaft abgeschlagen wurde.

Die katholischen Kantone spielten damals dieselbe traurige Rolle in der Schweiz, welche in unseren Tagen die Sklavenstaaten in der nordamerikanischen Union übernommen haben. Sie ordneten alle Rücksichten des Gemeinwohls, der Billigkeit und des Rechtes der finstern Richtung unter, welcher sie sich ergeben hatten. Eher sollte die ganze Eidgenossenschaft zu Grunde gehen, als sie eine Linie von den ihnen durch die Jesuiten ertheilten Verhaltungsregeln abweichen wollten. Die protestantischen Kantone und die gesammte Eidgenossenschaft litten natürlich sehr in Folge einer so verkehrten und so leidenschaftlich betriebenen Politik, am meisten aber doch die katholischen Kantone selbst, welche durch ihre Einseitigkeit immer weiter von der Strömung der Zeit entfernt und folgeweise unfähiger wurden, in Künsten und Wissenschaften, Handel und Gewerben mit derselben gleichen Schritt zu halten.

Die protestantischen Kantone nahmen sich der Genfer mit großem Eifer an. Die Berner waren aber sehr eigennützig, indem sie immer darnach strebten, Genf, wie das Waadtland, sich unterthänig zu machen, nicht es zu stärken, damit es als ein gleichberechtigter Staat neben ihnen in die Eidgenossenschaft aufgenommen würde. Doch Genf war auf seiner Hut, gegen seine gefährlichen Freunde nicht minder, als gegen seine offenen Feinde. Es war nicht so ängstlich, wie die meisten schweizerischen Kantone in der Aufnahme neuer Bürger, konnte solchen vieles bieten und vermehrte daher durch solche fortwährend seine Bevölkerung.

Im Jahre 1558 schloß Bern einen neuen, ewigen Bund mit Genf ab, welcher für diese Stadt weit vortheilhafter, als die früheren waren. Die fünf katholischen Orte dagegen erneuerten ihren Bund mit Savoyen, dessen Herzoge Genf noch immer bedrohten. Auf diesen Zwiespalt unter den Eidgenossen baute der Papst die Hoffnung, Genf wieder unter sein Joch zu bringen. Er forderte (1560) Savoyen, Spanien und Frankreich auf, die Stadt, den Hauptsitz der Reformation einzunehmen. Doch die drei Herrscher trauten einander gegenseitig nicht. Genf rüstete sich zu einem Kampfe auf Tod und Leben, zu welchem die Knechte des Papstes keine Lust trugen.

Um sich des Besitzes der Stadt zu versichern, trat Bern (1564) die Herrschaft Gex wieder an Savoyen ab, und schloß sogar (1570) einen Bund mit dessen Herzog auf 25 Jahre. Genf wurde dadurch wieder auf allen Seiten von savoyen'schem Gebiet umschlossen. Zwar wagte Herzog Philibert von Savoyen nicht, Genf, dessen Unabhängigkeit der König Heinrich III. von Frankreich in einem Vertrage mit Bern und Solothurn (1579) anerkannte, anzugreifen. Um so mehr strengte sich dagegen sein Sohn Karl Emanuel an, die

ſchöne Stadt, deren Namen der Genfer See trägt, zu unterwerfen. Kein Mittel war ihm zu ſchlecht, dieſes Ziel zu erreichen. Nachdem er vergeblich verſucht hatte, durch Verrath und Beſtechung die Stadt zu gewinnen, zog er vor dieſelbe (1582) mit Heeresmacht. Die fünf katholiſchen Orte leiſteten ihm ſogar Hülfe. Doch konnte er mit Gewalt ebenſo wenig ausrichten, als durch Liſt. Genf ſtärkte ſich durch ein Bündniß mit Zürich (1584). Der Herzog von Savoyen arbeitete daran, ſich in Bern eine Partei zu gründen, mit deren Hülfe er Genf zu gewinnen hoffte.

Er erkaufte den Bürgermeiſter und mehrere Bürger in Lauſanne (1588), welche ein Komplott machten, ihm die Thore Genf's zu öffnen. Der Anſchlag mißlang aber, und Bern, Genf und Frankreich erklärten dem Herzoge zugleich den Krieg. Die franzöſiſchen Reformirten leiſteten Genf, wie ſchon früher oft, kräftigen Beiſtand. Doch kam die Stadt in große Gefahr. Der Herzog ließ, um deren Bürger zu ſchrecken, die ganze Genfer Beſatzung von Terny henken. Doch entflammte er durch dieſe Greueltat die Genfer nur noch mehr zu ausdauerndem Widerſtande. Allmälig fingen aber die von dem Herzoge in Bern ſelbſt erkauften Anhänger an, zum Verderben Genf's zu wirken. Sie lähmten die Thatkraft des Berner Hülfsheeres und bewirkten, daß es ſich ſpäter auflöſte, ohne das Schwert gezogen zu haben. Die verrätheriſche Regierung von Bern forderte Genf ſogar auf, ſich dem Herzoge von Savoyen zu unterwerfen, ſchloß mit dieſem Frieden und machte ſich darin verbindlich, den Genfern wider ihn keine Hülfe zu leiſten.

Der Herzog glaubte nun ſeines Sieges über Genf ſchon ganz ſicher zu ſein und ſprach ſeine geheimen Abſichten in einem an den Papſt gerichteten Schreiben aus, wie folgt: „Die verſprochene Religionsfreiheit ſoll nur dauern, bis ich feſt im Beſitze bin. Die Friedensvermittler haben mir Bern's Beiſtand gegen Genf verſprochen, und ich will die Belagerung nun vornehmen. Ich werde den Genfern zwar freie Religionsübung verſprechen; habe ich aber einmal den Fuß hineingeſetzt, ſo iſt es leicht, die Ketzerei auszurotten."

Als die Genfer Bern's Beiſtand verlangten, antwortete der von dem Herzoge gekaufte Schultheiß von Wattenweil: „habet nichts mit uns, und wir wollen nichts mit euch zu thun haben." Doch das Volk dachte anders, als der beſtochene Ariſtokrat. Der ganze proteſtantiſche Theil der Eidgenoſſenſchaft erhob ſich gegen den von Bern beabſichtigten Verrath. Der Rath von Bern mußte den mit dem Herzoge von Savoyen geſchloſſenen Vertrag aufheben. Wattenweil wurde ſeines Amtes entſetzt und aus dem Rathe geſtoßen.

Mittlerweile hatte Genf vom 23. Auguſt 1589 an bis in den März 1591, von aller Welt verlaſſen, den Kampf mit der ganzen Macht des Herzogs von Savoyen aufnehmen müſſen. Gegen Ende des Jahres 1589 zwangen die tapferen Bürger den Herzog nach wiederholten glücklichen Ausfällen und Gefechten, unverrichteter Dinge abzuziehen. Doch bald ſchon kehrte das herzogliche Heer zurück, umſchloß die Stadt und verheerte die Umgegend. Ein verruchter Wundarzt tödtete durch Gift die Verwundeten in dem Spitale. Endlich kam Hülfe von Bern und Frankreich. Erſt 1593 wurde ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen. Doch der falſche Herzog Karl Emanuel nahm die Larve der Freundſchaft nur vor, um unter derſelben mit um ſo größerer Sicherheit ſich auf den Krieg vorzubereiten. Durch Beſtechung gewann er für ſich denjenigen Syndik von Genf, dem die Bewachung der Stadt oblag, Namens Blondel. Mitten im Frieden und im Schutze der Nacht zog der Herzog am 11. Dezember 1602 vor die Stadt. Eine Abtheilung von 200 Mann erklomm an der von dem Verräther bezeichneten Stelle die Mauer und drang unbemerkt in die Stadt ein. Doch bevor ſie ſich des ihnen zugedachten Thores bemächtigen konnten, wurden ſie entdeckt. Lärmſchüſſe ertönten. Die Sturmglocke wurde gezogen. Die Bürger griffen zu den Waffen, überwältigten die eingedrungene Vorhut, und ſchlugen das Hauptheer zurück. Ein Sturm der Entrüſtung erhob ſich in der Schweiz, in Deutſchland und weiterhin gegen den verrätheri-

schen Herzog. Der von ihm erkaufte Syndik Blondel büßte sein Verbrechen mit dem Leben. Der Herzog suchte vergebens sich zu entschuldigen. Doch fuhr er fort, gegen Genf seine Ränke zu spinnen und seine Heere zu rüsten. Nach der Ermordung Heinrich's IV. machte er neue Versuche, sein Ziel zu erreichen. Doch Frankreich und Bern standen Genf bei. Endlich starb Karl Emanuel (1630). Schimpf und Schande folgte ihm in's Grab nach. Unsterblicher Ruhm blieb den Genfern. Ihre Stadt nahm zu an Wohlstand und Bildung. Sie gewann für die Menschheit einen Werth, wie ihn viele der größten Wohnsitze von Kaisern und Königen nie erreichten.

Aehnliche Kämpfe, wie die Genfer hatten auch die Graubündtner für ihre Unabhängigkeit und Religionsfreiheit zu führen. Ihnen stand die ganze Macht des Hauses Habsburg feindlich gegenüber. Umsonst suchten sie, gleich den Genfern, um die Aufnahme in die Eidgenossenschaft nach. Die katholischen Kantone wußten dieselbe immer zu verhindern. Die Bündtner sicherten sich dagegen durch Bündnisse, welche sie mit Zürich, Glarus (1594), mit Wallis (1600) und mit Bern (1602) schlossen, so gut es gehen wollte.

Die große Straße, welche aus dem östlichen Deutschland nach Mailand führt, machte das Land für den Handel, der wichtige Splügenpaß, der in Graubündten liegt, für die Kriegführung außerordentlich wichtig. Die Habsburger hatten daher, außer den religiösen Gründen noch politische in reicher Fülle, welche sie bestimmten, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen, sie zu trüben und dann zu fischen. Die Bündtner waren weit entfernt von jenem hohen Grade der Bildung und des Wohlstands, durch welchen die Genfer sich so sehr hervorthaten. Es wurde daher den Habsburgern leichter, hier Eingang zu finden, als den Savoyern dort. Hierzu kam, daß die katholische Religion noch immer einige Macht im Lande besaß, daß der Bischof von Chur dieselbe gewöhnlich nur dazu verwendete, die Protestanten zu schwächen und zu veruneinigen, um den spanischen oder deutschen Habsburgern zur Herrschaft zu verhelfen und die Gewalt des Papstes auszudehnen. Die Franzosen und Venetianer suchten sich auch Parteien im Lande zu bilden, dachten dabei aber natürlich nur an ihr, und nicht an das Interesse des bündtischen Volkes. Dadurch nahm die Käuflichkeit der Aemter, Rechts-Unsicherheit, Zwietracht und Verwirrung mehr und mehr zu. Die Verbesserungsversuche, welche oft gemacht wurden, scheiterten immer an den Künsten der Beamten, welche die von ihnen erkauften einträglichen Stellen nicht verlieren wollten. Die Strafgerichte, welche wiederholt gehalten wurden, um schuldige Beamte zur Verantwortung zu ziehen, begingen gewöhnlich noch weit größere Gewaltthätigkeiten, als diejenigen, welche sie bekämpfen sollten.

Im Jahre 1602 trat Bündten zugleich mit der Eidgenossenschaft in einen Bund mit Frankreich. Die katholischen Orte machten bei dieser Gelegenheit einen Vorbehalt in Betreff Mailands, Bündten aber nicht. Im folgenden Jahre schloß es ein Bündniß mit Venedig ab. Spanien, welches suchte, von Mailand aus Einfluß auf Bündten zu gewinnen, wollte dieses Land seinen Zorn fühlen lassen. Der spanische Statthalter Fuentes sperrte den freien Handel und bewirkte dadurch, daß der Waarenzug von Mailand über den Gotthard, statt über den Spügen ging. Im Widerspruch mit den bestehenden Verträgen ließ er überdieß an den Grenzen des Veltlin eine Festung bauen, welcher er seinen Namen (Fuentes) beilegte.

Der Handel stockte, die Bündtner empfanden zu ihrem Schaden die spanische Feindschaft. Die Stimmung schlug um. Das Volk wollte Spanien befriedigen, hob das Bündniß mit Frankreich und Venedig auf (1607), und erbitterte dadurch diese beiden Staaten. Die spanische Partei, welche das Uebergewicht erhielt, wüthete gegen die Anhänger Frankreichs und Venedigs. Der französische Gesandte bewirkte aber im folgenden

Jahre (1608) die Bestätigung des Bündnisses mit seinem Staate. Das venetianische dagegen wurde vor dessen Ablaufe (1612) endlich aufgehoben. Das Volk konnte nicht zur Ruhe kommen. Kaum war die spanische Partei aus dem Felde geschlagen, so erhob sie wieder ihr Haupt (1616). Doch wurde sie bald schon nieder geschlagen. Ihre Anführer, die Brüder Planta, mußten aus dem Lande fliehen. Der Erzpriester Rusca starb auf der Folter. Kaum hatte sich das Strafgericht, welches die spanische Partei vernichten sollte, aufgelöst (1618), so gewann diese wieder das Uebergewicht. Ihre haarsträubende Schlechtigkeit bekundete sie bald darauf (1620) in dem Veltliner Blutbade, das sich würdig an die Pariser Bluthochzeit, die spanischen Inquisitionsgreuel, und Alba's Blutrath in Brüssel anreiht.

Veltlin war damals ein den Bündtnern unterworfenes Land. Die katholische Religion war in der Mehrzahl. Allein da in Graubündten die protestantische vorherrschend war, so mußten die Katholiken sie dulden. Im Einverständnisse mit dem spanischen Statthalter zu Mailand, mit mehreren Banditen und vielen der einflußreichsten Katholiken Veltlin's machte Jakob Robustell, ein Verwandter der Planta, den Anschlag, sämmtliche Protestanten der Provinz zu ermorden. Am Abende des 19. Juli 1620 versammelten sich die Verschworenen zu Tiran. Beim Anbrucbe des Tages ließen sie die Sturmglocke ziehen. Die Mörder schritten durch die Straßen und stachen alle Reformirten, die sich zeigten, nieder, dann brachen sie in die Häuser und vollendeten dort, was sie außerhalb begonnen hatten. Zu Tell und Sonders wiederholten sich dieselben Schlächtereien. In Morbenn konnten die Katholiken ihre reformirten Mitbürger nur dadurch retten, daß sie deren Flucht begünstigten. Drei Tage lang (vom 20. bis 22. Juli) dauerte das Morden mit unverminderter Wuth fort. Auch nachher hörte es nicht gänzlich auf. Die Flüchtlinge, welche in Bündten, Zürich, Glarus, Basel, St. Gallen und Genf freundliche Aufnahme fanden, verbreiteten schnell über die ganze Schweiz die Kunde von dem Veltliner Blutbade. Die Katholiken des Landes, welche den Banditen geholfen, oder doch ihre Mitbürger nicht vertheidigt hatten, büßten zwar schwer für ihre Niederträchtigkeit, indem Robustell und seine Genossen ihre Herren wurden. Allein die Reformirten des Landes waren und blieben ausgerottet. Die Bündtner fielen in das Veltlin ein. Eidgenossen und Franzosen zogen ihnen zu Hülfe. Der spanische Statthalter schickte dagegen den Banditen mehrere Regimenter Fußvolks nebst Reiterei und Geschützen. Zu dem Kriege mit Spanien kamen bald schon Unruhen im Innern hinzu. Der obere Bund trennte sich von den beiden anderen Bünden, warf sich den Spaniern in die Arme, und nahm sogar 1500 Mann von den fünf katholischen Kantonen als Besatzung auf. Die beiden anderen Bünde (der sogenannte Gotteshaus- und der Zehntgerichtsbund) zwangen ihn aber mit Waffengewalt, den Bund mit Spanien aufzugeben (1621). Oesterreicher und Spanier rückten nun in das unglückliche Land ein, und verwüsteten es mit Feuer und Schwert. Unter den Oesterreichern that sich General Baldiron durch unsinnige Grausamkeit hervor. Er glaubte schon Herr des Landes zu sein und verfuhr in habsburgischer Manier, d. h. ungeachtet aller Zusicherungen in Betreff der Religions-Freiheit fing er an, die Reformirten auszurotten. Auf's äußerste gebracht, erhob sich das Volk gegen seine Bedränger (1622), schlug die Oesterreicher bei Kublis und Schiers, und trieb sie nach Maienfeld, das sich bald schon (Ende May's) ergeben mußte. Kurz darauf war das ganze Land von den übermüthigen Feinden gesäubert. Schon am 27. Juni versammelten sich die Häupter und Räthe der drei Bünde und beschlossen: 1) eine allgemeine Amnestie und 2) Aufhebung der mit Oesterreich und Spanien geschlossenen Verträge. Die beiden Bezirke Disentis und Lugnez, welche widerstrebten, wurden gestraft. Doch nicht lange freuten sich die Bündtner des Friedens. Schon im September rückten die Oesterreicher zahlreich wieder ein. Ver-

dinand II. hatte in Deutschland die Protestanten nieder geworfen. Nach Mansfeld's Rückzuge aus der Pfalz stand ihm dort kein bewaffneter Feind gegenüber. Jetzt sollte die Reformation auch in der Schweiz ausgerottet, und in Bündten der Anfang gemacht werden. Ein zweites Mal schrieb das Haus Habsburg dem Lande die Bedingungen des Friedens vor, brach sie und trieb dadurch das Volk zum Aeußersten. Mit Hülfe eines französischen, durch Eidgenossen verstärkten Heeres kehrten die bündtnischen Flüchtlinge in ihr Land zurück (1624). Im Anfange des Jahres 1625 wurden Spanier und Oesterreicher aus ganz Graubündten und Veltlin vertrieben. Doch die Franzosen waren nicht gekommen, um die Freiheit Graubündtens wieder herzustellen, sondern um sich selbst an die Stelle der Oesterreicher und Spanier, zu Herren des Landes aufzuwerfen. Ein drittes Mal drangen die Oesterreicher in Graubündten ein (1629) und wiederum wurden sie mit Hülfe von Eidgenossen und Franzosen vertrieben (1635 bis 1636). Mit Mühe entledigten sich die Bündtner der Franzosen (1637). Nach langen und blutigen Kriegen traten sie wieder in den Besitzstand ein, wie er vor 1620 Jahren gewesen war. Allein aus dem Veltlin blieben die Reformirten vertrieben. Seit dem Blutbade von 1622 bestand dort nur noch die katholische, oder, wie sie mit mehr Recht genannt wird, die blutige Religion. Denn wo sie besteht, hat sie sich nur durch Ströme vergossenen Blutes erhalten.

§. 56. Die katholischen Kantone.

Kämpfe, wie sie die Protestanten der Schweiz, und namentlich Genf's und Bündten's zu führen hatten, stählen die Kraft eines Volks, rütteln es aus dem schlaffen Alltagsleben auf und tragen, wenn sie glücklich überstanden sind, unendlich viel zur Hebung ihres Wohlstandes und ihrer Bildung bei. Die katholischen Kantone hatten solche nicht zu führen. Nachdem sie in dem Religionskriege jedem weiteren Fortschritte auf religiösem Gebiete ein Ziel gesteckt hatten, machten sie sich zu den bereitwilligen Werkzeugen des Papstthums, verbündeten sich mit dem verruchtesten Tyrannen damaliger Zeit, Philipp II. von Spanien, und bekundeten schon dadurch, daß sie aufgehört hatten, zu der Partei des Fortschritts und der Freiheit zu gehören. Das Gewicht ihrer Kraft warfen sie in die Wagschale des geistlichen und des weltlichen Despotismus.

Es ist sehr irrig, anzunehmen, daß dieses aus Glaubenstreue und Ueberzeugung geschehen sei; indem die katholischen Kantone jeden nicht-katholischen Glauben als Verbrechen bestraften oder wenigstens als ein gesellschaftliches Uebel bitter verfolgten, schlossen sie selbst die Glaubensfreiheit aus. Niemand konnte ein Verdienst haben, den alten Glauben festzuhalten, da er es nicht that im Kampfe mit Schwierigkeiten, da er seiner Ueberzeugung in dieser Richtung keine Opfer bringen konnte. Die katholischen Kantone und insbesondere die fünf, welche rings um den Vierwaldstädter See und in dessen nächster Nähe lagen, hielten an dem alten Glauben fest, weil die herrschenden Geschlechter es so wollten, und diese wollten es, weil der katholische Glauben ihren finsteren Anschauungen und herrschsüchtigen Absichten am besten entsprach. Er war ihnen das beste Mittel, den arbeitenden Theil der Einwohnerschaft in unbedingter Abhängigkeit zu erhalten. In der That hatte das Volk, trotz aller demokratischen Formen, nirgends in der Schweiz so wenig wirkliche Bedeutung als in den katholischen Orten, nirgends besaßen einige wenige Familien größere Gewalt, und nirgends mißbrauchten sie dieselbe schrankenloser. Luzern war der Musterstaat, welcher den übrigen katholischen Kantonen in ähnlicher Weise wie Zürich den protestantischen den Ton angab. Die Ritter, die Pfyffer und Amlehn melkten dort die Kuh des Staats, welche ihnen mehr Milch gab, als den Alpenhirten die übrigen. So lange sie mit einander einig waren, erfuhr die Welt freilich nur wenig von ihren Betrügereien.

Allein es traf ſich ſo, daß ſie einmal in Zwieſpalt geriethen und aus der Schule plauderten. Schultheiß Ritter, welcher im Jahre 1560 ſtarb, hatte ſo arg geſtohlen, daß der Rath von deſſen Nachlaſſe 4000 Gulden nahm, um den Schaden einigermaßen gut zu machen. Noch viel ſchlimmer trieben es aber deſſen Amtsgenoſſen und Nachfolger. Joſt Pfyffer hatte ſich zwar im franzöſiſchen Kriegsdienſt die Gunſt des Königs und den Adel erworben, auch wurde ihm die Austheilung der Penſionen übertragen; allein an Fürſtenknechte werden andere Forderungen geſtellt, als an die Diener des Volkes. Der Adel iſt in Monarchien allerdings eine Art Nothwendigkeit, allein in Republiken ein großer Uebelſtand, und die Austheilung fremder Penſionen oder mit anderen Worten die Beſtechung von Landsleuten zu Gunſten eines auswärtigen Monarchen iſt unvereinbar mit republikaniſcher Würde und Selbſtſtändigkeit. In Zürich ſtand darauf die Todesſtrafe. Doch in Luzern ſtritten ſich darum die beiden Schultheiße Joſt Pfyffer (ſeit 1558) und Niclaus Amlehn (ſeit 1560). Ihre Feindſchaft ſchadete beiden Theilen. Sie ſchloſſen daher Frieden, indem ſie eine vollſtändige Räubergeſellſchaft organiſirten. Von jeder Seite traten drei der einflußreichſten Mitglieder des Rathes zu einer Camarilla zuſammen, welche ſich der ganzen Staatsgewalt bemächtigte, alle wichtigen Aemter beſetzte und die Austheilung der franzöſiſchen Penſionen beſorgte. Eine Zeit lang machten die Sechsmänner glänzende Geſchäfte. Doch der Tod entführte zwei Mitglieder der Amlehn'ſchen Partei. Pfyffer glaubte nun, den ganzen Ertrag, der bisher in zwei Hälften zerfiel, an ſich reißen zu können. Amlehn, darüber entrüſtet, nahm die Miene des reuigen Sünders an und beichtete. Die ſchändlichſten Betrügereien kamen zu Tage. Der Bund hatte ſeine Früchte getragen. Staat, Klöſter und Kirchen hatten die Verbündeten gleichmäßig beſtohlen und betrogen, von fremden Mächten, namentlich Oeſterreich, Spanien und Venedig ſich beſtechen laſſen und durch Beſtechung ihre Wahl durchgeſetzt. Ein Staat, welcher ſo großartigen Verrath an den heiligſten Pflichten unbeſtraft läßt, drückt ſich ſelbſt den Stempel der Niederträchtigkeit auf. In der That blieb er ohne Strafe. Zwar wurde Pfyffer Anfangs aus dem Rath geſtoßen, für ehr- und rechtlos erklärt und ſein Vermögen eingezogen. Allein ſchon bald wurde er wieder begnadigt (1571) und erhielt ſogar ſeine Stelle im kleinen Rathe wieder. Später, d. h. nachdem die Pfyffer wieder mächtig geworden waren, wurde auch Amlehn beſtraft. Doch auch er wurde bald wieder begnadigt.

Bei der Wahl des Jahres 1575 ſtritten ſich zwei Pfyffer um das Schultheißen-Amt. Ludwig Pfyffer erhielt nur ſechs, ſein Verwandter, Kaſpar achtzehn Stimmen. Dennoch ſetzte ſich Ludwig in den Beſitz des Amtes, und als ſich Kaſpar beklagte und den an ihm geſpielten Betrug offenkundig machte, wurde auch dieſe Schandthat nicht beſtraft. Kaſpar wurde Anfangs vertröſtet und ſpäter ſogar aus dem Rathe verwieſen. Ludwig Pfyffer behielt das Amt, und beherrſchte nicht blos den Kanton Luzern, ſondern auch die übrigen katholiſchen Kantone in ſolcher Weiſe, daß er den Namen Schweizerkönig erhielt. Er war ein eifriger Freund der Jeſuiten und des Geldes. Natürlich war er käuflich. Nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Habgier ſtand er auf Seiten des Papſtthums.

Was läßt ſich von Leuten, wie Ritter, Joſt Pfyffer, Amlehn und Ludwig Pfyffer an der Spitze einer Regierung erwarten? Natürlich nichts Anderes, als Betrug, Verrath, Gewaltthat und Beſtechlichkeit. Dieſes waren die Vorkämpfer der katholiſchen Partei in der Schweiz! Sie machten von ihrer Gewalt gleichen Gebrauch auf weltlichem und kirchlichem Gebiete. Mit welchen Mitteln ſie den Pfaffenglauben aufrecht erhielten, macht folgender Vorfall anſchaulich. Im Städtchen Sempach hatte (1622) ein Mann den Muth, den aus der Kirche kommenden Prieſtern zuzurufen: „O, es iſt eben nicht Alles wahr, was Ihr auf der Kanzel ſaget!“ Dafür wurde er in's Gefängniß geworfen, mußte in der Kirche öffentlich niederknien, nach Einſiedeln wallfahrten und wurde überdieß noch für

ehr- und rechtlos erklärt. Die Jesuiten blieben zu Luzern und flößten dem Volke das Gift ihres Ordens ein. Das war der Musterstaat der katholischen Schweiz!

In den drei Waldstädten erhielt sich längere Zeit noch ein richtigeres Gefühl. Allein denselben stand zu wenig Weltkenntniß und Bildung zur Seite, als daß es sich hätte Geltung verschaffen können. Umsonst erklärte sich Uri z. B. gegen die päpstlichen Legaten (1592) in folgenden unzweideutigen Worten: „Sie möchten gern aller Legaten entbehren; indem ihre Landleute ihrer müde und unwillig seien, indem dieselben ihnen viel Geschäfte und Neuerungen machten und überhaupt dem Lande nicht viel nützten;" — sie konnten die römischen Abgesandten nicht los werden. Denn wenn diese dem Lande keinen Vortheil brachten, war es doch umgekehrt anders. Nicht des Landes, sondern der Pfaffen- und Pfaffenfreunde Vortheil gab den Ausschlag. Das arme Volk mußte bei schwerer Arbeit karg leben. Die Mönche und Nonnen hatten zwar in den kleinen Kantonen nicht vollauf, allein sie arbeiteten doch nicht, und es wurde den arbeitenden Klassen des Volkes sehr sauer, sie zu ernähren. Unter dem Drucke der Armuth war es den Bewohnern dieser Kantone unmöglich, sich eine freie Bildung zu verschaffen. Sie blieben daher unter dem Joche der Pfaffen bis auf den heutigen Tag und gehören, trotz ihrer republikanischen Regierungsform, zu den gedrücktesten Menschen der Welt.

Fünfter Abschnitt.

Spanien und Portugal.

§ 57. Vorbemerkung.

Die geistlichen Gegner der Reformation, so viele deren auch waren, traten alle rasch von der Bühne der Welt ab. Keiner derselben kann als der Mittelpunkt des Kampfes zwischen der alten und der neuen Lehre angesehen werden. Päpste, Jesuiten und Inquisitoren, Bischöfe und Mönche wirkten zusammen, ohne daß unter denselben einer sich ganz besonders hervorgethan hätte. Unter den weltlichen Feinden des Protestantismus schritten dagegen zwei in so hohem Grade in den Vordergrund, daß in ihnen sich gewissermaßen der Kampf personificirt. Fast ein ganzes Jahrhundert füllt die Regierung Karls V. und seines Sohnes Philipp II. aus (1515—1598), und während dieser ganzen Zeit widmeten sie einen großen Theil ihrer Kräfte der Vernichtung der neuen Glaubensrichtung.

In der Geschichte der Reformation, der römischen Kirche, Deutschlands, der Niederlande und selbst der Schweiz begegnen wir den beiden Habsburgern, Vater und Sohn. Um sie dreht sich wesentlich die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel. Wir werden auf sie zurückkommen bei der Geschichte Frankreichs, Englands, Italiens, der Türkei und Amerika's. In alle diese Staaten griffen sie mit Nachdruck ein. Unstreitig sind sie die wichtigsten Personen auf der Seite der Gegner der Reformation. Ihre Beweggründe waren mehr oder weniger die der ganzen Partei, welche sie vertraten. Nichts kann uns daher über die katholische Kirche damaliger Zeit besseren Aufschluß geben, als eine genaue Kennt-

niß dieſer zwei Gebieter. Die Parteien ſtehen zu einander immer in demſelben Verhältniß, wie ihre Führer. Wenn wir den Schlüſſel zum Charakter Luther's, Zwingli's, Calvin's, des Prinzen Wilhelm von Oranien, des Admirals von Coligny und der Königin Eliſabeth von England beſitzen, ſo dringen wir tief in das Weſen des Proteſtantismus ein; und wenn wir die Päpſte, die Mönchsorden und Biſchöfe des ſechszehnten Jahrhunderts, endlich aber auch Karl V. und Philipp II. genau kennen, ſo erſchließt ſich uns das geheime Räderwerk, welches den Kampf gegen die Reformation in Bewegung ſetzte.

Spanien lieferte die ſtärkſten weltlichen, Italien die mächtigſten geiſtlichen Kräfte, welche das rollende Rad der Zeit feſthalten ſollten. Der Haß, welchen Spanien, angeregt durch ſeine beiden mächtigen Herrſcher Karl I. (denn in Spanien war er nicht der Fünfte) und Philipp und ſeine Pfaffen der Reformation widmeten, bildet den blutig rothen Faden, welcher durch ſeine Geſchichte hindurchzieht, und mit welchem es ſelbſt ſeine Lebensadern unterband. Der Abſcheu der Nation gegen die neue Richtung der Zeit ſprach ſich nicht nur auf Schlachtfeldern und bei den Auto-da-fé's, ſondern auch in Worten aus. Es fand oder gebrauchte eine Reihe der gehäſſigſten Bezeichnungen für ſeine Gegner, während die blinde Verehrung der Katholiken für die durch ihre Religion gehobenen Perſonen und Gegenſtände dieſe mit den Ausdrücken höchſter Verehrung belegte. Spaniſche Schriftſteller, welche ſich in ihren Werken dieſer Redensarten bedienen, mögen wir mit dem niedern Bildungsgrade ihrer Nation entſchuldigen. Allein deutſche Proteſtanten, oder gar Amerikaner machen ſich im höchſten Grade lächerlich, wenn ſie dieſes thun. In den Augen des vernünftigen Menſchen iſt der Mann, welcher dem Fetiſchdienſt der katholiſchen Kirche den Rücken wandte und das ſchimpfliche Joch päpſtlicher Schreckensherrſchaft brach, kein verächtlicher Menſch. Es iſt daher ſehr verkehrt, ihn mit dem verächtlichen Worte „Ketzer" zu bezeichnen. Nicht die Lehren der Reformatoren, ſondern die Fabeln und Erfindungen früher Pfaffen waren es, welche das Chriſtenthum verunreinigten, und daher eine Säuberung deſſelben nothwendig machten. Der Geſchichtsſchreiber, welcher auf der höheren Warte ſteht, von welcher aus er Jahrhunderte und Völker überblickt, darf nicht aus den Quellen ſchöpfen, welchen die Vorurtheile der Vergangenheit die Farbe geben, ohne ſie zu läutern. Er darf ſich nicht von dem Römling verführen laſſen, welcher Inquiſition, Papſtthum und Mönchsorden heilig nennt, nicht dem Dominicaner folgen, welcher Auto-da-fe's als einen Triumph des Glaubens betrachtet, und nicht mit dem Höfling den prunkhaften Aufzügen der Könige Bedeutung und Wichtigkeit beimeſſen. Je freier er ſich hält von den Irrthümern der Vorzeit, deſto erhabener iſt ſein Standpunkt. Nicht blos die Thatſachen, auch die Ausdrucksweiſe ſoll er ſichten. Dieſe darf er nicht einer überwundenen Vergangenheit entlehnen. Sie muß den friſchen Duft der Neuzeit athmen. Jener Weihrauch, welcher der Größe der Seele gebührt, ſoll der Geſchichtſchreiber nicht verſchwenden an das Schaugepränge der Macht oder an den Deckmantel, welcher zwar große Gewalt aber auch große Schlechtigkeit verhüllt.

Bei der Geſchichte keines Landes tritt der Einfluß der Quellenſchriftſteller in ſo ſtörender Weiſe hervor, als bei derjenigen Spaniens. Die unter dem Joche der Inquiſition und der Habsburger gehaltene Nation, welcher nicht erlaubt war, zu ſeufzen, welche vielmehr gezwungen wurde, jede Schandthat ihrer Herrſcher als heilig zu verehren, und deren Schriftſteller gleichfalls in dieſem Tone ſchreiben mußten, iſt fürwahr nicht das Muſter, welches der Geſchichtſchreiber unſerer Tage nachahmen ſoll. Dennoch laſſen ſich alle mehr oder weniger hinreißen, in den von Spaniern des ſechszehnten Jahrhunderts angeſchlagenen Ton einzufallen.

Unter allen Ländern Weſteuropa's hatte die pyrenäiſche Halbinſel das ganze Mittelalter hindurch am wenigſten Verkehr mit der civiliſirten Welt. Ihre Lage am äußerſten

Ende der damals bekannten Erdkugel und ihre unausgesetzten Kämpfe zwischen Christen und Mohammedanern führten deren Bewohner zu einem durchaus eigenthümlichen Entwickelungsgange, welcher sich auch in ihren geschichtlichen Werken kund that. Der Schriftsteller, welcher dieses nicht erkennt, sich damit begnügt, die spanischen Urkunden und Quellenwerke in seine Muttersprache zu übersetzen, und dann vermeint, pragmatische Geschichte geschrieben zu haben, verfällt in die größten Irrthümer. Er theilt seinen Lesern die Vorurtheile und Leidenschaften eines fremden Volkes mit, statt diese zu geißeln. Er hört auf, ein Geschichtschreiber zu sein, und sinkt zum Uebersetzer herab. Wer die gewaltsame Ausrottung des Protestantismus eine Säuberung nennt, mischt sich unter Jesuiten und Mönche, welche in diesem Tone heulten und plärrten. Der unbefangene Mensch schreibt jenem Abschaume der Menschheit, welcher unter den Namen Paul V., Pius V., und Sixtus V. auf dem päpstlichen Throne saß, durchaus keine Heiligkeit, so wenig als den Despoten Karl V. und Philipp II. Majestät zu. Der Geschichtschreiber, welcher nicht in Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstande gerathen will, muß sich wohl hüten, derartige Bezeichnungen auf verworfene Menschen anzuwenden, obgleich die Knechte, über welche diese Machthaber herrschten, nicht umhin konnten, sich deren zu bedienen.

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist es, dem Strome des Unsinns und des Vorurtheils entgegen zu gehen, nicht sich von demselben fortreißen zu lassen. Er soll schon durch seine Ausdrucksweise Verachtung der Heuchelei, Entrüstung gegen grundlose Ansprüche, und nicht Verehrung für Abgeschmacktheiten, und Hochachtung für veraltetes Unrecht an den Tag legen. Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn ein Republikaner, wie Prescott*) in den Ton der spanischen Inquisitoren fällt und z. B.†) sagt: „England wurde von seiner Ketzerei gereinigt." Selbst Schlosser und viele andere protestantische Schriftsteller fallen in diesen Fehler. In unseren Tagen nennen Schriftsteller, wie Prescott jenes Gericht, welches an Scheußlichkeit die Molochspriester bei weitem überbot — „das heilige Amt." Torquemada würde sich freuen, wenn er davon Kunde bekommen könnte, daß von der Inquisition fast vier Jahrhunderte nach seiner Zeit in solchen Ausdrücken gesprochen wird! Fürwahr, die Macht des Unsinns ist groß noch in unseren Tagen! Wie viel größer war sie im Anfange dieses Zeitabschnittes! Ferdinand und Isabella‡) hatten im Laufe einer langjährigen und schimmernden Regierung dafür gesorgt, sie auf der pyrenäischen Halbinsel zu stärken.

Dieses königliche Paar übte einen überwältigenden Einfluß auf Spanien aus. Bevor dasselbe die Zügel der Herrschaft ergriff und gemeinsam führte, lagen im Schooße dieses Landes viele Keime einer, wenn auch mit manchen Auswüchsen vermischten Freiheit. Ferdinand und Isabella rotteten sie aus. Die spanischen Geschichtschreiber, welche nicht tadeln durften, priesen sie darob, und die meisten ihrer Uebersetzer stimmten bis auf den heutigen Tag in denselben Ton ein. Die amerikanischen Republikaner Washington Irving ‖) und Prescott überboten noch die europäischen Royalisten in der Beräucherung des spanischen Despotenpaars, und namentlich der Königin Isabella.

So lange Spanien in viele kleine Reiche zerfiel, waren die Könige nicht mehr, als die ersten unter den Rittern ihres Landes, die Anführer im Kriege und die obersten Verwaltungsbeamten im Frieden, welche jedoch von dem guten Willen ihrer Lehensleute in hohem Grade abhingen, und die Vorrechte derselben nicht antasten konnten, ohne sich in große Gefahren zu stürzen. Jeder Adelige, welcher in den Krieg gegen die Mauren zog,

*) Prescott, History of the reign of Philipp the Second, King of Spain. Boston 1855.

†) Prescott, p. 134.

‡) S. Weltgeschichte Buch VI. § 66.

‖) Life of Columbus; of Ferdinand and Isabella.

nahm Antheil an der gemachten Beute und den eroberten Ländereien, und betrachtete ſich als Herrn des Grundes und Bodens, den er mit der Schärfe ſeines Schwertes gewonnen hatte. Der religiöſe Fanatismus und der Nationalgeiſt wirkten mehr auf die Maſſen, als auf den Adel, welcher ſtets darauf bedacht war, ſich für die im Kriege gebrachten Opfer reichlich im Frieden zu entſchädigen. Außer dem Adel ſetzten auch die Städte der Willkür der Könige enge Schranken. Nur ihre feſten Mauern boten ſichern Schutz gegen die Streifzüge der ungeſtümen Feinde. Die Schlöſſer der Ritter vermochten der Kriegskunſt der Saracenen keinen genügenden Widerſtand entgegen zu ſetzen. Die Könige beſaßen nicht immer die Macht, den Städten Hülfe zu ſchicken. Dieſe mußten bloß für ihre Vertheidigung ſorgen und erhielten dadurch eine erhöhte Bedeutung.

Adel und Städte verſtärkten ihre an ſich große Macht noch durch Vereine. Die Ritterorden von St. Jago, Calatrava und Alcantara beſaßen große Reichthümer, eine Organiſation, die ſich über das ganze Land erſtreckte, und eine Wehrkraft, welche derjenigen der Könige ſehr nahe kam. Die Städte hatten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die ſogenannte heilige Brüderſchaft geſchloſſen, welche von ihren Mitgliedern Abgaben erhob, zum Schutze der Reiſenden und zur Beſtrafung von Verbrechern, Beamte und Truppen hielt, und ſich ſogar durch die Vorrechte des Adels in der Ausübung ihrer heilſamen Gewalt nicht beſchränken ließ.

Im Schooße der Ritterſchaft ſowohl, als der Städte war ein reges Leben. Beide wachten mit Eifer über die ihnen verliehenen Gerechtſame und befeſtigten ſie mehr und mehr bis zu der Zeit Ferdinand's und Iſabellen's. Da dieſes Herrſcherpaar ſämmtliche Reiche Spanien's, und außerdem noch einen Theil Italien's und die von Columbus und deſſen Nachfolgern entdeckte neue Welt unter ſeinem Scepter vereinigte, ſo veränderte ſich das Verhältniß der Könige zu dem Adel und den Städten von Grund aus. Die Macht des Königspaares hob ſich durch die Gunſt der Verhältniſſe und das planmäßige Verfahren derſelben unausgeſetzt. Die ſpaniſche Nation, geblendet durch den Glanz, welchen Ferdinand und Iſabella um ſich zu verbreiten wußten, ließ ſich eines ihrer Rechte nach dem andern rauben, bis am Ende keine andere Gewalt mehr übrig blieb, als diejenige des Königthums und des Pfaffenthums. Die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber und nach ihnen die meiſten anderen Nationen ſahen darin einen großen Fortſchritt zum Beſſern. Thatſache iſt es aber, daß die Kraft der ſpaniſchen Nation dadurch gebrochen wurde. Trotz der Unordnungen, welche in Folge der Eiferſucht zwiſchen Königen, Städten und Adel früher ſtatt gefunden, hatte ſich die Macht, die Bildung und der Wohlſtand der ſpaniſchen Nation ununterbrochen gehoben. Seit aber die ſtarre Hand des weltlichen und des kirchlichen Despotismus die Selbſtſtändigkeit des Adels und der Städte vernichtete, ſtockte alle Lebensthätigkeit. Die geknechtete Nation ließ ſich willig am Altare des Papſtthums abſchlachten, ſei es in Spanien ſelbſt durch die Inquiſition, oder im Auslande durch das Schwert ihrer zum Aeußerſten getriebenen Feinde. Die Folgen des von Ferdinand und Iſabella neu eingeführten Syſtems kamen allerdings erſt ein Jahrhundert nachdem ſie von der Schaubühne abgetreten waren, zu Tage. Allein wie Karl I. nur fortſetzte, was ſeine ſpaniſchen Großeltern begonnen hatten, ſo ging Philipp II. nur in der von ſeinem Vater eingeſchlagenen Richtung weiter fort. Ein Jahrhundert (1479—1579) genügte, die im Laufe von ſieben (779—1479) aufgebaute ſpaniſche Monarchie in ihren Grundfeſten zu erſchüttern. Es iſt ſehr verkehrt, alles Unheil, welches über die gegenwärtige Halbinſel herein brach, Philipp II. allein beizumeſſen. Er hätte nimmermehr ſo verderblich wirken können, hätten Iſabella, Ferdinand und Karl I. ihm nicht kräftig vorgearbeitet gehabt.

Der eigentliche Grund und Boden, auf welchen Iſabella und Ferdinand ihre Macht bauten, war die Inquiſition. Mit deren Hülfe brachten ſie zugleich Städte und Adel unter

das Joch einer schmählichen Knechtschaft. Den Adel insbesondere schwächten sie dadurch, daß sie die drei Ritterorden durch Drohungen und Kunstgriffe bestimmten, ihnen die Großmeisterwürden desselben zu ertheilen. Die Päpste Innocenz VIII. und Alexander VI. bestätigten diese mehr erzwungene, als freiwillige Wahl, und spätere Päpste machten sie zu einem Theile der spanischen Krone. Mit Hülfe der Städte schmälerten Isabella und Ferdinand die Vorrechte des Adels. Das Königspaar hatte weit bedeutendere Aemter zu vergeben, als alle spanischen Könige früherer Zeiten: Statthalterschaften in Italien und in Amerika, Feldherrnstellen, Bisthümer und Erzbisthümer. Wer auf diese sich Rechnung machen wollte, mußte seine Standesvorrechte dem unbedingten Herrscherwillen des Königspaares zum Opfer bringen und sich als Werkzeug gegen seine Standesgenossen gebrauchen lassen. Viele Kronämter verliehen Ferdinand und Isabella an Nichtadelige, auf welche sie mit um so größerer Sicherheit rechnen zu können glaubten, insofern es sich darum handelte, ihre Pläne gegen den Adel auszuführen.

In der letzten Zeit der Regierung Isabellens und Ferdinands des Katholischen war Kardinal Ximenes der einflußreichste Staatsmann in Spanien. Isabella hatte diesen starren Mönch zu ihrem Beichtvater und zum Erzbischofe von Toledo, dem reichsten kirchlichen Würdenträger der Christenheit nächst dem Papst, erhoben. Nach dem Tode Isabellens wurde er Reichsverweser in Kastilien, der Papst ernannte ihn zum Kardinal, und Ferdinand der Katholische zum Großinquisitor von Kastilien. Ximenes konnte, da er die höchsten kirchlichen Würden mit der höchsten weltlichen verband, die Nation um so leichter in die doppelten Fesseln des weltlichen und des kirchlichen Despotismus schlagen.

Um dem Fanatismus der Spanier frische Nahrung zu geben, unternahm der Kardinal zwei Kriegszüge nach Afrika (1505 und 1509), und um sich in den Schein der Gelehrsamkeit zu hüllen, errichtete er zu Alcala eine Bibliothek und gab die Bibel in mehreren neben einander laufenden Sprachen (biblia polyglotta Complutensis) heraus. Die Wissenschaft im höheren Sinne des Wortes gewann dadurch so wenig, als das Christenthum. Allein in den Augen von Mönchen und Schriftgelehrten stieg dadurch das Ansehen des Kardinals. Ein Franziskaner und Großinquisitor konnte allerdings seine unermeßlichen Reichthümer kaum besser verwenden. Jedenfalls war damit kein Blutvergießen verbunden, während die Kriege in Afrika, zu welchen der Kardinal das Geld gegeben hatte, vielen Tausend Menschen das Leben kosteten, ohne außer dem Besitze von Massarquivir und Oran dauernde Vortheile zu begründen.

Philipp der Schöne war drei Monate, nachdem ihn die Cortes von Kastilien als König anerkannt hatten, gestorben (25. September 1506). Seine Wittwe Johanna, deren Verstand immer sehr schwach gewesen war, wurde vollständig wahnsinnig. Allein das Zartgefühl der Kastilianer erlaubte ihnen nicht, dieses anzuerkennen. Vielmehr betrachteten sie Johanna bis zu deren Tode als Königin. Jedenfalls war der Wahnsinn dieser Königin nicht so verderblich, als derjenige der Inquisition, des Mönchswesens und des gesammten Papstthums, den Spanier mit ähnlichem Zartgefühle behandelten.

Ferdinand der Katholische war in Italien abwesend, als sein Schwiegersohn Philipp starb. Vergeblich bemühte sich Kaiser Maximilian I. um die Regentschaft über Kastilien. Ximenes ergriff die Zügel der Herrschaft und behielt sie in seinen Händen bis über Ferdinands Tod hinaus, während dieser sich (seit 1509) mit dem Kriege in Italien und mit dem Erwerbe des Königreichs Navarra beschäftigte. Die wahnsinnige Königin und der minderjährige, überdieß in Flandern abwesende Thronerbe, konnten ihm keine Schranken setzen. Der Kardinal herrschte daher mit der ganzen Macht, welche ihm seine vereinigten geistlichen und weltlichen Würden verliehen.

Schlosser behauptet zwar, seine Verwaltung sei, wenn man seine fanatische Wuth

gegen Juden, Mohammedaner und Amerikaner ausnehme, die wohlthätigste gewesen, welche Kastilien je gehabt. Allein trotz dieser vielsagenden Ausnahme wird nur derjenige mit dem Heidelberger Professor einverstanden sein, welcher mit Friedrich Wilhelm III. meint, Ruhe sei des Bürgers erste Pflicht, oder des Kaisers Nicolaus Ansichten von Ordnung theilt. Wer dagegen die Freiheit für die erste Voraussetzung des Lebensglücks, des Rechtes und der Bildung betrachtet, der wird beklagen, daß Ximenes seine ausgezeichneten Herrschertalente nur dazu gebrauchte, alles geistige Leben in Spanien zu ersticken, und wird die von ihm gehegte Ruhe des Kirchhofs und Ordnung der Inquisition als die größten Uebel der menschlichen Gesellschaft brandmarken, keineswegs als Wohlthaten preisen.

Kardinal Ximenes vergaß gänzlich, daß er nur Fürstendiener war und zog sich dadurch die Ungunst des Thronerben zu, welche sich noch bei Lebzeiten Ferdinands kund that, kurz nach dessen Tode aber unverhüllt zu Tage trat. Als gegen Ende des Jahres 1515 Ferdinand erkrankte, sandte Karl seinen Lehrer Adrian von Utrecht nach Spanien mit dem geheimen Auftrage, nach des Königs von Aragon Tode im Namen seines Enkels die Zügel der Regierung zu ergreifen. Die Wahl, welche Karl traf, war sehr ungeschickt. Adrian von Utrecht war kein Staatsmann, am wenigsten ein solcher, der einem Ximenes hätte die Spitze bieten können, vollends gar auf spanischem Boden, wo der eine ganz fremd, der andere nach zehnjähriger unumschränkter Regierung allgemein gefürchtet war.

Als Ferdinand der Katholische am 23. Januar 1516 starb, hinterließ er ein Testament, in welchem er verordnete, daß Johanna und deren Erben ihm in Aragonien und Neapel nachfolgen, sein natürlicher Sohn Alphons, Erzbischof von Saragossa, aber die Regierung von Aragonien, und Ximenes die Verwaltung von Kastilien führen sollte, so lange sein Enkel abwesend wäre.

Karl, obgleich erst sechszehn Jahre alt, war sehr eifrig, so bald als möglich alle Gewalt, die ihm nach dem Erbrechte zukam, selbst oder doch durch die Männer seines persönlichen Vertrauens auszuüben. Ihm sagte der herrische Charakter des Kardinals Ximenes nicht zu. Er mochte wohl Diener, nicht aber selbstständige Herrscher, oder wohl gar Aufseher neben sich haben. Er gedachte König im vollsten Sinne des Wortes zu sein.

§. 58. Karl V. (1516—1556).

Bei der Geschichte der Reformation, Deutschlands und der Niederlande, haben wir den Sohn Philipps des Schönen und der wahnsinnigen Johanna schon kennen gelernt. Wir fanden ihn dort im Kampfe mit Gegnern, die er nicht zu besiegen vermochte. In Spanien standen ihm solche nicht hemmend im Wege. Hier erscheint uns Karl wie er war, wenn ihn kein äußerer Zwang nöthigte, Zugeständnisse zu machen. Zwar ließen sich selbst die durch Isabella, Ferdinand und Ximenes schon sehr gedemüthigten Spanier nicht alle Eingriffe in ihre Rechte ruhig gefallen. Allein mit leichter Mühe schlug Karl in der pyrenäischen Halbinsel jede Auflehnung gegen seinen Herrscherwillen nieder.

Deutschland war das Reich, welches Karl's Stellung der Reformation gegenüber bedingte, Spanien aber bildete die Grundlage seiner Macht und bestimmte seine auswärtige Politik. Von Spanien aus hatte Ferdinand seine italienischen Besitzungen erobert, und diese waren es, um welche fast alle Kriege Karls mit Frankreich geführt wurden.

Karl war lüstern nach der spanischen Krone. Es fehlte nicht viel, daß sein allzu großes Ungestüm gleich in den ersten Monaten nach Ferdinands Tode einen bedenklichen Zwiespalt zwischen ihm und der spanischen Nation herbeiführte. Noch lebte Isabellen's und

Ferdinand's Tochter Johanna. So lange nicht deren Regierungsunfähigkeit von den Ständen des Reiches förmlich ausgesprochen war, konnten ihre Erbansprüche nicht übersehen werden. Doch Karl betrachtete sich, nach seines Großvaters Ferdinand Tode, als den gesetzlichen König Spanien's. Ohne Rücksicht auf seine Mutter und die Stände des Reiches, legte er sich öffentlich den Titel eines Königs bei, sobald die Kunde von Ferdinand's Tod nach Flandern gelangte, und Kardinal Ximenes erhielt von ihm die Weisung, für dessen Anerkennung durch die Stände Sorge zu tragen. In Castilien gelang es dem gefürchteten Minister, jeden Widerspruch im Keime zu ersticken. Doch in Aragonien erhielt Karl den Königstitel erst, nachdem er selbst dahin gekommen war. In ganz Spanien mußte in allen Ausfertigungen der Name der Königin Johanna neben demjenigen ihres Sohnes stehen. So lange übrigens Karl in Flandern blieb, hatte er wenig mehr, als den Titel eines Königs von Castilien. Alle Gewalt ruhte in den Händen des Kardinals Ximenes. Die Niederländer, welche Karl hintereinander nach Spanien schickte, um doch das Uebergewicht des Kardinals zu brechen, dachten mehr daran sich selbst zu bereichern, als an der Leitung der Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Ximenes fuhr fort, den Adel zu schwächen und scheute sich nicht, demselben alle Ländereien abzunehmen, welche ihm Ferdinand, der Katholische, im Laufe seiner ganzen Regierungszeit verliehen hatte. Der Adel murrte, wagte aber nicht sich zu widersetzen Zwei Kriege: in Navarra und Afrika, führte der Kardinal mit großem Nachdruck. An den Pyrenäen war er glücklich, indem er den König Johann Albert vertrieb. Doch in Afrika wurden die Spanier von Horuc Barbarossa mit Schimpf, Schande und großem Verluste geschlagen.

Die erste bedeutungsvolle Handlung, welche Karl nach seinem Regierungsantritte vornahm, war der Frieden von Noyon, den er (am 13. August 1516) unterzeichnete. Jeder Artikel desselben war eine Lüge und sollte dem Gegner eine Falle stellen. Was zu Noyon verabredet wurde, war nur dem Namen nach ein Friedensschluß, in der That aber ein gordischer Knoten, der sich nur mit dem Schwerte lösen ließ. Dem Könige Karl, welcher sich als Mann fühlte, wurde Franz' I. Tochter, die kaum ein Jahr alt war, zur Frau bestimmt. Durch diesen Bund sollten alle zwischen Frankreich und Spanien obschwebenden Streitigkeiten ihre friedliche Lösung erhalten. Die Prinzessin Louise sollte alle Ansprüche Spaniens auf das Königreich Neapel dem Könige Karl zubringen. Eben so nichtssagend, wie die Bestimmungen in Betreff Neapels waren diejenigen, welche sich auf das Königreich Navarra bezogen. Karl sollte die Ansprüche der Erben des Königs von Navarra prüfen lassen und Franz das Recht haben, diesen Hülfe zu leisten, falls deren Ansprüche nicht anerkannt würden.

Der sogenannte Frieden von Noyon war, da er keine der zwischen Spanien und Frankreich streitigen Fragen entschied, in der That nur ein Waffenstillstand, welcher früher oder später zu gehässigen Anschuldigungen und blutigen Kriegen führen mußte. Kein vernünftiger Mensch konnte erwarten, daß Karl vierzehn bis fünfzehn Jahre lang unvermählt bleiben würde, um die ihm zugedachte Braut heimführen zu können, so wenig, als daß er Rechtsgefühl genug haben würde, das Königreich Navarra, in dessen Besitze er sich befand, herauszugeben.

Der Friede von Noyon ließ den beiden jungen Königen diesseits und jenseits der Pyrenäen Zeit, die inneren Angelegenheiten ihrer Reiche einigermaßen zu ordnen, und die Pläne der Vergrößerung, über welchen sie brüteten, zur Reife zu bringen.

Gegen Ende des Jahres 1517 traf Karl in Spanien ein. Er hatte keine Neigung, sich unter die Vormundschaft des Kardinals Ximenes zu stellen und konnte nicht erwarten, daß ein achtzigjähriger Greis, der sich gewöhnt hatte, Spanien unumschränkt zu beherrschen,

kurz vor ſeinem Tode die Rolle eines Dieners noch lernen würde. Er entließ daher den herrſchſüchtigen Miniſter, der ſich einbildete, Anſprüche auf die Dankbarkeit Karl's zu beſitzen. Dieſer Schlag traf den hochmüthigen Prieſter ſo ſchwer, daß er kurze Zeit nachdem er ihn getroffen hatte, ſtarb. Schloſſer*) glaubt zwar, „ſo ſtarke und kalte Seelen, wie die des Kardinals, ergreife innerer Schmerz nur augenblicklich, wer der Welt widerſtanden habe, der widerſtehe auch dem Kummer und Neide;“ allein Ximenes war durchaus nicht eine kalte, ſondern eine glühend leidenſchaftliche Seele, und ſeine Stärke beſtand nicht in der Erhabenheit über menſchliche Vorurtheile, ſondern in der Fähigkeit, dieſe auszubeuten und zu lenken. Wer den niederen Beſtrebungen der Welt widerſtanden hat, wird nicht eine Beute des Kummers und Neides, wohl aber wer, wie Ximenes, ſein ganzes Leben lang im Dienſte des weltlichen und kirchlichen Despotismus den niedrigſten Leidenſchaften gefröhnt hat. Der Großinquiſitor, welcher ſo vielen Tauſend Unſchuldigen den Tod gab, verdiente wohl den ſchmerzlichſten Tod der ſich denken läßt: den Tod des gebrochnen Herzens.

Spanier und Belgier hatten ſich gemeinſam bemüht, ihn von ſeiner Stelle zu verdrängen, die einen, weil er zehn Jahre lang ſie mit der größten Härte behandelt, die anderen, weil er ihnen keinen Theil an der Regierung eingeräumt und überdieß ſie oft gehindert hatte, ſich auf Koſten des Landes zu bereichern. Ximenes, dem die Einkünfte des Erzbisthums von Toledo und der Inquiſition zu Gebote ſtanden, hatte natürlich keine Verſuchung, wie die Belgier, zu ſtehlen, um ſo weniger, als er Mönch war und bis zu ſeinem Ende an den meiſten klöſterlichen Gewohnheiten feſthielt.

Die belgiſchen Höflinge Karl's ſollen (im Laufe von zehn Monaten) nicht weniger, als eine Million und hunderttauſend Dukaten in ihre Heimath geſchickt haben. Die Summen, welche Ximenes zu Gunſten der Inquiſition einzog, ſind aber freilich nicht berechnet worden. Sie betragen, mehr als zehnmal ſo viel, wenn wir ein Verdammungsurtheil, welches eine ganze Familie zu Grunde richtete, nur auf 500 Dukaten berechnen. Der Schaden, welchen die Inquiſition, unabhängig von dem eingezogenen Vermögen anrichtete, war aber tauſendmal größer, als derjenige, den die Belgier durch ihre Beſtechlichkeit veranlaßten.

Auch ohne die Hülfe von Ximenes brachte es Karl dahin, daß ihm die Stände von Caſtilien und Aragon die Abgaben bewilligten, welche er verlangte, obgleich er eine Oppoſition zu überwinden hatte.

Während Karl mit den ſpaniſchen Angelegenheiten alle Hände voll zu thun hatte, erhielt er die Nachricht von dem Tode ſeines Großvaters Maximilian I. und bald darauf von ſeiner Erhebung auf den deutſchen Kaiſerthron. Die Spanier dachten mit Recht, ihr König ſei hinreichend in ihrem Lande beſchäftigt und könne durch die Pflichten, welche ihm dieſe neue Würde auferlege, nur abgehalten werden, ihnen die gebührende Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Doch Karl ſtrebte darnach, ſeine Macht und ſein Anſehen zu vergrößern, und bekümmerte ſich wenig um die Wünſche ſeiner Völker, da er nicht daran zweifelte, ſie in Unterwürfigkeit halten zu können.

Kaum hatte Karl zwei Jahre in Spanien zugebracht, als er es ſchon wieder verließ, um ſich die deutſche Kaiſerkrone auf das Haupt ſetzen zu laſſen. Unterwegs ſtattete er dem Gatten ſeiner Tante Katharina von Aragon, dem Könige Heinrich VIII. von England, einen Beſuch in Dover ab (26. Mai—30. Mai 1520). Es galt, die zwiſchen Heinrich und Franz I. von Frankreich verabredete Zuſammenkunft wirkungslos zu machen, den Kardinal Wolſey zu gewinnen und für den Fall eines Bruches mit Frankreich, welcher ſich vorausſehen ließ, die Hülfe Englands zu gewinnen.

*) S. Weltgeſchichte v. Schloſſer, Bd. XI, Seite 302.

Noch waren nicht zwei Jahre seit dem Abschlusse des Friedens von Noyon vergangen, und schon hatten sich viele düstere Wolken gesammelt, welche drohend über Frankreich und Spanien hingen. Karl war entschlossen, Navarra nicht heraus zu geben, Franz, auf die Wiedereinsetzung Johann's von Albret zu dringen. Mehr, als die Krone von Navarra diente aber der deutsche Kaiserthron dazu, die beiden Herrscher einander zu entfremden. So lange Franz sicher glaubte, den Sieg davon zu tragen, hatte er scherzend gesagt: „wir beide machen derselben Schönen den Hof, jeder von uns bewerbe sich mit aller Geschicklichkeit, die er besitzt, um sie; der glücklichere wird den Sieg davon tragen, und der andere muß sich zufrieden geben." Als aber Franz sah, daß er sich vergeblich bemüht habe, gab er sich nicht zufrieden, vielmehr fühlte er sich verletzt, und sann auf die Gelegenheit, seiner gereizten Stimmung wider Karl Luft zu machen. Doch wollte er nicht den Schein auf sich ziehen, als habe er den Frieden gebrochen. Denn davon hing nicht bloß der gute Wille der französischen Nation, sondern auch der meisten Nachbarstaaten ab.

Der Besuch, welchen Karl dem Könige von England abstattete, eröffnete den Krieg mit Franz auf dem Felde der Unterhandlung. Heinrich VIII. war nächst Karl und Franz der mächtigste König in der Christenheit, welcher glaubte, zwischen beiden Nebenbuhlern den Ausschlag geben zu können. Ihn und seinen Minister Wolsey gewann Karl unbedingt für sich. Die Zusammenkunft, welche Heinrich im folgenden Monate (Juni 1520) mit dem Könige von Frankreich in dem sogenannten Lager von Gold-Broeat zwischen Guines und Ardres hatte, war viel zu ceremoniös, als daß sich beide Herrscher hätten näher rücken können. Der kurze, aber besser angelegte Besuch Karl's in England brachte dessen Verhältniß zu Heinrich auf einen festen Fuß, bis sein eigener Uebermuth nach der Schlacht von Pavia es umgestaltete.

Wenn es sich nur um Navarra und die Kaiserkrone gehandelt hätte, so wäre der Frieden zwischen Karl und Franz noch immerhin möglich gewesen. Allein die Frage war, welcher dieser beiden ehrgeizigen Herrscher der erste sein sollte? Keiner wollte sich mit der zweiten Rolle begnügen. An Stoff zum Streite fehlte es ihnen natürlich nicht. Der König von Frankreich konnte nicht vergessen, daß Ferdinand der Katholische seinen Vorfahren durch schändlichen Verrath aus Neapel vertrieben hatte, Karl betrachtete dagegen das Herzogthum Mailand, in welchem sich die Franzosen festgesetzt, als ein deutsches Reichslehen und das Herzogthum Burgund, welches Ludwig XI. an sich gerissen, als einen Theil seiner burgundischen Erblande. Beide gaben sich den Anschein, als wüßten sie nicht, daß der ganze Besitzstand der europäischen Fürsten entweder auf Gewaltthat, oder Betrug ruhe, daß nicht das Recht, sondern die Macht alle Grenzen gezogen, und daß es dem Sieger niemals an Redensarten gefehlt habe, seine Eroberungen zu beschönigen. Beide waren entschlossen, zum Schwerte zu greifen und bereiteten sich zum Kampfe vor.

Wie in England, so unterhandelte Karl auch in Rom mit größerm Erfolge, als Franz. Am 8. Mai 1521 schloß er mit Leo X. einen Vertrag ab, wodurch sich Papst und Kaiser verpflichteten, mit vereinten Kräften die Franzosen aus Mailand zu vertreiben. Karl versprach Parma und Placentia dem römischen Stuhle zurück zu geben, dem Papste bei der Eroberung von Ferrara Hülfe zu leisten, einen größern Tribut für Neapel zu zahlen, die Familie Medici in seinen Schutz zu nehmen und mehreren Mitgliedern derselben ansehnliche Jahrgelder zu leisten.

Diesen Vertrag ließ Karl ohne Vorwissen seines ehemaligen Hofmeisters Chievres abschließen, und bewies dadurch deutlich, daß er selbst, unabhängig von fremden Einflüssen, den Krieg wollte. Chievres, welcher den von ihm in Noyon zu Stande gebrachten Frieden aufrecht erhalten wollte, zog sich diese Vernachlässigung so sehr zu Herzen, daß mehrere Geschichtschreiber dem Kummer, den er darüber empfand, dessen Tod zuschrieben.

Franz versicherte sich dagegen der Hülfe der Schweizer (5. Mai 1521) *), schob an der spanischen Grenze Heinrich Albret, welcher auf Navarra, und an der niederländischen Robert de la Mark, welcher auf die Herrschaft Bouillon Anspruch machte, vor, und begann den Krieg unter deren Banner. Diese sehr schlecht angelegten Pläne scheiterten vollständig. Die Franzosen, welche nicht mit voller Kraft in's Feld zogen, sondern die untergeordnete Rolle von Hülfstruppen spielten, die Franz theilweise sogar verleugnen mußte, wurden mit leichter Mühe aus dem Felde geschlagen, Karl nahm den Schein an, als wäre er der angegriffene Theil und bestimmte Heinrich VIII. von England, sich entschieden auf seine Seite zu werfen. Um den Bund zwischen beiden Reichen zu befestigen, wurde bestimmt, Karl solle die Prinzessin Maria, die nachmalige blutige Königin dieses Namens, ehelichen. Der Krieg entbrannte an mehreren Orten. Doch nur in Italien kam es zu Schlachten, welche den bisherigen Besitzstand erschütterten.

Franz I. hatte die Statthalterschaft von Mailand dem Marschall von Lautrec, Odet de Foix, einem Bruder seiner Maitresse, der Frau von Chateau-Briand, anvertraut, welcher durch seinen Uebermuth und seine Habsucht die Bewohner des Herzogthums auf's äußerste brachte. Namentlich erbitterte dieser herrische Franzose den Vicekanzler Hieronimus Morone, einen höchst entschlossenen und talentvollen Mann, welcher durch seine zahlreichen Verbindungen in Mailand dem Feldherrn, welcher das vereinigte kaiserliche und päpstliche Heer befehligte, Prosper Colonna, das römische Thor dieser Stadt öffnen ließ, durch welches die Truppen einzogen. Die Franzosen mußten sich zurück ziehen, und verloren im Laufe des Jahres 1522 alle ihre Besitzungen im Mailändischen. Nur in Cremona, in der Citadelle von Mailand und einigen kleineren Festungen behaupteten sie sich noch. Die frischen Truppen, welche Lautrec herbeiführte, erlitten, in Folge der Meuterei der Schweizer, eine furchtbare Niederlage bei Bicocca (1522). Die wenigen Plätze, welche er bis dahin noch besetzt gehalten hatte, gingen, mit einziger Ausnahme von Cremona nun auch verloren. Selbst aus Genua mußten sich die Franzosen zurück ziehen, indem die Adorni dort die Oberhand gewannen, und die Fregosi, die alten Freunde Frankreich's vertrieben.

Während die mächtigsten Könige der Christenheit sich gegenseitig zerfleischten, nahm Solyman die Insel Rhodus hinweg. Vergebens suchte Papst Hadrian, welcher Leo X. nachgefolgt war, die erbitterten Gemüther zu beruhigen. Die Kriegswuth hatte sich ihrer bemächtigt, und hielt sie gefangen, so lange sie auf ihren Thronen saßen.

Die Spanier ahnten, daß sie den wilden Leidenschaften ihres jungen Königs zum Opfer dargebracht werden sollten, und machten einen Versuch, denselben Schranken zu setzen. Allein zu einer klaren Erkenntniß ihrer Lage konnten sie nicht kommen. Zu lange hatte auf ihnen das Joch des geistlichen und weltlichen Despotismus gelastet. Die Landbewohner standen unter der Gewalt des Adels und der Geistlichkeit. In den Städten hatte sich wohl noch eine Spur frischer Lebenskraft erhalten. Allein die Schrecken der Inquisition hatten sie gelähmt. Dennoch brach der Unmuth des Volkes in hellen Flammen aus, als Karl I. Spanien verließ, ohne den Beschwerden der Stände irgend eine Rechnung zu tragen.

Die Städte Toledo, Segovia und Medina-del-Campo erhoben sich zuerst (1520), züchtigten die Abgeordneten, welche dem Könige alle seine Forderungen bewilligt hatten, schlugen die gegen sie geschickten Truppen zurück, und zwangen den ängstlichen Adrian von Utrecht, welchen Karl als Regenten zurück gelassen hatte, die Waffen nieder zu legen. Viele andere Städte schlossen sich an und stifteten unter sich einen Bund, den sie die heilige Junta nannten. An der Spitze der Bewegung stand Johann Padilla und seine helden-

*) S. oben §. 32 S. 236.

müthige Gattin Maria Pacheco. Die Bewohner von Tordesillas, woselbst die Königin Johanna wohnte, öffneten dem Heere der Junta die Thore. In einigen lichten Augenblicken, welche die Wahnsinnige hatte, sprach sie sich den Abgeordneten der Städte gegenüber sehr freundlich aus. Bald kehrte aber die Verstimmung ihres Geistes wieder, die sie unfähig machte, irgend einen, auch nur scheinbaren Antheil an der Bewegung zu nehmen. Dessen ungeachtet bediente sich die Junta des Namens der Königin, um ihren Beschlüssen größeres Gewicht zu geben.

Der ganze Charakter dieser Volkserhebung erhellt am besten aus den Forderungen, welche die Junta in einer an den König Karl gerichteten Beschwerdeschrift aufstellte. Sie verlangte zunächst und hauptsächlich 1) der König solle zurück kehren, nicht ohne Zustimmung der Cortes sich verehelichen, und falls er wieder das Land verließe, keinen Ausländer zum Regenten bestellen; 2) er solle unter keinem Vorwande fremde Truppen in's Land bringen; 3) die habsüchtigen Ausländer aus kirchlichen und weltlichen Aemtern entfernen; 4) die Abgaben vermindern; 5) die seit dem Tode der Königin Isabella veräußerten Domänen und Einkünfte der Krone zurück nehmen; 6) mannigfaltige Mißbräuche abstellen; 7) die Vorrechte des Adels beschränken und 8) die ständische Verfassung durch mehrere bestimmte Zusagen befestigen. Besonders merkwürdig sind die Forderungen, welche die Junta in Betreff des Ablasses erhob. Sie verlangte nicht etwa Abstellung desselben, noch viel weniger erklärte sie sich gegen dessen Rechtmäßigkeit, vielmehr wollte sie nur, daß dessen Ertrag zum Kriege gegen die sogenannten Ungläubigen verwendet werden solle. Ueberhaupt waren diese Forderungen sehr bescheiden und mehr darauf berechnet, den Adel, als das Königthum zu beschränken. Mit manchen Forderungen, namentlich denjenigen, welche die Ausschließung der Fremden und die Beschränkung der königlichen Gewalt zum Gegenstande hatten, war der Adel vollkommen einverstanden, dagegen war er über diejenigen, welche die Beschränkung seiner Vorrechte betrafen, im höchsten Grade entrüstet. Sobald sich Adel und Geistlichkeit von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, verbanden sie sich mit dem Königthume gegen die Städte. Die Abgeordneten der letzteren wagten nicht, ihre Beschwerden dem Könige zu überreichen, weil sie Grund hatten, zu befürchten, von diesem als Rebellen festgehalten und bestraft zu werden. Für sich allein waren die Städte nicht stark genug, allen übrigen Gewalten des Staats die Spitze zu bieten. Sie hatten nur ihre eigenen Wünsche vertreten, und konnten daher nicht erwarten, daß die gesammte Nation für dieselben einstehen würde. Namentlich hatten die Städte die gedrückte ländliche Bevölkerung nicht berücksichtigt. Sobald daher der Adel seine Lehensleute zu den Waffen rief, waren diese bereit, gegen die Junta zu ziehen. Halbe Maßregeln und Unterhandlungen schwächten noch mehr die Stellung der Städte. Den einzigen Helden, auf welchen sie sich verlassen konnten, Johann Padilla, setzten sie zurück, indem sie den Sohn des Grafen von Urunna, Don Pedro de Giron, aus Rücksicht für dessen Geburt, ihm vorzogen. In Folge der Unfähigkeit dieses Führers fiel Tordesillas in die Gewalt der königlichen Partei. Die beste Kraft des Aufstandes ging so verloren. Padilla vermochte nicht, die Fehler Giron's nachdem dieser abgesetzt worden war, wieder gut zu machen. In der Schlacht bei Villalar wurde er geschlagen und gefangen genommen (22. April 1522) und kurz darauf enthauptet. Umsonst setzte dessen Wittwe den Widerstand noch fort. Sie mußte nach dem tapfersten Kampfe zuerst die Stadt und vier Monate später die Citadelle von Toledo aufgeben und rettete ihr gefährdetes Leben, indem sie nach Portugal entfloh.

Aehnliche Bewegungen, welche in Valencia, Aragon und auf der Insel Majorca um dieselbe Zeit ausbrachen, wurden, da sie vereinzelt blieben, gleichfalls erstickt. Die Folge aller dieser Anstrengungen war, daß die königliche Gewalt die letzten Reste der städtischen

Freiheiten und der ſtändiſchen Verfaſſung zertrümmerte und immer ſchrankenloſer wurde. Mit der Freiheit ging der Wohlſtand der Städte und die Kraft des Adels unter.

Der Krieg zwiſchen Karl und Franz war durch den Aufſtand der Städte nicht geſtört worden. Er nahm ſeinen blutigen Fortgang. Es miſchte ſich in denſelben eine ungewöhnliche Bitterkeit, als der Kaiſer verrätheriſche Verbindungen mit dem Herzoge Karl von Bourbon pflog, und dieſen erſten Lehnsmann der franzöſiſchen Krone zum Kriege gegen ſeinen König und ſein Vaterland aufſtachelte (1523). Den Einfall, welchen Kaiſer Karl (1524) in die Provence machte, ſchlugen die Franzoſen ſiegreich zurück. Allein im folgenden Jahre erlitten ſie eine furchtbare Niederlage bei Pavia (21. Februar 1525). König Franz fiel in die Gefangenſchaft der Spanier. Sein Gegner glaubte, ihn vollſtändig demüthigen und dauernd ſchwächen zu können. Doch Karl's beiſpiellos hartes und unedles Benehmen gegen den König, den er in ſeinen Banden hielt, regte ganz Europa gegen ihn auf und bewies wiederum, daß nichts unklüger iſt, als einen noch mächtigen Feind zur Verzweiflung zu bringen.

Karl war durch ſeinen Sieg bei Pavia in die günſtige Lage verſetzt worden, ſeinen Gegner unter ehrenvollen Bedingungen zum Frieden zu zwingen. Er konnte der geſammten Chriſtenheit den Beweis geben, daß es ihm Ernſt, die Eintracht im Schooße derſelben herzuſtellen, und daß nicht perſönlicher Ehrgeiz und niedrige Herrſchſucht die Beweggründe ſeiner Handlungen ſeien. Allein die abſtoßende Schroffheit, welche er gegen Franz I. zur Schau trug und die durchaus unerfüllbaren Bedingungen, die er ſeinem Gefangenen ſtellte, brachten die bodenloſe Gemeinheit der Geſinnung Karl's klar zu Tage. Er verlangte, Franz ſolle ihm das Herzogthum Burgund, und dem verrätheriſchen Herzoge von Bourbon die Provence und Dauphiné als unabhängiges Königreich abtreten, alle Forderungen Heinrich's VIII. von England befriedigen und auf alle Gebiete in Italien Verzicht leiſten.

Franz I. gerieth, als er dieſe Bedingungen vernahm, in eine gerechte Entrüſtung, zog ſeinen Dolch und rief: „Beſſer iſt es zu ſterben!"

Mit Mühe hielt ſein Kerkermeiſter Alarcon ihn ab, Hand an ſich ſelbſt zu legen. Allein düſtere Verzweiflung bemächtigte ſich des gefangenen Königs und brachte ihn an den Rand des Grabes. Karl V. befürchtete, der Tod möchte ihn entführen und zog mildere Saiten auf. Heinrich VIII. ſchloß ein Bündniß mit Frankreich ab. Franz drohte, ſeine Krone niederzulegen. Endlich kam der Vertrag von Madrid zu Stande (14. Januar 1526), durch welchen Franz nach einer Gefangenſchaft von einem Jahre und zwei- und zwanzig Tagen am 18. März 1526 die Freiheit wieder erhielt.

Die Bedingungen, auf welche Karl V. beſtand, waren noch immer ſo hart, daß Franz I. von vornherein entſchloſſen war, ſie nicht zu halten, vielmehr insgeheim eine Verwahrung einlegte, worin er erklärte, daß der Vertrag erzwungen und folgeweiſe nichtig ſei. Nachdem Franz I. dieſe Verwahrung feierlich eingelegt hatte, verſprach er das Herzogthum Burgund an Karl V. abtreten, alle Anſprüche auf Flandern und Artois aufgeben, dem Herzog von Bourbon ſeine ſämmtlichen Güter zurückgeben und außerdem ſeine zwei älteſten Söhne als Geiſeln ſtellen zu wollen.

Das Benehmen Franz I. läßt ſich nicht rechtfertigen. Ein Mann von ſittlichem Werthe wird nicht verſprechen, was er entſchloſſen iſt, nicht zu halten. Allein es läßt ſich weit eher entſchuldigen, als die barbariſche Härte Kaiſer Karl V., welche ſeinem Gefangenen keine andere Wahl, als lebenslängliches Gefängniß, oder einen ehrloſen Frieden ließ.

Sobald Franz in Freiheit war, ſtellte es ſich, ungeachtet aller geſpielten Kunſtſtücke heraus, daß er den Frieden nicht halten würde.

Von Tag zu Tag zeigte es ſich mehr, daß Karl durch ſeine eigene Schuld weniger

Nutzen, als Schaden aus seinem Siege von Pavia zog. Der Bund mit England, welcher ein ganzes Jahrzehnt hindurch Karl V. so große Vortheile gebracht, hatte sich gelöst. Karl erweiterte den Bruch mit England selbst noch dadurch, daß er die Tochter Emanuels von Portugal, die Schwester Johann's III., Isabella ehelichte, (12. März 1526), und seiner Braut, der Maria Tudor den Rücken kehrte. Kurz darauf (22. Mai) schlossen der Papst Clemens VII., die Venetianer und der Herzog von Mailand mit Franz I. einen Bund, durch welchen Karl V. gezwungen werden sollte, die Söhne Franz I. freizugeben und Sforza in das Herzogthum Mailand wieder einzusetzen. Der Papst entband den König der Franzosen des von ihm geleisteten Eides, den Madrider Vertrag zu halten, und schickte seine Truppen zum Heere der Verbündeten. Der kaiserliche Gesandte, Don Hugo de Moncada regte, jedoch den Cardinal Pompeo Colonna wider den Papst auf, und bewirkte, daß dieser Truppen sammelte, mit deren Hülfe er sich der Stadt Rom bemächtigte, (29. September 1526). Der Papst mußte sich bequemen, den Colonna's volle Verzeihung zu gewähren, sie in seine Gunst wieder aufzunehmen, und seine Truppen von dem Heere aus der Lombardei wieder abzurufen.

Mittlerweile mehrte sich das kaiserliche Heer in der Lombardei. Georg Frundsberg führte ihm 14,000 Deutsche, Lannoy und Alarcon sechstausend Spanier zu. Bourbon befehligte das Heer. Doch Karl gab ihm nicht die Mittel, die Bedürfnisse seiner Truppen zu befriedigen. Die Mißstimmung der habgierigen Söldner nahm immer zu. Der Papst hatte den mit Hugo de Moncada abgeschlossenen Vertrag gebrochen, den Cardinal Colonna abgesetzt, dessen ganze Familie excommunicirt, deren feste Plätze weggenommen und deren Grundstücke mit pfäffischer Grausamkeit verwüstet. Er forderte dadurch selbst von Seiten der kaiserlichen Truppen ähnliche Maßregeln heraus. Bourbon wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er auf Rom losrückte.

Am 5. Mai 1527 langte er vor der Siebenhügelstadt an. Tags darauf (6. Mai) stürmte das kaiserliche Heer in drei Abtheilungen (Deutsche, Spanier und Italiener) und drang nach kurzem Widerstande in die Stadt Rom ein. Bourbon war beim Anfange des Kampfes gefallen. Die führerlosen, ausgehungerten und lange Zeit auf die Schätze Rom's vertrösteten Söldner verübten alle Gräuel, die sich von ihnen erwarten ließen.

Mehrere Monate lang dauerte die Plünderung fort. Die katholischen Italiener und Spanier blieben hinter den protestantischen Deutschen nicht zurück. Grausamer, als Hunnen, Vandalen und Gothen, wüteten die Krieger des katholischen Königs und deutschen Kaisers in Rom.

Demselben Alarcon, welcher früher den König Franz I. bewacht hatte, wurde am 6. Juni der Papst übergeben, als sich dieser nicht mehr in der Engelsburg halten konnte. Clemens mußte 350,000 Kronen bezahlen, versprechen, keinen Theil an dem Kriege gegen Karl zu nehmen, den Zehnten der geistlichen Einkünfte Spanien's gewähren und für die Erfüllung des Vertrages Bürgschaft leisten. Erst am 6. December 1527, nachdem er einen Monat in der Engelsburg belagert und sechs Monate als Gefangener festgehalten worden war, kam er wieder in Freiheit.

Trotz aller Gaukelspiele, durch welche Karl V. die Gewaltthaten, die er an dem Papste verüben ließ, zu beschönigen suchte, erregten dieselben doch großen Unwillen bei den gläubigen Katholiken, und mannigfaltige Besorgnisse unter den tiefer blickenden Staatsmännern. Am 22. Januar 1528 erklärten zwei Herolde im Namen der Könige von Frankreich und England dem Kaiser den Krieg. Das französische Heer unter Lautrec rückte in Italien vor. Die kaiserlichen Truppen, welche in Rom in Folge ihrer Ausschweifungen auf die Hälfte zusammen geschrumpft waren, zogen sich nach Unteritalien zurück. Nur in Gaeta und Neapel konnten sie sich behaupten. Beide Plätze kamen bald in große Gefahr. Doch im

entscheidenden Augenblicke gab Andreas Doria, welcher von König Franz zu Kaiser Karl überging, den Ausschlag. Er versah das ausgehungerte Neapel mit Lebensmitteln und schnitt den Franzosen die Zufuhren ab. Ansteckende Krankheiten verminderten die Zahl der kampffähigen Männer mehr und mehr. Lautrec starb an der Seuche und sein elender Nachfolger, der Marquis de Saluces, legte bald schon die Waffen nieder. Im Mailändischen schlug Antonio von Leyva die Franzosen und nahm ihren Feldherrn, den Grafen St. Pol, gefangen (1529).

Beide kriegführenden Theile waren auf's äußerste erschöpft. Zwei Frauen: Margarethe von Oesterreich, des Kaisers Tante, und Louise, die Mutter des Königs von Frankreich, brachten endlich den Frieden von Cambray zu Stande.

Karl behielt sich seine Ansprüche auf Burgund vor, Franz dagegen verzichtete auf Flandern und Artois, auf Neapel, Mailand, Genua und alle Plätze jenseits der Alpen. Außerdem mußte er zwei Millionen Kronen für die Freigebung seiner beiden Söhne zahlen. Auf die Heirathe-Ceremonie, welche schon in Madrid gefeiert worden war, sollte nun auch die Vollziehung der Ehe zwischen Franz I. und Eleonore, Karl's V. Schwester, folgen. Franz gab bei diesem Friedensschlusse alle sein Verbündeten: die Venetianer, die Florentiner, den Herzog von Ferrara und die neapolitanischen Baronen, die sich ihm angeschlossen hatten, Preis. Der Kaiser sorgte dagegen sogar für die Erben und Freunde des in seine Dienste getretenen Herzogs Karl von Bourbon.

Der Frieden war augenscheinlich für Frankreich zu nachtheilig, als daß man sich hätte von demselben Dauer versprechen können. Franz hatte schon vor der Unterzeichnung des Vertrages von Cambray, wie früher zu Madrid, heimliche Verwahrung eingelegt und war unausgesetzt thätig, einen neuen Krieg gegen Karl vorzubereiten, während dieser auf einen Feldzug gegen die Barbaresken in Tunis bedacht war.

Seit vielen Jahren waren die Brüder Horuc und Hayradin Barbarossa die Schrecken der christlichen Kauffahrer auf dem Mittelmeere gewesen. Im Jahre 1516 hatte sich Horuc zum Herrn von Algier und später (anfangs 1535) zum Fürsten von Tunis gemacht. Der vertriebene König, Muley-Hascen, suchte Karl's V. Hülfe nach, welche ihm der Kaiser gerne gewährte, in der Hoffnung, leichten Kaufes einen glänzenden Sieg über die Mohammedaner zu gewinnen.

Mit stürmender Hand nahm er die Festung (am 25. Juli 1535) und bald darauf ohne Mühe Tunis. Horuc Barbarossa entfloh nach Bona. Muley-Hascen huldigte dem Kaiser und mußte alle Christensklaven innerhalb seines Gebietes frei geben.

Dieser eben so leicht erkaufte, als glänzende Sieg wurde von Dichtern und Gelehrten über die Maßen gepriesen und hob die gute Meinung, welche Karl V. von sich selbst und seiner Macht hegte, bis an den Rand des Wahnsinns. Der gekrönte Sieger hielt einen Triumphzug durch Italien und ließ sich aller Orten feiern.

Bevor Karl V. sich nach der Küste von Afrika eingeschifft, hatte es bewirkt, daß ein Abgesandter des Königs Franz I. von Frankreich, welcher geheime Unterhandlungen mit dem Herzoge Franz Sforza von Mailand pflog, daselbst hingerichtet wurde. Mit Recht hatte sich der König der Franzosen über diesen ihm angethanen Schimpf und diese Verletzung des Völkerrechtes bei allen Höfen Europa's beschwert. Unter dem Vorwande, den Herzog Sforza, welcher die Hinrichtung des französischen Gesandten Merveille (Maraviglia) befohlen hatte, dafür zu züchtigen, ließ Franz I. sein Heer gegen Italien vorrücken und nahm für's erste die Länder des Herzogs Karl von Savoyen in Besitz.

Bevor die französischen Truppen jedoch weiter in Italien vorgedrungen waren, starb der Herzog Franz Sforza von Mailand (24. Oktober 1535). Von neuem brach jetzt der

Krieg zwischen Karl und Franz aus, da beide dieses Herzogthum für sich in Anspruch nahmen.

Gegen den Rath seiner erfahrensten Feldherren fiel Kaiser Karl, im Frühjahr 1536, in die Provence ein, mußte aber nach großen Verlusten ohne irgend eine Kriegsthat vollzogen zu haben, wieder umkehren.

Beide Theile führten den Krieg nicht mit demselben Nachdrucke, wie in früheren Jahren, doch wollte keiner von ihnen auf irgend einen Anspruch Verzicht leisten. Es war daher nicht möglich einen Frieden abzuschließen. Endlich gelang es dem Papste Paul III. am 18. Juni 1538, in Nizza einen Waffenstillstand zum Abschlusse zu bringen, welcher zehn Jahre lang andauern sollte. Diesmal gab Karl V. seinen Verbündeten, den Herzog Karl von Savoyen, welcher die Schwester seiner Gattin Isabella von Portugal zur Gemahlin hatte, seinem Feinde Preis; welcher dessen Land zum größten Theil im Besitze hatte. Dagegen behielt Karl das Herzogthum Mailand, das er nach Franz Sforza's Tode als erledigtes Reichslehen sich zugeeignet hatte, indem er jedoch immer dem Könige Franz die Aussicht eröffnete, es einem der Söhne desselben verleihen zu wollen. Franz I. war schwach genug, den unbestimmten Zusagen Karl's Glauben zu schenken. Gegen alle Wahrscheinlichkeit hoffte er, auf friedlichem Wege, durch des Kaisers guten Willen, das Herzogthum Mailand zu erlangen. Während des Waffenstillstandes bemühte sich Franz, auf jede erdenkliche Weise, seine Gunst zu gewinnen. Als Karl durch einen Sturm an die Provence verschlagen wurde, kam der König der Franzosen dem Kaiser mit großer Freundlichkeit entgegen, und als Karl wünschte, durch Frankreich nach den Niederlanden zu reisen, um den Aufstand der Genter persönlich niederzuwerfen (1540), gestattete der König der Franzosen ihm die Durchreise und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen.

Doch war es dem Kaiser niemals Ernst mit allen schönen Aussichten, die er dem König Franz auf Mailand eröffnete. Er glaubte ungestraft seinen Gegner, den er sehr unterschätzte, täuschen zu können. Die Feindschaft zwischen beiden mußte immer bitterer werden. Kein Waffenstillstand konnte von Dauer sein.

Der leichte Sieg, welchen Karl über Horne Barbarossa gewonnen hatte, machte ihn nach neuen Eroberungen lüstern. Nach Tunis gedachte er Algier zu nehmen. Doch erwog er nicht, daß bei seinem ersten Kriegszuge an der Küste von Afrika die Jahreszeit ihn begünstigt hatte. Jetzt wollte er im Herbste (1541) den Stürmen des Mittelmeeres Trotz bieten. Vergebens riethen ihm seine Seeleute, namentlich Doria, ab. Was sie alle vorgesagt hatten, traf ein. Die Stürme zerstreuten seine Flotte und Regengüsse erschwerten seinem Landheere jede Bewegung. Fast ohne Schwertstreich seiner Feinde wurde Karl durch die Elemente besiegt. Er verlor in zehn Tagen (vom 21—31 Oktober) den größten Theil seiner Flotte und seines Heeres ohne Ruhm, und mußte sich selbst diese Niederlage, wie jene in der Provence zuschreiben, da er jeden weisen Rath von der Hand gewiesen hatte.

Die Ermordung des französischen Gesandten Merveille hatte dem Könige Franz einen gewissen Grund gegeben, den Frieden von Cambray zu brechen. Ein weit schändlicheres Verbrechen machte dem in Nizza geschlossenen Waffenstillstand ein Ende. Dieser war für den König der Franzosen zu nachtheilig, als daß sich erwarten ließ, er werde ihn lange halten. Der türkische Sultan mußte sich sehr verletzt fühlen, daß Franz dabei auf ihn keine Rücksicht genommen hatte. Es galt, ihn wieder zu besänftigen. Zu diesem Behufe schickte der König von Frankreich einen Gesandten, Rincon, nach Constantinopel und einen anderen, Fregoso, nach Venedig, welche ein neues Bündniß mit der Türkei unter Mitwirkung der Venetianer zu Stande bringen sollten. Beide Gesandte fuhren mit ihrem Gefolge den Po hinab. Auf dieser Reise wurden sie durch Soldaten der Besatzung von Pavia mit den

meiſten ihrer Diener ermordet. Karl's Statthalter in Mailand, der Marquis del Guaſto, hatte den Mördern ihren Auftrag ertheilt. Er hatte von Karl die Weiſung empfangen, ſich Rincon's und Fregoſo's zu entledigen. Karl beſaß nicht ſo viel Schamgefühl, auch nur den Schein der Unſchuld ſich dadurch zu bewahren, daß er del Guaſto beſtrafte. Mit Recht warf ihm daher Franz dieſe Verletzung des Völkerrechtes vor, ehe ſich Karl nach Tunis eingeſchifft hatte. Doch ſpeiſte ihn der tückiſche Habsburger mit leeren Redensarten ab.

Franz konnte ſich eine ſolche Beſchimpfung ſeiner Krone unmöglich gefallen laſſen. Der Krieg brach von neuem aus (1542). Aufgeſtachelt von Franz fiel Solyman im folgenden Jahre (1543) in Ungarn ein, und Barbaroſſa verwüſtete die Küſten Italien's.

Bei Cerliſoles züchtigten die Franzoſen den Marquis del Guaſto, indem ſie ihn auf das Haupt ſchlugen (14. April 1544). Die Furcht, in die Hände des Feindes zu fallen, hatte dieſem ſonſt ſo umſichtigen Feldherrn die Beſinnung gänzlich geraubt und trotz ſeiner überlegenen Streitkräfte den Verluſt der Schlacht zur Folge gehabt. In den Niederlanden und an den Pyrenäen kam es zu keinen entſcheidenden Waffenthaten, obgleich Heinrich VIII. von England ſich mit Karl V. vereinigt hatte.

Am 18. September 1544 kam es in Creſpy zum Frieden, in welchem Karl ſich verpflichtete, dem Herzoge von Orleans entweder ſeine älteſte Tochter, nebſt den Niederlanden, oder die zweite Tochter ſeines Bruders Ferdinand mit dem Herzogthum Mailand zu verheirathen. Erſt wenn dieſe Bedingung erfüllt worden ſein ſolle, ſollte Franz I. von Frankreich dem Herzoge von Savoyen ſeine Länder, mit Ausnahme von Pignerol und Montmilian zurückerſtatten. Franz glaubte ſchon am Ziele ſeiner Wünſche angelangt zu ſein. Karl trat ſeine Wahl, indem er erklärte, dem Herzoge von Orleans ſeines Bruders Tochter nebſt dem Herzogthum Mailand geben zu wollen. Gewiß war er entſchloſſen, ſein Wort nicht zu halten. Der Tod des Herzogs von Orleans, welcher am achten September 1545 eintrat, erleichterte ihm aber ſehr ſein Vorhaben. Augenſcheinlich war es dem Kaiſer nur darum zu thun, einige Zeit zu gewinnen, um gegen die deutſchen Proteſtanten einen entſcheidenden Schlag führen zu können. Er ſchloß (1546) einen Waffenſtillſtand mit dem türkiſchen Sultan ab, und hatte nun alle Hände frei. Er konnte ſeine ganze Macht auf Deutſchland werfen.

Die Geſchichte Spaniens und insbeſondere der Kriege, welche Karl als Beherrſcher dieſes Landes mit Frankreich führte, macht uns die Beweggründe anſchaulich, welche ihn abhielten früher mit Nachdruck gegen die Proteſtanten Deutſchlands einzuſchreiten. Bis zum Jahre 1546 konnte er es nie thun, ohne befürchten zu müſſen, ſobald er in einen ernſtlichen Krieg mit denſelben verwickelt ſein würde, zugleich von dem Könige von Frankreich, dem Papſte und dem Sultan der Türkei angegriffen zu werden. Als er ſich endlich entſchloß, zum Schwerte zu greifen, um die Proteſtanten Deutſchlands zu erdrücken, mußte er aus demſelben Grunde auf ſeiner Hut ſein, nicht einen Krieg auf Tod und Leben hervorzurufen. Er durfte es nicht wagen, mit ähnlichen Mitteln, wie in den Niederlanden *), die Reformation aus dem Felde zu ſchlagen. Trotz aller ſeiner Vorſicht mußte er die Früchte ſeines Sieges wieder aufgeben, als die Proteſtanten im Bunde mit den Franzoſen ſich gegen ihn zur Wehre ſetzten.

Karl hatte die Wahl, ob er den Kampf gegen Frankreich oder gegen die Proteſtanten Deutſchlands zur Hauptaufgabe ſeines Lebens machen wollte. Jenem widmete er die erſten dreißig Jahre ſeiner Regierung, faſt die volle Kraft ſeines Geiſtes und alle Hülfsmittel, welche ſeine unermeßlichen Länder ihm zur Verfügung ſtellten. Der Krieg mit den deutſchen Proteſtanten füllte kaum zwei Jahre ſeines Lebens aus, und er gab ihn nach der erſten

*) S. oben § 47. S. 331.

Niederlage, welche er erlitt, für immer auf, um den alten Kampf gegen Frankreich wieder aufzunehmen. Diese Thatsachen beweisen klar und deutlich, daß nicht die katholische Kirche, sondern die Erweiterung seiner Macht im Kampfe mit Frankreich den leitenden Gedanken seiner Regierung bildete.

Von einer ganz anderen Anschauungsweise ging sein Sohn Philipp II. aus. Dieser abergläubische Zwingherr ordnete seinem religiösen Fanatismus jede andere Rücksicht, und namentlich seine Zwistigkeiten mit Frankreich und dem Papste unter. Despoten waren beide, doch der Vater heuchelte eine Verehrung für das Papsttum, die er nicht hegte, der Sohn, welcher sie besaß, wurde durch dieselbe zu größeren Missethaten getrieben, als Karl, der sich ihrer nur als Mittel zur Verhüllung seiner anderen Zwecke bediente.

Kaum hatte sich Karl in den Krieg mit den deutschen Protestanten verwickelt, als Franz sich wieder zum Kriege rüstete, wozu ihm Karl gerechten Grund gab, da er sich weigerte, in neue Unterhandlungen einzugehen, welche der Tod des Herzogs von Orleans nothwendig machte. Bevor jedoch der Krieg ausbrach, starb Franz (1547). Sein Sohn, Heinrich II., trat in des Vaters Fußstapfen ein. Sein Beistand war es zunächst, welcher den deutschen Protestanten den Muth gab, die Waffen wider Karl zu ergreifen. Der Krieg mit Frankreich dauerte fort, nachdem der Frieden in Deutschland längst hergestellt worden.

Karl's Leben war von dieser Zeit an eine ununterbrochene Reihe von Demüthigungen, Niederlagen und Leiden. Am 17. Januar 1556 legte er die spanische Krone nieder. Kurz darauf (5. Februar 1556) schloß er in Verbindung mit seinem Sohne, Philipp, den Waffenstillstand zu Vaucelles auf fünf Jahre ab, in Folge dessen beide kriegführende Reiche im Besitze dessen blieben, was sie inne hatten. Nach Spanien kehrte Karl erst zurück, nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, sich im Kloster Yuste lebendig zu vergraben.

Seit der Schlacht von Pavia war Karl's Stern mehr und mehr verblichen. Er hatte zwar, als er Tunis einnahm, noch einen Augenblick des Glanzes, doch trübte sich dieser vollständig durch die Verbrechen, welche er beging, durch Gesandtenmord, Verfolgung Andersgläubender und die niederträchtige Hinterlist, welche alle seine Verhandlungen mit König Franz bezeichnen.

Eine solche Reihe abwechselnder Siege und Niederlagen hat kaum ein anderer Sterblicher erlebt, als Karl. Den Schlachten von Bicocca und Pavia halten die unglücklichen Einfälle in der Provence und die Schlacht von Cerisoles, der Eroberung von Goletta und Tunis, der furchtbare Rückzug von Algier, dem Triumphzuge durch Deutschland in den Jahren 1546—1548, die Flucht von Innsbruck, das Gleichgewicht. Wenn Karl das Herzogthum Mailand gewann, so verlor er die Städte Metz, Toul und Verdün, und sein Verbündeter und Schwager, der Herzog von Savoyen und Piemont, fast alle seine Länder. Die Summe vierzigjähriger Kriege, in den Tod geführter Hunderttausende der tapfersten Streiter, verausgabter unzähliger Millionen Goldgulden — war eine Hinterlassenschaft, aus welcher sich mit unvermeidlicher Nothwendigkeit der achtzigjährige Befreiungskampf der Niederländer, der dreißigjährige Krieg der Deutschen, und eine ganze Reihe von Kriegen mit Frankreich, England und der Türkei entwickelte. Weit verderblicher, als alle diese Ausbrüche wilder Kriegswuth, war aber das schleichende Uebel des vereinten kirchlichen und weltlichen Despotismus, welches Karl in Spanien und Italien heimisch machte, und welches diese beiden Länder auf drei Jahrhunderte hinaus zu Grunde richtete.

§ 59. Philipp II. erste Zeit (1556—1568).

Drei Jahrhunderte sind vergangen, seit Philipp II. den spanischen Thron bestieg, und noch herrscht keine volle Klarheit über seinen Charakter. Ganz abgesehen davon, daß sich

von Schriftstellern, welche in ähnlichen Vorurtheilen und Leidenschaften, wie Philipp selbst, befangen sind, keine richtige Würdigung desselben erwarten läßt, ist der Schleier noch nicht gelüftet, welcher viele der bezeichnendsten Ereignisse des Lebens dieses Despoten verdeckt, z. B. die Ermordung seines Sohnes Don Carlos, den Tod seiner zweiten Gattin Isabella von Frankreich und seines Bruders Don Juan d'Austria. Erst in neuester Zeit ist über manche derselben, z. B. die Ermordung des Herrn von Montigny einiges Licht verbreitet worden. Jede Entdeckung eines Geschichtsforschers brachte neue Schandthaten Philipps zu Tage. Die ganze Tiefe des Abgrundes dieses Charakters wird uns aber erst anschaulich werden, wenn alle Archive Rom's und Spanien's der Wissenschaft zugänglich geworden sein werden.

Philipp II. wurde am 21. Mai 1527 zu Valladolid geboren, sechszehn Tage, nachdem das kaiserliche Heer unter Bourbon Rom erstürmt hatte, inmitten des großen Gaukelspiels, welches Karl der Welt gab, indem er den Papst sieben Monate lang festhielt, und doch öffentliche Trauer-Ceremonien über dessen Gefangenschaft anordnete. Als Knabe von sechszehn Jahren heirathete Philipp die Infantin Maria von Portugal, welche ihm (1545) den unglücklichen Don Carlos gebar, und wenige Tage darauf starb. Als (1553) Eduard VI. von England starb, und dessen Schwester, Maria den Thron bestieg, hoffte Karl V., durch eine Verbindung seines Hauses mit ihr, eine neue Krone zu erwerben. Obgleich er zur Zeit, da Maria nicht hoffen konnte, England zu beherrschen, sie verschmäht hatte, schämte sich der schlaue Habsburger nicht, Unterhandlungen mit ihr einzuleiten, welche zur Folge hatten, daß Philipp sie ehelichte. Maria war eilf Jahre älter, als er. Der Bräutigam zählte siebenundzwanzig, die Braut achtunddreißig Jahre. Ueberdies hatte sie im Laufe einer trüben Kindheit und Jugendzeit die wenigen Reize, die ihr die Natur verliehen, frühzeitig verloren. Philipp, welcher, gleich seinem Vater, der Anregung des Ehrgeizes und der Habsucht folgte, nahm an diesen Mißständen wenig Anstoß. Weibliche Reize standen ihm für Geld zu Gebote. England konnte er nur hoffen, durch Heirath zu gewinnen. Trotz dem Widerstreben der englischen Nation kam das Bündniß zu Stande (1556). Doch wurde Philipp durch den Heirathsvertrag von aller Theilnahme an der Regierung Englands ausgeschlossen. So lange Philipp hoffte, Maria werde ihm ein Kind gebären, und ihm dadurch die Aussicht auf die vormundschaftliche Regierung und sonstigen Einfluß in England eröffnen, that er sich einige Gewalt an. Als diese Hoffnung aber verschwand und es klar wurde, daß die Wassersucht zu derselben die Veranlassung gegeben hatte, behandelte er Maria mit so auffallender Kälte und Rücksichtslosigkeit, daß ihr Tod dadurch sehr beschleunigt wurde.

Von England begab sich Philipp nach den Niederlanden, um dort aus den Händen seines Vaters die ihm bestimmten Kronen in Empfang zu nehmen (1555).

In der Geschichte der Niederlande hat sich uns Philipps Charakter schon in großen Zügen entfaltet. In Spanien, wo er auf weit geringeren Widerstand stieß, und wo er die Freiheit des Staats, der Presse und selbst des Gedankens in eisernen Banden hielt, kam die ganze Tiefe seiner Schlechtigkeit nicht so klar zu Tage, als dort, wo seine Gegner ihn reizten und ohne Furcht von seinen Schandthaten die verhüllenden Schleier abrissen.

Karl that in denjenigen Ländern, welche ihm widerstrebten, sich selbst den größten Zwang an, und suchte seinen Zweck auf Umwegen zu erreichen, wenn die gerade Bahn ihm zu große Schwierigkeiten bot. Wir lernen ihn daher in seinen Beziehungen zu Deutschland weniger genau kennen, als in Spanien. Philipp's wilder Grimm und kalte Grausamkeit entfaltete sich dagegen umgekehrt in jenen von ihm selbst hervorgerufenen Kämpfen am bestimmtesten, welche er zu bezwingen nicht die Macht besaß. Die Geschichte Spaniens

führt uns des Vaters, die Geschichte der Niederlande des Sohnes politischen Charakter in den schärfsten Umrissen vor. In Spanien lernen wir aber Philipps Familienleben kennen. Hier enthüllt sie uns eine Seite des Despoten, welche mehr noch, als alle Kriege, die er führte, seine innerste Natur anschaulich macht.

Spanien mit seinen Nebenländern bildete, als Philipp König wurde, das mächtigste Reich der Erde. Außer den Niederlanden gehörte dazu Neapel, Sicilien und Mailand, in Afrika Tunis, Oran, die Inseln des grünen Vorgebirges und die Canarischen Inseln; in Asien die Philippinen, die Sunda-Inseln und ein Theil der Molukken; endlich in Amerika Peru, Mexico, Neu-Spanien, Chili, Hispaniola, Cuba und viele andere Inseln. Kein König Europa's hatte eine so zahlreiche Flotte, keiner ein so kriegsgeübtes Heer, noch so unerschöpfliche Quellen des Reichthums. Hätte Philipp sich in der Richtung seiner Zeit bewegt, so hätte er an deren Spitze ruhmvoll einherschreiten können. Doch im Kampfe mit den mächtigen Bestrebungen der Menschheit bereitete er sich selbst eine Demüthigung nach der anderen und seinen Ländern die furchtbarsten Verluste an Menschen, Gebietstheilen, und mehr als diese, an frischer Kraft und Lebensfülle.

Den Grund zu den meisten Stürmen seines Lebens legte er schon durch den Waffenstillstand von Vaucelles, welcher wie vor vierzig Jahren der Frieden von Noyon, keine der zwischen beiden kriegführenden Mächten obschwebenden Streitigkeiten abschnitte, dagegen eine ganze Reihe neuer vorbereitete, indem sich Philipp im ersten Artikel des Vertrages verpflichtete, in Uebereinstimmung mit dem Könige von Frankreich die Reformation aller Orten zu unterdrücken. Unter allen Verhältnissen wäre ein solches Bestreben grausam und unklug zugleich gewesen. Bei dem schwankenden Verhältnisse, in welchem Philipp mit dem Papste und mit dem Könige von Frankreich stand, war es doppelt thöricht, sich selbst neue, furchtbare Feinde gewaltsam zu erwecken, bevor er die alten versöhnt hatte.

Mit diesen ersten Bestimmungen des Waffenstillstands wäre Paul IV. wohl einverstanden gewesen, doch mit den meisten andern war er es nicht. Er arbeitete daher mit aller Macht darin, die noch unter der Asche glimmenden Funken der Kriegesflamme von neuem anzufachen. Es gelang ihm über Erwarten. Vor Ablauf eines halben Jahres, nachdem der Waffenstillstand von Vaucelles abgeschlossen worden war, unterzeichnete Heinrich II. ein Bündniß mit dem Papste (Juli 1556), in welchem Paul IV. dem einen Sohne des Königs Neapel und Sicilien, dem andern Mailand versprach, und der Krieg gegen Spanien mit vereinten Kräften beschlossen wurde. Der Papst und der „allerchristlichste" König kamen zugleich überein, den Sultan Solyman zur Erneuerung seines Bundes mit Frankreich und einem Einfalle in Calabrien einzuladen. So zeigte es sich deutlich, daß Paul IV. und Heinrich II. ihre Vergrößerungspläne doch noch eifriger betrieben, als die gemeinschaftlich mit Philipp II. verabredete Vertilgung der von ihnen sogenannten Ketzer.

Wenn Philipp fähig gewesen wäre, die Verhältnisse, in deren Mitte er stand, mit Ruhe zu erwägen, so hätte dieser Vertrag zwischen dem Papste und Heinrich II. ihn überzeugen müssen, daß keiner von beiden darauf bedacht sei, nach den Vorschriften des Christenthums oder auch nur der katholischen Kirche zu handeln, und daß daher der Papst unmöglich der Stellvertreter Gottes auf Erden sein könne. Doch Philipp war durch die Pfaffen die ihn erzogen hatten, vollständig verdorben, und seine Zuneigung zu der römischen Kirche wurde durch die gegen ihn selbst gerichteten Ränke des Papstes nicht vermindert. Er liebte sie, weil sie die blutigen Verfolgungen Andersgläubender, zu welchen ihn seine grausame Natur trieb, gut hieß.

Ueber die Gewissensscrupel, welche er in Betreff eines gegen den Papst zu führenden Krieges hatte, halfen ihm leicht seine spanischen Gottesgelehrten hinweg. Der Krieg brach aus. In Italien führte ihn Alba, in den Niederlanden und Frankreich der Herzog von

Savoyen und Graf Egmont mit großem Glücke für Philipp. Der Papſt mußte ſchon im folgenden Jahre (1557) Frieden ſchließen. Die Schlachten von St. Quentin (1559) und von Gravelingen (1558) dämpften die Kriegsluſt des Königs von Frankreich. Im Frieden zu Chateau-Cambreſis (1559), mußte Heinrich II. Montferrat dem Herzoge von Mantua, Bouillon dem Biſchofe von Lüttich, Corſica den Genueſern, Savoyen, Piemont und Breſſe dem Herzoge von Savoyen herausgeben. Im übrigen blieb der Beſitzſtand vor dem Wiederausbruche des Krieges maßgebend mit unbedeutenden Veränderungen.

Im Jahre 1558 hatten die Franzoſen den Engländern, welche durch die blutige Maria in dieſen Krieg verwickelt worden waren, Calais abgenommen. Im Frieden behielten ſie es. Die Königin Eliſabeth, welche mittlerweile auf den Thron gekommen, war klug genug, die Stadt lieber mit einigen nichtigen Scheinbedingungen abzutreten, als den Krieg fortzuſetzen.

Kaum war Maria geſtorben, ſo ſah ſich Philipp nach einer anderen Gattin um. Eliſabeth nahm ſeine Anträge nicht an. Heinrich's II. älteſte Tochter Eliſabeth, oder wie ſie in Spanien genannt wurde, Iſabella, war in den Vorverhandlungen ſeinem Sohne Karl beſtimmt worden. Da aber Maria vor Abſchluß des Friedens ſtarb, ſo verlangte Philipp ſie für ſich. Philipp mochte denken, er könne ebenſo wohl die junge Braut des Sohnes, als die alte des Vaters heimführen. Er bedachte aber nicht, daß die jugendliche Schönheit und Liebenswürdigkeit Iſabellens auf das Gemüth ſeines Sohnes einen andern Eindruck gemacht haben könne, als Maria Tudor auf Karl V. In ſeinem Vater hatte er keinen Nebenbuhler zu fürchten, wohl aber in ſeinem Sohne. Der Vater trat dem Sohne Philipp mit Freuden ſeine ehemalige Braut ab. Don Karlos mußte ſich auf's tiefſte verletzt fühlen, als Philipp ihm die ſeinige, die er im Bilde ſchon lieb gewonnen hatte, raubte. Aus dieſem, dem natürlichen Gefühle und dem Rechte gleichmäßig Hohn ſprechenden Bunde mußten nothwendig die furchtbarſten Verbrechen entſpringen.

Der Frieden von Chateau-Cambreſis hob Philipp II. auf den Gipfel ſeines Glücks. Er gab ihm eine liebenswürdige junge Frau, — jedoch auf Koſten ſeines Sohnes, freie Hände und ſogar die Ausſicht auf franzöſiſche Hülfe im Kampfe mit den Feinden, die er am meiſten haßte, die Proteſtanten der Niederlande. Doch was der Tyrann Philipp für Glück hielt, bereitete ihm wohl verdientes Unglück und trieb ihn voran auf der Bahn der unnatürlichſten Schandthaten. Der Bund mit dem Könige von Frankreich hatte zur unmittelbaren Folge den niederländiſchen Befreiungskampf, der Bund mit der Prinzeſſin von Frankreich *), den Mord ſeines Sohnes und wahrſcheinlich auch ſeiner Gattin.

Die Vertilgung der Proteſtanten in den Niederlanden wurde nach dem Abſchluſſe des Friedens von Chateau-Cambreſis Philipp's leitender Gedanke. Da er aber bald erkannte, die Vorherſagung ſeines Vaters Karl könne ſich verwirklichen, d. h. die Niederländer könnten zu den Waffen greifen, ſo kehrte er nach Spanien zurück, überließ Anderen, die drohenden Gefahren zu beſtehen und behielt ſich ſelbſt vor, aus der ſicheren Ferne das Werk der Zerſtörung zu leiten.

Voll von Ingrimm über die Freiheitsbeſtrebungen der Niederländer ſchiffte er ſich ein. Am 29. Auguſt 1559 langte er im Angeſichte des Hafens von Laredo in Biscaya an. Dort überfiel ihn ein furchtbarer Sturm. Er ſelbſt wurde von einem erfahrenen Lootſen in einem Boote gerettet, doch das mit Kunſtſchätzen beladene Schiff, auf welchem er übergefahren war, und acht andere Fahrzeuge ſeiner Flotte gingen mit tauſend Menſchen unter. Philipp eilte nach Valladolid, wo ihm zu Ehren ein Auto-da-fé gefeiert wurde. Damals war es, daß er ſein Schwert zog und ſchwor, „die Inquiſition zu vertheidigen, die Reinheit des Glaubens," d. h. den abgeſchmackteſten Fetiſchdienſt und den finſterſten Aberglauben „aufrecht zu erhalten und jeden anzugeben, der von demſelben abweichen ſollte." Damals

*) S. oben §§. 49—51.

rief er, und zwar in Gegenwart ſeines Sohnes Don Carlos dem hochherzigen de Seſo zu: „Ich würde ſelbſt Holz beitragen, meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wäre er ein ſo verdammlicher Menſch, wie Du biſt“ *).

Dieſes Auto-da-fé war übrigens keines der größten jener trüben Zeit. Es enthielt gewiſſermaßen nur die Nachleſe der Opfer, welche die Inquiſition damals ſchlachtete, um den Proteſtantismus zu erſticken.

Spanien ſtand um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts in weit inniger Verbindung mit den proteſtantiſchen Ländern, als in neuerer Zeit. Die meiſten Heere Karl's V. enthielten, außer Spaniern und Italienern, auch Deutſche, unter welchen viele Proteſtanten waren. Auf ſeinen Reiſen in Deutſchland und in den Niederlanden kam Karl V. ſelbſt, und mit ihm ſeine Umgebungen in regen Verkehr mit den Häuptern der Reformation. Die Einen wurden durch die Neugierde, Andere durch Wiſſensdrang und Streben nach Wahrheit mit den neuen Glaubenslehren bekannt. Manche, wie z. B. der Erzbiſchof von Caranza †), nahmen wider ihren Willen proteſtantiſche Begriffe, wenigſtens in untergeordneten Beziehungen an. Aus dem ſüdlichen Frankreich drang die neue Lehre in Aragonien ein. Trotz der Wachſamkeit der Inquiſition verbreitete ſie ſich ſchnell, unter dem Schleier des Geheimniſſes, durch ganz Spanien, und wurde genährt, indem mannigfaltige proteſtantiſche Bücher, darunter namentlich eine ſpaniſche Ueberſetzung der Bibel in die pyrenäiſche Halbinſel, ungeachtet der drohenden Gefahren, eingeführt wurden. Juan Hernandez, welcher in Genf Corrector bei einer Buchdruckerei war, ſchickte mit vielen Koſten aus Liebe für die Sache, zwei große Ballen ſolcher Schriften nach Spanien. Namentlich waren es die höheren Stände, unter welchen die Lehren der Reformation lebendigen Anklang fanden. Schon im Februar 1558 erhielt der Papſt Paul IV. Nachricht von dieſen Beſtrebungen, und forderte den Großinquiſitor Spaniens auf, ohne Rückſicht der Perſonen, und wären es Biſchöfe, Erzbiſchöfe, Könige oder Kaiſer gegen die Anhänger der Reformation einzuſchreiten. Philipp nahm daran keinen Anſtoß, vielmehr ließ er in Spanien ein Geſetz verkündigen, welches in den Niederlanden ſchon beſtand, und alle, welche verdammte Bücher kaufen, verkaufen oder leſen ſollten, mit der Strafe des Feuertodes bedrohte. Im Januar 1559 befahl der Papſt allen Beichtvätern, unter Androhung der Excommunication, ihren Beichtkindern aufzugeben, die Anhänger der neuen Lehre, und wären ſie ihre nächſten Verwandten, anzuzeigen. Philipp II. ging einen Schritt weiter, indem er einem alten Geſetz neue Kraft gab, das jedem Angeber den vierten Theil des Vermögens eines Verurtheilten überwies. So überboten ſich Papſt und König gegenſeitig in der Verfolgung Andersgläubender!

Der Großinquiſitor Fernando Valdes, Kardinal-Erzbiſchof von Sevilla, ein Torquemada's würdiger Nachfolger, bedurfte dieſer Aufmunterungen nicht. Schon hatte er Netze im Finſtern geſpannt. An einem Tage ließ er im ganzen Königreiche die unglücklichen Opfer ſeines Glaubenshaſſes ergreifen. Sie waren ſo zahlreich, daß die geräumigen Gefängniſſe der Inquiſition ſie nicht faßten. Sie mußten in den Staats-Gefängniſſen, in Klöſtern und Privatwohnungen eingeſperrt werden. In Sevilla allein wurden am erſten Tage achthundert Perſonen verhaftet. Das Auto-da-fé, zu welchem die erſten Opfer auserſehen waren, wurde im Mai 1559 zu Valladolid, in Gegenwart der Regentin Johanna, des jungen Prinzen Don Carlos und des vornehmſten Adels des Reiches, abgehalten. Aehnliche Mordſcenen folgten in Granada, Toledo, Sevilla, Barcelona und den übrigen zwölf Hauptſitzen der Inquiſition raſch aufeinander.

Der Schrecken, welchen die leuchtenden Flammen der Scheiterhaufen und das Aechzen der darin verſcheidenden Opfer über ganz Spanien verbreiteten, war ſo groß, daß die Refor-

*) S. oben § 27. S. 214. †) S. oben §. 13. S. 104.

mation und mit ihr zugleich der Fortſchritt der ganzen Nation auf Jahrhunderte gehemmt wurde. Spanien beweiſt uns, wie leider noch ſo viele andere Länder, daß es dem Despotismus allerdings gelingen kann, die Wahrheit an einzelnen Stellen zu unterdrücken. Auf der pyrenäiſchen Halbinſel errangen Pabſtthum und Königthum in feſtem Bunde einen vollſtändigen Sieg über die Bewegungen der Freiheit. Doch je größer die Niederlage, deſto furchtbarer war auch der Verfall der Nation. Die Menſchheit ging ihre Bahn vorwärts, Spanien blieb zurück. Die Menſchheit können die Tyrannen nicht beugen, wenn auch einzelne Nationen.

Auf dieſe „Werke des Glaubens," welche die katholiſchen Pfaffen unter Nachäffung der Formen eines römiſchen Triumphzuges feierten, folgte in den erſten Tagen des Jahres 1560 ein anderes, welches die Geſtalt einer Hochzeit annahm. Die Opfer, welche dargebracht wurden, waren Eliſabeth von Frankreich, welche ihre Hand dem Könige Philipp II. am Altare reichen, und Don Carlos, welcher Zeuge ſein mußte, wie der Vater ihm ſeine Braut raubte. Neuere Schriftſteller, namentlich Prescott, wollen alle die Berichte ihrer Vorgänger, welche von den zarten Banden der Liebe zwiſchen Don Carlos und Eliſabeth ſprechen, in das Gebiet der Romane verweiſen, weil Philipp II. und ſeine Helfershelfer es nicht für gut fanden, die ganze Tiefe der von ihnen begangenen Abſcheulichkeiten der Nachwelt urkundlich zu hinterlaſſen, oder wenigſtens nicht alle Beweisſtücke den Geſchichtsforſchern zugänglich geworden. Wenn wir aber diejenigen, welche auf uns gekommen ſind, mit unbefangenem Blicke durchforſchen, und uns durch das abſichtliche Beſtreben Philipp's, die verruchteſte That ſeines Lebens in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen, nicht irre führen laſſen, ſo wird es uns klar, daß der unſelige Bund zwiſchen Philipp II. und Eliſabeth den erſten Anſtoß zu dem Verbrechen gab, welches der Vater ſpäter an ſeinem Sohne beging.

Der Funken des Mißtrauens glomm in Philipp's Seele ſchon, als der erſte Blick Eliſabeth's auf ſein Haupt fiel. Sein Argwohn drückte ſich in der Frage aus: ob ſie nach den grauen Haaren ſeines Hauptes ſchaue?

Philipp wurde von Jahr zu Jahr älter, während Carlos ſich dem männlichen Alter näherte, Philipp mürriſcher, finſterer und abgeſchloſſener, Carlos gewinnender und einnehmender. Philipp war zwanzig Jahr älter als Eliſabeth, Carlos war mit ihr von gleichem Alter. Nach den Angaben de Thou's war ſie jünger als Don Carlos. Unmöglich konnte das milde und heitere Weſen Eliſabeth's ſich mit dem rauhen und harten Philipp befreunden. Sie mußte die meiſten ihrer franzöſiſchen Damen entlaſſen und fühlte ſich daher, wie ſie ſpäter auf ihrem Todtenbette ausſprach, überaus unglücklich.

Im Jahre 1563 verlegte Philipp ſeinen Wohnſitz bleibend nach Madrid. Bis dahin hatten die Könige von Spanien keine dauernde Reſidenz gehabt. Zu Ehren des ſogenannten „heiligen Laurentius" erbaute Philipp in der Nähe der Stadt, in Form eines Roſtes, das berühmte Escurial: Kloſter, Kirche, Gruft und Pallaſt. Dieſes Prachtgebäude vereinigte alſo alle Lieblingsgegenſtände dieſes glaubenswüthigen Despoten. Die Millionen, welche der König auf das Escurial verwendete, waren inſofern, als ſie ſeinen Staatsſchatz erſchöpften, und ihm die Mittel entzogen, ſeine Mörderbanden zu bezahlen, für die Menſchheit nicht ohne Bedeutung. Mehr als einmal gewannen die Niederländer entſcheidende Siege nur in Folge der Mißſtimmung, welche die Sold-Rückſtände unter Philipp's Truppen hervorriefen.

In demſelben Jahre (1559), in welchem Philipp II. aus den Niederlanden nach Spanien kam und der Vertilgung der nach einem reinen Chriſtenthum ſtrebenden Menſchen ſeine größte Sorge widmete, kämpften ſeine Flotten wiederholt im mittelländiſchen Meere gegen die Barbaresken und Türken. Die von dem Herzoge von Medina-Coli befehligte

Expedition gegen Tripolis wurde in Folge der Unfähigkeit dieses Führers mit großem Verluste zurück geschlagen. Dagegen erlitten die Mohammedaner eine Niederlage vor Massarquivir und Oran, welche Städte sie vergebens zu erobern suchten, und die Spanier nahmen Peñon de Velez, ein Raubnest der Korsaren in der Nähe der Meerenge von Gibraltar. Dessen ungeachtet litten fortwährend die Küsten Spaniens und Italiens und die Schifffahrt beider Länder von den Streifzügen der Barbaresken. Philipp unternahm nichts gegen dieselben, und als im Jahre 1565 der türkische Sultan Soliman eine mächtige Flotte mit einem zahlreichen Landheere gegen Malta schickte, überließ er die tapferen Ritter ihrem Schicksale. Nur der großartigen Vertheidigung des Großmeisters Lavalette und der Ritter des Malteser-Ordens verdankte die Christenheit die Rettung dieser Insel. Die Spanier kamen der bedrängten Besatzung erst zur Hülfe, nachdem sich an der Feste St. Elmo die Kraft der Türken gebrochen hatte und der Sieg den Malteser-Rittern gewiß geworden war.

Ein gewöhnlicher Krieg hatte für Philipp's abgestumpfte Nerven keinen Reiz. Er betrieb einen solchen nicht mit Vorliebe und Lust. Wenn es aber galt, eine ganze Bevölkerung unter das Joch des römischen Glaubens zu bringen, wenn er Tausende, die sich dieses nicht gefallen lassen wollten, Männer, Frauen, Greise und Kinder abschlachten lassen konnte, dann war er mit seinem schwarzen Herzen und seiner finstern Seele dabei. Diesen furchtbaren Charakter trug der Kampf, den er geflissentlich in Granada entzündete. Ungeachtet des von Ferdinand und Isabellen an den Bewohnern dieses unglücklichen Landes verübten Treubruchs*) und der später von Ferdinand und Ximenes verhängten Gewaltmaßregeln war es ihnen doch nicht gelungen, die mohammedanische Religion gänzlich auszurotten. Diese beiden fluchwürdigen Tyrannen ließen den Granadern nicht einmal die Wahl zwischen der Auswanderung und der katholischen Religion. Gegen hohe Abgaben ließ Ferdinand zwar einen kleinen Theil derselben nach Afrika überschiffen; als er aber sich überzeugte, daß das Land sich bald entvölkern würde, falls er den Bewohnern die Freiheit ließe, sich zu entfernen, raubte er ihnen selbst diese letzte Hoffnung. Durch furchtbare Metzeleien verbreitete er einen panischen Schrecken über das ganze Land. Die Mohammedaner nahmen die Taufe an und besuchten die Messe. Mit Hülfe der Inquisition hätten die Granader im Laufe der Zeit sich das spanische Christenthum wohl aufbürden lassen. Doch dieser Geschäftsgang war dem Tyrannen Philipp zu langsam. Er befahl (1598) den Moriscken, die ihnen angeborene Sprache und Kleidung und die ihnen eigenthümlichen Gebräuche abzulegen und diejenigen Castilien's anzunehmen. Er verbot ihnen maurische Geschlechts- oder Vornamen zu führen, statt deren sie spanische annehmen sollten. Er verpönte alle Symbole der Mohammedaner, selbst die Bäder, deren sofortige Zerstörung er anordnete. Die Frauen sollten keine Schleier mehr tragen, Niemand eine Ehe ohne die Erlaubniß des Pfarrers eingehen, ohne solche nicht von einem Platze zum andern ziehen und Waffen weder tragen noch besitzen.

Die Moriscken stellten dagegen vor, ihre Kleidung habe keine Beziehung zu irgend einer Religion, überdieß seien viele zu arm, sich die castilische Tracht anzuschaffen. Schleier trügen ihre Frauen aus Bescheidenheit gleich vielen Castilianerinnen. Ihrer Bäder bedienten sie sich nur zum Zwecke der Reinlichkeit. Die arabische Sprache enthalte nichts dem Christenthume feindliches, es sei übrigens nicht möglich, dieselbe plötzlich aufzugeben, da die alten Leute nicht vermöchten, eine neue zu lernen, den jüngeren aber in manchen Gegenden alle Gelegenheit fehle, castilianisch zu lernen.

Diese Vorstellungen machten natürlich auf den spanischen Tyrannen keinen Eindruck. Sie beschleunigten nur die Vollziehung der beschlossenen Maßregeln. Vergebens mahnte

*) S. Weltgeschichte Buch VI. §. 66.

der General-Kapitain Marquis von Mondejar ab. Umſonſt ſagte er voraus, daß die Moriſken eher zu den Waffen greifen, als ſich den königlichen Befehlen fügen würden. Philipp fürchtete deren Aufſtand nicht, da er ſich ſtark genug wußte, denſelben im Blute der Granader erſticken zu können, und lieber eine blühende Provinz in eine Wüſte verwandeln, als deren Bewohnern einige Freiheit geſtatten wollte.

Wie Mondejar voraus geſagt hatte, griffen die Moriſken in ihrer Verzweiflung zu den Waffen. Sie erwählten Don Ferdinand de Valor, einen Abkömmling der Prinzen von Granada zu ihrem Könige, welcher ſeinen Familien-Namen Aben-Humeya wieder annahm und den Krieg nicht ohne Entſchloſſenheit führte. Allein da ihm nur geringe Hülfe aus Afrika und keine von dem Sultan Selim zu Theil wurde, konnte er nicht lange den ſpaniſchen Truppen in den Bergen von Alpuxara Widerſtand leiſten. Nach wenigen Monden mußten ſich die Mauren den Spaniern wieder unterwerfen, ohne daß der Aufſtand eine weitere Verbreitung nach Aragon und Valencia, wo die heimlichen Mohammedaner noch zahlreich waren, gewann. Mondejar verſprach ihnen Verzeihung unter der Bedingung, daß ſie die Waffen nieder legten. Doch damit war dem Könige nicht gedient. Philipp dürſtete nach dem Blute der Moriſken.

Er ſchickte daher dem Marquis von Mondejar kein Geld, ſeine Truppen zu bezahlen, und arbeitete ſelbſt daran, das Anſehen ſeines Statthalters zu untergraben. Was nicht ausbleiben konnte, traf ein. Die Söldner, welche nicht bezahlt und außerdem gegen die Moriſken abſichtlich aufgereizt wurden, ergoſſen ſich über das unterworfene Land und trieben durch Plünderungen, Mord und Schandthaten jeder Art das arme Volk der Granader von neuem zum Aufſtande.

Eine Verſtärkung von vierhundert Türken, die ihnen aus Afrika zukam, belebte ihren Muth. Furchtbarer, als der erſte, war dieſer zweite Krieg. Er dauerte zwei Jahre lang (1568—1570). Hier war es, wo Philipp's Halbbruder, Don Juan von Oeſterreich, zuerſt ſich hervorthat. Die Lobredner der habsburgiſchen Familie wiſſen nicht genug deſſen Heldenmuth zu preiſen. Doch in Granada, wie ſpäter in den Niederlanden, verrichtete er mehr Henkers- als Kriegesdienſte. Die Moriſken waren unter ſich nicht einig. Zuerſt fiel Aben-Humeya als Opfer der Rache der Verwandten ſeiner Gattin, deren Vater er mit dem Tode beſtraft, weil er ſich mit den Spaniern in verrätheriſche Verbindungen eingelaſſen hatte. Daſſelbe Schickſal traf ſeinen Nachfolger Aben-Abu. Mit deſſen Tode ging der Krieg zu Ende. Philipp konnte würgen und dasjenige, was er Religion nannte, den Moriſken aufdrängen. Um dieſelbe Zeit erfuhr jedoch der blutbefleckte Despot Spanien's, daß nicht alle ſeine Völker gleich geduldig, oder gleich feig wie Spanier und Moriſken, ſein Joch trugen.

Alba mordete nicht mit demſelben Erfolge in den Niederlanden, wie Don Juan von Oeſterreich in Granada. Philipp's Wuth nahm durch den Widerſtand, auf den er ſtieß, nur noch mehr zu. In der Geſchichte der Niederlande *) haben wir geſehen, daß die Statthalterin Margaretha, in Uebereinſtimmung mit dem Adel (1566) den Marquis von Bergen und den Baron von Montigny nach Madrid abſandte, um den König mit dem gefährlichen Zuſtande des Landes bekannt zu machen und eine Veränderung in den von Philipp beſchloſſenen Maßregeln zu erwirken. Beide waren Ritter des goldenen Vließes und gehörten zu den angeſehenſten Familien Flanderns. Der Marquis von Bergen ging in die Falle und langte zu Madrid im Monate Juni 1566 an. Der Baron von Montigny ahnte die ihm drohende Gefahr, wurde aber durch freundliche Briefe, die er von dem Könige erhielt, verblendet und folgte, nach einigen Zögerungen, dem Marquis. Umſonſt ſuchten ſie ſpäter bei Philipp II. um die Erlaubniß nach, in ihr Vaterland zurück

) S. oben § 48 S. 33.

kehren zu dürfen. Dieser war entschlossen, die Gesandten der Niederlande nicht lebend aus seiner Gewalt zu entlassen, obgleich beide nach dem Völkerrechte unverletzliche Personen waren; denn die Niederlande bildeten einen selbstständigen Staat, der die Rechte eines solchen dadurch nicht verlor, daß ihr Fürst zugleich König von Spanien war. Doch was kümmerte Philipp sich um Völkerrecht?!

Der Marquis von Bergen wurde auf den Tod krank. Die Aerzte erklärten, er könne nur genesen, falls ihm erlaubt würde, in seine Heimath zurück zu kehren. Der König hielt aber seine Gefangenen fest. Der Marquis starb (21. Mai 1567). Auch den Todten wollte Philipp nicht losgeben. Bevor der Marquis gestorben war, hatte der König angeordnet, daß dessen Vermögen in den Niederlanden mit Beschlag belegt werden sollte. Länger schmachtete Montigny in Spanien. Anfangs konnte er sich, wenn auch von Spähern umgeben, in Madrid bewegen. Doch im September 1567 ließ ihn Philipp in den Alcazar, (das Schloß) in Segovia bringen.

Kurze Zeit nach der Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn leitete der Herzog von Alba einen Prozeß gegen Montigny, der ein jüngerer Bruder Horn's war, ein. Am 4. März 1570 sprach Alba, ohne auch nur den von ihm selbst eingesetzten Blutrath zugezogen zu haben, das Todesurtheil über Montigny. Um seines Zweckes ganz sicher zu sein, hatte der spanische Großhenker nur einigen von ihm auserkorenen Mitgliedern des sogenannten Rathes der Unruhen den Fall vorgelegt. Das Urtheil besagte übrigens, Montigny solle öffentlich enthauptet werden. Philipp II. zog den Meuchelmord vor. Er ließ den Baron von Montigny in die Festung von Simancas bringen, dort am 15. Oktober 1570 heimlich durch die Garotte erdrosseln, seine Leiche in das Gewand eines Franziskaners, welches den Hals bedeckte, hüllen und das Gerücht ausstreuen, Montigny sei eines natürlichen Todes gestorben.

Nachdem Montigny längst ermordet worden war, erließ Alba (22. März 1571) noch ein Todesurtheil gegen ihn, worin er anführte, daß derselbe eines natürlichen Todes gestorben sei. Auf diese Weise sollte die Welt getäuscht werden. Jahrhunderte lang fehlten die Beweise dieses schnöden Mordes. Erst in neuester Zeit wurden sie aus den Archiven von Simancas zu Tage gebracht. Wie viele andere ähnliche Verbrechen Philipp's harren noch der vollen Enthüllung!

Alle diese Thatsachen theilt Prescott sehr ausführlich mit, ohne daß er dieselben mit einem Worte der Entrüstung gegen den schändlichen Mörder Philipp begleitete. Doch nennt er es ein hochherziges Gefühl (magnanimous sentiment), daß Philipp die Zweifel Alba's über die Rechtgläubigkeit Montigny's mit den Worten zurückwies: „wir sollen von den Todten nicht übel denken." So wenig versteht es dieser Schriftsteller, zwischen einer abgedroschenen Redensart und einem hochherzigen Gefühle zu unterscheiden. Ueberhaupt legt Prescott durchgängig viel zu großen Werth auf Worte. Er vergißt, daß nicht blos Talleyrand, sondern auch viele Könige, Staatsmänner, und Geistliche vor ihm und namentlich Philipp II. durch die That bewiesen, die Sprache diene dazu, die Gedanken zu verhüllen, nicht sie kund zu thun.

Das ebenso falsche, als mörderische Spiel, welches Philipp mit den flandrischen Abgesandten trieb, ist uns ein bedeutungsvoller Fingerzeig dessen, was Philipp zu thun fähig war, und enthält daher zugleich eine Bestätigung ähnlicher Anklagen, welche seine Zeitgenossen gegen ihn erhoben. In einer öffentlichen, mit seiner Unterschrift beglaubigten Urkunde, warf Wilhelm von Oranien dem König Philipp II. vor, seinen Sohn Don Carlos und seine Gattin Elisabeth ermordet zu haben, um sich dadurch in den Stand zu setzen, die zweite Braut seines Sohnes, Anna von Oesterreich heirathen zu können. Zur Bekräftigung dieser Anklagen führt er an, in Frankreich liege der Beweis vor, daß Philipp

ſeine Gattin Eliſabeth ermordet habe, und in Betreff der Ermordung ſeines Sohnes Don Carlos wirft Oranien mit uns die Frage auf: ob es ſpaniſchen Mönchen und Inquiſitoren, den willfährigen Sklaven des Tyrannen Philipp's zukomme, den Erben ſo umfaſſender Länder zum Tode zu verurtheilen?

Es frägt ſich, inwiefern durch andere Beweiſe das Zeugniß Wilhelm's von Oranien verſtärkt wird? Dieſer Prinz war allerdings Philipp's Gegner, allein er war ein im höchſten Grade glaubwürdiger, gewiſſenhafter Mann, und beſſer, als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen im Stande, die Geheimniſſe des Madrider Hofes nicht blos zu kennen, ſondern auch der Welt mitzutheilen. Wenn Prescott der Erzählung eines Kammerdieners, welche augenſcheinlich auf Befehl Philipp's abgefaßt war, Glauben beimißt, ſo ſpricht dieſes nicht für ſeinen Scharfſinn, und wenn dieſer Schriftſteller meint, in geſandtſchaftlichen Berichten eine Schilderung des königlichen Doppel-Mordes finden zu müſſen, falls ein ſolcher ſtattgehabt hätte, ſo beweiſt er nur ſeine Unkenntniß der diplomatiſchen Gewohnheiten. Kein Geſandter einer befreundeten Macht konnte auch nur einen Wink darüber in ſeinen officiellen Schreiben geben, ohne ſein Leben oder wenigſtens ſeine Stellung zu gefährden. Derartige Mittheilungen werden bei verſchloſſenen Thüren mündlich gemacht und auch in den vertrauteſten Briefen nicht niedergelegt.

Eine vollſtändig erwieſene Thatſache iſt es, daß Don Carlos im Gefängniſſe ſtarb, in welchem ihn ſein Vater hielt, und daß dieſer auf's beſtimmteſte zu erkennen gegeben hatte, ſein Sohn werde aus demſelben lebend nicht hervorgehen. Am 18. Januar 1568 begann die Gefangenſchaft des Prinzen, und ſchon am 20. Juli deſſelben Jahres war er eine Leiche. Die klaren Zeugniſſe der Zeitgenoſſen Antonio Perez und des Venetianers Pietro Giuſtinieri ſagen, Carlos ſei an dem Gifte geſtorben, welches ſein Vater ihm gemiſcht habe. Der Geſchichtsſchreiber Cabrera, welcher in jener Zeit und, nicht wie Antonio Perez außerhalb, ſondern in Spanien lebte, wagt es, wenigſtens dieſe Todesart anzudeuten. Llorente, der Secretair der Inquiſition, ſpricht ſich, freilich in ſpäterer Zeit, auch beſtimmt für dieſe Anſicht aus.

Ganz wie bei der Ermordung Montigny's verſchaffte ſich Philipp, um, wie er glaubte, die Formen zu wahren, von einigen ſeiner Sklaven ein Todesurtheil gegen ſeinen Sohn, und ließ dieſes, um den Schein zu retten, heimlich vollziehen.

Ueber die Gründe, welche Philipp beſtimmten, ſeinen einzigen Sohn zu ermorden, hat er natürlich, ſo wenig als über die That ſelbſt, nicht gut gefunden, die Welt aufzuklären. Die Art und Weiſe, wie er ſich aber bei verſchiedenen Gelegenheiten darüber ausſprach, beweiſt, daß er ſich nur bemühte, ſeine wirklichen Abſichten in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen.

Mehrere Tage nach der Verhaftung ſeines Sohnes ließ er keine Poſt von Madrid abgehen, damit er ſelbſt die erſten Nachrichten davon der Welt mittheilen könne. Dieſe waren durchaus allgemein und ſchwankend gehalten. Nur an ſeine Tante, die Königin von Portugal, ſchrieb er etwas ausführlicher. Nach einigen nichtsſagenden Redensarten erklärte Philipp, „der Entſchluß, mein eigenes Blut Gott zu opfern, iſt nicht durch deſſen Mißverhalten oder einen Mangel an Achtung gegen mich herbeigeführt worden, auch bezwecke ich nicht, eine Züchtigung meines Sohnes, denn eine ſolche, wenn auch noch ſo gerecht, hat ihre Zeit und ihre Schranke. Auch habe ich dieſen Schritt (der Verhaftung) nicht gethan, um ſein ungeordnetes Leben zu beſſern. Die Sache ruht auf einem ganz andern Grunde; und die Abhülfe, welche ich im Sinne habe, beſchränkt ſich nicht auf Zeit oder Auskunftsmittel, ſondern iſt von der höchſten Bedeutung um," fügt er gleißnerisch hinzu, „meine Verpflichtungen gegen Gott und mein Volk zu erfüllen."

Da wir wiſſen, daß Philipp's Gott ſchlimmer als Moloch und ſein Volk nichts als

eine Maschine zur Zerstörung derer war, die er haßte, so deuteten diese Worte wohl nur an, daß er seinen Sohn ermorden wolle, ohne dabei auf irgend eine Verschuldung desselben Rücksicht zu nehmen.

In vollständigem Widerspruche mit dieser Erklärung Philipp's, gab der Prinz von Eboli in des Königs Namen dem französischen Gesandten Fourquevaulx zu erkennen, Don Carlos sei verhaftet worden wegen seiner Geisteskrankheit und der daraus folgenden Unfähigkeit zu regieren.

Alle freundlichen Anerbietungen von Seiten der Verwandten des Prinzen, diesem seine Gefangenschaft zu erleichtern, wies Philipp entschieden zurück. Den Abgeordneten von Aragon, Catalonien und Valencia, welche sich nach Madrid auf den Weg begeben hatten, um sich nach den Gründen der Verhaftung Carl's zu erkundigen, sandte Philipp eine solche Botschaft entgegen, daß sie für gerathen hielten, unverrichteter Dinge umzukehren.

Drei Monate nach Don Carlos starb Elisabeth, nachdem sie zu früh von einem unreifen Kinde entbunden worden war. Auf ihrem Todtenbette trug sie dem französischen Gesandten auf, ihrer Mutter, der Königin und ihrem Bruder, dem Könige zu sagen, „sie möchten sich mit dem Gedanken trösten, daß kein Erdenglück sie jemals so zufrieden gemacht habe, als die Aussicht, die sie jetzt habe, ihrem Schöpfer näher zu kommen." Diese Worte deuten nicht auf eine glückliche Ehe, vielmehr auf ein im Laufe derselben frühzeitig gebrochenes Herz. Katharina, Elisabeth's Mutter, welche sich auf geheime Mordthaten verstand, faßte sogleich den Verdacht, ihre Tochter sei von Philipp ermordet worden, und gab dem Gesandten Fourquevaulx den Auftrag, ihr mitzutheilen, was man über den Tod ihrer Tochter sage. Natürlich machte dieser seine Antwort nicht bekannt. Doch der Prinz von Oranien konnte von derselben Kenntniß haben, und darauf die Erklärung gründen, in Frankreich seien die Beweise, daß Elisabeth von ihrem Gatten ermordet worden. Soviel ist gewiß, daß Philipp, sobald als es die zu pflegenden diplomatischen Unterhandlungen nur irgend erlaubten, die zweite Braut seines ermordeten Sohnes Karls ehelichte. Dieser mochte eine Ahnung von den Absichten seines Vaters haben, als er ihm vor vielen Zeugen bei seiner Verhaftung sagte: „Eure Majestät behandelt mich so übel, daß Sie mich zum Selbstmorde zwingen. Ich bin nicht wahnsinnig. Aber Sie treiben mich zur Verzweiflung!"

Von allen Schlüssen, welche geschmiedet worden sind, das Räthsel zu lösen, das die sich rasch hinter einander folgenden Todesfälle Karl's und Isabellen's uns bietet, hat keiner so viele Wahrscheinlichkeit für sich, als derjenige, den uns Wilhelm von Oranien reicht, indem er erklärt, über diese beiden Leichen habe sich Philipp den Weg zu der Hand seiner vierten Frau, der Anna von Oesterreich bahnen wollen.

Philipp und sein Sohn Don Carlos waren zwei Menschen, die sich gegenseitig abstießen: Philipp verschlossen, äußerlich kalt und gemessen, innerlich voll wilder Leidenschaft, Carlos, unfähig sich zu verstellen, heftig, aber von so gutem Herzen, als eines im Königspalaste von Madrid schlagen konnte. Die Ausschweifungen, deren er beschuldigt wird, waren nicht schlimmer, als wir sie in damaliger Zeit unter Königssöhnen allgemein verbreitet finden. Alle seine Verwandten in Oesterreich, Portugal und Frankreich liebten ihn. Von einer Verbindung, welche Karl mit den Niederlanden gepflogen haben sollte, findet sich keine geschichtliche Spur, so wenig als von einem verbrecherischen Verhältniß mit seiner Stiefmutter. Oft und bitter beklagte sich aber Karl darüber, daß ihm sein Vater die Braut geraubt habe. Philipp, der seinen Sohn mit Spionen umgeben hatte, erhielt von diesen Aeußerungen Kenntniß. In einem Gemüthe, wie dasjenige Philipp's, entwickelte sich aus dem Unwillen darüber sehr natürlich das Streben, den unbotmäßigen Sohn doppelt und dreifach dafür zu züchtigen, daß er es wagte, an eine vergangene Zeit zu erinnern welche mit der Gegenwart so innig zusammen hing. Don Carlos, der seinen Vater kannte,

befürchtete lange vor ſeiner Verhaftung, das Schlimmſte von dieſem. Er pflegte ſich jede Nacht in ſeinem Zimmer zu verſchanzen und ſchlief mit Waffen unter ſeinem Kopfkiſſen. In der That überfiel ihn ſein Vater auch Nachts. Nur des Sohnes Leiche entließ er aus dem Gefängniſſe.

§ 60. Philipp's II. ſpätere Zeit (1570—1598).

Im Anfange des Oktobers 1570 landete die Erzherzogin Anna von Oeſterreich zu Santander. Sie war die Braut Philipp's geworden nach ſeines Sohnes Tode. Noch waren keine zwei Jahre ſeit der Ermordung ihres erſten Bräutigams und nur einundzwanzig Monate ſeit dem Tode der dritten Frau Philipp's vergangen. Es war gerade um die Zeit, da der ſpaniſche Tyrann darauf dachte, den Baron Montigny ohne Aufſehen aus der Welt zu ſchaffen.

Im Laufe einer vierzehnjährigen Regierung war es ihm zwar gelungen, die Moriskos in Granada vollſtändig zu unterjochen, und die Proteſtanten in Spanien auszurotten. Allein er hatte die Niederländer zu einem Freiheitskriege gezwungen, der ihm ſein ganzes Leben hindurch die größten Opfer koſtete, Sorgen und Demüthigungen bereitete und ihn auf der Bahn des Verbrechens immer weiter vorwärts trieb. Ueber die Leichen ſeines Sohnes und ſeiner dritten Gattin ergriff er die Hand der zweiten Braut des ermordeten Karl's, ſeiner Nichte Anna. Der Papſt mochte ihm wohl die kirchlichen Dispenſe geben, Philipp ſelbſt mochte verbärtet genug ſein zu glauben, daß ihm dieſe genügten, und daß die von ſeinen Schergen geſprochenen Todesurtheile die von ihm angeordneten Mordthaten rechtfertigten. Doch die Welt urtheilte anders, und je mehr er ſelbſt Gewiſſen und Rechtsgefühl abgeſtumpft hatte, deſto unfähiger wurde er, dieſe mächtigen Hebel der Menſchheit zu würdigen. Je mehr er ſie verletzte, deſto kräftiger wurde der Widerſtand, auf welchen er ſtieß. Noch hatte Philipp keine entſcheidende Niederlage erlitten. Faſt aller Orten, im Kampfe mit dem Papſte, mit Frankreich und mit Granada war er ſiegreich geweſen, gegen die Türken und Barbaresken hatte er wenigſtens mit gleichem Glücke gefochten. Doch er ſollte von der Höhe ſeines eingebildeten Ruhmes und ſeiner für unüberwindlich gehaltenen Macht herabſtürzen. Von jetzt an folgten ſich die Verluſte raſch aufeinander und die wenigen Siege, die er noch errang, blieben ohne dauernden Erfolg.

Der erſte und größte Sieg, welchen Philipp in Verbindung mit den Venetianern und dem Papſte gewann, war die Schlacht von Lepanto, in welcher die türkiſche Flotte eine vollſtändige Niederlage erlitt (1571). Er wurde ihm aber vergällt durch den Gedanken, daß der ganze Ruhm des Sieges ſeinem Halbbruder Don Juan von Oeſterreich zufiel. Als er die Nachricht von der gewonnenen Schlacht erhielt, bemerkte er: „Don Juan hat den Sieg gewonnen, allein er wagte zuviel, er hätte ſie verlieren können.“ Folgen von Erheblichkeit hatte der Sieg von Lepanto nicht. Die Admirale der drei betheiligten Hauptmächte konnten ſich über keine gemeinſamen Maßregeln einigen. Die Türken rüſteten ſich zu neuen Kämpfen, und ſchlugen die verbündeten Chriſten zurück, als ſie im folgenden Jahre (1572) Navarin belagerten. Die Venetianer ſchloſſen einen beſonderen Frieden mit den Türken ab, und dieſe nahmen ſchon ein Jahr nach der Schlacht von Lepanto den Spaniern Goletta und Tunis ab, während ſie ſelbſt keinen Theil ihres Gebietes verloren. So hatte die Schlacht von Lepanto keinen bleibenden Gewinn, und bald eine Niederlage zur Folge. Die Eroberung, welche Karl V. (1535) gemacht, und welche damals ſeinen Ruhm über die ganze Welt verbreitet hatte, konnte Philipp nicht behaupten. Er war nicht im Stande, zugleich den Niederländern und den Türken die Spitze zu bieten.

Weit empfindlicher war aber für den spanischen Despoten der Gang, welchen seine Angelegenheiten in den Niederlanden nahmen. Von Jahr zu Jahr gewann die Freiheitsbewegung dort an Kraft und Festigkeit. Zwar gelang es Philipp II., beim Tode des Königs Heinrich, Portugal an sich zu reißen (1580). Doch wurde dadurch seine Macht nicht vermehrt. Er mußte das Land, welches an seinem Königsstamme festhielt, erobern und militärisch besetzt halten, wodurch seine Streitkräfte, welche in den Niederlanden niemals ausreichten, sich zersplitterten. Die verhältnißmäßig unblutige Eroberung Portugal's vermehrte noch die an und für sich schon große Ländersucht Philipp's. Nachdem es ihm gelungen war, Wilhelm von Oranien ermorden zu lassen, glaubte er, die Niederlande würden eine leichte Beute für ihn sein, wenn diese von England aus keine Hülfe mehr erhielten. Obgleich kein offener Krieg zwischen Spanien und England erklärt war, hatte die Königin Elisabeth die Niederländer in ihrem Kampfe gegen Philipp II. unterstützt und dadurch ihren Muth gehoben. Auch hatten englische Kriegsschiffe (1584) unter dem kühnen Drake ungestraft die spanischen Kolonien in Amerika geplündert. Philipp's Grimm gegen England wurde daher von Jahr zu Jahr immer wilder und er faßte den Entschluß, sich an Elisabeth und dem englischen Volke furchtbar zu rächen. Vergebens mahnten ihn seine getreuesten Rathgeber, namentlich sein Staatsminister Idiaquez und sein Statthalter in den Niederlanden, Alexander Farnese, ab. Umsonst wies der Erstere darauf hin, daß Philipp schon in der ersten Zeit seiner Regierung erfahren habe, welchen unüberwindlichen Widerwillen die Engländer gegen die spanische Herrschaft hegten. Selbst im Falle eines Sieges, so fuhr Idiaquez fort, würde der König ein zahlreiches Heer in England halten müssen, um seine Eroberung behaupten zu können, während es an Truppen fehle, um die Niederländer wieder zu unterwerfen. Er drang darauf, zuvörderst alle verfügbaren Streitkräfte gegen die Niederlande zu wenden, und erst, wenn diese unterworfen sein würden, einen neuen Krieg zu beginnen. Doch Philipp II. war unfähig, einen guten Rath anzunehmen, wenn dieser seiner zügellosen Herrschsucht und seiner blinden Glaubenswuth Schranken setzte. Er wollte den Engländern, wie den Niederländern, das doppelte Joch der römischen Kirche und spanischer Herrschaft auferlegen und wurde in diesem Bestreben durch den Papst noch bestärkt, welcher hoffte, mit des spanischen Königs Hülfe England wieder gewinnen zu können. Philipp II. rüstete im Geheimen. Um aber die Königin Elisabeth zu täuschen, ließ er das Gerücht ausstreuen, ein Theil seiner Flotte sei dazu bestimmt, gegen die Niederländer und der andere zur Vertheidigung seiner Kolonien in Amerika verwandt zu werden.

Doch Elisabeth war auf ihrer Hut. Sie schickte (1587) den berühmten Seehelden Drake ab, welcher in dem Hafen von Cadix nahe an hundert Fahrzeuge gefüllt mit Vorräthen für den Schiffbau und außerdem zwei reiche Galleonen zerstörte, und einen Streifzug nach Ostindien unternahm, von welchem er mit unermeßlicher Beute zurück kehrte.

Je eifriger Philipp seine Rüstungen fortsetzte, desto lebendiger schien sein Wunsch zu sein, Frieden mit England zu schließen. Er schlug daher einen Kongreß vor, welcher zu Bourbourg abgehalten werden sollte. Elisabeth sandte ihre Bevollmächtigten dahin ab, ohne sich im geringsten irre führen zu lassen. Sie setzte ihre Vorbereitungen fort, um den erwarteten Angriff mit Kraft zurück schlagen zu können.

Im Anfange Mai's 1588 lichtete jene Flotte die Anker, welcher spanischer Uebermuth den Namen der „unüberwindlichen" ertheilte. Sie zählte ein hundert und fünfzig Schiffe, von denen die meisten an Größe alle Fahrzeuge damaliger Zeit übertrafen. Sie hatte 20,000 Mann Landtruppen, acht tausend Matrosen und zwei tausend Freiwillige aus den angesehensten spanischen Familien an Bord.

In den Niederlanden hielt der Herzog von Parma ein Heer von dreißig tausend

Mann zu Fuß und vier tausend Reitern bereit, welches, unter dem Schutze der Flotte, auf Transportschiffen nach England gebracht werden sollte. Doch bevor die „unüberwindliche" Armada Philipp's II. den Kanal erreicht hatte, litt sie durch einen Sturm so sehr, daß sie in Corunna einlief, wo die beschädigten Schiffe ausgebessert werden mußten. Mehrere Wochen gingen darüber verloren. Als endlich die spanische Flotte in der Nähe des Kanals anlangte, folgte ihr die englische unter Lord Howard nach und fügte ihr in zahlreichen kleinen Gefechten bedeutenden Schaden zu. Weit größere Verluste erlitten die Spanier am 7. August in der Nähe von Dünkirchen durch die englischen Brandschiffe, welche Lord Howard mit günstigem Winde unter sie abschickte. Die spanische Flotte gerieth in vollständige Unordnung. Engländer und Holländer griffen sie an (8. August) und brachten ihr eine Niederlage bei, welche sie zwang, umzukehren und ihre Rettung in der Flucht zu suchen. Der Prinz von Parma konnte es nicht wagen, mit seinen Transportschiffen auszulaufen, und die geschwächte und auseinander gesprengte Armada wagte es nicht einmal, auf geradem Wege nach Spanien zu segeln. Sie fuhr um England und Schottland herum, wurde unterwegs von einem furchtbaren Sturme ereilt, welcher nur wenige Schiffe verschonte. Gegen Ende des Monats September 1588 langte der Admiral Medina-Sidonia zu St. Andero in Biscaya wieder an. Einige andere Schiffe führte der Vice-Admiral Recalde nach der Heimath. Nicht die Hälfte der „unüberwindlichen" Flotte und ein noch geringerer Theil der Bemannung kam in dem traurigsten Zustande nach Spanien zurück. Jetzt mußte Philipp II. den Gedanken aufgeben, England zu unterjochen.

Doch sein unersättlicher Ehrgeiz ruhte nimmer. Die Religionskriege, welche in Frankreich wütheten, regten in ihm die Hoffnung an, dieses Reich zu erobern. Schon längst hatte er die Ligue in ihrem Kampfe gegen Heinrich III. unterstützt. Als aber Heinrich IV. den französischen Thron bestieg, glaubte Philipp sich berufen, noch entschiedener in Frankreich einschreiten zu müssen. Er ertheilte seinem Statthalter in den Niederlanden, dem Prinzen von Parma, Alexander Farnese, ungeachtet dieser dort alle Hände voll zu thun hatte, den Befehl, gegen Heinrich IV. zu Felde zu ziehen (1590).

Es gelang diesem talentvollen Feldherrn zwar, Paris, welches Heinrich IV. belagerte, zu entsetzen, und dessen Nachfolger im Oberbefehle eroberten einige Städte in Frankreich. Allein nach einem mehrjährigen und blutigen Kriege mußte Philipp II. im Frieden zu Vervins 1598 alle seine Eroberungen in Frankreich wieder heraus geben, mit einziger Ausnahme von Cambray, auf welches Heinrich IV. verzichtete.

Mittlerweile fügten ihm die Engländer die schwersten Verluste zu. Im Jahre 1596 überfielen sie Cadix, vernichteten sämmtliche spanische Schiffe im Hafen, und nahmen die Stadt ein. Der Schaden, den die Spanier dabei erlitten, wurde auf hundert Millionen Gulden geschätzt.

In demselben Jahre (1596) sandte Philipp eine Flotte von 120 Schiffen mit 14,000 Landtruppen gegen Irland, in der Hoffnung, daß die katholischen Bewohner dieser Insel sich ihm anschließen würden. Die Engländer waren auf diesen Angriff gar nicht vorbereitet. Allein die Flotte wurde in der Nähe vom Vorgebirge Finisterre von einem Sturme überfallen, welcher 40 Schiffe zerstörte und die übrigen theils beschädigte und theils aus einander trieb. Mit Mühe brachte Don Martin de Padilla einen Theil der ihm anvertrauten Schiffe nach Ferrol zurück, und Philipp verlor endlich die Lust zu ähnlichen Unternehmungen, um so mehr, als er immer schwächer wurde und sein Ende herannahen fühlte.

Eine solche Reihe vernichtender Niederlagen hatte seit langer Zeit kein Fürst in Europa erlitten. Philipp erlebte noch, daß die spanische Macht, die in den ersten Jahren seiner Regierung so furchtbar gewesen war, alle ihre Schrecken verlor, und daß er selbst,

dessen Weisheit von Schmeichlern und Speichelleckern lange gepriesen worden war, als ein verblendeter Tyrann der öffentlichen Verachtung preis gegeben wurde.

Hierzu trug nicht wenig sein Verhältniß zu Antonio Perez bei. Seit langer Zeit lebte Philipp II. im Ehebruche mit Anna Mendoza, Prinzessin von Eboli, der Frau seines vertrauten Rathes Ruy Gomez de Silva. Des Königs Geheimschreiber Antonio Perez spielte bei diesem Verhältnisse die Rolle des Kupplers und benützte sie zu seinen eigenen Gunsten. Da er jünger, schöner und geschmeidiger war, als Philipp, gelang es ihm, der Fürstin eine lebhafte Leidenschaft einzuflößen. Wenigstens sprach ganz Madrid davon. Um diese Zeit (1578) kam Escovedo, der Geheimschreiber Don Juan's von Oesterreich nach der spanischen Residenz, um dort die Angelegenheiten seines Herrn zu betreiben. Er rechnete dabei auf die Unterstützung Antonio's Perez, mit dem er befreundet war. Dieser kannte aber die Stimmung des Königs zu genau, um sich Escovedo hülfreich zu erweisen. Er wußte, daß Philipp seit der Schlacht von Lepanto auf seinen Bruder im höchsten Grade eifersüchtig sei, und daß er dessen weit aussehende Pläne nicht billigte. Escovedo zerfiel darüber mit Antonio und gab, um sich an diesem zu rächen, dem Könige Kenntniß von allem, was man in Madrid über Antonio Perez und die Prinzessin von Eboli sprach. Philipp II., welcher entschlossen war, den ehrgeizigen Bestrebungen seines Bruders Don Juan von Oesterreich ein Ziel zu setzen, und wünschte, sich des Escovedo und des Antonio Perez zu entledigen, suchte, einen durch den anderen in's Verderben zu stürzen. Er gab dem Antonio einen geheimen Befehl, Escovedo ermorden zu lassen, und als dieses geschehen war, Antonio einer Anklage auf Mord von Seiten der Wittwe Escovedo's preis. Perez war aber so schlau gewesen, die Briefe, welche der König mit eigener Hand an ihn geschrieben hatte, und welche den vollständigen Beweis in sich schlossen, daß Philipp selbst die Ermordung Escovedo's angeordnet hatte, in Sicherheit zu bringen. Sie wurden also nicht bei ihm gefunden und konnten nicht zerstört werden. Der König gab dem Antonio gute Worte und versprach den wider ihn eingeleiteten Prozeß nieder zu schlagen, falls er den ihm ertheilten Mordbefehl verschweigen würde. In der That ließ Philipp den Antonio Perez wieder frei und gestattete ihm sogar, durch seine Schreiber die ihm anvertrauten Geschäfte fortzuführen, obgleich Antonio selbst nicht mehr an den Hof kommen durfte. Stets wünschte aber der König, die seinem Rufe so nachtheiligen Handschreiben von Antonio zurück zu erhalten. So vergingen sechs volle Jahre. Endlich warf Philipp II. den Antonio unter einer Anklage auf Unterschlagung in den Kerker und legte ihm eine Buße von dreißig tausend Dukaten auf. Unter der Hand bot er ihm jedoch die Freiheit an, falls Perez die fraglichen königlichen Handschreiben heraus geben wollte.

Antonio nahm das Anerbieten an, gab aber nur einen Theil der Briefe heraus. Der König, welcher den Betrug nicht merkte, glaubte jetzt den Antonio seine Rache fühlen lassen zu können. Kurz nachdem der Gefangene in Freiheit gesetzt worden war, ließ Philipp ihn von neuem in den Kerker werfen und auf die Folter spannen. Antonio erkannte, daß der König es auf sein Leben abgesehen habe, und entfloh nach Aragonien, woher er stammte und wo er mächtige Freunde besaß. Auch dahin verfolgte ihn Philipp II. Doch der Justiza (Oberrichter des Landes) und das Volk nahmen sich Antonio's an. Die Inquisition und der König brauchten Gewalt. Antonio entkam nach mannigfaltigen Wechselfällen. Der hochherzige Justiza büßte mit seinem Leben, daß er es gewagt hatte, die alten Gerechtsame Aragoniens aus dem Staube der Vergangenheit hervor zu holen, und das Volk wagte, nach einem schwachen Versuche seine Freiheiten zu vertheidigen, nicht, den Kampf mit dem Könige fortzusetzen.

In demselben Jahre in welchem Escovedo auf Philipp's II. Befehl ermordet worden war, starb auch sein Herr, Don Juan von Oesterreich, im dreißigsten Jahre seines Alters,

in der vollen Blüthe männlicher Kraft. Sein Tod wurde sofort dem Gifte zugeschrieben, welches ihm sein Bruder Philipp durch einige römisch-katholischen Geistliche hatte mischen lassen.

Es ist kaum zu glauben, daß Philipp II., welcher niemals auf halbem Wege stehen blieb, sich mit dem Tode Escovedo's begnügt haben sollte. Der Geheimschreiber hatte für ihn nur insofern Bedeutung, als dieser mit Don Juan von Oestreich zusammen hing. Die Ermordung Escovedo's hatte keinen Sinn, wenn ihn diejenige Don Juan's nicht auf dem Fuße folgte.

Vollständig erwiesen ist, daß Philipp II. seinen Sohn Don Carlos, den belgischen Gesandten Montigny, den Vertreter der Niederlande, Wilhelm von Oranien und Escovedo ermorden ließ. Dem Manne, welcher so viele Mordthaten beging, kann gewiß mit Recht jede andere beigemessen werden, zu welcher ihn gleich starke Beweggründe trieben.

Am Ende kommt darauf soviel nicht an, ob ein Mensch, welcher so vieler Schandthaten überwiesen ist, einige mehr oder weniger beging. Die katholische Religion zeigte sich aber an diesem Verbrecher in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Denn Philipp ging ohne Gewissensbiß und ohne Reue dem Tode entgegen. So sehr hatten die Lehren der Jesuiten und insbesondere der Glaube an den Löseschlüssel der Kirche alle seine besseren Gefühle abgestumpft.

Die Krankheit, welche ihm den Tod gab, war die furchtbarste, welche die Wissenschaft kennt, ohne sie heilen zu können. Sein Körper war bedeckt von Geschwüren, und wenn diese aufgingen, ergoß sich über ihn ein Strom von Läusen, welcher um so schwerer zu beherrschen war, als jede Berührung dem alten Despoten namenlose Schmerzen bereitete.

So endete Philipp II. Wenn Tyrannen fähig wären, aus der Geschichte Nutzlehren zu ziehen, so müßte sein Leben und sein Tod ihnen ein warnendes Beispiel sein. Doch die Tyrannen haben Schurken die Thatsachen der Vergangenheit so bearbeitet, daß es ihnen schwer würde, die Wahrheit zu erkennen, auch wenn sie diese suchten. Von Geschichte in wissenschaftlicher Bearbeitung erhalten Tyrannen nie Kenntniß. Wenn der Zufall ihnen ein Buch in die Hände spielt, welches geschichtliche Wahrheit enthält, so werfen sie es mit Widerwillen von sich. Sie wollen sich selbst nicht im Spiegel der Vergangenheit erkennen.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß auch Philipp's Charakter von den meisten Schriftstellern ganz falsch dargestellt worden ist, und daß, wenn sie auch nicht alle seine Laster in Abrede stellen konnten, sie sich doch bemühten, sie zu beschönigen und ihm Tugenden anzudichten, die er nicht besaß.

Die meisten Geschichtschreiber rühmen die außerordentliche Selbstbeherrschung Philipp's II. und beweisen dadurch, daß sie zwischen dieser Tugend und dem Laster der Heuchelei keinen Unterschied zu machen wissen. Die Selbstbeherrschung setzt die Unterdrückung der bösen Triebe, der wilden Leidenschaften und Laster voraus. Wann hat Philipp II. diese Tugend bewährt? Etwa indem er die Niederländer zur Verzweiflung trieb, oder indem er für die Spanier das Joch der Inquisition noch härter machte? Oder indem er die Braut seines Vaters, und die zwei Bräute seines Sohnes ehelichte, und allen dreien die Treue brach? Bewies er Selbstbeherrschung, als er seinem Sohne den Tod gab, den Herrn von Montigny den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Secretär Escovedo ermorden ließ? Gewiß nicht! Aber vielleicht, indem er den Befehlshaber der „unüberwindlichen Flotte," den Herzog von Medina-Sidonia bei seiner Rückkehr freundlich empfing? Ganz ebenso wenig! Es war ein großer Fehlgriff gewesen, daß Philipp diesem durchaus unfähigen Manne den Oberbefehl über seine Flotte anvertraute. Philipp war schlau genug, die Schuld dieser Ernennung von sich abzuwälzen, indem er den Stürmen den Untergang seiner Schiffe zuschrieb. Seelengröße kann eine offenbare Lüge, welche ihren Grund in der Eitelkeit hat,

nicht bollanden. Es ist ein abgedrischenes Kunststück aller Heuchler, dem Schicksal in die Schuhe zu schieben, was sie selbst sich vorzuwerfen haben.

Eben so grundlos sind die meisten übrigen guten Eigenschaften, welche Philipp's Lobhudler ihm angedichtet haben. Sie sagen, er habe eine besondere Fähigkeit besessen, die tüchtigsten Männer für die Vollziehung seiner Absichten zu finden und seine Pläne vortrefflich anzulegen. Wahr ist es, daß Philipp sich viele Mühe gab, die Personen genau kennen zu lernen, mit denen er in Berührung kam. Er hatte ein besonderes Buch, in welches er seine Bemerkungen über alle Personen von Bedeutung mit vieler Sorgfalt selbst eintrug. Dessen ungeachtet war er nur glücklich in der Wahl von Groß-Inquisitoren, Groß-Henkern und Groß-Spionen; allein sehr unglücklich in der Wahl seiner Statthalter, Admirale und mit wenigen Ausnahmen, auch seiner Generale. Die Hülfsquellen Spanien's waren zu Philipp's Zeiten so unermeßlich, das Volk besaß damals noch so großen Muth und so viel Körperkraft, daß es da, wo es nicht durch schlechte Führer gehemmt wurde, wie z. B. in Mexico, Peru und in der ganzen neuen Welt, Wunder der Tapferkeit und Ausdauer that. Auch unter den von Philipp ernannten Führern erwiesen sich die Spanier fast ohne Ausnahme tapfer und entschlossen. Wenn sie dessen ungeachtet zur See fast immer und zu Lande sehr häufig geschlagen wurden, so lag die Schuld nachweisbar an den schlechten Maßregeln, welche Philipp traf, sei es, daß die Führer nicht gut gewählt waren, daß ihnen die erforderlichen Geldmittel nicht zur Verfügung gestellt, oder endlich, daß ihnen Weisungen ertheilt wurden, welche mit ihren Aufträgen unvereinbar waren.

Philipp's sogenannte „unüberwindliche Flotte" wurde mit so geringer Mühe vernichtet, theils weil Medina-Sidonia ein durchaus unfähiger Führer, theils aber auch, weil es ein unverzeihlicher Verstoß war, in Spanien die Schiffe und in Flandern den größten Theil der Landungstruppen dieser Unternehmung auszurüsten, und nicht voraus zu sehen, daß im günstigsten Falle kostbare Zeit, im ungünstigsten dagegen entweder die Schiffe ohne die Mannschaft, oder die Mannschaft ohne die zum Kriege eingerichteten Fahrzeuge verloren gehen müßten. Wenn übrigens das ganze vereinigte Heer unverletzt in England ausgeschifft worden wäre, so hätte es dort sicher sein Grab gefunden. Im Jahre 1066 mochte England durch 54,000 Mann erobert werden; ein halbes Jahrtausend später nicht mehr.

Die furchtbaren Verwüstungen, welche die spanischen Flotten durch Stürme erlitten, können keineswegs allein der Wuth der Elemente, sie müssen vielmehr zum großen Theile der Ungeschicklichkeit der spanischen Seeleute und namentlich der Admirale zugeschrieben werden. Philipp II. verstand selbst nichts von dem Seewesen, die Spanier waren damals kühne Seefahrer, doch unter dem verderbenden Einflusse des fanatischen Königs verloren sie ihre natürliche Kraft, und die von ihm erwählten Oberbefehlshaber verstanden es weder, Unglücksfällen durch kluge Anordnungen vorzubeugen, noch deren Folgen auch nur zu mildern. Ihre Feinde, Engländer und Holländer, welche zu gleicher Zeit mit den Spaniern die See befuhren, litten immer weit weniger, als sie, weil diese bessere Seeleute waren und unter gediegenerer Führung standen.

Die Geschichte hätte Philipp belehren können, daß er nicht die Macht besitze, England so wenig als Nord-Niederland unter sein Joch zu bringen. Wollte er sich übrigens nur einige Aussicht auf Erfolg erhalten, so durfte er nicht einen Alba dort sechs Jahre lang schlachten lassen. Die zwei Niederlagen, welche für die ganze Zukunft Spanien's, nicht bloß für die Regierungszeit Philipp's, entscheidend wurden, lassen sich daher ganz deutlich auf Fehlgriffe des Königs zurück führen, welche er hätte vermeiden können, falls er jene Gaben besessen, die ihm seine Freunde nachrühmen.

Philipp's erster und größter Fehler war seine maßlose Herrschsucht, welche ihn voll-

ſtändig verblendete, ſein zweiter Fehler war der Aberglauben, der über die Ausgeburten ſeiner wilden Leidenſchaften das bengaliſche Feuer des Himmels ausgoß. So ſchnell dieſes auch immer erloſch und ſo finſter es dann auch wieder in ſeiner Seele wurde, ſo konnte er ſich doch an das milde Licht des Erden-Tages nicht mehr gewöhnen.

Philipp's II. Lobhudler preiſen ihn wegen ſeiner außerordentlichen Frömmigkeit. Im Laufe der ganzen Geſchichte werden wir ſelten irren, wenn wir an die Stelle des Wortes Frömmigkeit, Heuchelei oder Aberglauben ſetzen. Diejenige Frömmigkeit, welche äußerlich erkennbar, iſt immer nur Formenſpiel. Je mehr ſie hervortritt, deſto erkünſtelter iſt ſie. Eine Geſinnung, welche ſich in Handlungen der Milde, der Sanftmuth, der Menſchenliebe und der Gerechtigkeit kund thut, wird viel beſſer durch dieſe Worte, als durch die wegen des damit getriebenen Mißbrauchs anrüchig gewordene Frömmigkeit bezeichnet. In ſofern nicht in der Heuchelei, geht die Frömmigkeit im Aberglauben auf. Dieſer iſt mehr innerlich, als jene, aber darum nicht beſſer.

Wenn wir den Vater mit dem Sohne vergleichen, ſo wird uns klar, daß, obgleich beide ſich der Frömmigkeit befleißigten, Karl mehr Heuchelei, Philipp mehr Aberglauben beſaß. Karl verfuhr gegen die Päpſte ſeiner Zeit, namentlich gegen Clemens VII., den Umſtänden nach mit großer Härte*), Philipp ſelbſt dann, wenn er auf's äußerſte gereizt wurde, wie von Paul IV., mit außerordentlicher Schonung.†) Karl machte, wenn er es für vortheilhaft hielt, den Proteſtanten Zugeſtändniſſe. Das Interim ſelbſt enthielt ſolche, noch größere der Paſſauer und der Augsburger Frieden. Philipp dagegen ſetzte ſein ganzes Reich auf das Spiel, um an ſeiner Religions-Anſchauung feſtzuhalten. Sein Aberglauben führte zu weit ſchlimmeren Folgen für ihn ſelbſt und die Sache, die er vertrat, als die Heuchelei ſeines Vaters.

Noch weit ungünſtiger fällt aber der Vergleich für Philipp aus, wenn wir das Familienleben des Vaters und des Sohnes in's Auge faſſen. Karl war zwar kein Muſter von Treue, wie die unehelichen Kinder beweiſen, die ihn überlebten. Trotz ſeiner großen Trauer über den Tod ſeiner Gattin Iſabella, war er bereit, in ſeinen alten Tagen, die Königin Maria von England heimzuführen, falls ſich ſein Sohn Philipp nicht entſchloſſen hätte, ihr die Hand zu reichen. Allein ſolche Abſcheulichkeiten, wie ſie in Philipp's Ehen vorkommen, beſudelten Karl's Leben nicht.

Es iſt ein ſonderbares Zuſammentreffen, daß in dem ſpaniſchen Zweige des Hauſes Habsburg dreimal Väter und Sohn derſelben Braut beſtimmt waren, nur mit dem Unterſchiede, daß der Vater (Karl), nachdem er eine andere (Iſabella von Portugal) geehelicht hatte, ſeine frühere Braut (Maria Tudor) mit ſeinem Sohne Philipp verband, während dieſer die erſte und zweite Braut ſeines Sohnes Don Carlos (Eliſabeth von Frankreich und Anna von Oeſterreich) heimführte. Der Vater (Karl) handelte treulos, indem er die Maria Tudor nicht heirathete, und der ſeinem Sohne beſtimmten Infantin Maria von Portugal das gegebene Wort brach, als ſich ihm die Ausſicht eröffnete, für ihn die Maria Tudor zu gewinnen. Doch weit ſchlimmer war, was Philipp II. that, indem er dem Sohne bei deſſen Leben die erſte Braut raubte, und nachdem er ihm den Tod gegeben, ſich nicht ſchämte, auch die zweite zu ehelichen. Von den drei letzten Frauen Philipp's war die erſte Braut ſeines Vaters, die beiden anderen Bräute ſeines Sohnes geweſen! Die Ermordung des unglücklichen Don Carlos hängt unſtreitig nur mit den beiden Bräuten, die ihm der Vater raubte, und nicht mit dem Befreiungskampfe der Niederländer zuſammen. Philipp's Verbindung mit ſeiner Nichte Anna von Oeſterreich ſtanden zwei Menſchenleben im Wege: ſein Sohn und ſeine Gattin. Daß er das erſte opferte, iſt

*) S. § 57. S. 377. †) S. § 58 S. 382.

unstreitig, der Tod seiner Gattin ist noch in einiges Dunkel gehüllt. Wahrscheinlich hat Philipp auch sie ermordet.

Karl V. war kein Muster sittlicher Reinheit. Doch Philipp verband mit seiner Untreue und Unsittlichkeit die äußerste Hartherzigkeit und selbst eine vollständige Mißachtung der Gesetze der Kirche, welche er so hoch zu verehren vorgab. Schon als ganz junger Mensch verehelichte er sich heimlich mit Isabella Osorio, und zeugte mit ihr zwei Söhne. Diese Ehe hielt ihn aber nicht ab, auch die Prinzessin von Portugal zu heirathen. Später lebte er mit einer gewissen Euphrasia im Ehebruche, und zwang, als sie schwanger wurde, den Prinzen von Ascoli sie zu ehelichen. Zur Zeit der Ermordung des Prinzen Carlos stand Philipp in einem ehebrecherischen Verhältnisse mit der Prinzessin von Eboli. Allein daß er zweimal die seinem Sohne bestimmte Braut diesem entriß, deutet auf eine Verkehrtheit des Gefühls, wie kein anderer geschichtlicher Charakter sie bekundet. Philipp, welchem alle katholischen Prinzessinnen zu Gebote standen, hätte unmöglich zweimal eine solche Schandthat verüben können, wenn es nicht für ihn einen gewissen Reiz gehabt hätte, seinen eigenen Sohn die schrankenlose Macht des Königs fühlen zu lassen. Philipp war nach und nach dahin gekommen, daß jeder Genuß durch Unnatur seine Würze erhielt: die Religion durch Auto-da-fe's, das Familienleben durch Aufopferung zuerst der Rechte und dann des Lebens seines Sohnes, das Staatsleben durch Vernichtungskriege. Nachdem die Religion für ihn nichts weiter geworden war, als Vorwand zu massenhaften Abschlachtungen, mußte nothwendig eine ähnliche Richtung sich in sein Familienleben einschleichen. Den Tod seiner ersten Gattin verschuldete er, indem er sie ehelichte, bevor sie die erforderliche Reife besaß. Sie starb im ersten Kindbette. Seiner zweiten Gattin Tod führte er herbei oder beschleunigte er doch durch die rücksichtslose Kälte, die er ihr bewies. Der dritten Gattin gab er ohne Zweifel, gleich seinem Sohne selbst den Tod, um sich den Weg zu der zweiten Braut seines Sohnes zu bahnen! Dahin führt den Menschen die Religion, wenn sie Jahre lang die Mordlust angeregt und geheiligt hat!

Wohl hatte Philipp eine gewisse Folgerichtigkeit und große Ausdauer. Allein beide Eigenschaften nur, insofern sie seinen maßlosen Leidenschaften dienten. Es war gewiß nicht folgerichtig, daß er den Sieg bei St. Quentin dem sogenannten heiligen Laurentius zuschrieb, an dessen Tage er errungen wurde, den Verlust der sogenannten unüberwindlichen Flotte dagegen keineswegs den verschiedenen Heiligen, an deren Tagen sie nach und nach zerstört wurde, sondern den Stürmen, welche doch mit gleicher Heftigkeit die englischen, holländischen und spanischen Schiffe peitschten. Er schob den Laurentius nur vor, weil er den Dank, den er dem Herzoge von Savoyen und dem Grafen von Egmont schuldete, lieber diesem sogenannten Heiligen, als seinen Generalen abstatten wollte. Eben so wenig war es folgerichtig, daß er seine Rettung auf der Ueberfahrt von den Niederlanden nach Spanien, Gott zuschrieb, den Untergang der ganzen Flotte aber, und des Schiffes, auf welchem er selbst übergefahren war, dabei ganz unbeachtet ließ. Auch hierin lag nur ein bösartiger Kunstgriff. Er wollte seine Retter um den wohlverdienten Lohn prellen und zugleich Gelegenheit finden, dem Gotte, den er anbetete, der dem Moloch der Syrier und Phönizier sehr ähnlich war, neue Todtenopfer bringen zu können.

Folgerichtig war Philipp nur in dem Bestreben, sich seinen natürlichen Verpflichtungen zu entziehen, seinem Hasse gegen Andersgläubende und seinem Aberglauben zu fröhnen. Folgerichtig war er in dem Bestreben, durch die Gewalt der Waffen, nicht durch die Macht der Ueberzeugung herrschen zu wollen. Folgerichtig zerstörte er auf diese Weise den Wohlstand, die Bildung und die Freiheit aller derjenigen Provinzen, welche unter seinem Joche verblieben, während die Niederländer in gleichem Maße an Wohlstand und Bildung zunahmen, als sie nach Ueberzeugung handelten und nach Freiheit strebten.

Je richtiger die Schlüſſe waren, welche Philipp II. zog, je weiter dieſe reichten, und je nachdruckvoller er ſie betrieb, deſto haarſträubender mußten die Ereigniſſe werden, zu welchen ſie führten, da die Grundlage alles ſeines Strebens der Wahn war, er ſei dazu berufen, die römiſch-katholiſche Kirche zu vertheidigen und dieſe Anſtalt ſei allein ſeelig machend. So kam er nothwendig zu der Anſicht, es ſei beſſer, nicht, als über Menſchen andern Glaubens, die er Ketzer nannte, zu herrſchen. Hätte Philipp entweder eine beſſere Grundanſchauung vom Leben, oder weniger Folgerichtigkeit und Ausdauer beſeſſen, oder endlich mehr Milde und Rechtsgefühl, ſo hätte er nicht der Mittelpunkt, von welchem die verruchteſten Schandthaten ſeiner Zeit ausgingen, werden können. Der Fluch der Nachwelt ruhte dann nicht auf ſeinem Gedächtniß. Folgerichtigkeit, Ausdauer und Entſchloſſenheit führen nur dann zum Guten, wenn ſie von einer rein menſchlichen Grundanſicht ausgehen, in demſelben Maße aber zum Uebel, als ſie von einer ſolchen abweichen.

An den Früchten erkennt man den Baum, an den Handlungen den Menſchen. Karl und Philipp führten beide, ſo lange ſie herrſchten, faſt ohne Unterbrechung Krieg, um ihren Leidenſchaften zu fröhnen. Doch Karl theilte oft die Gefahren und Entbehrungen ſeiner Krieger, nicht ſo Philipp. In den erſten Zeiten ſtellte ſich dieſer zwar nach geſchlagener Schlacht bei ſeinem Heere ein, von der Zeit an, da er aus den Niederlanden nach Spanien zurück gekehrt war, zeigte er ſich nie mehr bei einem Kriege. Nur die Arbeiten des Henkers beehrte mit ſeiner Gegenwart. Bei den Werken des Glaubens der katholiſchen Kirche, bei den Auto's da fe fehlte er nicht, er ſtand, ſeiner ganzen Natur nach, dem Henker nahe und dem Kriege ferne, er war eben ſo feig, als grauſam. Er wollte Krieg führen, ohne den Muth eines Eroberers zu beſitzen.

So frevles Spiel, als Philipp, trieb kein anderer Fürſt mit den Geſetzen. Jeden Mord, den er begünſtigte, ſelbſt denjenigen des Geſandten Montigny und ſeines eigenen Sohnes, glaubte er durch gewiſſe Formen, deren er ſich bediente, beſchönigen zu können. In der zweiten Hälfte ſeiner Regierung war er aber ſchon ſo ſchamlos geworden, daß er ſich über jede Form hinweg ſetzte, Banditen dung und durch dieſe ſeine Opfer erworben ließ. Mehrere derſelben ſind geſchichtlich erwieſen. Ich erinnere nur an Wilhelm von Oranien und Escovedo. Wie viele andere deckt aber noch der Schleier des Geheimniſſes!

An Karl V. klebte das Blut dreier franzöſiſcher Geſandten (Maraviglia, Ricon und Frego). Philipp übertraf ſeinen Vater auch in dieſer Beziehung an Verworfenheit, indem er ſeinen eigenen Sohn zuerſt zur Verzweiflung trieb und dann ermordete.

Karl's Ehrgeiz und Herrſchſucht waren groß. Er wollte Deutſchland zu einem erblichen Reiche in ſeiner Familie machen, Frankreich mit Heinrich VIII. von England theilen, und von Italien den größten Theil an ſich reißen. Doch Philipp ſtreckte ſeine gierigen Krallen nach faſt allen Ländern Europa's aus.

Bevor er noch auf den ſpaniſchen Thron ſtieg, bemühte er ſich, die Kronen von England und Deutſchland zu gewinnen. Seine Hoffnungen auf die letztere mußte er bald ſchon aufgeben, weil die deutſche Nation ſich gegen ihn mit ſeinem Oheim Ferdinand verband. Beharrlicher hielt er England im Auge. Nachdem aber zuerſt ſeine Frau, Maria Tudor geſtorben, und nachher ſeine ſogenannte unüberwindliche Flotte Beute genommen, theils von den Wellen verſchlungen worden war, mußte er auch dieſes Land aufgeben. Während der inneren Unruhen Frankreich's gedachte er, mit Hülfe der Jeſuiten, über die Leiche des geſetzlichen Erben, Heinrich's IV. die franzöſiſche Krone zu erobern. Doch auch dieſer Plan ſcheiterte, zum Theil aus dem Grunde, weil ſie eine Zerſplitterung ſeiner Kräfte zur Folge hatte, zum Theil, weil ſie unter allen Verhältniſſen das Maß derſelben überſtieg. Nur das unglückliche Portugal konnte er an ſich reißen. Doch hatte Spanien mehr Schaden, als Nutzen von dieſer vorübergehenden Eroberung. Portugal hat ſich bis auf

den heutigen Tag noch nicht wieder von den Wunden erholt, welche Philipp ihm damals schlug.

Diese Thatsachen genügen, den niedrigen Ehrgeiz und die unersättliche Herrschsucht dieser Despoten zu beweisen. Doch während er seinen ausgelassenen Eroberungsplänen nachhing, ging ihm der bessere Theil der Niederlande verloren, und erschöpfte sich die spanische Nation so sehr, daß sie seither nie wieder zu Kräften kam.

Keinem menschlichen Scharfsinn konnte es gelingen, das rollende Rad der Zeit zu hemmen. Philipp II. irrte sich, wenn er meinte, er vertrete die Sache Gottes. Er handelte im Geiste der Vergangenheit und bewirkte dadurch nur, daß diejenigen Länder, in welchen er unumschränkte Macht besaß im Wettlaufe der Nationen zurück blieben, während alle anderen, die er nicht beherrschte, kräftig vorwärts schritten. Die Mannigfaltigkeit der Eroberungspläne, welche er hegte, war aber jedenfalls ein großer Fehler, welcher nicht für den Scharfblick Philipp's zeugte. Sein Vater Karl würde in denselben nicht verfallen sein. So groß dessen Herrschsucht auch war, hielt er sie doch in einigen Schranken. Philipp aber ließ der seinigen frei die Zügel schießen. Dieses war die einzige Freiheit, welche er kannte.

§ 61. Philipp III. (1598—1621).

Mit Philipp II. hörte jene Reihe selbstherrlicher Despoten Spaniens auf, welche die Kraft des Reiches brachen, dessen Hülfsquellen erschöpften und ihm die Bahn bezeichneten, auf welcher es von dieser Zeit an willenlos und gedankenarm seinem Untergang entgegen ging. Dieselben Einflüsse, welche sich bei dem Volke der Spanier fühlbar machten, wirkten auf die Familie des Königs. Philipp vernichtete die Thatkraft seiner Kinder und Verwandten, bevor sie sich entfalten konnte. Als daher der Sohn ihm auf dem Throne nachfolgte, waren die Muskeln des jungen Löwen schlaff und dessen Knochen morsch. Philipp selbst glich in seinen alten Tagen schon jenem Könige der Thiere, dessen Zähne ausgefallen und dessen Krallen stumpf geworden waren. Er mußte manchen Eselstritt hinnehmen, ohne sich rächen zu können, und empfand schmerzlich den Hufschlag des edeln Rosses, das sich nicht geduldig von ihm verschlingen ließ.

Die Herrschaft des Schreckens ist immer ein großes Uebel, selbst wenn sie nur kurze Dauer und die Ausrottung veralteter Mißstände zum Zwecke hat, um so mehr, wenn sie sich durch Jahrzehnte zieht und nach der Vernichtung der edelsten Keime strebt. Sie hat nothwendig entweder Erschlaffung, oder einen Kampf auf Tod und Leben in ihrem Gefolge. Die erstere trat in Spanien, die letztere in den Niederlanden ein.

Philipp II. war Despot aus Neigung und besaß wenigstens in den ersten Jahrzehnten seiner Herrschaft die dazu erforderlichen Eigenschaften: natürliche Grausamkeit und Härte, Schrecken verbreitenden Zorn und Ingrimm, vollständige Gleichgültigkeit für alle Rücksichten der Menschlichkeit und selbst der Klugheit und jene ausdauernde Arbeitskraft, ohne welche Selbstregierung nicht möglich ist. Seine Nachfolger waren mehr in Folge des Dranges der äußern Verhältnisse, als aus innerer Lust und natürlichem Berufe Despoten. Sie hatten nicht die Kraft, das Staatsschiff aus der Strömung der Zwingherrschaft, in welche die früheren Könige dasselbe geführt, heraus zu bringen und hatten auch nicht den Willen dazu. Sie überließen das Steuerruder ihren Günstlingen und waren selbst nur auf diejenigen Genüsse bedacht, welche sie sich verschaffen konnten, ohne an der Arbeit der Regierung Theil zu nehmen.

Der Charakter Philipp's III., oder vielmehr seine Charakterlosigkeit sprach sich in zwei Fällen, welche allgemein bekannt wurden, sehr bezeichnend aus. Als ihm sein Vater

die Bilder zweier franzöſiſchen Prinzeſſinnen zeigte, und ihm erlaubte, ſich unter denſelben ſeine Gattin zu wählen, ſo machte er von dieſer doch ſehr beſchränkten Freiheit keinen Gebrauch, drang vielmehr darauf, daß der König ſelbſt die Entſcheidung treffen ſolle. Wenn dieſe Anekdote Philipp's III. knechtiſche Unterwürfigkeit ſeinem Vater gegenüber bekundet, ſo beweiſt eine andere, daß er ein blinder Sklave des herrſchenden Hof-Ceremoniels war. Er wagte nicht ein Kohlenbecken, deſſen Gluth ihn gefährdete, ſelbſt zu entfernen, oder deſſen Wegnahme zu geſtatten, da der dazu angeſtellte Hofdiener nicht zur Hand war, und ſetzte ſich lieber einer ſchweren Krankheit aus, als daß er die vorgeſchriebene Ordnung des Hoflebens verletzte. Philipp II. beſaß die Kraft, jedes von ihm ſelbſt gegebene Geſetz zu brechen, wenn es ihn ſtörte. Er hatte bei der Wahl ſeiner erſten ebenbürtigen Gattin mitgewirkt, die zweite zwar aus der Hand ſeines Vaters angenommen, die dritte und vierte aber über den Trümmern der Rechte und über den Leichen ſeiner nächſten Angehörigen an ſich geriſſen. Er wollte die ganze Erdkugel beherrſchen. Philipp III. war der Spielball ſeiner eigenen Günſtlinge. Er ließ die Wiege, in welcher er Zeitlebens lag, zuerſt von dem Herzoge von Lerma und dann von deſſen Sohne, dem Herzoge von Uzeda ſchaukeln und widerſtrebte ihnen ſelbſt dann nicht, wenn er von deren Stößen höchſt unangenehm berührt wurde.

Philipp III. liebte von dem Königthume nur die flachſte Außenſeite, nicht die mit Krone, Scepter und Thron verbundenen Herrſcherrechte, ſondern die Annehmlichkeit, im Königsmantel gehüllt, und von dem vornehmen und niedern Pöbel bewundert einherſchreiten zu können. Er glaubte, König zu ſein, wenn er ſeinen Namen unterzeichnete, obgleich er ſich nicht die Mühe gab, auch nur anzuhören, was ſeine Miniſter ihm über Geſchäftsſachen mündlich mittheilen wollten.

Daß ein König, wie Philipp III. und eine Nation, wie die ſpaniſche, nachdem ſie das Joch Philipp's II. geduldig getragen hatte, keinen Staatsmann, ſondern nur einen Höfling fand, um die Regierung zu führen, war ſehr natürlich. Unter der Herrſchaft Karl's V. und Philipp's II. konnten ſich nur Fürſtendiener, keine Staatsmänner bilden. Frankreich erhielt ſeine ſyſtematiſchen Despoten erſt zur Zeit Ludwigs XIII. in den Perſonen Richelieu's und Mazarin's. Dieſe konnten aber die Kraft der Nation nicht in gleichem Maße erdrücken, wie Karl V. und Philipp II. es in Spanien gethan hatten. Denn die franzöſiſche Nation nahm Theil an den Kämpfen der Zeit, und wenn auch nur ſehr theilweiſe auf Seiten des Fortſchritts, fiel ſie doch niemals, wie Spanien, ausſchließlich der Herrſchaft des Mönchthums anheim.

Philipp III. war beim Tode ſeines Vaters erſt in dem ein und zwanzigſten Jahre ſeines Lebens. Der alte Despot mußte ſich überzeugen, daß es nicht möglich ſei, in derſelben Perſon eine kräftige, ſelbſtſtändige Natur und ein unterwürfiges Werkzeug fremder Willkür zu vereinigen. Philipp II. hatte ſeinen Sohn zu letzterm herabgewürdigt und hätte ſich deſſen Schlaffheit, die er ſo ſehr beklagte, ſelbſt zuſchreiben ſollen. Vergebens ſuchte er ſpäter ihm Sinn und Neigung für Staatsgeſchäfte einzuflößen. Die Kraft des jungen Königsſohnes war gebrochen. Der Vater konnte ſie nicht wieder herſtellen. So lange Philipp II. lebte, war ſein Sohn ſein unterwürfiger Knecht. Kaum hatte er aber ſein Auge geſchloſſen, als ſich Philipp III. über die Rathſchläge ſeines Vaters hinweg ſetzte. Er entließ die Diener, welchen dieſer das größte Vertrauen geſchenkt hatte, und überließ ſeinem Oberſtallmeiſter, dem Marquis von Denia, die Regierung des Landes. Er erhob denſelben zum Herzoge von Lerma und bekümmerte ſich nicht um das Murren des hohen Adels welcher es ſehr übel aufnahm, daß der erſte Miniſter des Königs nicht aus ſeiner Mitte gewählt wurde.

Philipp III. übernahm das Reich nicht in jenem geordneten Zuſtande, in welchem

sein Vater es aus den Händen Karl's V. erhalten hatte. Die Finanzen des Staates waren zerrüttet. Eine Schuld von 140 Millionen Dukaten lastete um so schwerer auf Spanien, als dessen Hülfsmittel erschöpft waren. Philipp II. hatte sich nicht geschämt, die Geistlichen mit dem Bettelsacke von Haus zu schicken, um seinen leeren Schatz zu füllen, und hatte erfahren, daß freiwillig von seinen Spaniern selbst durch solche Fürsprecher nichts zu erlangen sei. Er hatte die Zinsen seiner auswärtigen Schuld nicht bezahlt und war folgeweise geworden, was im gewöhnlichen Leben Banquerott genannt wird.

Dessen ungeachtet verschwendete Philipp III. bei Gelegenheit seiner Heirath mit Margaretha von Oesterreich hundert Millionen Dukaten. Der Krieg in den Niederlanden verschlang unermeßliche Summen. Das Land verarmte mehr und mehr, da die Staatsregierung auf die Bedürfnisse des Ackerbaus und der Gewerbe durchaus keine Rücksicht nahm, und alle Maßregeln, die sie ergriff, um dem tief gefühlten Geldmangel abzuhelfen, denselben nur noch drückender machten. Im Jahre 1607 setzte der Herzog von Lerma den Nominalwerth des Kupfergeldes fast demjenigen des Silbers gleich. Die natürliche Folge davon war, daß Spanien mit nachgemachtem Kupfergeld überschwemmt wurde, welches die Einwohner annehmen mußten, während natürlich die Ausländer sich weigerten, dessen Werth-Erhöhung anzuerkennen.

Ungeachtet der traurigen Lage des Landes machte Philipp III. gleich seinem Vater einen Versuch, Irland zu erobern (1602), welcher vollständig fehl schlug. Endlich (19. August 1604) schloß er Frieden mit England. Der Krieg mit den Niederlanden nahm aber seinen Fortgang.

Der Herzog von Lerma und sein Bruder, der Groß-Inquisitor, wurden durch die gewaltige Anregung, welche die Vorfahren ihres Herrn, Philipp's III., der spanischen Nation gegeben hatten, mit fast unwiderstehlicher Nothwendigkeit getrieben, den Ruin der spanischen Nation zu vollenden.

Ferdinand der Katholische, Isabella und Philipp II. hatten sich, nach der Anschauungsweise der tonangebenden spanischen Mönche, unsterblichen Ruhm durch die Vertilgungskriege errungen, welche sie gegen die Mauriskken geführt. Noch waren diese aber nicht alle ausgerottet. In Granada waren allerdings die meisten derselben vertilgt worden. Doch in Catalonien, Aragon, Valencia, Castilien, Andalusien und Murcia waren sie noch sehr zahlreich. Umsonst verwiesen die einsichtigeren des Adels und selbst der Geistlichkeit darauf, daß das Land öde liegen, Fabriken, Manufakturen und Reisbau aufhören würden, falls die Mauriskken aus Spanien vertrieben würden. Umsonst klagte derselbe Erzbischof von Valencia, welcher den ersten Anstoß zur Erneuerung der Mauriskken-Verfolgungen gegeben hatte, daß er und seine Standesgenossen „künftig von Brod und von Kraut leben und ihre Schuhe selbst würden flicken müssen." Der gesunde Menschenverstand vermochte in Spanien nichts, nachdem die blinde Verfolgungswuth und der religiöse Fanatismus aufgestachelt worden waren. Niemand wagte, aus Furcht, für einen schlechten Katholiken verschrieen zu werden, selbst dann, wenn er selbst am meisten verlor, dem Strome zu widerstreben, nachdem dieser eine gewisse Kraft gewonnen hatte. Die unglücklichen Grundbesitzer gaben noch selbst Geld dazu her, um die Quellen ihres Wohlstands durch die Vertreibung ihrer Pächter zu verstopfen. Philipp III. erkannte, daß eine große Revolution dadurch vorbereitet werden würde. Er ließ sie sich gefallen und gestattete dem Herzoge von Lerma sie zu machen.

Schon hatte in Folge der blutigen Kriege, welche Karl V. und Philipp II. geführt, durch die Auswanderungen nach Amerika, Ost- und West-Indien, durch die Scheiterhaufen und Kerker der Inquisition und frühere Mauriskken-Verfolgungen, die Einwohnerzahl Spaniens bedeutend abgenommen. Darauf nahmen aber die spanischen Pfaffen,

weiche im Namen Philipp's III. herrſchten, keine Rückſicht. Nicht dieſes Leben, ſondern die ſogenannte Ewigkeit, nicht die Menſchlichkeit, ſondern die in das Gewand der Religion gekleidete Verfolgungsſucht gab den Ausſchlag. So wurden in den Jahren 1609 und 1610 mit der furchtbarſten Grauſamkeit mehr, als 600,000 der fleißigſten und nützlichſten Bewohner Spaniens aus dem Lande getrieben, von denen die meiſten zu Grunde gingen, bevor ſie das Land ihrer Verbannung, Afrika erreichten. Wer dem Fanatismus der Chriſten entging, verfiel der Raubſucht der Beduinen, und dem Sande der Wüſte. Den Schluß der Verfolgung, welcher vier Jahre hindurch (1609—1613) fortgeſetzt wurde, machte die Verordnung, daß alle Mauriſken, die noch in Spanien geblieben ſein möchten, Sklaven ſein ſollten! Das war wieder ein ſpaniſches Werk des Glaubens! Hat Irreligioſität, Atheismus, Materialismus und irgend eine andere Vogelſcheuche, womit die Pfaffen die Menſchheit zu ſchrecken ſuchen, jemals ſolche haarſträubende Grauſamkeiten zur Folge gehabt? 600,000 Menſchen wurden von Haus und Hof in einen andern Welttheil vertrieben, um dort oder unterwegs unterzugehen, des Glaubens wegen! Hätten die Spanier die Götter Griechenlands, oder Eidechſen angebetet, wie die Afrikaner, hätten ſie an Ormuzd geglaubt oder Ariman, ſie wären nicht dem Joche der Mönche verfallen, da ſie aber römiſch-katholiſche Chriſten waren, überboten ſie alle früheren Bewohner Spaniens: Celten, Phönizier, Karthager, Römer, Gothen und Araber an Unſinn und ruchloſer Verfolgungswuth. Das ſpricht ſehr wenig zu Gunſten des ſpaniſchen Chriſtenthums!

Faſt ein halbes Jahrhundert hatte der niederländiſche Befreiungskampf ausgefüllt. Als endlich ein Waffenſtillſtand auf zwölf Jahre geſchloſſen wurde (1609—1617), benützten ihn die Pfaffen, um die Mauriſken zu vertilgen, als ob ſie das Bedürfniß gehabt hätten, immer an einem Orte maſſenhafte Verfolgungen des Glaubens wegen einzuleiten! Die von der Inquiſition Jahr ein, Jahr aus geſchlachteten Opfer genügten ihnen nicht. Um dieſelbe Zeit miſchten ſich die Spanier auch in die Angelegenheiten Deutſchland's und trugen, was in ihren Kräften ſtand, bei, um die Fackel des dreißigjährigen Kriegs zu entzünden *).

Neben den Religions-Kriegen, welche die Spanier führten, gingen meiſtentheils noch andere her, welche mit dem Glauben nichts gemein hatten. Dahin gehört der Mantuaniſche Erbſchaftsſtreit, in welchen ſich außer den zunächſt betheiligten Parteien: dem Herzoge Karl Emanuel von Savoyen und dem Grafen Ferdinand von Gonzaga, auch noch die Höfe von Frankreich und Spanien einmiſchten. Der Krieg begann im Jahre 1613, dauerte bis 1615, und brach kurz darauf von neuem aus. Die Franzoſen unter Lesdiguieres ſchlugen die Spanier (1617) bei Feliziano. Dieſe mußten ſich zum Frieden bequemen (1618), und das von ihnen beſetzte Vercelli an den Herzog von Savoyen herausgeben.

Wenige Jahre vor dem Tode verlor der Herzog von Lerma noch die Gunſt des Königs. Er glaubte derſelben durchaus ſicher zu ſein, da er den König mit ſeinen Geſchöpfen umgeben hatte. Daß ſein eigener Sohn gegen ihn in die Schranken treten würde, hatte er nicht geahnt. Lerma meinte, der Kardinalshut, den er ſich zu verſchaffen wußte, werde ſeine Gewalt noch befeſtigen. Allein er irrte ſich. Der Einfluß, den er auf Philipp III. gewonnen hatte, gründete ſich weder auf ſeine ſtaatsmänniſchen Fähigkeiten, noch auf ſeine kirchliche Würde, ſondern auf die Unterhaltung, die er dem Könige gewährte. Mit dem Herzoge von Lerma konnte Philipp tändeln und ſchweigen. Allein er nahm Anſtand, es mit dem Kardinale zu thun, denn vor dieſem hatte er einen zu großen Reſpect. Lerma hörte auf, mit dem Könige, wie früher, auf dem Fuße eines Vergnügungsmeiſters (maitre de plaisir) zu ſtehen. Sein Sohn, der Herzog von Uzeda trat in dieſe Stelle ein, und wollte mit dieſer zugleich, wie ſein Vater, das Amt eines oberſten Miniſters ver-

*) S. oben §. 38 S. 287 ff.

ſehen. Eine Zeit lang ſpannen Vater und Sohn gegen einander Ränke. Lerma hoffte, ſeine Stellung zu befeſtigen, indem er nach der Gunſt des Thronfolgers ſtrebte. Aber gerade dadurch brachte er Philipp III., welcher, ungeachtet er erſt vier und vierzig Jahre zählte, doch ſeinen Körper ſchon zu Grunde gerichtet hatte, und daher mit doppeltem Widerwillen erkannte, daß ſein Miniſter auf ſeinen Tod ſpekulire, wider ſich auf. Nachdem Philipp zwei Jahrzehnte willig Lerma's Joch getragen hatte, entließ er den bis dahin in Spanien allmächtigen Höfling (1618), natürlich nicht um ſelbſt zu herrſchen, ſondern nur um die Zügel der Regierung dem Herzoge von Uzeda zu übergeben. Dieſer behielt ſie nicht lange in Händen, da Philipp III. ſchon bald (1621) ſtarb. Während er ſtatt des Königs in Spanien gebot, machte der Statthalter von Neapel, der Herzog von Oſſuna den Verſuch, ſich von Spanien unabhängig zu machen. Allein derſelbe mißglückte, Oſſuna wurde übrigens nicht zur Strafe gezogen, da der Herzog von Uzeda ihn in ſeinen Schutz nahm.

Die wichtigſte Regierungshandlung Philipp's III. war, daß er die Niederländer als freie Leute anerkannte. So ſchwer dieſes ihm, ſeinem übermüthigen Adel, ſeinen tückiſchen Pfaffen und Henkern fallen mochten, er mußte es thun, um einen Waffenſtillſtand zu erlangen, deſſen das Land unumgänglich nothwendig bedurfte.

§ 62. Philipp IV. (1621—1648).

Wenige Jahre, bevor Philipp III. ſtarb, war in Deutſchland der dreißigjährige Krieg ausgebrochen, an welchem der ſpaniſche Zweig des habsburgiſchen Hauſes, ſo weit ſeine Kräfte reichten, auf der Seite des vereinigten kirchlichen und weltlichen Despotismus Antheil nahm. Zum Glück war damals die ſpaniſche Monarchie ſo ſehr geſchwächt, daß ſie kein ſchwereres Gewicht in die Wagſchale der Geſchichte legen konnte, und ſchon im Jahre, da Philipp IV. den Thron beſtieg, brach der Krieg in den Niederlanden wieder aus, welcher die ſämmtlichen Streitkräfte des Reiches hinreichend beſchäftigte.

Philipp IV. war ganz ebenſo unfähig, ſelbſt zu herrſchen, als ſein Vater, und ſein Günſtling, der Herzog von Olivarez, der es ſtatt ſeiner that, ſtand mit ſeinen Vorgängern, den Herzogen von Lerma und Uzeda ſo ziemlich auf gleicher Stufe. Olivarez begann die Regierung im Namen des ſechszehnjährigen Königs mit bitteren Verfolgungen, welche er über die Herzoge von Lerma und Uzeda verhängte. Allein nach dem Sprüchworte: „kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen," wurde nur Don Rodrigo de Calderona, eine von Lerma's Kreaturen, hingerichtet. Er ſelbſt, ſein Sohn und alle ihre Anhänger behielten das Leben, doch mußten ſie den größten Theil der unter Philipp III. geſammelten Reichthümer wieder herausgeben, und durften ſich nicht mehr an der Sonne des Hofes wärmen.

Zu Philipp's IV. Zeiten trat der Verfall des ſpaniſchen Reiches immer entſchiedener zu Tage. Er konnte die Losreißung Portugals von der ſpaniſchen Herrſchaft nicht verhindern, mußte Holland's Unabhängigkeit förmlich anerkennen, und hatte mit furchtbaren Aufſtänden in Catalonien, Neapel und Sicilien zu kämpfen. In der Geſchichte Deutſchlands, der Niederlande und der Schweiz *) haben wir ſchon geſehen, in welcher Weiſe die Spanier auf die Schickſale dieſer Länder einwirkten. Die Kriege, welche ſie in damaliger Zeit mit Frankreich und England führten, theilen wir am beſten in den nächſt folgenden Abſchnitten mit. Hier bemerken wir nur, daß das Beſtreben der Spanier, ſich des Veltlin's zu bemächtigen, ſcheiterte, und daß ſie im Frieden zu Monzon (1626) die von ihnen geſtörten früheren Verhältniſſe herſtellen mußten, ſoweit dieſes noch möglich war.

*) S. oben §§ 38—43 S. 287 ff. § 51 S. 353. § 53 S. 361. § 56 S. 375.

Im Jahre 1628 brach der Mantuaniſche Erbſchaftsſtreit von neuem aus. Wir werden deſſelben bei der Geſchichte Frankreich's und Italiens gedenken.

Für Spanien endigte auch dieſer Krieg mit Verluſt und Schande. Im Frieden zu Chierasco (1630) mußte Philipp IV. den franzöſiſchen Schützling als Herzog von Mantua anerkennen. In Italien hatten die Spanier ſeit den Zeiten Ferdinand's des Katholiſchen und Karl's V. feſten Fuß gefaßt. Die Franzoſen hatten daher Mühe, ihnen dort die Spitze zu bieten. Um ſo bedeutendere Verlegenheiten bereiteten ſie ihnen in Portugal, Catalonien und in den Niederlanden. Der dritte Krieg, welchen Philipp IV. mit Frankreich zu führen hatte (der veltlin'ſche und der mantuaniſche waren die beiden erſten) dauerte von 1635—1659. Wie die äußeren, ſo geſtalteten ſich auch die inneren Angelegenheiten Spaniens immer kläglicher.

Die Caſtilianer hatten im Laufe eines Jahrhunderts furchtbarer Tyrannei ihr Joch geduldig auf ſich genommen. Sie waren zu Sklaven herab geſunken, und da die Ketten, welche ſie trugen, theilweiſe ſchimmerten und glänzten, ſo waren ſie ſogar ſtolz auf dieſelben. In dem Bewußtſein ihrer römiſch-katholiſchen Rechtgläubigkeit fügten ſie ſich in die Leiden, welche die Inquiſition ihnen bereitete, und im Gedanken der hohen Ehre, welche ihnen, als Vorkämpfern für das Chriſtenthum gebühre, vergaßen ſie ganz das Elend in welches die Nation mehr und mehr verſank. An der franzöſiſchen Grenze hatten ſich einige Spuren von Freiheitsliebe erhalten. Philipp II. brach dieſe kargen Reſte in Aragon. In dem gebirgigen und von der See beſpülten Catalonien erhielt ſich die männliche Kraft am längſten. Das Volk ertrug mit Unwillen den Despotismus ſeiner in Caſtilien wohnenden Könige, und harrte mit Ungeduld einer Gelegenheit, welche ihm geſtatten möchte, demſelben Schranken zu ſetzen. Die Stände hielten feſt an ihren alten Freiheiten und machten ihrem Unwillen wenigſtens in Worten Luft, da ſie nicht wagten, ihm durch die That Nachdruck zu geben.

Der Krieg, welchen Philipp IV. mit Frankreich führte, fachte endlich die ſeit langer Zeit unter der Aſche glimmende Unzufriedenheit des Volkes zur Flamme. Olivarez erkannte bald, daß er ſich auf die Catalonier nicht verlaſſen könne, und ſchickte zahlreiche Abtheilungen caſtilianiſcher Truppen in die Provinz. Der Adel knüpfte im Stillen Unterhandlungen mit den Franzoſen an. Die Bauern ſchlugen ſich mit den caſtilianiſchen Soldaten herum. Zuerſt kam es am 12. Mai 1640, und dann im Juli deſſelben Jahres zu einem blutigen Zuſammentreffen. Das Volk ſtürmte die Gefängniſſe und befreite die Stände-Mitglieder und ſtädtiſchen Beamten, welche Olivarez in dieſelben geworfen hatte. Viele Offiziere verloren das Leben. Der Vicekönig flüchtete ſich in die Citadelle von Barcelona, und ſpäter, um dem Hungertode zu entgehen, ſchiffte er ſich ein. Die Bürger der Stadt verfolgten ihn, holten ihn ein, enthaupteten ihn und mißhandelten noch ſeine Leiche. So ſehr hatte er die Wuth des Volkes gereizt! Ganz Catalonien mit Ausnahme von vier Städten, welche ſpaniſche Beſatzungen hatten, erhob ſich in Waffen. Die Franzoſen kamen den Cataloniern zu Hülfe. Zwar mußten dieſe bald ſchon wieder abziehen, doch dauerte der Kampf fort. Die Catalonier trieben den neu ernannten Vicekönig Marquis de los Velos über den Ebro zurück. Die Caſtilianer verloren bald auch die vier Städte, welche ſie bis dahin beſetzt gehalten hatten. Um dieſe Zeit (Ende 1640) ſtanden die Portugieſen gegen das ſpaniſche Joch auf. Nicht weniger, als drei Theile der ſpaniſchen Monarchie: Niederlande, Catalonien und Portugal führten Krieg mit dem Madrider Hofe. Die Hülfe, welche ihnen Frankreich ſchickte, machte ſie um ſo furchtbarer. Bevor einer dieſer Aufſtände erdrückt war, kam noch ein vierter und fünfter in Sicilien und Neapel hinzu (1647.)

Die Spanier vermochten nicht, allen dieſen Feinden die Spitze zu bieten. Die Abga-

benlaſt wurde immer drückender, die allgemeine Unzufriedenheit lauter. Der König wußte ſich nicht anders zu helfen, als indem er ſeinen Günſtling Olivarez entließ (1648). Doch das Uebel lag tiefer. Es konnte nicht durch einen Miniſterwechſel gehoben werden. Der neue Miniſter war der Neffe ſeines Vorgängers. Schon dieſes Verwandtſchaftsverhältniß deutete an, daß es ſich nur darum handele, die aufgeregten Gemüther durch ein ſcheinbares Zugeſtändniß zu beruhigen.

Der Aufſtand in Neapel und Sicilien wurde zwar bald wieder erdrückt, der Krieg in Catalonien dauerte aber fort bis zum pyrenäiſchen Frieden (1659). Seit langer Zeit führte Spanien den Krieg mit den Niederlanden mehr aus Verzweiflung, als in der Hoffnung, ſie wieder zu unterjochen. Endlich (1648) erkannte es deren Unabhängigkeit im weſtphäliſchen Frieden an.

Der Herzog von Lerma war beſſer geweſen, als ſein Sohn Uzeda, beide waren nicht ſo übermüthig, als Olivarez. Don Louis de Haro beſaß von allen die geringſten ſtaatsmänniſchen Talente. So fiel das Land von einem Miniſterwechſel zum andern in immer ſchlechtere Hände.

Die Geſchichte Spanien's während dieſes Zeit-Abſchnitts iſt von hoher Bedeutung, weil ſie uns deutlicher, als jede andere zeigt, wohin die römiſch-katholiſche Kirche in ihren politiſchen Folgeſätzen führt. In keinem andern Staate der Welt, ſelbſt in Italien nicht, konnte ſie ſich in ihrer haarſträubenden Abſcheulichkeit ſo kund thun, wie in Spanien. In Deutſchland, in der Schweiz und in den Niederlanden wurde dem Papſtthum durch den mit gleicher Kraft ihm widerſtrebenden Proteſtantismus die Spitze abgebrochen. In Frankreich hielt ihm der Geiſt der Reformation auf dem Gebiete der Kirche, der Literatur und des Staats wenigſtens einiges Gegengewicht. In Italien bildeten die Nachklänge früherer Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft Schranken, welche der römiſchen Kirche nicht geſtatteten, zu ihren äußerſten Conſequenzen zu gelangen. Aber in Spanien herrſchten die Mönche oder, was gleichbedeutend iſt, Fürſten mit mönchiſcher Geſinnung Mönche erzogen dort nicht blos das Königsgeſchlecht, ſondern auch Adel, Geiſtlichkeit und Volk. Sie ſetzten an die Stelle der Menſchenliebe, Verfolgungswuth gegen Andersglaubende, ſie verdrängten die Gewiſſenhaftigkeit durch Unterwürfigkeit unter die Vorſchriften der Kirche. Neben den Fabeln, womit ſie die Köpfe der Spanier füllten, konnte keine richtige Anſchauung der Weltbegebenheiten aufkommen. So mußte Spanien zu Grunde gehen. Man wende nicht ein, daß Philipp II. und ſeine Nachfolger zu weit gegangen ſeien. Im Sinne der katholiſchen Kirche gingen ſie immer noch nicht weit genug. Ihm und ſeinen Henkern bereiteten die von ihnen geſchlachteten Opfer keine Gewiſſensbiſſe, wohl aber waren ſie in Sorge, noch nicht genug gethan zu haben, um ſich mit Recht die Vorfechter der römiſchen Kirche nennen zu können. Unſtreitig waren ſie dieſes. Sie wurden als ſolche nicht blos von den Päpſten, ſondern auch von der ganzen katholiſchen Welt anerkannt. Sie führten ihre Vertilgungskriege mit Zuſtimmung und auf Anregung derſelben. Wenn ſie bisweilen auf kurze Zeit mit den Päpſten nicht übereinſtimmten, war auf ihrer Seite die größere Folgerichtigkeit, während die Päpſte, wie z. B. Heinrich IV. von Frankreich gegenüber, aus Rückſicht für irdiſche Vortheile von der Strenge der kirchlichen Vorſchriften abwichen.

Die Zeit des ſpaniſchen Chriſtenthums iſt leider bis auf dieſe Stunde nicht gänzlich überwunden. Die ſpaniſche Nation beſitzt allerdings nicht mehr die Kraft, daſſelbe durchzuführen. Allein Hunderttauſende, ja Millionen von Menſchen werden da und dort noch in derſelben Richtung erzogen, nicht blos in Spanien und Italien, ſelbſt in Ländern gemiſchten Glaubens, und ſogar unter den ſchützenden Falten des amerikaniſchen Sternenbanners. Nur zu viele Kinder habe ich ſelbſt kennen gelernt, deren Kraft durch die

römischen Pfaffen im zartesten Alter gebrochen und deren Lebensanschauung für immer verdorben war.

Keiner derjenigen Staaten, in welchen der Protestantismus vorherrschend wurde, wie Holland, Skandinavien und England führt uns ein ähnliches Bild raschen Verfalls vor die Augen, als das katholische Spanien. Allerdings werden auch die Kinder, welche dem überwiegenden Einflusse protestantischer Pfaffen anheimfallen, verschroben. Sie verlieren ihre natürliche Heiterkeit, indem sie sich in ihrem Geiste mit Dingen beschäftigen, die sie nicht verstehen, und welche sie ängstigen. Sie werden mißtrauisch und lieblos, weil sie zwischen Menschen ihres und andern Glaubens einen Unterschied machen, welcher mit reiner Menschenliebe unverträglich ist. Allein da den protestantischen Pfaffen nur zwei, den katholischen sieben Daumschrauben, genannt Sakramente zu Gebote stehen, haben diese in gleichem Maße eine größere Gewalt über die Gemüther und selbst über die äußeren Verhältnisse ihrer sogenannten Schaafe. Eine Lebenserfahrung, welche sich über zwei Welttheile und fünf Jahrzehnte erstreckt, hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß nur diejenigen Menschen ihre volle Geisteskraft besitzen und sie harmonisch entwickeln, welche sich rein erhielten von religiösem Unsinn oder denselben später vollkommen wieder abschütteten

§ 63. Portugal.

Die große Masse der Menschen ist zu sehr geneigt, die Gegenwart der Zukunft, und die materiellen Interessen denen der Freiheit und der Bildung unterzuordnen. Dennoch lesen wir auf jeder Seite der Geschichte, daß der Wohlstand nur im Gefolge der Freiheit und der Bildung begründet und erhalten werden kann. Wer nach den Schätzen der Erde trachtet, ohne Sinn für höhere Bestrebungen zu hegen, bedenke wohl, daß er sie sich nur durch Freiheitsmuth und Bildungsdrang zu sichern vermag. Allerdings mag ein glücklicher Spieler das große Loos gewinnen, wohl mag ein Dieb oder Gauner sich auf Kosten seiner Nebenmenschen bereichern. Allein nur die Bildung macht es ihm möglich, von seinem Wohlstand höhern Genuß zu ziehen und nur die Freiheit gewährt ihm Sicherheit gegen die Eingriffe habgieriger Despoten.

Die Geschichte Portugal's im Laufe dieses Zeitabschnitts macht uns alle diese Wahrheiten vollkommen anschaulich. Portugal war ein blühendes Reich, so lange es sich seine Unabhängigkeit bewahrte. Als es diese verlor, ging zugleich sein Wohlstand und diejenige Freiheit, welche ihm bis dahin seine Könige und Pfaffen gelassen hatten, verloren. Weil die Portugiesen es nicht verstanden, ihre Unabhängigkeit zu wahren, mußten sie sechzig Jahre lang eine fast unerträgliche Zwingherrschaft dulden. Im Laufe dieser Zeit verloren sie, zugleich mit ihrer Freiheit den frischen Geist, welcher sie zu kühnen Entdeckern gemacht hatte, einen großen Theil ihrer Kolonien, ihres Handels und ihrer Schiffahrt. Wenn sie den zehnten Theil derjenigen materiellen Mittel, welche sie als Knechte Spanien's zur Unterdrückung der Freiheit aller Völker der Erde unfreiwillig opferten, früher freiwillig dargebracht hätten, um sich die übrige zu bewahren, so wären sie nicht in so großes Elend versunken. Ja, hätten sie nur diejenige Thatkraft welche sie später an den Tag legten, um ihre verlorene Unabhängigkeit wiederzugewinnen, darauf verwandt, sie sich zu erhalten, als sie dieselbe noch besaßen, so hätten sie den trübsten Flecken in ihrer Geschichte leicht vermeiden können. Allein die meisten Völker greifen erst dann zu den Waffen, wenn sie schon angefangen haben, die bitteren Früchte der Unfreiheit zu genießen. Die Sorge künftiger Knechtschaft hat selten eine Nation zum Kampfe gespornt. Selbst die Niederländer mußten erst Alba's Blutgerüste und Mörderbanden in ihrer Mitte sehen, bevor die Verzweiflung ihren Muth stählte. Nicht durch einen klaren Blick in die Zukunft, sondern

durch die drückende Gegenwart werden die Völker angeregt, aus ihrem Alltagsleben heraus und auf das Schlachtfeld der Freiheit zu treten. Die Zahl der Männer, die mit ſicherm Blicke in die Zukunft ſchauen, iſt immer geringe. Die Maſſen opfern, von den Banden der Gegenwart umſchloſſen, gern dieſer jede Hoffnung und jede Befürchtung der Zukunft auf.

Unter Karl Emanuel (1495—1521) hatte ſich Portugal zu außerordentlichem Wohlſtande und zu einer mit ſeinen engen Grenzen kaum vereinbarlichen Höhe der Macht emporgeſchwungen. Durch kleinlichen Geiz trieb dieſer König jedoch den tüchtigen Seemann Ferdinand Magellanos, ſeine Dienſte der ſpaniſchen Regierung anzubieten. Mit Freuden nahm ihn Karl V. auf. Da der Papſt den Portugieſen zuerkannt hatte, was in öſtlicher Richtung und den Spaniern, was in weſtlicher entdeckt werden würde, ſo ſchlug Magellan dem Kaiſer Karl vor, in weſtlicher Richtung auf Entdeckungen auszugehen. Er entdeckte in der That die nach ihm benannte Straße, fuhr durch dieſelbe hindurch und kam ſo nach den indiſchen Inſeln. Er verlor zwar auf denſelben ſein Leben. Doch ſein Begleiter Cano kam auf dem Schiffe Victoria nach Spanien zurück und theilte dem Kaiſer die gemachten Entdeckungen mit. Der König von Portugal mußte den Spaniern 350,000 Dukaten bezahlen, um in den Beſitz der von Magellan entdeckten Gewürz-Inſeln zu gelangen.

Johann III. (1521—1554) genoß die Früchte der von ſeinen Vorgängern begünſtigten Entdeckungen und breitete dieſelben noch mehr aus. Doch legte er durch ſeine unſinnige Vorliebe für die Jeſuiten den Keim zu dem Verfalle Portugals.

Als er ſtarb, war dieſer Orden ſchon ſo mächtig, daß ſein Enkel und Nachfolger, der dreijährige Sebaſtian, vollſtändig der Obhut deſſelben anvertraut wurde. Der Kardinal Heinrich, Johann's III. Bruder, welcher zugleich Erzbiſchof von Braga, Evora und Liſſabon, Großinquiſitor und Regent war, ſchaltete im Lande, wie ein abergläubiſcher Pfaffe, und die Jeſuiten Don Aleris de Menezes und Don Ludwig de Camara verdarben den jungen König ſchon in den erſten Jahren ſeines Lebens ſo vollſtändig, daß er zwar ein vortreffliches Werkzeug in ihren Händen, allein durchaus unfähig wurde, ſein Land auch nur einigermaßen erträglich zu regieren. Er dachte nur an Kreuzzüge, gewaltſame Auerottung Andersglaubender und Ausdehnung der Macht der römiſch-katholiſchen Kirche. Schon im Jahre 1574 begann er als junger Mann von zwanzig Jahren einen Glaubenskrieg in Afrika, ohne jedoch im Kampfe mit den Mauren Erfolge von einiger Bedeutung zu gewinnen. Vier Jahre ſpäter (1578) miſchte er ſich, von zwei Kronbewerbern aufgefordert, in die Angelegenheiten von Marokko ein. Am 24. Juni 1578 ſegelte er mit einem Heere von beiläufig 16,000 Mann nach Tanger ab. Statt weiter zur See bis el Ariſche oder Larache vorzurücken, ſchlug er ſiegesgewiß den Weg durch die Sand-Ebene von Alcaſſarquivir ein. Während er ſich durch dieſe mühſelig hindurchſchleppte, überfiel ihn bei Alkantra oder Alkaſſar, fünfzehn Stunden von Larache, ein marokkaniſches Heer, welches mehr, als doppelt ſo ſtark war, als das ſeinige, und brachte den Portugieſen eine ſo furchtbare Niederlage bei, daß faſt Niemand übrig blieb, der ſichere Kunde von derſelben nach Portugal bringen konnte. Die Portugieſen hielten es für unmöglich, daß ihr König in einer Gott ſo wohlgefälligen Unternehmung das Leben habe verlieren können. Philipp II. aber, welcher Portugal ſich zueignen wollte, behauptete, ihm ſei Sebaſtian's Leiche in einem Kaſten zugeſchickt worden. Wäre dieſes wirklich der Fall, ſo wäre es nicht ſchwer geweſen, ſie zu erkennen. Keiner der überlebenden Kampfgenoſſen Sebaſtian's hatte ihn fallen ſehen, keiner wußte über deſſen Schickſale Bericht zu geben.

Kardinal Heinrich übernahm von neuem die Regierung. Als römiſcher Pfaffe that

er aber nichts, um die Unabhängigkeit Portugals ſicher zu ſtellen. Im Gegentheile beförderte er, ſo weit er konnte, die ehrgeizigen Pläne Philipp's II., denn dieſer galt damals für das Schwert und den Schild des Papſtthums. Der rechtmäßige Nachfolger Heinrich's war Antonio, der Sohn eines ältern Bruders Johann's III., über deſſen eheliche Geburt jedoch einige, leicht zu beſeitigende Zweifel obwalteten. Nach ihm hatte die Herzogin von Braganza, die Tochter des jüngſten Bruders Johann's III. die beſten Rechte. Philipp II. leitete ſeine Anſprüche von ſeiner Mutter, einer Schweſter Johann's III. ab. Seine Anſprüche waren daher unſtreitig am wenigſten begründet. Allein er hatte die Geiſtlichkeit, einen großen Theil des Adels und König Heinrich ſelbſt für ſich. Der Widerſpruch der Städte und des Volkes, welcher ſich ſchon zu Lebzeiten Heinrich's auf dem Reichstage zu Almeria kund that, blieb unbeachtet. Als König Heinrich (31. Januar 1580) ſtarb, hatte Philipp alles ſo vorbereitet, daß er den rechtmäßigen Thronerben Antonio mit leichter Mühe aus dem Felde ſchlug. Da aber das portugieſiſche Volk mit gutem Rechte die ſpaniſche Herrſchaft haßte, Philipp daher immer einen Aufſtand deſſelben befürchten mußte, Antonio überdies bisweilen von Frankreich einige Unterſtützung erhielt, ſo dauerte ein dem Kriege ähnlicher Zuſtand fort, bis der nächſte Erbe geſtorben war (1595). Nach deſſen Tode blieb das Haus Braganza, welches die Rechtmäßigkeit der Anſprüche der ſpaniſchen Habsburger auf Portugal niemals anerkannte, und der immer ſteigende Widerwille des portugieſiſchen Volkes gegen die Fremdherrſchaft Hemmniſſe, welche die Vortheile dieſer Erwerbung für Spanien mehr, als aufwogen.

Zur Zeit, da Portugal von Philipp II. verſchlungen wurde (1580), war die Macht Spanien's untergraben. Der Kampf mit den Niederlanden hatte ſchon zwölf Jahre gedauert, und der Schrecken, der früher vor den Waffen Philipps II. einhergegangen war, hatte ſich gelegt. Zur See hatten die Spanier ſehr empfindlich gelitten. Trotz der Gold- und Silber-Minen der neuen Welt war der Schatz des ſpaniſchen Staates immer leer. Er genügte nicht, die nothwendigſten Ausgaben zu beſtreiten. Die Unterwerfung Portugals gab den Niederländern erwünſchte Gelegenheit, auch die Kolonien und Schiffe dieſes Landes zu Zielpunkten ihrer kühnen Angriffe zu machen. Die Holländer nahmen den Portugieſen die Gewürz-Inſeln, verdrängten ſie aus dem Handel mit Japan, und riſſen ſogar zu deren Schaden den Kornhandel mit Italien an ſich. Selbſt durften ſich die Portugieſen nicht ſchützen. Die Spanier konnten ihnen keine Sicherheit gewähren. Je ſtolzer die Portugieſen auf ihre Entdeckungen zur See und ihre Kolonien geweſen waren, deſto mehr mußten ſie ſich gedemüthigt fühlen. Je bedeutendere Quellen des Wohlſtandes ihnen durch den Krieg mit Holland verſiegten, deſto allgemeiner wurde auch bei ihnen, wie in Spanien die Verarmung.

Wider ihren Willen mußten die Portugieſen an allen Niederlagen Theil nehmen, welche die Spanier Schlag auf Schlag in den letzten Zeiten Philipp's II., während der ganzen Regierung Philipp's III. und in den erſten Jahrzehnten Philipp's IV. hinter einander erlitten. Zu allen dieſen unvermeidlichen Uebeln kamen noch viele andere hinzu, welche der Uebermuth und die Käuflichkeit des Herzogs von Olivarez ihnen aufbürdete. Er führte mehr als dreihundert große Schiffe und mehr als tauſend metallene Kanonen aus dem Lande hinweg, drückte dieſes durch unerhörte Abgaben und zog deren Ertrag an ſich, ſo daß die Kaſſen Portugals immer leer und daher nicht im Stande waren, die erforderlichen Zahlungen zu leiſten. Die geiſtlichen Pfründen ertheilte der ſpaniſche Miniſter an Fremde. Die Klagen des Volkes wurden immer lauter. Doch nahm Olivarez auf dieſelben keine Rückſicht. Jetzt endlich erkannten die Portugieſen, und ſelbſt Adel und Geiſtlichkeit, daß die Fremdherrſchaft ein Uebel ſei. Der Aufſtand in Catalonien, welcher

zu dem Kriege mit den Niederlanden und mit Frankreich hinzurat, zwang die ſpaniſche Regierung, den Provinzen neue Opfer aufzuerlegen, und nahm alle ihre Kräfte dermaßen in Anſpruch, daß es den Portugieſen nicht ſchwer fallen konnte, das verhaßte Joch abzuwerfen.

Zwar hatte der Herzog Johann von Braganza, der Enkel jenes gleichnamigen Herzogs, welcher die jüngere der beiden nächſten Erbinnen des Königs Heinrich geehelicht hatte, nicht den nächſten Anſpruch an die portugieſiſche Krone, denn die ältere Schweſter, welche den Herzog Alexander Farneſe von Parma zum Gatten gehabt, hatte Nachkommen hinterlaſſen. Auch war Herzog Johann gar nicht geneigt, die drei Herzogthümer, und die großen ſonſtigen Reichthümer, die er in Portugal beſaß, auf das Spiel zu ſetzen. Allein es blieb ihm keine Wahl übrig. Fünfzig Häupter ritterlicher Familien und dreihundert angeſehene Bürger Liſſabons hatten den Beſchluß gefaßt, das ſpaniſche Joch abzuſchütteln. Selbſt der Erzbiſchof von Liſſabon nahm an der Verſchwörung Theil. Die ſpaniſche Regierung erhielt Kenntniß von derſelben, wagte es aber nicht, die Verſchworenen zur Verantwortung zu ziehen. Sie ſuchte vielmehr durch künſtlich gelegte Schlingen den Herzog von Braganza, den die Portugieſen als ihren rechtmäßigen König betrachteten, in ihre Gewalt zu bringen Inmitten der Gefahren, welche ihm die ſpaniſche Regierung und die portugieſiſchen Verſchworenen bereiteten, entſchloß er ſich nach einigem Zögern, lieber die letztere, als die erſtere zu beſtehen. Er hütete ſich wohl, in die Gewalt der Spanier zu fallen und täuſchte ſie durch leere Verſprechungen.

Am 1. December 1640 führten die Verſchworenen ihren wohl vorbereiteten Schlag in Liſſabon aus. Sie überfielen die ſpaniſchen Truppen und nahmen ſie ſämmtlich gefangen. Ein einziger Mann von der deutſchen Garde verlor beim Kampfe ſein Leben, und nur Vasconcellos, das verhaßte Werkzeug der ſpaniſchen Regierung in Liſſabon fiel als Opfer der Volkswuth. Schon am 6. December hielt Johann von Braganza in Liſſabon ſeinen feſtlichen Einzug. Die Stände des Reiches erkannten ihn (28. Januar 1641) förmlich an. Mit geringer Mühe trieb er die Spanier aus Portugal. Die canariſchen Inſeln und alle überſeeiſchen Beſitzungen kehrten zu Portugal zurück. Nur Ceuta blieb ſpaniſch und die Gewürz-Inſeln holländiſch.

Frankreich, Holland, England und Schweden erkannten ſofort Portugal als unabhängigen Staat und Johann als König deſſelben an. Die Spanier verſuchten umſonſt, Portugal wieder zu unterwerfen. Es blieb unabhängig. Allein es hatte im Laufe einer ſechzigjährigen Verbindung mit Spanien und unter ſeinen Königen Sebaſtian und Heinrich zu ſehr gelitten, als daß es ſeine frühere Blüthe hätte wieder einnehmen können. Portugal blieb ein geknickter Staat, und Johann IV. war gewiß nicht der Mann, welcher das unglückliche Land wieder aufrichten konnte. Seine erſte Regierungshandlung von Bedeutung war, daß er den Juden von Liſſabon Duldung verweigerte, obgleich ſie ihm eine bedeutende Geldſumme dafür anboten. Seine zweite, daß er unter dem Vorwande einer von Olivarez angezettelten Verſchwörung ſieben und vierzig Perſonen einkerkern ließ (5. Auguſt 1641). Sonderbarerweiſe erſchienen in dieſem Prozeſſe der Erzbiſchof von Braga, der Groß-Inquiſitor und mehrere portugieſiſche Große neben den Juden von Liſſabon als Mitſchuldige! Groß-Inquiſitor und Erzbiſchof wurden zu Gefängnißſtrafen verurtheilt. Die übrigen, Juden und Chriſten büßten die Angſt, welche ſie dem neuen Könige eingejagt hatten, mit dem Tode. Ob des Königs Schrecken begründet war, iſt zweifelhaft, da das Gerichtsverfahren durchaus tumultuariſch war. In keinem Falle konnten ſo viele Perſonen den Tod verdient haben. Die einzigen, welche vielleicht nach den Geſetzen des Landes deſſen ſchuldig waren: der Erzbiſchof und der Großinquiſitor, wurden ſchon bald begnadigt. Was läßt ſich von einem Könige erwarten, der als Stifter eines

neuen Königshauſes im erſten Jahre ſeiner Regierung ſo verfährt! Was von einem Volke, welches eine Revolution macht, um einen ſolchen Mann auf den Thron zu heben?.

Sechster Abſchnitt.

Frankreich.

§ 64. Franz I. (1515—1547).

Während des ganzen ſechszehnten Jahrhunderts waren Spanien und Frankreich unſtreitig die beiden größten Mächte der Erde. Um die Kämpfe, welche die Beherrſcher dieſer beiden Länder mit einander führten, drehte ſich die ganze Geſchichte der Völker, inſofern es ſich handelte um Landesgrenzen, Krieg und Frieden. Allein während Franz I. und Karl V. ſich befehdeten, trat zum erſten Mal ein dritter Kämpe auf das Schlachtfeld: der Geiſt der Zeit, der Freiheitsdrang oder wie man ihn ſonſt nennen mag. Er miſchte ſich nicht in die blutigen Schlachten, welche zu Bicocca und Pavia, zu Cerisolles und Saint Quentin geſchlagen wurden, er machte ſeine Geſchäfte im Stillen, und breitete ſeine Fittige über ganze Nationen aus. Nur zu frühe wurden die Tyrannen der Erde ſeiner gewahr, und ſuchten ihn zu vernichten. Allein ihre gegenſeitige Feindſchaft war zu heftig, als daß ſie mit voller Kraft dem Geiſte der Freiheit hätten die Spitze bieten können. Die Beherrſcher Spaniens erdrückten ihn im Keime, die Könige Frankreichs rangen mit ihm Jahrhunderte hindurch. Spanien ging darüber zu Grunde, Frankreich nahm trotz des langjährigen Kampfes unausgeſetzt an Macht zu. Verderblicher wirkten die Strafgerichte der ſpaniſchen Inquiſition, als alle franzöſiſchen Bürgerkriege, zu welchen die Verfolgungen der Proteſtanten führten.

Die Reformation, welche ganz Europa in Bewegung ſetzte, brachte auch in die Entwickelung des franzöſiſchen Reiches ein neues Lebens-Element. Nach wie vor ſuchten die Könige Frankreichs die Grenzen ihrer Macht nach Außen hin und im Innern zu erweitern. Dieſes Beſtreben war der rothe Faden, welcher ſich durch alle Kriege des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts hindurch zog. Es erhielt jedoch durch die religiöſen Bewegungen der Zeit einen eigenthümlichen Charakter, indem die Maſſen einen lebhaften Antheil an den Stürmen nahmen, welche über Europa hinweg brauſten.

Als Ludwig XII. ſtarb (1. Januar 1515), hatten ſich die Wogen noch nicht ganz gelegt, welchen der verrätheriſche Bund von Cambray*) künſtlich hervorgerufen, obgleich Venedig längſt aufgehört hatte, der Zielpunkt der Eroberungsgelüſte der Großmächte Europa's zu ſein. Frankreich war mit der Lagunenſtadt und mit England im Bunde, und die Beſtrebungen der Könige von Frankreich und Spanien waren auf das Herzogthum Mailand gerichtet. Leo X., welcher Julius II. auf dem päpſtlichen Stuhle gefolgt, war nicht minder ehrgeizig, als die weltlichen Fürſten ſeiner Zeit. Er wollte das Haus der Mediceer zu dem mächtigſten Italien's erheben und ordnete dieſem Wunſche jede andere Rückſicht unter.

*) Weltgeſchichte § 56. S. 358 f.

Kurz vor seinem Tode hatte Ludwig XII. ein furchtbares Heer gerüstet, mit welchem er in Italien einzubrechen gedachte. Franz I., welcher Ludwig XII. auf dem Throne folgte, ging mit ganzer Seele auf die Eroberungspläne seines Vorgängers ein. Er war voll von Ehrgeiz und noch zu jung, um die Uebel zu erkennen, welche im Gefolge dieser Leidenschaft unvermeidlich sind. Franz I. war der Enkel Johann's von Angouleme, eines Vatersbruders Ludwigs XII. Er hatte mit diesem lange auf einem sehr gespannten Fuße gelebt, sich jedoch später mit ihm versöhnt, und drei viertel Jahre vor dessen Tode seine älteste Tochter Claudia geehelicht, damit die Bretagne nicht durch sie, die Tochter der Anna von Bretagne, an ein anderes Haus gebracht würde.

Wir sind dem Könige Franz I. auf unserm Gange durch die Weltgeschichte schon oft begegnet, namentlich bei Gelegenheit der Kriege, die er mit Karl V. von Deutschland und Spanien führte. Franz war ein flacher, wilder, vergnügungssüchtiger Mensch von sehr mittelmäßigen Fähigkeiten. Er besaß sehr wenig Gewissenhaftigkeit, doch so treulos und falsch, als sein Gegner Karl, war er nicht. An Herrschsucht standen sich beide Fürsten ziemlich gleich, nur mit dem Unterschiede, daß Franz diese Leidenschaft im Schooße des Vergnügens oft vergaß, während Karl V. ihr bei Tag und bei Nacht, bei gesundem und krankem Leibe ununterbrochen fröhnte. Der Adel rühmte den König Franz, weil dieser an seine Günstlinge Millionen verschwendete, weil er den Aeußerlichkeiten des Ritterthums mit großem Anstande oblag, und überdies ein muthiger Mann und unverdrossener Krieger war. Die Gelehrten und Künstler priesen ihn, weil er nach dem Scheine trachtete, Beschützer der Künste und Wissenschaften zu sein, obgleich er für beide keinen Sinn hatte, die wahre Wissenschaft und die reine Kunst schon aus dem Grunde nicht fördern konnte, weil er im Dienste des alten und verknöcherten Pfaffenthums, der geistigen Bewegung seiner Zeit widerstrebte.

Die Erziehung des jungen Franz hatte Louise von Savoyen, seine Mutter geleitet. Sie behielt, so lange sie lebte, einen überwiegenden Einfluß auf ihren Sohn, und machte ihn zum Verderben Frankreich's geltend. Mehrere der größten Unfälle, welche über das Land hereinbrachen, namentlich der Verlust der Schlacht von Bicocca, der Verrath des Connetable von Bourbon, und in dessen Gefolge die Niederlage von Pavia und die Gefangennahme des Königs — lassen sich auf die Einmischung der ränkevollen und rachsüchtigen Louise von Savoyen in die Regierung Frankreich's zurückführen.

Die Kriege mit Spanien füllten fast die ganze Regierungszeit Franz I. aus. Die Schlacht von Marignano, welche er (13. 14. September 1515) gewann und der Frieden von Noyon, welcher bald darauf folgte (13. August 1516), brachten dem Könige der Franzosen keinen dauernden Gew nn, weil er versäumte, seinem Statthalter in Mailand, Odet de Foir, Herrn von Lautree die zur Bezahlung seiner Truppen nothwendigen Summen zu schicken. Die Folge davon war, daß er zu gleicher Zeit die Italiener mit Abgaben beschweren und sein Heer doch nicht bezahlen konnte. Die zum Aeußersten gebrachten Italiener verbanden sich mit den Feinden der Franzosen, und so ging für diese das mit so großem Aufwand von Gold und Blut erkaufte Herzogthum Mailand wieder verloren (1522). Franz I. ließ zwar den Intendanten der Finanzen, Semblançay, später (1529) hinrichten, allein dessen Verbrechen war nur gewesen, daß er die für Italien bestimmten 400,000 Thaler der Königin Louise auf deren dringendes Verlangen ausbezahlt hatte. Wäre er stark genug gewesen, der zu Paris allmächtigen Königin Mutter dieses Geld zu verweigern, so wäre er ohne Zweifel dafür etwas früher gehängt worden, oder doch in des Königs Ungnade gefallen. Er hätte dann allerdings das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung gehabt.

Semblançay fiel als Opfer der Ränke und der Habgier Louisens von Savoyen. Doch

Karl II. von Montpenſier, durch ſeine Gattin auch Herzog von Bourbon, dem ſie ein ähnliches Schickſal zugedacht hatte, ließ ſich nicht geduldig abſchlachten. Ihm hatte Louiſe die Würde eines Connetable verſchafft und wollte ihm noch mehr, Hand und Herz gewähren. Doch der junge Herzog fand die eine zu ſchmutzig und das andere zu abgenützt, als daß er geneigt geweſen wäre, die ihm zugedachte Ehre anzunehmen. Er ſollte dafür die Rache des erzürnten Weibes bitter empfinden. Sie bereitete ihm mit Hülfe ihres Sohnes; des Königs, eine Kränkung nach der anderen. Endlich galt es, ihm den größten Theil ſeines Vermögens, den Nachlaß ſeiner Wittwe, der Herzogin von Bourbon, zu entreißen. Der Kanzler Duprat war der Mann, deſſen ſich die Königin bediente, um den von ihr beabſichtigten Schandthaten den Schleier der Geſetzlichkeit umzulegen. Bourbon wußte wohl, daß das eingeleitete Gerichtsverfahren nur ein Gaukelſpiel war, welches hinter den Couliſſen von ſeiner Feindin geleitet wurde. Er war auch gewiß, daß dieſe nicht ruhen würde, bevor ſie ihn zu Grunde gerichtet habe. Ein hochherziger Freund der Freiheit und des Vaterlandes hätte ſich durch alle dieſe Verfolgungen nicht von dem Wege der Pflicht ablenken laſſen. Doch wie hätte am Hofe Franz I. ein ſolcher leben können? Bourbon ſuchte, gleich allen anderen Großen des Reiches, zuerſt ſeine perſönlichen Intereſſen zu fördern, und dachte in zweiter und dritter Reihe erſt an König und Vaterland. Als ihm daher Karl V. großartige Anträge machte, ihm ſeine Schweſter Eleonore als Gattin, eines der drei höchſten Aemter des ſpaniſchen Reiches und überdieß die Dauphine und die Provence als Königreich anbieten ließ, ſo verblendete ihn dieſe glänzende Ausſicht. Frühzeitig erhielt Franz I. von den zwiſchen dem Connetable und Karl V. gepflogenen Unterhandlungen Nachricht. Bourbon konnte dem Kaiſer nicht die verſprochene Hülfe gewähren. Von einem einzigen Edelmanne begleitet, flüchtete er ſich unter großen Gefahren aus Frankreich. Er brachte dem Kaiſer kaum eine andere Hülfe, als ſeine Perſon. Allein Bourbon war für ſich allein eine große Kraft. Ueberdieß beſaß er die mannigfaltigſten Beziehungen zu den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit, und ſelbſt ſeine Flucht aus Frankreich wurde von ſeiner Nation allgemein nicht ihm, ſondern ſeiner tückiſchen Gegnerin Louiſe zur Laſt geſetzt. Alles, nur nicht einen Bund mit dem Feinde ſeines Vaterlandes konnten ihm die Franzoſen verzeihen.

Doch Karl von Bourbon war nicht der Mann ruhiger Duldung, ſondern raſcher That. Er wurde der gefährlichſte Feind des franzöſiſchen Reiches und gewann für Karl V. den glänzenden Sieg bei Pavia (1525). Er brachte zuerſt den König der Franzoſen und bald darauf den Papſt zu Rom (1527) in die Gewalt des Kaiſers. In der Schlacht von Pavia ging die Blüthe des franzöſiſchen Adels zu Grunde. Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, welcher unter Franz I. und deſſen beiden Vorgängern der gefeiertſte Ritter Frankreich's und der ganzen Chriſtenheit geweſen war, erlebte die Niederlage von Pavia nicht mehr. In ſeiner Sterbeſtunde (1524) traf er noch mit Karl von Bourbon zuſammen und beſchämte ihn durch die gerechten Vorwürfe, die er dem Feinde ſeines Vaterlandes machte. Trotz des hohen Ruhmes, welchen Bayard ſeit langen Jahren errungen, hatte er niemals eine Oberbefehlshaberſtelle erhalten. Alle Auszeichnungen blieben den Günſtlingen des Königs und ſeiner Buhlerinnen. Unter ihnen nahmen Diana von Poitiers und Anna von Piſſeleu den oberſten Rang ein. Diana war die Tochter des Johann von Poitiers, Grafen von St. Valier, welcher wegen ſeiner Verbindung mit dem Connetable von Bourbon zum Tode verurtheilt worden war. Diana that einen Fußfall vor dem Könige, um ihres Vaters Leben zu retten. Franz I. gewährte ihre Bitte, doch die Tochter bezahlte ſie mit ihrer Ehre. Männer von wahrem Werthe konnten in dem Dunſtkreiſe des Hofes Franz I. unmöglich leben. Wer nicht eine der königlichen Buhlerinnen, zu welchen, wenn ſchon in einem andern Sinne auch die Königin Louiſe gehörte,

auf seiner Seite hatte, war niemals sicher, mit Schimpf und Schande seine Stelle zu verlieren. So kam es, daß die drei Männer, welche für die Finanzen, das Kriegswesen und die Seemacht Frankreich's die größte Bedeutung hatten: Semblançay, Bourbon und Doria, obgleich in gesetzlicher Form, theils ermordet, theils in's feindliche Lager getrieben wurden.

Nur mit Hülfe Doria's konnte Franz I. hoffen (1528) seine in Unter-Italien gemachten Eroberungen zu behaupten. Statt diesen verdienstvollen Seemann und unersetzlichen Verbündeten mit der äußersten Rücksicht zu behandeln, gestattete der König, daß untergeordnete Geister ihm gerechten Grund zur Unzufriedenheit gaben. In unglaublicher Verblendung gedachte Franz sich des genuesischen Admirals zu entledigen, dessen Flotte aber in seinen Diensten zu behalten. Allein er verlor zu gleicher Zeit den Admiral, die Flotte, die Stadt Genua, seine Eroberungen und sein ganzes Heer in Unter-Italien.

Derartiger grober Verstöße gegen die Staatsklugheit machte sich Karl V. niemals schuldig. Wenn wir uns diese Zustände des französischen Hofes vergegenwärtigen, so können wir es nur der Ergebenheit und dem Muthe der Nation zuschreiben, daß die Niederlagen, welche sie erlitt, nicht zu weit größeren Verlegenheiten und weit dauernderen Nachtheilen führten, als dieses wirklich der Fall war.

Mit derselben Leichtfertigkeit, welche in den auswärtigen Verhältnissen vorwaltete, führte Franz I. auch die innere Verwaltung des Reiches. So lange das eigentliche Streben und die Richtung der geistigen Bewegung nicht klar erkannt war, begünstigte Franz sogar dieselbe, und zwar nicht bloß in Deutschland, wo er sich ihrer gegen den Kaiser zu bedienen suchte, sondern auch in Frankreich. Er stellte mehrere Protestanten als Lehrer an dem königlichen Collegium an, das er zu Paris gründete. Als aber die Päpste anfingen, gegen die neue Lehre zu wüthen, besaß Franz I. weder Einsicht noch Kraft genug, der Verfolgungssucht der römischen Pfaffen ein Ziel zu stecken. Rasch hatte sich durch die natürliche Kraft der Wahrheit die neue Lehre in Frankreich ausgebreitet. In des Königs Schwester Margarethe, der Wittwe des Herzogs von Alençon, welche später den König Heinrich Albret von Navarra ehelichte, fanden die Protestanten, welche in Frankreich den Namen Hugenotten, man weiß nicht genau, warum, erhielten, eine eben so umsichtige, als treue Beschützerin. Sie hatte zur Zeit der Gefangenschaft des Königs mit seltener Kraft den der Verzweiflung nahen Bruder getröstet und war den ihr von Karl V. gelegten Schlingen mit überlegener Geistesgegenwart entgangen. Franz I. war ihr zum Dank verpflichtet, und wagte nicht, sie zum Aeußersten zu treiben. Margarethe ließ sich die Reden gefallen, welche ihr Bruder, unter dem Einflusse der römischen Pfaffen, an sie richtete. Das hielt sie aber nicht ab, Protestanten die wichtigsten geistlichen Stellen in ihrem kleinen Reiche zu verleihen und ihnen die Erziehung ihrer Kinder anzuvertrauen. So wurde das kleine Navarra ein Bollwerk der Protestanten, von welchem aus sich deren Lehren über ganz Frankreich verbreiteten. Umsonst bemühte sich aber Margaretha ihren Bruder für die Reformation zu gewinnen. Eine Zeit lang hoffte sie, er werde einwilligen, Melanchthon anzuhören. Doch der Kardinal von Tournon wußte es zu verhindern und bestimmte selbst den König, einem Auto-da-fe beizuwohnen, ähnlich denjenigen, welche im Süden der Pyrenäen an der Tagesordnung waren. Im Jahre 1535 frischte Franz I. die alten Verordnungen gegen die sogenannten „Ketzer" wieder auf, und führte neue, noch blutigere hinzu. Er verbannte von seinem Hofe alle Anhänger der neuen Lehre. Als in einer Nacht ein Anschlag an allen Kirchenthüren der Hauptstadt Paris und von Blois, wo Franz damals Hof hielt, gefunden wurde, welcher auf die Abgeschmacktheiten des Meßopfers hinwies, ließ er sechs Männer, welche die Glaubensrichter zu verurtheilen für gut fanden, langsam verbrennen, wohnte mit seinen drei Kindern und seinem ganzen Hofstaate

dem Henkerſchauſpiele bei und ergriff dieſe Gelegenheit, in tönenden Redensarten vom katholiſchen Glauben zu ſchwätzen.

Bei den Proteſtanten Deutſchland's ſuchte ſich Franz I. dadurch zu entſchuldigen, daß er einen Unterſchied zwiſchen Calviniſten und Lutheranern machte und behauptete, die Calviniſten ſtänden den Lutheranern nicht minder ferne, als den Katholiken. Da er übrigens nicht hoffen konnte, die deutſchen Proteſtanten durch dieſe Redensarten zu beruhigen, ſo milderte er zu gleicher Zeit die härteſten der von ihm erlaſſenen Glaubensgeſetze.

Die Reformation, welche ſich in den benachbarten Niederlanden, in Deutſchland und in Navarra Bahn brach, ließ ſich in Frankreich durch keine Geſetze Gewalt anthun. Von Jahr zu Jahr breitete ſie ſich mehr aus, namentlich im ſüdlichen Frankreich, wo die Albigenſer und Waldenſer ihr den Grund vorbereitet hatten.

Je mehr Anhänger die Proteſtanten in Frankreich fanden, deſto wilder entbrannte die Wuth der römiſchen Pfaffen. Zuerſt brach ſie gegen die unglücklichen Ueberreſte der Waldenſer los. Dieſe hatten ſich vor drei Jahrhunderten an den Grenzen der Provence und der Grafſchaft Venaiſſain niedergelaſſen und hatten daſelbſt friedlich gelebt. Im Jahre 1541 erließ das Parlament von Aix gegen ſie einen Mordbefehl, welchen Johann Meinier, Baron von Oppede, erſter Präſident jenes Parlaments, mit Genehmigung des Königs Franz (1546) vollziehen ließ. Die Menſchen, welche ſich die Diener der Kirche und des Staates nannten, überfielen die Opfer pfäffiſcher Verfolgungswuth, brannten zwei und zwanzig ihrer Dörfer oder Weiler nieder und ermordeten, ohne Unterſchied des Geſchlechts und des Alters Frauen, Greiſe und Kinder. In Cabrieres, einem Hauptorte des Bezirks, ſchlachteten die römiſch-katholiſchen Chriſten kaltes Blutes ſieben hundert Männer ab. Die Frauen verbrannten ſie in einer Scheune. Nach dem Wortlaute des Urtheils riſſen die Barbaren die Häuſer der Waldenſer nieder, hieben ihre Wälder ab, riſſen die Bäume der Gärten aus, und verwandelten das einſt ſo blühende Land in eine Wüſte. Das war die erſte Folge des Pariſer Glaubenswerkes! Die Pfaffen konnten wohl den leichtfertigen König Franz beſtimmen, das ſchauderhafte Urtheil des Parlaments von Aix zu genehmigen, allein die Stimmen der Entrüſtung, welche in ganz Frankreich wiederhallten, nicht erdrücken. Dieſe drangen bis zu des Königs Ohren und mußten, wenn er noch eine Spur von Menſchlichkeit beſaß, die letzten Tage ſeines Lebens mit allen Schreckniſſen der Hölle, an welche er glaubte, erfüllen.

So begannen in Frankreich die Mordthaten, deren die Katholiken ſich gegen die Proteſtanten in immer ſteigendem Maße ſchuldig machten. Das Blutbad von Cabrieres genügt allein, das Gedächtniß des Königs Franz mit Schimpf und Schande zu bedecken. Wie Kaiſer Karl in den Niederlanden, ſo gab König Franz in der Provence das Zeichen zu jenen maſſenhaften Abſchlachtungen des Glaubens wegen, welche die Kirche, zu deren Schutze ſie befohlen wurden, ſo tief mit Blut erfüllte, daß es nie mehr von ihr abgewaſchen werden kann. Kurz nach den Mordſcenen der Provence ſtarb Franz I. (1547) im vier und fünfzigſten Jahre ſeines Lebens, dem vier und dreißigſten ſeiner Regierung.

Die Kriege, welche er mit Karl V. führte, und die Friedensverträge, die er mit ihm ſchloß, haben wir in der Geſchichte Spanien's*) ſo ausführlich, als ſie es verdienten, geſchildert. Sie machten ihm wenig Ehre, doch ruht auf ihnen nicht derſelbe bittere Tadel, welcher die innere Verwaltung ſeines Reiches trifft. Wenn ungeachtet aller Fehlgriffe, Leichtfertigkeiten und Schandthaten, welche das Leben des Königs Franz in faſt ununterbrochener Reihe bezeichnen, franzöſiſche Schriftſteller denſelben noch immer rühmen und preiſen, ſo deutet dieſes nur an, wie niedrig in unſeren Tagen noch der Standpunkt der meiſten Geſchichtſchreiber, und wie falſch der Maßſtab iſt, welchen ſie an Kaiſer und Könige legen.

*) S. oben § 58. S 382.

§ 65. Heinrich II. und Franz II. (1547—1559—1560)

Franz I. hatte den französischen Reformirten gegenüber eine sehr feindliche Stellung eingenommen. Er hatte die Protestanten Deutschlands gegen Karl V. aufgehetzt und ihnen gute Worte gegeben, er hatte sich sogar mit Mohammedanern gegen den deutschen Kaiser und spanischen König verbunden, sein ganzes Leben war eine Reihe von Thaten, welche bezeichnen, daß Franz für Religion ganz eben so wenig Sinn und Neigung hatte, als für Sittenreinheit. Die Strenge, welche die französischen Protestanten in ihrem Lebenswandel bekundeten, und welche die allgemein herrschende Leichtfertigkeit noch schärfer hervortreten machte, war ihm unbequem. Die katholische Religion paßte weit besser zu seiner ganzen Persönlichkeit, als die protestantische. Sie machte es ihm am leichtesten, über seine zahlreichen kleinen und großen Sünden hinwegzukommen, ohne seinen Neigungen Gewalt anthun zu müssen. Er konnte schon aus dem Grunde die katholische Kirche nicht verlassen, weil er die Ehre hatte, deren ältester Sohn genannt zu werden, und weil er bei seinen mannichfaltigen, auf Italien berechneten Eroberungsplänen dem Papste nicht vor den Kopf stoßen durfte.

Sein Sohn, Heinrich II, welcher ihm, im Alter von neun und zwanzig Jahren, auf dem Throne folgte, war nicht, wie Karl's V. Sohn, Philipp II., der Vater in einer verstärkten, sondern vielmehr in einer sehr abgeschwächten Auflage. Die Reformation mußte daher, ganz abgesehen von dem Nationalcharakter, schon wegen der Verschiedenheit des Charakters der Herrscher, unter welchen sie sich zu entwickeln begann, ganz andere Erfolge im Norden, als im Süden der Pyrenäen haben.

Philipp II. war die Religion in weit höherem Maße, als seinem Vater Karl V. Herzensangelegenheit. Sie bildete einen entscheidenden Beweggrund bei allen seinen Regierungshandlungen, während Heinrich II. nur ausnahmsweise sich mit der Religion beschäftigte und ihr, neben seinen Eroberungsplänen, eine sehr untergeordnete Stelle anwies. Doch Frankreich war das Mutterland der Jesuiten. In Paris hatte Ignatius Loyola die ersten Keime seines Ordens gelegt.*) Frühzeitig hatten sich dessen Sendlinge in Frankreich festgesetzt und die Gemüther zum Hasse gegen die Reformirten entflammt. Heinrich II. war selbst keines religiösen Fanatismus fähig. Er hatte mehr Neigung zu dienen, als zu herrschen. Er unterwarf sich mit Vergnügen der Leitung der Buhlerin seines Vaters, der bekannten Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois und des alten Connetable von Montmorency, den sein Vater verbannt hatte, welchen Heinrich aber unmittelbar nach seiner Thronbesteigung an seinen Hof berief. Je schwächer des Königs Charakter war, desto kühner erhoben dessen Günstlinge ihre Häupter und desto freieres Spiel hatten die Parteien, welche sich um sie bildeten. An der Spitze derselben standen: Diana von Poitiers, der Connetable, die Guisen, der Marschall von St. André und die Königin Katharina von Medicis, des Königs Gemahlin. Diana von Poitiers gründete ihre Macht auf die Zuneigung Heinrich's, mit dem sie seit langer Zeit in sehr innigen Beziehungen gestanden war. Der Connetable von Montmorency pochte auf seine langjährigen, dem Vaterlande und dem Könige geleisteten Dienste. Die Guisen waren mächtig durch ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse, durch den Einfluß der Jesuiten und der Päpste, welche in ihnen hinwiederum ihre festesten Stützen hatten und durch ihre großen Talente, die sich unter allen Verhältnissen Bahn gebrochen hätten. Am schwächsten unter allen Parteien waren, zu Heinrich's II. Zeiten, diejenigen der Königin Katharina und des

*) S. oben § 26. S. 193.

Marſchalls St. André. Die bedeutendſten Perſönlichkeiten unter allen, welche am Hofe Heinrich's II. glänzten, waren die beiden Brüder Guiſe. Die Familie Guiſe war ein lothringiſches Geſchlecht. Den Herzog Anton von Lothringen*) haben wir ſchon oben im Bauernkriege kennen gelernt. Sein jüngerer Bruder, der Herzog Claudius von Guiſe, war der Vater der beiden franzöſiſchen Parteihäupter ſeines Namens. Das älteſte derſelben, Franz, welcher bis zum Tode ſeines Vaters (1550), den Titel Graf von Aumale führte und erſt ſpäter ſich Herzog von Guiſe nannte, war einer der fähigſten Kriegsleute ſeiner Zeit und verſtand es zugleich, die Gunſt der Großen und des großen Haufens zu gewinnen. Sein Bruder Karl, der Kardinal von Lothringen, war ein ſchlauer Pfaffe und ein gewandter Unterhändler.†) Drei andere Brüder deſſelben Hauſes erwähnen wir nicht. Durch Vermittlung der Diana von Poitiers brachte der alte Herzog Claudius von Guiſe die Vermählung ſeiner Tochter, der verwittweten Herzogin von Longueville mit dem Könige Jakob V. von Schottland zu Stande. Seine beiden Söhne hoben das Anſehen ihres Hauſes noch mehr, indem ſie die Verlobung ihrer Nichte, der Tochter Jakob's V. mit dem Daupbin Franz durchſetzten.

Eine der erſten Thaten Heinrich's II. war die Verbannung und Plünderung der Nebenbublerin der Diana von Poitiers, der Anna von Piſſeleu, Herzogin von Eſtampes. Die oberſten Häupter des Staates, die Guiſen und Diana von Poitiers theilten ſich in den Raub. Doch ſo reich die Herzogin von Eſtampes auch geweſen war, ihr Vermögen genügte den habſüchtigen Höflingen Heinrich's II. lange nicht. Mit unerſättlicher Gier ſtürzten ſie ſich auf die Güter der Proteſtanten, welche die Anordnungen Franz' I. ihnen preisgaben. Indem ſie ſich durch dieſelben bereicherten, ſtellten ſie ſich an, als wären ſie beſonders gute Katholiken. Wie bequem iſt doch die Religion, welche zugleich die Habgier und die Eitelkeit in ſolcher Weiſe befriedigt!

Als Heinrich II. den Thron beſtieg, war Frankreich im Frieden mit allen Staaten Europa's. Doch bald ſchon brach der Krieg von neuem aus. Franzöſiſche Hülfsgelder waren es, mit welchen Moritz von Sachſen ſeine Heere bezahlte und den Paſſauer und Augsburger Religionsfrieden erkämpfte.‡) Doch mußte Deutſchland die geleiſtete Hülfe theuer mit den Städten Cambray, Metz, Toul und Verdün bezahlen. Gerne hätte Heinrich damals ſchon das ganze linke Rheinufer an ſich geriſſen. Sein Plan ſcheiterte aber an der allzugroßen Frechheit des Connetable's Montmoreney. Der Krieg dauerte mit abwechſelndem Glücke fort bis zum Waffenſtillſtande von Vaucelles (1556‖), welcher übrigens nicht von langer Dauer war, indem Heinrich II. den Einflüſterungen der Guiſen und des Papſtes Paul's IV. Gehör ſchenkte, und denſelben brach.

Die Franzoſen erlitten raſch hintereinander die furchtbarſten Niederlagen bei St. Quentin (1557) und Gravelingen (1558). Sie wurden mit großem Verluſte aus Italien vertrieben. Im Frieden zu Chateau-Cambreſis§) wurde in der Hauptſache der Beſitz zur Zeit des Waffenſtillſtandes von Vaucelles als Richtſchnur angenommen. Doch Calais, welches die Franzoſen im Laufe des Krieges, an dem auch die Engländer auf Seiten der Spanier Theil genommen hatten, blieb ihnen.

Während Heinrich II. die deutſchen Proteſtanten in ihrem Kriege gegen Kaiſer Karl V. unterſtützte, wüthete er in Frankreich gegen ihre Glaubensbrüder. Schon im erſten Jahre ſeiner Regierung erließ Heinrich eine haarſträubende Verordnung „gegen die Gotteslästerer und Ketzer," in welcher beſtimmt wurde, daß den Erſteren die Zunge mit einem glühenden Eiſen durchſtochen, die Letzteren lebendig verbrannt werden ſollten. Allerdings war es nicht möglich, dieſelbe ihrer ganzen Strenge nach zur Ausführung zu bringen, denn

*) S. § 7. S. 62. †) S. oben § 23 S. 179. ‡) S. oben § 12. S. 97. § 33. S. 245.
‖) S. § 58 S. 382. §) S. oben § 59. S. 393.

damals zählten die Protestanten schon zu viele Gönner und Freunde im Schooße der Gerichte, des Adels und selbst des Hofes. Allein da und dort, wo wüthende Katholiken durch den Einfluß der Protestanten nicht in Schranken gehalten wurden, verübten sie, unter dem Schutze der Gesetze, die furchtbarsten Grausamkeiten an den Gegnern ihres Glaubens. Der König duldete nicht blos diese Schandthaten, er ermuthigte die Richter auch zu solchen.

Der Connetable von Montmorency war nicht minder verfolgungssüchtig, als die Guisen. Heinrich II. vergaß schnell die wichtigen Dienste, welche ihm die Protestanten im Kriege mit den Spaniern geleistet hatten. Doch nicht lange konnte er der katholischen Partei zum Werkzeuge der Zerstörung dienen.

Während der Feierlichkeiten, die zu Ehren der Hochzeit seiner Tochter, der Prinzessin Elisabeth, mit dem Könige Philipp II. von Spanien zu Paris stattfanden, brach der König eine Lanze mit Montgommery, Grafen von Lorges, einem Hauptmanne seiner Garde. Er hatte seinen Helm nachlässig aufgesetzt und das Visier nicht fest geschlossen. Nachdem die Lanze Montgommery's auf dem Brustharnische des Königs abgebrochen war, gerieth der Schaft an das Visier, das sich öffnete, statt den Stoß abzuwenden. Die Lanzensplitter drangen dem König durch das Auge tief in das Gehirn. Vierzehn Tage nach dem Turniere war Heinrich II. eine Leiche.

Am 10. Juni 1559 hatte der König die Parlamentsräthe Dufaur und Bourg in eigener Person, während der Sitzung des Gerichtshofes verhaften lassen und gegen sechs andere Räthe Verhaftsbefehle geschleudert. Es war eine Scene, ähnlich derjenigen, welche sein Vater Franz I. aufgeführt hatte, als er sechs Protestanten lebendig verbrennen ließ. Franz I. hatte die schändlichste That seiner Regierung nicht lange überlebt. Heinrich II. wurde schon vierzehn Tage nach seinem „Glaubenswerke" auf das Krankenbett geworfen. Er starb einen Monat darauf, am 10. Juli 1559.

Die Verwaltung Heinrich's war in mehr als einer Rücksicht für Frankreich sehr verderblich gewesen. Bis zu seiner Zeit waren die Abgaben, welche die Franzosen zu zahlen hatten, verhältnißmäßig sehr leicht. Die gesammte ordentliche Staatseinnahme betrug nicht mehr, als sechs Millionen einmal hundert acht und vierzig tausend Livres, wovon drei Millionen acht mal hundert neun und achzig tausend auf die Grundsteuer, und der Rest auf die Domänen, Salzsteuer und Accise gingen. Die ordentliche Ausgabe betrug nicht ganz vier und eine halbe Millionen, und die außerordentliche etwas weniger. Die außerordentliche Einnahme betrug 2½ Millionen, so daß Ausgabe und Einnahme sich fast ausglichen. Allerdings hatte der französische Livre damals drei zwei drittelmale größeres Silbergewicht, als in unseren Tagen, auch gehörten dazumal die Provinzen Roussillon, Elsaß, Artois, Flandern, Hennegau, Franche-Comté und Lothringen noch nicht zu Frankreich. Dennoch zeigt das Budget aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, wie sehr seitdem die Kosten der Verwaltung und der Luxus der regierenden Herren zugenommen hat. Für seine Person verbraucht Ludwig Napoleon mehr, als die gesammte außerordentliche und ordentliche Einnahme Frankreich's zur Zeit Heinrich's II. betrug. So lange einzelne Wenige Millionen vergeuden, müssen die Massen die nothwendigsten Lebens-Bedürfnisse mit ihrer Gesundheit und Lebenskraft bezahlen. Unter Heinrich II. wurde der Verkauf von Aemtern zuerst in größerem Maßstabe betrieben. Kein Mittel, Geld zu erpressen wirkte so verderblich auf die Verwaltung des ganzen Reiches ein.

Vergebens widersetzten sich die Parlamente. Sie hatten in Frankreich niemals die Kraft, den Uebergriffen der Regierung Schranken zu ziehen. Heinrich's ältester Sohn, Franz II., war noch nicht volle sechszehn Jahre alt, als er seinem Vater auf dem Throne folgte, und war schon mit der Königin von Schottland, Maria Stuart, verheirathet. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er bald kinderlos starb. Diese Thatsachen

genügen aber, anſchaulich zu machen, in wie ſchlechten Händen das Schickſal Frankreichs und des jungen Königs lag. Vergebens hatte der alte Connetable Anne von Montmorency, während der Krankheit des Königs geſucht, die franzöſiſchen Prinzen zu vereinigen, um dem Uebergewichte der Guiſen die Spitze zu bieten. Anton von Bourbon, König von Navarra, der nächſte Erbe der franzöſiſchen Krone nach den jüngeren Brüdern des Königs, war ein durchaus unfähiger Menſch, welcher, ſtatt an die Gegenwart und deren Bedürfniſſe, nur entweder an die vergangene Größe des Reiches Navarra dachte, oder ſich in ſinnloſen Träumen künftiger Größe wiegte. Die Guiſen bemächtigten ſich, als Oheime der Königin, ſchnell der geſammten Staatsgewalt. Daſſelbe Schickſal, welches Diana von Poitiers der Herzogin von Eſtampes nach Franz I. Tode bereitet, hatte ſie ſelbſt jetzt, nach Heinrich's II. Tode zu erdulden. Es half ſie nichts, daß einer der Guiſen, der dritte unter den Brüdern, Claudius Herzog von Aumale, eine ihrer Töchter geehelicht, und daß ſie das ganze lothringiſche Haus mit Wohlthaten überhäuft hatte. Da Diana, nach Heinrich's II. Tode, keine Macht mehr beſaß, opferten die Guiſen dieſe Frau dem Haſſe der Königin-Mutter, Katharina von Medicis auf.

Diana von Poitiers mußte mit ihren Anhängern den Hof verlaſſen. Sie konnten alle nur dadurch einen Theil ihres Vermögens retten, daß ſie auf den anderen zu Gunſten der Guiſen und ihrer Kreaturen Verzicht leiſteten.

Die Königin Mutter hielten die Guiſen von der Regierung ferne, indem ſie dieſelbe als eine Ausländerin verſchrieen. Den erſten Prinzen von Geblüte, Anton von Bourbon, ſchüchterten ſie dermaßen ein, daß er froh war, unter dem Vorwande einer Sendung nach Spanien, von Paris wieder fort zu kommen. Der alte Connetable Montmorency mußte gleichfalls den Hof meiden. Katharina, welche ſich nicht ruhig um ihren Einfluß auf ihren Sohn bringen laſſen wollte, mußte fremde Hülfe ſuchen. Der Uebermuth der beiden Brüder Guiſe vereinigte raſch einen großen Theil des katholiſchen Adels gegen ſie. Die Calviniſten mußten in dem jeſuitenfreundlichen Brüderpaare ihre gefährlichſten Gegner erkennen. An ihrer Spitze ſtand die Gemahlin des ſchwachen Königs Anton von Navarra, die muthige und entſchiedene Johanna von Albret, der Prinz Ludwig von Condé, König Anton's Bruder und die drei Brüder von Chatillon. Dieſe Letzteren allein beſaßen Charakterſtärke und Fähigkeiten, welche ſie in den Stand ſetzten, den Guiſen die Spitze zu bieten. Der Admiral von Coligny und deſſen jüngerer Bruder d'Andelot waren beide ausgezeichnete Kriegshelden. Sie beſaßen jene unerſchütterliche Feſtigkeit und ausdauernde Beharrlichkeit, welche die Katholiken nicht zu überwinden hoffen konnten. Der Cardinal von Chatillon, Biſchof von Beauvais gab der ganzen franzöſiſchen Geiſtlichkeit ein großes Beiſpiel, indem er das Gewicht ſeines Namens in die Wagſchaale der Reformation legte.

Der Prinz von Condé nannte ſich öffentlich das Haupt der in ganz Frankreich verbreiteten franzöſiſchen Gemeinde und ſchützte in ſeiner Reſidenz Ferté, in der Champagne, die Abgeordneten derſelben, welche dort zuſammen trafen, um gemeinſchaftliche Berathungen zu pflegen und ihre Partei zu organiſiren. Die franzöſiſchen Calviniſten ſtanden in unausgeſetztem Briefwechſel mit Calvin und wurden von Theodor Beza, der ſich häufig in ihrer Mitte befand angefeuert, ſich in ihrem Glauben nicht beeinträchtigen zu laſſen.

Die vielen Adeligen, welche gewöhnt geweſen waren, ſich an der Sonne des Hofes zu wärmen, welche die Guiſen aber von allem Einfluſſe fern hielten, zürnten dieſen ohne alle Rückſicht auf die Religion. Die Calviniſten dagegen, welche aller Orten, wo ſie nicht mächtige Beſchützer oder das Uebergewicht hatten, auf's blutigſte verfolgt wurden, hatten nur zu gute Gründe, dem auf ihnen laſtenden Drucke mit dem Schwerte in der Hand entgegen zu treten. Es iſt ſehr unſinnig, die Katholiken, welche darauf ausgingen, die Proteſtanten mit Gewalt auszurotten, auf gleiche Stufe mit dieſen ſetzen zu wollen. Die

Reformirten verlangten nichts weiter, als Duldung. Sie wollten nur das ewige und unveräußerliche Menschenrecht der Glaubensfreiheit geltend machen. Sie waren insofern vollkommen in ihrem Rechte. Die Katholiken dagegen, welche Verbrennungskommissionen (chambres ardentes) durch ganz Frankreich schickten und das Bekenntniß der protestantischen Religion als ein Verbrechen bestraften, waren selbst dann im Unrechte, wenn sie als bestellte Diener des Königs die von demselben erlassenen Gesetze vollzogen. Doch der Parteihaß und die Wuth der Pfaffen bekümmerte sich gewöhnlich sehr wenig um königliche Gesetze. Dem aufgeregten Pöbel schien das Verfahren der Gerichte oft viel zu langsam. Er folgte dem Beispiele und der Aufmunterung der Machthaber seiner Partei und fiel über die Protestanten her, wo er glaubte, sie ungestraft ermorden und berauben zu können. Wenn diese den Umständen nach die beklagenswerthesten Grausamkeiten begingen, so ist zu bedenken, daß sie auf's äußerste gereizt wurden. Die Hugenotten waren nicht die Angreifer, sie vertheidigten sich nur, und sind daher wohl zu entschuldigen, wenn sie, aufgeregt durch die an ihnen verübten Grausamkeiten, das Maß der Nothwehr in einzelnen Fällen überschritten. In Frankreich, wie in Deutschland und in den Niederlanden, waren die Protestanten jederzeit bereit, die Waffen niederzulegen, falls ihnen die Katholiken Glaubensfreiheit bewilligen würden. Diese hatten es daher immer in ihrer Macht, den Frieden herzustellen. Doch sie ruhten nicht, bis sie die Hugenotten fast gänzlich ausgerottet hatten.

Allerdings mischten sich in Frankreich, wie in allen Ländern mannichfaltige persönliche Leidenschaften in den Kampf. Dieses war aber auf Seiten der Katholiken in weit höherem Maße der Fall, als auf Seiten der Protestanten. Die meisten der Letzteren, namentlich die drei Chatillons, brachten der Sache der Glaubensfreiheit die größten persönlichen Opfer, setzten sich ihr ganzes Leben lang Gefahren und Verfolgungen aus und fanden niemals einen anderen Lohn, als das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht.

Jeder Mensch, jede Gemeinde und jede Nation ist aufgefordert, unter allen Verhältnissen ihre ewigen und unveräußerlichen Rechte zu behaupten. Wenn dazu Gewalt erforderlich, so ist deren Anwendung vollständig gerechtfertigt, und wenn nur List zum Ziele führen kann, so ist auch diese nicht zu verwerfen. Nur Verrath, Gift und Dolch lassen sich auch gegen die schlimmsten Despoten im Allgemeinen nicht gut heißen.

Der furchtbare Druck, welcher auf Frankreich lastete, machte es allen Freunden der Freiheit und des Vaterlandes zur Pflicht, sich dagegen zu erheben. Die berühmte Verschwörung von Amboise, deren Zweck war, den schwachen König Franz II. inmitten seiner beiden Vormünder und Oheime aufzuheben, die Guisen vom Hofe zu entfernen und mit Hülfe der Stände eine bessere Regierung einzurichten, war daher im Prinzipe nicht zu tadeln, obgleich die Ausführung viel zu wünschen übrig ließ und mißglückte. Die Guisen erhielten von der Verschwörung frühzeitig Kenntniß, überwachten deren Entwickelung und benutzten die Gelegenheit, so viele ihrer Gegner, als sie irgend konnten, in's Verderben zu stürzen.

Die Leitung des ganzen Planes übernahm ein Edelmann, Namens la Renaudie. Da derselbe an der Spitze seiner Truppen das Leben verlor, und keine Papiere von Bedeutung aufgefunden wurden, so ist bis auf diesen Tag nicht ausgemacht, wer die eigentlichen Anstifter des Unternehmens waren. Um die Verschworenen in die Falle zu locken, begab sich der Hof aus der offenen Stadt Blois nach dem befestigten Schlosse Amboise, und um Gelegenheit zu finden, ihre gefährlichsten Feinde, die drei Brüder Chatillons zu vernichten, beriefen die Guisen diese zu sich. In der That fanden sich dieselben zu Amboise ein. Auch der Prinz von Condé kam dahin. Diesem wurde sogar der wichtigste Posten zur Vertheidigung anvertraut, jedoch einer der Guisen ihm zur Seite gestellt. Die Verschworenen wurden, wie sie sich dem Schlosse näherten, zusammen gehauen. Mehr als zwölf hundert.

Menſchen ſollen dabei ihr Leben verloren haben. Der Herzog Franz von Guiſe ließ ſich zum Reichsſtatthalter und Stellvertreter des Königs ernennen, es gelang ihm aber nicht, den Herzog von Condé und die Chatillons in die Sache zu verwickeln. Dieſe waren viel zu klug, ſich in ein Unternehmen einzulaſſen, welches viele hundert, ja wohl mehrere tauſend Mitwiſſer hatte, im Anfange Februars beſchloſſen und erſt am 16. März 1560 ausgeführt wurde. Gewiß wären ſie aber nicht ſo thöricht geweſen, ſich ſelbſt nach Amboiſe zu begeben, wenn ſie geheime Theilnehmer der Verſchwörung geweſen wären. Ohne Zweifel beſaßen ſie mehr oder weniger genaue Kenntniß von den Plänen der Verſchworenen. Doch dieſes konnte man ihnen weder beweiſen, noch zum Verbrechen ſtempeln.

Nachdem der Angriff der Verſchworenen auf Amboiſe blutig zurückgeſchlagen worden war, ſetzte der Kanzler Olivier ein Amneſtie-Decret durch, welches jedoch nicht zur Ausführung kam. Kurz darauf ſtarb Olivier und der Kanzler L'Hospital mußte das grauſame Edict von Romorentin entwerfen, durch welches die Reformation in Frankreich gänzlich erdrückt werden ſollte. Daſſelbe entzog alle Glaubensprozeſſe den weltlichen, überwies ſie den geiſtlichen Gerichten, und erklärte alle diejenigen, welche Conventikel oder geheime Zuſammenkünfte beſuchten, des Hochverraths ſchuldig. Die Criminalgerichte der Provinzen erhielten das Recht in ſolchen Fällen ohne Appellation das Urtheil zu ſprechen und vollziehen zu laſſen. Die Anzeiger geheimer Verſammlungen ſollten eine Belohnung von hundert Thalern erhalten. Die Calviniſten Frankreich's wurden durch dieſe blutige Verordnung in die größte Aufregung verſetzt. Die Prinzen rüſteten ſich zum Kampfe. Der Hof hatte kein Geld und berief, um ſolches zu bekommen, eine Notablenverſammlung nach Fontainebleau, und als dieſe die gewünſchten Summen nicht bewilligte, eine zweite auf den Oktober nach Orleans. Der König von Navarra und ſein Bruder, der Prinz von Condé hatten ſich wohl gehütet, in Fontainebleau zu erſcheinen, waren jedoch thöricht genug, den Verſicherungen des Königs Glauben zu ſchenken, und ſich in Orleans einzufinden.

Franz II. ging ſeinem Ende ſichtlich entgegen. Er litt an der furchtbaren Krankheit des Ausſatzes. Die Guiſen wußten, daß nach des Königs Tode die Regentſchaft, während der Minderjährigkeit des Thronfolgers, an den erſten Prinzen vom Geblüte, den König von Navarra, Anton von Bourbon, fallen müſſe. Es galt, dieſes zu verhindern Um die Mittel waren weder die Guiſen, noch die Königin-Mutter Katharina, deren Intereſſe in dieſem Punkte zuſammen trafen, verlegen. Sie ließen den Prinzen von Condé gefangen ſetzen und, im Widerſpruche mit der Verfaſſung des Reiches, zum Tode verurtheilen. Katharina übernahm es, den ſchwachen König von Navarra dermaßen einzuſchüchtern, daß er auf den ihm gebührenden Antheil an der Vormundſchaft, für den Fall des Todes Franz' II. Verzicht leiſtete.

Am 15. Dezember 1560 hauchte der junge König ſeinen letzten Seufzer aus. Ob die Guiſen den Prinzen von Condé wirklich hinrichten laſſen, oder ſich des Urtheils nur bedienen wollten, die beiden Prinzen von Bourbon zu ſchrecken, bleibt dahin geſtellt. Wir halten es für wahrſcheinlicher, daß ſie keine Komödie, ſondern bitteren Ernſt im Sinne hatten. Doch Franz II. ſtarb, bevor ihre Pläne gereift waren. Mit ſeinem Tode hörte die Reichsſtatthalterſchaft des Herzogs Franz von Guiſe auf. Seine Herrſchaft hatte ein Ende. Der Thronfolger hatte keine Nichte von ihnen zur Gattin. Ihre Stellung wurde ſchwieriger, als ſie jemals geweſen war, denn ſie hatten ſich während der Zeit ihrer unumſchränkten Gewalt viele und mächtige Feinde gemacht.

§ 66. Karl IX. und die Bartholomäus-Nacht (1560—1574).

Der Zufall der Geburt und des Todes entscheidet über das Schicksal der Monarchien. So demüthigend diese Thatsache für die Völker ist, welche unter dem Joche von Königen stehen, so läßt sie sich doch nicht leugnen. Franz II. war eine der nichtigsten Personen Frankreich's, ohne Geist und ohne Kraft und vom Aussatze zerfressen. Dennoch war er, insofern er den Boden bildete, auf welchem andere standen, einer derjenigen Menschen, dessen Leben und Tod die größte Bedeutung für Frankreich hatte. Der Hof nahm plötzlich eine ganz andere Gestalt an. Die Königin-Mutter, Katharina, trat an die Spitze der Geschäfte. Sie hatte lange genug den Uebermuth der Guisen ertragen und suchte Freunde zu finden, welche im Stande waren, ihnen Schranken zu setzen. Sie rief den Connetable von Montmorency, den alten Feind der Guisen zurück, ließ dem Prinzen von Condé eine Urkunde ausstellen, worin er für völlig schuldfrei erklärt wurde, ertheilte dem Könige von Navarra den Titel eines General-Statthalters, natürlich in der Voraussicht, daß er die mit dem Amte verbundenen Mühseligkeiten Anderen überlassen würde, endlich ließ sie die Stände, welche schon einberufen waren, zusammen kommen, vertagte sie aber bald wieder auf eine spätere Zeit.

Den Calvinisten gegenüber benahm sich die Königin-Mutter mit großer Falschheit. Während sie ihnen die besten Worte gab und öffentlich den Parlamenten und Gerichten befehlen ließ, die gefangenen Protestanten frei zu geben, sandte sie den Gerichtspräsidenten widersprechende geheime Weisungen. Auch ließ sie das Edict von Romorentin von neuem bekräftigen. Diese sich kreuzenden Verfügungen des Hofes hatten zur Folge, daß die Protestanten etwas freier aufathmen konnten. Verfolgungssucht des Glaubens wegen lag nicht im französischen National-Charakter. Sie wurde demselben gewaltsam, von oben herab, eingeimpft. Das französische Volk trifft nur der Tadel, daß es nicht die Kraft besaß, den grausamen Impulsen, die ihm von seinen Machthabern gegeben wurden, genügenden Widerstand entgegen zu setzen. Während die Königin-Mutter sich den calvinistischen Prinzen annäherte, schloß der Herzog Franz von Guise mit dem Connetable von Montmorency und dem Marschall von St. André einen Bund, welcher bald das Triumvirat genannt wurde, im Hinblick auf jene drei Tyrannen, welche das römische Volk unterjochten. Unter dem Einflusse der Chatillons erging (im Juli) ein Edict, welches der gerichtlichen Verfolgung der Protestanten einige Schranken setzte. Die Protestanten faßten neuen Muth. Der fanatisirte katholische Pöbel wurde aber dadurch von neuem gereizt und übte gegen sie da und dort Gewalt. In Paris kam es zu einem blutigen Gefechte, in welchem die Katholiken das in der Vorstadt St. Germain stehende Haus des reformirten Herrn von Longjümeau-Gaillard stürmten, die darin zum Gottesdienst versammelten Hugenotten aber den Angriff zurückschlugen.

In damaliger Zeit bildeten die Protestanten die Mehrzahl der Bevölkerung Frankreich's. Nur diese Thatsache macht es uns erklärlich, daß dieselben nicht längst, in Uebereinstimmung mit den königlichen Edicten, ausgerottet worden waren. Der Kardinal von Guise erkannte dieses auch bei Gelegenheit der Krönungsfeierlichkeiten zu Rheims ausdrücklich an, kam aber nicht zu der Schlußfolge, daß die Mehrheit den Ausschlag gebe, oder daß wenigstens ihr Glaube geduldet werden müsse, vielmehr zu der Ansicht, daß die Vorrechte der Geistlichkeit mit der ganzen Gewalt des Staates aufrecht erhalten werden müßten. Die Protestanten verlangten, gehört zu werden. Der Kardinal von Guise, welcher ebenso wohl, als die Königin-Mutter Katharina erkannte, daß die katholische Partei weder durch Edicte, noch durch offene Gewalt die Reformation in Frankreich ausrotten könne, dachte, es

käme alles darauf an, zuvörderſt Lutheraner und Calviniſten mit einander zu entzweien In dieſer Hoffnung ging der Kardinal auf den Vorſchlag der Proteſtanten ein. So kam das berühmte Geſpräch von Poiſſy zu Stande. Mittlerweile ſollte, dem ſogenannten Juli-Edicte zufolge, den Proteſtanten eine gewiſſe, ſehr beſchränkte Duldung gewährt werden.

Im Auguſt 1561 wurde zu Pontoiſe die allgemeine Ständeverſammlung eröffnet. Die Geiſtlichkeit war zum Glücke ausgeblieben. Adel und dritter Stand tagten ohne ſie. In Uebereinſtimmung mit den früher zu Orleans gefaßten Beſchlüſſen wurde ein Edict erlaſſen, welches den Proteſtanten ſehr günſtig war. Doch als es galt daſſelbe öffentlich zu verkünden und deſſen Wirkſamkeit zu ſichern, ſo fand die katholiſche Partei Mittel genug, dieſes zu verhindern. Die Stände drangen auf vollſtändige Duldung für die Calviniſten. Der Hof wollte ſie nicht gewähren. Als Mittel der Verſöhnung ſchlugen auch die Stände ein Religionsgeſpräch vor.

Am 9. September 1561 verſammelten ſich zu Poiſſy die Großen des Reiches: König Karl IX. mit ſeinem ganzen Hofe, die Prinzen von Geblüte, fünf Kardinäle, vierzig Biſchöfe und eine Menge anderer Perſonen von Stand, Einfluß und Bedeutung. Von Seiten der Calviniſten erſchienen zwölf Geiſtliche, unter ihnen ſtrahlte Theodor Beza durch Beredtſamkeit und Geiſteskraft vor allen hervor. Eine Uebereinkunft kam nicht zu Stande. Einige Worte, welche Beza ſprach, verletzten zwar die Lutheraner, allein die von dem Kardinal von Lothringen beabſichtigte, vollſtändige Spaltung zwiſchen ihnen und den Calviniſten erfolgte nicht. Es blieb ſo ziemlich alles beim Alten. Eine zweite Verſammlung wurde am 16. September abgehalten. Die ganze Verhandlung ſchloß aber damit, daß derſelbe Kardinal von Lothringen, welcher am neunten und ſechszehnten September die Rolle eines Parteiführers der Katholiken geſpielt hatte, am vier und zwanzigſten diejenige eines Richters übernahm.

Der Jeſuite Laynez miſchte ſich in die Verhandlungen dieſes Tages, durch ihn wurde das bisher mit Anſtand geführte Geſpräch in ein gehäſſiges Schimpfen und Toben verwandelt. Eine Verſtändigung war nicht mehr möglich. Der von dem Jeſuiten angeſchlagene Ton theilte ſich der ganzen Schaar der Mönche mit. Aus Schimpfereien entwickelten ſich Prügeleien. Am 26. Dezember 1561 kam es, in der Pariſer Vorſtadt St. Marceau, zu einer kleinen Schlacht, in welcher die Proteſtanten das Feld behaupteten. Schon am folgenden Tage rächten ſich die Katholiken, indem ſie die Bänke des proteſtantiſchen Betſaales verbrannten. Das in der Hauptſtadt gegebene Beiſpiel verbreitete ſich, gleich einem Lauffeuer, über alle Provinzen.

Die Regierung beſaß nicht die Macht, dieſen Unruhen ein Ziel zu ſetzen und mußte befürchten, daß beim Ausbruche eines Bürgerkrieges die Proteſtanten das Uebergewicht gewinnen möchten. Nicht bloß die Mehrheit des Volkes, ſondern auch ſämmtliche erwachſenen Mitglieder des königlichen Hauſes, der König und die Königin von Navarra, und des erſteren Bruder, der Prinz von Condé hingen damals der proteſtantiſchen Religion an. Zwar wurde Karl IX. und ſeine beiden jüngeren Brüder in der katholiſchen Religion erzogen, allein keiner derſelben hatte auf langes Leben und auf Nachkommen irgend eine Ausſicht, während der Sohn der Königin Johanna von Navarra, der jugendliche Heinrich von Bearn, der nachmalige Heinrich IV., ſich der kräftigſten Geſundheit erfreute und damals ſchon als der vorausſichtliche Gründer eines neuen Königshauſes betrachtet wurde. Die Stände des Reiches hatten ſich zu Orleans und Pontoiſe entſchieden zu Gunſten der Proteſtanten ausgeſprochen. Katharina wagte es daher nicht, einen offenen Zuſammenſtoß mit ihnen herbei zu führen. Sie berief nach St. Germain eine jener Verſammlungen, welche aus den Prinzen von Geblüte und den oberſten Staatsbeamten beſtand und erließ, in Uebereinſtimmung mit derſelben, das ſogenannte Januar- oder Toleranzedict

vom 17. Januar 1562. Dieſes beſtimmte: „Die Proteſtanten ſollten außerhalb des Umfangs der Städte ihre Religion frei üben, und wenn ſie ſich ruhig verhielten, dabei von den Parlamenten geſchützt werden. Alle Kirchen, „heiligen“ Geräthe und Ornate, deren ſie ſich bemächtigt hätten, ſollten ſie den Katholiken zurück geben. Sie ſollten die katholiſchen Feiertage beobachten und ihre Prediger ſich des Schimpfens und Schmähens enthalten, nicht auf Miſſionen umherziehen, vielmehr in ihren Wohnorten verweilen.“ Gewiß war die auf ſolche Weiſe den Proteſtanten gewährte Duldung noch lange nicht, was ſie zu fordern berechtigt waren. Denn innerhalb der Städte wurde ihnen keine Duldung gewährt, ſie mußten die katholiſchen Feiertage beobachten und ihre Pfarrer wurden in ihrer Wirkſamkeit beſchränkt, indem ſie nicht ohne Gefahr ihren Wohnort verlaſſen konnten. Die Katholiken hätten es gewiß für unerträglich gehalten, wenn ihnen, unter ſolchen Bedingungen, Duldung gewährt worden wäre. Dennoch waren ſie es, welche das Toleranz-Edict verletzten. Der Statthalter von Burgund, Tavannes, rühmte ſich öffentlich deſſen. Die Triumvirn griffen zu den Waffen. Der päpſtliche Nuntius, Prosper de St. Croix und der ſpaniſche Geſandte Perrenot de Chantonay, reizten zum Widerſtande gegen das Toleranz-Edict auf und machten dem elenden Könige von Navarra, Anton von Bourbon, ſo glänzende Zuſagen, daß dieſer ſich der katholiſchen Partei mit Leib und Seele in die Arme warf. Wie damals die beiden Religionsparteien, die alte und die neue, einander gegenüberſtanden, erhellt am beſten aus einem Briefe, welchen Philipp II. von Spanien an die Königin-Mutter Katharina ſchrieb. Er gab darin ſeiner Schwiegermutter zu erkennen: „Wenn ſie fortfahre, Duldung zu üben, ſo werde er nicht im Stande ſeyn, „die Ketzerei“ von Spanien und den Niederlanden abzuhalten. Sie müſſe ihr Königreich mit Feuer und Schwert von dieſer Peſt befreien und dürfe gar nicht fragen, wie groß die Zahl dieſer Peſtkranken ſei; er wolle ſie bei der Vertilgung derſelben auf jede Art unterſtützen, wenn ſie etwa deſſen bedürfen könne.“

So ergiebt ſich aus den Zeugniſſen der feſteſten Stützen der katholiſchen Partei: Philipp's II. und des Kardinals von Guiſe, daß die römiſche Religion nur durch Henker und Soldaten ſich aufrecht erhalten laſſe. Es iſt unmöglich, dieſen Glauben beſſer zu charakteriſiren. Wer nicht ganz blind iſt, muß aus den Worten und Thaten der eifrigſten Katholiken ſelbſt erkennen, daß ihre Religion in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts nicht mehr die Ueberzeugung der Völker, ſondern nur die Gewalt der Fürſten zu ihrer Grundlage hatte.

Dieſe von Schloſſer durch die von ihm ſelbſt angeführten Thatſachen vollſtändig erwieſene Lage der Dinge, hält ihn nicht ab, bei jeder Gelegenheit die ruchloſen Schandthaten der reactionären Partei mit den Ausſchweifungen der Fortſchrittspartei auf gleiche Stufe zu ſtellen: die Bartholomäusnacht mit den Septemberſcenen, die liguiſtiſchen Brüderſchaften mit den jakobiniſchen Klubs. Noch abgeſchmackter iſt es, daß er den römiſchen Fetiſchdienſt dem Socialismus unſerer Tage gleich ſtellt. Die Religionsverfolgungen dehnten ſich in Frankreich über einen Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert aus, und haben ſchon aus dieſem Grunde nicht die Entſchuldigung augenblicklicher Aufregung für ſich. Der Unterſchied zwiſchen den Römlingen des ſechszehnten und den Jakobinern des achtzehnten oder den Socialiſten des neunzehnten Jahrhunderts beſteht aber hauptſächlich darin, daß jene den Fortſchritt der Zeit hemmen, dieſe ihn beſchleunigen wollen, daß die Papiſten den finſtern Aberglauben und die tauſendjährige Knechtſchaft aufrecht erhalten, die Männer der franzöſiſchen Revolution und die Socialiſten der Jahre 1848 und 1849 die Ketten der Vergangenheit brechen und die Nacht des Mittelalters erleuchten wollten. Unter den Liguiſten des ſechszehnten Jahrhunderts war nicht ein edler Charakter, unter den Jakobinern des achtzehnten und den Socialiſten des neunzehnten waren hun-

derte der aufopferndſten Freunde des Vaterlandes, der Freiheit und der Menſchheit. Es iſt traurig, daß in unſeren Tagen ein Geſchichtſchreiber, wie Schloſſer, ſolche Vergleiche machen kann. Das iſt nicht Unparteilichkeit. Das Beſtreben zwei ganz verſchiedenartige Parteien als gleichartig darzuſtellen, beruht theils auf einer mangelhaften Würdigung ihres ſittlichen Werthes, theils auf dem Wunſche, die bittern Wahrheiten, welche der Reaction geſagt werden müſſen, zu verſüßen. Wenn Schloſſer durch grundloſe Verdächtigungen und Beſchimpfungen, deren er ſich gegen die edelſten Beſtrebungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ſchuldig macht, das Recht erkaufen will, den Despoten, Mönchen und Ariſtokraten der Vergangenheit den Stab zu brechen, ſo verläßt er den erhabenen Standpunkt des Geſchichtſchreibers und treibt mit geſchichtlicher Wahrheit Schacher. Er macht ſich aber geradezu lächerlich, wenn er dieſen Vergleich hundert und tauſendmal wiederholt, und eine und dieſelbe Perſon, z. B. den Herzog Heinrich von Guiſe faſt in einem Athemzuge mit dem Herzoge von Orleans Egalite, mit Robespierre, Mirabeau und anderen unvereinbaren Gegenſätzen zuſammenſtellt.

Die Fortſchrittsmänner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert's gründeten ihre Beſtrebungen nirgends auf den Säbel, ſondern vertheidigten ſich mit dieſem nur gegen die Angriffe der Tyrannen und der Knechte derſelben. Wie wenig die Guiſen und deren Anhang mit den Jakobinern und Socialiſten verglichen werden können, beweiſen die nackten Thatſachen. Mit dem Blutbade von Waſſy eröffnete der Herzog Franz von Guiſe ſeinen Feldzug gegen die Proteſtanten. Zwar behauptete der Herzog bis zu ſeinem Ende, die Vorfälle von Waſſy ſeien nicht von ihm beabſichtigt geweſen, vielmehr ohne ſein Zuthun und gegen ſeinen Willen entſtanden. Allein kein unbefangener Menſch kann ihm glauben. Ein katholiſcher Fanatiker, an der Spitze bewaffneter Geſinnungsgenoſſen, konnte, wenn er in damaliger Zeit durch das Land zog, welches ſich im Zuſtande der höchſten Aufregung befand, blutige Zuſammenſtöße mit den Proteſtanten nur vermeiden, wenn er die äußerſte Vorſicht anwandte. Ein Menſch, welcher eine Pulvertonne in die Nähe eines brennenden Feuers ſtellt, kann ſich nicht mit der Behauptung entſchuldigen, er habe keine Exploſion beabſichtigt. Der Herzog von Guiſe that alle Schritte, welche zum Blutbade von Waſſy führten, während die Proteſtanten ſich nicht das geringſte Unrecht erlaubten. Die Thatſachen ſprechen mit unwiderleglicher Kraft.

Am 1. März 1562 kam der Herzog von Guiſe mit einer zahlreichen Schaar Reiter nach Waſſy. Es war Sonntag. Die Proteſtanten hielten in einer Scheune, wie gewöhnlich, Gottesdienſt. Der Herzog hatte kein Recht, ſie zu ſtören. Er ſchickte aber drei Leute an ſie ab und ließ den Prediger und die Aelteſten der Gemeinde vor ſich rufen. Hierin lag ſchon eine große Unverſchämtheit. Führte der Herzog kein Unrecht im Schilde, ſo konnte er warten, bis der Sonntag, oder wenigſtens der Gottesdienſt vorüber war. Die Proteſtanten ſchlugen vor den Sendlingen des Herzogs die Thüren ihrer Scheune zu, weil ſie ſich nicht ſtören laſſen wollten, oder vielleicht auch, weil ſie Gewaltthätigkeiten vorausſahen. Des Herzogs Leute, ſtatt den Proteſtanten dieſelbe Achtung zu gewähren, welche ſie ſelbſt bei ihren gottesdienſtlichen Verrichtungen in Anſpruch nahmen, pochten und lärmten, bis ſie mit Gewalt zurück getrieben wurden. Jetzt eilte der Herzog von Guiſe, als wäre ein großes Unrecht begangen worden, ſelbſt mit ſeinen Dienern herbei. Sie wurden mit Steinwürfen empfangen, da die Proteſtanten Grund hatten anzunehmen, ſie ſollten noch weiter geſtört und beunruhigt werden. Nun fiel die ganze Schaar des Herzogs über die wehrloſen Proteſtanten her und hieb ohne Unterſchied des Geſchlechtes und des Alters alle nieder, welche ſie erreichen konnten. Sechszig Proteſtanten verloren das Leben, viele andere wurden verwundet. Franz von Guiſe behauptete zwar, er habe ſeinen Leuten

abgewehrt. Wenn es ihm Ernſt damit geweſen wäre, hätten nicht ſo viele Menſchen ihr Leben verloren.

Im Bunde mit der katholiſchen Kamarilla, welche aus dem ſpaniſchen Geſandten, dem römiſchen Nuntius und dem elenden Könige von Navarra beſtand, rückte der Herzog Franz von Guiſe, am 16. März 1562, in Paris ein, woſelbſt ihn der fanatiſirte Pöbel mit Jubel empfing. Der Connetable von Montmorency und der Marſchall von St. André welche in Paris befehligten und ſchon früher erklärt hatten, das Toleranz-Edict nicht aufrecht erhalten zu wollen, ſchloſſen ſich ihm an. Der alte Connetable war niedrig genug, ſich an die Spitze eines wilden Haufens zu ſtellen, welcher die vor den Thoren St. Jacques und Popelinière gelegenen proteſtantiſchen Bethäuſer zerſtörte. Er erbleit dafür vom Volke den Namen Capitaine Brule banc (Bänke Verbrenner). Die Königin ſchrieb an den Prinzen von Condé und forderte ihn auf, Mutter und Sohn zu retten. Sie flüchtete ſich von Monceaux nach Melün und von da nach Fontainebleau. Dort ereilten ſie die Triumvirn an der Spitze eines Reitergeſchwaders. Sie mußte der Gewalt weichen. Als der Prinz von Condé einige Stunden ſpäter mit 3000 Reitern in Fontainebleau eintraf, war es zu ſpät. Die Königin Mutter und ihr Sohn Karl IX. waren ſchon hinweg gebracht.

Die Proteſtanten, welchen ſelbſt der König und die unter Mitwirkung der Stände erlaſſenen Edicte keinen Schutz mehr gewährten, griffen zu den Waffen. Am 8. April 1562 erließ der Prinz von Condé eine Erklärung, in welcher er ausführte, „die Regierung ſei in der Gewalt des ſpaniſchen Geſandten, des römiſchen Nuntius und Legaten gefallen, fremde Prinzen (die lothringiſchen Guiſen) führten darin die Hauptſtimme. Sie habe daher aufgehört national und rechtmäßig zu ſein. Am Schluſſe fügte Condé hinzu, „er ſei bereit, obgleich Prinz von Geblüte, ſich zurück zu ziehen und die Waffen nieder zu legen, falls den Herren von Guiſe, dem Connetable und dem Marſchalle von St. André der Befehl ertheilt würde, ſich auf ihre Schlöſſer zurück zu ziehen." Doch der gefangene König konnte ſo wenig, als ſeine Mutter den Triumvirn Befehle ertheilen, auch wenn ſie es gewollt hätten. Der Bürgerkrieg*) brach aus. Er wüthete in der Normandie, an der Loire, in der Champagne und faſt in allen Theilen Frankreich's. Philipp II. von Spanien ſchickte den Triumvirn, die Königin Eliſabeth von England und die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchland's den Hugenotten Hülfstruppen.

Unter den Waffenthaten dieſes Krieges verdienen die Belagerung und Einnahme von Rouen durch die Katholiken (Oktober 1562) und die Schlacht von Dreux (19. December 1562) beſonders hervorgehoben zu werden. In dieſer verlor der Marſchall von St. André ſein Leben, indem ihn ſein perſönlicher Feind, Bobigny, nachdem er gefangen genommen worden war, durch einen Piſtolenſchuß tödtete. Der Connetable von Montmorency wurde von den Calviniſten, der Prinz von Condé von den Katholiken gefangen. Anfangs hatten die Proteſtanten einen glänzenden Sieg gewonnen. Doch da der Prinz von Condé für keinen Rückhalt geſorgt hatte entriß ihm der Herzog Franz von Guiſe, an der Spitze einer kleinen Truppenabtheilung, denſelben wieder. Die Gefangenſchaft des Prinzen Condé brachte den Proteſtanten inſofern Vortheil, als der ihm an Feldherrntalenten und Charakterfeſtigkeit weit überlegene Admiral von Coligny die oberſte Leitung ihres Heeres übernahm. Er verſtärkte die Beſatzung von Orleans und ſtellte ſpäter den Einfluß der Calviniſten in der Normandie wieder her. Während Coligny Rouen, belagerte der Herzog Franz von Guiſe Orleans. Hier war es, wo dieſer lothringiſche Prinz am 18. Februar 1563 hinterrücks einen Schuß erhielt, in deſſen Folge er am 24. deſſelben Monats ſtarb. Der Mörder war Johann von Merci, ein Edelmann aus Angoulême mit

*) Erſter Religionskrieg.

dem Beinamen Poltrot. Auf der Folter warf derſelbe Verdacht auf den Admiral, deſſen Bruder d'Andelot und Theodor Beza. Doch außer der durch die furchtbarſten Qualen dem Poltrot abgepreßten Ausſage konnte nicht der geringſte Beweis gegen die proteſtantiſchen Führer trotz aller Bemühungen der Katholiken beigebracht werden. Während des Krieges war der elende König Anton von Navarra (am 17. November 1562) in Folge einer in den Laufgräben von Rouen erhaltenen unbedeutenden, aber durch ſeine Liederlichkeit vernachläſſigten Wunde geſtorben. Die beiden gefangenen Führer der katholiſchen und proteſtantiſchen Partei: der Connetable und der Prinz von Condé wünſchten den Frieden. Die Proteſtanten ſchloſſen ihn, um das ſchwer bedrohte Orleans zu retten, die Katholiken, um die ihren Feinden zu Hülfe gezogenen Deutſchen und Engländer wieder los zu werden. Die Bedingungen wurden in das ſogenannte Edict von Amboiſe (am 18. März 1563) niedergelegt. Die Hauptbeſtimmungen deſſelben waren:

„Volle Religionsfreiheit für die Proteſtanten außerhalb der Ringmauern der Städte; Religionsübung derſelben in allen Städten, in welchen ſie vor dem ſiebenten März 1563 ſtattgefunden hatte; allgemeine Amneſtie und Wiedereinſetzung Aller in die ihnen während des Krieges entzogenen Güter und Aemter." Weder Proteſtanten, noch Katholiken wurden durch dieſen Frieden beruhigt. Keiner von beiden Theilen traute dem anderen. Die Königin Katharina hatte den Prinzen von Condé hauptſächlich dadurch zum Frieden beſtimmt, daß ſie ihm mündlich die durch den Tod ſeines Bruders erledigte Generalſtatthalterſtelle zugeſagt. Im Vertrauen auf dieſes Verſprechen, welches, bei der Minderjährigkeit des Königs, dem Prinzen von Condé vorherrſchenden Einfluß auf die Regierung ſicherte, erſchienen die Häupter der proteſtantiſchen Partei: d'Andelot, Larochefoucauld, der Herzog von Bouillon, Grammont, der Prinz Porcien, der Kardinal von Chatillon, der Biſchof Montlüe von Valence und andere wieder am Hofe. Um mit einem Schlage die Hoffnungen der Proteſtanten niederzuwerfen, bewirkte die Königin Katharina, daß die Stände am 17. Auguſt 1563 den noch nicht vierzehn Jahre alten Knaben, Karl IX., für volljährig erklärten.

Der junge König begann ſeine Regierung damit, daß er ein Edict erließ, in welchem er zwar den Frieden von Amboiſe, den Worten nach, beſtätigte, allein eine Menge Klauſeln hinzufügte, welche alle andeuteten, daß er keine Freude daran habe, und welche daher den Proteſtanten die ernſtlichſten Beſorgniſſe einflößen mußten. Kurz darauf begab ſich die Königin mit ihrem Sohne auf eine Rundreiſe durch Frankreich, welche vom Januar 1564 bis Ende April's 1566 dauerte. Auf derſelben pflog Katharina aller Orten höchſt verdächtige Unterhandlungen mit den bitterſten Gegnern der Proteſtanten: mit dem Statthalter von Burgund, Tavannes, mit dem Herzoge von Savoyen, mit einem päpſtlichen Abgeſandten zu Avignon und mit dem Könige Philipp II. und deſſen Großbenker Alba zu Bayonne. Unterwegs erließ der König, am 4. Auguſt 1564, ein Edict von Rouſſillon, durch welches der Frieden von Amboiſe noch mehr zum Nachtheile der Proteſtanten verklauſulirt wurde. Die Katholiken merkten ſehr wohl, daß es dem Könige mit dem Frieden nicht Ernſt ſei, und hielten deſſen Bedingungen nicht. Die Proteſtanten dagegen erkannten deutlich, daß es die katholiſche Partei auf ihre Vernichtung abgeſehen habe. Es iſt vollſtändig erwieſen, daß der Herzog Alba bei der Zuſammenkunft zu Bayonne der Königin-Mutter erklärte, daß ſich nur mit Feuer und Schwert, wie er ſich ausdrückte, „die Wurzeln dieſes Uebels" ausrotten ließen. Seit dieſer Zeit brütete Katharina über den Mitteln der Ausführung dieſes Planes. Es galt hauptſächlich, die Proteſtanten in Sicherheit einzuwiegen. Zu dieſem Zwecke führte die Königin-Mutter im Februar 1566 zu Moulins eine Komödie auf, durch welche ſcheinbar die Guiſen und die Chatillons ausgeſöhnt werden ſollten. Unausgeſetzt rüſtete Katharina ſich aber zum Kampfe und unterſtützte die kriegeri-

ſchen Vorbereitungen der geſammten katholiſchen Partei. Mit dem Papſte und Philipp II. von Spanien pflog ſie die geheimſten Verhandlungen. Damals war es, daß Philipp den längſt gefaßten Plan, die Proteſtanten der Niederlande auszurotten, in Ausführung zu bringen gedachte, indem er den Herzog Alba mit einem Heere dahin abſchickte. Unter dem Vorwande, die Bewegungen der ſpaniſchen Truppen zu überwachen, ließ Katharina ſechs tauſend Schweizer werben. Statt den Spaniern den Weg zu verlegen, geſtattete die Königin ihnen, durch Savoyen, La Breſſe, die Franche Comté und Lothringen, nach den Niederlanden zu ziehen (1567). Als endlich Alba in Brüſſel am 22. Auguſt 1567 eingezogen, war keine Zeit mehr zu verlieren. Karl IX. und ſein Hof hielten ſich damals zu Monceaux auf. Die Proteſtanten machten den Anſchlag, den König und ſein Gefolge dort aufzuheben. Dieſer erhielt aber ſo zeitig davon Kenntniß, daß er entfliehen konnte, (25 September). Der Prinz von Condé griff mehrere Male die Schweizer an, in deren Mitte Karl ſich geflüchtet hatte. Die Proteſtanten belagerten Paris. In einem unentſchiedenen Treffen bei St. Denys*) am 10. November, fiel der alte Connetable von Montmoreney. Die Proteſtanten konnten nicht hoffen, Paris einzunehmen und zogen ſich nach Lothringen zurück.

Am 20. März 1568 kam es zu dem ſogenannten „kurzen Frieden," der ſeinen Ausdruck in dem Edicte von Longjümeau fand. Das Edict von Amboiſe ſollte dadurch wieder hergeſtellt werden. Der Königin-Mutter kam es aber nur darauf an, die zehntauſend Deutſchen, welche dee Pfalzgraf Caſimir den Hugenotten zugeführt hatte, ſo ſchnell als möglich zum Lande hinaus zu ſchaffen. Sobald die katholiſche Partei dieſen Zweck erreicht hatte, gab ſie ſich keine Mühe mehr, die Proteſtanten glauben zu machen, es ſei ihr um den Frieden zu thun. Wider die Abrede verlangte Karl IX. von den Häuptern der Hugenotten die Summe zurück, welche er ihnen zur Abfindung des Pfalzgrafen Caſimir geliehen hatte, verbot ihnen aber, deren Betrag durch eine Steuer von ihren Anhängern zu erheben. Der König entließ den einzigen Mann unter ſeinen Räthen, dem die Proteſtanten Vertrauen ſchenkten: den Kanzler l'Hoſpital und verſchaffte ſich bedeutende Geldſummen durch den Verkauf geiſtlicher Güter, zu welchem der Papſt gewiß nicht die Einwilligung ertheilt, falls er nicht gewußt hätte, der Ertrag ſolle auf den Krieg gegen die Proteſtanten verwendet werden.

Der dritte Religionskrieg begann mit einem Anſchlag, welchen der Statthalter von Burgund, Tavannes, gegen die Perſonen des Prinzen von Condé und des Admirals von Coligny unternahm. Dieſe beiden Führer der Hugenotten waren auf einem Schloſſe, in der Nähe von Noyers, als ſie die Nachricht erhielten, daß die Truppen des Statthalters von der einen Seite anrückten und von der anderen die Uebergänge der Loire ſchon beſetzt hätten. Mit Mühe entkamen Condé und Coligny nebſt ihrem Gefolge über die Loire an einer Stelle, welche der Feind unbeſetzt gelaſſen hatte. Am erſten September langten ſie in la Rochelle an, welches ſie ſchnell zum Mittelpunkte und Hauptquartiere der proteſtantiſchen Partei erhoben. Jetzt erſt lüftete der König etwas die Maske, indem er alle früheren den Hugenotten günſtigen Verordnungen widerrief, jede andere als die katholiſch-apoſtoliſch-römiſche Religion verbot, Todesſtrafe auf die Uebertretung dieſer Verordnung ſetzte, den proteſtantiſchen Geiſtlichen nur vierzehn Tage Zeit ließ, Frankreich zu verlaſſen und allen Angeſtellten, die nicht katholiſch werden würden, ihre Stellen und Aemter entzog. Die Hugenotten brachten die größten Opfer, ſich im Felde zu behaupten. Eliſabeth von England unterſtützte ſie mit Geld. Am 12. März 1569 erlitten ſie aber bei Jarnac eine Niederlage, welche, wie jene zu Dreux, das allzugroße Ungeſtüm des Prinzen Condé herbeiführte. Er ſelbſt wurde in der Schlacht gefangen und in ähnlicher Weiſe, wie früher

*) Zweiter Religionskrieg.

der Marſchall von St. André, von dem Gardecapitain Montesquiou, meuchelmörderiſch erſchoſſen. Zwar verloren die Hugenotten in dieſem Treffen nur wenige hundert Mann, allein darunter waren über hundert Herren von Adel. Bald ſammelte der Admiral Coligny ſeine zerſtreuten Krieger wieder. Der Sohn Johannens von Albret, Heinrich von Navarra, und der Sohn des Prinzen von Condé, gleichen Namens, wurden, unter außerordentlichem Jubel, an die Spitze der Hugenotten geſtellt. Johannens Sohn zählte erſt fünfzehn Jahre, doch ihm ſtand der Admiral zur Seite. Die blutigſte aller Schlachten dieſes Krieges wurde am dritten Oktober dieſes Jahres, bei Montcontour, ſüdlich von der Loire und nördlich von Poitiers, geliefert. Die Proteſtanten verloren in derſelben zehn- bis zwölf tauſend Mann. Doch glücklicherweiſe benutzten die Katholiken dieſen ihren Sieg nicht. Der Papſt und Philipp II. von Spanien riefen ihre Truppen zurück, und der einzige tüchtige Feldherr, den Karl IX. im Heere hatte, der Marſchall von Tavannes, wurde durch die Eiferſucht des Herzogs von Anjou auf die Seite geſchoben. Schnell erholten ſich daher die Proteſtanten auch von dieſer Niederlage.

Coligny war niemals größer, als nach einer verlorenen Schlacht. Er machte mit ſeinem kleinen Häuflein Getreuer außerordentliche Märſche, zuerſt nach Rouſſillon und dann über die unwegſamſten Gebirge, bis nach Burgund. Die Königin von Navarra, die berühmte Johanna von Albret hielt den ſinkenden Muth ihrer Glaubensgenoſſen durch begeiſterte Reden und ihre Theilnahme an allen Leiden des Krieges aufrecht. Von Burgund rückte Coligny im April 1569 auf Paris los und ſtand im Begriffe, ſich mit Johann Caſimir von der Pfalz, der ihm ein Heer zuführte, zu verbinden, als zuerſt ein Waffenſtillſtand und ſpäter, am 8. Auguſt 1569, zu St. Germain en Laye Friede geſchloſſen ward. Eine nur wenig beſchränkte Religionsfreiheit, Amneſtie, Wiedereinſetzung in verlorene Rechte und Güter, endlich vier Sicherheitsplätze wurden den Proteſtanten zugeſtanden. Sie wären zufrieden geweſen, wenn die katholiſche Partei Wort gehalten hätte. Doch weder Katharina, noch Karl IX., hatten die Lehren Alba's vergeſſen. Nur zu bald zeigte es ſich, daß der ſchändlichſte Verrath hinter dieſem Frieden lauerte.

Zwei und ein halbes Jahrhundert vergingen, bevor die ganze Tiefe der Verworfenheit aufgedeckt wurde, welche damals am franzöſiſchen Hofe herrſchte. Bis zum Jahre 1830 hatte der Vertraute Kar's IX., Mandelot, Statthalter von Lyon, für einen jener beſſeren Menſchen gegolten, welcher nur Soldaten-, nicht Henkersarbeit thun, nur in offenem Kampfe, nicht hinterrücks und meuchleriſch tödten wollte. Der Briefwechſel, welchen König Karl im Jahre 1572 mit Mandelot führte und der 1830 zu Paris gedruckt erſchien, führt uns in alle Geheimniſſe jener Verſchwörung ein, welche in der „Bartholomäusnacht" oder der „Pariſer Bluthochzeit" zum Ausbruche kam, und den ſchwärzeſten Fleck in Frankreich's Geſchichte bildet.

Es iſt ein großer Irrthum, daß Glaubenswahn oder religiöſer Fanatismus die eigentliche Grundlage der Pariſer Bluthochzeit geweſen ſei. Die Urheber der Bartholomäusnacht bedienten ſich dieſer Seelenverſtimmungen nur um mit deſto größerer Wirkung ihrer unerſättlichen Herrſchſucht und Habgier fröhnen zu können. Mordluſt und Aberglauben waren nur Mittel zum Zwecke Dieſer ſelbſt war um kein Haar verſchieden von demjenigen, welchen die Kaiſer und Könige unſerer Tage verfolgen, und der z. B. im Herbſte 1848 zu Wien und Berlin, und im Dezember 1851 zu Paris hervortrat. Beſſer, als irgend ein anderes geſchichtliches Ereigniß, macht uns die Bartholomäusnacht anſchaulich, was wir von den frommen Redensarten der Fürſten, ihren kirchlichen Ceremonien und ihren freundſchaftlichen Beziehungen zu der Geiſtlichkeit halten ſollen. Wer ging eifriger zur Kirche, wer berief ſich häufiger auf Rechtgläubigkeit, Gott und Ewigkeit, wer war überhaupt kirchlicher, als Karl IX., ſeine Mutter Katharina von Medicis, ſein Bruder, Herzog

von Anjou und deren Vertraute und Freunde? So deutlich, als bei Gelegenheit der Pariſer Blutbochzeit tritt die Wahrheit nirgend hervor, daß den Fürſten von jeher die Religion nur Deckmantel ihrer wilden Leidenſchaften, die Kirche eine treue Verbündete, und das Volk, je nach der Stellung der Parteien, Mittel oder Gegenſtand der Befriedigung ihrer Herrſchſucht und Habgier war. Daß, nach allen dieſen Erfahrungen, die Völker noch immer ſich durch kirchliche Grimaſſen täuſchen laſſen, ſogar in Paris, wo die blutigſte aller fürſtlichen Komödien aufgeführt wurde, iſt traurig. Doch die Völkee kennen die Geſchichte nicht. Die wenigen Männer, welche ſie ergründet haben, beſitzen nicht das Ohr der Nationen. Die Maſſen wiſſen nicht, ſondern ſie glauben, und bis auf die neueſte Zeit nahmen ſie die Lügen ihrer Pfaffen und nicht die Wahrheiten der Männer der Wiſſenſchaft, als baare Münze an

Der leitende Gedanke, welcher die Urheber der Bartholomäusnacht beſeelte, war, dem Proteſtantismus mit einem Schlage das Haupt abzubauen, wie Ludwig Napoleon 1851 mit einem Schlage der Republik den Kopf vom Rumpfe trennen wollte. Karl IX. und ſeine Mutter Katharina hatten aber eine ſchwerere Arbeit, als ihr Nachfolger auf dem franzöſiſchen Throne. Ludwig Napoleon fand ſämmtliche Führer der republikaniſchen Partei in Paris vereinigt, die Florentinerin und ihre Söhne mußten ihre Feinde dahin locken, um ſie abſchlachten zu können. Das Haupt der proteſtantiſchen Partei war der achtzehnjährige Heinrich von Navarra, ihre Seele deſſen Mutter Johanna von Albret, ihre rechte Hand der Admiral von Coligny. Um Heinrich von Navarra mit ſeinen Freunden und Verwandten nach der Hauptſtadt zu locken, bot ihm der König Karl IX. ſeine Schweſter zur Gattin an. Wäre Heinrich von Navarra ein Mann von Grundſätzen geweſen, ſo hätte er keinen Bund mit der Tochter der Mediceerin und der Schweſter Karl's IX. geſchloſſen. Hätte er Sinn für Sittenreinheit und eheliche Treue gehabt, ſo hätte er ſich wohl gehütet, die ſchmutzige Hand der ſittenloſen Margaretha von Valois in die ſeinige zu legen. Allein ihm galt eine Krone mehr, als ein Volk, und den Schritt, welcher ihn dem Throne näher brachte, that Heinrich von Navarra mit haſtiger Eile. Um ſeine Hochzeit mit Margaretha von Valois zu feiern, ging Heinrich bereitwillig mit ſeiner Mutter, und ſeinem Vetter Heinrich von Condé nach Paris. Selbſt den greiſen Admiral von Coligny riß er mit ſich fort. Die Blüthe des hugenottiſchen Adels verſammelte ſich in Paris zur Hochzeitsfeier Heinrich's von Navarra. Umſonſt mahnten tiefer blickende Freunde ab. Den Führern folgten tauſende ihrer Anhänger nach der Hauptſtadt. Sollte doch, ſo wähnten ſie, nach blutigen Kriegen, das Feſt eines dauernden Friedens gefeiert werden. Wer die Eintracht, wer ſeinen König, wer das Haupt der Hugenotten liebte, fühlte ſich aufgefordert, nach Paris zu ziehen und Zeuge des Bundes zwiſchen den Häuſern Bourbon und Valois, zwiſchen der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirche zu ſein.

Im April 1572 war der Ehevertrag geſchloſſen worden: im Mai hielt Johanna von Albret, Königin von Navarra, mit einem zahlreichen Gefolge hugenottiſcher Großen ihren Einzug in Paris. Am 10. Juni war Johanna eine Leiche. Unter den Hugenotten herrſchte allgemein der Glaube, ſie ſei durch einen vergifteten Handſchuh, den ihr die Königin-Mutter Katharina ſchickte, getödtet worden. Dennoch kamen die in Paris verſammelten Häupter der Proteſtanten nicht zur Beſinnung. Der Admiral von Coligny hatte das Schloß Madrid, im Walde von Boulogne, bezogen. Die Marſchälle von Coſſé und von Montmoreney, welche beide nicht im Geheimniſſe waren, wurden abgeſandt, ihn nach Paris zu locken. Der König, ſo flüſterte man ihm in's Ohr, bedürfe ſeines Rathes, der von dem Admirale befürwortete Krieg mit Spanien ſei beſchloſſen. In der That wurden den Niederländern einige Hülfstruppen zugeſandt. Der Admiral ahnte aber nicht, daß Herzog Alba davon Kenntniß hatte und bereit ſtand, ſie abzuſchlachten. Am 18. Auguſt

wurde der Ehebund zwiſchen Heinrich von Navarra und Margaretha von Valois feierlich begangen.

Am Tage der Vermählung faßte der königliche Rath einen förmlichen Beſchluß, die in Paris verſammelten Hugenotten in Maſſe abſchlachten zu laſſen. Die kühne Johanna von Albret lebte nicht mehr. Doch vor dem greiſen Admirale von Coligny hatten der König und ſeine Umgebung eine ſo große Scheu, daß ſie glaubten, bevor dieſer gefallen ſei, nicht mit Sicherheit ihr Mordwerk beginnen zu können. Es war ein alter Kunſtgriff Karl's IX., einen ſeiner Feinde immer durch den anderen vernichten zu laſſen. Vor nicht langer Zeit hatte er auf dieſe Weiſe einen Vertrauten des Herzogs von Anjou, Namens Lignerolles durch deſſen Todfeind Villequier de la Guerche wegräumen laſſen. Jetzt ſollte der Admiral durch den Herzog Heinrich von Guiſe, den Sohn des vor Orleans ermordeten Herzogs Franz, fallen. Dieſer hatte aber keine Neigung, ſein Leben einzuſetzen. Er dang einen Mörder Namens Maurevel, den er in dem Hauſe ſeines Erziehers, Herrn de Pille de Villemür, in der Nähe des Kloſters St. Germain l'Auxerrois und des Louvre, verſteckte. Guiſe gab ihm ſelbſt die Flinte, mit welcher der Mörder, am 22. Auguſt 1572, auf den Admiral ſchoß, als dieſer vom Louvre nach ſeiner Wohnung ging. Die Kugel traf zwar Coligny, doch nur an Hand und Arm. Der Mörder entkam, indem das Haus eine Hinterthür hatte, vor welcher ein Pferd zu ſeiner Flucht bereit ſtand. Die Hugenotten wurden durch dieſen Mordanfall in die äußerſte Aufregung verſetzt. Sie führten die heftigſten Reden, konnten ſich aber zu keiner raſchen That entſchließen. Noch hätten ſie entkommen, oder wenigſtens ihr Leben theuer verkaufen können. Die Künſte, deren ſich der König, die Königin und alle Verſchworenen bedienten, um die Hugenotten von neuem einzuſchläfern waren aber ſo wohl berechnet, daß weder der Tod Johannen's Albret, noch der Anfall auf Coligny ſie zur Beſinnung brachten.

Karl IX. und ſeine Mutter beſuchten den Admiral und ertheilten ihm die bündigſten Verſicherungen. Den König von Navarra, welcher abzureiſen dachte, hielt ſein Schwager Karl dadurch zurück, daß er ihm erklärte, ſeine Abreiſe würde ein ſchlimmes Licht auf den Thron von Frankreich werfen. Der Aufenthalt in Paris hatte die friſche Kraft vieler junger proteſtantiſcher Edelleute gebrochen. Die glänzenden Feſte, welche die Königin-Mutter ihnen gegeben, die Liebſchaften, in welche ſie dieſelben verwickelt hatte, erſchwerte Vielen den Entſchluß, die angeknüpften ſüßen Bande plötzlich zu zerreißen. Die Proteſtanten blieben. Der König und ſeine Mitverſchworenen ſetzten auf den nächſtfolgenden Tag (24. Auguſt 1572) die Ausführung ihres längſt vorbereiteten Planes feſt. Die ſchweizeriſchen Söldner, die franzöſiſchen Garden und der von Oben herab ſyſtematiſch aufgehetzte und organiſirte Pöbel von Paris waren bereit, auf den Befehl des Königs die Henkerarbeiten zu vollziehen. Die Pfaffen verſprachen ihnen ewige Seligkeit, der König reichen Lohn und die Güter der Ermordeten. Ueber dieſe waren ſogar ſeit langer Zeit förmliche Inventare aufgenommen worden, damit den Verſchworenen von der Beute nichts verloren gehen möchte. Auf die reichen Hugenotten wurde der Mordſtahl der gedungenen Banditen mit beſonderer Berechnung hingelenkt.

Der Admiral von Coligny lag auf ſeinem Krankenbette. Zwar waren ſeine Wunden, dem äußeren Anſcheine nach, nicht gefährlich, allein man wußte nicht, ob die Kugel nicht vergiftet geweſen und war daher immer nicht ohne Beſorgniſſe. Der Admiral hatte ſo oft, wenn man ihn und ſeine ganze Partei vernichtet zu haben glaubte, ſein Haupt von neuem ſiegreich erhoben; darum ſollte er als erſtes Opfer fallen.

Zum zweiten Male übernahm der Herzog Heinrich von Guiſe die Banditenarbeit, zum zweiten Male wagte er es aber nicht, ſie mit eigner Hand zu vollziehen. Er blieb an der Spitze ſeiner Truppen im Hofe und ſandte vier Mörder, unter welchen Beeme der erſte

war, hinauf zum Admirale. Sie brachten ihm einige Wunden bei und warfen ihn dann noch lebend, auf den Befehl des Herzogs von Guise zum Fenster hinaus. So fiel der edle Greis; nach ihm ungezählte Tausende zu Paris. In Strömen floß das Blut der Hugenotten. Die Regierung Frankreich's, den König Karl IX., die Königin-Mutter Katharina, die königlichen Brüder, den Kanzler von Frankreich, Biragua, Minister und Geheimeräthe an der Spitze, verwandelte sich plötzlich in eine große Mörder- und Räuberbande.

Nachdem die Katholiken in Paris zwei Nächte und zwei Tage hindurch gemordet hatten, ohne daß sie auf einen geordneten Widerstand stießen, gab der König den Befehl, in ganz Frankreich zu vollenden, was in der Hauptstadt begonnen worden war: die Ermordung sämmtlicher Hugenotten. Um Frankreich und die ganze Welt zu täuschen, verbreitete Karl IX. die Lüge, die Protestanten hätten eine Verschwörung gegen ihn angezettelt. Die Mordscenen von Paris wiederholten sich zu Lyon, Rouen, Bordeaux, Castres, Toulouse, Meaux, Orleans, Angers, Bourges und vielen anderen Städten.

Unter der ganzen römisch-katholischen Geistlichkeit Frankreich's fand sich nur ein Würdenträger, Johann Hennüyer, Bischof von Lisieux, welcher den Muth hatte, öffentlich in Abrede zu stellen, daß es verdienstlich sei, die „Ketzer" auszurotten. Unter den weltlichen Befehlshabern vollzogen nur wenige die königlichen Mordbefehle nicht. Der Kommandant von Bayonne, Vicomte d'Orthez, welcher dem Könige auf sein Schreiben antwortete, er habe dieses den Soldaten und Bürgern der Stadt mitgetheilt, unter ihnen aber nur gute Soldaten und Bürger, keinen Henker gefunden, wurde kurz darauf zur Strafe vergiftet. Der Graf von Tende, welcher in der Provence das Abschlachten der Hugenotten nicht zugab, büßte dafür gleichfalls mit dem Leben. Der päpstliche Abgesandte Kardinal Alessandro war seit langer Zeit im Geheimnisse. Er sowohl, als der Kardinal von Lothringen gaben zu Rom ihre Freude über den gelungenen Mordplan auf die unanständigste Weise zu erkennen. Der Papst Gregor XIII. wohnte allen zur Feier der Bartholomäusnacht angeordneten Festlichkeiten in Person bei.

Ereignisse, wie die Pariser Bluthochzeit, erhalten ihren Charakter nicht durch die Zahl der geschlachteten Opfer. Diese läßt sich gewöhnlich gar nicht ermitteln und hängt immer von Zufälligkeiten ab. Ob zwanzig tausend, dreißig tausend oder hundert tausend Hugenotten in jenen Tagen abgeschlachtet wurden, wird niemals mit Sicherheit hergestellt werden können. Soviel ist aber gewiß, daß die hochherzigsten, die uneigennützigsten und die begabtesten Hugenotten in solcher Zahl von dem Mordstahle getroffen wurden, daß dadurch nicht blos die protestantische Partei, sondern auch die gesammte französische Nation, ja die Menschheit, auf Jahrhunderte hinaus unersetzliche Verluste litt. Unter Millionen schwingt sich im Laufe von Jahrhunderten nur einer auf die Höhe der Johanna von Albret und des Admirals von Coligny. Millionen empfangen von solchen leitenden Geistern Anregungen, denen sie willig folgen. Treten an deren Stelle andere Menschen von minderer Reinheit der Gesinnung und geringerer Begabung, so sinkt dadurch die Entwickelung einer Nation auf eine niedrigere Stufe herab. Nach der Pariser Bluthochzeit konnten die Hugenotten wohl noch Schlachten schlagen und Kriege führen, allein jene edle Flamme der Begeisterung, welche bis dahin von den Führern der Protestanten genährt worden war, artete mehr und mehr in blinde Wuth oder starre Verzweiflung aus. Der Sohn der Johanna von Albret, Heinrich von Navarra, welcher später an die Spitze der Hugenotten in Frankreich trat, war damals erst achtzehn Jahre alt. Wäre er einige Jahre länger unter dem Einflusse seiner edlen Mutter geblieben, so hätte er sich zu einem der schönsten, wenn auch nicht der kräftigsten Charaktere Frankreich's entwickeln können. Doch durch die Pariser Bluthochzeit fiel der Jüngling dem Pesthauche des französischen Hofes anheim. Er und sein Vetter, Heinrich von Condé, konnten ihr bedrohtes Leben nur retten,

Digitized by Google

indem ſie die katholiſche Religion annahmen. Sie zogen die Heuchelei dem Tode vor und gaben, da auf ſie alle Hugenotten als Vorbilder blickten, ein Beiſpiel, welches im höchſten Grade verderblich wirkte.

So furchtbar der Schlag auch war, welcher die Hugenotten unerwartet plötzlich traf, ſo faßten ſich die übrig Gebliebenen doch ſchnell wieder. Sie behaupteten ſich in den Städten, welche ihnen als Sicherheitsplätze überwieſen worden waren: in La Rochelle, Montauban und in Nismes, ferner in den Sevennen und anderen Gegenden*). Von ihren Feſtungen fiel nur La Charité in die Gewalt der Katholiken. Allen Proteſtanten Europa's wurden durch die Pariſer Bluthochzeit die Augen über die bodenloſe Schlechtigkeit der katholiſchen Partei geöffnet. Sie erkannten, daß ſie es nicht mit redlichen Feinden, ſondern mit einer unter den verruchteſten Heuchlern ſtehenden Maſſe fanatiſchen Pöbels zu thun hätten. In Deutſchland, England und in der Schweiz wurden die hugenottiſchen Flüchtlinge mit Beweiſen innigſter Theilnahme überſchüttet. Die Königin Eliſabeth von England ſandte den Hugenotten Frankreich's Hülfe. Faſt ein ganzes Jahr kämpften ſie mit ſolchem Muthe, daß Karl IX. im Juli 1573, ſich veranlaßt ſah, ihnen erträgliche Bedingungen zu gewähren. Die drei Städte Nismes, Montauban und La Rochelle blieben thatſächlich den Hugenotten, obgleich ſie dem Namen nach dem Könige übergeben wurden. Die ihnen im Frieden von St. Germain gewährte Duldung wurde ſehr beſchränkt. Doch dieſer Friede wurde ſo wenig, als irgend ein anderer, von den Katholiken gehalten. La Noue, der tüchtigſte unter den Feldherren der Hugenotten, forderte daher ſeine Glaubens-Genoſſen auf, von neuem das Schwert zu ziehen. Ein großer Theil von Poitou, St. Anges und Languedoc, Luſignan, Melle, Fontenay, Pons, Tonay-Charente, Royan, Talmont, Rochefort und andere Städte fielen, um Faſtnacht 1574, in die Gewalt der Hugenotten (Prise d'armes du mardi gras).

Von neuem†) floſſen Ströme Blutes. Mitten in dieſer Verwirrung ſtarb der verrätheriſche König Karl IX., am 30. Mai 1574. Nur wenige Jahre hatte er ſelbſt in Frankreich regiert. Er zählte bei ſeinem Tode erſt vier und zwanzig. Alle Schandthaten, deren er ſich ſchuldig machte, beging er unter dem Einfluſſe ſeiner Mutter, der Guiſen und Philipp's II. von Spanien. Er war ſein ganzes Leben lang nicht ſelbſtſtändig und ſtarb als Knabe, wenn nicht den Jahren, ſo doch der geiſtigen Entwickelung nach.

Nicht Franzoſen, ſondern Spanier, Italiener und Lothringer waren die Häupter jener grauſamen Partei, welche den Proteſtantismus in Frankreich zuerſt durch maſſenhafte Abſchlachtungen ſchwächte, und dann durch Heinrich IV. zu Grunde richtete. Streichen wir Philipp II., deſſen Geſandte und Söldlinge, Katharina von Medicis, den Kanzler Biragua und die päpſtlichen Nuntien und Legaten, endlich die Guiſen aus der franzöſiſchen Geſchichte, ſo wäre es den übrigen Gegnern des Proteſtantismus nicht möglich geweſen, dieſen zu erſticken. Ich will daraus nicht ableiten, daß ohne ſpaniſche, italieniſche und lothringiſche Hülfe die Reformation in Frankreich einen vollſtändigen Sieg errungen hätte — keineswegs; allein ſie hätte doch diejenige Ausbreitung behalten, welche ſie unmittelbar vor der Bartholomäusnacht bereits gewonnen hatte. Auch die Proteſtanten bezogen Hülfe vom Auslande, doch nur zu ihrer Selbſtvertheidigung. Die katholiſche Partei verſtärkte ſich dagegen durch Fremde immer zum Zwecke, die Proteſtanten auszurotten.

Italien rächte ſich an Frankreich für die Demüthigungen, welche ihm Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. bereitet hatten, indem es den Franzoſen ihre ſchlimmſten Tyrannen ſandte, zuerſt die Urheber der Pariſer Bluthochzeit, dann den Kardinal Mazarin, und am Ende noch die beiden Corſen Napoleon I. und Napoleon III.

*) Vierter Religionskrieg. †) Fünfter Religionskrieg.

§ 67. Heinrich III. (1574 1589)

Die Bartholomäusnacht hatte die wilden Leidenschaften der katholischen Partei, welche bis dahin durch die Macht der herrschenden Meinung und der Völkergewohnheiten in einigen Schranken gehalten worden waren, entfesselt. Lange Jahre flossen dahin, bevor sie durch die Rücksicht auf die Sitte wieder etwas gezügelt wurden. Rechtsgefühl, Sinn für Wahrheit und Menschenliebe wurden am französischen Hofe durch die Pariser Blutbochzeit für immer vernichtet; denn auf ihr ruht seit dieser Zeit der französische Thron, die französische Verfassung und das Wechselverhältniß zwischen Katholiken und Protestanten.

Karl IX. und sein Bruder, der Herzog von Anjou, hatten sich bei der Bartholomäusnacht gleichmäßig betheiligt. Sie hatten nicht bloß befohlen, vom sicheren Verstecke aus hatten sie sogar eigenhändig auf die fliehenden Hugenotten geschossen! Anjou, welcher seinem Bruder, unter dem Namen Heinrich's III. auf dem Throne folgte, stand mit diesem auf ziemlich gleicher Stufe sittlicher Verworfenheit. Um sich seiner zu entledigen, hatte es die Königin Mutter verstanden, die Wahl der Polen auf ihn zu lenken. In Warschau erhielt Anjou die Nachricht vom Tode Karl's IX. und eilte nach Frankreich, den ihm dort bestimmten Thron zu besteigen.

Während der letzten Krankheit Karl's IX. und der Abwesenheit Heinrich's III. leitete die Königin-Mutter die Regierung. Nicht alle Katholiken Frankreich's waren so entartet, daß sie die Gräuelthaten Katharinen's gut heißen wollten. Es bildete sich daher zwischen Katholiken und Hugenotten eine Mittelpartei, die sogenannten Politiker, welche mehr auf politischem, als religiösem Boden standen und ihre Opposition gegen die Regierung ohne Rücksicht auf ihren Glauben machten. Heinrich III. war nicht der Mann, die tobenden Parteien zu beruhigen, sie gegenseitig zu schwächen, oder zu beherrschen. Er vergeudete seine beste Zeit in kindischen Spielereien und verletzte muthwillig die Leute, welche ihm die größten Dienste leisten oder entsprechende Gefahren bereiten konnten. Er blieb daher sein Leben lang ein Spielball der Parteien, die er alle betrog und kränkte, ohne sich nur auf eine derselben jemals fest verlassen zu können. Im Juli und August 1574 hielten die Hugenotten Frankreich's zu Millaud in Rouergue eine General-Versammlung, auf welcher sie eine Bundesakte entwarfen und den Prinzen von Condé, der aus Paris nach Deutschland entflohen war, zu ihrem Oberhaupte ernannten. Dort warb er ein Heer, welches er unter den Befehl des Pfalzgrafen Johann Casimir stellte und nach Frankreich führte. Vom 22. November 1575 bis zum 25. Juni 1576 sollten die Waffen ruhen, was jedoch nur theilweise geschah. Während des Waffenstillstandes entfloh, am 23. Februar 1576, Heinrich von Navarra aus der Gefangenschaft, und nahm Besitz von der Provinz Guienne, zu deren Statthalter er ernannt worden war. Inmitten zwischen den Protestanten und den Politikern, an deren Spitze sich des Königs jüngster Bruder, der Herzog von Alençon gestellt hatte, kam Heinrich III. in eine sehr gefährliche Lage, aus welcher er sich nur durch einen Friedensschluß zu ziehen wußte, den er nicht zu halten gedachte, welcher ihm aber Zeit gewähren sollte, neue Vorbereitungen zum Kriege zu treffen. So kam, am 14. Mai 1576, das vierte Religions-Edict zu Stande, welches den Hugenotten unbeschränkte Freiheit der Religionsübung, Gleichberechtigung mit den Katholiken, und acht Sicherheitsplätze gewährte. Ueberdieß sollte der Prinz Heinrich von Condé die Statthalterschaft der Picardie erhalten.

Im Laufe des fünften Religionskrieges war in der Picardie die sogenannte „heilige"

Ligue gegründet worden, nachdem ſchon früher (1563) in der Guienne einige Anfänge derſelben zu Tage gekommen waren. Die Glieder der Ligue verſprachen einem, ihnen ſelbſt unbekannten Oberhaupte unbedingten Gehorſam, zum Zwecke der Ausrottung der proteſtantiſchen Religion. Die Ligue, welche ſich unter dem Schutze der Guiſen und der Pfaffen ſchnell über ganz Frankreich ausdehnte, wuchs zu einer Macht an, welche der König nur dadurch brechen zu können glaubte, daß er ſich ſelbſt an deren Spitze ſtellte. Er zog auf dieſe Weiſe allerdings das Schwert, welches Herzog Heinrich von Guiſe für ſich geſchmiedet hatte, aus deſſen Händen, übernahm jedoch zugleich die Verbindlichkeit, von demſelben im Sinne der Ligue Gebrauch zu machen. Dazu hatte der König wenig Luſt. Er leitete daher mit den Hugenotten Unterhandlungen ein. Da dieſe aber zu keinem Ziele führten, griff der König zu den Waffen *). Er ſtellte zwei Heere auf und ernannte zu deren Befehlshabern ſeinen Bruder Alençon, der ſich jetzt Anjou nannte, und den Herzog von Mayenne, den Bruder Heinrich's von Guiſe. Auf keinen von beiden konnte ſich Heinrich III. verlaſſen. Er ſuchte daher ſo bald als möglich Frieden zu ſchließen, und legte deſſen öffentliche Bedingungen (September 1577) in das ſogenannte Pacifications-Edict von Poitiers nieder, welches dem Religions-Edicte vom 14. Mai 1576 ziemlich nahe kam. Die fanatiſchen Katholiken, welche erkannten, daß Heinrich III. entweder nicht den Willen, oder nicht die Kraft beſitze, im Sinne ihres Bundes gegen die Hugenotten zu wüthen, zogen ſich mehr und mehr vom Könige zurück und wandten ſich dem Herzoge Heinrich von Guiſe zu. Dieſer hatte wenigſtens eine Partei, auf welche er ſich verlaſſen konnte. Heinrich III. brachte es aber nie dazu, einen feſten Rückhalt an irgend einem Theile der franzöſiſchen Nation zu beſitzen, weil er Niemanden das geringſte Vertrauen einflößen konnte. Perſönlich waren ihm die Mummereien der römiſchen Kirche: Prozeſſionen, Wallfahrten u. dgl. m. unterhaltend. Die laxe Moral der Katholiken, die Leichtigkeit, durch die Beichte Abſolution für alle begangenen Sünden zu erhalten und dann, ohne Furcht vor der Hölle, weiter fort ſündigen zu können, ſagte dem elenden Monarchen ſehr wohl zu. Er beſaß gerade Verſtand genug, um einzuſehen, daß es ihm, wie allen Tyrannen, minder ſchwer werden würde, die Franzoſen mit Hülfe der katholiſchen, als der proteſtantiſchen Religion zu beherrſchen. Seine natürlichen Anlagen und ſeine ganze Jugenderziehung machten ihn zum Katholiken. Allein der franzöſiſche Königsthron war ihm doch lieber, als jedwede Religion der Erde. Um dieſen zu behaupten hätte Heinrich III. jeden beliebigen Glauben äußerlich bekannt. Bald ſuchte er die Partei der fanatiſchen Katholiken für ſich zu gewinnen, indem er vorgab, ſich ſelbſt an deren Spitze zu ſtellen, bald näherte er ſich wieder den Hugenotten an, aus Furcht, die Guiſen möchten während des Krieges einen überwiegenden Einfluß gewinnen. Aus bloßer Leichtfertigkeit ſtreute er den Saamen des Unfriedens aus. Der ſiebente Religionskrieg, welcher im Jahre 1580 ausbrach, hatte ſeinen Grund mehr in läppiſchen Eiferſüchteleien Heinrich's III., als in irgend einem tieferen religiöſen oder politiſchen Beſtreben. Seine Schweſter Margaretha von Valois, die Gemahlin Heinrich's von Navarra, zog ihren jüngeren Bruder, den Herzog von Alençon, dem älteren Heinrich III. vor und unterhielt mit demſelben einen lebhaften Briefwechſel. Der König wurde darüber ungehalten und gedachte ſich an ſeiner Schweſter zu rächen, indem er ihrem Gatten Kunde von einem ihrer vielen Liebesabenteuer gab. Heinrich von Navarra, welcher ohne Zweifel die Ausſchweifungen ſeiner Gattin beſſer kannte, als der König, ſein Schwager, ſich aber dieſelben gern gefallen ließ, unter der Bedingung, in den ſeinigen nicht geſtört zu werden, hielt doch auf einen gewiſſen äußeren Anſtand. Der kleine Hof von Nerac, woſelbſt ſich Heinrich von Navarra mit ſeiner Frau, abwechſelnd mit Pau, während des Friedens aufhielt, wurde durch die Enthüllungen Hein-

*) Sechster Religionskrieg.

rich's III. in große Aufregung versetzt. Die Stimmung wurde sehr gereizt und es entwickelte sich daraus ein Krieg, welcher den Namen der Verliebten (guerre des amoureux) erhielt, allein ohne bedeutende Waffenthaten im folgenden Jahre (1581) durch den Frieden zu Fleix in Perigord beendigt wurde.

Während König Heinrich III. unstät hin und her schwankte und durch seine Leichtfertigkeit sich selbst am meisten schadete, verfuhr der Herzog Heinrich von Guise ganz systematisch. Sein Plan ging dahin, die höchste Gewalt in Frankreich an sich zu reißen. Nachdem der Herzog von Alençon (1584) gestorben war, trat Guise mit seinen Absichten immer entschiedener hervor. Heinrich III. hatte keine Nachkommen. Der nächste Thronerbe war der König Heinrich von Navarra, welcher, im Sinne der römisch-katholischen Kirche ein „rückfälliger Ketzer" und folgeweise nicht geeignet war, den französischen Thron zu besteigen. An die Stelle des Königs von Navarra wollte der Herzog Heinrich von Guise dessen Oheim, den Kardinal Karl von Bourbon schieben, welcher wegen seines Alters und seiner Schwäche unfähig, selbst zu regieren und daher dem Haupte der Ligue das Scepter zu übergeben gezwungen war. Philipp II. von Spanien begünstigte diesen Plan mit allen seinen Kräften bis zu einem gewissen Grade. Er wollte zwar nicht, daß die Guisen den französischen Thron eroberten. Diesen hoffte er für seine Familie zu gewinnen, allein insofern es sich um langwierige Wirren und Bürgerkriege handelte, ging er mit den Guisen Hand in Hand. Bei dieser Verschiedenheit der Absichten konnte keine volle Einstimmigkeit zwischen den Guisen und den Spaniern obwalten. Seinen Verwandten, den Herzog von Lothringen, gewann Heinrich von Guise durch das Versprechen, ihm Metz, Toul und Verdün überlassen zu wollen. Auch der Herzog von Savoyen sagte Hülfe zu. Auf einem Schlosse des Herzogs von Guise zu Joinville setzten die Häupter der katholischen Partei eine vollständige Bundesacte auf (vom 30. December 1584 bis zum 3. Januar 1585), deren Zweck die Vertheidigung und Erhaltung der katholischen Religion und die Abschaffung aller Secten in Frankreich und in den Niederlanden war.

Ende März erschien ein von dem Kardinale Karl von Bourbon unterzeichnetes Manifest, welches im Sinne der Bundes-Akte von Joinville, alle Franzosen zur offenen Empörung gegen den König rief. Die Guisen warben deutsche Söldner mit spanischem Gelde sammelten um sich den Adel von Burgund und der Champagne, nahmen durch Ueberfall mehrere Städte, andere öffneten ihnen freiwillig die Thore. Lyon, Toul, Verdün, Bourges, Orleans und Angers fielen rasch hinter einander in ihre Gewalt. Paris war durch die Liguisten schon längst vollständig unterwühlt. Der sogenannte Klub der Sechszehn bemächtigte sich der städtischen Regierung, und gab einem großem Theile der Städte Frankreich's Anregungen in liguistischem Sinne. Der König wußte allen diesen, das ganze Reich umfassenden Umtrieben nichts, als eine Leibwache von fünf und vierzig Gurgelabschneidern entgegen zu setzen, deren Schutze er sich anvertraute. Die Verschwörung gewann von Tag zu Tage größere Ausdehnung, rückte der Hauptstadt immer näher. Da Heinrich III. nicht die Macht besaß, die Guisen und die Ligue im offenen Felde zu bekämpfen, leitete er Unterhandlungen mit ihnen ein, und schloß (7. Juli 1585) mit ihnen einen Friedensvertrag ab, welcher in dem Edicte von Nemours seinen Ausdruck fand. In diesem nahm der König alle den Protestanten gemachten Zugeständnisse zurück, erklärte, daß in Zukunft nur Eine Religion im Lande geduldet werden solle, und verbannte alle Prediger und Führer der Protestanten aus dem Reiche. Er ertheilte den Glaubensgerichten Vollmacht, Todesurtheile gegen die Protestanten zu fällen, schaffte die aus Protestanten und Katholiken gleich getheilten Senate der Parlamente (chambres mi-parties) ab, und erklärte diejenigen, welche nicht das katholische Glaubensbekenntniß ablegten, aller Aemter für unfähig. Zugleich bestätigte er die Anführer der Ligue in den Statthalterschaften,

welche ſie beſaßen, räumte ihnen acht feſte Plätze ein, und verſprach, ihre fremden Söldner aus dem königlichen Schatze zu bezahlen.

Heinrich III. dachte natürlich nicht daran, dieſen Vertrag zu halten, vielmehr hoffte er, bald in die Lage zu kommen, ihn brechen und den Häuptern der Ligue ſeine Rache fühlbar machen zu können. Dem Herzoge Heinrich von Guiſe war daher bei der Sache gar nicht wohl zu Muthe. Er befürchtete damals ſchon den Mordanfall, der ihn ſpäter traf.

Das Edict von Nemours enthielt eine offene Kriegserklärung gegen die Proteſtanten. Heimlich ſtand aber der König noch immer mit ihnen in Verbindung. Der König von Navarra rüſtete ſich zum Kampfe. Er gewann für ſich den Sohn des Connetable von Montmorency, welcher nach ſeines ältern Bruders Tode den Herzogtitel geerbt hatte und Statthalter von Languedoc war. Die franzöſiſchen Proteſtanten ſchaarten ſich um Heinrich von Navarra, die deutſchen ſchickten ihm Hülfstruppen.

Den Krieg*) gegen die Hugenotten betrieb Heinrich III., welcher die Liguiſten mehr zu fürchten hatte, als die Proteſtanten, nur zum Scheine. Den Guiſen entging dieſes nicht. Sie ſetzten ungeachtet des geſchloſſenen Friedens den Krieg mit dem Könige fort, indem ſie bald dieſe, bald jene Stadt in ihre Herrſchaft zu bekommen ſuchten. Mittlerweile beſetzte Heinrich von Navarra Guyenne, Dauphiné, Saintonge und Poitu. Der Prinz von Condé drang bis nach Anjou vor. Am 20. Oktober 1587 ſchlug Heinrich von Navarra das königliche Heer unter dem Herzoge von Joyeuſe bei Coutras in Guyenne. Er verfolgte jedoch ſeinen Sieg nicht, weil er es vorzog, der Prinzeſſin von Guiche, welche damals ſein Herz beſaß, zu huldigen. Die deutſchen Hülfstruppen erlitten durch den Herzog von Guiſe mehrere Niederlagen und mußten mit Schimpf und Schande wieder abziehen. Doch während des Krieges gegen die Proteſtanten zeigte es ſich immer deutlicher, daß der Herzog von Guiſe ſowohl, als Heinrich III. bei demſelben ihre Hintergedanken hatten. Der König fürchtete, von den herrſchſüchtigen Guiſen gänzlich beſeitigt zu werden, der Herzog von Guiſe trachtete mit nicht minder großem Eifer darnach, für ſich die franzöſiſche Königskrone, als für die glaubenstollen Liguiſten die Vertilgung der Proteſtanten zu erreichen. Im Januar 1588 hielten die fanatiſchen Katholiken eine Zuſammenkunft zu Nancy, auf welcher beſchloſſen wurde, dem Könige neue, im höchſten Grade demüthigende Zumuthungen zu machen. Im Widerſpruche mit dem ausdrücklichen Befehle des Königs kam der Herzog von Guiſe (9. Mai 1588) nach Paris. Die Stadt theilte ſich in zwei feindliche Lager. Die reicheren Bürger und der größere Theil des Adels waren auf Seiten des Königs, der fanatiſirte Pöbel und die Pfaffen hielten es mit den Guiſen. Am 12. Mai zog Heinrich III. vier tauſend Schweizer zu ſich in die Stadt. Er konnte ſich aber nicht in derſelben behaupten, und mußte froh ſein, die Truppen ohne große Verluſte wieder in's freie Feld zu bringen. Er ſelbſt floh am folgenden Tage unter großen Gefahren heimlich aus der Stadt. Seit dieſer Zeit blieben die Guiſen bis zum Jahre 1594 Herren von Paris.

Der König zog ſich nach Rouen zurück, und mußte ſich bald ſchon zu neuen, ſchimpflicheren Zugeſtändniſſen bequemen. In dem ſogenannten Unions-Edict, welches am 21. Juli 1588 im Parlamente regiſtrirt wurde, räumte der König der Ligue außer den Städten, die ſie ſchon inne hatte, noch Orleans, Bourges, Montreux und mehrere andere ein, gewährte eine Amneſtie für alles, was in Paris geſchehen war, und gelobte eidlich, gegen die Proteſtanten einen **Vertilgungskrieg** führen zu wollen, forderte das ganze Volk der Franzoſen auf, ein gleiches zu thun, und zu geloben, daß ſie nur einen römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Prinzen als ihren König anerkennen würden. Die Hauptbedingung

*) Es war der achte Religionskrieg, welcher von den drei Heinrichen: von Valois, von Bourbon und von Guiſe ſeinen Namen erhielt.

des Friedens, welche in das Edict nicht aufgenommen wurde, war aber, daß der König den Herzog von Guiſe mit unumſchränkten Vollmachten zum Generaliſſimus ernennen mußte. Dadurch behielt er nur noch einen ſehr ſchwachen Schimmer von Macht in ſeinen Händen. Die ganze wirkliche Gewalt ging auf ſeinen Todfeind, den Herzog Heinrich von Guiſe über. Alle dieſe Maßregeln ſollten einer Ständeverſammlung zu Blois zur Genehmigung vorgelegt und dadurch dem Könige jede Umkehr unmöglich gemacht werden.

Was der Herzog von Guiſe aber für den Schlußſtein ſeines Werkes hielt, wurde die Falle, in welcher ihn der König feſthalten und ermorden ließ. Am 16. Oktober 1588 wurde die Ständeverſammlung in Blois eröffnet. Auf den 22. December deſſelben Jahres ließ der König eine Rathsverſammlung anſagen, zu welcher er den Herzog von Guiſe und ſeinen Bruder, den Kardinal beſonders dringend einlud. Beide kamen. Als ſie im Rathszimmer angelangt waren, ließ er den Herzog in das durch einen ſchmalen Gang damit verbundene Zimmer, das er ſelbſt bewohnte, rufen und vor ſeinen Augen ermorden. Sein oberſter Kammerherr Lognac führte den erſten Streich. Sechs Gurgelabſchneider, welche Heinrich III. in ſeinem Zimmer verſteckt hatte, machten den Herzog vollends todt. Der Bruder des Herzogs, der Kardinal und der Erzbiſchof von Lyon, welche vermeinten, das Haupt ihrer Partei ſchützen zu können, wurden ergriffen und in einen abſcheulichen Kerker geworfen. Viele andere ſeiner Verwandten und Anhänger namentlich der alte Kardinal von Bourbon und mehrere Mitglieder der Ständeverſammlung hatten daſſelbe Schickſal. Den Kardinal von Guiſe ließ der König am Tage nach ſeiner Verhaftung tödten. Während im obern Stocke Heinrich III. ſeinen Vetter Guiſe ermorden ließ, lag Katharina von Medicis in einem Zimmer des Erdgeſchoſſes auf ihrem Todtenbette. Sie ſtarb voll von Angſt und Schrecken über die Mordſcenen, von denen ſie Kunde erhielt, und in deren Mitte ſie keine Ruhe finden konnte.

Den Guiſen maß Heinrich III. mit demſelben Maßſtabe, deſſen ſie ſich gegen die Proteſtanten ihr Leben lang, und namentlich zur Zeit der Pariſer Bluthochzeit bedient hatten. So bittern Tadel die Ermordung des Herzogs Heinrich und des Kardinals auch verdient vom Standpunkte des Rechts und der Sittlichkeit, ſo wenig Grund hatten die Liguiſten, ſich darüber zu beklagen. Denn ſie hatten ſelbſt durch Wort und That den Mord zu den Zwecken ihrer Partei gut geheißen und geprieſen. Als aber ihre Lehre von der Rechtmäßigkeit der Ermordung der Tyrannen gegen ſie ſelbſt angewandt wurde, ſpien ſie Feuer und Flammen. Die Pariſer ernannten den Herzog von Aumale, einen jüngern Bruder des ermordeten Herzogs Heinrich zu ihrem Statthalter. Die Stände von Blois gingen den 16. Januar 1589 aus einander. Die Pfaffen regten aller Orten die Maſſen gegen den König auf. Ein Theil des Pariſer Parlaments erklärte ſich gegen Heinrich III., ein anderer ſammelte ſich um ihn zu Tours, wo er ſeinen Wohnſitz aufſchlug. Beide Parlamente erließen gegen einander vernichtende Beſchlüſſe, welche aber nicht weiter reichten, als ihre Gewalt.

Vergebens ſuchte Heinrich III. ſich mit den Guiſen wieder auszuſöhnen. Von ſeinem ganzen Reiche war ihm nichts als Blois, Beaugency, Amboiſe, Tours und Saumur geblieben. Von den Katholiken verworfen, verſtoßen und verachtet blieb ihm nichts übrig, als ſich den Proteſtanten in die Arme zu werfen. Der Herzog von Mayenne zog mit einem Heere gegen Tours. Am 31. April 1589 hatten Heinrich III. und der König von Navarra eine Zuſammenkunft auf dem Schloſſe La Tour dü Pleſſis. Mayenne mußte ſich von Tours zurück ziehen, und die vereinigten Heere der beiden Könige rückten gegen Paris vor, das ſie belagerten. Als Paris auf's äußerſte getrieben war, griff die katholiſche Partei zu ihrem beliebten Hülfsmittel, dem Morde. Der Jakobiner-Mönch Clemens hielt ſich für berufen von Gott, den König aus der Welt zu ſchaffen. Er beichtete ſeinem

Prior. Dieſer rieth ihm, wohl zu prüfen, ob die innere Stimme von Gott oder vom Teufel komme. Am Ende überzeugten ſich beide, die Eingebung komme von Gott. Der Prior, der Herzog von Aumale und die Herzogin von Montpenſier, die Schweſter der Lothringer, beſtärkten ihn in ſeinem Entſchluſſe. Nach dieſen Vorbereitungen verſchaffte ſich Clemens Eingang zum Könige und ſtach ihm einen Dolch in den Leib. Der Mörder wurde von der Leibwache Heinrich's III. zuſammen gehauen. Dieſer ſtarb am folgenden Tage (2. Auguſt 1589).

Seit der Bartholomäusnacht war der Mord im Schooße der katholiſchen Partei zu einem der alltäglichen Auskunftsmittel geworden. Die Zahl der Menſchen, welche Karl IX. ermorden ließ, iſt ungezählt. Die Guiſen waren in den Schreckenstagen der Pariſer Bluthochzeit ſeine eifrigſten Helfershelfer und Henkersknechte. Heinrich III. wüthete gegen ſie in ähnlicher Weiſe, als ſie früher gemeinſam gegen die Hugenotten gewüthet hatten. Was war unter ſolchen Verhältniſſen natürlicher, als daß auch Heinrich III. endlich von dem Mordſtahle erreicht wurde, von welchem er ſelbſt ſein Leben lang ſo häufigen Gebrauch gegen ſeine Feinde gemacht hatte.

Tolerante Schriftſteller, wie Schloſſer, mögen der Anſicht ſein, alle dieſe Schandthaten hätten eben ſo wenig, als die ſpäter erfolgte Ermordung Heinrich's IV., Wallenſtein's und anderer irgend etwas mit der Religion gemein. Allein eine Toleranz, welche im Widerſpruche mit der ganzen Geſchichte ſteht, beſitze ich nicht. Im Gegentheile finde ich die eigentliche Quelle des Unterſchieds, welcher zwiſchen Hugenotten und Katholiken beſtand — nur in der Religion. Der Admiral von Coligni, ſein Bruder d'Andelot und die übrigen Führer der Hugenotten machten ſich ſolcher Verbrechen, wie ſie Karl IX., Heinrich III., die Königin Katharina und die Guiſen begingen, aus dem Grunde *nicht* ſchuldig, weil ihre Religion ſie *nicht* dazu aufforderte, vielmehr ſie davon abhielt. Die Häupter der katholiſchen Partei griffen ſo häufig ihre Zuflucht zu Gift und Dolch, weil ihr Glauben, weit entfernt, ihren wilden Leidenſchaften Schranken zu ziehen, dieſelben aufſtachelte, oder doch alle widerſtrebenden beſſeren Gefühle einſchläferte. Es iſt kein Zufall, daß das Blutbad von Baſſy, die Bartholomäusnacht, die Mordſcenen zu Blois Katholiken zur Laſt fallen, ſo wenig, als daß der niederländiſche Rath der Unruhen, das Veltliner Blutbad, die Ausrottung der Proteſtanten in Böhmen und Oeſterreich ihr Werk, Jeſuitenorden, Inquiſition und Papſtthum ihre Anſtalten ſind. Jene Thaten, wie dieſe dauernden Einrichtungen bildeten den nothwendigen und unvermeidlichen Ausdruck ihrer Glaubensſätze und religiöſen Anſchauungen.

Die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Kirche, wie ſie in's wirkliche Leben eintrat, nicht wie ſie ſich Träumer und Schwärmer vorſtellen, war im ſechzehnten und iſt noch heute im neunzehnten Jahrhundert nichts anderes, als eine Anſtalt, welche die Maſſen zu blinden Werkzeugen in den Händen ihrer Vorgeſetzten abrichtet, die gebildeteren Klaſſen zwingt, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, d. h. ſich wenigſtens den Schein der Gläubigkeit zu geben, endlich den Herrſchern Brücken baut, mit deren Hülfe ſie leicht über den Abgrund jedes Verbrechens und jeder Schandthat hinwegkommen.

Die proteſtantiſche Religion hatte dieſen Charakter im ſechzehnten Jahrhunderte noch nirgends, am wenigſten in Frankreich angenommen, wo die Verfolgungsſucht der Katholiken den Eifer der Hugenotten rege erhielt. In unſeren Tagen iſt allerdings auch die proteſtantiſche Kirche auf eine ähnliche Stufe der Verworfenheit herabgeſunken, auf welcher die katholiſche ſchon vor drei Jahrhunderten war, nur ſtrebt ſie nach dem Zwecke der Verdummung, Knechtung und Ausbeutung der Maſſen mit weniger gewaltthätigen, darum aber doch nicht viel weniger wirkſamen Mitteln.

§ 68. Heinrich IV. (1589—1610.)

Als Heinrich III. ſtarb, war die Lage ſeines Nachfolgers, Heinrich's IV. zwar nicht ohne Schwierigkeiten, allein doch ſo günſtig, daß ſein endlicher Sieg kaum mehr zweifelhaft ſein konnte. Sein erbliches Recht auf die franzöſiſche Krone war unbeſtreitbar. Der Kardinal von Bourbon, welchen die Guiſen vorgeſchoben hatten, um in deſſen Namen zu herrſchen, war noch immer gefangen. Unter den Guiſen ſelbſt fand ſich kein Mann, der mit ihren beiden Verwandten, den ermordeten Herzogen Franz und Heinrich, und noch weniger mit Heinrich IV. verglichen werden konnte. Der älteſte Sohn des Herzogs Heinrich war überdieß auch noch im Kerker. Heinrich von Navarra dagegen hatte ſich damals ſchon als Feldherr einen Namen, und durch ſeinen leutſeligen und gutmüthigen Charakter viele Freunde erworben. Vor ſeinem Tode hatte ihm Heinrich III. den Oberbefehl ſeines Heeres übertragen. Die Proteſtanten erkannten ihn ſofort als König an. Die fanatiſchen Katholiken Italien's und Spanien's nahmen allerdings an ſeiner Religion Anſtoß, allein dafür konnte er mit um ſo größerer Sicherheit auf die kräftigſte Hülfe von Seiten der Proteſtanten Frankreich's und der Nachbarſtaaten: England's, Deutſchland's und der Niederlande rechnen. Vor ihm hatte kein proteſtantiſcher König auf dem Throne Frankreich's geſeſſen, allein vor Eduard VI. war dieſes auch der Fall in England, vor Guſtav Waſa in Schweden und vor Friedrich I. in Dänemark geweſen. Ein ſolcher Uebergang iſt allerdings mit Gefahren verbunden. Heinrich III. hatte vor ſeinem Tode gegen den damaligen Heinrich von Navarra die Anſicht ausgeſprochen, er werde ſich auf dem franzöſiſchen Throne nicht behaupten können, falls er nicht katholiſch würde. Wie Heinrich IV. die Religion betrachtete, ergiebt ſich aus den Worten, die er bei Gelegenheit ſeines Glaubenswechſels ſprach: „Paris iſt wohl eine Meſſe werth." Er hatte als Kind ſchon zwei verſchiedene Religionen gehabt. Seine Mutter hatte ihn proteſtantiſch erzogen. Als aber die fanatiſch-katholiſche Partei ſeinen Vater für ſich gewann*), übergab ihn dieſer einem katholiſchen Pfaffen. Nach dem Tode des elenden Königs Anton, trat die Mutter wieder in ihre Rechte ein, welche den Sohn proteſtantiſch bildete. Die katholiſche Zeit des Knaben hatte nur ein Jahr (von 1562—1563) gedauert. Später blieb Heinrich von Navarra der Religion der Mutter treu bis zur Pariſer Bluthochzeit. Als aber ſein Leben in Gefahr kam, ward er wieder katholiſch und blieb es (von Auguſt 1572 bis Februar 1576). Als Katholik hatte er keine politiſche Bedeutung. Als Proteſtant war er Partei-Haupt. Heinrich hatte viele Eigenſchaften mit ſeiner Mutter Johanna, aber doch mehrere mit ſeinem Vater Anton gemein. Am Ende gaben die vom Vater überkommenen Anlagen und Eindrücke den Ausſchlag. Die Lehren und das Beiſpiel der Mutter traten in den Hintergrund. Nach Heinrich's III. Tode neigte ſich Heinrich IV. mehr und mehr auf die katholiſche Seite. Schon früher hatte er zu erkennen gegeben, daß er, den Umſtänden nach, ſich bekehren, d. h. die katholiſche Zwangsjacke gefallen laſſen würde. Doch damals waren alle Verhältniſſe noch zu verwirrt, der Einfluß Spaniens, der Jeſuiten und des Papſtes zu groß, als daß Heinrich hoffen konnte, ſeine Gegner ſelbſt durch ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Religion zu verſöhnen. Der Krieg dauerte daher eine Zeit noch fort. Allein augenſcheinlich war ſchon damals der Plan Heinrich's IV. gefaßt, bei erſter guter Gelegenheit durch einen Religionswechſel ſich ſeine Stellung den franzöſiſchen Katholiken gegenüber leichter zu machen.

*) S. oben § 66 S. 435.

Die Liguiſten erkannten Heinrich IV. nicht an. Sie wählten vielmehr den gefangenen Kardinal Karl von Bourbon zu ihrem Könige und den Herzog von Mayenne, den ältern Bruder des Herzogs Heinrich von Guiſe zu deſſen Stellvertreter (Auguſt 1589). Dieſe beiden Gegner waren jedoch perſönlich ſehr wenig gefährlich. Der Kardinal war alt, ſchwach und überdieß gefangen, der Stellvertreter ſehr jung, unerfahren und wenig befähigt. Hinter beiden ſtand wohl die Macht Königs Philipp II. von Spanien. Dieſe war aber damals in den Niederlanden ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ſie nicht hinreichte, dort den Sieg zu gewinnen. Jede Schwächung der ſpaniſchen Macht in Flandern befeſtigte den im Entſtehen begriffenen Freiſtaat, welcher unter der Leitung des jungen Prinzen Moritz von Oranien dem alternden Despoten Spanien's immer gefährlicher wurde.

Zwar hatte Heinrich IV. kurz nach Heinrich's III. Tode die Belagerung von Paris aufgegeben. Allein ein großer Theil Frankreich's war ihm zugefallen, namentlich die ganze Gegend von Paris nach Tours, Maine und die Normandie. Am 14. März 1590 brachte Heinrich den Liguiſten unter dem Herzoge von Mayenne eine furchtbare Niederlage bei Ivry bei. Kurz darauf ſtarb der alte Kardinal von Bourbon, der von den Liguiſten erwählte König. Dieſes Ereigniß war inſofern von hoher Wichtigkeit, als Philipp dadurch veranlaßt wurde, mit ſeinen auf Frankreich gerichteten Plänen beſtimmter hervor zu treten. Er machte kein Geheimniß mehr daraus, daß er ſeine Tochter, die Infantin Clara Eugenia, auf den franzöſiſchen Thron heben wolle. Der Herzog von Parma war verſtändig genug, einzuſehen, daß die Franzoſen ſich niemals eine ſpaniſche Königin aufdringen laſſen würden. Dennoch mußte er, um den Befehlen ſeines Herrſchers zu gehorchen, mit Vernachläſſigung des Krieges in den Niederlanden, ſammt ſeinem ganzen Heere nach Frankreich ziehen, konnte aber nichts erhebliches gegen Heinrich IV. ausrichten.

Neben dem Kriege, welcher auf dem Schlachtfelde geführt wurde, ging ein zweiter her, in welchem päpſtliche Bullen, Kanzelreden und Pfaffen-Ränke mit königlichen Manifeſten, Parlamentsbeſchlüſſen und patriotiſchen Ausführungen in die Schranken traten.

Das einzige kriegeriſche Genie, welches auf Seiten der Liguiſten kämpfte, der Herzog Alexander von Parma ſtarb (December 1592). Die Partei der Liguiſten zerfiel in ſich ſelbſt mehr und mehr. Immer beſtimmter gab Heinrich IV. zu erkennen, daß er geſonnen ſei, katholiſch zu werden. Am 9. Juli 1593 theilte er dieſen Entſchluß einer Verſammlung katholiſcher Biſchöfe, Prälaten und Theologen mit. Am 25. Juli ließ ſich Heinrich durch den Erzbiſchof von Bourges zu St. Denys unter großem Volkszudrang in den blutigen Schooß der katholiſchen Kirche aufnehmen. Dieſer Schritt entſchied über ſeine und Frankreich's Zukunft. König Philipp II. von Spanien und der Papſt Clemens VIII. mochten ſich noch eine Zeit lang ſperrn, doch da die franzöſiſche Nation von dieſem Augenblicke an in ihrer überwältigenden Mehrzahl für Heinrich IV. war, konnten ſie auf die Dauer ihren Widerſtand nicht fortſetzen.

Am 28. Februar 1594 ließ ſich Heinrich zu Chartres krönen und ſalben. Am 21. März deſſelben Jahres rückte er in Paris ein, nachdem er ſich die Thore der Stadt durch freundliche Unterhandlungen geöffnet hatte. Kurz darauf konnte ſich Heinrich überzeugen, daß er den Haß der fanatiſchen Katholiken durch alle ihnen gemachten Zugeſtändniſſe noch nicht entwaffnet habe. Am 27 December 1594 machte der Jeſuiten-Zögling Johann Chatel auf ihn einen ſo gefährlichen Mordanfall, daß nur eine plötzliche Bewegung des Königs dem Stoße des Mörders ſeine tödtliche Richtung benahm. Deſſen ungeachtet ſetzte Heinrich ſeine Bemühungen fort, vom Papſte anerkannt zu werden. Am 1. September 1596 wurde zu Rom jene für Heinrich IV. ſo ſchimpfliche Komödie aufgeführt, durch welche der Papſt, nachdem er das in St. Denys aufgeführte Schauſpiel für nichtig erklärt

und des Königs Gesandte mit Ruthenstreichen bedient hatte, den gegen ihn ausgesprochenen Bann aufhob, und so mit ihm Frieden schloß. Alle Bedingungen dieses Friedens waren zwar für Heinrich IV. sehr demüthigend. Allein was thut nicht ein Mensch ohne festen Charakter, um eine Krone auf seinem Haupte zu befestigen! War denn aber Heinrich IV. in der That gezwungen, entweder seine Religion, oder seinen Thron aufzugeben? Keineswegs!

Nach allen den Verlusten, welche die Hugenotten seit der Pariser Bluthochzeit erlitten hatten, waren sie unstreitig schwächer, als die Katholiken. Allein dieses Verhältniß konnte sich schnell ändern, wenn Heinrich das Gewicht der Königskrone in ihre Wagschale legte. Heinrich IV. dachte aber, der Protestanten gewiß zu sein, und sich der Gunst der Katholiken zu versichern, indem er deren Religion annahm. Er erwog freilich nur die Lage des Augenblicks, weder seine, noch Frankreich's Zukunft. Sittlicher Beweggründe war er bei einer Frage von so hoher Bedeutung unfähig Die Staatsklugheit gab den Ausschlag und diese ist — wo sie im Widerspruch steht mit männlicher Würde, dem fortschreitenden Geiste der Zeit und dem Freiheitsdrange der Völker — immer sehr kurzsichtig. Weil sich Heinrich IV. der katholischen Kirche in die Arme warf, fand diese Gelegenheit, ihm den Dolch in's Herz stoßen zu lassen, und nach seinem Tode gewaltsam den Entwickelungsgang des Volkes zu hemmen. Die Revolution wurde zu einer periodisch wiederkehrenden hitzigen Krankheit in Frankreich, weil nur durch gewaltsame Ausbrüche der unterdrückte Geist der Nation sich Bahn brechen konnte. Im siebenzehnten Jahrhunderte wurden die Keime der Revolution des achtzehnten gelegt.

Das Beispiel, welches Heinrich IV. der französischen Nation gab, indem er ohne alle Ueberzeugung, lediglich um sich die Herrschaft leichter zu machen, katholisch wurde, war von unermeßlicher Wichtigkeit. Tausende wurden durch ähnliche Beweggründe bestimmt, ihm zu folgen. Mehr, als in irgend einem andern Lande wurde folgeweise in Frankreich die katholische Religion eine Aeußerlichkeit, welcher alle habgierigen und ehrgeizigen Menschen huldigten, um den Machthabern keinen Anstoß zu geben. Die wenigsten verzichteten, indem sie das katholische Gewand anlegten, auf ihre protestantischen Gesinnungen. Im Gegentheile wurde es bald schon Mode, unter der Larve des Katholicismus, die man trug, diesen selbst zu verspotten. Papstthum und Königthum im Bunde konnten wohl bewirken, daß viele Protestanten sich äußerlich der katholischen Kirche anschlossen, allein nicht, daß sie innerlich deren Lehren annahmen. Der Geist des Protestantismus erhielt sich in Frankreich und wurde den Tyrannen um so gefährlicher, je weniger er sich durch kirchliche Symbole kund that. Uebrigens gelang es den Pfaffen nicht einmal, den kirchlichen Protestantismus in Frankreich auszurotten. Nicht alle Franzosen waren so leichtfertig, als Heinrich IV., seine Höflinge und sein Adel. Die reformirten Gemeinden, welche inmitten der katholischen Kirchen bestanden, bildeten eben so viele lebendige Protestationen gegen das römische Pfaffenthum. Tausende von denjenigen, welche gezwungen oder doch gedrängt durch die Macht der auf ihnen lastenden Verhältnisse das katholische Gewand anlegten, behielten sich vor, in jeder ihnen nicht gefährlichen Weise fortdauernd zu protestiren. Der gesellschaftliche Ton der gebildetsten Klassen brachte es mit sich, daß man die katholische Kirche gleich einem Maskenballe behandelte. Niemand glaubte, daß derjenige, welcher die katholische Larve trug, im Herzen katholisch sei. Die meisten unter dem Adel hatten sich bei ihrer Wahl nur durch irdische Vortheile bestimmen lassen. Niemand setzte von seinen Glaubensgenossen etwas anderes voraus.

Die Hugenotten dagegen, welchen ihre Religion nichts brachte, als Zurücksetzung, Verfolgung und Mißhandlung konnten nur durch die Kraft der Ueberzeugung bestimmt werden, ihrem Glauben treu zu bleiben. Die Festigkeit, welche sie in ihrem religiösen Leben

bekundeten, trat auch in allen ihren übrigen Beſtrebungen zu Tage, während die Leichtfertigkeit und der Wankelmuth, welchen die Mehrzahl in den Angelegenheiten ihrer Religion verriethen, ihrem ganzen Daſein den Stempel der Nichtswürdigkeit, oder doch der Schwäche aufdrückte.

Der ruhmvollſte Theil des Lebens Heinrich's IV. war unſtreitig derjenige, da er an der Spitze der Proteſtanten für deren Rechte und Freiheiten in die Schranken trat. Später, nachdem er das Joch des Papſtthums auf ſich genommen hatte, beſaß er allerdings weit größere Reichthümer, zahlreichere Heere und viel mehr Gewalt. Allein die Kraft ſeines Geiſtes war gebrochen. Er ſtreifte auch nachher eine gewiſſe Gutmüthigkeit nicht ab. Allein ſie wurde doch durch die Rückſichten, welche er dem katholiſchen Pfaffenthum ſchuldig zu ſein glaubte, oft in den Hintergrund geſchoben. Er ſtrebte auch ſpäter darnach, ſein Volk glücklich zu machen. Allein er ließ ſeinen Leidenſchaften: namentlich der Verſchwendung und der Sinnenluſt mehr und mehr den Zügel ſchießen. Nur die ſtarke Hand ſeines redlichen Miniſters, des Marquis von Rosny, welchen er zum Herzoge von Sully erhob, hielt ihn ab, tiefer zu fallen. Allerdings gereicht es dem Könige zum Verdienſte, daß er ſich die Vormundſchaft Sully's gefallen ließ. Allein es iſt doch traurig, wenn ein Mann, welcher über vierzig Jahre zählt *) eines Vormundes bedarf.

Schon vor ſeiner Ausſöhnung mit dem Papſte hatte Heinrich IV. den Herzog von Lothringen und die Guiſen durch große Vortheile, die er ihnen verſprach, zu einer friedlichen Unterwerfung gebracht. Der Herzog von Mercoeur ſetzte aber den Krieg in der Bretagne fort, und ſchon im Januar 1595 griff der Herzog von Mayenne wieder zu den Waffen, nachdem Heinrich IV. (16. Januar 1595) dem Könige von Spanien den Krieg erklärt hatte. Heinrich trieb ihn ſchnell wieder zu Paaren, bewilligte ihm aber ein zweites Mal ſehr günſtige Bedingungen.

Auch nachdem der König ſich vor dem Papſte gedemüthigt hatte, legten nicht alle jene Leute, welche ihren Ehrgeiz in die Falten der Rechtgläubigkeit geſchlagen hatten, die Waffen nieder. Heinrich IV. empfand zu ſeinem Schaden, daß die Proteſtanten jetzt nicht mehr ſo bereitwillig waren, als früher, Gut und Blut in ſeinem Dienſte aufzuopfern. Der Bürgerkrieg ſpann ſich daher noch fort, bis endlich (Mai 1598) Philipp II. von Spanien kurz vor ſeinem Tode ſich entſchloß, zu Vervins Frieden zu ſchließen.

Kurz vorher hatten die Proteſtanten mit Mühe den König Heinrich, ihren frühern Glaubensgenoſſen beſtimmt, das berühmte Edict von Nantes zu erlaſſen (1598). Demſelben zufolge ſollten die Proteſtanten zwar alle ſtaatsbürgerlichen Rechte, doch nur an gewiſſen ausdrücklich bezeichneten Orten freie Religionsübung haben, ſie ſollten an den katholiſchen Feiertagen nicht arbeiten, die Zehnten und andere Abgaben an die katholiſchen Pfarrer bezahlen. Ueberdieß ertheilte Heinrich den Hugenotten einige Zuſagen in Betreff ihrer Sicherheitsplätze, welche beweiſen, daß das gegenſeitige Vertrauen zwiſchen ihm und ſeinen ehemaligen Glaubensgenoſſen geſchwunden war. Leider gab der König durch ſein all zu lebhaftes Streben, ſich den Schein eifriger Rechtgläubigkeit zu erwerben, guten Grund dazu.

Das Privatleben Heinrich's IV. war ſehr anſtößig. Mit ſeiner ausſchweifenden Gattin Margaretha lebte er ſeit langer Zeit nicht mehr zuſammen. Er entſchädigte ſich daher mit zahlloſen anderen Frauen, unter welchen er der Gabrielle d'Eſtrees, die er zur Herzogin von Beaufort erhob, am längſten treu blieb. Nach deren Tode (1599) gab er der Henriette d'Entraigues, der er den Titel Marquiſe von Verneuil verlieh, den Vorzug. Deſſen ungeachtet ging er auf den Rath ſeines Miniſters Sully, noch eine ſtandesmäßige Verbindung mit der Maria von Medicis zu ſchließen, ein (1600), nachdem er ſich von

*) Heinrich IV. war 1554 geboren, alſo zur Zeit ſeines Friedensſchluſſes mit dem Papſte (1595) ein und vierzig Jahre alt.

Margaretha hatte scheiden lassen. Die Wahl machte dem Scharfsinn Sully's, dem Heinrich IV. dieselbe überlassen hatte, keine Ehre. Sully war gewiß ein ausgezeichneter Finanzminister und mehr als dieses, ein redlicher, einfacher und uneigennütziger königlicher Rathgeber. Allein er ergründete nicht die Folgen der zwei wichtigsten Schritte im Leben seines Königs, für welche er die Verantwortlichkeit übernommen hatte: des Religionswechsels und der zweiten Ehe Heinrich's. Die Erinnerung an Katharina von Medicis hätte ihn abhalten sollen, eine Italienerin, und zumal aus dem ehrgeizigen Hause der Mediceer, auf den französischen Thron zu heben. Je gefahrvoller für die Protestanten der Religionswechsel Heinrich's, desto nothwendiger war es, vorsichtig bei der Wahl seiner Gemahlin zu sein, da ein König, welcher sich im sieben und vierzigsten Jahre seines Lebens zum zweiten Male vermählt, keine alte, sondern eine junge Frau zu wählen pflegt. Es war also mit Sicherheit voraus zu setzen, daß die Königin ihren Gatten überleben, und falls er nicht ein ungewöhnlich hohes Alter erreichen sollte, die Regentschaft, jedenfalls aber einen sehr großen Einfluß auf die Erziehung des Thronfolgers gewinnen mußte.

Viele Jahre des Krieges hätten nicht so schweres Unglück über Frankreich gebracht, als die unglückliche Wahl der Maria von Medicis. Wir werden nur zu oft darauf zurückkommen müssen. Nach dem Frieden von Vervins erholte sich Frankreich schnell wieder von den Wunden des Krieges. Dem Herzoge von Savoyen, welcher in jenen Frieden eingeschlossen war, obgleich sich beide Theile in Betreff des Marquisats von Saluzzo nicht hatten einigen können, erklärte zwar Heinrich am 19. August 1600 den Krieg. Dieser wurde aber ohne vieles Blutvergießen (17. Januar 1601) geendigt, indem der Herzog von Savoyen Saluzzo behielt, dafür aber Bresse, Bugency, Val Romey, die Landschaft Gex und die Bezirke an der Rhone bis zu den Thoren der Stadt Genf an Frankreich abtrat. Dem Könige Heinrich wurde die Ordnung seiner Streitigkeiten mit dem Herzoge Karl Emanuel von Savoyen, wie überhaupt die ganze Staatsverwaltung durch die Ränke der Großen seines Reiches, an welchen selbst die Königin Maria Theil nahm, sehr erschwert. Seinen ganzen Unmuth darüber ließ Heinrich den Marschall Biron fühlen. Dieser mußte mit seinem Leben dafür büßen, daß er dem Könige kein volles Geständniß seiner Schuld machen wollte. Wenn wir erwägen, daß Heinrich IV. den Verrath der Guisen und so vieler anderer Großen nicht bloß unbestraft ließ, sondern sogar mit den höchsten Würden des Staats und unermeßlichen Reichthümern abkaufte, so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß ihn persönliche Gereiztheit dem Marschall Biron gegenüber, zu einer so ungewöhnlichen Härte trieb. Heinrich ließ diesen (31. Juli 1602) hinrichten, ohne Rücksicht auf die großen Dienste zu nehmen, welche der Marschall und sein Vater ihm geleistet hatten, und ohne zu erwägen, daß die Umtriebe desselben ihm durchaus keinen wirklichen Nachtheil gebracht hatten. Die Feinde Frankreichs waren so schwach geworden, daß sie keinen offenen Krieg mit diesem mächtigen Reiche wagten, vielmehr sich damit begnügten, geheime Ränke zu spinnen, welche die Wachsamkeit Sully's meistentheils unschädlich machte.

Die Gefahren, welche sie dem Könige in früherer Zeit bereitet, hatten jedoch einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, und er ging Jahre lang mit dem Gedanken um, das Haus Habsburg dafür zu züchtigen. Er sagte den protestantischen Fürsten der Union Hülfe zu und rüstete sich auf einen großen Krieg, als der Mordstahl Ravaillac's ihn erreichte (14. Mai 1610).

Nachdem Heinrich katholisch geworden war und die Maria von Medicis geheirathet hatte, rief er die Jesuiten nach Frankreich zurück und gab endlich den Bitten seiner Frau nach und ließ sie krönen. Von diesem Augenblick an waren die Jesuiten gewiß, die Herrschaft über Frankreich an sich zu reißen, falls sie den König auf die Seite schaffen könnten. Heinrich IV. starb unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie vor ihm Maximi-

lian II. von Deutſchland *). Nur über ſeine Leiche hinweg konnten die Jeſuiten hoffen, an die Stufen des franzöſiſchen Thrones zu kommen. Ravaillac lieh ihnen ſeine Hand. Ein Thron war nach der Anſicht Heinrich's wohl einen Religionswechſel, nach der Anſicht der Jeſuiten ein Menſchenleben werth. Heinrich hatte ſelbſt den Saamen des Jeſuitismus in Frankreich ausgeſtreut. Ihm wurde ſein Lohn, indem er eine der gewöhnlichen Früchte deſſelben: Meuchel-Mord, erntete. Ihn beklage ich darum nicht, wohl aber die franzöſiſche Nation, welche trotz ihrem Widerſtreben gegen die Jeſuiten durch Heinrich IV. das Joch dieſes Ordens auf ſeinen Nacken gelegt erhielt.

Viele franzöſiſche Geſchichtſchreiber nennen Heinrich IV. den Großen. Heinrich's Nachgiebigkeit gegen ſeine aufrühreriſchen Barone, gegen die katholiſchen Pfaffen und ſeine Buhlerinnen war allerdings groß. Seine Feldherrntalente und ſein kriegeriſcher Muth, ſeine heitere Laune und ſeine Gutmüthigkeit waren auch groß. Allein dieſe verſchiedenen Größen machen in ihren Verbindungen keinen großen Menſchen. Um ein großer Menſch zu ſein, durfte er keine ſo unzähligen Schwächen haben. Er war als Charakter ſehr klein, und als Talent nur in einigen engen Beziehungen groß. Heinrich's Uebertritt zur katholiſchen Religion trug mehr Merkmale des Verrathes, als des Wankelmuths an ſich. Die Proteſtanten hatten ihn zum Haupte ihrer Partei erkoren. Mit kurzen Unterbrechungen war er es theils allein, theils in Verbindung mit ſeinem Vetter Condé ein viertel Jahrhundert lang geweſen (1569—1594). Im Augenblicke der Entſcheidung verließ er ſeine Partei und that ihr dadurch allen Schaden, welchen vorbedachter Verrath ihr nur bereiten konnte

§ 69. Ludwig XIII., Richelieu und Mazarin.

Heinrich's IV. älteſter Sohn Ludwig war am 27. September 1601 geboren. Er zählte alſo bei des Vaters Tode noch nicht neun Jahre. Die große Frage war, wem die Regentſchaft während der Minderjährigkeit des Königs zufallen ſollte? Am Tage vor der Ermordung Heinrich's IV. war Maria von Medicis feierlich zu Paris gekrönt worden. Unmittelbar, nachdem Ravaillac's Dolch Heinrich getroffen, verſammelten ſich um die Königin der Marquis d'Ancre, deſſen Frau, der päpſtliche Nuntius, der ſpaniſche Geſandte und des erſtochenen Königs Beichtvater, der Jeſuite Cotton, ohne Zweifel dieſelben Perſonen, welche die Ermordung des Königs angeſtiftet hatten. Im Widerſpruche mit der Verfaſſung beſchloß dieſe Camarilla, die Regentſchaftsfrage nicht den Ständen des Reiches, ſondern dem Parlamente von Paris vorzulegen und jedem Widerſtande von dieſer Seite, welcher übrigens kaum zu erwarten war, durch Gewaltmaßregeln vorzubeugen. Die Herzoge von Epernon und Guiſe übernahmen es, das Parlament einzuſchüchtern. Dieſes fühlte ſich ſehr geſchmeichelt, von den mächtigſten Perſonen Frankreich's mit den Rechten einer allgemeinen Ständeverſammlung bekleidet zu werden. Es faßte ſofort die gewünſchten Beſchlüſſe, und die Königin begab ſich am folgenden Tage in deſſen Mitte, um von der Gewalt Beſitz zu nehmen, welche das Parlament von Paris ihr zuerkannt hatte.

Wenn wir alle dieſe Thatſachen mitelnander in Verbindung bringen, ſo läßt ſich mit voller Sicherheit annehmen, daß diejenigen Perſonen, welche kein Bedenken trugen, nach Heinrich's IV. Tode ſich der königlichen Gewalt wider alles Recht zu bemächtigen, welche alle Früchte ſeines Todes an ſich riſſen, der Ermordung deſſelben nicht fremd ſein konnten. Hätten die bezeichneten Perſonen Heinrich's IV. Tod nicht vorausgeſehen und erwartet, ſo hätten ſie unmöglich die Gewalt an ſich reißen können. Doch es handelte ſich

*) S. oben § 35. S. 260.

nur darum, einen längſt gefaßten Plan, für welchen die Rollen ſchon vertheilt waren, auszuführen. Alle Verſchworenen waren Perſonen, denen man einen Königsmord wohl zutrauen konnte. Der päpſtliche Nuntius, der ſpaniſche Geſandte und der Jeſuit Cotton hatten ohne Zweifel den Plan entworfen. Der Marquis d'Ancre und die Herzoge von Epernon und Guiſe ſorgten für die Ausführung. Maria ließ ſich alles mit Vergnügen gefallen. Sie zog die königliche Gewalt ihrem Gatten vor und erhielt von ihrem Beichtvater leicht Abſolution wegen der Theilnahme an dem Complotte, das die Ermordung eines „rückfälligen Ketzers" zum Gegenſtande hatte. Der Herzog von Sully, welcher unter Heinrich IV. faſt allein die oberſte Regierung des Reiches geführt hatte, wurde entlaſſen. An deſſen Stelle trat mit unumſchränkter Gewalt der Marquis d'Ancre, den Maria von Mediceis bald ſchon zum Marſchalle erhob. Er hieß urſprünglich Concino Concini, war ein geborener Florentiner und der Gemahl der erſten Kammerfrau der Königin Maria, Gaï oder Galigaï, welche von Kindheit an um ihre Herrin geweſen war und deren unbeſchränktes Vertrauen beſaß. Es ließ ſich denken, daß die franzöſiſchen Großen ſich ungern unter das Joch dieſer italieniſchen Dreieinigkeit beugten. Der wohlgefüllte Schatz, welchen Sully geſammelt hatte, Statthalterſchaften, Städte und Feſtungen, welche mit vollen Händen unter die unzufriedenen Prinzen und Herzoge vertheilt wurden, ſollten deren Zuſtimmung oder doch ihr Stillſchweigen erkaufen. Der Graf von Soiſſons erhielt, als Prinz vom Geblüte ein Jahrgeld von fünfzig tauſend Thalern, die Statthalterſchaft der Normandie, das Recht der Nachfolge in der Dauphiné, und zweimal hundert tauſend Thaler baares Geld. Aehnliche Anſprüche erhoben der Prinz Heinrich II. von Condé, die Herzoge von Epernon, Bouillon, Guiſe, Rohan und andere. Mit dem beſten Willen konnten Maria, die Galigaï und der Marſchall d'Ancre nicht alle zufrieden ſtellen. Die von Sully geſammelten Schätze reichten nicht aus. Die unzufriedenen, d. h. nach ihrer Anſicht nicht reichlich genug bedachten Großen verließen den Hof (Anfangs 1614), machten viel Lärm, ließen ſich aber doch bald wieder beſänftigen. Am 15. Mai 1614 ſchloß die Königin mit ihnen Frieden.

In der Hoffnung, ihrer Regierung mehr Kraft zu verleihen, ließ Maria im Oktober deſſelben Jahres ihren Sohn Ludwig XIII. für volljährig erklären — mit dreizehn Jahren! Die Ständeverſammlung, welche dieſes that, war die letzte, welche zuſammenberufen wurde vor 1789. Nur aus dieſem Grunde verdient ſie beſonders erwähnt zu werden. Sie beſtand aus drei Kammern: der Adel zählte 132, die Geiſtlichkeit 140 Mitglieder. Die Abgeordneten des dritten Standes gingen nicht aus freien Volkswahlen hervor, ſondern waren größtentheils von den Beamten der Städte und Landgemeinden aus deren eigener Mitte abgeordnet. Die Stände blieben bis Ende März 1615 beiſammen, und wurden dann ohne Abſchied entlaſſen. Von Jahr zu Jahr wurde die Regierung immer despotiſcher, bis ſich endlich nach ein hundert und vier und ſiebenzig Jahren die monarchiſche Gewalt vollſtändig abgenutzt hatte. Adel und Geiſtlichkeit waren nie zufrieden, wenn das Volk ihrer Habgier nicht preis gegeben wurde. Schon bald regten die unzufriedenen Großen des Reiches neue Unruhen an, welche wiederum durch Geld, Landſtriche, Städte und Schlöſſer ausgeglichen wurden.

Nicht alle Schuld trugen übrigens die Prinzen, Herzoge und Grafen. Der Marſchall d'Ancre gab noch mehr durch ſeinen Uebermuth, als ſeine Habgier und ſeine Herrſchſucht gerechten Grund zur Beſchwerde. Ludwig XIII. war mittlerweile nahezu ſechszehn Jahre alt geworden. Er war mit drei Brüdern Luynes aufgewachſen, von welchen der eine ſich des jungen Königs Gunſt in hohem Grade zu erwerben wußte.

Der König, welcher ſeine Zeit zwiſchen körperlichen Uebungen, namentlich der Jagd und Soldatenſpiel, und geiſtlichen Uebungen theilte, ließ ſich damals von Luynes wider den

Marschall d'Ancre aufreizen und den Gedanken einflößen, selbst die Zügel der Regierung in die Hand nehmen zu wollen. Er wußte dieses aber nicht anders in Gang zu bringen, als indem er den Vertrauten seiner Mutter ermorden ließ.

Drei Wochen vergingen, nachdem er den Mordbefehl gegeben hatte, bevor die gedungenen Banditen Gelegenheit fanden, denselben in Ausführung zu bringen. Am 24. April 1617 überfielen sie endlich den Marschall, als er sich auf der Zugbrücke des Grabens befand, durch welchen damals das Louvre noch abgesperrt war, und tödteten ihn. Der Hauptmann Vitry, welcher die Mörder anführte, wurde dafür mit dem Marschallstabe belohnt. Der König selbst erschien am Fenster des Louvre, um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß der Mord auf seinen Befehl vollzogen worden sei. Der Pöbel von Paris scharrte die Leiche des Marschalls d'Ancre wieder aus, schleppte sie durch die Straßen der Stadt und trieb mit ihr den rohesten Muthwillen. Luynes riß das ganze Vermögen des Ermordeten an sich. Dabei blieb die Rache seiner Feinde noch nicht stehen. Auch die Wittwe des Marquis d'Ancre, Galigaï, ließ Ludwig XIII. hinrichten. Seine eigene Mutter schickte er nach Blois in die Verbannung. So schnell und so furchtbar waren damals schon die Wechsel, welche nur zu häufig am französischen Hofe vorkamen! Die Zeit plötzlicher Veränderungen ist auch jetzt noch nicht vorüber. Action und Reaction stehen immer in einem nothwendigen Verhältniß. Sieben Jahre hatte d'Ancre in Frankreich geherrscht. Jäh, wie sein Aufschwung, war sein Sturz. Während der Marschall d'Ancre zu Paris allmächtig war, hatte sich Armand Johann du Plessis, Herr von Richelieu, Bischof von Lüeon, die Gunst der Königin Maeia und den Ruf eines gewandten Staatsmannes erworben. Nach dem Marschall d'Ancre riß Luynes die oberste Leitung des französischen Staates an sich. Frankreich gewann nichts bei dem Ministerwechsel. Luynes war übermüthiger und ehrgeiziger als d'Ancre. Allein er war ein geborener Franzose, von ihm ließen sich seine Landsleute vieles gefallen, was sie dem Italiener nicht verziehen hätten. Doch fehlte es nicht an mannigfaltigen inneren Bewegungen. Im Februar 1619 entfloh die Königin Maria aus Blois und flößte in Verbindung mit den Herzogen von Bouillon und Epernon dem neuen Minister einen so großen Schrecken ein, daß dieser den kurz darauf (März 1619) abgeschlossenen Frieden mit großen Geldsummen, neuen Ehren und Würden erkaufte.

Diesen Frieden vermittelte Richelieu. Allein Frankreich blieb auch nach demselben in die Parteien des Königs und der Königin-Mutter getheilt. Zwischen diesen in der Mitte bewegte sich Richelieu mit so großer Gewandtheit, daß er sich beiden unentbehrlich machte. Er bewirkte, daß die Königin Maria am 10. August 1620 nach Paris zurückkehrte, und mit ihrem Sohne eine Versöhnungs-Comödie aufführte.

Die Geschichte Ludwigs XIII., ja Frankreich's von der Zeit an, da Heinrich IV. zur katholischen Religion überging, hört fast gänzlich auf, Volksgeschichte zu sein. Sie dreht sich fast ausschließlich um elende Ränke der Höflinge, des Adels und der Geistlichkeit. Der Uebertritt des Königs Heinrich IV. von der protestantischen zur katholischen Religion bewirkte, daß nach und nach alle Große des Reiches seinem Beispiele folgten und ihren mächtigen Einfluß bei ihren Untergebenen in derselben Richtung geltend machten, wodurch Tausende und aber Tausende allmälig von der protestantischen zur katholischen Religion hinüber gedrängt wurden. Die Bürger und Bauern, welche dem protestantischen Glauben treu blieben, nachdem er aufgehört hatte, sich des Schutzes königlicher Prinzen und adeliger Herren zu erfreuen, beruhigten sich bei dem Edicte von Nantes, obgleich es sehr oft verletzt, und seinem ganzen Inhalte nach nicht einmal von den Parlamenten eingetragen wurde. Die Hugenotten konnten den vornehmen Herren nicht mehr zum Vorwande ihrer ehrgeizigen Bestrebungen dienen. Ihre Leidenschaften waren aber noch ebenso stark, wie in den Zeiten der Religionskriege. Es fehlte ihnen nur die Folie der Ueberzeugung und

der Heiligenſchein der Religion. Die inneren Bewegungen Frankreich's, welche früher eine gewiſſe menſchheitliche Bedeutung gehabt hatten, ſanken herab zu den gehaltloſeſten und erbärmlichſten Zänkereien und Streitigkeiten, welche nur Geld und Ehren zu ihrem Gegenſtande und nicht die geringſte höhere Idee zu ihrer Entſchuldigung hatten.

Die niederen Leidenſchaften des Adels traten ganz nackt zu Tage, und keine edlere Regung goß über dieſelben einigen Lichtglanz. So bildete ſich der Uebergang von der bewegten Zeit der Religionskriege zu dem einförmigen Despotismus Richelieu's, Mazarin's und der beiden Ludwige, deren Nachfolger die Verbrechen ſeiner Vorfahren und ſeine eigenen Schwächen mit dem Leben büßte.

Zwar fanden während der Schein-Regierung Ludwig's XIII. noch einige Bewegungen unter den Proteſtanten ſtatt (1620—1622), ſie waren aber von keiner Bedeutung. Die Herzoge von Rohan und Soubiſe, welche damals noch nicht katholiſch geworden waren, ſtanden an deren Spitze. Während des Krieges gingen der achtzigjährige Marſchall Lesdiguieres (Juli 1622), um Connetable zu werden, und bald darauf die Herzoge von Bouillon, Sully, und von Chatillon zum Papſtthume über. Im Frieden, welcher am 18. Oktober 1622 abgeſchloſſen, wurde den Proteſtanten die genaue Beobachtung des Edictes von Nantes wiederholt zugeſichert. Montauban und La Rochelle blieben den Proteſtanten als Feſtungen. Doch von Nismes, Uzes, Caſtres und Wilhaud wurde ein Theil der Befeſtigungen geſchleift. Dieſe Städte hörten daher auf, ihnen Schutz zu gewähren. Schon vor dem Abſchluß dieſes Friedens war Luynes (14. Dezember 1621) geſtorben. Kurz darauf (1623) trat Richelieu wieder in das Cabinet ein, in welchem er früher (1616—1617) nur wenige Monate geſeſſen hatte. Um dieſelbe Zeit erhielt er vom Papſte den Kardinal's-Hut. Bald war er gebietender Miniſter, weit unumſchränkter, als d'Ancre und Luynes geweſen waren.

Während der Herrſchaft der Maria von Medicis, des Marſchall d'Ancre und des Marſchall von Luynes wurden die Grafen des Reiches durch Geſchenke, durch Ertheilung von Statthalterſchaften und Gunſtbezeugungen jeder Art erkauft. Allein je mehr ſie erhielten, deſto gieriger wurden ſie. Da ſie wußten, ſie brauchten nur zu den Waffen zu greifen, um neue Zugeſtändniſſe zu erpreſſen, folgte ein Aufſtand dem anderen, bis Richelieu die Zügel der Herrſchaft ergriff. Dieſer ebenſo gewiſſenloſe, als ſchlaue Miniſter, flößte durch die zahlreichen Hinrichtungen, die er über die Herrn vom höchſten Adel verhängte, der geſammten Nation einen ſolchen Schrecken ein, daß ſie ſich faſt ohne Widerſtreben alle Rechte und Freiheiten rauben ließ, die ihr bis dahin geblieben waren. Die unmittelbare Folge der Unterwerfung der Hugenotten war die Unterjochung der geſammten franzöſiſchen Nation. So rächen ſich an den Heifershelfern der Tyrannen immer die Niederlagen, welche ſie ihren Feinden bereiteten.

Das Streben Richelieu's, jeden Widerſtand, welcher der königlichen Gewalt entgegen trat, zu zermalmen, zeigte ſich auch in ſeinem Verhältniß zu den Hugenotten. Dieſe konnten unmöglich zufrieden ſein, da ſie mit voller Beſtimmtheit erkannten, daß die ganze Einrichtung des Staates dahin ziele, ihre Religion ſo ſchnell als möglich auszurotten. Ein ganz beſonderer Grund der Unzufriedenheit lag aber darin, daß die Burg St. Louis, welche in der Nähe von La Rochelle lag, und dieſe Stadt bedrohte, nicht geſchleift wurde, wie doch verſprochen worden war. Schwerlich wäre es übrigens zum Aufſtande gekommen, wenn die Herzoge Rohan und Soubiſe denſelben nicht herbeigeführt hätten. Zuerſt griff Soubiſe (Ende 1624) zu den Waffen, kurz darauf ſein Bruder Rohan, zuletzt ſchloſſen ſich die proteſtantiſchen Städte an.

Die franzöſiſchen Streitkräfte waren gerade zur damaligen Zeit im Veltelin und in Italien ſehr ſtark in Anſpruch genommen. Richelieu behielt daher die Demüthigung der

Protestanten späteren Zeiten vor und verständigte sich freundlich mit deren Häuptern (November 1625 und Februar 1626). Die Reformirten behielten zwar für's erste noch Montauban und La Rochelle als Sicherheitsplätze, allein die Burg St. Louis wurde nicht geschleift, und die Aufrechthaltung des Edictes von Nantes wurde ausdrücklich eine Gnade genannt, welche sich also jeden Augenblick zurücknehmen ließ. Richelieu verfolgte von dieser Zeit an den Plan, die Hugenotten zu vernichten, mit rastloser Thätigkeit. Der englische Premier-Minister Buckingham beförderte wider seinen Willen durch Leichtfertigkeit dessen Ausführung. Dieser Mensch, welcher sich, was Scharfblick, Ausdauer und Gewandtheit betrifft, nicht entfernt mit Richelieu messen konnte, regte durch die Versprechungen, welche er den Herzogen Rohan und Soubise machte, die Protestanten von neuem auf, und richtete sie zu Grunde, indem er dieselben nicht hielt. Richelieu belagerte von 1627 an La Rochelle. Nach einem heldenmüthigen Widerstande mußte sich die Stadt endlich am 18. Oktober 1628 ergeben. Sie behielt zwar ihre städtische Verfassung und freie Religionsübung. Allein sie hörte auf, Sicherheitsplatz für die Protestanten zu sein. Nachdem La Rochelle gefallen war, setzten die Protestanten unter Rohan ihren Widerstand noch eine Zeit lang fort. Allein als die französischen Truppen aus Italien zurück kehrten, mußten sich die Hugenotten aller Orten unterwerfen. Die Protestanten hörten auf, eine Macht im Staate zu sein. Sie waren nur noch eine geduldete, schwer gedrückte Religionsgemeinschaft.

Ein sehr geringer Theil der Kräfte des französischen Reiches war erforderlich, die Unterwerfung der Hugenotten durchzuführen. Den bei weitem größern Theil derselben verwandte Richelieu auf die Bändigung der Großen des Reiches und auf die Kriege mit dem Auslande.

In welcher Weise sich die Franzosen in den Streit um das Veltelin einmischten, haben wir schon weiter oben *) bei Gelegenheit der schweizerischen Geschichte besprochen. Ernstlicher, als der Kampf um das Veltelin, war der sogenannte mantuanische Erbstreit. Dieser gehört jedoch seinem Wesen nach in die Geschichte Italien's. Hier genüge die Bemerkung, daß Richelieu auf dem Felde der Schlacht nicht ebenso glücklich war, als im Kabinette. Obgleich er gerne den Krieg leitete, und selbst mit in denselben zog, besaß er nicht die Eigenschaften eines Feldherrn. Er war nur Diplomat. Unter den Großen des Reiches waren es besonders die Mutter des Königs, Maria von Medicis und sein Bruder, Gaston, Herzog von Anjou, seit 1626 auch Herzog von Orleans, welche durch ihre maßlose Habgier und Herrschsucht das Reich in Verwirrung brachten, und dem despotischen Kardinale willkommene Gelegenheit gaben, die gesammte Nation unter das Joch einer Willkürherrschaft zu bringen, wie sie dasselbe niemals früher getragen hatte. Das gewöhnliche Mittel, dessen sich Richelieu bediente, war, zuerst den König in Angst zu setzen, und wenn ihm dieses gelungen war, seine Gegner vor eine aus willenlosen Schergen zusammengesetzte Kommission zu stellen, welche dann die ihr vorgeschriebenen Urtheile fällte. Der einzige Mann von Kraft und Entschlossenheit am französischen Hofe war Richelieu. Die beiden Personen, welche nach ihrer Stellung den größten Einfluß auf den König und das Reich besaßen, die Königin-Mutter und der Herzog Gaston von Orleans, waren unfähig, die Mittelpunkte irgend einer Partei zu bilden. Selbst zur Zeit, da Maria von Medicis Regentin des Reiches war, lieh sie ihren Anhängern nur den Namen, während ihre Kammerfrau, Galigaï, und deren Gatte, der Marschall d'Ancre, die Geschäfte besorgten. Der Herzog von Orleans war ein so feiger Mensch, daß er sich niemals einer persönlichen Gefahr bloß stellen wollte, und wurde daher für Alle, die sich mit ihm einließen, zu einer Schlinge und Falle, indem er zuerst ihnen das gegebene Wort aus Feigheit nicht hielt, und wenn dem-

*) Siehe § 55. S. 373 f.

zufolge der verabredete Anſchlag mißlang, ſeine Freunde verrieth und der Rache des Kardinals preis gab. Eine Verſchwörung folgte auf die andere, immer mit gleicher Erfolgloſigkeit, immer erſtickt im Blute der Freunde des Herzogs von Orleans. Auf dieſe Weiſe verlor 1626 der Marſchall Ornano im Gefängniß ſein Leben. Der Graf von Chalais, einer der erſten Hofbeamten des Königs, wurde am 19. Auguſt deſſelben Jahres öffentlich hingerichtet. Der Groß-Prior von Vendome wurde in den Kerker geworfen, in welchem er 1629 ſtarb, ſein Bruder, der Herzog, erſt im Jahre 1631 wieder frei gelaſſen. Viele andere Herren und Damen vom Hofe erlitten ſchwere Strafen. Der Graf von Soiſſons, nach Conds der nächſte Vetter des Königs, floh nach Neufchatel. Es verbreitete ſich ein allgemeiner Schrecken unter den Höflingen. Der Herzog von Orleans, das Haupt der ganzen Verſchwörung, blieb aber nicht bloß unbeſtraft, ſondern erhielt zum Lohne dafür, daß er ſeine Mitverſchworenen angab, die Herzogthümer Orleans, Chartres und Blois, hundert tauſend Livres baares Geld und mehrere andere Einkünfte und Rechte. Wahrſcheinlich war die ganze Verſchwörung nur gegen Richelieu gerichtet. Der Kardinal war aber ſchlau genug, den König glauben zu machen, daß auch ihm nach dem Leben geſtrebt worden ſei. Richelieu ſchmiedete das Eiſen, ſo lange es heiß war. Zum Schutze ſeines gefährdeten Lebens ließ er ſich eine aus achtzig Mann beſtehende Leibwache beigeben. Während der Kardinal von Richelieu herrſchte und einen königlichen Aufwand trieb, führte Ludwig XIII. ein elendes Daſein. Mit ſeiner Gemahlin Anna von Oeſterreich lebte er auf einem ſchlechten Fuße. In eine ihrer Hofdamen, die Frau von Hautefort, war er zum Sterben verliebt, wagte es aber weder, ſie vom Hofe zu entfernen, noch ihr ſeine Liebe zu erklären. Die traurige Stimmung ſeiner Seele that ſich kund, indem er ſich darüber beklagte, die Königin und die Frau von Hautefort machten ſich über ihn luſtig. Der Kardinal hielt ihn ſehr kurz. Er geſtattete ihm nur ein ſehr kleines Gefolge und einen ſehr geringen Hofſtaat. Niemand konnte ſich in der Umgebung des Königs behaupten, der nicht dem Kardinale Spionendienſte leiſtete. Ludwig XIII. wußte ſich mit nichts anderem, als mit der Jagd und dem Vogelfange zu beſchäftigen, während Richelieu Herrſcher in Frankreich war. Zur Zeit, da Ludwig unter dem Einfluſſe ſeiner Mutter ſtand, war ihm deren Joch ſehr läſtig geworden Noch ſchwerer empfand er die Ketten, in welchen der Kardinal ihn gefangen hielt. Aber er hatte nicht die Kraft, ſie zu zerreißen, obgleich er mehr als einmal den Verſuch machte. Als der König im September 1630 zu Lyon erkrankte, benützte ſeine Mutter dieſe Gelegenheit, das Anſehen des Kardinals zu untergraben. Auch ſeine Gattin, Anna von Oeſterreich, trat der Königin-Mutter bei. Doch da die Frauen ohne die Hülfe des Herzogs von Orleans nichts unternehmen zu können glaubten, ging der Kardinal auch aus dieſem Kampfe ſiegreich hervor. Der Kanzler Marillac verlor ſeine Stelle und ſtarb im Gefängniſſe. Sein Bruder, der Marſchall, blutete auf dem Schaffotte (1632). Die Königin-Mutter floh in's Ausland und ſtarb nach einiger Zeit in großer Armuth zu Köln. Der Herzog von Orleans zog ſich nach Brüſſel zurück. Richelieu herrſchte ſchrankenloſer, als jemals. Die Königin Anna bedankte ſich bei ihm, daß er ſie nicht nach Spanien zurück ſchickte, wie er ihr durch den König hatte androhen laſſen.

Mit derſelben Umſicht und Ausdauer, allein auch mit gleicher Verachtung alles Rechtes und jedweder Billigkeit leitete Richelieu die auswärtigen, wie die inneren Angelegenheiten Frankreich's. Nachdem er die Hugenotten im eigenen Lande unterdrückt, die Großen des Reiches gebändigt und ſeit 1631 die Schweden in ihrem Kriege gegen das Haus Habsburg unterſtützt, nachdem er endlich lange Zeit im Veltelin und in Italien die Spanier als Bundesgenoſſen ihrer Feinde bekämpft hatte, erklärte er ihnen im Jahre 1635 förmlich

den Krieg. Den Antheil, welchen die Franzoſen am dreißigjährigen Kriege in Deutſchland nahmen, haben wir bereits*) geſchildert.

Die kriegeriſchen Unternehmungen der Franzoſen, zur Zeit Richelieu's, wurden durch keine großen Erfolge gekrönt, weil dieſer Kardinal es nicht verſtand, tüchtige Feldherren an die Spitze der Heere zu ſtellen. Die Rückſicht der Geburt beſtimmte ihn hauptſächlich, dem Prinzen von Condé, dem Vater des großen Feldherrn dieſes Namens, perſönliche Beziehungen, dem Kardinal von La Valette einen Oberbefehl anzuvertrauen. Beide zeichneten ſich durch nichts, als ihre außerordentliche Ungeſchicklichkeit in der Kriegführung aus. Es war ein großer Schimpf für Frankreich, daß der öſterreichiſche Feldherr, Johann von Werth ungeſtraft Paris bedrohen konnte. Richelieu ließ, um ſich zu rechtfertigen, die Befehlshaber der beiden feſten Plätze, welche die Oeſterreicher in der Picardie genommen hatten, hinrichten, obgleich dieſelben ganz unſchuldig waren. Während des Feldzugs des folgenden Jahres (1636) entwarfen der Herzog von Orleans und der Graf von Soiſſons von neuem einen Mordplan gegen Richelieu, welcher aber, gleich den früheren, ſcheiterte, weil Gaſton nicht den Muth hatte, das verabredete Zeichen zu geben. Orleans war damals noch der vermuthliche Thronfolger des Königs, indem der nachmalige Ludwig XIV. erſt im Jahre 1638 geboren wurde. Richelieu durfte daher ſeinem Grimme den Zügel nicht ſchießen laſſen. Die beiden Brüder verſtändigten ſich im Februar 1637. Dem Herzoge Gaſton von Orleans kam alles darauf an, daß die von ihm, ohne königliche Genehmigung, im Auslande geſchloſſene Ehe mit der Margaretha von Lothringen und die mit derſelben gezeugte Tochter als rechtmäßig anerkannt würden. Der König gab unter der Bedingung nach, daß die Ehe noch einmal eingeſegnet und die aus derſelben entſproſſene Tochter ein zweites Mal getauft werde. Einige Monate ſpäter trat auch der Graf von Soiſſons dieſer Uebereinkunft bei.

Die Pläne, welche Richelieu gegen Savoyen hegte, ſcheiterten an dem Scharfblicke und der Feſtigkeit der Herzogin Chriſtina. Um ſo beſſer gelangen ihm ſeine Unternehmungen im Inneren Frankreich's. Mit eiſerner Strenge unterdrückte er die Bewegungen, welche der von ihm verhängte Abgabendruck in Perigord, St. Onges und in der Normandie hervorgerufen hatte. Der unverbeſſerliche Herzog Gaſton von Orleans machte, in Verbindung mit dem Grafen von Soiſſons (1640) den dritten Verſuch, ſich des Kardinals Richelieu zu entledigen, doch auch dieſer ſcheiterte an der Muthloſigkeit des Herzogs. Als es darauf zum offenen Kampfe kam, erlitten zwar die Truppen des Kardinals in der Ebene von Bazeille, in der Nähe des Waldes von Marſée am 6. Juli 1641 eine Niederlage, allein der Graf von Soiſſons verlor in dem Treffen ſein Leben. So endigte auch dieſe Verſchwörung zum Vortheile Richelieu's.

Am bezeichnendſten für die Zuſtände des franzöſiſchen Hofes war das letzte der wider Richelieu angelegten Komplotte. Denn an dieſem nahm Ludwig XIII. ſelbſt Theil, obgleich ſeine Mitverſchworenen weiter gingen, als er wollte. Gegen das Ende der Regierung, welche Ludwigs XIII. Namen trug, beſaß Heinrich Coiffier, genannt Ruzé d'Effiat, Marquis von Cinqmars, unter dem Titel eines Oberſtallmeiſters das nicht beneidenswerthe doppelte Amt eines Vergnügensmachers des Königs und Spions des Miniſters. Im Anfange des Jahres 1641 war er aber in Gefahr, von dem Könige entlaſſen zu werden, weil er ſeinen Liebeshändeln nachhing und daher nicht immer bereit war, dem unglücklichen Ludwig die Zeit zu vertreiben. Auf die Verwendung Richelieu's ſetzte ihn der König in das erſtere ſeiner Aemter wieder ein, ließ ſich aber dabei ſchwören, daß er dem Kardinale nicht mehr Spionendienſte leiſten wollte. Der Eid, welchen Cinqmars dem Könige leiſtete, war der Anfang einer geheimen Verbindung beider gegen den Kar-

*) S. § 41—44.

dinal. Die Herzoge von Orleans und von Bouillon und sogar die Spanier wurden in dieselbe verflochten. Ludwig XIII. und Cinqmars unterhielten sich eifrig mit einander über die Verschwörung, und letzterer suchte den König Glauben zu machen, sie könnten zusammen, ohne Richelieu das Reich ganz wohl regieren. Im Stillen versicherte sich Cinqmars der Dienste des Parlaments-Präsidenten Franz de Thou, dem er die eigentlichen Regierungsgeschäfte zu überlassen gedachte, falls der Kardinal beseitigt wäre. Cinqmars sandte im Namen der Verschworenen einen Abgeordneten, Fontrailles, nach Madrid, welcher mit Olivarez einen förmlichen Vertrag abschloß. Von diesem verschaffte sich Richelieu eine Abschrift, wies sie dem Könige vor, und ängstigte diesen unglücklichen Menschen so lange, bis er ihm Cinqmars und alle seine Mitverschworenen preis gab. Damals waren Richelieu sowohl, als Ludwig XIII. beide schon sehr leidend und dem Tode nahe. Um so empörender sind die Grausamkeiten, welche der erstere zugab, der letztere verordnete gewissermaßen im Angesichte ihres Todes. Cinqmars wurde auf die Folter gelegt, und gestand alles, was Richelieu von ihm wissen wollte. Den zwei und zwanzigjährigen Jüngling Cinqmars und Franz de Thou ließ Richelieu (am 12. September 1642) öffentlich hinrichten. Der erstere war ein durchaus ungefährlicher Mensch. Die Verschwörung war in der That mehr Spielerei, als Ernst gewesen. De Thou hatte bei derselben gar nicht mitgewirkt. Sein Verbrechen war nur, sie nicht angezeigt zu haben. Der Herzog von Bouillon rettete sich dadurch, daß er seine Festung Sedan an Frankreich abtrat. Der erbärmliche Herzog von Orleans zog sich wieder aus der Schlinge, indem er ein schriftliches Bekenntniß abfaßte und sich vor dem Kardinale in der herabwürdigendsten Weise demüthigte. Dieses war die letzte That Richelieu's. Bald darauf (4. December 1642) starb er, und fünf Monate später (14. Mai 1643) Ludwig XIII.

Der König stand mit dem Minister auf gleicher Stufe sittlicher Verkommenheit. Beide hatten keine Spur von Gewissenhaftigkeit und Menschenliebe, beide waren falsch und hartherzig. Der König opferte seine Mutter, seinen Vertrauten Cinqmars und alle seine Freunde auf, wenn die Menschen, in deren geistigen Fesseln er gerade lag, es von ihm verlangten. Er spielte ihnen gegenüber die Rolle des Verräthers, indem er mit ihnen noch die freundlichsten Worte wechselte, nachdem er ihr Todesurtheil schon unterschrieben hatte. Richelieu war unstreitig ein Mann von großer Kraft. Doch gebrauchte er diese nur zur Unterdrückung der Freiheit, um seinem eigenen Ehrgeiz zu fröhnen. Seine Herrschergabe war aber so groß als seine Herrschsucht, seine Talente kamen seinen Lastern ganz gleich. Für Frankreich legte er den Grund zu jenem Despotismus, welcher mit unvermeidlicher Nothwendigkeit entweder zur Revolution oder zum Ruine eines Volkes führt. Er strebte nicht darnach, Frankreich glücklicher, freier, besser zu machen, d. h. nach einer guten und schönen Ordnung des Staats, sein Ziel war vielmehr nur, seine eigene Herrschaft zu sichern, und da er dieses nur erreichen konnte, indem er im Innern jeden Widerstand zermalmte, und nach Außen hin die Grenzen Frankreich's auszudehnen suchte, so gründete er jene Ordnung, welche die Despoten so sehr lieben, daß sie einem Unterthanen ihr zu Liebe sogar verzeihen, wenn er die Gewalt eines Königs an sich reißt.

Richelieu war mehr Vormund, als Minister Ludwig's XIII., wie Sully mehr Vormund, als Minister Heinrich's IV. gewesen war. Doch Sully verwaltete den Staat zum Besten seines Vaterlandes und seines Königs, Richelieu nur zu seinem eigenen Vortheile.

Ludwig und seine Gattin Anna von Oesterreich waren gleich nichtige Menschen. Sie waren vier und zwanzig Jahre lang verheirathet gewesen, als jener Knabe geboren wurde, welcher später unter dem Namen Ludwig's XIV. ganz Europa in Bewegung setzte, und welcher mit seinen beiden Eltern so wenig Aehnlichkeit hatte, daß die Vermuthung sehr nahe liegt, es habe in diesem Falle, wie sonst so oft eine Unregelmäßigkeit statt gefun-

den, welche der Mantel des Geſetzes zudeckt, und die das Ausſterben der Königsfamilien verhindert.

Noch bei Richelieu's Lebzeiten war Kardinal Mazarin, ein geborener Römer, in franzöſiſche Dienſte getreten und hatte, begünſtigt durch den allmächtigen Principalminiſter, ſowohl beim Könige, als bei der Königin, eine gewiſſe Bedeutung gewonnen. Ludwig, welcher mit ſeiner Gattin niemals gut gelebt und ihr, als einer Spanierin, von der Zeit an, da Frankreich mit Spanien im Kriege war, weniger als jemals traute, ſchloß in einem von Anna ſelbſt unterzeichneten und vom Parlamente einregiſtrirten Teſtamente ſeine Wittwe von dem Regentſchaftsrathe, den er beſtellte, namentlich aus. Mazarin verſprach ihm, für die Aufrechthaltung dieſes Teſtamentes Sorge zu tragen, zu gleicher Zeit ſagte er aber der Königin zu, daſſelbe beſeitigen zu wollen. Nach des Königs Tode waren der Herzog von Vendome, der Herzog von Beaufort, deſſen Sohn und der Biſchof von Beauvais, Auguſtin Potier ſehr eifrig, das Parlament dem Willen der Königin-Wittwe dienſtbar zu machen. Wie nach Heinrich's IV., ſo gelang es auch nach Ludwigs XIII. Tode der verwittweten Königin, gegen alles Recht die Regentſchaft an ſich zu reißen. Die drei oben genannten vornehmen Herren, welche vermeinten, die oberſte Gewalt im Reiche, unter dem Namen der Königin für ſich zu gewinnen, irrten ſich aber und wurden allgemein verlacht. Nach wenigen Tagen ernannte die Königin-Mutter Mazarin zum Premierminiſter. Was darunter zu verſtehen ſei, hatte Richelieu im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte den Franzoſen gezeigt.

Richelieu's ſtärkſte Leidenſchaft war die Herrſchſucht geweſen. Mazarin fröhnte der Habgier. Richelieu hielt ein fürſtliches Haus und verſchwendete Millionen; Mazarin ſcharrte ſie zuſammen. Er hinterließ bei ſeinem Tode ein Vermögen von zwei hundert Millionen Livres. Wie viel Blut und Schweiß an dieſen klebte, läßt ſich denken, wenn wir erwägen, daß die Finanzverwaltung damals noch höchſt mangelhaft war. Man nimmt an, daß nur ein Drittheil der vom Volke erhobenen Abgaben in den königlichen Schatz floß, zwei Drittheile eigneten ſich die königlichen Beamten für ihre Mühewaltung zu. Das Beiſpiel des Principalminiſters fand natürlich bei den untergeordneten Beamten eifrige Nachahmung. Der Miniſter ſammelte Schätze, die Großen des Reiches praßten, die gedrückten Maſſen des Volkes arbeiteten und wurden ihres Lebens nicht froh.

Die Kriege, welche Richelieu begonnen hatte, ſetzte Mazarin mit größerem Nachdruck und beſſerem Glücke fort. Der Herzog von Enghien, ſpäter der große Condé genannt und der Vicomte von Türenne bedeckten die Heere, an deren Spitze ſie fochten, mit Ruhm und machten die Nation ihre Leiden auf Augenblicke wenigſtens vergeſſen. Von Jahr zu Jahr wurde Spanien unfähiger, den vereinigten Waffen Frankreich's und der Niederlande Widerſtand entgegen zu ſetzen, und der deutſche Zweig des Hauſes Habsburg war durch einen bald dreißigjährigen Krieg faſt vollſtändig erſchöpft. Richelieu und Mazarin waren beide darauf bedacht, die gute Gelegenheit nicht ungenützt zu laſſen, und einige Grenz-Provinzen an Frankreich zu bringen. Seit 1632 war Richelieu ſchon bemüht geweſen, Lothringen ganz oder theilweiſe unter franzöſiſche Herrſchaft zu bringen. Lange Zeit hatte Herzog Karl III. während des dreißigjährigen Krieges dem Hauſe Habsburg gedient. Im Jahre 1641 überwarf er ſich mit demſelben und reiſte nach Paris, um dort ſeinen Frieden mit Frankreich zu machen. In dem Vertrage vom 29. Mai 1641 verſprach der Herzog ſeine Verbindungen mit dem Hauſe Oeſterreich aufzugeben, die Grafſchaft Clermont nebſt Stenay, Jamez und Dün abzutreten und alle ſeine Truppen dem Könige von Frankreich zu überlaſſen. Dagegen erhielt er Lothringen und das Land Bar zurück; für letzteres mußte er aber Huldigung leiſten, in Nancy eine franzöſiſche Beſatzung bis zum Ende des Krieges aufnehmen und nachher ſollte er de-

Feſtungswerke ſchleifen. Für den Fall, daß er dieſen Vertrag nicht halten ſollte, verſprach der Herzog zuzugeben, daß alle Länder, welche er in Folge dieſes Vertrags zurück erhielte, Frankreich einverleibt würden. Wie die franzöſiſchen Diplomaten voraus geſehen hatten, hielt der Herzog Karl dieſen Vertrag nicht, und gab ihnen dadurch einen erwünſchten Vorwand, Lothringen in Beſitz zu nehmen.

Im weſtphäliſchen Frieden mußte das arme Deutſchland mit bedeutenden Länder-Abtretungen die Jämmerlichkeit ſeiner Fürſten bezahlen, welche immer bereit waren, das Geſammtvaterland auf Koſten ihrer kleinlichen Privat-Intereſſen zu verrathen. Der Krieg mit Spanien dauerte fort. Er fand erſt im folgenden Zeitabſchnitt ſein Ende.

Nach einer Unterbrechung von faſt einem halben Jahrhundert (1562—1598) während deſſen die Religion der Hebel war, welcher Frankreich in Bewegung ſetzte, trat dieſes Land wieder in die frühere Bahn der Eroberungskriege nach Außen und der Unterdrückung im Innern zurück.

Siebenter Abſchnitt.

Italien.

§ 70. Einleitung.

Italien führt uns deutlicher, als irgend ein anderes Land den Beweis, daß der Verluſt der Freiheit der ſchwerſte iſt, welcher einer Nation zuſtoßen kann. Seit der Zertrümmerung des römiſchen Reiches gelang es den Italienern nicht mehr, ihre nationale Einheit von neuem zu begründen. Allein ungeachtet ein Theil der Halbinſel unter franzöſiſchen, ein anderer unter deutſchen und ein dritter unter ſpaniſchen Herrſchern ſtand, erhielt ſich doch im Schooße des Volkes da und dort die heilige Flamme der Freiheit. Unter deren milden Strahlen entfalteten ſich Künſte und Wiſſenſchaften. Die Italiener, obgleich zerriſſen und geſpalten, waren doch im Mittelalter eine der geachtetſten Nationen der Welt. Sie trugen, auf einigen Gebieten wenigſtens, der Menſchheit das Banner voran. Doch ganz anders geſtaltete ſich das Schickſal Italiens nach der Reformation. Die Päpſte und deren Anhänger bekämpften mit äußerſter Bitterkeit jene Bewegung, an welche der Fortſchritt der Menſchheit geknüpft war, und verdammten die italieniſche Nation, indem ſie dieſelbe abhielten, mit der Zeit voran zu ſchreiten, zu einem Zuſtande der Verknöcherung, mit welchem kein Fortſchritt auf irgend einem Gebiete vereinbar war.

Den Italienern wurde von ihren Tyrannen nicht geſtattet, an den Bewegungen der Zeit Theil zu nehmen. Nur dieſe gaben einer Nation die Kraft, übermüthige Feinde zurück zu treiben. Derſelbe Mangel an friſcher Stärke, welcher es der italieniſchen Nation unmöglich machte, ſich des auf ihr laſtenden geiſtlichen Druckes zu entledigen, war auch die Urſache des politiſchen Joches, dem ſie anheimfiel. Wie hätte es den Mailändern, den Sicilianern, den Neapolitanern und Sardiniern gelingen können, ſich der Franzoſen und Spanier zu erwehren, da ſie ſich die Päpſte, die Jeſuiten, die Kapuziner und alle übrigen Trabanten des römiſchen Pfaffenthums gefallen ließen? Auf dem Gebiete ſtaatlicher Freiheit machte im Laufe dieſes Zeitabſchnitts keine Nation einen Fortſchritt welche

sich der Reformation widersetzte, welche auf dem Felde der Kirche, an dem alten Unsinn und der alten Knechtschaft fest hielt.

Der Verfall Italiens während dieses Zeitabschnitts (1517—1648) läßt sich nur mit dem Krebsgange Spanien's und Portugal's, dieser beiden anderen, dem römischen Pfaffenthume verfallenen Länder, vergleichen. Die Spanier hatten aber doch wenigstens einige Befriedigung ihres Nationalstolzes in dem Bewußtsein, über Italien, Flandern und einen großen Theil der neuen Welt zu herrschen. Den Italienern war auch dieser schlechte Trost versagt. Denn die Zeit war vergangen, da Europa von Rom aus in Bewegung gesetzt wurde. Die Gewalt des Papstes, welche seit langer Zeit abgenommen hatte, wurde im Laufe der Reformationskämpfe fast gänzlich gebrochen. Trotz aller Bannstrahlen, Kriege, Verschwörungen, trotz Jesuiten und Inquisition schritt die Menschheit voran und ließ das Papstthum weit hinter sich zurück.

In den Jahren der Grenzscheide zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit starben in rascher Folge alle diejenigen Machthaber, deren wilde Eroberungslust Italien zum Schlachtfelde Europa's gemacht hatte: der Papst Julius II. (1513), Ludwig XII. von Frankreich (1515), Ferdinand der Katholische von Spanien (1516) und Maximilian I., Kaiser von Deutschland (1519). Italien und die Menschheit gewann aber dabei wenig oder nichts. Die Menschen starben, die Leidenschaften, Entwürfe und Pläne, welche sie gehegt hatten, gingen auf ihre Nachfolger über, und indem sich die Erbschaft Ferdinand's des Katholischen und Maximilian's I. zum größten Theile in der Person Karl's V. vereinigte, wurden die Gefahren noch größer, womit der Ehrgeiz der Habsburger Italien bedrohte. Fast die Hälfte der apenninischen Halbinsel: Neapel, Sicilien und Sardinien gehörte den Spaniern. Um Mailand stritten sich die mächtigsten Fürsten der Erde. Hätten die unabhängigen Staaten Italien's zusammen gehalten, so wäre es ihnen nicht schwer geworden, die Fremden aus dem Lande zu treiben. Allein keinem der italienischen Herrscher kam es darauf an, für Italien, für die Freiheit oder die Unabhängigkeit in die Schranken zu treten. Jeder wollte nur die Grenzen seiner eigenen Herrschaft erweitern, mochte auch das ganze übrige Italien darüber zu Grunde gehen. Nicht selten sprachen und schrieben die Päpste mit großer Frechheit gegen alle Ausländer, nannten sie Barbaren und forderten alle italienischen Fürsten auf, sie aus dem Lande zu treiben. Allein die Tücken der Päpste waren in Italien besser gekannt, als im Norden der Alpen. Die italienischen Fürsten wußten, daß hinter allen, gegen die Fremden geschleuderten Redensarten der Päpste nichts anderes, als Herrschsucht und Habgier versteckt lag, und ließen sich daher durch dieselben aus dem Geleise ihrer Alltagsbestrebungen nicht heraustreiben.

In der Geschichte Spanien's und Frankreich's haben wir der Schlachten erwähnt, welche Franz I., die Schweizer und Karl V. auf dem Boden Italien's schlugen. Nicht die Bewohner dieses unglücklichen Landes, sondern die wilden Kriegerschaaren, welche die mächtigen Monarchen Frankreich's, Spanien's und Deutschland's in das Feld stellten, entschieden über die Schicksale der apenninischen Halbinsel.

Nach dem Siege bei Marignano hatte Franz I. von Frankreich das Herzogthum Mailand an sich gerissen und Maximilian Sforza mit einem Ruhegehalte abgefunden. Der Frieden von Noyon verhinderte für den Augenblick den Wieder-Ausbruch des Sturmes. Er entlud sich nur um so furchtbarer später über Italien. Leo X. dachte nur daran, Parma und Placentia zu gewinnen. Unter dieser Bedingung war er bereit, sich mit Karl V. gegen Franz I. zu verbinden. Die Leichtfertigkeit des Königs Franz und seines Statthalters Lautrec machte es den Verbündeten nicht schwer, die Franzosen aus Mailand zu vertreiben. Diese mußten sich auf das Gebiet der Venetianer zurück ziehen, welche auf französischer Seite standen. Parma und Placentia fielen dem Papste zu; doch nicht lange

konnte er sich ihres Besitzes freuen. Er starb schon bald darauf (1521). Während Leo X. sich mit dem Erwerbe dieser beiden Herzogthümer, mit kostbaren Bauten und der Zusammentreibung von Abgaben aus allen Theilen der Erde beschäftigte, ging dem Papstthume die Hälfte der Christenheit verloren, welche bis dahin nur zu willig das römische Joch getragen hatte.

Die große Frage des Tages war in Italien nicht: Reformation, oder Papstthum? Die übermüthigen Kirchenfürsten Italien's sahen in den von Luther angeregten Bewegungen nichts weiter, als eine jener von streitsüchtigen Mönchen hervorgerufenen Zänkereien, deren die Päpste früher viele Dutzende mit leichter Mühe unterdrückt hatten. Noch weniger, als Leo X., faßte sein Nachfolger Hadrian VI. seine Zeit. Leo hatte wenigstens die Italiener gekannt; ihm diente die ganze Sippschaft ehrgeiziger Kardinäle und habgieriger Bischöfe zum Stützpunkte. Doch Hadrian machte sich durch seine Reformbestrebungen zugleich diese und das ganze italienische Volk zu Feinden. Die einen wollten sich keine Beschränkung ihrer unrechtmäßigen Gebühren und Pfründen, das andere keinen Eingriff in seine hergebrachten Vergnügungen gefallen lassen. Während Karl V. seine Macht in Italien mehr und mehr befestigte, breitete sich die Reformation über ganz Europa aus.

Mit Hülfe des Papstes Leo X. hatte Karl V. (1521) die Franzosen aus Mailand vertrieben. Die Venetianer und andere italienische Mächte schlossen sich dem Kaiser bald darauf an (1523). Als aber Franz I. mit großer Heeresmacht nach Italien zog (1524) und seinen Gegner zu vernichten drohte, warfen die meisten italienischen Fürsten: der Papst Clemens VII., Toscana und Venedig das Gewicht ihrer Staaten in die Wagschale der Franzosen. Sie thaten immer das Gegentheil von dem, was sie im Interesse der Unabhängigkeit Italien's hätten thun sollen. Statt die Franzosen und Spanier sich gegenseitig schwächen zu lassen, und den Augenblick zu benützen, da sie die Fremden überfallen und mit vereinter Macht aufreiben konnten, schlossen sich die italienischen Herrscher immer demjenigen ausländischen Fürsten an, welcher ihnen der furchtbarste zu sein schien. Von diesem konnten sie allerdings die Zusage eines Theiles der Beute erlangen, allein nur zum Verderben Italien's. Häufig irrten sie sich aber in der Beurtheilung der Streitkräfte des Auslandes, schlossen sich dem schwächeren an, indem sie hofften, den Stärkeren als Bundesgenossen gewonnen zu haben.

Wie ein Donnerschlag traf daher die Schlacht von Pavia nicht bloß die Franzosen, sondern auch denjenigen Theil der Italiener, welcher den Spaniern noch nicht gehorchte. In ihren Folgen war sie für Italien weit verderblicher, als für Frankreich. An dem blutigen Tage von Pavia ging die Selbstständigkeit Italien's auf Jahrhunderte hinaus unter. Bis dahin mochte dieses unglückliche Land sich vielleicht wieder aufraffen. Später bot ihm das Schicksal kaum mehr eine günstige Gelegenheit. Der Schrecken, welcher vor den Waffen Karl's V. einher ging, lähmte alle Fürsten Italien's. Clemens VII. konnte damals zwischen Karl V. und Franz I. den Ausschlag geben, falls er irgend einem Plane treu geblieben wäre. Da er aber immer hin und her schwankte, niemals den übrigen Staaten Italien's einen Haltpunkt bot, konnte die Unterjochung dieses Landes nicht ausbleiben. Selbst unmittelbar nach der Schlacht von Pavia wäre es nicht schwer gewesen, die Söldner Karl's V. aus Italien zu vertreiben, falls sich die italienischen Fürsten fest mit Frankreich verbunden und den Krieg mit Nachdruck geführt hätten. Die Truppen des Kaisers waren schlecht bezahlt und seine beiden besten Feldherren: Bourbon und Lannoy, entfernten sich vom Heere. Im Uebermuthe des Sieges verfuhren die kaiserlichen Generale mit der größten Härte gegen das italienische Volk. Sie erpreßten von demselben unerschwingliche Kriegssteuern und sprachen jedem besseren Gefühle frechen Hohn. Unfähig, der Kraft und der Tapferkeit der Nation und ihrer Verbündeten zu vertrauen, spann Clemens VII. nutzlose

Ränke. Durch Verrath hoffte er den Sieg zu gewinnen, welcher ihm in offener Feldſchlacht unerreichbar ſchien. In Abweſenheit Bourbon's und Lannoy's führte der Marquis von Pescara den Oberbefehl über das kaiſerliche Heer. Ihn ſuchte der Papſt durch den Kanzler Girolamo Morone für die Sache Italien's zu gewinnen. Eine Zeit lang ſtellte ſich Pescara, als ginge er auf die ihm gemachten Eröffnungen ein. Der Papſt verlangte von ihm, er ſolle die kaiſerlichen Truppen in der Weiſe auseinander legen, daß ſie überfallen und einzeln vernichtet werden könnten. Dafür verſprach Clemens VII. dem Feldherrn den Thron von Neapel. Ob Pescara nur die Feinde des Kaiſers ausforſchen wollte, oder aber wirklich geſonnen war, ſich an ſie zu verkaufen, wird wohl ſchwerlich jemals ermittelt werden. Ein Ehrenmann nimmt ſeinen Feinden gegenüber eine ſolche Stellung an, daß dieſe nicht wagen, ihm verrätheriſche Vorſchläge zu machen. Verſäumt er dieſes, und hört auf deren Einflüſterungen, ſo kann er ohne Verbrechen ſich nie aus ſeiner ſchiefen Stellung ziehen. Hätte Pescara die Anerbietungen Morone's angenommen, und folgeweiſe die Truppen, die er zu ſchützen und zu führen berufen war, den Italienern preis gegeben, ſo wäre ſein Verbrechen unſtreitig weit größer geweſen, als indem er Morone und den Papſt dem Kaiſer verrieth. Nachdem Pescara ſich freundlich mit Morone unterhalten und deſſen Anerbietungen ohne Zeichen von Entrüſtung entgegen genommen hatte, änderte er plötzlich ſeine Haltung. Er ließ Morone gefangen nehmen, bemächtigte ſich aller feſten Plätze im Mailändiſchen, welche die kaiſerlichen Truppen noch nicht inne hatten, und belagerte den Herzog Franz Sforza in der Citadelle ſeiner Hauptſtadt.

Selbſt nachdem alle Unterhandlungen zwiſchen den italieniſchen Fürſten und dem Oberfeldherrn des Kaiſers abgebrochen waren, konnten ſich dieſe zu keinen durchgreifenden Maßregeln entſchließen. Erſt als König Franz I. aus der Gefangenſchaft entlaſſen war, und deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß er den Madrider Vertrag nicht halten würde, kam zwiſchen den italieniſchen Mächten, Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England jener Bund zu Stande, den man den „heiligen" nannte, weil der Papſt an deſſen Spitze ſtand (1526). Durch dieſen ſollte Kaiſer Karl V. gezwungen werden, Mailand dem Herzoge Franz Sforza zurück zu geben und die Söhne Franz I., die ihm als Geißeln überliefert worden waren, frei zu laſſen. Die vereinte Macht der verbündeten Fürſten war derjenigen Karl's V. bei weitem überlegen. Doch da die Heere in Italien ſtanden und die deutlich ausgeſprochene Abſicht der verbündeten Fürſten war, die Unabhängigkeit Italien's herzuſtellen, ſo mußte die Haltung der Fürſten und Bewohner dieſes Landes den Ausſchlag geben. Damals war aber ſchon die Kraft des italieniſchen Volkes gebrochen. Sonſt wäre es ihm ein leichtes geweſen, das ſpaniſche Joch für immer abzuſchütteln.

Karl V. hatte ſich in Mailand noch nicht feſtgeſetzt. In Neapel herrſchte unter dem Volke und den Großen die äußerſte Mißſtimmung. Doch an der Spitze des verbündeten Heeres ſtand der Herzog von Urbino, welcher wo möglich noch ängſtlicher, als Clemens VII. war. Die italieniſche Nation, auf welcher das Joch der eigenen Fürſten ſchwer genug laſtete, war eines heldenmüthigen Aufſchwunges unfähig. Der Herzog von Urbino unternahm nichts, um den in der Citadelle von Mailand eingeſchloſſenen Herzog Franz Sforza zu entſetzen.

Alle jene Gefühle, auf welchen die Kraft der Nationen beruht: Vaterlandsliebe, Freiheitsmuth, Sinn für Recht und Despotenhaß waren im Laufe der Jahrhunderte durch die Pfaffen und Fürſten Italien's erſtickt worden. Knechtiſche Unterwürfigkeit, niedrige Schmeichelei, Gewiſſenloſigkeit waren die einzigen Sproſſen, welche ſeit langer Zeit in Italien zu Macht und Anſehen führten. Jeder war ſtets bereit, ſeine Bundesgenoſſen preis zu geben, wenn er hoffen konnte, dadurch einen Vortheil für ſich zu erringen. Ein

Kampf auf Tod und Leben war für Italien eine Unmöglichkeit. Die Fürſten, welche allein viel zu verlieren hatten, wollten ihn nicht, weil ihnen ihr Leben und ihre Kronen zu lieb waren, das Volk nicht, weil es die Hoffnung verloren hatte, durch einen Wechſel irgend etwas zu gewinnen.

Die eigentlichen Urheber dieſer troſtloſen Zuſtände waren unſtreitig die römiſchen Päpſte. Sie hatten durch die von ihnen ausgehende päpſtliche Schreckensherrſchaft das Volk zugleich verdummt und geknechtet. Der Kirchenſtaat war von allen italieniſchen Reichen der bei weitem am ſchlechteſten verwaltete. Von Rom ging jene abſcheuliche Staatskunſt aus, welche alles Vertrauen untergrub, jedem ſittlichen Gefühle Hohn ſprach und kein Mittel, das zum Ziele führen konnte, verwarf, wenn es auch noch ſo ſchändlich war. Die italieniſche Nation mußte jetzt dafür büßen, daß ſie ſo lange das Joch ihrer geiſtlichen und weltlichen Tyrannen geduldig ertragen hatte. Unfähig, ſich gegen fremde Eroberer zu vertheidigen, wurde ſie deren Beute. In derſelben Zeit, da die Nationen des nördlichen Europa an den tauſendjährigen Ketten ihrer geiſtlichen und weltlichen Tyrannen rüttelten, und mehr, als einen Ring derſelben zerbrachen, ließen ſich die Völker des Südens in immer ſchimpflichere Bande ſchlagen.

Da die Verbündeten dem Herzoge Sforza nicht zu Hülfe kamen, mußte er den Spaniern die Citadelle von Mailand übergeben. Durch dieſe erhielt Karl V. einen Stützpunkt in Oberitalien, den ihm die verbündeten Fürſten nicht mehr entreißen konnten.

Die elende Kriegführung von Seiten der Verbündeten war mehr Folge des ſchwankenden Charakters des Papſtes, welcher nichts wagen wollte und dadurch gerade alles verlor, als der mangelnden Talente des oberſten Feldherrn, des Herzogs von Urbino. Kaum hatte Clemens VII. den ſ. g. heiligen Bund geſchloſſen, als er ſchon wieder in Angſt gerieth und Unterhandlungen mit Karl V. eröffnete. Um dieſe zu beſchleunigen, wiegelten die Diener des Kaiſers den Cardinal Pompeo Colonna wider den Papſt auf. Plötzlich ſah ſich dieſer in Rom ſelbſt von den Truppen ſeines Lehensmannes überfallen und gezwungen, einen Vertrag abzuſchließen, in welchem er verſprach, ſich von der Ligua zurückzuziehen. Natürlich wurde durch dieſen leichtfertigen Abfall die Kraft derſelben gebrochen. Ebenſo voreilig als Clemens VII. mit Colonna Frieden geſchloſſen hatte, brach er denſelben wieder und reizte dadurch die ſpaniſche Partei um ſo heftiger wider ſich auf. Kurz nachher ſchloß er einen neuen Friedensvertrag mit dem ſpaniſchen Statthalter von Neapel ab, und glaubte, im Vertrauen auf denſelben getroſt ſeine Truppen entlaſſen zu können. Während Clemens VII. entwaffnete, mehrte ſich das Heer Karl's V. in Italien. Der Papſt hatte zu ſeinem Schutze nichts, als ein Stück Papier, welches die Feldherren Karl's V. um ſo weniger berückſichtigten, als dieſes nicht von dem Kaiſer ſelbſt, ſondern nur von deſſen Statthalter zu Neapel unterſchrieben war, und die Mittelloſigkeit, in welcher ſie ſich durch des Kaiſers Vernachläſſigung befanden, ſie von ihren Söldnern abhängig machte. So kam es, daß Rom (1527) von den Truppen des Kaiſers mit ſtürmender Hand genommen wurde. Dieſe Kriegsthat macht uns mehr, als irgend eine andere die Erbärmlichkeit ſämmtlicher Machthaber jener Zeit anſchaulich. Der Kaiſer Karl und der Papſt hätten ſie beide verhindern können, wenn ſie die Söldner befriedigt hätten. Sie thaten es nicht, weil jeder dachte, der andere werde es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen und werde zahlen. So führte die Unentſchloſſenheit und Halbheit des Kaiſers und des Papſtes eine Kataſtrophe herbei, wie die Siebenhügelſtadt ſie nicht zur Zeit der Gothen und Vandalen erlitten hatte.

Sobald Rom genommen und zum Sitze der haarſträubendſten Ausſchweifungen von Seiten eines führerloſen Söldnerheeres gemacht worden war (denn Bourbon war gefallen), dachte wiederum Niemand an das nothwendigſte, nämlich dem Elende der Römer und den

Schandthaten der deutschen, spanischen und italienischen Sieger ein Ziel zu setzen, vielmehr wurde die Erstürmung Rom's als eine vollendete Thatsache betrachtet, welche jeder Theil möglichst zu seinem Vortheile ausbeuten wollte. Der Kaiser schob alle Schuld auf ein Heer. Wenn er dieses ernstlich gemeint, so hätte er nothwendig die Führer desselben bestrafen und sofortige Räumung Rom's anordnen müssen. Keines von beiden geschah. Im Gegentheile hielt Karl V. den Papst sieben volle Monate lang gefangen und versprach ihm erst die Freiheit, nachdem Clemens VII. sich bequemt hatte, alles zuzugestehen, was der Kaiser von ihm begehrte. Der Papst traute diesem aber so wenig, daß er die für seine Freilassung bestimmte Zeit nicht abwartete, sondern Tags zuvor aus seiner Haft entsprang.

Mittlerweile hatten die Anhänger des Papstes in allen christlichen Staaten Lärm geschlagen. Der König Franz I. von Frankreich, und Heinrich VIII. von England machten endlich Ernst. Lautrec rückte an der Spitze eines zahlreichen französischen Heeres in die Lombardei ein. Jetzt bekamen auch die kleineren Fürsten Italien's wieder einigen Muth. Der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua traten dem s. g. „heiligen" Bunde bei. Selbst die Florentiner, welche die Gefangenschaft des Papstes dazu benutzt hatten, das auf ihnen ruhende Joch der Medicer abzuschütteln, schlossen sich im allgemein italienischen Interesse dem Bunde an, welcher zunächst gegen Karl V. gerichtet war, obgleich derselbe die Befreiung des Papstes, ihres unmittelbarsten und gefährlichsten Gegners, zum Zwecke hatte. Um ihren Eifer recht anschaulich zu machen, ernannten die verbündeten Könige und Fürsten den gefangenen Papst zum Haupte ihrer Ligua. Während ihr Heer gegen Rom vorrückte, verständigte sich Clemens VII. mit Kaiser Karl V., und brach dadurch natürlich dem s. g. heiligen Bunde wiederum die Spitze ab. Bei dem Kriege, welcher sich jetzt entspann, betheiligten sich die Italiener nur in ganz untergeordneter Weise Karl V. und Franz I. waren die Parteien, welche ihn führten, obgleich es sich damals in höchst auffallender Weise zeigte, daß es den Italienern nicht an Mitteln fehlte, den Ausschlag zu geben, wenn sie nur den Muth hatten, von denselben Gebrauch zu machen. Ein Italiener, Andreas Doria, war es, welcher dem Siegeszuge der Franzosen ein Ziel steckte und das Uebergewicht Kaiser Karl's V. in Italien wieder herstellte. Wären die italienischen Fürsten nicht durchaus charakterlose und erbärmliche Menschen gewesen, so hätte dieser Umschwung ebenso sowohl zu Gunsten Italien's, als Spanien's stattfinden können. Andreas Doria war vaterländisch genug gesinnt, um Italien dem Auslande vorzuziehen, und bewies durch sein großmüthiges Benehmen gegenüber den Genuesern deutlich, daß er die Freiheit der Zwingherrschaft vorzog, sogar dann, als ihm selbst die Gewalt angeboten wurde. Doch Italien besaß nur einen Doria. Die Herzoge von Urbino, Mailand und Ferrara, der Markgraf von Mantua und Menschen von gleicher Charakterlosigkeit gaben den Ton auf der apenninischen Halbinsel an. Namentlich war es aber der Papst, Clemens VII., welcher die italienische Unabhängigkeit untergrub, indem er dem Wunsche, Florenz wieder unter die Herrschaft der Medicer zu bringen, jede andere Rücksicht aufopferte. Er gab sämmtlichen Verbündeten das Zeichen des Abfalls, indem er (1529) mit dem Kaiser den Vertrag von Barcelona abschloß, dessen Inhalt sich in den Worten zusammen fassen läßt: der Papst gab dem Kaiser Italien preis, wofür dieser ihm versprach, Florenz den Medicern zu überliefern. Dem Beispiele des Papstes folgte bald schon Franz I. von Frankreich, welcher im Frieden von Cambray die Venetianer, die Florentiner, seine neapolitanischen Anhänger und die Herzoge von Mailand und Ferrara der Rache Karl's V. aufopferte.

Durch die Friedensschlüsse von Barcelona und Cambray sicherte Karl V. sich und seinem Hause auf Jahrhunderte hinaus das Uebergewicht in Italien. Zwar saß auf dem herzoglichen Throne zu Mailand noch Franz Sforza, allein er war nur eine Puppe in des mächtigen Kaisers Hand und als er (1535) kinderlos starb, nahm Karl V. das Herzog-

thum als heimgefallenes Lehen in Beſitz, und erhielt ſich in demſelben trotz allen Kriegen und Unterhandlungen, welche er deshalb mit ſeinem Gegner, Franz I. von Frankreich, führte.

Seit damals hat Italien aufgehört, eine Stimme im Rathe der Völker zu beſitzen. Dieſes unglückliche Land ſtand unter der Herrſchaft ausländiſcher Tyrannen, welche den kleineren Staaten der Halbinſel nur inſofern ihr Daſein geſtatteten, als dieſe gefügig und unterthänig waren. Keine Nation kann ohne einen gewiſſen Grad von Kraft und Tugend ihre Selbſtſtändigkeit behaupten. Die Italiener waren im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts unter dieſen Grad herabgeſunken und erlitten die unvermeidlichen Folgen ihrer eigenen Nichtswürdigkeit. Despoten und Eroberer finden ſich nur da, wo die Zahl der knechtiſchen und feigen Menſchen überwiegend iſt. Noch einmal rückten franzöſiſche Truppen unter Franz I. nach Oberitalien. Auch gewannen ſie die Schlacht von Cerisolles. Allein auch nach dem Frieden von Crespi blieb Karl V. im Beſitze der Lombardei.

Eine Geſchichte Italiens in dem Sinne, wie wir von einer Geſchichte Frankreichs, Spaniens, oder Englands ſprechen, gibt es, ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts kaum mehr. Die Einheit der Sprache, die Erinnerung an eine große Vergangenheit und die Hoffnung einer ſchöneren Zukunft konnten die aus- und inländiſchen Tyrannen den Italienern allerdings nicht rauben. Doch jene politiſche Organiſation, welche die geſammten Kräfte des Volkes in einem Brennpunkte vereinigt, und ſie zum Beſten der Geſammtheit verwendet, hörte von nun an gänzlich auf. Schon früher war ſie ſehr ſchwach geweſen. In der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts wurde ſie zu Nichts. In einzelnen Staaten Italien's, in Savoyen und Piemont, in Florenz, in Venedig und Genua, ſelbſt in Neapel und Sicilien flackerte ab und zu die Flamme der Freiheit wieder einmal auf, es war nur auf Augenblicke, und die finſtere Nacht des Despotismus lagerte ſich ſchon bald wieder auf dem Lande weit und breit.

Die Nation war vollſtändig entnervt. Sie hatte die Stürme der Völkerwanderung überſtanden. Doch was Gothen, Vandalen, Hunnen, Heruler, Rugier, Normänner und alle übrigen Stämme der rohen Deutſchen nicht vermocht hatten, das brachten Päpſte, Kardinäle, Biſchöfe, Dominicaner und Franziskaner, mit einem Worte Pfaffen zu Stande. Kaiſer und Könige, Herzoge, Fürſten und Grafen ließen dem Volke, ſo ſehr ſie es mißhandelten und beraubten, doch ſeinen Verſtand, ein gewiſſes Gefühl für Recht und Billigkeit, und ſtählten ſogar nicht ſelten ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit. Doch unter dem Peſthauche des Pfaffenthums wurden die blühendſten Landſtriche zu Sümpfen und Moräſten und deren Bewohner zu ſtumpfſinnigen, jedes beſſeren Gefühles unfähigen Knechten oder Bettlern. Der als göttliche Wahrheit gelehrte und durch alle Schreckniſſe der Hölle und des Schaffottes aufrecht erhaltene Aberglauben verfinſterte den Verſtand und verdarb das Gefühl der Maſſen, während er in den höheren Schichten der Geſellſchaft Heuchelei, Verrath und Falſchheit im üppigſten Wachsthum hervortrieb. Gift und Dolch mußten erſetzen, was den italieniſchen Fürſten an kriegeriſcher Befähigung abging. Banditen traten an die Stelle der Söldner.

Die Grundlage aller nationalen Verhältniſſe bildet das Familienleben. Das Prieſter-Cölibat, Mönchs- und Nonnenklöſter hatten daſſelbe längſt in Italien untergraben. Dieſelbe Verkehrtheit, welche der Geiſtlichkeit mit Gewalt von den Päpſten aufgedrungen worden war, ſchlich ſich allmälig in die Gewohnheiten des Adels und der reicheren Bürgerfamilien ein. Ein Sohn durfte ſich nicht verheirathen, weil er Geiſtlicher werden ſollte, ein zweiter nicht, damit das Vermögen unvermindert dem älteſten zufiele. An dem glücklichen Ehemanne und Beſitzer rächten ſich aber die ehelosen Mitglieder anderer Familien, indem ſie ihm die Gattin verführten. Was die Geiſtlichen ſorgfältig in den Schleier des Geheimniſſes hüllten, trieben die weltlichen Cölibatäre ganz öffentlich, indem ſie ſich dienende

Ritter (Cicisbei, oder Cavalieri serventi) nannten. Diejenigen Ehemänner, welchen noch einiges Gefühl für Ehre und Treue geblieben war, rächten ſich, indem ſie entweder Gleiches mit Gleichem vergalten, oder den Gegenſtand ihres Haſſes heimlich aus der Welt ſchafften. Die Urſachen der jämmerlichen Zuſtände Italien's lagen nicht in dieſer oder jener traurigen Perſönlichkeit, ſondern in derſelben römiſch-katholiſchen apoſtoliſchen Religion, welche die Pfaffen dem Volke als „göttliche" Offenbarung, und in der Kirche, welche ſie ihm als die Herrſchaft Gottes auf Erden darſtellten. Seit Jahrhunderten ſcheiterten daher alle Verſuche, das Volk der Italiener aus dem Schlamme, in den es verſunken war, wieder emporzurichten. Nimmermehr kann Italien zu Wohlſtand, Bildung und Freiheit gelangen, bevor es nicht mit dem Papſtthume und deſſen Anhängern vollſtändig gebrochen und an die Stelle der unnatürlichen Einrichtungen der katholiſchen Kirche das ewige und unveräußerliche Recht der Menſchheit geſetzt haben wird: die freie Selbſtbeſtimmung auf dem Gebiete der Religion, der Familie und der Nation.

§ 71. Die ſpaniſchen Beſitzungen in Italien.

Die Herrſchaft der Spanier in Italien konnte nur eine despotiſche ſein, denn nimmermehr hätten die Italiener ſie freiwillig geduldet. Die Mailänder, Neapolitaner, Sicilianer und Sardinier mußten die Entſcheidung der für ſie wichtigſten Fragen dem Könige anheim geben, welcher jenſeits hoher Bergesrücken und getrennt durch ein weites Meer in Madrid ſeinen Thron aufgeſtellt hatte. Sie wurden durch Spanien in Verhältniſſe und Beziehungen gebracht, die ihnen ganz fremd, ja geradezu unverſtändlich waren. Sie mußten ihr Blut verſpritzen und ihre Schätze verſchwenden in fernen Kriegen mit den Niederlanden, Frankreich, England, Portugal und Deutſchland. Das Gefühl, eine beherrſchte Nation zu ſein, verbitterte der Uebermuth der Spanier den Italienern noch mehr. Nichts konnte dieſen die Ketten, welche ſie trugen, erträglich machen, als der Knechtſinn, welcher die Maſſen gegen jede beſſere Regung abſtumpfte, und der Eigennutz, welcher den bevorzugten Klaſſen einen Theil an den vom Volke erpreßten Abgaben in Ausſicht ſtellte.

Zur Zeit, da Mailand noch frei, war es eine der reichſten Städte der Welt. Doch unter ſpaniſcher Gewalt verlor ſich bald ſein Handel. Seine Fabriken zogen ſich nach anderen Orten und ſeine Gewerbe ſtockten. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der lombardiſchen Ebenen konnte ſelbſt durch die Zwingherrſchaft der ſpaniſchen Philippe nicht zerſtört werden, allein die Männer, welche ſie bearbeiteten, wurden ihres Lohnes nicht froh. Dieſer floß durch hundert kleine Quellen nach dem Danaidenfaſſe der Spanier. Die Unterthanen Karl's V. und ſeiner Nachkommen ſpaniſcher Nation nahmen Theil an den Früchten der neu entdeckten Welt jenſeits des Oceans. Den Italienern brachten die neuen Handelswege den größten Schaden. Zur ſelben Zeit, da ſie ihre politiſche Selbſtſtändigkeit einbüßten, verloren ſie auch auf dem Gebiete des Handels und der Seefahrt die glänzende Stellung, die ſie früher eingenommen hatten. Es iſt ſehr verkehrt, anzunehmen, die von Portugieſen und Spaniern gemachten Entdeckungen hätten die Handelsgröße Italien's vernichtet. Wenn dieſelbe friſche Kraft die Italiener noch beſeelt hätte, welche ſie beſaßen, als Venedig und Genua den ganzen Handel des Oſtens beherrſchten, ſo wäre es ihnen ein leichtes geweſen, ihren Theil an den großen Gewinn, welcher der Menſchheit durch die Entdeckungen des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts erwuchs, in Sicherheit zu bringen. Doch der Unternehmungsgeiſt, die Freiheit der Bewegung, der kühne Muth, das Selbſtvertrauen früherer Zeiten war dahin. Der Kaufmann, welcher von einem ſpaniſchen Statthalter abhängig war und oft gefährdet wurde, falls dieſer nur Kunde von ſeinen

Mitteln und Plänen erhielt, konnte unmöglich den Wettkampf mit dem neu auftauchenden Handelsvolke der Holländer oder Engländer bestehen.

Fürwahr, die geographische Lage der Holländer war es nicht, die sie zum ersten Handelsvolke der damaligen Zeit machte, sondern ihre Kühnheit, ihr Freiheitsmuth und ihr scharfer Blick, der ihnen die Mittel wies, die Herrschaft auf dem Gebiete des Handels und der Schifffahrt zu gewinnen.

Im Allgemeinen trugen die Italiener das auf ihnen ruhende spanische Joch mit großer Geduld. Doch einige Male ließen sie ihre Despoten doch fühlen, daß das Maß überlaufen könne. An Bigotterie standen die Italiener den Spaniern ziemlich gleich. Sie verehrten, wenn auch nicht mit derselben Innigkeit, wie die Spanier, den Papst als Stellvertreter Gottes auf Erden; verabscheuten, obschon nicht mit derselben finsteren Wuth, alle Andersglaubenden. Allein die Inquisition mit allen ihren in Spanien üblichen Gräueln ließen sie sich nicht gefallen. Volk und Adel hielten fest zusammen, so oft es galt, diese ächt spanische Einrichtung auf die apenninische Halbinsel zu verpflanzen. Schon zu Zeiten Ferdinand's des Katholischen hatten die Neapolitaner von dessen Statthalter Gonsalvo da Cordova das Versprechen erzwungen, es solle niemals in Neapel Inquisition oder ein Inquisitor bestehen. Als Ferdinand einige Jahre später versuchte, dennoch dieses Blutgericht in Neapel einzuführen, stieß er auf einen so starken Widerstand, daß er es für gerathen hielt, nachzugeben.

Im Jahre 1547 machte Karl V. einen Versuch, die spanische Inquisition in Italien einzuführen. Er schrieb an seinen Statthalter Don Pedro di Toledo und gab ihm die bestimmte Weisung, sich die äußerste Mühe zu geben, das spanische Blutgericht in Neapel einzubürgern. Nichts beweist besser, als diese Thatsache, welch' fluchwürdiger Despot Karl V. war und wie er in Deutschland gewüthet hätte, falls seine Gewalt dort so unumschränkt gewesen wäre, wie in Spanien, oder wie einfältige Deutschthümler es im Interesse deutscher Einheit heute noch wünschen. Der Vicekönig von Neapel griff die Sache mit großer Feinheit an. Er wandte sich heimlich an den Papst und bestimmte ihn, einen Beschluß (breve) zu erlassen, worin er unter dem Vorwande des Eifers für die Reinheit der Religion die spanische Inquisition einführte. Es geht hieraus klar hervor, daß der Papst nicht, wie manche Schwärmer glauben, an den Gräuelthaten der Inquisition keine Schuld trage, daß vielmehr die spanische Inquisition auch nach Neapel verpflanzt worden wäre, falls er die dazu erforderliche Macht besessen hätte. Allein weder der Papst, noch Kaiser Karl V. waren mächtig genug, ihre schändlichen Absichten durchzuführen. Das Volk von Neapel erhob sich, riß den päpstlichen Erlaß von den Thoren der erzbischöflichen Kirche ab, griff die spanischen Truppen in der Stadt an und trieb sie zurück. Der Vicekönig mußte mit seinen Söldnern in einer der die Stadt beherrschenden Citadellen seine Zuflucht suchen. Die Neapolitaner errichteten eine provisorische Regierung und stellten eine Kriegsmacht auf. Allein sie leiteten sofort Unterhandlungen mit dem Kaiser ein, welche damit endigten, daß die Stadt sich wieder unterwarf, und sogar sechs und dreißig der kühnsten Vorkämpfer der Freiheit der Rache des Despoten preis gab! Doch wagte es Karl V. nicht, seinen Plan durchzusetzen. Er gab den Gedanken auf, die spanische Inquisition in Neapel einzuführen.

In Mailand bestand seit längerer Zeit die italienische Inquisition. Diese schien dem finsteren Tyrannen, Philipp II., nicht blutig genug. Er bewirkte daher, daß der Papst (1563) eine Bulle erließ, durch welche das mailändische Glaubensgericht nach dem Muster der spanischen Inquisition umgemodelt werden sollte. Wer kann jetzt noch glauben, daß die Päpste die spanische Inquisition nicht gut hießen, da doch Paul III. und Paul IV. beide sich aufs eifrigste bemühten, dieses schreckliche Institut auch in Neapel und Mailand

einzuführen. Das Volk von Mailand nahm aber eine ſo bedenkliche Haltung an, daß der ſpaniſche Statthalter, der Herzog von Seſſa bei dem Könige Philipp bewirkte, daß er von der Durchführung dieſer Maßregel abſtand.

Nichts iſt ſo eintönig, als der feſt begründete Despotismus. Die italieniſchen Provinzen Spaniens wechſelten ihre Statthalter, allein das Joch, welches auf ihnen laſtete, blieb daſſelbe. Sie trugen es, wie lebenslängliche Galeeren-Sklaven ihre Ketten, oder noch ſtumpfſinniger, denn ſie machten kaum einen Verſuch, es zu ſprengen. Im Laufe eines Jahrhunderts läßt ſich von Mailand und Sardinien kaum etwas anderes ſagen, als: ſie zahlten ihren Tribut an Menſchen und Geld den ſpaniſchen Despoten, und legten dadurch das Gewicht, das ſie hatten, in die Wagſchale der Unfreiheit. Nicht ganz ſo ſchlaff, als die Mailänder und Sardinier waren die Neapolitaner und Sicilianer. Im Jahre 1599 machte Tommaſo Campanella, ein Dominicaner-Mönch, den Verſuch, die ſpaniſche Zwingherrſchaft über Neapel abzuſchütteln. Er ſpielte in Calabrien eine ähnliche Rolle, als ein Jahrhundert früher Savonarola in Florenz. Das Volk verehrte ihn als einen Heiligen. Die Mönche ſeines Ordens, Auguſtiner und Franziskaner, betrachteten ihn als einen höchſt begabten Redner und wurden durch ſeine begeiſterten Worte hingeriſſen. Sogar mehrere Biſchöfe Calabrien's ſchloſſen ſich ihm an. Doch wie hätte von Mönchen eine durchgreifende Reformbewegung ausgehen können? Daß aber ſelbſt dieſe an Armuth und Gehorſam gewöhnten Opfer des geiſtlichen Despotismus den Verſuch machten, das ſpaniſche Joch abzuwerfen, beweiſt, daß es in der That unerträglich geweſen ſein muß. Viele Barone der Provinz und der größere Theil der ländlichen Bevölkerung nahmen Theil an der Verſchwörung. Denn nur in dieſer Form konnte unter der ſpaniſchen Herrſchaft ein Aufſtand organiſirt werden. Das Geheimniß wurde aber nicht bewahrt. Der ſpaniſche Statthalter erhielt Kenntniß von der drohenden Gefahr, ſchritt ein, und erſtickte auch dieſen Verſuch im Blute ſeiner Gegner. Campanella ſelbſt entwiſchte nach Frankreich, und lebte zu Paris bis an ſein Ende.

Wiederholte Ausbrüche des durch Hunger und Mangel zum Aeußerſten getriebenen Volkes wurden immer mit leichter Mühe erdrückt, weil denſelben weder ein beſtimmter Plan, noch ein klar erkannter Zweck zu Grunde lag. Einen weit ernſtlichern Charakter hatten aber die in den beiden letzten Jahren dieſes Zeitabſchnittes ausgebrochenen Volksaufſtände in Sicilien und Neapel.

Schon zur Zeit Philipp's II. kamen die ſpaniſchen Finanzen in Folge ſeines raſtloſen und wüthenden Ankämpfens gegen den Fortſchritt der Zeit in große Verwirrung. Dieſe nahm unter ſeinem Sohne und Enkel mehr zu. Die ſpaniſchen Statthalter in Italien erhielten daher die Weiſung, aus ihren Provinzen ſoviel zu preſſen, als nur immer möglich war. Dieſes geſchah in der That, und ſich ſelbſt vergaßen dabei die ſpaniſchen Beamten auch nicht. Der Graf von Monterey zog z. B. in den ſechs Jahren ſeiner Statthalterſchaft 1631—1637 nicht weniger, als 5,500 Mann Reiterei und 48,000 Mann Fußvolk aus dem Lande nebſt 200 Stück Kanonen, 70,000 Musketen, Piken, Panzer, Piſtolen u. ſ. w. An Geld preßten die Spanier jährlich ſechs Millionen Gold-Ducaten aus dem Lande, wovon nur eine und eine halbe in der Provinz ſelbſt verwendet, der Reſt von vier und einer halben Million nach Spanien geſchickt wurde. Von dem Gelde und der Mannſchaft, welche die Spanier in ihre Verwaltung nahmen, kam ſelten ein Mann, oder ein Gold-Ducat wieder zurück. Das Land mußte daher nothwendig an Geld und Menſchen immer ärmer werden. Es konnte einen ſo großen, jährlich wiederkehrenden Ausfall nicht decken. Die Verarmung und die Unzufriedenheit des Volkes nahmen zu. Zahlreiche geheime Geſellſchaften bildeten ſich da und dort, und wenn ſie auch ſonſt nichts zu leiſten vermochten, ſie hielten doch den unter der Aſche glühenden Funken der Mißſtimmung brennend. So grau-

sam auch alle diejenigen bestraft wurden, welche nur im Verdachte standen, der spanischen Regierung nicht gewogen zu sein, und so groß auch die Härte war, mit welcher die Abgaben beigetrieben wurden, so war die Regierung doch unmächtig sowohl gegen innere, als äußere Feinde. Räuber und Banditen zogen von Stadt zu Stadt, ohne daß die spanischen Vicekönige vermochten, ihnen Einhalt zu thun. Die türkischen Piraten landeten ungestraft an den unbewachten Küsten Italien's und schleppten an Gütern und Menschen fort, was ihnen in die Hände fiel. Das Volk wurde so deutlich darauf hingewiesen, daß die Regierung keine große Kraft besitze, und daß es nicht schwer sein könne, ihr mit Gewalt Zugeständnisse abzutrotzen, die sie freiwillig nicht gewähren würde.

Nach einer langen Reihe gewaltthätiger und raubsüchtiger Statthalter kam im Jahre 1644 ein Vicekönig nach Neapel, welcher einiges Mitgefühl mit den Leiden des Volkes hegte: Alphons Henriquez, Admiral von Castilien. Er erhob zwar die hergebrachten Abgaben, schrieb aber keine neue aus. Er vollzog die mannigfaltigen drückenden Gesetze, allein fügte zu den unvermeidlichen Folgen spanischer Tyrannei nicht noch diejenigen hinzu, welche die persönliche Schlechtigkeit der Vollzugsbeamten bedingt. Zu jener Zeit häuften sich mehr und mehr die Bedürfnisse der spanischen Regierung. Namentlich verschlang der Krieg mit Catalonien große Summen. Italien sollte daher noch stärker ausgepreßt werden, als zuvor. Henriquez erkannte, daß dieses nicht möglich sei, ohne das Volk zum offenen Aufstand zu treiben. Er weigerte sich, die in Madrid gut befundene neue Steuer auf die Häuser auszuschreiben, und legte, da die Regierung auf ihrem Entschlusse beharrte, seine Stelle nieder.

Sein Nachfolger, der Herzog de los Arcos sollte mit Gewalt durchführen, was sein Vorgänger abgelehnt hatte, zu thun. Die Lage der gesammten spanischen Monarchie und namentlich der italienischen Provinzen derselben war damals eine außerordentlich schwierige. Philipp IV. war im Kriege mit den Niederlanden, mit Frankreich, mit Portugal und Catalonien. Der Prinz Thomas von Savoyen, welcher auf Neapel Anspruch machte, bedrohte diese Provinz mit einem französischen Heere und einer Flotte, welche der Kardinal Mazarin zu seiner Verfügung gestellt hatte. Gegen Ende des Jahres 1646 eroberten die Franzosen die Plätze, welche die Spanier an der Küste von Toscana besaßen und in ihrer Vereinigung stato degli presidii nannten. Durch alle diese Ereignisse wurden die unter spanischer Herrschaft stehenden Italiener mehr und mehr aufgeregt. Kardinal Mazarin ließ durch seine Agenten die herrschende Unzufriedenheit, namentlich in Sicilien und Neapel, mehr und mehr aufstacheln. Am 20. Mai 1647 brach endlich in Palermo ein blutiger Volksaufstand aus. Der Druck der Abgaben, welcher auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gelegt worden war und daher die ärmeren Klassen am härtesten traf, hatte diese zum äußersten gebracht. Das Volk stürmte das Haus des Bürgermeisters (pretore), verbrannte die Zollregister und mißhandelte die Zolleinnehmer. Der Statthalter besaß weder die Macht, das Volk mit Gewalt zu unterwerfen, da alle verfügbaren Truppen und Kriegsschiffe im catalonischen Kriege verwendet wurden, noch die Befugniß, die unzufriedenen Massen durch Zugeständnisse zu beruhigen. Tausende von Landbewohnern strömten nach Palermo und brachten die Unmacht des Statthalters mehr und mehr zu Tage. Die Bürgergarde, welche man den Proletariern als einen Damm entgegensetzen wollte, erklärte sich bald schon zu Gunsten der ärmeren Klassen. Die Unterhandlungen, welche mit dem Statthalter eingeleitet wurden, führten zu keinem befriedigenden Ziele. Es kam zu neuen Aufständen. Der Vicekönig floh auf ein Schiff im Hafen und seine Gattin in das Schloß am Meere (Castel a Mare). Eine Zeitlang hatte der Adel den Bewegungen des Volkes ruhig zugesehen. Am Ende glaubte er besser zu thun, sich auf die Seite des spanischen Statthalters, als auf diejenige seiner gedrückten Landsleute zu stellen. Er verabredete, vor

dem Palaſte des Vicekönigs eine bewaffnete Zuſammenkunft zu halten. Die Bürger von Palermo, welche keinen Angriff von ihren Adeligen erwarteten, wurden mit leichter Mühe von dieſen auseinander getrieben. Im Kampfe verlor der Führer des Volkes Joſeph Alleſi und deſſen Bruder nebſt vielen anderen das Leben (22. Auguſt 1647). Dreizehn Gefangene ließ die Ritterſchaft erdroſſeln. Die Gemüther erhitzten ſich immer mehr. Der Vicekönig glaubte, ſie nur dadurch beſänftigen zu können, daß er eine Amneſtie verkündete und die verhaßteſten Abgaben öffentlich zurücknahm. Die Regierung zu Madrid billigte jedoch dieſes Verfahren ihres Statthalters nicht. Vor Kummer und Angſt ſtarb der Vicekönig, Don Fajardo de los Velez. Der Kardinal Theodor Trivulzio ſollte dem königlichen Willen in Sicilien größeren Nachdruck geben. Er verſprach Frieden und Amneſtie. Das Volk ließ ſich durch ſchöne Redensarten bethören. Es hatte ſeine beſte Kraft verpufft, ohne irgend einen Plan verfolgt und durchgeführt zu haben. Den freundlichen Worten des Statthalters verliehen ſpaniſche Truppen und Kriegsſchiffe, welche in Meſſina angelangt waren, größeren Nachdruck. Schon bald kehrte der alte Despotismus in Sicilien zurück. Die Bewohner dieſer Inſel hatten durch ihren Aufſtand, welcher faſt ein ganzes Jahr ausfüllte, nur zu deutlich bewieſen, daß ihnen alle politiſche Einſicht und alle höhere ſittliche Kraft fehlte.

Von ganz ähnlicher Art, obgleich etwas ernſtlicher war der Aufſtand, welcher um dieſelbe Zeit in Neapel ausbrach, und welcher durch die Entſchloſſenheit ſeines Führers Maſaniello, eine Zeit lang die großartigſten Folgen erwarten ließ. Der Herzog de los Arcos machte den Verſuch, mit Hülfe der Stände, diejenigen neuen Abgaben zu erpreſſen, die er aus eigener Machtvollkommenheit nicht auszuſchreiben wagte. Die ärmeren Klaſſen hatten aber im Schooße der neapolitaniſchen, wie der meiſten anderen mittelalterlichen Stände, keine Vertreter. Auf dieſe wälzten daher die Bevorzugten die ganze neue Steuerlaſt. Die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe wurden mit Abgaben belegt. Schon früher hatte die ſpaniſche Regierung zu dieſem Auskunftsmittel gegriffen, war jedoch genöthigt worden, davon wieder abzuſtehen. Der Herzog von Arcos ſah keinen anderen Weg, die königlichen Befehle in Ausführung zu bringen, und erließ daher (im Januar 1647) das neue Steuergeſetz. Mehrere Monate lang murrte das Volk und gab dem Statthalter ſeine Unzufriedenheit deutlich zu erkennen. Doch er nahm darauf keine Rückſicht. Endlich am 7. Juli 1647 führte ein unbedeutender Streit zwiſchen Bauern und den königlichen Beamten zum Anfange der Revolution. Die Steuereinnehmer und ihr ganzer Troß wurden vertrieben, die Zollbuden aller Orten geplündert nnd zerſchlagen. In Maſſe zog das aufgeregte Volk vor den Palaſt des Vicekönigs und beſchwerte ſich laut über die ſchlechte Regierung. Thomas Aniello oder abgekürzt Maſaniello, ein Fiſcher, hatte den Aufſtand geleitet. Er ſchwang ſich ſchnell zum Helden des Tages auf. Seine Worte erfüllten die Zuhörer mit glühender Begeiſterung. Seine Winke waren Befehle, gegen welche Niemand Einſprache erhob, und welche im Augenblicke von Tauſend willigen Händen vollzogen wurden. Der Vicekönig beſaß weder das Vertrauen des Volkes, noch war er im Stande, ihm Schrecken einzuflößen. Von allen Seiten ſtrömten die Landbewohner in die Stadt. Der Herzog von Arcos floh in das Caſtell St. Elmo und überließ das Volk ſeinen ſelbſtgewählten Führern. Maſaniello hielt unter den Seinigen die ſtrengſte Mannszucht. Jeden, der für ſich ſelbſt etwas ſtahl, ließ er hinrichten. Den Adel und die ſpaniſchen Beamten bekämpfte er mit Feuer und Schwert. Der Statthalter nahm ſeine Zuflucht zu Unterhandlungen, *wie die Tyrannen immer thun, wenn ſie Zeit gewinnen wollen.* Er verſprach dem Volke der Neapolitaner in einem förmlichen Vertrage (im Juli 1647) eine vollſtändige Amneſtie, Abſchaffung aller ſeit Karl's V. Zeiten neu eingeführten Abgaben, und gleiche verfaſſungsmäßige Rechte, wie ſie der Adel beſaß.

In Neapel, wie in Sicilien stellte sich die Ritterschaft schon bald auf die Seite der spanischen Regierung. Doch gelang ihr der erste Anschlag nicht, den sie bei Gelegenheit des in der Karmeliterkirche abgehaltenen Dankfestes durch einige hundert bezahlte Reiter auf das Leben Masaniello's machen ließ. Die von dem Adel bezahlten Banditen wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Keiner der zahlreichen Schüsse, die sie auf den geliebten Führer des Volks abgefeuert hatten, traf ihn. Einen der Anstifter dieses Ueberfalls, Joseph Caraffa, ließ Masaniello hinrichten, ein anderer, dessen Bruder, Herzog von Montechiaro, entfloh.

Da diese Frevelthat nicht denselben Erfolg hatte, wie diejenige, deren sich kurz darauf der Adel von Sicilien schuldig machte, so nahm der Vicekönig von neuem seine Zuflucht zu Unterhandlungen. Ein neuer Vertrag wurde unterzeichnet, und da offene Gewalt nicht zum Ziele geführt hatte, versuchten Spanier und italienischer Adel im Bunde, die Wirkung des Giftes und der Ränke. Bezahlte Agenten der spanischen Tyrannen mischten sich unter das Volk und streuten den Saamen der Verleumdung wider Masaniello aus. Der gutmüthige Fischer ließ sich bereden, mit seiner Frau in Silber und Seide gekleidet in dem Palaste des Herzogs von Arcos zu erscheinen und das Volk zur Treue gegen den König von Spanien zu ermahnen (16. Juli 1647). Der tückische Herzog hoffte, dadurch den gefährlichen Führer der Revolution in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet zu haben, und ließ ihn wenige Tage darauf durch vier Schützen, die in der Karmeliterkirche versteckt waren, erschießen.

Die Spanier und Adeligen glaubten jetzt, der Revolution ein Ende gemacht zu haben. Selbst an dem Leichnam Masaniello's ließen sie ihre Wuth aus, und schon am Tage nach seiner Ermordung verminderte sich das Gewicht des Brodes.

Von neuem erhob sich das Volk in wildem Grimme. Drei Tage lang dauerte der Kampf. Der Vicekönig floh nach dem Castelnuovo. Das Volk hatte seine Feinde niedergeworfen. Doch verstand es nicht, seinen Sieg zu benutzen. Don Franz Toralto, Fürst von Massa, den die Neapolitaner zwangen, den Oberbefehl über sie anzunehmen, verrieth sie an die Spanier. Am 1. Oktober lief eine spanische Flotte mit Landungstruppen und einem neuen Statthalter, dem jüngeren Don Juan ab Austria, einem unehelichen Sohne Philipp's IV., im Hafen von Neapel ein. Dieser elende Mensch versprach, die mit Masaniello geschlossenen Verträge zu halten, falls die Neapolitaner als bittende und unbewaffnet dem neuen Vicekönige ihre Achtung bezeugen wollten. Die einfältigen Menschen glaubten von neuem den Worten ihrer Feinde. Der spanische Vicekönig ließ sie niederhauen, und bemächtigte sich während des dadurch verbreiteten Schreckens der wichtigsten Posten der Stadt. Bald faßten aber die überraschten Bürger neuen Muth. Sie griffen zu den Waffen, und trieben nach einem dreitägigen Kampfe die Spanier in ihre Festungen. Die Stadt blieb in der Gewalt der Bürger. Doch diese hatten kein Vertrauen in die eigene Kraft. Gennaro Anneſe, welcher den Titel eines General-Kapitäns des Volkes führte, besaß nicht die Talente Masaniello's. Es fehlte an fähigen Köpfen, welche im Stande waren, die großen Kräfte an Menschen und Geld, über welche das Volk verfügen konnte, für die Sache der Freiheit zu verwenden. Ohne große Mühe waren wiederholt die Spanier und ihre italienischen Verbündeten nieder geworfen worden. Doch Niemand verstand es, auf den Ruinen der spanischen Herrschaft ein neues Reich nationaler Freiheit zu gründen.

In ihrer Hülflosigkeit riefen die Neapolitaner den Herzog Heinrich von Guise, der sich damals in Rom aufhielt, herbei, und verliehen ihm den Titel eines Herzogs. Dieser vermochte weder, wie Masaniello, die Räuber und Banditen zu zügeln, noch die Spanier aus ihren Festen zu vertreiben. Bald entspann sich zwischen ihm und Anneſe ein Zwiespalt

Der franzöſiſche Herzog machte ſich beim Volke verhaßt. Anneſe ließ ſich mit den Spaniern in Unterhandlungen ein, und öffnete ihnen (ſogar in der Nacht vom letzten März auf den 1. April 1648) ein Thor und den von ihm beſetzten feſten Thurm. Sobald die Spanier in Neapel eingerückt waren, fiel alles Volk von dem Herzoge Heinrich ab. Er wurde gefangen nach Spanien gebracht, und vier Jahre ſpäter (1652) wieder aus der Haft entlaſſen. Das Volk der Neapolitaner blieb aber unter dem ſpaniſchen Joche. Die ihm gemachten mündlichen Zuſicherungen wurden ebenſo wenig gehalten, als die ſchriftlichen Verträge. Selbſt Gennaro Anneſe büßte mit ſeinem Leben für ſeine früheren Thaten. Der von ihm geübte ſchändliche Verrath rettete ihn nicht.

Mehr als einmal hatten die Neapolitaner im Laufe dieſer Revolution kühnen Muth an den Tag gelegt. Doch mit dieſem allein läßt ſich kein Umſchwung in der politiſchen Lage eines Volkes herbeiführen. Selbſtvertrauen, Ausdauer, richtige Würdigung und Benutzung des Augenblicks, verbunden mit einem klar erkannten Zwecke und einer Mehrzahl tüchtiger Führer ſind die Vorausſetzungen, ohne welche keine Revolution gelingen kann. Ohne ſie führt auch der kühnſte Muth früher oder ſpäter wieder unter das alte Joch zurück.

§ 72. Der Kirchenſtaat.

Nirgends zeigt ſich die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Kirche mehr in ihrer ganzen Blöße, als in dem Staate, über den ſie nicht nur die geiſtliche, ſondern auch die weltliche Herrſchaft beſitzt. Wir haben geſehen, was Rom war zur Zeit der Heiden *). Ein Jahrtauſend verging, bevor es den Päpſten gelang, den Kirchenſtaat zuſammen zu ſtehlen und zu rauben, und deſſen Bewohner unter ihr Joch zu beugen. Wir ſind den einzelnen Schritten gefolgt, welche die frechen Kirchen-Tyrannen thaten, um ihre Gewalt auszubreiten †). Was war unter ihrer Fürſorge aus den einſt ſo tapferen und freiheitsmuthigen Römern geworden? Das verächtlichſte Volk der Erde, ohne Klarheit der Gedanken, ohne Entſchloſſenheit, ohne jede männliche Tugend! Pfaffen und Adelige theilten ſich in die Habe und das Gut, die Arbeit und ſelbſt die Frauen und Kinder des armen Volkes. Den finſteren Aberglauben hatten die Römer mit allen übrigen Katholiken gemein. Die Spanier, Portugieſen, und ſelbſt derjenige Theil der Italiener, welcher nicht unter der weltlichen Herrſchaft der Päpſte ſtand, waren aber doch dem Pfaffenthum nicht ganz und ausſchließlich preis gegeben. In allen übrigen Staaten bildete die weltliche Gewalt der geiſtlichen Macht noch einiges Gegengewicht, welches verhütete, daß das Volk nicht vollſtändig ausartete. Doch im Kirchenſtaate wurde jede einzelne Provinz, jede Stadt und jedes Dorf auch in allen weltlichen Beziehungen von Geiſtlichen beherrſcht. Wie entwickelten ſich die Städte und die ländlichen Bezirke, während die ſogenannten Stellvertreter Gottes auf Erden ſie beherrſchten? Die Städte zerfielen in Trümmer, die Häuſer der Dörfer wurden zu elenden Hütten. Wie in Rom ſelbſt, ſo war im ganzen Kirchenſtaate nichts groß, als die Vergangenheit. Der Gifthauch, welcher vom Pfaffenthume ausging, verpeſtete in ſeinen Folgen ganze Landſchaften ſammt ihren Bewohnern. Den wirklichen Bedürfniſſen des Volkes trugen die herrſchenden Pfaffen keine Rechnung. Wenn aber dieſe einmal ſich entſchloſſen, etwas zu thun, ſo geſchah es nur zur Verherrlichung des von ihnen gepredigten Aberglaubens und der von ihnen ausgeübten Schreckensherrſchaft.

Die Pfaffen konnten nirgends mit ſo vielem Nachdrucke ihre Lehre, daß die Menſchen vor allen Dingen ihr Seelenheil zu beachten hätten, geltend machen, als in dem Staate,

*) Weltgeſchichte Buch I. §§ 83. 84. Buch II. §§ 40—48. Buch III. §§ 2—37.

†) S. Weltgeſchichte Buch IV. §§ 5. 32. Buch V. § 50. Buch VI. § 39

der ihnen ganz und gar verfallen war. Während die unglücklichen Opfer der Pfaffenherrschaft dem Phantome ihres Seelenheils nachjagten, konnten ihnen ihre Bedrücker alle Erdenfreuden rauben. Die Päpste forderten von ihren Unterthanen unerschwingliche Abgaben und Dienste, und nahmen die wenige Zeit, die den arbeitenden Klassen zur Erholung bleibt, für nichtssagende oder geisttödtende kirchliche Ceremonien in Anspruch. Für alle wirklichen Güter, welche die römischen Pfaffen den Bewohnern des Kirchenstaates raubten, gaben sie ihnen nicht einmal, was die meisten weltlichen Despoten doch gewähren, einen gewissen Schutz der Person und des Eigenthums zurück. Die Päpste verkauften die meisten Staatsämter für Geld und Geldes Werth, entweder zu ihrem eigenen Vortheil und öffentlich*), oder zum Besten ihrer Haushälterinnen, Günstlinge und Schmeichler heimlich†). Was ließ sich von Leuten, welche auf solche Weise zu ihren Aemtern gekommen waren, anders erwarten, als daß sie möglichst hohe Zinsen aus dem von ihnen aufgewendeten Kapitale zu ziehen suchten?

Wenn der Papst, wie er behauptet, Stellvertreter Gottes auf Erden wäre, so hätte er Gelegenheit gehabt, es im Kirchenstaate besser, als in der ganzen übrigen Welt zu zeigen, denn in diesem war seine Herrschaft ganz unbeschränkt. Der Saamen der Religion, die er für göttlich ausgab, ging im Kirchenstaate ohne fremde Einmischung auf. Welche Früchte sie trug, haben wir angedeutet und werden wir noch näher beleuchten. Unbefangene stimmen darin überein, daß der Kirchenstaat unter der päpstlichen Herrschaft zum unglücklichsten und verächtlichsten Lande der ganzen sogenannten civilisirten Welt herab sank, daß er erbärmlicher wurde selbst, als die von den Spaniern beherrschten Provinzen Italiens. So verhält es sich mit der göttlichen Stellvertretung der Päpste, mit den göttlichen Wirkungen der von ihnen den Völkern aufgenöthigten Religion! Kein Fürst Europa's verwaltete seinen Staat so schlecht, als der anmaßliche Stellvertreter Gottes auf Erden. Kein Staat sank unter seinen Fürsten so schnell und so tief, als der Kirchenstaat unter den Päpsten.

In der Geschichte des Papstthum's‡) haben wir die einzelnen Beherrscher des Kirchenstaates in ihrer Reihenfolge namhaft gemacht und deren Leistungen im Allgemeinen bezeichnet. Die kirchliche Herrschaft der Päpste hängt mit ihrer weltlichen so innig zusammen, daß bei Gelegenheit der ersteren schon manches mitgetheilt wurde, was auch für die letztere von Bedeutung ist. Wir haben daher hier gewissermaßen nur noch eine Nachlese zu halten, indem der Charakter der Päpste und ihrer kirchlichen Leistungen auch für die Verwaltung des Kirchenstaates mehr oder weniger bezeichnend ist. Dem kriegerischen Papste, Julius II., war es gelungen, die von Cäsar Borgia vom Kirchenstaate losgerissenen Provinzen und überdieß Ravenna und Bologna zu erobern. Sein Nachfolger Leo X. wollte sich ähnliche Verdienste erwerben. Es gelang ihm in der That, die Herzogthümer Parma und Placentia zu gewinnen. Allein während er seine ganze Kraft nur auf diese Erwerbungen und auf kostbare Bauten verwendete, kam ihm und seinen Nachfolgern die Hälfte der Christenheit abhanden, welcher das päpstliche Joch zu drückend geworden war. Die mit so großen Opfern errungenen beiden Herzogthümer gingen dem Kirchenstaate schon bald wieder verloren. Denn Paul III. glaubte nicht besser darüber verfügen zu können, als indem er sie seinem unehelichen Sohne Pietro Luigi verlieh. Der Kaiser gab dessen Sohne Ottavio seine uneheliche Tochter Margaretha zur Frau. So kam die Gründung des herzoglichen Hauses Farnese zu Stande, welches zwei Jahrhunderte in Parma und Placentia herrschte. Dem Papste Paul III. mag das Bewußtsein geschmeichelt haben, seinem Sohne ein Herzogthum verleihen zu können. Der Kirchenstaat, die Christenheit und die Menschheit litten aber unter dieser väterlichen Maßregel, der erste,

*) S. oben §§ 19—22. S. 125—173. †) S. oben § 20. S 146. ‡) S. oben § 23. S. 172.

weil ihm die Frucht der großen Anſtrengungen und Koſten verloren gingen, welche Leo X auf die Erwerbung jener beiden Herzogthümer verwendet hatte, die Chriſtenheit, weil die Verſchleuderung von Parma und Placentia ihr großes Aergerniß gab, die Menſchheit endlich, weil ſie dadurch wieder einen Beweis erhielt, daß nicht die Rückſicht auch ihr Beſtes, ſondern die Schwächen der Machthaber ihr Schickſal beſtimmten.

Die Grauſamkeit, mit welcher die Päpſte innerhalb ihres Gebietes alle freien Regungen der Zeit verfolgten, erdrückte die letzten Keime von Wahrheit und friſcher Kraft, welche ſich bis dahin im Kirchenſtaate erhalten hatten. Einer der furchtbarſten Streiche des Schickſals, welcher den Kirchenſtaat in dieſem Zeitabſchnitte traf, war die Erſtürmung Rom's durch das kaiſerliche Heer unter Bourbon. Der Papſt Clemens VII. hätte denſelben leicht abwenden können, ſelbſt nachdem er durch ſein ſchwankendes Benehmen den in Italien ſtreitenden Mächten gerechtes Mißtrauen eingeflößt hatte, wenn er dieſelben Geldſummen, die er ſpäter gezwungen zahlte, zur Befriedigung der durch das Ausbleiben ihres Soldes aufgeregten Truppen verwendet hätte. Auch an dieſem Unglücke Rom's trägt daher ein Papſt nachweisbar die Schuld.

Ungeachtet das Papſtthum von Jahrzehent zu Jahrzehent tiefer in der öffentlichen Meinung ſank und immer machtloſer wurde, ſo blieb doch das Gebiet des Kirchenſtaats unvermindert, ja es erweiterte ſich noch, indem die Päpſte die Herzogthümer Ferrara (1599) und Urbino (1626) erwarben. Die Folge davon war aber nur, daß die unglücklichen Landſtriche und Städte, welche unter das päpſtliche Joch fielen, zu Grunde gingen. Sie verloren ſchnell ihren Handel, ihre gewerbliche Blüthe und die kargen Reſte geiſtigen Lebens, welche ſich bis dahin in ihrem Schooße erhalten hatten.

Wenn wir die Regierung des Kirchenſtaats mit derjenigen der ſpaniſchen Provinzen Italiens vergleichen, ſo wird uns anſchaulich, daß es in dieſer Welt etwas weit ſchlimmeres, als die brutale Gewalt gibt: die entnervende Prieſterherrſchaft. Das Eiſen iſt nicht ſo verderblich, als das Gift, und die unausgeſetzt, wenn auch langſam wirkende Macht des Unſinns und des Aberglaubens führt im Laufe der Jahrhunderte zu größeren Verwüſtungen, als Kriege und Schlachten ſie erzeugen können. Die Neapolitaner und Sicilianer hatten doch einige Augenblicke, in welchen Heldenmuth und Freiheitsdrang ſie von neuem beſeelten und ſie trieb, an ihren hundertjährigen Ketten zu rütteln. Die Bewohner des Kirchenſtaats verloren allmälig die Kraft, auch den ſchändlichſten Gewaltthaten, welche ihre Herrſcher über ſie verhängten, einigen Widerſtand entgegen zu ſetzen. Sie hatten höchſtens Witzworte, die ſie dem Pasquin in den Mund legten Wie der Aberglauben den *Verſtand*, ſo ertödtet die Prieſterherrſchaft den *Muth* der Menſchen. Langſam, aber ſicher gingen die Bewohner des Kirchenſtaats ihrem Untergange entgegen. Jeder neue Mönchsorden, den die Päpſte beſtätigten, legte den armen Opfern der Pfaffenherrſchaft neue Laſten auf. Jeder neue Glaubensſatz, den die römiſchen Oberprieſter zur Verdummung der Menſchheit erſannen, ſtumpfte den ſchwachen Verſtand ſeiner unmittelbaren Unterthanen mit doppeltem Nachdrucke ab. Wohl iſt es eine allgemein bekannte Thatſache, daß nirgends weniger Glaube iſt, als im Kirchenſtaate und namentlich in Rom, um ſo größer iſt aber dort die Heuchelei. Nicht eher kann die auf dem Kirchenſtaate ruhende Herrſchaft der Pfaffen gebrochen werden, bis deſſen Bewohner den ihnen von ihren Bedrückern eingeflößten Aberglauben abgeſtreift haben. So lange die Römer an den Papſt glauben, oder doch den Schein annehmen, als glaubten ſie an ihn und ſeine Lehre, können ſie das auf ihnen ruhende Joch nicht abſchütteln. Denn der Grund alles ihres Elendes liegt in ihrem Glauben: an den Papſt, deſſen göttlichen Beruf, deſſen Lehre, deſſen Löſe-Schlüſſel und alle übrigen Erfindungen, deren Zweck ja nur iſt, das Volk zur Unterwürfigkeit zu bringen oder darin zu erhalten.

§ 73. Toscana.

Wenn wir die Vergangenheit der spanischen Provinzen Italien's und des Kirchenstaats im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte betrachten, so kann es uns nicht wundern, daß dieselben unter dem doppelten Einflusse des römischen Pfaffenthum's und des spanischen Despotismus so tief sanken, als wir gesehen haben. Allein Florenz hatte während des fünfzehnten und vierzehnten Jahrhunderts als Stern erster Größe am Firmamente der Menschheit geglänzt. Die blühende Stadt an den Ufern des Arno hatte sich nicht bloß auf dem Felde der Kunst und der Wissenschaft hervor gethan. Sie hatte den frischen Hauch der Freiheit nie gänzlich durch den Sirocco der Knechtschaft verdrängen lassen, wenn schon einzelne trübe Perioden tyrannischer Herrschaft schwer auf ihr gelastet hatten. Wie gestalteten sich die Schicksale von Florenz und ihren Schwesterstädten Pisa und Sienna im Laufe der Zeit, da der Norden Europa's für die ewigen Rechte der Menschheit, für religiöse und bürgerliche Freiheit zu den Waffen griff? Das arme Florenz wurde nicht gehoben durch die italienische Atmosphäre, in deren Mitte es lag. Römische und spanische Regierungsmethoden waren die einzigen, die in seiner Nachbarschaft Geltung hatten. Florenz war nicht stark genug, den vereinigten geistlichen und weltlichen Despotismus, welcher ganz Italien beherrschte, aus dem Felde zu schlagen. Es konnte sich demselben nicht entziehen, wenn es ihm auch nicht in demselben Grade, wie die spanischen Provinzen Italien's und der Kirchenstaat verfiel.

Die beiden Medicer, Leo X. und Clemens VII., boten den ganzen Einfluß, den sie als Päpste besaßen, auf, um die Gewaltherrschaft ihres Hauses über Florenz zu befestigen. Dennoch ergriffen die Bürger dieser Stadt die Gelegenheit, da Clemens VII. in der Engelsburg gefangen saß, das verhaßte Joch abzuwerfen (1527). Der Verlust von Florenz schien dem Papste herber zu sein, als jeder andere, den er damals erlitt. Er opferte alle seine Verbündeten und ganz Italien auf, um die Stadt wieder zu gewinnen. Die Hauptbedingung des berüchtigten Vertrages von Barcelona war, daß Karl V. Florenz wieder unter die Herrschaft der Medicer zu bringen versprach. Die Florentiner hatten auf die Hülfe der Franzosen gerechnet. Doch kurz nachdem Clemens den Vertrag von Barcelona abgeschlossen hatte, unterzeichnete Franz I. den Frieden von Cambray, in welchem er die Florentiner der Rache ihrer verbundenen Feinde, des Kaisers und des Papstes preis gab. Die drei Personen, welchen, abgesehen von der Schuld, welche unmittelbar auf der ganzen Nation ruht, der trostlose Zustand beigemessen werden muß, in welchen Italien versank, waren: ein Papst (Clemens VII.), ein Kaiser (Karl V.) und ein König (Franz I.).

Dieselben Truppen, welche früher Rom erstürmt, und den Papst in der Engelsburg belagert hatten, rückten, nachdem sie in Unter-Italien das französische Heer aufgerieben hatte:, vor Florenz, um die einzige Stadt Italien's, welche den Muth hatte, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, unter das Joch eines ihrer Mitbürger zu bringen.

Die Uebermacht war unermeßlich. Auf der einen Seite stand Karl V., das weltliche, und Clemens VII., das geistliche Haupt der Christenheit, auf der andern eine einzige Stadt! Doch die Florentiner verzagten nicht. Sie waffneten sich und leisteten beiden Despoten einen heldenmüthigen Widerstand. Das Heer Karl's V. war 40,000 Mann stark. Länger als ein Jahr schlugen die Florentiner alle Angriffe ihrer Feinde ab, und am Ende konnten diese nur durch Verrath die Stadt gewinnen. Malatesta Baglioni,

welcher früher Herr von Perugia geweſen war, befehligte das Heer der tapferen Republikaner, nachdem in der Schlacht von Cariniano (2. Auguſt 1530) der tapfere Francesco Ferrucci ſein Leben verloren hatte. Dem elenden Baglioni war mehr daran gelegen, in ſeine Güter zu Perugia wieder eingeſetzt zu werden, als Florenz zu vertheidigen. Er verkaufte daher die Stadt an den Papſt unter der Bedingung, daß er zwar auf die Herrſchaft über Perugia verzichten, aber ſeine dortigen Erbgüter wieder erhalten ſollte. Nachdem Baglioni mit dem Papſte Handels einig geworden war, reizte er die Anhänger des Hauſes Medici innerhalb der Stadt auf. Im Bunde mit den äußeren Feinden und inneren Verräthern ließ Baglioni die kaiſerlichen Truppen in eine der Baſtionen der Stadt ein, und gab ſo Florenz dem Papſte und dem Kaiſer preis. Die Signoria unterwarf ſich, und die Feinde gewährten ihr Bedingungen, welche, wären ſie gehalten worden, das Loos der Stadt minder herbe gemacht hätten. Doch Verräther und Despoten halten ihre Zuſagen nicht. Die Vertreter des Kaiſers und des Papſtes ſicherten den Florentinern allgemeine Amneſtie und ihre republikaniſche Verfaſſung zu. Kaum waren aber die verjagten Anhänger der Mediceer zurück gekehrt, ſo übertrugen ſie in einer Verſammlung, zu welcher nur ſie zugelaſſen, von der aber die große Maſſe des Volkes mit Gewalt abgehalten wurde, einer aus Geſchöpfen des mediceiſchen Hauſes zuſammen geſetzten Behörde (Balia) die höchſte Gewalt im Staate. Dieſe fing ihr Werk damit an, daß ſie in ſchnödem Widerſpruch mit der erſten Bedingung der Capituiation die ganze Partei der Republikaner durch Hinrichtung, Einkerkerung und Verbannung auflöſte, und endigte damit, daß ſie die oberſte Gewalt in der Stadt dem Aleſſandro Mediei mit dem Titel eines Herzogs überwies. Der Papſt Clemens VII. ernannte ihn zum Herzoge von Penna, und der Kaiſer verlieh (am 28 Oktober 1530) ihm, ſeinen Nachkommen und den übrigen Mitgliedern des Hauſes Medicis die erbliche Herrſchaft über Florenz. So wenig Befugniß der Kaiſer hatte, ein ſolches Recht den Mediceern zu verleihen, ſo trug doch dieſe kaiſerliche Urkunde nicht wenig zur Befeſtigung der Macht der Mediceer bei.

Mit Leo X. war der letzte eheliche Sproſſe des Hauſes Mediei in's Grab gegangen. Doch drei Baſtarde deſſelben waren noch am Leben: Giulio de Mediei, welcher als Papſt den Namen Clemens VII. annahm, Aleſſandro de Mediei, der uneheliche Sohn Lorenzo's, des Sohnes Pietro's II.*), der neue Herzog von Florenz, und Ippolito, der uneheliche Sohn Giuliano's, des jüngſten Bruders Leo's X.

Herzog Alexander war ein vollendeter Tyrann, er ſchaffte ſogar den Namen der Republik ab. Um aber doch einige Erinnerungen an frühere beſſere Zeiten aufrecht zu halten, ſetzte er ſich einen Senat und eine zahlreichere Verſammlung, welche beide aus ſeinen willenloſen Geſchöpfen beſtanden, an die Seite. Der Herzog ſtützte ſeine Macht, natürlich weder auf dieſe beiden Verſammlungen, noch auf die Bürger der Stadt, welche letztere ihn keinen Tag geduldet, hätten ſie gewußt, wie ſie ſich ſeiner entledigen ſollten, ſondern auf ſeinen Verwandten, den Papſt, und ſeinen Gönner, den Kaiſer. Faſt aller Orten, wo damals die Tyrannei und Gewaltthat geübt wurde, waren dieſe beiden Machthaber betheiligt. Kaiſer und Papſt waren ferne. In der Nähe hatte Aleſſandro ſeine Söldner und eine Citadelle, welche er in Florenz errichtete, um von dieſer aus die Stadt in Unterwerfung zu erhalten.

Im Schutze ſo mächtiger Freunde, ſo bereitwilliger Söldner und ſo wohl berechneter Unterdrückungsmaßregeln glaubte Aleſſandro allen ſeinen Leidenſchaften die Zügel ſchießen laſſen zu können. Die lüſternen Augen des Tyrannen drangen in jedes Haus. Keine Gattin und keine aufſproſſende Schönheit war ſicher an ihrem heimiſchen Heerde. Selbſt

*) Weltgeſchichte Buch VI. § 41.

viele von jenen erbärmlichen Menschen, mit deren Hülfe die Mediceer die oberste Gewalt in Florenz wieder an sich gerissen hatten, erfuhren die ganze Härte des Joches, das sie nicht bloß ihren Mitbürgern, sondern auch sich selbst auf den Nacken zu binden geholfen hatten.

Umsonst waren alle Klagen, welche viele und angesehene Florentiner beim Papste und beim Kaiser geltend machten. Clemens VII. hatte nur Sinn für die Vergrößerung der Macht und des Glanzes seines Hauses und konnte daher, von seinem Standpunkte aus unmöglich gegen den Herzog Alessandro einschreiten. Er brachte (1533) die Vermählung zwischen der Katharina von Medicis, der Halbschwester Alessandro's ehelicher Geburt und dem Herzoge Heinrich von Orleans zu Stande. Alessandro selbst sollte des Kaisers uneheliche Tochter Margaretha heirathen. Inmitten aller dieser angenehmen Familien-Angelegenheiten betrachtete Clemens die Klagen der Florentiner nur als Mißtöne, welche sein Glück störten, und die er daher unbeachtet ließ. Nach Clemens' VII. Tode trat der Kardinal Hippolyt von Medicis an die Spitze seines Hauses. Er mißbilligte die schändliche Tyrannei seines Vetters Alessandro, begünstigte die Florentiner, welche ein haarsträubendes Verzeichniß der von Alessandro verübten Schandthaten aufgesetzt hatten, und lenkte Karl's V. Aufmerksamkeit auf dieselben. Der Kaiser versprach ihm auch wirklich, die Sache untersuchen zu lassen, reiste aber ab, bevor es geschehen konnte. Alessandro benützte die Frist, die ihm blieb, indem er seinen Vetter Hippolyt (10. August 1535) durch dessen Mundschenken vergiften ließ. Als Karl V. von Tunis zurück kam, erkannten zwar die von demselben ernannten Richter den Herzog Alexander der ihm zur Last gelegten Verbrechen für schuldig. Allein es blieb alles beim Alten, und kurz darauf (am 10. Juni 1536) ließ Karl V. die längst verabredete Verbindung zwischen seiner Tochter Margaretha und dem Tyrannen feierlich begehen. Alexander glaubte, nunmehr mit voller Sicherheit seinen Lüsten fröhnen zu können. Er warf sein Auge auf die junge Gemahlin des Leonardo Ginori, die Tante seines Vetters, Kumpans und Kupplers Lorenzino. Die Zumuthung, seine eigene Verwandte den Lüsten des Herzogs preis zu geben, mochte diesem zu stark erscheinen. Doch verbarg er seinen Grimm, versprach ihm zu Willen zu sein und lockte den Herzog in den Palast, welcher der gewöhnliche Schauplatz der Lüste Alexanders war. Dort ermordete ihn Lorenzino mit Hülfe eines Banditen (6. Januar 1537).

Die Stadt gewann nicht viel dadurch. Lorenzino verfolgte augenscheinlich bei seiner That keine politischen Zwecke. Obgleich er der nächste Erbe Alexander's war, entfloh er sofort und räumte daher den Anhängern seines Feindes das Feld. Diese zwangen den Senat, einen neuen Monarchen zu wählen. Lorenzino war der letzte männliche Sprosse des älteren Zweiges der jüngeren Linie des Hauses Medici. Gegen ihn waren die Soldknechte Alexander's auf's äußerste erbittert. Sie erhoben daher den Sohn des berühmten Bandenführers Giovanni de Medici, Kosmos, welcher von einem Bruder des ersten Mediceers dieses Namens abstammte, auf den herzoglichen Thron von Florenz. Der Kaiser bestätigte ihn (28. Februar 1537) und sandte ihm Hülfstruppen, welche die politischen Flüchtlinge zurück schlugen, als sie versuchten, ihre Vaterstadt Florenz von dem Tyrannen zu befreien. Mit unerhörter Grausamkeit wüthete Kosmos I. gegen seine politischen Gegner. Eines der letzten Opfer seiner Rache, welches (1538) von Henkershand fiel, war Philipp Strozzi. Seinem Vetter Lorenzino sandte er Jahre lang Mörder nach, vor denen er vergeblich von einem Lande zum andern floh. Endlich (1547) ereilte ihn doch der Mordstahl seines Vetters in Venedig. Kosmos war wo möglich noch ein schlimmerer Tyrann, als Alexander gewesen. Selbst alle diejenigen, denen er seine Erhebung auf den herzoglichen Thron verdankte, entließ er mit Schimpf und Schande aus seinen Diensten. Im Jahre 1555 eroberte er trotz der tapfersten Gegenwehr Sienna und verleibte es (1557) seinem Staate ein. Im Jahre 1569 ertheilte ihm der Papst Pius V. und im

Jahre 1575 kurz vor seinem Tode der Kaiser Maximilian II. den Titel eines Großherzogs von Toscana.

Die verruchten Leidenschaften der Mediceer thaten sich nicht blos in den größeren Kreisen des Staates kund, sie brachen auch los in den engeren des Familienlebens. In der Eltern Gegenwart ermordete Don Garcias seinen Bruder Giovanni, worauf der Vater den Sohn, der sich in die Arme der Mutter, Eleonore von Toledo geflüchtet hatte, niederstieß. Leider ging mit ihnen das verruchte Geschlecht der Mediceer nicht aus. Als Kosmos I. starb (1575) folgte ihm sein ältester Sohn Francesco. Die Freunde der Freiheit machten (1579) einen letzten Versuch, das verhaßte Joch des Tyrannen zu brechen. Bei dieser Gelegenheit überbot Francesco seinen Vater noch an Grausamkeit. Er verfolgte seine politischen Gegnern mit Gift und Dolch selbst nach Frankreich, wo sie von der Königin Katharina freundliche Aufnahme gefunden hatten. In seinem Palaste legte er eine Fabrik an, in welcher er selbst das Gift bereitete, das er durch seine Gesandten zu Paris und durch andere Diener seinen Gegnern mischen ließ. Nirgends waren diese ihres Lebens sicher. Einer nach dem andern fiel durch Mörders Hand oder starb an dem Gifte des Herzogs.

Nichts macht den Zustand der Entsittlichung, in welchen Italien zur Zeit der Reformationskriege versunken war, so anschaulich, als jenes System des Mordes, welches dort im Staate, in der Gemeinde und selbst in der Familie heimisch geworden war. Einen Menschen aus der Welt schaffen zu lassen, sei es durch Gift oder Dolch, wenn er den Zorn eines Machthabers gereizt hatte, oder ihm bei irgend einem Plane im Wege stand, war ein so alltägliches Ereigniß, daß es das sittliche Gefühl der Massen kaum mehr in Bewegung brachte. Wie sollte es auch anders sein? Für mächtige Herren gab es in Italien weder Richter, noch Strafen. Ehrliche Arbeit wurde eben so schlecht, als der Mord gut bezahlt. Mit dem ewigen Leben, an welches viele glaubten, fand man sich ab durch Beichte und Absolution, oder, wer nicht daran glaubte, durch den Gedanken an die Genüsse, welche der Mord in seinem Gefolge habe. Der Herzog Francesco trug daher kein Bedenken, als eine berühmte Schönheit, die Tochter eines venetianischen Edelmannes, Bianca Capello, seine Sinne reizte, deren Gemahl ermorden zu lassen, und die Wittwe, als Tochter der Republik Venedig, mit großem Pompe zu ehelichen. Des Herzogs Bruder, der Kardinal, sträubte sich vergebens gegen diesen Bund, wahrscheinlich weil er seinen Bruder am liebsten kinderlos wußte. Nach einigen Jahren schien sich jedoch die Abneigung des Kardinals zu beschwichtigen. Er lud den Herzog und seine Gattin zu einem Versöhnungsmahle ein — und vergiftete sie beide (1587). So starb Francesco desselben Todes, den er so vielen Opfern seiner Tyrannei bereitet hatte. Der Mörder aber legte sein Priestergewand ab und hüllte sich in den Herzogsmantel, den er mit großem Anstande trug. Ferdinand I., obgleich Brudermörder, war einer der besten Herzoge von Toscana. Er beförderte die Schiffahrt, den Handel und die Gewerbe seines Landes, und legte den Grund zu der Blüthe Livorno's, indem er dort einen Freihafen gründete. Kosmos II., sein Sohn, welcher ihm 1609 nachfolgte, regierte im Geiste seines Vaters. Doch er starb schon 1621 und hinterließ einen minderjährigen Sohn, Ferdinand II. Die Großherzoge von Toscana hatten immer gesucht, sich von der spanischen Macht möglichst unabhängig zu erhalten. Jedoch seit Heinrich IV., König in Frankreich, seine Besitzungen jenseits der Alpen an den Herzog von Savoyen abgetreten hatte, wurde es ihnen immer schwerer, sich derselben zu erwehren. Nach dem Tode Kosmos' II. stürzten sich die Spanier, gleich hungrigen Harpyen auf den wohl gefüllten Schatz der Mediceer. Unter der Vormundschaft seiner Großmutter und Mutter verstand Ferdinand II. ganz ebenso wenig, als später, nach erlangter Volljährigkeit den zudringlichen Forderungen der spanischen Regierung einen kräftigen Widerstand entgegen zu setzen. Die unglücklichen Toscaner mußten zusehen, wie

die Früchte ihrer Mühen den Spaniern hingegeben wurden, um mit deren Ertrage den Kampf gegen alle Freiheitsbestrebungen der Erde fortsetzen zu können.

So verstanden es die spanischen Despoten, die Schätze der reichsten Länder zweier Welttheile an sich zu ziehen. Doch Manneskraft vermag mehr, als Geld. Umsonst rüsteten die spanischen Philippe Heere und Flotten mit unermeßlichen Kosten aus. Die einen fanden ihr Grab in den Niederlanden, die anderen in den Wellen. Ferdinand II. von Toscana machte, indem er den Spaniern die Hülfsquellen seines Landes zur Verfügung stellte, dieses arm und elend, jene nicht siegreich.

§ 74. Die kleinen Länder Italien's.

Man hat sich oft darüber gewundert, daß sich neben den eroberungssüchtigen Beherrschern Italien's so viele kleine Fürstenthümer und selbst Republiken Jahrhunderte lang erhalten konnten. Doch der einzige Staat, welcher seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Italien übermächtig war, Spanien, war in anderen Theilen der Welt so sehr beschäftigt, und hatte so viele Mühe, die eroberten Provinzen zu behaupten, daß es kaum an weitere Erwerbungen in Italien denken konnte. Hierzu kam aber noch, daß gerade die kleinen Fürstenthümer Italien's treffliche Anstalten waren, die kaiserlichen und päpstlichen Bastarde unterzubringen. An den Großherzog Alessandro von Toscana und später an den Herzog Ottavio von Parma und Placentia vermählte Karl V. seine uneheliche Tochter Margaretha. Das wäre doch nicht möglich gewesen, wenn Clemens VII. nicht zuvor seinen Vetter Alessandro auf den toscanischen Thron gehoben, und Paul III. nicht seinem unehelichen Sohne Pietro Luigi Farnese die Herzogthümer Parma und Placentia verschafft hätte. Volkswohl, Gerechtigkeit und Gottes Wille waren zwar Redensarten, deren sich die Machthaber häufig bedienten, allein die Beweggründe ihrer Handlungen beschränkten sich auf die Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften und reichten nicht über den Kreis ihrer nächsten Angehörigen hinaus. Parma und Placentia wurden vom Kirchenstaate los getrennt, nicht zum Besten der Kirche oder der Einwohner dieser beiden Landstriche, sondern um dem Hause Farnese eine selbstherrliche Stellung zu verschaffen. Alessandro wurde auf den Thron von Florenz aus gleichen Gründen zu Gunsten der Familie Medici erhoben. Hatte sich ein solches Fürstenhaus eine Zeit lang behauptet, so befestigte es seine Macht durch Söldnerbanden, Verbindungen mit anderen mächtigen Familien, durch Gift und Dolch. Das Volk mußte arbeiten, dienen und bezahlen zuerst für den Adel, dann für die Geistlichkeit, endlich für den obersten Herrscher. Dieser schützte Adel und Geistlichkeit in ihrem Besitzstande, wofür er von den bevorzugten Ständen als Fürst, Herzog oder Großherzog anerkannt und verehrt wurde. Eigennutz war die Grundlage dieser ganzen Organisation und die Methode, demselben Geltung zu verschaffen, nannte man Recht und Gesetz.

Unter den kleineren Fürstenhäusern Italien's war das jüngste, bald aber schon das bedeutendste, die Familie Farnese. Im Jahre 1545 brachte Paul III. das Kardinals-Kollegium dazu, in die Lostrennung der Herzogthümer Parma und Placentia von dem Kirchenstaate und die Ertheilung desselben an seinen Sohn Pietro Luigi Farnese zu willigen. Man sollte denken, der Papst hätte einiges Bedenken getragen, seine Verletzung des Priester-Cölibats so offen zur Schau zu tragen, und zum Gegenstande der allgemeinen Besprechung zu machen. Allein das war keineswegs der Fall. Daß ein Papst, gleich anderen Geistlichen, uneheliche Kinder habe, fanden die Italiener ganz natürlich. Niemand nahm daran Anstoß, obgleich es dem Vater einige Mühe kostete, die Einwilligung der Kardinäle zu dieser Verschleuderung zweier Herzogthümer zu gewinnen. Kaiser Karl V.

erhob aber noch immer Ansprüche auf dieselben, obgleich er seine Tochter, die Wittwe des Herzogs Alexander von Toscana dem Enkel des Papstes Ottavio zugesagt hatte.

Pietro Luigi Farnese stand auf gleicher Stufe sittlicher Verworfenheit mit den übrigen Fürsten Italien's, mit den Medicern, den Päpsten und den spanischen Statthaltern seiner Zeit. Er bedachte aber nicht, daß seine Herrschaft noch sehr unsicher und seine Macht sehr schwach sei. Er mißhandelte nicht blos das arme Volk, sondern auch den Adel des Landes. Dieser machte eine Verschwörung wider ihn und schaffte ihn aus der Welt (1547), schon zwei Jahre, nachdem er die Herzogskrone auf sein Haupt gesetzt hatte. Karl V. und sein Statthalter in Mailand, Gonzaga, hatten auch ihre Hände im Spiele. Spanische Truppen bemächtigten sich der Stadt Placentia und Paul III. glaubte, der Gefahr des Verlustes beider Herzogthümer nur dadurch begegnen zu können, daß er die Verschenkung derselben an das Haus Farnese zurücknahm und sie wieder mit dem Kirchenstaate vereinigte. Damit war aber Ottavio Farnese keineswegs einverstanden. Er widersetzte sich. Der alte Papst starb. Der neue, Julius III. gab dem Hause Farnese Parma zurück. Bald bereute er aber seine Großmuth und verband sich mit Karl V., um dem Hause Farnese Parma wieder abzunehmen. Ottavio rief die Hülfe des Königs von Frankreich an, erhielt sich dadurch im Besitze von Parma, und Philipp II. trat ihm Placentia ab, um ihn für sich zu gewinnen. Doch hielten spanische Truppen die Citadelle von Placentia besetzt. Erst später, nachdem Ottavio's Sohn, der Herzog Alexander, dem spanischen Königshause so wichtige Dienste geleistet hatte, wurde die Besatzung zurückgezogen, und dadurch die Selbstständigkeit des Hauses Farnese thatsächlich anerkannt (1585). Im Jahre darauf (1586) starb Ottavio. Alexander gelangte nicht dazu, von seinen Herzogthümern Besitz zu nehmen. Er starb (1592) in den Niederlanden. Sein Sohn Ranuccio I. folgte ihm nach. Dieser war es, der mit dem Papste Urban VIII. den Krieg von Castro *) führte. Er war ein tückischer und grausamer Herrscher, welcher unter dem Vorwande einer gegen ihn gesponnenen Verschwörung viele seiner Unterthanen hinrichten ließ (1612), um sich ihres Vermögens bemächtigen zu können. Sein Sohn Odoardo, der ihm (1622) nachfolgte, bildete sich ein, gleich seinem Großvater ein großer Feldherr zu sein. Er gerieth in Streit mit dem Papste Urban VIII. wegen der Lehen Romiglione und Castro und zog dadurch seinem Lande viele Leiden und sich selbst die Gefahr zu, sein Thrönchen zu verlieren. Ranuccio II. (1646—1694) mußte schon in der ersten Zeit seiner Regierung die Zerstörung von Castro und den Verlust dieser Herrschaft erfahren. Er war ein ebenso fetter, als träger Fürst und auf alle seine Söhne gingen die körperlichen und geistigen Gebrechen des Vaters in verstärktem Grade über

Unter den Herzogen des Hauses Farnese war nur einer, Alexander, welcher sich durch seine Talente hervorthat. Ein edler oder nur ein rechtschaffener Mensch war aber auch dieser keineswegs. Unter den Mitgliedern seiner Familie, die ihm an Charakter ähnlich, an Geistesgaben durchaus nicht gleich waren, glänzte er aber als Stern erster Größe.

Die Familie Este konnte sich zwar keines Feldherrn rühmen, wie Alexander Farnese war. Allein durchschnittlich waren doch die Mitglieder derselben weniger mangelhaft beschaffen, als die Farnese. Wir haben Alfonso I. schon im vorigen Zeitabschnitte †) kennen gelernt. Nach schweren Kämpfen, welche ihm und seinem Lande die Kriege zwischen Frankreich, Spanien und Italien bereiteten, starb er (1534). Sein Nachfolger Herkules II. erkaufte die Gunst Philipp's II. durch die demüthigendste Unterwürfigkeit. Alphons II. (1559—1597) machte sich bemerklich durch die schändliche Grausamkeit, mit welcher er den Dichter Torquato Tasso verfolgte. Mit ihm endigte die ächte Linie des Hauses Este. Doch Alfonso I. hatte einen unehelichen Sohn hinterlassen, dessen Sohn Don Cesar jedoch nicht

*) S. oben § 22, S. 170. †) S. Weltgeschichte Buch VI., § 47.

im Stande war, diejenigen Beſitzungen des Hauſes Eſte zu behaupten, welche derſelbe von der Kirche zu Lehen trug. Er ließ ſich vom Papſte das Herzogthum Ferrara abnehmen und mußte ſich mit Modena und Reggio begnügen. Hätte Don Ceſar etwas mehr Entſchloſſenheit beſeſſen, wäre es ihm nicht ſchwer geworden, die ganze Erbſchaft des Hauſes beiſammen zu halten. Doch er ließ ſich durch Clemens VIII. einſchüchtern und verlor ſo die ſchönere Hälfte ſeiner Staaten. Mit gleichem Rechte hätte ihm Rudolph II. die andere abnehmen können. Denn Modena und Reggio waren Lehen, welche das Haus Eſte vom deutſchen Kaiſer erhalten hatte. Ferrara, welches unter dem Hauſe Eſte ein ſehr blühendes Land geweſen war, wurde durch die päpſtliche Herrſchaft ſchnell zu Grunde gerichtet. Seine früher fruchtbaren Ebenen wurden zu Wüſten und Sümpfen. Seine einſt ſo berühmte Hauptſtadt wurde ein Trümmerhaufe. Wüſten und Ruinen waren aller Orten im Gefolge jener Kirche, die ſich allein ſelig machend nannte, allein auf dieſer Erde wenigſtens geſchichtlich nachweisbar unermeßliches Elend verbreitete.

Modena wurde der Sitz des Hauſes Eſte und dahin flüchteten ſich alle diejenigen Bewohner Ferrara's, welchen das päpſtliche Joch zu ſchwer war. Alfonſo III., welcher ſeinem Vater (1628) nachfolgte, dankte ſchon nach einem Jahre ab, indem der Verluſt ſeiner Gattin ihn beſtimmte, Capuziner zu werden. So vermittelt der katholiſche Aberglauben die ſcheinbar unvereinbarſten Gegenſätze. Alle Extreme und Naturwidrigkeiten, Despotismus und Knechtſchaft, Ueberfluß und Armuth finden in ihr einen Vereinigungspunkt. Allein die richtige Mitte, d. h. die auf ſittlicher Kraft und geſetzlicher Freiheit ruhenden Zuſtände haben in ihrem Schooße keinen Platz. Alfonſo's Sohn, Franceſco I. (1629—1658) erwarb die kleine Herrſchaft Correggio und den Ruf eines geſchickten Staatmannes und tüchtigen Feldherrn in den Kriegen, welche Frankreich und Spanien zu ſeiner Zeit in Oberitalien führten.

Das wichtigſte von allen Fürſtenthümern Italien's, nicht wegen der Verdienſte ſeiner Herrſcher oder des hohen Werthes ſeiner Bewohner, ſondern wegen der um daſſelbe geführten langwierigen Erbſchaftskriege, war die Markgrafſchaft Mantua. Federigo II., Markgraf von Mantua, erbte (1533) die Markgrafſchaft Montferrat. Gern hätte der länderſüchtige Karl V. ſie für ſich behalten. Allein da ſie unſtreitig ein Weiberlehen war, mußte er (1536) die Rechte Federigo's anerkennen. Das Leben dieſes Markgrafen und ſeiner Nachfolger bietet dem Geſchichtſchreiber keinen Stoff. Um ſo bedeutungsvoller wurde der Tod des Markgrafen Franceſco IV., welcher 1612 eintrat; denn derſelbe hatte in ſeinem Gefolge mannigfaltige Streitfragen, welche ohne großes Blutvergießen für's erſte dahin entſchieden wurden, daß die Tochter Franceſco's ihm in Montferrat, ſeine beiden Brüder Ferdinando und Vincente II. ihm hintereinander in Mantua nachfolgten. Dieſe beiden Prinzen ſtarben in Folge ihrer Ausſchweifungen raſch und kinderlos, der letzte im Jahre 1627. Der nächſte Erbe der Markgrafſchaft Mantua war der Herzog Karl von Nevers, ein Abkömmling des 1540 verſtorbenen Markgrafen Federigo II. Dieſer ſandte ſeinen Sohn, den Herzog von Rethel nach Mantua, welcher am Todestage Vincente's II. die Tochter Franceſco's IV. heirathete, und ſo die Anſprüche auf Mantua und Montferrat in ſeiner Perſon vereinigte.

Doch der Herzog von Savoyen erhob Anſprüche auf Montferrat und der Herzog von Guaſtalla, Ceſar Gonzaga, auf Mantua. Der König von Spanien hielt dieſe letztere Markgrafſchaft für ſo günſtig gelegen, daß er ſie gern mit ſeinem Herzogthum Mailand vereinigt hätte. Ferdinand II., der deutſche Kaiſer, machte ſeine Rechte als Oberlehensherr geltend, und Frankreich miſchte ſich bald als Bundesgenoſſe des Herzogs von Savoyen und bald zu Gunſten des Herzogs von Nevers in den Streit. Der Krieg fing damit an, daß ein öſterreichiſches Heer Mantua überfiel und die Stadt mit furchtbarer Grauſamkeit mißhandelte.

handelte, plünderte und verwüſtete (1630). Der Herzog von Savoyen ſchloß mit Spanien einen Theilungsvertrag ab. Der neue Herzog von Mantua kam in großes Gedränge, aus welchem ihn ein franzöſiſches Heer, das Richelieu über die Alpen ſchickte, befreite. Der Kaiſer mußte nachgeben und den Herzog Karl von Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen (1631). Als aber kurz darauf (1635) der Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien ausbrach, geriethen Karl I., und nach ſeinem Tode (1637) ſein Sohn Karl II. in große Gefahren. Erſt durch den pyrenäiſchen Frieden kam der letztere endlich in den Beſitz ſeiner beiden Markgrafſchaften.

Inmitten aller dieſer größeren und kleineren Fürſtenthümer behauptete Lucca ſeine freie Regierungsform. Die Republik nahm zwar (1556) das ſogenannte Martiniſche Geſetz, d. h. eine ariſtokratiſche Verfaſſung an, doch war dieſe noch immer unendlich viel beſſer, als diejenigen aller übrigen Nachbarſtaaten. Lucca war zu ruhig, um die Aufmerkſamkeit der italieniſchen Tyrannen auf ſich zu ziehen und nicht groß und reich genug, um ihre Lüſternheit beſonders rege zu machen.

Von den italieniſchen Inſeln erwähnen wir hier nur noch Corſica's, welches nach wie vor bei Genua verblieb, und Malta's, welches Kaiſer Karl V. nach der Vertreibung der Johanniter-Ritter aus Rhodus dieſem Orden ſchenkte. Der heldenmütigen Vertheidigung dieſer Inſel gegen die Angriffe der Türken haben wir weiter oben*) gedacht.

§ 75. Piemont und Savoyen.

Unter allen Monarchien Italien's war diejenige, welche das Haus Savoyen nach und nach zuſammen gebracht hatte, die am wenigſten verdorbene. Doch war ſie von Freiheitsdrang und Rechtsgefühl gleich weit entfernt, als alle übrigen Monarchien der Welt. Bei dieſer Regierungsform kann von den Herrſchern nur ein höherer oder geringerer Grad des Eigennutzes, niemals können reine Beweggründe erwartet werden. Zu den allgemeinen Uebeln der Monarchie kam aber in Piemont und Savoyen noch der römiſch-katholiſche Glauben hinzu, welcher auf ganz Italien gleich einem ſchweren Alp ruhte, und dieſem Lande jeden höhern Aufſchwung unmöglich machte.

Karl III., welcher ſeit 1504 die herzogliche Krone trug, hatte eine höchſt gefahrvolle Stellung inmitten ſeiner beiden Verwandten: Franz I. von Frankreich und Karl's V. von Deutſchland, welche ſich gegenſeitig bekämpften. Louiſe von Savoyen, die Mutter des Königs von Frankreich, war des Herzogs Schweſter, und die Gattin Karl's V. war die Schweſter der Frau des Herzogs von Savoyen. Eine Zeit lang hielt ſich Karl III. zwiſchen ſeinem franzöſiſchen Neffen und ſeinem ſpaniſch-deutſchen Schwager neutral. Sein Land litt aber doch durch feindliche Truppenmärſche. Im Jahre 1535 wandte er ſich mehr und mehr von Frankreich ab und Spanien zu. Piemont wurde das große Schlachtfeld, auf welchem die franzöſiſchen mit den deutſch-ſpaniſchen Heeren zuſammen trafen. Beide Theile plünderten und brandſchatzten das unglückliche Land. Fünf und zwanzig Jahre lang dauerte dieſer Zuſtand. Die Bewohner von Piemont und Savoyen waren zu beklagen. Doch Karl III., welcher nicht minder herrſchſüchtig war, als ſeine beiden mächtigeren Verwandten Franz I. und Karl V., wurde dadurch abgehalten, ſeine Eroberungspläne, welche er im Norden ſeines Reiches, namentlich gegen die Stadt Genf betrieb, in Ausführung zu bringen †).

Glücklicher und tücht'ger, als Karl III., war ſein Sohn Emanuel Philibert (1553—1580). Er gewann zuerſt durch die Dienſte, welche er Karl V. und deſſen Sohne Philipp II. leiſtete, die Gunſt dieſer mächtigen Fürſten und erhielt demzufolge durch den Frie-

*) S. oben § 59 S. 399. †) S. oben § 54 S. 367 ff.

den von Chateau-Cambresis den größern Theil seiner Lande zurück, von denen er fast nichts mehr, als Nizza behauptet hatte. Doch die Franzosen ließen in Turin und mehreren anderen wichtigen Plätzen Piemonts, und die Spanier in Verrelli und Asti Besatzungen zurück.

Als Philibert in den Besitz seines Landes gesetzt wurde, befand sich dieses in einem Zustande, wie ihn nur ein fast vierzigjähriger Krieg hervorrufen kann. Zuerst bemühte sich der Herzog, die seinem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, und dann, die von Frankreich besetzten Städte seines Reiches zurück zu erhalten. Letzteres gelang ihm in den Jahren 1562 und 1574. Die Könige Franz II. und Heinrich III. waren zu sehr mit den inneren Bewegungen ihres Reiches beschäftigt, und bedurften zu dringend aller ihrer Streitkräfte, als daß sie im Stande gewesen wären, auf die Dauer den Vorstellungen des Herzogs Emanuel Philibert das Gehör zu versagen. Sein Sohn, Karl Emanuel I. (1580—1630) schloß mit Heinrich IV. jenen Friedensvertrag ab, durch welchen er seine an der französischen Grenze gelegenen Landstriche gegen die Markgrafschaft Saluzzo vertauschte. Er machte dadurch nicht bloß einem bedenklichen Streite zwischen ihm und dem Könige von Frankreich ein Ende, sondern rundete auch seine Besitzungen diesseits der Alpen ab, während er die Franzosen jenseits derselben verwies. Obgleich die Landstriche, welche er abtrat, weit fruchtbarer waren, als diejenigen, die er eintauschte, war doch der Vertrag, von dem höhern Standpunkte der Staatskunst aus betrachtet, für Savoyen sehr vortheilhaft.

Der Versuch, welchen dieser Herzog machte (1602), Genf durch einen Ueberfall zu erobern *) beweist die Gewissenlosigkeit und den rastlosen Ehrgeiz dieses Fürsten. Er gab nur nach, wo die Uebermacht ihn dazu zwang, wo er aber glaubte, einen minder mächtigen unterdrücken zu können, setzte ihm keine Rücksicht des Rechtes oder der Billigkeit Schranken. Ebenso erfolglos, als gegen Genf waren seine Eroberungspläne gegen die Markgrafschaft Montferrat. Er verwickelte sich dadurch in einen Krieg, welcher noch über seine Lebzeiten hinaus dauerte, und seinem Lande die größten Gefahren und unersetzlichen Schaden brachte.

Ihm folgte sein Sohn Victor Amadeus I. (1630—1637). Als Gatte der Christine, Tochter Heinrich's IV. von Frankreich, neigte er sich mehr als sein Vater auf französische Seite. In dem Frieden zu Chierasco (1631) erhielt er zwar die von den Franzosen besetzten Theile seines Landes zurück. Doch mußte er die Stadt Pignerol an sie abtreten, wodurch sich Frankreich die Alpenpässe von Briançon und des Thales Exilles sicherte. Der Hauptvortheil, welchen Savoyen und Piemont durch den mit Heinrich IV. abgeschlossenen Vertrag gewonnen hatte, ging auf diese Weise wieder verloren. Die Franzosen konnten zu jeder Stunde die Alpen überschreiten und den Krieg in's Herz von Piemont tragen. Victor Amadeus kam durch diesen Vertrag in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu Frankreich, welches ihn zwang an den Kriegen Theil zu nehmen, welche Richelieu gegen das Haus Habsburg führte. Die schlimmsten Zeiten dieses Krieges erlebte er jedoch nicht. Sie lasteten schwer auf seiner Wittwe Christine, indem ihr Sohn Karl Emanuel II. erst vier Jahre zählte, als der Vater starb.

Christine hatte mit Richelieu zu kämpfen, welcher am liebsten Savoyen und Piemont in Frankreich einverleibt hätte, mit den beiden Brüdern ihres verstorbenen Gatten, dem Kardinale Moritz und dem Prinzen Thomas, welche die Regentschaft an sich reißen wollten, und überdieß mit Spanien, welches gegen Frankreich und Savoyen im Kriege war. Den Ränken Richelieu's setzte Christine unerschütterliche Festigkeit und kluge Vorsicht entgegen und schlug sie so aus dem Felde. Den Umtrieben ihrer beiden Schwäger begegnete sie durch eine mit Nachgiebigkeit in kleinen Dingen gepaarte Festigkeit in der Hauptsache.

*) S. oben § 55. S. 372.

Am Ende nahmen die beiden Schwäger die Bedingungen an, welche ihnen die Herzogin gleich anfangs angeboten hatte, d. h. ſie begnügten ſich mit den ihnen ausgeſetzten Gehalten und erkannten ihre Schwägerin als Regentin des Landes an. Allein der Schaden, welchen die beiden ehrgeizigen Prinzen dem Lande zugezogen, als ſie ſich gegen daſſelbe mit dem Hauſe Hauſe Habsburg verbündet hatten, konnte ſo ſchnell nicht wieder gut gemacht werden. Franzoſen und Spanier riſſen Feſtungen, Städte und ganze Bezirke von Piemont an ſich, welche nur mit großen Anſtrengungen und Opfern wieder gewonnen wurden.

Karl Emanuel II. wurde zwar im Jahre 1644 volljährig, allein er konnte ſich ſein ganzes Leben lang der überlegenen Kraft ſeiner Mutter nicht entziehen, und blieb nach erreichter Volljährigkeit, wie früher, unter deren Vormundſchaft. Erſt durch den pyrenäiſchen Frieden (1659) traten Piemont und Savoyen in die durch den Frieden von Chierasco begründeten Verhältniſſe zurück. Die Herzogin erkaufte die Gunſt des in Frankreich allmächtigen Kardinals Mazarin durch einen Ehebund, den ein Prinz von Savoyen mit deſſen Nichte ſchloß.

Alle die Leiden, welche über das Land im Laufe dreier Jahrzehnte hereinbrachen, waren die Folgen der maßloſen Herrſchſucht des Herzogs Karl Emanuel I., welcher mit aller Gewalt Montferrat an ſich reißen wollte, ungeachtet er auf daſſelbe durchaus kein Recht hatte. Seine Nachfolger, Victor Amadeus I., deſſen Wittwe Chriſtine, und Karl Emanuel II., mehr aber noch das arme Land — mußten für die Fehler und Laſter Karl Emanuel's I. ſchwer büßen.

§ 78. Venedig und Genua.

Im Laufe des Mittelalters war Italien, obgleich ſeine Macht gebrochen, doch an der Spitze der europäiſchen Civiliſation geſtanden. Diejenigen Ideen, welche die Chriſtenheit bewegten, wurden auf der appeninniſchen Halbinſel vorzugsweiſe gehegt. Italien hatte aufgehört, die erſte Weltmacht Europa's zu ſein, es war aber noch immer die erſte geiſtige Macht der Erde. Doch die Ideen, welche das Mittelalter auf der Bahn der Entwickelung voran geführt hatten, waren weder friſch, noch frei genug, auch die Neuzeit zu beherrſchen. Italien, welches an den Grundanſichten des Mittelalters feſthielt, mußte Rückſchritte machen, während diejenigen Länder Europa's, die ihre Segel dem Winde der Gegenwart öffneten, raſch voran getrieben wurden. Ob die einzelnen Staaten Italien's ihre Verfaſſungen beibehielten, oder veränderten, der Geiſt, welcher ſie belebte, nahm in dem einen, wie in dem andern Falle an Kraft und Reinheit ab. Nirgends wurden die Formen des Staates und der Kirche freier; in mehreren Ländern aber im Gegentheile weit knechtiſcher, als jemals zuvor, ſo namentlich in den ſpaniſchen Beſitzungen, im Kirchenſtaate und beſonders in Toscana. In Venedig erhielt ſich die Verfaſſung früherer Zeiten ohne weſentliche Veränderungen. In Genua nahm ſie allerdings einen mehr ariſtokratiſchen Zuſchnitt an. Allein nicht in den Staatsformen beſtand hauptſächlich der Wechſel, welcher eintrat. Beide Republiken konnten ſich dem gemeinſchaftlichen Schickſale Italien's nicht entziehen. Sie blieben dem Namen nach Republiken, allein das doppelte Joch des römiſchen Pfaffenthums und des ſpaniſchen Despotismus, welches auf der ganzen Halbinſel ruhte, vernichtete auch in Genua und Venedig die wenigen Reſte friſcher Kraft, welche ihnen geblieben waren. Beide Republiken litten furchtbar unter den Kriegen, welche die Herrſchſucht Franz I., Karl's V. und der Päpſte ihrer Zeit über Italien brachten. Doch erſtand der Republik Genua in Andreas Doria noch ein Held und Freund der Freiheit, welcher um ſo höher geprieſen zu werden verdient, je vereinzelter er inmitten der geiſtlichen und weltlichen Tyrannen Italien's ſtand. In gerechter Entrüſtung über die Leiden, welche die kaiſerlichen

Truppen seiner Vaterstadt (1522) bereiteten, wandte sich Doria mit dem Geschwader, das er sich selbst geschaffen hatte, der französischen Seite zu. Undank war, wie gewöhnlich, der Lohn, den dieser verdienstvolle Mann von dem Könige erntete. Franz I. wähnte, seinen Admiral entlassen, dessen Schiffe aber zurückbehalten zu können. Er täuschte sich. Doria gab dem königlichen Bevollmächtigten die französischen Schiffe zurück, ließ sich aber die seinigen nicht rauben. Weiter oben haben wir gesehen *), wie sich in Folge des Gewichtes, welches Doria aus der Schaale der Franzosen nahm und in diejenige der Spanier legte, das Kriegsglück wandte.

Als Doria, an der Spitze seiner Flotte, nach Genua zurückkehrte, erbot sich Kaiser Karl V., ihm den Titel eines Prinzen von Genua zu verleihen und ihn in dieser Stellung zu erhalten. Doch Andreas Doria war ein Republikaner. Er schlug nicht blos die Anerbietungen des Kaisers, sondern auch diejenigen seiner Mitbürger, die ihm die Stelle eines Dogen anboten, aus, indem er dieselbe für unvereinbar mit dem Amte eines kaiserlichen Admirals erklärte. Die Genueser nannten ihn ihren besten Bürger und glücklichsten Verfechter und Wiederhersteller der öffentlichen Freiheit, und Doria leitete auch ohne den Dogentitel die Verwaltung seiner Vaterstadt. Er bekundete dabei große Umsicht und preiswürdige Uneigennützigkeit. Allein er vermochte nicht, die Schicksale Italien's zu bestimmen. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, durch zeitgemäße Veränderungen in der Verfassung die Eintracht im Innern der Republik zu gründen (1528). Leider neigte er sich zu sehr auf die Seite der Aristokraten und gab dadurch den ärmeren Klassen des Volkes gerechten Grund zu Klagen. Noch größere Unzufriedenheit erregte er dadurch, daß er seinem Großneffen Gianettino Doria überwiegenden Einfluß auf die Angelegenheiten Genua's gestattete, den dieser eitle und übermüthige Laffe nur dazu verwandte, seinen persönlichen Leidenschaften zu fröhnen. Die Genueser vergaßen, während Gianettino sie bedrückte, die Verdienste des Großoheims, und es gelang (1547) dem ebenso schlauen, als kecken Grafen von Lavagna, Giovanni Ludovico de Fieschi, eine Verschwörung anzuzetteln, durch welche Gianettino sein Leben verlor und Andreas Doria gezwungen wurde, eiligst zu entfliehen. Doch im Augenblicke, da Lavagna einen vollständigen Sieg gewonnen hatte, stürzte er, als er von den Galeeren Doria's wieder an das Land steigen wollte, in's Meer und ertrank. Andreas Doria kehrte zurück und führte bis zu seinem Tode (1560) die Verwaltung der Republik.

Genua hatte keinen andern Sohn, der sich mit Andreas Doria vergleichen ließ. Die Verwaltung der Republik ließ daher vieles zu wünschen übrig. Doch das Beispiel Doria's und die langjährige Achtung, welche er den republikanischen Formen bewiesen hatte, ertheilten diesen neue Kraft. Es war schon viel gewonnen, daß sich kein Tyrann aufwerfen konnte, wie in den meisten anderen Staaten Italien's.

Genua war verhältnißmäßig glücklich. Doch seine Herrschaft ruhte schwer auf Korsica. Diese Insel war sehr unzufrieden und führte mit Genua einen vierjährigen blutigen Krieg (1564—1568). Während desselben eroberten die Türken die Insel Chios, welche die genuesische Familie Giustiniani bis dahin besessen hatte. Bedenklicher waren die inneren Streitigkeiten, die im Schooße der Republik auftauchten und welche so drohend wurden, daß die Genueser den Papst, den Kaiser und den König von Spanien als Schiedsrichter anriefen. Ein Freistaat, welcher zu derartigen Machthabern seine Zuflucht nehmen muß, steht auf schlechten Füßen. Keine Republik kann erwarten, daß ein Papst ein Kaiser oder ein König ihr freundlich gesinnt sei! Diese Schiedsrichter brachen nicht den Uebermuth der Aristokraten und verliehen der großen Masse des Volkes nicht den Antheil an der Staats-

*) § 70, S. 467 ff

Digitized by Google

Verwaltung, der ihr gebührte. Doch beſänftigten ſich die aufgeregten Gemüther, ohne daß der Republik großer Schaden erwachſen wäre.

Zu den Gefahren, womit der Adel die Freiheit bedrohte, geſellten ſich bald andere. Sowohl die Könige von Frankreich, als die Herzoge von Savoyen warfen lüſterne Blicke auf die reiche Handelsſtadt. Karl Emanuel I., in Verbindung mit einem franzöſiſchen Heere, welches der Connetable Lesdiguieres führte, ſuchte jedoch vergeblich (1625), Genua durch einen Handſtreich zu gewinnen. Die Franzoſen mußten abziehen, doch der Herzog von Savoyen fuhr fort, ſeine Ränke zu ſpinnen. Schon im Jahre 1628 ſtiftete er einen wohlhabenden Genueſer, Giulio Ceſare Vachero auf, Unruhen in der Republik herbeizuführen, um bei dieſer Gelegenheit im Trüben fiſchen zu können. Doch die Regierung war auf ihrer Hut und bald ſchon erhielten die Herzoge von Savoyen im eigenen Lande ſo viel zu thun, daß ſie der benachbarten Republik keinen Schrecken mehr einflößen konnten.

Trotz allen inneren Kämpfen und auswärtigen Kriegen war Genua die glücklichſte Stadt Italien's. So mangelhaft auch manche Beſtimmung ihrer Verfaſſung, im Ganzen war dieſe doch weit beſſer als alle übrigen der apenninniſchen Halbinſel. Nur in Genua hatten ſich noch einige Spuren der Freiheit früherer Zeiten erhalten. Weit finſterer und ſchroffer geſtalteten ſich alle Zuſtände zu Venedig, der ſtolzen Nebenbuhlerin der ligurſchen Republik

Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war die Lagunenſtadt der Herrſchaft einer engherzigen und grauſamen Ariſtokratie verfallen. Das Volk hatte keine Rechte, und ſelbſt der Adel war der Willkür der Machthaber des Augenblicks ſchutzlos preis gegeben. Die Regierung des Staates hüllte ſich in die dichteſten Schleier des Geheimniſſes. Ohne Oeffentlichkeit gibt es keine Freiheit und kein Recht. Bis auf dieſen Tag ſind viele der bedeutendſten Ereigniſſe der venetianiſchen Republik noch nicht aus dem Dunkel hervorgetreten, in welches die Ariſtokraten ſie hüllten.

Die Zeit war vergangen, da die überſprudelnde Kraft beider Seemächte ſich in brudermörderiſchen Kriegen brach. Die eine oder die andere war jetzt nicht mehr im Stande, ihren ausländiſchen Feinden die Spitze zu bieten. Wir haben an einem anderen Orte *) die Kriege geſchildert, in welche Venedig ſeit dem Abſchluſſe der Ligue von Cambray verwickelt wurde. Die Verluſte, welche die mit dem Untergange bedrohte Republik erlitt, waren gering im Verhältniſſe zu der Uebermacht, welche ſie bedroht hatte. Schnell würde Venedig ſie wieder erſetzt haben, wenn es mit dem Geiſte der Zeit vorangeſchritten wäre. Allein auf allen Gebieten hatte die Zwingherrſchaft der Ariſtokraten den Fortſchritt gehemmt. Es iſt nicht möglich, Schifffahrt, Handel und Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften ſchwunghaft zu betreiben, wenn die Quellen, welche allen dieſen menſchlichen Beſtrebungen friſche Kräfte zuführen ſollen, wenn die Ideen in Ketten und Banden geſchlagen werden. Im Laufe vieler Jahrhunderte hatte Venedig große Kräfte geſammelt. Es beſaß nicht blos ein anſehnliches Gebiet auf dem Feſtlande Italien's, ſondern auch reiche Landſtrecken in Griechenland und in den benachbarten Gewäſſern. Doch die Republik Venedig wurde immer unfähiger, ihre Beſitzungen zu behaupten. Schon während des vorigen Zeitabſchnittes hatte ſie deren viele an die Türken verloren. Die langwierigen Kriege in der letzten Hälfte des fünfzehnten und in der erſten des ſechzehnten Jahrhunderts hatten ihre Kraft im Kampfe mit den chriſtlichen Mächten geſchwächt. Im Jahre 1537 blieb den Venetianern keine andere Wahl, als entweder ſich mit Solyman und Franz I. gegen den Kaiſer, oder mit dieſem gegen die Türken und Franzoſen zu verbinden. Sie zogen den Bund mit dem Kaiſer vor, welchem auch der Papſt beitrat (1538). Doch Karl V. opferte die Venetianer ſchmählich auf. Er ertheilte ſeinem Admirale Doria die Weiſung, ſich jeder

*) S. Weltgeſchichte Buch VI., §§ 45, 46. Geſchichte der Neuzeit §§ 58, 70.

entscheidenden Handlung zu enthalten. Die Venetianer traten daher lieber den Türken die Inseln Palmos, Cesina, Nio, Stampalia und Paros im Archipelagus, ferner die festen Städte Napoli und Malvagia, welche die Republik noch auf Morea besaß, ab (1540), als daß sie den Krieg auf eigene Faust fortsetzten. Sie erkauften auf diese Weise wohl einen dreißigjährigen Waffenstillstand, doch im Jahre 1570 schickte der Sultan Selim II. ein Heer von 50,000 Mann und 150 Galeeren gegen die Insel Cyprus. Philipp II. von Spanien benahm sich bei dem Angriff der Türken auf dieses Eiland ganz ebenso treulos, wie früher, als es galt, Malta zu retten. Cyprus fiel in die Hände der Mohamedaner. Dann erst entschloß sich der spanische Admiral eine Schlacht zu wagen und gewann sie bei Lepanto (1571). Die Venetianer zogen jedoch keinen Vortheil aus diesem Siege. Sie mußten Cyprus an die Türken abtreten (1573), um den Frieden von ihnen zu erkaufen.

In den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts hatte Venedig mit einem anderen Feinde, mit dem Papste, zu kämpfen. Da es sich bei diesem Streite nur um kirchliche Dinge handelte, haben wir denselben weiter oben *) bereits dargestellt. Venedig bewies bei dieser Gelegenheit mehr Kraft und Ausdauer im Kampfe mit dem römischen Oberpriester, als alle katholischen Mächte damaliger Zeit. Doch vermochte die Republik ihren Sohn Paul Sarpi gegen die Nachstellungen der Römlinge nicht zu schützen. Von drei und zwanzig Dolchwunden durchbohrt, unter welchen eine sein Leben in große Gefahr brachte, rettete sich Sarpi mit Mühe und entging nur dadurch einem gewaltsamen Tode, daß er fast nie seine sichere Zufluchtsstätte verließ. So bewährte auch im Kampfe gegen Venedig das römische Papstthum seine alte Tücke.

Dieselbe Ausdauer und unbeugsame Festigkeit, wie gegen die Päpste, bekundeten die Venetianer auch im Kampfe mit den Seeräubern, welche das adriatische Meer unsicher machten. Im sechszehnten Jahrhundert hatten sich viele christliche Bewohner Dalmatien's und Croatien's in die Wildnisse zurückgezogen, von wo aus sie mit großem Erfolg Einfälle in das türkische Gebiet machten. Als sie endlich von dort vertrieben wurden, nahm sie der Erzherzog in die Seestadt Segna auf. Sie erhielten den Namen Uscochen und machten sich bald durch ihre Seeräubereien, die sie nicht auf die Türken beschränkten, übel berüchtigt. Umsonst beklagten sich die Venetianer bei deren Schutzherrn, dem Erzherzog Ferdinand. Dreißig Jahre lang dauerte der Unfug. Im Laufe dieser Zeit sollen die Venetianer durch die Uscochen nicht weniger als zwanzig Millionen Golddukaten theils verloren, theils in Schutzmaßregeln gegen dieselben aufgewendet haben. Endlich (1615) entschlossen sich die Venetianer zu einem offenen Kampfe gegen das Haus Habsburg. Sie verbanden sich mit Savoyen und den Niederlanden, Erzherzog Ferdinand dagegen mit Spanien. Als aber eine holländische Flotte im adriatischen Meere erschien, gab Erzherzog Ferdinand nach und leistete Sicherheit für das gute Verhalten der Uscochen (1617).

Die spanische Regierung nahm es sehr übel auf, daß ein katholischer Staat, wie Venedig, mit den protestantischen Holländern, welche sie überdies gerne noch als Unterthanen betrachtet hätte, in Verbindung getreten war. Sie hatte übrigens schon so viele Feinde, daß sie es nicht wagte, den Venetianern den Krieg zu erklären. Dagegen suchte sie durch eine angezettelte Verschwörung diese Republik zu Grunde zu richten. Im Jahre 1618 sollte das Complott in Venedig losbrechen. Der spanische Gesandte in der Lagunenstadt, der Marquis von Bedemar, und der spanische Vicekönig von Neapel, der Herzog von Ossuna, und der Statthalter von Mailand, Pedro di Toledo, waren dabei betheiligt. Der innere Zusammenhang des Complottes ist aber noch immer nicht ermittelt. Nur soviel ist gewiß, daß in Venedig zahlreiche Hinrichtungen stattfanden, namentlich unter den Ausländern, welche auf der venetianischen Flotte dienten. Der Marquis von Bedemar verließ plötzlich

*) § 21, S. 161

seinen Posten, und fünf Monate nachher ordnete der Senat feierliche Danksagungen für die Erhaltung des Staates an. Aus diesen vereinzelten Thatsachen ließ sich nur auf eine unter Mitwirkung der spanischen Regierung angezettelte Verschwörung schließen. Darü, der Geschichtschreiber, nimmt an, daß die Absicht des Senates gewesen sei, das Volk zu täuschen, indem es sich nicht um eine gegen Venedig, sondern um eine gegen Spanien gerichtete Verschwörung gehandelt habe, indem der Vicekönig von Neapel, Herzog von Ossuna, im Bunde mit Venedig beabsichtigt habe, sich von Spanien unabhängig zu machen Diese letztere Annahme scheint mir aber sehr unwahrscheinlich.

In welcher Weise die Venetianer sich in die Angelegenheiten von Graubünden und Veltelin einmischten, haben wir schon oben ausgeführt. Auch an dem Mantuanischen Erbschaftsstreite nahmen sie Theil. Im Frieden von Chierasco gewannen sie nichts. Verloren blieben die im Kriege aufgewendeten Summen und geopferten Menschen. Nach dem Frieden von Chierasco mischte sich Venedig wenig oder gar nicht in auswärtige Angelegenheiten und war froh, falls andere Mächte es in Ruhe ließen. Wenn auch seine christlichen Nachbarn dazu geneigt, weil sie selbst nur zu sehr anderweitig beschäftigt waren, so glaubten doch die Türken, die gute Gelegenheit, da die Christen sich gegenseitig in den Haaren lagen, nicht vorübergehen lassen zu dürfen, ohne den Venetianern wieder eine Feder auszuziehen. Candia lag den Besitzungen des Sultans in Morea, Kleinasien und Afrika zu nahe, als daß er nicht seine Blicke darauf werfen sollte. Er schickte dahin (1645) ein Heer von 50,000 Mann, nachdem er zuvor das Gerücht ausgestreut hatte, die Rüstung gelte der Insel Malta. Ein zwanzigjähriger blutiger Krieg entspann sich hieraus, welcher die Kraft Venedigs mehr und mehr erschöpfte. Am Ende unterlag wohl die Lagunenstadt allein noch einem heldenmüthigen Widerstande, dessen schwerlich irgend ein anderer italienischer Staat damals fähig gewesen wäre

§ 77. Schlußbemerkungen.

Der Geschichtschreiber soll nicht Gräber übertünchen, und um sich den Schein der Duldsamkeit zu geben, die Grundursache der trübseligen Zustände der Völker, den religiösen Aberglauben, unerwähnt lassen. Im Gegentheile, er soll in allen Beziehungen bis zu den tiefsten Quellen der Wahrheit zu gelangen suchen. Wir können niemals hoffen, uns auf eine höhere Stufe hinanzuschwingen, bevor wir fest auf derjenigen stehen, von welcher aus wir uns hinauf arbeiten müssen. So lange wir nicht den Muth haben, auf dem Boden der Vergangenheit mit Sicherheit aufzutreten, können wir niemals vorwärts kommen. Die Grundursache der erbärmlichen Zustände, in welche Italien während dieser Zeitabschnitte versank, war der Aberglauben des Volkes. Dieser machte die Italiener zu Knechten des Papstes, der Jesuiten und der Spanier, welche sie in den Krieg gegen den Protestantismus Europa's trieben, darin deren beste Kräfte aufrieben, und der Nation eine durchaus verkehrte Richtung gaben, so daß diese mit den fortschreitenden Völkern der Erde in keiner Beziehung mehr wetteifern konnte.

Die Ideen, welche den Kämpfen der Reformation zu Grunde lagen und welche in Deutschland, den Niederlanden, England, Frankreich und der Schweiz einen kräftigen Ausdruck fanden, waren alle gut und schön. Der Widerwille gegen pfäffischen Druck und despotische Willkür, das Streben nach freier Selbstbestimmung auf religiösem und staatlichem Gebiete, und überhaupt die Sehnsucht nach geläuterten und verbesserten Zuständen, lag allen Reformationskämpfen zu Grunde. Wo die protestantischen Pfaffen die Oberhand gewannen, schlugen sie den kaum erwachten Menschengeist gar schnell wieder in die Bande kirchlicher Formen. Allein in vielen Staaten, so namentlich in den Niederlanden und in

England, wurden die Pfaffen durch Staatsmänner und Krieger, wenn nicht beseitigt, so doch in den Hintergrund geschoben, und nirgends konnten die protestantischen Geistlichen die Völker wieder unter ein Joch bringen, welches auch nur annäherungsweise so drückend war, als dasjenige der römischen Kirche.

Die unmittelbare Folge der geistlichen Herrschaft, welche die Italiener duldeten, war eine nicht minder harte weltliche. Weil sie das Papstthum festhielten, konnten sie die Spanier nicht los werden. Sie traten mit den fortschreitenden Völkern des Nordens in keine freundschaftliche Beziehungen, und wurden daher von diesen schnell auf allen Gebieten des menschlichen Strebens überholt. In der Zeit, da Niederländer, Deutsche und Engländer die Bewunderung der Mit- und Nachwelt durch ihre begeisterten Freiheitskämpfe auf sich zogen, trugen die Italiener ruhig das doppelte Joch des Papstes und der Könige von Spanien.

Seit Italien unter die spanische Herrschaft gebeugt worden war, hörte die ganze Halbinsel auf, selbstständige Bestrebungen zu verfolgen. Spanien führte unausgesetzt Kriege. Zuerst war Frankreich sein Hauptgegner, später wurde der niederländische Freiheitskampf die offene Wunde, welche alle Kräfte der spanischen Monarchie verschlang. Nicht blos Neapel, Sicilien, Mailand, Sardinien und die Besatzungsstädte an der toscanischen Küste, auch der Kirchenstaat und Toscana mußten ihr Herzblut und den Schweiß ihrer Arbeiter in dem ungerechten Kriege gegen die begeisterten Niederländer und theilweise auch gegen die französischen Hugenotten vergießen. Italienische Interessen galten nichts mehr. Die spanischen gaben in Italien den Ausschlag. Der einzige Staat, welcher eine gewisse Selbstständigkeit bewahrte, war Venedig. Dieses war aber durch seine Kriege mit den Türken so sehr beschäftigt, daß ihm keine Spannkraft für andere Beziehungen übrig blieb. Der westliche Theil Oberitalien's: Genua, Savoyen und Piemont, stand unter französischem Einflusse. Ohne den mächtigen Schutz Frankreichs wären sie alle drei gar bald von Spanien verschlungen worden. Zwar hätte Frankreich sie auch sehr gerne einverleibt. Allein dieses zu verhindern, war Spanien immerhin noch mächtig genug. In keinem Theile Europa's, die pyrenäische Halbinsel selbst nicht ausgenommen, saß die spanische Regierung so fest, als in Italien. Der Krieg in Catalonien brachte ihr größere Gefahren und kostete sie bedeutendere Opfer, als alle Kämpfe in Italien. In seiner nächsten Nachbarschaft verlor die spanische Regierung Portugal. In Italien behauptete sie alle ihre Besitzungen diesen ganzen Zeitabschnitt hindurch.

Der achtzigjährige Krieg, welchen fast ganz Italien als Bundesgenosse oder Unterthan Spanien's mit den Niederländern führen mußte, gab diesem Lande eine durchaus verkehrte Richtung. Die Niederländer sollten nicht blos auf dem Schlachtfelde, sondern auch auf dem Gebiete des Staats und der Kirche bekämpft werden. Auf allen diesen Gebieten waren sie aber in ihrem guten Rechte, die Spanier und die mit ihnen verbundenen Italiener daher im Unrecht. Die Niederländer waren daher die besten Schiffbauer, Seefahrer, Handelsleute ihrer Zeit. In allen diesen Beziehungen hätten die Italiener viel von ihnen lernen können. Das war aber nicht möglich inmitten eines furchtbaren Kampfes auf Tod und Leben. Die Niederländer schwangen sich auch auf dem Gebiete der Wissenschaften an die Spitze ihrer Zeit. Doch in den Augen der verblendeten und terrorisirten Italiener waren sie Ketzer und konnten daher nichts gutes haben. In ein ähnliches Verhältniß kam Italien zu den Protestanten der Schweiz, Deutschlands, Frankreichs und Englands. Unstreitig bewegte sich die Menschheit auf den Schultern des Protestantismus vorwärts. Die Italiener blieben daher in demselben Maße zurück, als sie sich von den Trägern der Civilisation und des Fortschritts fern hielten, oder denselben sogar feindlich entgegentraten.

Die Religion bildete während dieſes ganzen Zeitabſchnitts die Grundlage nicht bloß aller politiſchen, ſondern auch aller derjenigen Beziehungen, welche die kleineren Kreiſe des Lebens: die Familie, die Gemeinde, Handel und Gewerbe umfaſſen. Ganz in derſelben Weiſe, wie die ſpaniſchen Könige die italieniſche Nation in ein feindliches Verhältniß zu der Kriegsmacht der geſammten proteſtantiſchen Welt brachten, verſetzten ſie dieſelbe auch in ein ſolches auf allen übrigen Gebieten des Lebens. Wie die römiſch-katholiſche Religion die Politik Spanien's und Italien's verdarb, und dieſe Länder auf dieſem Felde an den Rand des Abgrunds brachte, gerade ſo verdarb dieſe blutige und gehäſſige Kirche auch alle übrigen Gebiete des Lebens aller Völker: ihre Ehe, ihre Familie, ihr Gemeindeleben u. ſ. w.

Eine Nation, in deren Mitte die ſieben Sacramente, Päpſte, Mönche, Jeſuiten und Inquiſitoren eine ſo große Rolle ſpielten, wie in Italien und Spanien, mußten in ihren Begriffen von dieſer Erde, von den Pflichten dieſes Lebens ſo ſehr verwirrt, und in ihren Gefühlen für Recht und Freiheit ſo vollſtändig abgeſtumpft werden, daß ſie nur noch fähig war, kirchliche Ceremonien mitzumachen und ihren Despoten zu dienen, für ſie zu morden und ihnen Hände und Pantoffel zu küſſen.

Weder Spanien, noch Italien kann jemals hoffen, frei und glücklich zu werden, ſo lange ſie ihre römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Religion beibehalten.

Leute, welche dumm genug ſind, den Unſinn der katholiſchen Kirche zu glauben, oder ſchlecht genug, ihn zu heucheln, ſind auch ſo dumm oder ſchlecht, daß ſie die Lehren der weltlichen Tyrannen vom blinden Gehorſam annehmen; und Menſchen, welche nicht die Kraft beſitzen, das Joch des Pfaffenthums zu brechen, ſind nimmermehr ſtark genug, den weltlichen Despoten die Spitze zu bieten.

Achter Abſchnitt.

Die proteſtantiſchen Reiche.

Erſte Abtheilung. England, Schottland nebſt Irland*).

§ 78. Heinrich VIII. (1517—1547).

Wir haben die Geſchichte der Länder beſprochen, in welchen die Reformation erdrückt wurde, und die römiſch-katholiſche Kirche theils ausſchließlich, wie in Portugal, Spanien und Italien, theils doch, wie in Frankreich, als herrſchende und bevorzugte aus dem Kampfe hervorging. Wir gelangen jetzt zu denjenigen Reichen, in welchen die Reformation das Uebergewicht gewann. Dort waren es Inquiſitoren, Jeſuiten, Päpſte in Verbindung mit Königen und Kaiſern, wie Karl V., Philipp II. und Karl IX., welche dem Fortſchritte der Völker Halt geboten. Die Inquiſition in der pyrenäiſchen und appenniniſchen Halbinſel und die Bartholomäusnacht in Frankreich brachen die Kraft der Reformationspartei. Welches waren die Mittel, die in England und Skandinavien den Proteſtanten den Sieg

*) Hume History of England. Raumer's Geſchichte Europa's ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Schloſſer's Weltgeſchichte u. ſ. w.

verſchafften? Wer waren die Männer und die Frauen, die ihn erringen halfen? und welches waren die Früchte, die am Baume der Reformation wuchſen?

Der Kampf in England, Schottland und Irland blieb ſchwankend unter der Regierung Heinrich's VIII., Eduard's VI. und der blutigen Maria, entſchied ſich unter Eliſabeth, und führte zu neuen Verwickelungen, weil Jakob I. und Karl I. die nothwendigen Folgeſätze des errungenen Sieges nicht anerkennen wollten.

Wenn wir die Entwickelung Britannien's und Skandinavien's mit derjenigen Spanien's, Portugal's und Italien's vergleichen, ſo werden wir zu ähnlichen Reſultaten gelangen, wie in kleinem Maßſtabe bei der Geſchichte Nordniederland's und Belgien's. Die Verſchiedenheit in Betreff der Glaubensſätze verſchwinden faſt vollſtändig, allein es ſtellt ſich ein großer Unterſchied in Betreff des ſittlichen und intellectuellen Werthes der beiden Religionsparteien, in Betreff ihres Rechtsgefühls und Freiheitsdranges heraus. Es wird ſich zeigen, daß der Fortſchritt der Menſchheit weſentlich durch diejenigen Nationen, welche ſich der Reformation anſchloſſen, bedingt, durch die Völker aber gehemmt wurde, die ihr widerſtrebten.

Heinrich VIII. that ſich viel auf ſeine Rechtgläubigkeit zu gute. Er ſtand während ſeiner beſten Jahre (1514—1529) unter der Leitung eines römiſchen Prieſters, des Kardinals Wolſey, und konnte im Laufe ſeines ganzen Lebens die in ſeiner Jugend angenommenen Glaubensſätze nicht abſchütteln. Daraus kann man ihm kaum einen großen Vorwurf machen. Denn in demſelben Falle ſind heut zu Tage noch die meiſten Menſchen. Allein wir müſſen die Thatſache feſthalten, denn nur durch ſie laſſen ſich die meiſten Thorheiten und ſelbſt viele der Grauſamkeiten Heinrich's VIII. erklären.

Beim Beginne dieſes Zeitabſchnitts war Heinrich in der Blüthe ſeiner Jahre, er zählte deren ſechs und zwanzig. Die günſtige Lage ſeines Reiches und die mannigfaltigen Zwiſtigkeiten, in welchen die Könige des europäiſchen Feſtlandes unter einander verwickelt waren, ſicherten England vor jedem feindlichen Angriffe. Heinrich bildete ſich ein, die Rolle eines Schiedsrichters der Fürſten Europa's ſpielen zu können. Doch dazu fehlte es ihm an Rechtsgefühl, Staatskunſt und kriegeriſcher Befähigung. In der That bewarben ſich die mächtigſten Herrſcher der Erde: Karl V. und Franz I. um ſeine Freundſchaft. Doch beide täuſchten ihn, wenn ſie ihn in dem Wahne beſtärkten, er halte die Wage des europäiſchen Staatenſyſtems in ſeiner Hand. Schon bei der erſten Streitfrage, welche ſich zwiſchen Karl und Franz erhob, der Frage um den Beſitz des deutſchen Thrones bewies Heinrich, daß er kein unbetheiligter Zuſchauer im Wettſtreite um Ehren, Macht und Würden ſei. Er bewarb ſich auch um die Kaiſerkrone. Doch zeigte es ſich bald, daß er nicht die geringſte Ausſicht auf Erfolg habe. Franz hatte wenigſtens einige Chancen für ſich, Heinrich keine.

Einen der hervorragendſten Charakterzüge des engliſchen Königs bildete ſeine Eitelkeit Dieſe war von kleinlichſter und perſönlichſter Art. Niemand beſaß die Kunſt, ſie zu behandeln, in dem Grade wie Wolſey. Auf ihr beruhte die Macht, die der ſchlaue Kardinal über den König erlangte.

Die Wohlfahrt England's forderte gebieteriſch Frieden mit Karl V. Denn damals beſchränkte ſich der engliſche Handel faſt ausſchließlich auf die Niederlande. Engliſche Wolle und engliſches Tuch fanden nur dort Abſatz und dieſe beiden Artikel waren die einzigen, welche England in großen Maſſen ausführte. Doch um derartige Rückſichten bekümmerten ſich König und Kardinal nicht. Die Frage war, wer die Eitelkeit des einen und die Habgier und den Ehrgeiz des andern am beſten zu kitzeln verſtehe. Franz wähnte, gewonnen zu haben, als ihm Heinrich eine Zuſammenkunft in der Nähe von Calais zugeſagt hatte. Karl machte ihm aber einen Strich durch die Rechnung indem er unerwartet in Dover

landete, als Heinrich und ſein Adel im Begriffe ſtanden, ſich nach Frankreich einzuſchiffen. Franz glaubte dem engliſchen Könige weit genug entgegen gekommen zu ſein, indem er verſprach, ihn auf engliſchem Gebiete, wenn auch auf dem Feſtlande zu beſuchen. Karl kam über das Meer, um dem Gatten ſeiner Tante Verehrung zu bezeugen, und eroberte dadurch gewiſſermaßen im Sturme das eitele Herz ſeines Oheims. Dem Wolſey ſpiegelte er die Ausſicht auf die dreifache Krone vor, das höchſte Ziel des Ehrgeizes aller römiſchen Pfaffen, das einzige, welches den Kardinal noch reizen und das er nur durch des Kaiſers Gunſt erreichen konnte.

Als daher der engliſche Hof ſich am Tage der Abreiſe Karl's V. nach Calais einſchiffte (30. Mai 1520) hatte der Habsburger ſchon gewonnenes Spiel. Umſonſt erſchöpfte ſich Franz I. im Aufwande von Gold und Artigkeiten. Zwiſchen Guisnes und Ardres, wo Heinrich und Franz zuſammen trafen, wurde nur ein Schauſpiel aufgeführt, welches beiden Königen und deren Begleitern unermeßliche Summen koſtete, ohne einem von beiden Theilen Gewinn zu bringen, oder innigere Beziehungen zu begründen. Die Aufſchrift, welche Heinrich dem von ihm errichteten Hauſe von Holz und Leinwand, worin er Franz I. bewirthete, gab: "Cui adhaereo praest" *) war für dieſen mehr Warnung, als Bundeszeichen, um ſo mehr, als Heinrich aus den Armen des franzöſiſchen Königs in diejenigen des Kaiſers eilte, mit welchem er zuerſt in Gravelingen und dann in Calais den Geſchäften oblag, während er im Lager von Goldbroeat mit Franz I. nur dem Vergnügen gehuldigt hatte. Zu den glänzenden Hoffnungen, welche Karl dem Kardinale Wolſey eröffnete, fügte er die Einkünfte der Bisthümer von Badajoz und Placencia in Caſtilien hinzu. Der König widerſtand den Schmeicheleien, der Miniſter den Geſchenken und Verſprechungen des Kaiſers nicht. Beide ergriffen für Karl Partei und warteten nur auf die Gelegenheit es öffentlich zu thun.

Die Beweggründe, welche den Beherrſcher England's trieben, ſich in die Streitigkeiten zwiſchen Karl V. und Franz I. einzumiſchen, ſtanden weder mit dem Rechte, noch mit dem Gleichgewichte der europäiſchen Staaten, noch endlich mit den unmittelbaren Bedürfniſſen England's in irgend einer Verbindung. Die kleinliche Eitelkeit des Königs, und der Ehrgeiz und die Habgier ſeines Miniſters gaben den Ausſchlag. Die Schätze und die Menſchenleben, welche England in dem Kampfe zwiſchen Karl und Franz aufopferte, gingen dem Reiche ohne Gewinn und ohne Ehre verloren. Die Hülfe, welche Heinrich VIII. dem deutſchen Kaiſer leiſtete, hatte mehrere Kriege mit Schottland zur Folge. Sie brachten beiden Ländern Schaden, keinem den geringſten Vortheil.

Dieſe Kriege erſchöpften ſchnell die Hülfsquellen des Königs, obgleich er ſie mit ſehr wenig Nachdruck führte. Die von ſeinem Vater geſammelten Schätze waren längſt verausgabt. Zuerſt half ſich Heinrich damit, daß er ein allgemeines Verzeichniß des Vermögens aller Engländer aufnehmen ließ und unter dem Vorwande einer Anleihe von den reichſten anſehnliche Summen erhob. Als dieſe ohne große Schwierigkeiten bezahlt wurden (1522), ſchrieb er eine allgemeine Steuer von fünf Schillingen im Pfunde oder ein Viertheil von den Einkünften der Geiſtlichen, und von zwei Schillingen oder ein Zehntheil von den Einkünften der Laien gleichfalls als Anleihe aus.

Doch alle dieſe Hülfsmittel reichten nicht ſehr weit. Heinrich VIII. ſah ſich daher genöthigt, nach ſiebenjähriger Unterbrechung (auf den 15. April 1527) zugleich eine ſogenannte Convocation, d. h. eine Verſammlung von Geiſtlichen und ein Parlament nach London zu berufen. Die Geiſtlichen bewilligten ihm die Hälfte ihrer Einkünfte, oder zwei Schillinge im Pfunde auf fünf Jahre, die weltlichen Stände nach einigem Widerſtreben drei Schillinge im Pfunde von den Einkünften aller, welche wenigſtens fünfzig Pfund des

*) Der gewinnt, dem ich beiſtehe.

Jahres einnahmen. Diese Abgabe sollte jedoch auf vier Jahre vertheilt werden. Ueber die Steuern, welche sich der König eigenmächtig auszuschreiben erlaubt hatte, führte Niemand Beschwerde. Dennoch war er sehr unzufrieden mit dem Parlamente, weil es ihm die verlangten vier Schillinge nicht gewährt hatte. Er ließ daher wieder sieben Jahre verstreichen, bevor er eine neue Ständeversammlung berief. Die bewilligten Steuern erhob er in einem, statt in vier Jahren und zog auch diejenigen zu, welche nur zwischen vierzig und fünfzig Pfund Einkünfte besaßen. Kurz darauf (1525) schrieb er ohne Zustimmung des Parlaments neue Auflagen aus, welche sich zwar die Geistlichen gefallen ließen, das Volk aber nicht ohne einigen Widerstand und große Mißstimmung bezahlte.

Das Bündniß mit Karl V. dauerte fort. Es erhielt jedoch einen großen Stoß, als nach Leo's X. Tode Karl's V. Lehrer Adrian, und nach dessen Ableben Clemens VII. zum Papste gewählt wurde. Kardinal Wolsey sah darin gewiß mit Recht einen Beweis, daß die Hoffnungen, welche Karl V. in ihm angeregt hatte, nur Mittel waren, sich seiner Gunst zu versichern. Er ergriff daher die erste Gelegenheit, die sich bot, den Kaiser seine Mißstimmung fühlen zu lassen, und bewirkte, daß Heinrich VIII. nach der Schlacht von Pavia sich Frankreich annäherte, und am 18. September 1526 ein Bündniß gegen Karl abschloß.

Um diese Zeit war es, daß Heinrich VIII. nach einer fast zwanzigjährigen Ehe Gewissensbisse über die Rechtmäßigkeit seiner Verbindung mit der Wittwe seines Bruders zu empfinden vorgab und mit dem Plane umging, sich von der alten und sehr wenig reizenden Katharine von Aragon loszumachen und der schönen und jugendlichen Anna Boleyn die Hand vor dem Altare zu reichen.

Heinrich VIII. war als Kind von zwölf Jahren mit der Wittwe seines Bruders verlobt worden. Sein Vater hatte es dabei nur auf deren reiche Mitgift abgesehen, die er nicht herausgeben wollte. Er hatte sogar selbst veranlaßt, daß sein Sohn, sobald er volljährig wurde, eine Verwahrung gegen die Verlobung einlegte. Dessen ungeachtet fand die Vermählung kurz nach des Vaters Tode statt. Die Ehe zwischen Schwager und Schwägerin wurde allgemein als ungesetzlich und als ein Fall angesehen, in welchem selbst der Papst keinen Dispens ertheilen könne. Zu dem verbotenen Grade der Schwägerschaft kam noch hinzu, daß Katharina sechs Jahre älter war, als Heinrich, und, wie die meisten Spanierinnen, sehr früh verblühte. Bis zu der Zeit, da er die Anna Boleyn kennen lernte, hatte sich Heinrich VIII. in anderer Weise entschädigt. Sein unehelicher Sohn, der Herzog von Richmond, läßt darüber keinen Zweifel. Allein Anna Boleyn konnte er nur durch die Ehe gewinnen. Heinrich VIII. war (1527) ein Mann in den besten Jahren. Er zählte erst sechs und dreißig. Von Katharinen, die ihm nur eine Tochter geboren hatte, konnte er keine Nachkommenschaft mehr erwarten, und doch war es für ganz England von außerordentlicher Wichtigkeit, daß er nicht ohne männlichen Erben starb. An guten Gründen zur Aufhebung seiner Ehe fehlte es daher nicht, und unstreitig würde Clemens VII. keine Schwierigkeiten gemacht haben, den Wünschen Heinrich's Folge zu leisten, wenn nicht Gründe der Politik mächtiger, als diejenigen des Kirchenrechts auf ihn gewirkt hätten. Aus Rücksicht für seine alte Tante würde Karl V. dem Könige von England schwerlich in den Weg getreten sein. Allein Heinrich war damals sein Feind. Der Kaiser wollte ihm wehe thun, und da er zu Rom und in ganz Italien übermächtig war, gestattete er dem Papste nicht, den gewünschten Dispens zu ertheilen. Clemens VII., welcher sich weder den Kaiser, noch den König zum Feinde machen wollte, nahm zu den übel berüchtigten Kunstgriffen des römischen Hofes seine Zuflucht, versprach, vertröstete und zog die Entscheidung hinaus, bis endlich Heinrich VIII. die Geduld verlor. Der Papst ging so weit, daß er eine Bulle ausfertigte, worin er die Ehe Heinrich's VIII. für nichtig erklärte, und welche er seinem Legaten in England, dem Kardinale Campeggio zustellte.

Er gestattete diesem sogar, sie dem Könige zu zeigen. Kaum war es aber geschehen, so verbrannte sie, erhaltener Weisung zufolge, der päpstliche Gesandte. Die Komödie, welche der Papst mit dem Könige spielte, dauerte über zwei Jahre lang (1527—1529).

Auf den Rath des Doctor Cranmer, welcher damals noch ein unbekannter Mann war, holte der König die Gutachten der berühmtesten Universitäten Europa's ein (1530). Paris, Orleans, Bourges, Toulouse, Angers, Venedig, Ferrara, Padua und selbst Bologna; nach einigem Widerstreben auch Oxford und Cambridge erklärten sich zu Gunsten des Königs. Unstreitig hatte dieser das Kirchenrecht auf seiner Seite, da selbst die Bulle, durch welche Julius II. seiner Zeit den Dispens zur Abschließung der Ehe ertheilt hatte, an den augenfälligsten Nichtigkeiten litt. Doch Clemens VII. wollte mit Hülfe Karl's V. seine Familie wieder in Florenz einsetzen. Alle seine Bemühungen baisen den König nichts. Heinrich VIII. hatte keine Wahl, als entweder sich dem Papste blind zu unterwerfen, das Wohl seines Landes zu gefährden und seinen eigenen Neigungen zu entsagen, oder aber mit dem Papste zu brechen. Nach langen Zögerungen entschloß er sich, den offenen Kampf mit dem Papste zu beginnen. Die überwiegende Mehrzahl seines Volkes stand ihm zur Seite. Heinrich VIII. ging mit großer Vorsicht zu Werke und nie so weit, als er mit voller Sicherheit in Uebereinstimmung mit den Wünschen seiner Nation gehen konnte. So sehr er sonst geneigt war, willkürlich zu verfahren, legte er doch alle wider den Papst gerichteten Maßregeln dem Parlamente vor, und versicherte sich dadurch einer Macht, welche in England weit größer war, als diejenige des Papstes.

Die unmittelbare Folge des Mißlingens der von Heinrich verlangten Auflösung seiner Ehe war der Sturz Wolsey's. Das Parlament erklärte den Minister des königlichen Schutzes und seines Vermögens verlustig und verordnete seine Verhaftung. Den Vorwand dazu lieh eine alte Verordnung Richard's II. welche diese Strafe denjenigen androhte, welche ohne königliche Ermächtigung eine päpstliche Bulle in Kraft setzten. Wolsey hatte auf den Grund einer solchen lange Jahre öffentlich die Befugnisse eines päpstlichen Legaten im ausgedehntesten Sinne geübt. Jetzt wurde ihm daraus ein Verbrechen gemacht. Um den König nicht zu reizen, erklärte sich Wolsey selbst für schuldig. Anfangs gab ihm Heinrich einen Theil des eingezogenen Vermögens zurück. Doch schon bald ließ er eine zweite Anklage gegen ihn richten. Bevor diese entschieden war, starb Wolsey an der Ruhr (28. November 1530).

Rasch folgten jetzt die gegen das Papstthum gerichteten Streiche aufeinander. Seit dreizehn Jahren hatte die Reformation nicht bloß Deutschland, sondern auch alle Nachbarländer in Bewegung gesetzt. In England wirkten dieselben Hebel, wie in den übrigen germanischen Staaten Europa's. Der Glaube an die päpstliche Gewalt war erschüttert und der Kampf, den der König selbst mit ihr begann, gab ihr schnell für England den Todesstoß. Die Kirchenversammlung (convocation) erklärte Heinrich VIII. (1531) für den Beschützer und das oberste Haupt der Kirche und der Geistlichkeit Englands. Zwar fügte sie die Klausel hinzu: „soweit es vom Gesetze Christi erlaubt ist." Diese vermochte jedoch um so weniger das Gewicht eines solchen Beschlusses zu vermindern, als bald ähnliche und noch tiefer eingreifende Schritte gegen die päpstliche Gewalt nachfolgten. Im Jahre darauf (1532) erkannte das Parlament dem Papste die Annaten*) und ersten Früchte ab und dem Könige zu. Sie hatten dem Papste seit den Zeiten Heinrich's VII. nicht weniger, als 160,000 Pfund eingebracht.

Am 14. November dieses Jahres vermählte sich Heinrich VIII. mit Anna Boleyn. In diesem Schritte lag entschiedener, als in jedem andern ein vollständiger Bruch mit Rom. Am 12. April 1533 machte der König seine Vermählung öffentlich bekannt, nach-

*) S. Weltgeschichte Buch VI. §§ 83, 84.

dem das Parlament kurz zuvor alle Berufungen an den Papst, in Sachen betreffend Ehescheidung, Testamente und welche sonst vor die geistlichen Gerichte gehörten, verboten hatte Der Erzbischof von Canterbury, Cranmer, erklärte die Ehe Heinrich's mit Katharina von Aragon für nichtig. Der König ließ Anna Boleyn feierlich krönen und kurz darauf (7. Sept. 1533) gebar sie ihm eine Tochter, die nachher so berühmte Königin Elisabeth.

Der Papst dagegen erklärte die von Cranmer ausgesprochene Scheidung und die Ehe Heinrich's mit Anna Boleyn für nichtig. Im folgenden Jahre (1534) excommunicirte er sogar den König von England. Doch die Zeit war verschwunden, da die Donner des Vaticans in England Schrecken verbreiteten. Die Versammlungen der weltlichen und geistlichen Stände erließen eine Reihe von Beschlüssen, durch welche die kirchliche Obergewalt des Königs gesichert wurde. Das Parlament bestätigte den Ausspruch des Erzbischofs von Canterbury, welcher die Ehe Heinrich's und Katharina's für nichtig erklärt hatte, und ordnete an, daß die Krone den Kindern aus seiner Ehe mit Anna Boleyn zufallen sollte. Die päpstlichen Verwünschungen hatten keine andere Folge, als des Königs Vorliebe für Rom mehr und mehr zu erschüttern und ihn nach und nach in einen entschiedenen Gegner des Papstes umzuwandeln.

Heinrich VIII. hatte sich durch seine Eitelkeit verleiten lassen, in der ersten Zeit der Reformation persönlich in einer Streitschrift Partei wider Luther zu ergreifen. Zum Danke dafür ertheilte ihm der Papst den Titel: Vertheidiger des Glaubens (Defensor fidei). Luther aber antwortete dem Könige nicht blos in groben Worten, wie gewöhnlich, sondern auch in so verletzender Weise, daß der von seinen Schmeichlern verwöhnte Heinrich einen dauernden Grimm gegen ihn und die ganze von ihm angeregte Bewegung faßte. Als Luther etwas zur Besinnung kam, sah er wohl ein, daß er durch seine Heftigkeit der von ihm vertretenen Sache der Reformation großen Schaden gethan habe. Vergebens entschuldigte er sich später. Der übele Eindruck war gemacht. Heinrich handelte nicht nach Vernunftgründen, sondern nach den Eingebungen seiner Leidenschaften. Ohne den Streit mit Luther hätte sich Heinrich wahrscheinlich der Reformation in die Arme geworfen, um sich am Papste zu rächen. Allein die vorgefaßte Meinung, welche der König gegen den Wittenberger Reformator hegte, veranlaßte ihn einen Mittelweg zwischen diesen seinen beiden Gegnern einzuschlagen. Er sagte sich von der Herrschaft des Papstes, allein nicht von den Glaubenssätzen desselben los. Das englische Volk, welches in seiner Entwickelung dem Könige vorangeeilt war, freute sich des eingetretenen Bruches, und gründete darauf die Hoffnung weiterer Reformen. Vergebens bemühten sich die Anhänger der alten Kirche, König und Papst wieder auszusöhnen. An der Spitze der Fortschrittspartei stand die Königin Anna Boleyn, welche, nachdem sie mit der Schwester Heinrich's, als diese Ludwig XII. ehelichte nach Frankreich gekommen war, eine Zeit lang im Hause*) der Margaretha, der Begünstigerin der Reformation gelebt und dort ohne Zweifel die ersten Keime der neuen Lehre in sich aufgenommen hatte. Cranmer, Erzbischof von Canterbury und Thomas Cromwell, der Staatssecretär, waren beide der Reformation günstig gestimmt, mußten sich aber wohl hüten, ihre Gesinnungen laut werden zu lassen, da der König oft noch Anfälle von „Rechtgläubigkeit" bekam, die sich in blutiger Verfolgung Andersglaubender kund thaten. Der Herzog von Norfolk und Gardiner, Bischof von Wincheſter waren die Häupter der katholischen Partei, welche am liebsten ganz England wieder unter das päpstliche Joch gebracht hätten, und auf den Augenblick lauerten, ihre Gegner zu stürzen.

Katholische Schriftsteller bemühen sich die geistige Bewegung England's auf den Ehescheidungs-Proceß Heinrich's VIII. zurückzuführen. Allein dieser hätte es nimmermehr gewagt, aus Veranlassung desselben mit Rom zu brechen, wäre er nicht der Zustimmung

*) Herzogin von Alencon, später Königin von Navarra, Franz I. Schwester. S. oben § 64, S. 427.

ſeines Volkes gewiß geweſen. Die engliſche Nation freute ſich dieſes Bruches nur weil ſie daraus die Hoffnung ſchöpfte, der König werde ſich der Reformation anſchließen. Unabhängig von Heinrich VIII. und ſogar im Widerſpruch mit den von ihm ausgeſprochenen Anſichten hatte die neue Lehre in England Wurzeln geſchlagen. Tindal, Joye, Conſtantine und andere hatten in dieſer Richtung gewirkt, als der König noch, ſtolz auf den ihm vom Papſte bewilligten Titel der Reformation mit aller Kraft widerſtrebte. Namentlich trug Tindal's Bibel-Ueberſetzung viel zur Verbreitung der neuen Lehre in England bei.

Wolſey hatte die Anhänger der Reformation nicht verfolgt. Allein ſein Nachfolger Sir Thomas More war ein bigotter Katholik. Er ließ die Leute ſtrafen, welche ihre Kinder das Vater Unſer in engliſcher Sprache lehrten, oder welche das neue Teſtament in engliſcher Sprache laſen, oder gegen die Wallfahrten eiferten. Wer verfolgte Prediger bei ſich aufnahm, die Faſten verſäumte, oder gegen die Laſter der Kirche ſprach, war ſeines Lebens nicht ſicher. Jakob Bainham, einen Rechtsgelehrten, ließ Thomas More geißeln, foltern und ſpäter verbrennen, einem Prieſter, Namens Thomas Bilney bereitete er daſſelbe traurige Ende. Doch erreichte der grauſame Miniſter durch dieſe und andere Hinrichtungen, welche er anordnete, ſeine Zwecke nicht. Im Gegentheile mehrten ſich ſelbſt im Angeſichte der brennenden Scheiterhaufen die Anhänger der Reformation.

Da die katholiſche Partei mit Hülfe des Henkers nichts ausrichtete, verſuchte ſie es mit Wundern. Eliſabeth Barton von Aldington in Kent mußte ſie verrichten. Eine Zeit lang machten die mit ihr verbundenen Mönche und Weltgeiſtlichen treffliche Geſchäfte. Mehrere Biſchöfe, ſogar Werham, Erzbiſchof von Canterbury, der damals noch lebte, und Fiſcher, Biſchof von Rocheſter, hatten ihre Hände im Spiele. Sie brachten das „heilige Mädchen von Kent" dazu, daß ſie gegen die neue Lehre und des Königs damals beabſichtigte Scheidung von Katharina prophezeite. Das nahm Heinrich VIII. ſehr übel und ließ die ganze Sippſchaft einſperren. Der geſpielte Betrug kam bald zu Tage. Eliſabeth Barton und mehrere ihrer Anhänger, welche mit ihr nicht bloß religiöſen, ſondern auch geſchlechtlichen Umgang getrieben hatten, büßten dafür mit ihrem Leben.

Die katholiſche Partei erhielt dadurch einen neuen Stoß. Der Glaube an die Wunder ihrer Kirche wurde erſchüttert und die Anſicht mehr und mehr verbreitet, manche andere ſeien nicht beſſer begründet, als diejenigen der Eliſabeth Barton. Den König trieb die Entdeckung dieſer Betrügereien, dem Papſtthum mit mehr Nachdruck entgegen zu treten. Das Parlament hatte jeden Verſuch, den König ſeiner Würde oder Titel zu berauben, für Hochverrath erklärt. Auf den Grund dieſes Geſetzes ließ Heinrich VIII. verſchiedenen Perſonen, und namentlich dem Biſchof Fiſcher und Thomas More, den Prozeß machen und hinrichten (1535). Beide mußten jetzt zu ihrem Schaden erfahren, daß es eine gefährliche Sache ſei, den Geiſt religiöſer Verfolgung anzuregen. Nur zu ſchnell wird aus dem Verfolger der Verfolgte.

Der Papſt hatte gehofft, den Fiſcher dadurch zu retten, daß er demſelben den Kardinalshut ſchickte. Als dieſes nichts half, erließ er gegen Heinrich VIII. eine jener wuthſchnaubenden Bullen, welche im ſechszehnten Jahrhundert nur die Unmacht der Päpſte anſchaulich machten. Er lud den König und ſeine Anhänger nach Rom vor. Für den Fall ihres Ausbleibens excommunicirte er ſie, erklärte den König ſeiner Krone verluſtig, ſeine Nachkommen von Anna Boleyn für ungeſetzlich und alle Bündniſſe deſſelben mit katholiſchen Fürſten für aufgelöſt. Zugleich legte er das Interdict auf deſſen Reich, ſchenkte es jedem, der ſich deſſen bemächtigen wolle, befahl dem Adel, gegen Heinrich die Waffen zu ergreifen, ſprach die Unterthanen des Königs des geleiſteten Eides der Treue los, verfügte, daß keine Nation mehr mit England Handel treiben und daß jeder berechtigt ſein ſolle, die Engländer zu Sklaven zu machen und ſich deren Habe anzueignen.

Auf diesen leeren Wortschwall antwortete Heinrich VIII., indem er Anstalten machte, die Klöster aufzuheben und den Druck der englischen Uebersetzung der Bibel selbst veranlaßte. Es waren damals 555 Klöster in England, welche den zwanzigsten Theil des ganzen Einkommens vom Grunde und Boden des Reiches bezogen. Indem der König deren Vermögen, mit Zustimmung des Parlaments einzog, verminderte er wesentlich die Macht der Geistlichkeit.

Mittlerweile war Katharina von Aragon gestorben (6. Januar 1536) und Heinrich faßte eine Zuneigung für Johanna Seymour, eines der Hoffräulein der Königin. Die katholische Partei gründete darauf neue Siegeshoffnungen. Die Lady Rochefort, die Schwägerin der Königin, welche mit ihr auf gespanntem Fuße lebte, ein schändliches Weib, wie sich später herausstellte, hetzte den leicht entzündlichen Heinrich gegen seine Gemahlin auf, und stellte ihm die durchaus unschuldigen, aber freundlichen Beziehungen, in welchen diese mit ihrem Bruder, dem Lord Rochefort und mehreren Hof-Cavalieren stand, als verbrecherisch dar. Ihr eigener Onkel, der Herzog von Norfolk, ein fanatischer Katholik, verschwor sich gegen sie. Vergebens suchte Cranmer die unglückliche zu retten. Der König, welcher sich von Anna Boleyn losmachen wollte, ging auf die Einflüsterungen ihrer Feinde bereitwillig ein. Feile Richter verurtheilten sie, ihren Bruder, Lord Rochefort und vier junge Leute zum Tode. Anna Boleyn's Haupt fiel (19. Mai 1536). Tags darauf vermählte sich Heinrich mit Johanna Seymour. Sie gab ihm (12. Oktober 1537) einen Sohn, den nachherigen Eduard VI., starb aber selbst schon wenige Tage nachher.

Die geistlichen und weltlichen Stände, weit entfernt, des Königs Launen und Willkür einige Schranken zu setzen, überboten sich in Beweisen ihrer Unterwürfigkeit. Sie hießen alles gut, was er gethan hatte. Das Parlament verlieh ihm und sogar jedem seiner Nachfolger das Recht, Parlamentsbeschlüsse, die vor seinem vier und zwanzigsten Jahre erlassen worden sein mochten, umzustoßen. Die sechs Artikel, welche die Convocation annahm, waren eine Mischung katholischen und protestantischen Unsinns, welche zu erkennen gab, daß in den oberen Regionen wenigstens beide Religionsparteien sich die Wage hielten. Sie hatten, wie alle Glaubensregeln, blutige Verfolgungen in ihrem Geleite. Vergebens hatten sich Cranmer und Thomas Cromwell der Annahme derselben widersetzt. Sie vermochten nicht, sie zu verhindern. Doch milderten sie die Härte in deren Ausführung, so weit es in ihren Kräften stand. Die Protestanten trugen das auf ihnen ruhende Joch mit Geduld, weil sie sahen, daß ihre Partei, wenn auch langsam, doch sicher vorwärts schritt. Die Katholiken dagegen, aufgehetzt durch die aus ihren Klöstern vertriebenen Mönche, griffen in Lincolnshire an der schottischen Grenze zu den Waffen. Sie wurden ohne große Mühe zu Paaren getrieben. Die Aufhebung der Klöster wurde nur mit um so größerm Nachdruck verfolgt. Nachdem die kleineren eingezogen waren, hatten die größeren dasselbe Schicksal. Die bedeutenden Einkünfte, die sich der König erwarb, verschleuderte er auf die gewissenloseste Weise. Bei Gelegenheit der angestellten Visitationen kamen unzählige Betrügereien zu Tage, mit deren Hülfe die Mönche gesucht hatten, die gläubige Menge auszubeuten.

Der Papst, auf's äußerste erbittert, ließ die früher noch nicht verkündete Excommunicationsbulle veröffentlichen. Hand in Hand mit diesem Bannstrahl ging ein Versuch, welchen der Kardinal Pole machte, sich des, nach päpstlichen Begriffen erledigten englischen Thrones zu bemächtigen. Als Enkel des Herzogs von Clarence *) glaubte er Ansprüche auf dieselbe zu haben. Durch ein Ehebündniß mit Heinrich's Tochter Maria sollten diese bestärkt werden. Doch Heinrich's Minister waren wachsam. Sie entdeckten die Einverständnisse, welche Pole in England hatte, und ließen die Verschworenen die Macht des

*) S. Weltgeschichte Buch VI., § 60.

Königs bitter empfunden. Der Bruder des Kardinals, Gottfried de la Pole, rettete durch Verrath ſein Leben. Mehrere andere Herren vom höchſten Stande erlitten die Todesſtrafe. Reginald Pole ſelbſt war in Italien. Ihn konnte des Königs Arm nicht erreichen.

Thomas Cromwell hoffte, die gereizte Stimmung des Königs dazu benutzen zu können, ihn mit den deutſchen Proteſtanten inniger zu verbinden. Er ſchlug daher Heinrich VIII. vor, die Anna von Cleve, deren Vater Mitglied des ſchmalkaldiſchen Bundes und deren Schweſter Sybilla Gattin des Kurfürſten von Sachſen war, zu ehelichen (1539). Leider war ſie aber nicht ſo ſchön, als der König erwartet hatte, und verſtand überdieß nicht die engliſche Sprache. Heinrich VIII. ließ ſich daher gleich wieder von ihr ſcheiden. Cromwell fiel in Ungnade, und wurde folgeweiſe kurz darauf hingerichtet.

Heinrich VIII. zeigt uns deutlicher, als irgend ein anderer geſchichtlicher Charakter die Stufen, auf welchen der Menſch immer tiefer in den Pfuhl des Verbrechens ſinkt, wenn er ſeinen Leidenſchaften die Zügel ſchießen läßt, und keine äußere Gewalt ihn hemmt. Um die Anna Boleyn ehelichen zu können, ließ er ſeine Ehe mit Katharina von Aragon für nichtig erklären. Daß er ſich über die unſinnigen Beſtimmungen der katholiſchen Kirche in Betreff der ſacramentalen Eigenſchaft der Ehe hinwegſetzte, und lieber mit dem ganzen Papſtthum brach, als daß er länger deſſen Ehevorſchriften befolgte, war wohl zu entſchuldigen. Allein er hätte beſſer gethan, die Mißſtände, welche ſeine Ehe nach ſich ziehen mußte, früher zu erwägen. Als der Tyrann ſeiner zweiten Frau müde war, begnügte er ſich nicht damit, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen. Die Verhandlungen in Betreff der Scheidung von ſeiner erſten Frau nahmen viele Jahre in Anſpruch. Mit Anna Boleyn verfuhr er viel raſcher. Er ließ ſie köpfen und Tags darauf heirathete er ſchon die Johanna Seymour. Den Kardinal Wolſey, welcher ihm die Heirath mit Anna Boleyn erſchwerte, verſetzte er zwar in Anklagezuſtand. Er ließ ihn verurtheilen, allein doch nicht hinrichten. Deſſen Nachfolger Thomas Cromwell, welcher ihm nach dem Tode der Johanna Seymour die Anna von Cleve empfohlen hatte, büßte mit ſeinem Kopfe dafür, daß ſie nicht dem Geſchmacke des Despoten entſprach. Anna von Cleve kam mit dem Leben davon, weil ſie die Tochter eines angeſehenen deutſchen Fürſtenhauſes war und mächtige Verwandte hatte. Seine fünfte Frau, Katharina Howard, ließ Heinrich VIII. nebſt ihren früheren Liebhabern hinrichten (1542), obgleich ihr nicht vorgeworfen werden konnte, daß ſie dem Könige die Ehe gebrochen habe. Bei dieſer Gelegenheit ſtellte es ſich heraus, daß die Lady Rocheſort, auf deren Ausſagen hin Anna Boleyn das Leben verlor, die unzüchtigen Vergnügungen der Katharina Howard begünſtigt hatte. Sie büßte dafür mit dem Leben. Katharina Parr, ſeine ſechſte Frau, rettete ihr gefährdetes Leben nur dadurch, daß ſie von der gegen ſie gerichteten Anklage Kenntniß erhielt, und den König glauben machte, ſie habe ihm widerſprochen, um ſeiner Belehrung theilhaftig zu werden. Dieſe Kriegsliſt beſchwichtigte die augenblickliche Lebensgefahr, und bevor eine neue Laune des Königs eine andere erzeugte, ſtarb Heinrich VIII.

In den letzten Jahren ſeines Lebens ſchlug er in vielen und hochwichtigen Beziehungen vollſtändig um. Er gerieth in Krieg mit Schottland und verband ſich wieder mit Karl V. gegen Frankreich (1542), nachdem er lange Jahre (ſeit 1526) umgekehrt mit Franz I. gegen den Kaiſer verbunden geweſen war. Er ſtellte das Recht ſeiner beiden Töchter Maria und Eliſabeth, ihm auf dem Throne Englands nachzufolgen, wieder her (1544), das er ſelbſt früher umgeſtoßen hatte. Kurz vor ſeinem Tode ſchloß er Frieden mit Frankreich und Schottland (1546). Im Innern fuhr Heinrich VIII. fort, ſeine Glaubensanſichten mit Gewalt geltend zu machen. Trotz den Bemühungen Cranmer's fielen manche Opfer, welche die Maſſen einſchüchterten und alle Freiheit der Erörterung religiöſer Fragen im Keime erſtickten.

Die Reformation in Deutschland und allen anderen Ländern, welche sie ergriffen, litt an dem großen Mangel, daß ihr nicht gestattet wurde, auch nur einigermaßen sich abzuklären. Lange bevor der geistige Kampf sein Ende, oder auch nur einen Ruhepunkt erreicht hatte, schritten die weltlichen Gewalten ein, und setzten ihm ein Ziel, entweder indem sie einen bestimmten Lehrbegriff feststellen ließen, den sie durch die strengsten Strafgesetze aufrecht erhielten, oder indem sie einen Vertilgungskampf begannen, welcher die geistige Bewegung in das Geleise des Krieges und der Selbstvertheidigung brachte. In keinem Lande wurden jedoch der Entwickelung der neuen Lehre so enge Schranken gezogen, als in Britanien. In Deutschland dauerte die geistige Gährung doch vom Jahre 1517 bis 1530, von dem ersten Schritte Luthers bis zum Augsburger Reichstage, und auch nachher bis zum Passauer und Augsburg'schen Religionsfrieden (1552 und 1555), wenn auch in verminderter Kraft. Eine derartige Zeit freier oder doch nur wenig beschränkter geistiger Bewegung hatte England nicht. Während in Deutschland der Grund zur Reformation gelegt wurde, in den Jahren 1517—1529, stand Heinrich VIII. noch auf Seiten des Papstthums, und später, als er mit diesem brach, übte er eine solche Schreckensherrschaft, daß ein geistiger Kampf nicht möglich war. Die blutige Maria ließ einen solchen noch weniger zu, und selbst unter Eduard VI. und Elisabeth wurde dem Volke nur ein sehr geringer Einfluß auf die Entwickelung der neuen Religions-Verfassung gestattet. Die Könige machten der Nation einige Zugeständnisse von oben herab, ohne jemals derselben eine auch nur annäherungsweise freie Besprechung der in Streit befangenen Religionsfragen zu gestatten. Als endlich unter Jakob I. und Karl I. das Volk sich selbst einige Freiheit nahm, waren die protestantischen Religionsbegriffe schon so verknöchert, daß vorurtheilsfreie Prüfung derselben nicht mehr möglich war.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß in England die Reformation weniger von dem Unrathe des mittelalterlichen Christenthums wegfegte, als in den meisten übrigen protestantischen Ländern. Was zur Zeit Heinrich's VIII. versäumt worden war, ließ sich später nicht wieder einholen. Die ersten Anfänge der englischen Reformation standen in zu innigem Zusammenhang mit den ehelichen Verhältnissen Heinrich's VIII., als daß sie einen kräftigen Aufschwung hätten nehmen können. Die persönlichen Abneigungen und Zuneigungen des Königs und die besonderen Ehegesetze, welche denselben Schranken zogen, fielen in die Wagschale der Entwickelung nicht minder schwer, als die religiösen Bestrebungen der gesammten englischen Nation.

Jede Abweichung von den Gesetzen der Natur führt mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit früher oder später zu Schandthaten und Verbrechen, welche in demselben Maße größer sind, als die Gesetze selbst wichtige Beziehungen des Lebens berühren. Die Ehe, wenn wir von derselben allen geistlichen Hokus-Pokus und weltlichen Zwang fern halten, ist eine den Gesetzen der Natur entsprechende Einrichtung, die wir nicht blos bei allen Menschen, sondern auch bei den meisten, höheren Thiergattungen finden. Heinrich VIII. macht uns aber anschaulich, daß ein zu strenges Festhalten an derselben, den Umständen nach, größere Verletzungen zur Folge haben kann, als eine vollständige Nichtachtung ihrer Vorschriften. Weder Franz I. von Frankreich, trotz aller seiner Buhlerinnen, noch Karl I., dessen uneheliche Kinder lebende Zeugen seiner geheimen Schwächen waren, noch irgend ein anderer Zeitgenosse Heinrich's VIII., wurde durch den Geschlechtstrieb zu so schweren Verbrechen gedrängt, als dieser.

Wäre Heinrich VIII. nur ein Wollüstling gewesen, so hätte er die schändlichsten Verbrechen seines Lebens nicht begangen. Allein er war auch abergläubisch. Seine Anhänglichkeit an die meisten Lehrsätze der römischen Kirche brachte über seine Umgebungen und ganz England mehr Jammer und Unglück, als alle seine übrigen Laster zusammen genommen.

Daß er dem Papſtthum und dem Mönchsweſen in England ein Ende machte, gereichte ihm zur Ehre, obgleich dieſe größer, wenn ſeine Beweggründe reiner geweſen wären. Immerhin erforderte der Kampf, den er begann, eine gewiſſe Erkenntniß ſeiner Zeit, Muth und Entſchloſſenheit. Vor und nach Heinrich VIII. empfanden viele Fürſten das päpſtliche Joch ſehr ſchmerzlich, ohne daß ſie gewagt hätten, es zu brechen.

Den Vergleich mit ſeinen beiden Zeitgenoſſen, Karl V. und Franz I. kann Heinrich VIII. ganz wohl aushalten. Er war nicht ein ſyſtematiſcher Despot, wie der erſtere und nicht eroberungsſüchtig, wie der letztere. Er gab dem Zeitgeiſte wenigſtens etwas nach, während dieſe beiden Fürſten ihm mit voller Kraft widerſtrebten. Er ſchlachtete nicht ſo viele Menſchen am Altar des Aberglaubens, als Karl V und opferte nicht ſo viele auf dem Felde des Krieges, als Franz. Er war kein Heuchler, wie der Habsburger und kein leichtfertiger Menſch, wie Franz I. Ungeachtet aller ſeiner Gewaltthätigkeiten und Launen litt England unter ihm bei weitem nicht ſo ſehr, als Spanien, Italien und die Niederlande unter Karl, und Frankreich unter Franz.

Allerdings wüthete Heinrich VIII. weit ſchlimmer gegen ſeine nächſten Angehörigen, ſeine Frauen, Miniſter und perſönliche Bekannten, als Karl V. oder Franz I. Allein den Maßſtab der Wirkſamkeit eines Königs bietet uns ein ganzes Land, und nicht der enge Kreis der Familie und Höflinge, in welchem er ſich gewöhnlich bewegte. Das engliſche Volk machte während der Regierung Heinrich's VIII. an Bildung und Wohlſtand Fortſchritte, während Karl V. den Grund zum Verderben Spaniens und zum Aufſtande der Niederländer legte, und Franz I. durch ſeine Kriege die Hülfsquellen Frankreichs erſchöpfte, und die von ihm eingeſchlagene Richtung den Weg zur Bartholomäusnacht eröffnete.

Heinrich's VIII. großer Fehler war ſein Mangel an Selbſtbeherrſchung. Wo dieſem durch die Macht äußerer Verhältniſſe Schranken gezogen wurden, wie z. B. in ſeinem Kampfe gegen Rom, verfuhr er mit großer Umſicht. Wo aber ſtatt eines Gegengewichtes, das ihn zurückgehalten hätte, fremde Einflüſterungen und fein geſponnene Ränke ihn vorwärts trieben und reizten, brach ſich ſein natürliches Ungeſtüm in Verbrechen Bahn, die ſein Andenken auf immer beflecken. Der gerichtliche Mord, den er an ſeiner Gemahlin Anna Boleyn, deren Bruder und Verehrern, an ſeinem treuen Rathgeber Thomas Cromwell, an der Mutter Reginald Pole's und vielen anderen beging, fällt zwar mehr den Ränkeſchmieden zur Laſt, die ihn dazu drängten, als ihm ſelbſt. Die Verantwortlichkeit dafür bleibt aber doch auf ihm haften. Ein Wort von ihm hätte alle dieſe Opfer der Verfolgungsſucht ihrer Feinde gerettet. Heinrich VIII. war mehr verſchwenderiſch, als habgierig, mehr heftig und zornig, als ungerecht. Er war gewaltthätig, aber nicht boshaft, abergläubiſch, aber kein Heuchler, launenhaft, aber im allgemeinen nicht grauſam. Er verzieh leichter, als die meiſten Fürſten ſeiner Zeit, und war nur dann unerbittlich, wenn ſeine heftigen Neigungen durch boshafte Menſchen aufgeſtachelt wurden. Manche Fehlgriffe, zu denen er ſich hatte hinreißen laſſen, machte er ſpäter wieder gut, wie z. B. die Ausſchließung ſeiner beiden Töchter von der Nachfolge, die große Härte des Geſetzes der ſechs Artikel u. ſ. w. Von Männern, die er für rechtlich hielt, wie z. B. den Erzbiſchof Cranmer, ließ er ſich manchen Widerſpruch gefallen. Doch beſaß er weder Scharfblick, noch Selbſtſtändigkeit genug, ſich den verderblichen Einflüſſen ſeiner Höflinge zu entziehen. Nach Wolſey gewann keiner mehr einen dauernden Einfluß auf ihn. Je nachdem dieſer oder jener aber ſein Ohr beſaß, neigte er ſich mehr auf katholiſche oder proteſtantiſche Seite, war er mehr für harte oder milde Maßregeln empfänglich.

Es iſt ſehr verkehrt, einen König nach den Geſetzen zu beurtheilen, die er veranlaßte oder gab. Weit richtiger als dieſe, iſt deren Vollziehung. Man hat mit Recht geſagt, kein Engländer hätte am Leben bleiben können, wenn die von Heinrich VIII. gegebenen

Gesetze streng vollzogen worden wären. Die härtesten derselben waren nur Vogelscheuchen, welche wenig Schaden anrichteten. Nicht diese, sondern die im Widerspruch mit allen Gesetzen angeordneten Hinrichtungen bilden die dunkelsten Seiten im Leben Heinrich's VIII. Trotz derselben wurde die Rechtspflege unter ihm sehr verbessert. Die Sicherheit der Personen und des Eigenthums nahm zu. Der Wohlstand des Volkes hob sich. Im allgemeinen war der König nicht unbeliebt beim Volke. Er stützte seine Macht auf die Parlamente und die Versammlungen der Geistlichen, die er namentlich in seinen letzten Zeiten sehr häufig berief. Alle seine wichtigsten Regierungshandlungen gründeten sich auf deren Beschlüsse.

Als er starb (in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar 1547) zählte Heinrich fünf und fünfzig Jahre, von welchen er sechs und dreißig auf dem englischen Throne gesessen hatte.

79. Eduard VI. (1547—1553).

Der von den christlichen Pfaffen erfundene Unsinn konnte nur durch die künstliche Organisation, deren Spitze das Papstthum und dessen wirksamste Vertheidiger die Mönche waren, aufrecht erhalten werden. Indem Heinrich VIII. mit dem Papstthume brach und die Klöster England's aufhob, entzog er der ganzen katholischen Glaubenslehre ihren Grund und Boden. Die Bischöfe, welche den Papst nicht mehr als ihr Haupt betrachten durften, verloren den Stützpunkt, den sie früher in Rom gehabt hatten. Der König konnte ihnen denselben nicht ersetzen. Denn wer diesen als Haupt der Kirche betrachtete, trennte sich von dem Papstthume. Die englischen Bischöfe spalteten sich daher sofort in zwei Abtheilungen, von denen die eine nur zum Scheine sich den Machtgeboten Heinrich's VIII. unterwarf, allein mit aller Kraft darnach strebte, sobald als möglich die Herrschaft des Papstes wieder einzuführen, während die andere den Riß unheilbar zu machen suchte. Die einen wollten die alte Glaubenslehre festhalten, die anderen wurden mit unwiderstehlicher Gewalt gedrängt, sich den Reformbewegungen anzuschließen, welche damals ganz Europa durchzuckten. Wenn es sich dabei nur um den Glauben gehandelt hätte, so wäre die Entwickelung ohne Zweifel sehr ruhig von Statten gegangen. Allein es standen dabei Würden und Ehren, Pfründen und Zehnten auf dem Spiele. Habgier und Ehrgeiz mischten sich in den Glaubensstreit, brauchten Gewalt, drohten mit Todes- und Kerker-Strafen. Leib und Leben wurden von dem Bekenntnisse abhängig gemacht.

Schon unter Heinrich VIII. wurden mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Stände viele Glaubenssätze der katholischen Kirche, namentlich die sogenannten Sacramente der Ehe, letzten Oelung, Firmung und Priesterweihe, und sogar die Tradition, diese reichste Quelle des römischen Dogma's, mit deren Hülfe sich jedes von Vater auf Sohn übergegangene Ammenmährchen für göttliche Wahrheit ausgeben ließ, aufgegeben. Viele der von den Protestanten des Festlandes einstimmig verworfenen Lehren dagegen waren noch beibehalten worden. Die Frage, um welche sich das Wohl und Wehe England's drehte, war: vorwärts zur Reformation, oder rückwärts zum Papstthum? Heinrich VIII. hatte sie mit Gewalt in der Schwebe erhalten, allein den Fortschritt namentlich dadurch selbst angebahnt, daß er die Klostergüter weg gegeben und deren gesicherten Besitz von dem Siege der Reformation abhängig gemacht. In dem von Heinrich VIII. angeordneten Regentschaftsrathe hatten die Protestanten das entschiedene Uebergewicht. Zwar galt der Kanzler Wriothesely, welcher in demselben Sitz hatte, für einen entschiedenen Katholiken, allein er wurde eben deßhalb von der Mehrzahl schnell entfernt. Der Graf von Hartford, welcher später zum Herzoge von Somerset erhoben wurde, riß bald unter dem Titel eines Protectors

die ganze vormundſchaftliche Gewalt an ſich, umgab den jungen König, welcher erſt neun Jahre zählte, mit Proteſtanten und machte dem Schaukelſyſteme Heinrich's VIII. ein Ende, indem er, wenn auch langſam, doch ſicher auf der Bahn der Reformation vorwärts ſchritt. Der Erzbiſchof von Canterbury, Cranmer, ſtand ihm hülfreich zur Seite. Gardiner, Biſchof von Wincheſter, trat ihm zwar mit Nachdruck entgegen. Doch vermochte er nicht den Strom aufzuhalten, welcher in der Richtung der Reformation floß. Somerſet ſchickte in Uebereinſtimmung mit Cranmer Commiſſäre in alle Grafſchaften England's, welche den Auftrag erhielten: dem unſittlichen und unregelmäßigen Leben der Geiſtlichen ein Ende zu machen, den alten Aberglauben abzuſchaffen und den Gottesdienſt den Formen der Reformirten mehr anzunähern. Die Bilder, welche die Katholiken abergläubiſch verehrt hatten, wurden aus den Kirchen entfernt, die Meſſe abgeſchafft und die Predigt an deren Stelle geſetzt.

Während die Reformation in ſolcher Weiſe ruhig in England voranſchritt, brach wieder ein Krieg mit Schottland aus. Der Herzog von Somerſet ſchlug das feindliche Heer bei Pinkey (10. September 1549). Sein Bruder, der ehrgeizige Lord Seymour, ſuchte in der Abweſenheit des Protectors, dieſen zu ſtürzen und ſich an deſſen Stelle zu ſetzen. Doch Somerſet kehrte raſch nach London zurück, unterdrückte die gegen ihn gerichteten Kabalen und bewirkte, nachdem mehrere Verſuche, ſeinen Bruder ohne Blutvergießen zu entfernen, geſcheitert waren, daß er von dem Parlamente zum Tode verurtheilt wurde. Der Graf von Warwick, welcher damals ſchon weitausſehende Pläne, ſeine Macht zu vergrößern, hegte, ſchüttete Oel in die Flamme des Bruderzwiſtes. Somerſet war ſchwach genug, ſich noch mehr aufreizen zu laſſen. Er begnügte ſich nicht damit, ſeinen Bruder unſchädlich zu machen. Er ließ das Todesurtheil vollziehen (1549). Nur zu bald hatte er Urſache es zu bereuen.

Daſſelbe Parlament, welches das Todesurtheil über Lord Seymour geſprochen hatte, führte eine neue Liturgie in England ein, ſchaffte das Prieſter-Cölibat ab, und legte dadurch den Schlußſtein zu derjenigen Religion, welche ſeither in England unter dem Namen der biſchöflichen beſteht. Je weniger dieſelbe dem Geiſte der Wahrheit entſpricht, deſto mehr fühlten die Gründer des neuen Glaubens das Bedürfniß, jede Prüfung derſelben zu verhindern. Kaum hatten ſie ſelbſt aufgehört, als Ketzer verfolgt zu werden, ſo ertheilten ſie dem Primas von England und einigen andern Perſonen den Auftrag, „Wiedertäufer, Ketzer und Verächter des neu geſchaffenen Buches des allgemeinen Gebetes (book of common prayer) aufzuſuchen, ſie zu bekehren und im Falle ihrer Weigerung dem weltlichen Gericht zur Beſtrafung zu übergeben. Mit Hülfe ſolcher Gewaltmaßregeln hat ſich dieſes Gebetbuch, ſo haarſträubend auch der Unſinn iſt, den es enthält, bis auf den heutigen Tag in England erhalten. Die Zahl der Opfer, welche dieſem Buche geſchlachtet wurden, war zwar zur Zeit Eduard's VI. nicht groß, weil der junge König mit einer für ſein Alter ſeltenen Kraft ſich gegen derartige Grauſamkeiten ausſprach. Allein die Geſchichte berichtet uns doch zwei Hinrichtungen, welche ſtatt fanden, und welche das Andenken Cranmer's, der ſie durchſetzte, auf immer beflecken.

Die Männer, welche in Deutſchland, in den Niederlanden, in der Schweiz und in Frankreich den Saamen der Reformation ausſtreuten, hatten keinen hohen Rang und keine andere Gewalt, als diejenige ihres Geiſtes. Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin, Theodor Beza u. ſ. w. Sie wirkten unmittelbar auf das Volk und durch dieſes auf die Fürſten. Solche begeiſterte Glaubenshelden hatte England nicht. Tindal, Faye und Conſtantin konnten ſich mit ihnen nicht meſſen. Heinrich VIII., Thomas Cromwell, Cranmer, der Herzog von Somerſet und der Knabe Eduard VI. ſetzten die Reformation in England durch. Sie thaten den Maſſen nicht Gewalt an, im Gegentheile handelten ſie

in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der Nation. Von dieser ging aber bei weitem keine so kräftige Anregung aus, als von den übrigen Völkern, welche die Reformation ergriffen. In England wurde das Papstthum nicht durch die Massen, sondern durch die Herrscher gestürzt, und nicht durch die Massen, sondern durch die Herrscher die neue Glaubenslehre festgestellt. In Deutschland spielten die begeisterten Reformatoren die ersten und die Fürsten die zweiten Rollen, in England tauchten fast gar keine selbstständige große Geister auf. Das Volk war für die Reformation empfänglich, und nahm sie fast ohne Widerstreben an, als sie ihr geboten wurde. Großartige Bestrebungen, sie zu erringen, machte es nicht. Erst als die politischen Folgen der Bewegung anfingen hervorzutreten, trat es auf den Schauplatz und stritt mit Ausdauer und Kraft. So lange es sich um Glaubenssätze handelte, nahm es nur sehr geringen Antheil an den Kämpfen der Zeit.

England blieb daher unter einer drückenderen geistlichen Knechtschaft, als alle übrigen protestantischen Staaten. Die Herrschaft der katholischen Kirche wurde abgeschafft, allein nicht Freiheit, sondern eine protestantische Zwangsanstalt trat an deren Stelle. Je weniger die Gemüther von der geistigen Gährung ergriffen worden waren, desto unfähiger blieben sie, sich selbst zu bestimmen und die ihnen aufgedrungenen Glaubenssätze zu prüfen. So vererbte sich von Vater auf Sohn, wie früher der blinde Glaube an den Papst, so jetzt der blinde Glaube von die unter Eduard VI. aufgestellten Normen. Die Zeit der blutigen Maria und später der Revolution unterbrach zwar die Eintönigkeit des religiösen Lebens in England, ohne jedoch dasselbe wesentlich zu verändern. Der Abgrund, welcher zwischen der Vernunft und den englischen Glaubenslehren gähnte, war so tief und weit, daß daneben die kleinen Spaltungen der protestantischen Seeten, die sich später bildeten, verschwand. Das Volk nahm zwar in seiner Mehrzahl die ihm vorgeschriebenen Glaubensregeln an, jedoch ohne Begeisterung und Wärme.

In verschiedenen Theilen des Reiches erhob es sich sogar zu Gunsten des Papstthums. Als Heinrich VIII. die Klöster einzog, theilte er viele der obdachlosen Mönche den Gemeinden als Pfarrer zu, um ihnen nicht einen Reisegehalt geben zu müssen. Diese eiferten heftig gegen die neuen kirchlichen Einrichtungen, denn sie hatten allen Schaden und keinen Vortheil davon. Der König befreite sie nicht von dem auf ihnen ruhenden Joche des Cölibats und trieb sie aus ihren behaglichen Ruhestätten. In den Klöstern hatten die Armen da und dort einige Unterstützung gefunden, welche mit deren Einziehung aufhörte. Die Pächter hatten die Klösteriändereien meistentheils zu einem niederen Zins erhalten. Der Adel, welcher dieselben von Heinrich geschenkt erhielt oder kaufte, schraubte den Pachtschilling in die Höhe. Alle diejenigen, welche unter diesen Veränderungen litten, liehen dem Gepiärre der Mönche ein geneigtes Ohr. In Wiltshire, Devonshire und in Norfolk ließ sich das Volk aufhetzen (1549), und da der Krieg mit Schottland noch nicht beendigt und ein zweiter mit Frankreich ausgebrochen war, gewannen diese Aufstände an Bedeutung. Dennoch wurden sie ohne große Mühe nieder geschlagen. Der Graf von Warwick benutzte diese Gelegenheit, den Protector zu stürzen. Somerset hatte die mißvergnügten Bauern mit großer Schonung behandelt. Seine Feinde warfen ihm vor, er habe dadurch die Aufstände hervorgerufen. Statt seinen Gegnern mit Nachdruck zu begegnen, ließ er sich durch dieselben einschüchtern, nnd legte seine Würde nieder. Warwick schwang sich an Somerset's Stelle. Er verfuhr weit gewaltsamer, als sein Vorgänger jemals gethan hatte, setzte den Bischof Gardiner und mehrere andere ab, und richtete unter nichtigen Vorwänden große Verwüstungen unter den Kirchensammlungen von Westminster und Oxford an. Ungeachtet er die gemäßigten Gesinnungen Somerset's auf's heftigste angegriffen hatte, schloß er (1550) unter denselben Bedingungen mit Schottland und Frankreich Frieden, welche er, als der Protector sie vorgeschlagen, verworfen hatte. Er trat die Stadt Boulogne,

welche Heinrich VIII. den Franzosen abgenommen hatte, wieder ab, wofür diese 400,000 Kronen zahlten. Nicht zufrieden, den Herzog von Somerset gedemüthigt zu haben, machte er ihm und mehreren seiner Anhänger den Prozeß, brachte sie auf das Schaffot (1552) und trat dann mit seinen ehrgeizigen Plänen immer bestimmter hervor. Er ließ sich zum Herzoge von Northumberland ernennen, vermehrte seine Besitzungen durch heimgefallene Lehen und Kirchengüter und ging darauf aus, durch Veränderung der Thronfolge seine Macht auch über das Leben Eduard's hinaus zu verlängern.

Da es ihm gelungen war, den Protector, des Königs Oheim von mütterlicher Seite, mit seinem ganzen Anhange auf das Blutgerüste zu bringen, glaubte er, noch leichter des Königs machtlose Halbschwestern Maria und Elisabeth von der Thronfolge ausschließen zu können. Nach ihnen waren die Nachkommen der beiden Schwestern Heinrich's VIII., Margaretha, Gemahlin Jakob's IV. von Schottland und Maria, Gattin des Herzogs von Suffolk, die nächsten Erben. Die Nachkommen der ersteren hatte Heinrich VIII. in seinem Testamente stillschweigend übergangen. Northumberland glaubte daher auf dieselben gleichfalls keine Rücksicht nehmen zu müssen. Nach Beseitigung der Prinzessinen Maria und Elisabeth und der Enkelin Margarethen's, der Maria Stuart, hatte Franziska, Gräfin von Grey und Herzogin von Suffolk, den nächsten Anspruch auf die englische Krone. Diese verzichtete aber auf dieselbe zu Gunsten ihrer Tochter Johanna, welche mit dem vierten Sohne Northumberlands, Guilford Dudley vermählt wurde. Der ehegeizige Herzog gedachte, im Namen seiner Schwiegertochter England sicher beherrschen zu können. Er brachte es dahin, daß der minderjährige König unter Zustimmung des Regentschaftsrathes Patentbriefe ausstellte, in welchen er seine Halbschwestern Maria und Elisabeth von der Thronfolge ausschloß, und die Tochter der Herzogin von Suffolk, von welcher Johanna Grey die älteste war, zu seinen Nachfolgerinnen ernannte. Bevor übrigens die Sache dem Parlamente hatte vorgelegt oder sonst zur gehörigen Reife gebracht werden können, starb Eduard (6. Juli 1553).

§ 80. Maria (1553—1558).

Die von Northumberland ergriffenen Maßregeln waren durchaus nicht geeignet, seinen Plan in's wirkliche Leben einzuführen. Die Veränderung in der Thronfolge, welche er im Stillen hatte beschließen lassen, glich mehr einer Verschwörung, als einer gesetzlichen Bestimmung. Das englische Volk betrachtete die Prinzessinnen Maria und Elisabeth als die Nachfolgerinnen Eduard's VI. Nur durch eine öffentliche Verhandlung vor dem Parlamente konnte es auf andere Gedanken gebracht werden. Hätte Northumberland unter Bezugnahme auf die bekannten Gesinnungen der Prinzessin Maria bei dem Parlamente einen Antrag auf deren Ausschließung oder auf Bürgschaften für die Aufrechthaltung des protestantischen Glaubens gestellt, so wären beide Häuser wahrscheinlich darauf eingegangen, und ein entsprechender, mit königlicher Genehmigung versehener Parlamentsbeschluß hätte sich leicht durchführen lassen. Allein die königlichen Patentbriefe, durch welche die Prinzessinnen Maria und Elisabeth ausgeschlossen werden sollten, waren zur Zeit des Todes Eduard's VI. noch ein Staatsgeheimniß. Niemand war darauf vorbereitet, und selbst die Protestanten konnten mit deren Inhalte nicht zufrieden sein. Denn die Prinzessin Elisabeth, welcher dasselbe Schicksal zugedacht war, als ihrer älteren Halbschwester Maria, war damals schon ihr Liebling. Northumberland war verhaßt. Die Erinnerung an die blutigen Kämpfe der Häuser York und Lancaster waren noch in zu frischer Erinnerung, als daß die englische Nation geneigt gewesen wäre, sich der Gefahr ähnlicher Bürgerkriege blos zu stellen.

Northumberland irrte ſich, wenn er glaubte, durch Liſt und Heimlichkeit erreichen zu können, was er Mühe gehabt hätte, auf geſetzlichem Wege öffentlich durchzuführen. Er hoffte, ſich der beiden Prinzeſſinnen zu bemächtigen, indem er dieſelben hatte entbieten laſſen, ihren Bruder zu beſuchen, und den Tod Eduard's VI. geheim hielt. Der Graf von Arundel ſchickte aber der Prinzeſſin Maria Botſchaft von dem Tode ihres Bruders und den Plänen Northumberland's, und vereitelte dadurch deſſen Abſichten.

Johanna Grey hatte keine Ahnung von der ihr zugedachten Ehre und ſträubte ſich gegen deren Annahme, als ihr Vater und Schwiegervater ſie als Königin begrüßten. Allein ſie zählte erſt fünfzehn Jahre. Auf die Dauer vermochte ſie nicht den dringenden Bitten ihrer nächſten Angehörigen zu widerſtehen. Sie ließ ſich von ihnen in den Tower führen und dem Volke von London als Königin verkünden.

Doch mittlerweile hatte ſich um Maria der größere Theil der Nation geſchaart. Da es galt, den guten Willen der Proteſtanten zu gewinnen, hatte ſie kein Bedenken getragen, zu erklären, daß ſie nicht daran denke, die Geſetze Eduard's VI. zu ändern. Die leichtgläubigen Maſſen vertrauten dieſen Zuſicherungen. Die Prinzeſſin Eliſabeth, welche tiefer blickte, war durch Northumberland's Staatsſtreich gezwungen worden, ſich mit Marien auf's innigſte zu verbinden. Sie führte ſelbſt ihrer Schweſter eine Reiterſchaar von tauſend Mann zu. Suffolk und Northumberland wurden von ihren Anhängern verlaſſen. Nach zehn Tagen legte Johanna die ihr aufgedrungene Krone ſelbſt wieder ab. Noch in demſelben Monate, in welchem Eduard geſtorben war, hielt Maria, begleitet von ihrer Schweſter Eliſabeth, ihren feierlichen Einzug in London, ohne daß ein Tropfen Blutes in dieſem Nachfolge-Streite vergoſſen worden war.
Northumberland büßte ſeinen Ehrgeiz mit dem Leben. Mit ihm wurden Sir Thomas Palmer und Sir John Gates, ſeine beiden eifrigſten Anhänger, hingerichtet. Auch über Johanna Grey und deren Gatten Lord Guilford wurde das Todesurtheil geſprochen, doch für's erſte nicht vollzogen.

Kaum hatte Maria von dem engliſchen Throne Beſitz ergriffen, als ſie deutlich zu erkennen gab, ſie werde den Proteſtanten nicht Wort halten. Die Biſchöfe, welche unter Eduard VI. wegen ihrer katholiſchen Geſinnungen von ihren Sitzen entfernt worden waren: Gardiner, Bonner, Tonſtal, Day, Heath und Veſey, wurden in dieſelben wieder eingeſetzt. Das Bisthum Durham war durch einen Parlamentsbeſchluß aufgelöſt worden. Das hielt die Königin nicht ab, Tonſtal ſeine früheren Befugniſſe und Einkünfte zurück zu geben. Unter dem Vorwande, den religiöſen Streitigkeiten ein Ziel zu ſetzen, verbot Maria allen Predigern in England, ohne beſondere Erlaubniß öffentlich zu ſprechen. Dieſe ertheilte ſie nur eifrigen Katholiken. Den Erzbiſchof von York, die Biſchöfe von Exeter, London und Glouceſter, und den alten Latimer, welche proteſtantiſch geſinnt waren, warf ſie in den Kerker. Obgleich die Meſſe geſetzlich verboten war, feierten ſie die katholiſchen Prieſter öffentlich im ganzen Lande. Die Männer von Suffolk, die ſich zuerſt Marien's angenommen, und denen ſie die Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Religion auf's bündigſte verſprochen hatte, wurden ſchnöde abgewieſen, als ſie die Königin an ihre Zuſage erinnerten. Einen derſelben ließ Maria ſogar an den Pranger ſtellen. Da ſie jedoch befürchtete, das engliſche Volk zum Aufſtande zu treiben, verſprach ſie in einer öffentlichen, vor dem Miniſterrathe abgegebenen Erklärung Duldung für Andersglaubende.

Wie die Königin dieſe verſtand, zeigte ſich aber bald, indem ſie dem Erzbiſchofe von Canterbury, Cranmer, den Prozeß machen und ihn wegen Hochverraths zum Tode verurtheilen ließ, ungeachtet ſie ihm hauptſächlich zu verdanken hatte, daß Heinrich VIII. nicht weit härter gegen ſie verfahren war.

Die ausländiſchen Proteſtanten, welche unter Eduard VI. freundliche Aufnahme in

England gefunden hatten, wurden aus dem Reiche getrieben. Selbſt an den Gebeinen der Verſtorbenen ließ die glaubenstolle Königin ihre Wuth aus.

Es galt nun, ein Parlament zu finden, welches bereit war, den Plänen der Königin das Gewand der Geſetzlichkeit anzulegen. Die Verſammlung wurde, im Widerſpruche mit den Geſetzen Eduard's VI. mit einer ſogenannten Heiligen-Geiſt-Meſſe, in lateiniſcher Sprache eröffnet, und der Biſchof von Lincoln, Taylor, der ſich weigerte, dabei zu knieen, wurde mißhandelt und zum Hauſe hinaus geworfen. Auf das Parlament, welches in ſeiner überwiegenden Mehrzahl aus Proteſtanten zuſammen geſetzt war, mußten dieſe Eröffnungsfeierlichkeiten einen um ſo widrigeren Eindruck machen, als geſetzlich die Meſſe noch immer verboten war. Was ſollte es von einer Königin erwarten, welche der beſtehenden Landesverfaſſung und den von ihr ſelbſt feierlich ertheilten Zuſagen ſo frechen Hohn ſprach? Allein in damaliger Zeit waren die engliſchen Parlamente noch zahmer, als in unſeren Tagen. Es begnügte ſich nicht damit, die Königin als geſetzlich anzuerkennen, die Ehe Heinrich's VIII. mit Katharina von Aragon für gültig und die von Cranmer ausgeſprochene Scheidung für nichtig zu erklären. Es entkräftete in Bauſch und Bogen alle die Religion betreffenden Verordnungen Eduard's VI. und brach dadurch ſelbſt die Bahn zum Umſturze des Proteſtantismus und zur Wiedereinführung des Papſtthums. Zwar hob das Parlament alle nach Eduard III. erfundenen Arten des Hochverrathes auf. Allein es ſtellte die unter der vorigen Regierung erlaſſene Aufruhr-Acte wieder her und gab dadurch der Königin hinreichende Mittel, ihre Gegner unter der Form Rechtens zu verfolgen. Schwerlich hätte Maria das Parlament ſo willig gefunden, wäre nicht die Anſicht verbreitet worden, ſie beabſichtige nicht das Papſtthum wieder herzuſtellen, ſondern nur denjenigen Zuſtand, welchen ihr Vater Heinrich VIII., eingeführt habe. Um das Parlament in dieſem Wahne zu beſtärken, führte ſie noch immer den Titel eines Hauptes der engliſchen Kirche. Durch die gemachten Zugeſtändniſſe hoffte das Parlament die Königin befriedigt zu haben. Als es aber erfuhr, ſie gehe mit dem Plane um, ihre Hand dem Sohne Karl's V., dem Erben Spanien's und der Inquiſition zu reichen, ſandte es eine Abordnung an die Königin, welche ſich in ſtarken Ausdrücken gegen dieſes gefährliche Bündniß erklärte. Die Antwort, welche Maria gab, beſtand in der Auflöſung des Parlaments (6. December 1553).

Maria hatte ihren Entſchluß gefaßt und war nicht Willens, den Forderungen der Nation in dieſer, wie in irgend einer anderen Beziehung, die geringſte Rechnung zu tragen. Anfangs hatte ſie zwar dem Grafen von Devonſhire einige Eröffnungen gemacht. Dieſer ſchien aber Hoffnungen auf die Hand der Prinzeſſin Eliſabeth zu hegen, welche jünger, ſchöner und liebenswürdiger, als Maria war. Die Königin, welche neun Mal verlobt geweſen war, ohne in den Eheſtand einzutreten, wurde darüber ſehr unwillig und ließ die bevorzugte Nebenbuhlerin ihren Grimm empfinden. Nach dem Grafen von Devonſhire wurde Reginald Pole in Vorſchlag gebracht. Er war zwar Kardinal, allein er hatte die Prieſterweihe noch nicht empfangen. An den päpſtlichen Dispenſen war nicht zu zweifeln. Allein Pole war alt und die Königin wünſchte ſich einen jungen Gemahl. Als daher Karl V. ihr die Hand ſeines Sohnes Philipp anbieten ließ, ergriff Maria dieſelbe mit einer Leidenſchaftlichkeit, die ihrem Zartgefühle keine Ehre machte. Sie verlobte ſich mit dem Spanier, ohne auch nur eine Zeile von ſeiner Hand erhalten zu haben.

Um das engliſche Volk zu täuſchen, ließ Maria, den Wünſchen Kaiſer Karl's V. zufolge, ihren Ehevertrag für England ſo günſtig als möglich feſtſetzen. Philipp ſollte keinen Antheil an der Regierung des Landes haben, kein Ausländer ſollte fähig ſein, ein Amt in England zu bekleiden. Keine Neuerung ſollte in den Geſetzen, Gewohnheiten und Vorrechten der Nation gemacht werden. Dieſe und andere ähnliche Beſtimmungen beruhigten aber die engliſche Nation, welche damals ſchon das Wort der Königin als eine

ſehr ſchwankende Bürgſchaft erkannt hatte, keineswegs, um ſo weniger, als die Glaubenswuth Maria's mehr und mehr zu Tage trat und die ſpaniſche Inquiſition nicht minder, als der ſpaniſche Despotismus in England mit Recht verabſcheut wurden. Die Unzufriedenheit des Volkes machte ſich in Aufſtänden Luft, welche eine Zeit lang ein ſehr ernſtes Anſehen hatten. Früher, als verabredet war, ſchlug Sir Peter Carew in Devonſhire los. Er mußte bald ſchon nach Frankreich fliehen. Der Herzog von Suffolk, welcher die Grafſchaften Warwick und Leiceſter in Bewegung bringen ſollte, benahm ſich, wie früher, als er ſeine Tochter Johanna bewog die Königskrone aufzuſetzen, ſo ſchwach, daß auch dieſer zweite Verſuch mißlang und er ſelbſt gefangen genommen wurde. Mit größerm Nachdrucke trat Sir Thomas Wyatt in Kent auf. Er rückte gegen Rocheſter vor, wo ſich fünf hundert Londoner, welche gegen ihn geſandt worden waren, mit ihm verbanden. Allein er verlor zu viel Zeit in Southwark, erhielt keinen genügenden Zuwachs und wurde, als er in Weſtminſter eindrang, in der Nähe von Temple Bar gefangen genommen (6. Februar 1554).

Bis zu dieſer Zeit hatte ſich die Königin einigen Zwang auferlegt. Der Aufſtand Wyat's gab ihr aber eine erwünſchte Gelegenheit, ihrer natürlichen Grauſamkeit die Zügel ſchießen zu laſſen. Vier hundert Menſchen ſollen in Folge deſſelben ihr Leben verloren haben. Gerne hätten ſie ihrer Schweſter Eliſabeth den Prozeß machen laſſen, doch Wyat erklärte auf dem Schaffotte, daß weder ſie, noch der Graf von Devonſhire den geringſten Antheil an ſeiner Unternehmung hätten. Johanna Gray, ihr Gatte Lord Guilford, der Herzog von Suffolk, Lord Thomas Gray und ſpäter auch Sir John Throckmorton wurden kurz hinter einander hingerichtet. Die Gefängniſſe England's füllten ſich mit den angeſehenſten Männern des Reiches, ohne daß der geringſte Verdacht einer Betheiligung an dem Unternehmen Wyat's gegen ſie erwieſen werden konnte.

Allgemeines Mitgefühl erregte das Schickſal der Johanna Gray und ihres Gatten. Beide zählten erſt ſechszehn Jahre. Johanna zeichnete ſich nicht bloß durch eine ſeltene Geiſtesbildung, ſondern auch durch eine Milde und Sanftmuth des Charakters aus, welche ſie ſelbſt auf dem Schaffotte noch durch die Worte bekundete, die ſie an das Volk ſprach. Die Engländer konnten nicht umhin, ſie mit Maria zu vergleichen, deren Blutdurſt von Jahr zu Jahr immer zunahm. Wie wenig Maria ſelbſt die Formen der Rechtspflege achtete, zeigte ſie in ſchlagender Weiſe den beiden Brüdern Sir Nicolas Throckmorton und Sir John Throckmorton gegenüber. Der erſtere war von den Geſchworenen frei geſprochen worden. Zur Strafe dafür ließ die Königin dieſe zuerſt in den Kerker werfen und dann zu hohen Geldſtrafen verurtheilen. Gegen Sir John Throckmorton lagen nicht mehr Beweiſe, als gegen ſeinen Bruder vor. Die eingeſchüchterten Geſchworenen wagten es nicht, ihn frei zu ſprechen. Sie verurtheilten ihn zum Tode und bereiteten der blutigen Maria das Vergnügen, wenigſtens an einem der beiden Brüder ihre Rache zu kühlen.

Schritt für Schritt rückte die Königin ihrem Ziele näher. Kaiſer Karl V. ſchickte 400,000 Kronen, um mit deren Hülfe Anhänger in England zu werben. Viele der engliſchen Großen waren habgierig genug, ſich um einen Theil derſelben zu bewerben, und die Rechte und Freiheiten und ſogar die Religion ihres Volkes zu verkaufen.

Am 5. April 1554 trat das Parlament von neuem zuſammen. Es beſtätigte zwar den mit Philipp II. von Spanien abgeſchloſſenen Ehevertrag Maria's, allein es verweigerte ſeine Beiſtimmung dem Antrage der Königin, ihr das Recht einzuräumen, über die Krone zu verfügen und ihren Nachfolger zu ernennen. Eben ſo lehnte es ab, das Geſetz der ſechs Artikel und die gegen die Lolarden, die ſogenannte „Ketzerei" und „irriges Predigen" erlaſſenen Beſtimmungen wieder herzuſtellen. Schon am 5. Mai löſte daher die Königin dieſes Parlament wieder auf, welches nicht ſo willfährig geweſen war, als ſie

erwartet hatte. Mit Schmerzen ſah Maria der Ankunft des ihr beſtimmten Gatten entgegen. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß ſeine Liebe nicht ihr, ſondern der Mitgift galt, die ſie ihm brachte. Vor der Zeit hatten Kummer, getäuſchte Hoffnungen und wilde Leidenſchaften die wenigen Reize, die Maria in früheren Jahren gehabt haben mochte, verdrängt. Sie war ſehr mager, häßlich und eilf Jahre älter, als ihr Bräutigam. Noch hatte ſie von ihm auch nicht das geringſte Zeichen der Zuneigung, oder auch nur der Theilnahme erhalten. Philipp gab deutlich zu erkennen, daß er ſich dieſen Ehebund wohl gefallen laſſe, daß er ihm aber wenig zuſage. Als er endlich nach England kam und ſich mit Maria trauen ließ, erkannte dieſe bald, ſie könne nur dadurch hoffen, die Gunſt ihres Gatten zu gewinnen, daß ſie ihr Reich in ſeinem Sinne regiere. Wir haben jenes Ungeheuer in Menſchengeſtalt, welches der Welt unter dem Namen Philipp's II. bekannt iſt, ſchon weiter oben*) kennen gelernt. Maria war eine ſeiner würdige Gemahlin. Sie war aber ſehr verblendet, wenn ſie wähnte, er werde ihr eheliche Zärtlichkeit und Liebe widmen. Philipp war keiner ſeiner zahlreichen und ſchönen Frauen jemals treu. Wie ſollte er der alten unſchönen Maria beſondere Rückſichten widmen? Doch that ſie was ſie konnte, um ihn zu feſſeln und zu befriedigen. Mit Hülfe ſpaniſchen Goldes, der Umtriebe der katholiſchen Partei und aller Daumſchrauben, welche eine tyranniſche Regierung dem Volke anzulegen vermag, brachte ſie ein Parlament zuſammen, welches bereit war, ihr Alles, Religion und Freiheit, nur nicht den Geldbeutel der Nation, aufzuopfern. Wie in unſeren Tagen, ſo war auch damals dem Parlamente nur die Geldfrage wichtig; die Religion eine Grimaſſe und die Freiheit eine Redensart. Die Stände führten daher bereitwillig mit der Königin eine Komödie auf, in welcher ſie ſich dem Papſte in ſo erniedrigenden Ausdrücken unterwarfen, daß ſich Julius III. ſelbſt darüber verwunderte. In dem Geldpunkte gaben ſie aber nicht nach, vielmehr verordneten ſie ausdrücklich, daß die der Kirche entzogenen Güter ihren gegenwärtigen Beſitzern ungeſchmälert verbleiben ſollten. In ganz gleichem Sinne ſprachen ſich die zu derſelben Zeit verſammelten geiſtlichen Stände aus. Die vornehmen Leute behielten alſo ihre Güter und das Volk ſeine Religion. Die erſteren gaben nichts auf, denn ſie hatten keine andere Religion, als die des Mammons, und dieſe hatten ſie gerettet, die armen Leute verloren nichts, denn ſie hatten keine Kirchengüter gehabt. Der Sieg der katholiſchen Kirche war alſo mehr ſcheinbar als wirklich.

Nachdem das Parlament die Religion des Volkes preis gegeben hatte, ſtellte es der Königin auch das Leben jedes einzelnen Bürgers zur Verfügung, indem es jene blutigen Geſetze beſtätigte, welche das frühere Parlament verworfen hatte. Aber ſo feil dieſe Verſammlung auch war, konnte ſie doch nicht bewogen werden, Philipp II. von Spanien zum vermuthlichen Thronfolger zu erklären und die Verwaltung des Landes ihm anzuvertrauen. Die Stände erlaubten ihm nicht einmal, ſich krönen zu laſſen. Auch bewilligten ſie nicht die Abgaben, welche die Königin verlangte, um in Verbindung mit dem Kaiſer Karl V. den Krieg gegen Frankreich zu führen.

Vergebens ſuchte Philipp ſich beim engliſchen Volke beliebt zu machen, indem er die Freigebung mehrerer einflußreicher Männer, welche ſeit dem Aufſtande Wyat's gefangen gehalten worden waren, bewirkte. Auch für die Prinzeſſin Eliſabeth verwendete ſich der ſchlaue Habsburger. Ohne Zweifel dachte er damals ſchon daran, ihre Hand für den Fall des Todes ſeiner damaligen Gemahlin zu gewinnen. Ganz England wurde durch die Nachricht getäuſcht, Maria ſei guter Hoffnung. Ihrem Gatten konnte es ſchwerlich verborgen ſein, daß die Anſchwellung ihres Leibes einen anderen Grund, nämlich die Waſſerſucht, hatte. Er erreichte aber ſoviel, daß er für den Fall einer eintretenden Minderjährigkeit zum Protector des Reiches ernannt wurde. Da Philipp und Maria keine

*) S. §§ 48, 49, 59 u. 60.

weiteren Zugeständniſſe vom Parlamente erwarten konnten, löſten ſie daſſelbe (16. Januar 1555) auf.

Die Mehrheit dieſer Verſammlung war zwar ſehr gefügig geweſen, allein manche hochwichtige Anträge der Krone hatte ſie doch verworfen und mehrere Mitglieder derſelben waren über die Beſchlüſſe, welche ſie nicht hatten verhindern können, ſo ſehr entrüſtet, daß ſie aufhörten, an den Sitzungen Theil zu nehmen. Kaum hatte Maria das Parlament aufgelöſt, als ſie dieſen wenigen Männern, welche einige Entſchloſſenheit kund gethan, den Prozeß machen ließ. Sechs derſelben, welche die Gnade des Gerichtes in Anſpruch nahmen, kamen mit Geldſtrafen davon, die übrigen wurden aber in den Kerker geworfen und blieben darin bis nach dem Tode der blutigen Königin.

Schritt für Schritt hatte ſich Maria ihrem Ziele angenähert. Sie hatte ihre Regierung damit begonnen, den Proteſtanten Duldung zu verſprechen, dann den Schein angenommen, als bezwecke ſie nur den Zuſtand wieder herzuſtellen, wie er unter ihrem Vater, Heinrich VIII. geweſen war. Achtzehn Monate nach ihrem Regierungsantritte hatte ſie ſchon das Papſtthum hergeſtellt, ſoweit ſich dieſes durch Geſetze thun ließ. An die Stelle der Parlamente traten jetzt die Henker. Es fragte ſich, was mit deren Hülfe ausgerichtet werden könne? Die einflußreichſten Männer am Hofe der Königin waren, nächſt dem ſpaniſchen Philipp, der Biſchof Gardiner, das Haupt der engliſchen Regierung, und Reginald Pole, der päpſtliche Legat. Alle ſtrebten nach dem gleichen Ziele, ſo ſchnell als möglich das engliſche Volk wieder katholiſch zu machen. Pole war aber milder geſinnt, als Gardiner. Philipp II. von Spanien und ſeine Gattin Maria lechzten nach dem Blute der ſogenannten „Ketzer." Die Rathſchläge Pole's wurden verworfen und es begann in England, unter geſetzlichen Formen, ein Morden, welches der Königin Maria mit Recht den Beinamen der „*blutigen*" verſchaffte.

Die Gründe, welche Gardiner und Pole für ihre Anſichten gaben, brauchen wir nicht zu unterſuchen, da wir weder den einen, noch den anderen Beifall geben können. Die Religion des Menſchen iſt ſein innerſtes Eigenthum. Wer dieſes antaſtet iſt weit ſchlimmer, als der Dieb und der Räuber, der den äußeren Beſitzſtand angreift. Der Staat hat nur das Recht, gemeingefährliche Handlungen, niemals Gedanken oder Thaten zu beſtrafen, welche in keine Rechtsſphäre ſtörend eingreifen. Auf den Standpunkt der Religionsfreiheit hatte ſich im ſechszehnten Jahrhundert noch kein Volk geſchwungen. Allein ſolche Greuelthaten, wie die katholiſche Partei, verübte die proteſtantiſche nirgends. Sechs Jahre lang war dieſe unter Eduard VI. im Vollbeſitze der Staatsgewalt geweſen. Zwei Jahrzehnte hindurch hatte Heinrich VIII. ſeinen Kampf mit dem Papſtthume fortgeſetzt. Doch die Zahl der Opfer, welche dieſer Tyrann ſeinem Glaubenswahne ſchlachtete, war gering in Vergleich zu den Verfolgungen, welche die blutige Maria im Laufe von drei Jahren in England verhängte. In ihren Adern rollte ſpaniſches Blut, ſie war von katholiſchen Pfaffen erzogen worden und war die Gattin Philipp's!

Wie bis zur geſetzlichen Wiederherſtellung des katholiſchen Glaubens, ſo ging Maria auch nachher ganz ſyſtematiſch zu Werke. Sie ſuchte ſich ſolche Opfer aus, denen ſie nicht die Kraft zutraute, mit Muth dem Tode in's Angeſicht zu ſchauen. Sie erwählte zuerſt den Pfarrer der St. Paulskirche, Rogers, welcher eine Frau und zehn Kinder hatte. Doch Rogers ſtarb mit bewunderungswürdiger Feſtigkeit in den Flammen zu Smithfield. Raſch folgten die Hinrichtungen auf einander. Sie hatten nicht den von der blutigen Königin gewünſchten Erfolg. Als Maria den Biſchof von Glouceſter, Hooper, verbrennen ließ, wurde die Urkunde ſeiner Begnadigung vor den Holzſtoß geſetzt. Er brauchte nur zu widerrufen, um ſein Leben zu retten. Doch er verſchmähte die unter ſolchen Bedingungen gebotene Verzeihung. Drei Viertel Stunden dauerte ſein Todeskampf, während deſſen die

eine ſeiner Hände ihm vom Leibe fiel. Mit der anderen ſchlug er ſich ſeine Bruſt, und hörte nicht auf, das Volk zu ermahnen, bis ſeine Zunge ihm den Dienſt verſagte. Unter denſelben Qualen und Verſuchungen litten Sanders zu Coventry, Taylor zu Hadley, Philpot Erzdecan zu Wincheſter. Gardiner hatte gehofft, durch die in England ungewöhnlichen Qualen, unter welchen er ſeine Opfer dem Tode weihte, Schrecken zu verbreiten. Allein er irrte ſich. Die proteſtantiſche Religion, welche bis dahin noch keine tiefe Wurzeln in England geſchlagen hatte, ſetzte ſich immer feſter und der Abſcheu vor der katholiſchen Kirche und der blutigen Maria nahm zu. Bis dahin hatte Gardiner die Hinrichtungen geleitet. Der ſtille, aber darum nicht minder furchtbare Widerſtand, auf den er ſtieß, brachte ihn nicht zur Umkehr. Allein er überließ das Amt eines Oberhenkers dem Biſchofe Bonner, welcher mehr Freude daran hatte, als er. Ferrar, Biſchof von St. Davids, Ridley, Biſchof von London und Latimer, Biſchof von Worceſter ſtarben in den Flammen, die beiden letzteren auf einem und demſelben Scheiterhaufen. Latimer rief auf dem Holzſtoße ſeinem Leidensgefährten zu: „ſei guten Muthes, Bruder, wir werden heute eine Fackel anzünden, welche, ich hoffe zu Gott, nie in England erlöſchen ſoll“ Als Thomas Haukes zum Tode geführt wurde, machte er mit ſeinen Freunden aus, er wolle ihnen ein Zeichen geben, wenn er finde, die Qual ſei erträglich; und als die Flammen ihn verſengten, ſtreckte er ſeine Arme aus zum Zeichen, daß der Schmerz ſeine Kraft nicht beuge, und blieb ſo ſtehen, bis er geſtorben war. Eine ſchwangere Frau, welche Maria in Guernſey verbrennen ließ, gebar auf dem Holzſtoß. Einer der Wächter wollte das Kind retten, doch der daneben ſtehende Richter befahl, es wieder in die Flammen zu werfen. Dieſes waren die Früchte, welche am Baume der katholiſchen Kirche wuchſen!

Während über ganz England die Schreckensherrſchaft der blutigen Maria, gleich einem furchtbaren Ungewitter hinweg tobte, und ein Wort Philipp's genügte, derſelben ein Ende zu machen, ließ dieſer eben ſo gleißneriſche, als grauſame Tyrann ſeinen Beichtvater eine Rede zu Gunſten der Duldung halten, der er ſelbſt beiwohnte. Es war der bitterſte Hohn, den er der Duldung bieten konnte! Doch erreichte er theilweiſe ſeinen Zweck. Selbſt im neunzehnten Jahrhundert fanden ſich noch Geſchichtsſchreiber, welche ſich durch dieſe Worte täuſchen ließen. Warum ſollte er nicht auch im ſechszehnten Menſchen gefunden haben, welche Worte für wichtiger hielten, als Thaten, die Reden des Beichtvaters für bedeutungsvoller, als die Hinrichtungen, welche das Beichtkind veranlaßte!

Eine blutige Verordnung folgte der anderen auf dem Fuße nach. So viele Opfer die Richter auch ſchlachteten, niemals thaten ſie der blutigen Maria genug. Wer nicht beichtete, ſollte auf die Folter gelegt werden, wer nicht die Meſſe beſuchte, wer an den Wallfahrten keinen Theil nahm, wer ſogenannte ketzeriſche Bücher verkaufte, las oder auch nur beſaß, war ſeines Lebens nicht ſicher. Spione wurden bezahlt, um ſich in die Kreiſe der Familien zu ſchleichen, deren Geheimniſſe zu erſpähen und Alle anzugeben, welche im Verdachte ſtanden, nicht gut katholiſch zu ſein. Den Richtern England's wurden die Befugniſſe der ſpaniſchen Glaubensrichter ertheilt. Ganz England wandelte ſich in ein großes Inquiſitionsgefängniß um. Die einzigen Feſtlichkeiten, welche öffentlich begangen wurden, waren ſpaniſche Auto's-da-fe! Doch die Britten waren keine Spanier. Die blutige Maria mochte zwei hundert ſieben und ſiebenzig Menſchen verbrennen, Tauſende in die Kerker werfen, auf die Folter ſpannen und ihres Vermögens berauben laſſen, Paul IV. war mit alle dem noch nicht zufrieden. Als eine feierliche Geſandtſchaft ihm die Unterwerfung Englands anbot, verlangte er die Rückgabe aller der Kirche entzogenen Güter, Vorrechte und Abgaben, ſelbſt des verhaßten Peterpfennigs*). In der That gab die Königin alle Kirchengüter zurück, die noch in ihrem Beſitze waren, errichtete von neuem mehrere Män-

*) S. Weltgeſchichte Buch V. § 82.

ner- und Frauen-Klöſter und berief ein Parlament, um mit deſſen Hülfe alle päpſtlichen Forderungen zu befriedigen. Dieſes genehmigte die Rückgabe der noch im Beſitze der Krone befindlichen Kirchengüter und die Wiederherſtellung der Kirchenzehnten und erſten Früchte, doch ſtieß die Königin dabei auf ernſten Widerſtand. Das Parlament bewilligte zwar einige Hülfsgelder auf zwei Jahre, allein nicht die begehrten zwei Fünfzehntheile der Einkünfte, es verwarf mehrere andere drückende Anträge und wurde daher ſchon am 9. December wieder aufgelöſt.

Die Königin ſchritt darauf zu den verderblichſten Erpreſſungen, welche dem Handel und den Gewerben Englands großen Schaden zufügten, ihr ſelbſt ſehr wenig einbrachten und den Credit der engliſchen Regierung vollſtändig untergruben.

Philipp reiſte ab, während Maria ſich ſchwanger glaubte, und gab ihr nur zu deutlich zu erkennen, daß trotz aller Opfer, die ſie ihm zu Liebe ſchlachtete, und aller Geldſummen, die ſie für ihn aus ihrem Volke preßte, ſie ihm keine Zuneigung einflößte. Er vernachläſſigte ſie in der ſchnödeſten Weiſe, und bereitete ihr dadurch einen Schmerz, den ſie, wenn nicht um ſeinetwillen, doch wegen der über England gebrachten Leiden ſehr wohl verdiente. Der Grimm, der in ihrem Herzen wohnte, brach ſich in immer neuen Hinrichtungen Bahn, die ſie über das engliſche Volk verhängte. Vor allem erregte diejenige des Erzbiſchofs Cranmer die größte Entrüſtung. In einem ſchwachen Augenblicke hatte ſich dieſer einſt ſo kräftige Mann dazu bewegen laſſen, eine Urkunde zu unterſchreiben, worin er die Lehren des Papſtthums und namentlich diejenige der wirklichen Gegenwart anerkannte. Seine ſchriftliche Erklärung ſollte er mündlich wiederholen. Mittlerweile war er jedoch wieder zur Beſinnung gekommen, und ſtatt den erwarteten Widerruf öffentlich abzugeben, trat Cranmer mit großer Entſchiedenheit dem Papſtthume entgegen, ſprach ſeine Reue über die ihm abgedrungenen Zugeſtändniſſe aus, und als er zum Holzſtoß geführt wurde, ſtreckte er ſelbſt ſeine rechte Hand in die Flammen, bis ſie gänzlich verbrannt war, und rief dazu: „ſie hat geſündigt, ſie hat geſündigt!“ So ſtarb Cranmer (21. März 1556). Er mußte nun ſelbſt empfinden, daß religiöſe Verfolgungsſucht ein zweiſchneidiges Schwert ſei, das leicht gegen denjenigen gekehrt werden kann, der es aus der Scheide gezogen hat.

Nicht zufrieden damit, England innerlich zu zerrütten, verwickelte Maria ihr Reich auch in einen Krieg mit Frankreich und Schottland. Sie erſchöpfte darin ſchnell ihren ohnedieß nicht reich gefüllten Staatsſchatz und verlor die Stadt Calais (1558), welche England ſeit den Zeiten Eduard's III. behauptet hatte. Wenn ſie einen kleinen Theil der Summen, welche ſie der katholiſchen Kirche zurückgab, auf die Befeſtigung und Beſetzung der Stadt verwendet hätte, ſo hätten die Franzoſen keinen Angriff auf dieſelbe gewagt. Doch ſie dachte zuerſt nur an ihr ſogenanntes Seelenheil und opferte dieſem Wahne nicht bloß ihr Glück, ſondern auch das Wohl und die Ehre ihres Volkes auf. Unſtreitig war ihre Verwaltung die verderblichſte und ſchimpflichſte unter allen Regierungen Englands. Selbſt Johann ohne Land hatte nicht ſo viel Elend und Schmach auf ſein Reich gehäuft.

Das Parlament, welches Maria im Anfange des Jahres 1558 verſammelte, war ſo eingeſchüchtert, daß es der Königin anſehnliche Hülfsgelder und Abgaben gewährte, den Verkauf veräußerter Krongüter beſtätigte und ihr geſtattete, im Laufe der künftigen ſieben Jahre ſo viele Krongüter, als ſie wollte, zu verkaufen. Eine Abtheilung der engliſchen Flotte, welche Maria den Spaniern zu Hülfe ſchickte, nahm Theil an der Schlacht von Gravelingen. Kurz darauf (17. November 1558) ſtarb die blutigſte aller engliſchen Königinnen; an demſelben Tage der Kardinal Pole. Gardiner hatte ſeine Laufbahn ſchon drei Jahre früher geendigt. Auch ohne ihn hatte Maria morden können.

§ 81. Die erſten Jahre der Eliſabeth (1558—1562).

Durch keinen Thronwechſel der ganzen engliſchen Geſchichte wurde ein ſo vollſtändiger Umſchwung in allen Beziehungen des kirchlichen, ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Lebens hervor gerufen, als durch den Uebergang der Krone von Maria auf ihre Schweſter Eliſabeth. Bisweilen legt die Perſon des Monarchen ein größeres Gewicht in die Wagſchale der Entwickelung einer Nation als die überwiegende Mehrzahl des Volkes. Der tyranniſche Wille der Königin Maria führte in England die katholiſche Religion und einen Deſpotismus ein, wie ihn England weder früher noch ſpäter jemals zu erdulden hatte. Die Weisheit ihrer Schweſter Eliſabeth machte der engliſchen Nation das Joch des Königthums ſo leicht, als es zu keiner Zeit war. Sie verlieh dem Volke zwar nicht Religionsfreiheit, denn dafür war weder ſie ſelbſt, noch die engliſche Nation empfänglich, allein die proteſtantiſche Zwangsjacke, welche ſie an die Stelle der katholiſchen ſetzte, war doch bei weitem minder enge als dieſe, und der Wechſel ging mit verhältnißmäßig ſehr geringen Gewaltthätigkeiten von ſtatten.

Die Grauſamkeiten und Erpreſſungen der blutigen Maria hatten ſie nicht bloß bei den Proteſtanten, ſondern auch bei den Katholiken auf's äußerſte verhaßt gemacht. Als der Erzbiſchof von York, Heathe, dem Parlamente, welches wenige Tage vorher zuſammen getreten war, den Tod der Königin Maria anzeigte, brachen beide Häuſer in den lauten Jubelruf aus: „Gott ſegne die Königin Eliſabeth, möge ſie lange und glücklich regieren!“ Das ganze Volk ſtimmte in denſelben ein ohne Unterſchied der Parteien von Dover und Landsend bis an die ſchottiſche Grenze.

Eliſabeth hatte eine ähnliche Probezeit gehabt, als Maria. Sie hatte ſchwere Schläge des Schickſals erduldet und größere Gefahren beſtanden, als ihre ältere Schweſter. Maria's Mutter war von Heinrich nur geſchieden worden, Anna Boleyn hatte auf dem Schaffotte geendigt. Maria war unter Eduard VI. in manche Bedrängniſſe gerathen, Eliſabeth mußte unter Marien die herbſten Kränkungen und bitterſten Verfolgungen ertragen. Nur durch die äußerſte Vorſicht konnte ſie ihr gefährdetes Leben retten. Maria behandelte ſie nie als Schweſter, ertheilte ihr bei Hofe den Rang nach der Gräfin von Lenox und der Herzogin von Suffolk, und gab dadurch deutlich zu verſtehen, daß ſie das Thronfolgerecht der Eliſabeth nicht anerkenne. Später verwies ſie ihre Schweſter vom Hofe und befahl ihr, ſich auf das Land zurück zu ziehen. Nach der unglücklichen Unternehmung Wyatt's hing das Leben der Prinzeſſin von deſſen Ausſagen ab. Die Höflinge Marien's hatten das Gerücht ausgeſprengt, Wyatt habe Eliſabeth und den Grafen von Devonſhire der Theilnahme beſchuldigt. Doch Wyatt vereitelte die blutigen Abſichten der Königin, indem er öffentlich vom Schaffotte herab, beide von jeder Theilnahme an ſeinen Beſtrebungen frei ſprach. Mittlerweile hatte Maria ihre Schweſter in den Tower bringen und eine Unterſuchung gegen ſie einleiten laſſen. Eliſabeth vertheidigte ſich aber mit ſo großer Entſchloſſenheit, daß die Königin nicht wagte, ihr den Tod zu geben. Unausgeſetzt arbeitete Maria daran, ihre Schweſter auf die eine oder die andere Weiſe von der Thronfolge auszuſchließen. Zuerſt wollte ſie dieſelbe an den Herzog von Savoyen verheirathen. Als ſich Eliſabeth weigerte, dieſem katholiſchen Prinzen, dem ſie in das Ausland hatte folgen müſſen, die Hand zu reichen, ſchickte ſie Maria nach Woodſtock in's Gefängniß und verlangte vom Parlamente, es ſolle ihr das Recht verleihen, ihren Nachfolger zu ernennen. So lange Maria Königin war, ſchwebte Eliſabeth unausgeſetzt in der Gefahr, entweder ihr Leben, oder doch ihr Thronfolgerecht zu verlieren.

Maria war durch das Schickſal ihrer Jugend herber und bitterer geworden. Sie hatte die Zeit derſelben nicht dazu benützt, ihren Geiſt zu bilden, und ſich Kenntniſſe zu ſammeln, die ſie befähigen könnten, die engliſche Krone mit Würde zu tragen. Sie hatte nur Pläne der Rache gefaßt und führte ſie aus, als ſie zur Herrſchaft gelangte. Auf Eliſabeth hatten ähnliche Schickſale ganz anders gewirkt. Sie hatte ihren Geiſt nicht abgeſtumpft durch das Herplappern des Roſenkranzes, ſondern durch Benützung der ihr zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel entwickelt und bereichert. Ihre Liebe zum engliſchen Volke war durch Parteihaß nicht erſtickt, ſondern durch das Mitgefühl mit deſſen Leiden gekräftigt worden. Der Deſpotismus ihrer Schweſter hatte ſie nicht zur Nachahmung angeregt, ſondern den Vorſatz in ihr befeſtigt, das ſchwer bedrückte Volk ſo glücklich als möglich zu machen.

Als Eliſabeth ihren Einzug in London hielt, that ſich die Freude des Volkes durch unverkennbare Zeichen kund. Ein furchtbares Ungewitter hatte das Land verwüſtet. Es war vorübergezogen. Von neuem ſtrahlte die Sonne mild und heiter am Himmelszelte. Ganz England erwartete von ſeiner jungen Königin, ſie werde die Wunden heilen, welche ihre Schweſter dem Reiche geſchlagen und den Grund zu einer neuen Zeit friſcher Blüthe legen.

Die erſten Worte, welche Eliſabeth ſprach und die erſten Maßregeln, welche ſie nach ihrer Thronbeſteigung ergiff, rechtfertigten dieſe Hoffnungen vollkommen. Maria hatte ihre Herrſchaft damit begonnen, daß ſie ein Verſprechen gab, welches ſie entſchloſſen war, nicht zu halten. Eliſabeth band ſich ſelbſt durch keine Zuſagen, die ihr ſpäter eine Verlegenheit bereiten konnten. An keinem ihrer Feinde, von denen mehrere ſie bitter verfolgt hatten, übte ſie Rache. Sie empfing die Diener Maria's mit Freundlichkeit und Würde. Nur als Bonner, Maria's Großbenker, ſich ihr näherte, wandte ſie ſich ab. Mit gleicher Umſicht knüpfte Eliſabeth ihre Verhältniſſe mit auswärtigen Mächten an. Sie ließ Philipp II. von Spanien für die ihr geleiſteten freundlichen Dienſte danken. Doch als dieſer König ſich um ihre Hand bewarb, lehnte ſie den Antrag mit möglichſter Schonung ab. Sie ließ dem Papſte ihre Thronbeſteigung melden. In unbegreiflicher Verblendung und tollem Uebermuthe erklärte Paul III. dem engliſchen Geſandten, Sir Eduard Carne, England ſei ein Leben des päpſtlichen Stuhles. Es ſei eine große Verwegenheit geweſen, daß Eliſabeth ohne ſeine Zuſtimmung ſich den Titel und die Gewalt einer Königin angemaßt habe, ſie ſei nicht in geſetzlicher Ehe geboren und könne daher das Reich nicht erben. Wenn ſie aber auf alle ihre Anſprüche auf die Krone verzichten, und ſich ſeinen Beſchlüſſen vollſtändig unterwerfen würde, ſollte ſie mit der äußerſten Schonung behandelt werden. Der Papſt irrte ſich, indem er wähnte, durch derartige Worte Eliſabeth einzuſchüchtern. Ihre Antwort war die Abberufung des engliſchen Geſandten von Rom. Sie wollte ihren Thron nicht ſtützen auf den Papſt, ſondern auf ihr Volk. Sie öffnete die Gefängniſſe allen denen, welche um ihres Glaubens willen darin ſchmachteten und forderte alle Flüchtlinge zur Rückkehr auf. Sie verbot, wie früher wiederholt geſchehen war, allen Predigern ohne beſondere Erlaubniß öffentlich zu ſprechen, und ertheilte dieſe nicht, wie vor ihr Maria, den heftigſten, ſondern den ruhigſten und beſonnenſten Geiſtlichen ihres Glaubens. Sie ordnete an, daß der größere Theil des Gottesdienſtes in engliſcher Sprache abgehalten und daß das ſogenannte Allerheiligſte nicht mehr empor gehoben werden ſolle. So ſchnell als möglich verſammelte die Königin ein Parlament um ſich. Dieſes erklärte ſie ſofort als rechtmäßige, unzweifelhafte und wahre Erbin der Krone, hob auf Eliſabeth's Antrag die jüngſt errichteten Klöſter und die Wiederherſtellung der Zehnten und erſten Früchte auf, verlieh ihr den Titel und die Rechte einer Statthalterin der Kirche, welche ihr dieſelben Befugniſſe verliehen, wie ſie früher Heinrich VIII. und Eduard VI. ausgeübt hatten. Wer ſich weigerte, der Königin in ihrer Eigenſchaft als Statthalterin der Kirche den Eid zu

leiſten, wurde für unfähig erklärt, irgend ein Amt zu verſehen, verlor das erſte Mal ſein ganzes Vermögen, das zweite Mal den Schutz der Geſetze und wurde das dritte Mal des Hochverraths ſchuldig erklärt. Kurz darauf wurden alle die Religion betreffenden Geſetze und die Liturgie Eduard's wieder hergeſtellt und die Meſſe abgeſchafft.

Bei allen dieſen Geſetzen gingen beide Häuſer des Parlaments, die überwiegende Mehrzahl der Nation und die Königin, Hand in Hand. Nur in einer Frage fand eine Abweichung ſtatt. Als das Parlament ihr den dringenden Wunſch ausſprach, ſie möchte eine Ehe ſchließen, lehnte ſie denſelben entſchieden ab. Bei ihrer Krönung hatte ſie ſich einen Ring an den Finger geſteckt, dieſen zeigte ſie den Mitgliedern des Parlamentes, welche ihr deſſen Bitte vortrugen, und erklärte, ſie habe ſich mit England als ihrem Gemahle vermählt, alle Engländer ſeien ihre Kinder, ſie wünſchte ſich kein höheres Lob, als die Inſchrift auf ihrem Grabe: „Hier liegt Eliſabeth, welche als jungfräuliche Königin lebte und ſtarb." Schon bei ihrer Krönung hatte ſie augenſcheinlich den Entſchluß gefaßt, ſich niemals zu vermählen, und ſie blieb ihm bis zu ihrem Ende treu. Vielleicht hatte ſie den Grafen Courtenay von Devonſhire geliebt. Die Verfolgungen, welche ſie erlitten und die Gefahren, welche ſie gemeinſchaftlich beſtanden, hatten auf das tiefe Gemüth der Königin einen bleibenden Eindruck gemacht. Devonſhire ſtarb, gleich ihr, unvermählt. Wahrſcheinlich hatten ihm die Habsburger Gift gemiſcht, als er auf ſeinen Reiſen nach Padua gekommen war. Er hatte eine Zeit lang zwiſchen Marien und Philipp geſtanden und mochte dieſem noch einmal ein gefährlicher Nebenbuhler werden. Der ſpaniſche Tyrann ahnte nicht, daß Eliſabeth ihrer erſten Liebe auch über das Grab hinaus treu bleiben würde. Ob ſie wohl daran that, iſt ſchwer zu ermeſſen. Gewiß iſt es aber, daß England den Vortheil davon hatte. Denn dieſem ihrem Gatten widmete ſie ungeſchmälert die ganze Kraft ihres Geiſtes und Gemüthes. In keinem fürſtlichen Geſchlechte Europa's lebte ein Mann, welcher im Stande geweſen wäre, ihr guten Rath zu ertheilen oder einen wohlthuenden Einfluß auf ſie zu üben. Alle Prinzen, die ſich um ihre Hand bewarben, hätten ſie perſönlich nur unglücklich gemacht und ihrem Reiche nur Verlegenheiten und Gefahren bereitet, falls ſie nicht die Kraft gehabt hätte, deren Anerbietungen auszuſchlagen.

Die Aufgabe, welche Eliſabeth zu erfüllen hatte, war ſchwerer, als diejenige irgend eines Königs ihrer Zeit. Die engliſche Nation hatte durch die tyranniſche Verwaltung Heinrich's VIII., durch den gewaltſamen Umſturz der beſtehenden Religion unter Maria und durch die von dieſer verübten unerhörten Grauſamkeiten allen Halt verloren. Sie war in der öffentlichen Meinung ſämmtlicher Völker der Erde tief geſunken und hatte alles Selbſtvertrauen eingebüßt. Ihr Wohlſtand war untergraben und ihr Freiheits- und Rechtsgefühl auf's tiefſte erſchüttert worden. Nur im Laufe eines langjährigen Friedens konnte ſie unter einer umſichtigen und kräftigen Regierung ſich wieder erholen. Im Innern des Landes und von Außen her lauerten mächtige Feinde, welche bereit waren, jeden Unglücksfall und jeden Fehler, deſſen ſich die Regierung ſchuldig machen ſollte, zum Verderben England's auszubeuten. Die ganze katholiſche Partei betrachtete die Königin Eliſabeth als die gefährlichſte Feindin ihrer Kirche und ſie beſaß, wenn auch nicht in England, ſo doch in Irland, in Frankreich und in den Niederlanden Mittel genug, ſich ihr furchtbar zu machen. In dem benachbarten Schottland war der Kampf zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus zu einem Grade von Heftigkeit entbrannt, welcher auch das Nachbarland im Süden mit Gefahren bedrohte. Das engliſche Parlament hatte zwar die Wiedereinführung des Proteſtantismus verfügt, allein noch war es ungewiß, ob die Nation dieſen Beſchluß gut heißen, ob nicht wenigſtens ein Theil derſelben ſich deſſen Vollziehung widerſetzen würde? Bald zeigte es ſich aber klar, daß dieſe Beſorgniſſe ungegründet waren. Zwar verweigerten ſämmtliche Biſchöfe, mit einziger Ausnahme des Biſchofs von Landaffe,

den Beſchlüſſen des Parlaments den Gehorſam. Allein ſie wurden ohne alle Unruhen und Schwierigkeiten von ihren Sitzen entfernt und durch Männer erſetzt, welche der wiederhergeſtellten Ordnung der Dinge ergeben waren. Von allen Geiſtlichen England's traten nur ein hundert vier und ſiebenzig von ihren Aemtern ab. Da England damals zehntauſend Pfarreien zählte, bildeten die widerſpenſtigen einen ſo kleinen Bruchtheil, daß er kaum in Betracht kam. Die Katholiken fügten ſich um ſo leichter, je mehr die engliſchen Proteſtanten von dem alten Gottesdienſte beibehalten hatten. Doch duldete Eliſabeth nicht die katholiſchen Formen. Als mehrere fremde Könige Fürſprache zu deren Gunſten einlegten, erwiederte ſie, es ſei zu befürchten, daß der Frieden und die Ruhe der Nation geſtört, falls verſchiedene Religionen neben einander geduldet würden. In der That war in England die Reformation ſo innig mit der Krone verbunden, daß jede Abweichung von der proteſtantiſchen Schablone einer Verminderung der königlichen Vorrechte gleich kam. Die kirchliche Gewalt, welche der Papſt früher beſeſſen hatte, war in England weder aufgehoben, noch vom Volke erobert, ſondern vielmehr auf die Krone übertragen worden. Die Reformation in England ging zwar in Betreff der Glaubensſätze ſo weit, als in den übrigen Calviniſtiſchen Kirchen, ſie ließ dagegen von den Ceremonien der katholiſchen Kirche mehr beſtehen, als alle übrigen Proteſtanten, und behielt die ganze alte Kirchengewalt bei, nur mit dem Unterſchiede, daß nicht der Papſt, ſondern der König ſie ausübte. Nirgends war daher der durch ſie bedingte Fortſchritt ſo gering, als in England. Der Schrecken, welchen die blutige Maria durch ihre maſſenhaften Hinrichtungen verbreitet hatte, kam ihrer Nachfolgerin inſofern zu ſtatten, als er noch zu deren Zeiten nachwirkte. Er lähmte die Widerſtandskraft der Katholiken und desjenigen Theiles der Proteſtanten, dem die durch das Parlament eingeführten Reformen nicht genügten, und machte beide geneigt, ſich lieber denſelben zu unterwerfen, als eine neue Periode von Verfolgungen zu veranlaſſen. Die Katholiken tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß manche ihrer alten Gewohnheiten beibehalten, die Proteſtanten, daß ihnen viele Zugeſtändniſſe gemacht worden ſeien. Die große Mehrzahl des Volkes hegte nach der Aufregung der vorhergehenden drei Regierungen das Bedürfniß der Ruhe und war daher leicht zu befriedigen. Die Beſitzer von Kirchengütern freuten ſich in der Hoffnung, daß die Angſt glücklich überſtanden ſei, welche ſie unter Marien nicht hatten los werden können. Die Katholiken hatten keine Neigung, ihre Glaubenstreue in ähnlicher Weiſe zu bekunden, wie Erzbiſchof Cranmer und die übrigen Opfer der Verfolgungsſucht Mariens. Sie mochten fühlen, daß, nachdem ihre Partei fünf Jahre lang ſo grauſam gewüthet hatte, ihnen nichts übrig blieb, als ſich diejenige blinde Unterwerfung ſelbſt gefallen zu laſſen, welche ſie früher von ihren Gegnern verlangt hatten. Die Rückkehr von dem erzwungenen Katholicismus zu dem erzwungenen Proteſtantismus machte ſich daher mit überraſchender Leichtigkeit. Auffallend iſt dabei nur, daß eine Kirche, welche ſo augenfällig auf Zwang beruht, wie die engliſche, beſondere Anſprüche auf Heiligkeit machen konnte und jetzt nach dreihundert Jahren noch macht. Eine Periode des Aufſchwungs, wie wir ſie oben*) geſchildert haben, in welcher außer Luther und Melanchthon Männer, wie Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Ulrich von Hutten, Thomas Münzer und unzählige andere bekannte und unbekannte Namen Antheil nahmen, hatte England weder im ſechszehnten, noch im ſiebenzehnten Jahrhundert. In Deutſchland ging der Feſtſetzung des Glaubensbekenntniſſes ein geiſtiger Kampf voran, welcher ſchon vor Luther's Streit mit Tetzel begonnen hatte, und eine Literatur voll friſcher Kraft und neuer Ideen erzeugte, auf welche unſer Vaterland heute noch ſtolz ſein kann. Alle übrigen Kirchen der Welt hatten wenigſtens einige Jahre der Freiheit, die engliſche nicht einen Tag. In demſelben Augenblicke, als die Engländer den Papſt abſetzten, übertrugen ſie deſſen Gewalt an Heinrich VIII.

*) S. §§ 4 u. 6. S. 22 ff. 41 ff.

Es handelte ſich mehr um einen Wechſel der Perſonen, als der Grundſätze. Die Dynaſtie der Tudor verdrängte die Reihenfolge der Päpſte. Die engliſchen Könige nahmen von der Reformation nicht mehr an, als nothwendig war, um ſich im Kampfe mit ihren Nebenbuhlern, den Päpſten behaupten zu können. Die Epiſode der blutigen Maria brachte aber zu Tage, daß die engliſche Nation in ihrer überwiegenden Mehrzahl auf der Seite ihrer Könige, und nicht auf derjenigen der Päpſte ſtand. Außerdem wäre es der Königin Eliſabeth nicht ſo leicht geworden, die proteſtantiſchen Formen wieder herzuſtellen, welche Maria mit einem ſo großen Aufwande vergoſſenen Blutes umzuſtürzen geſucht hatte.

Hume behauptet, von allen europäiſchen Kirchen, welche das römiſche Joch abſchüttelten, ſei keine mit ſo viel Mäßigung und Vernunft verfahren, als die engliſche. Wenn wir unter Mäßigung Halbheit, und unter Vernunft Rückſicht auf perſönliche Vortheile verſtehen, ſo hat er ganz Recht. In der That ſchaffte keine proteſtantiſche Kirche ſo wenig Unſinn ab, als die engliſche und bei keiner trat die Rückſicht auf die Kirchengüter ſo nackt zu Tage. Aus dieſem Grunde dauerte, wenn auch eine Zeit lang im Stillen, die Gährung der Maſſen, welchen die eingeführten Reformen nicht genügten, fort und es entwickelte ſich eine Bewegung, deren Streben war, den gerügten Mängeln abzuhelfen, d. h. von dem römiſchen Unſinn ſo viel als möglich abzuſchaffen und jede Rückſicht auf irdiſche Vortheile in kirchlichen Dingen als unwürdig zu verſchmähen. Weil ſich in der ganzen engliſchen Reformationsbewegung ſo wenig Vernunft, vielmehr auf der einen Seite ſo viel Halbheit und Habgier, auf der anderen ſo viel Leidenſchaft und Heuchelei fanden, konnte ſie im ſechszehnten Jahrhundert nicht, wie in den meiſten übrigen Ländern, abgeſchloſſen werden.

Wenn die Vorkämpfer der Reformation ſich auf dem Feſtlande Europa's durch ihre Streitigkeiten über den Lehrbegriff lächerlich machten, ſo überboten ſie die Britten noch ſehr durch ihre Zänkereien über die kleinlichſten Aeußerlichkeiten, über den Chorrock und die Spitzkappe, den Namen und den Platz, den der Tiſch in der Kirche haben ſollte. Das Zeichen des Kreuzes bei der Taufe, der Ring bei der Heirath, das Knieen beim Abendmahl und die Verbeugung beim Namen Jeſu Chriſti — machten den Puritanern viel zu ſchaffen.

Eliſabeth war den Neuerungen, welche über die von Eduard VI. feſtgeſetzte Kirchenordnung hinausgingen, durchaus abhold. Sie hielt dieſelben mit aller Kraft nieder, obgleich mehrere ihrer Rathgeber, namentlich Cecil und Walſingham ſie in's geheim begünſtigten. Die Leute, welche nach einer reinen Kirche verlangten, trachteten auch nach einer Reinigung des Staates, nach republikaniſchen Formen und Einrichtungen, welche den Königen niemals zuſagen. Die Puritaner traten zwar erſt ſpäter mit Entſchiedenheit auf, zuerſt im Jahre 1568 unter Eliſabeth, dann unter Jakob I. und Karl I. Allein die Flüchtlinge, welche in den erſten Jahren der Königin Eliſabeth aus der Verbannung heimkehrten, gaben doch die erſte Anregung zu allen dieſen Beſtrebungen, daher wir dieſelben hier andeuten. Sie und ihre Anhänger machten ſich ſchon zu den Zeiten der Königin Eliſabeth geltend. Sie waren die einzigen, welche es wagten, im Parlamente die Grundſätze politiſcher Freiheit zu vertheidigen, welche Eliſabeth, ungeachtet ihrer trefflichen perſönlichen Eigenſchaften, im Intereſſe des Königthums, das ſie vertrat, mit äußerſtem Nachdrucke bekämpfte.

Durch die Königin Maria war England in einen Krieg mit Frankreich und Schottland verwickelt worden. Eliſabeth machte demſelben ein Ende, indem ſie thatſächlich, wenn auch nicht in ausdrücklichen Worten, auf Calais und deſſen Gebiet Verzicht leiſtete (1559). Doch bald ſchon trübten ſich wieder die Verhältniſſe. Der Sohn Heinrich's II. von Frankreich, der Dauphin Franz, war der Gemahl der Königin Maria von Schottland, nach Eliſabeth der nächſten Erbin des engliſchen Thrones. Die ganze katholiſche Partei erkannte aber mit dem Papſte, Eliſabeth nicht als rechtmäßige Königin von England an. Sie

betrachtete die Ehe Heinrich's VIII. mit Katharina von Aragon als gültig, deren Scheidung als nichtig, folgeweiſe den Bund mit Anna Boleyn und deſſen Sprößling Eliſabeth als ungeſetzlich. Vom Standpunkte des katholiſchen Kirchenrechtes ließ ſich dagegen gar nichts einwenden. Allein demſelben ſtand nicht bloß das proteſtantiſche Kirchenrecht, ſondern auch das engliſche Staatsrecht und hauptſächlich die geſammte engliſche Staatsgewalt gegenüber. Vielleicht hätte Maria Stuart im Hinblicke auf die in Schottland herrſchende Verwirrung und die große Kraft, welche Eliſabeth in der Ordnung der Zuſtände England's an den Tag legte, am beſten gethan, ſich ihre Anſprüche im Stillen vorzubehalten, aber alles zu vermeiden, was einen Bruch mit England herbeiführen konnte. Doch Maria Stuart ſtand unter dem Einfluſſe der Guiſen und des Königs Heinrich II. von Frankreich. Dieſe haben wir in der Geſchichte Frankreich's *) ſchon als wüthende Gegner der Proteſtanten und ehrgeizige Menſchen kennen gelernt. Die Guiſen konnten den Wunſch nicht unterdrücken, ihre Nichte in dem Beſitze dreier Kronen zu ſehen. Das Königreich Schottland war damals ſchon der Maria Stuart zugefallen. Kurze Zeit darauf wurde der Gemahl Maria's König von Frankreich. Wie herrlich, wenn zu dieſen beiden Thronen noch der engliſche hinzukam, wenn Maria Stuart vollendete, was die blutige Maria begonnen hatte, die Wiederherſtellung der päpſtlichen Gewalt in England.

Der König von Frankreich hatte bei dem Papſte darauf gedrungen, er möge die Königin Eliſabeth excommuniciren. Da aber damals Philipp II. mit England im Bunde war, der Papſt auch noch hoffte, England werde ſich ihm freiwillig unterwerfen, ſo blieb Heinrich's II. von Frankreich Wunſch unerfüllt. Auf den Rath der Guiſen befahl indeß der König ſeinem Sohne Franz und ſeiner Schwiegertochter Maria Stuart, das Wappen und den Titel der engliſchen Krone anzunehmen. Als der engliſche Geſandte ſich darüber beſchwerte, wurde er mit leeren Redensarten abgefunden. Eliſabeth erkannte bald, daß Maria Stuart entſchloſſen ſei, die erſte günſtige Gelegenheit zu benützen, um ſie vom Throne zu ſtoßen und auf die Hülfe Frankreich's dabei rechnen könne. So bildeten ſich ſchon in dem erſten Jahre der Regierung Eliſabeth's die Keime jenes Zwieſpalts zwiſchen der proteſtantiſchen Königin und ihrer katholiſchen Gegnerin, welcher von Jahr zu Jahr immer drohender wurde, und nicht bloß die Rechte der Königin Eliſabeth, ſondern auch die ganze Zukunft England's in Frage ſtellte.

Maria Stuart war in demſelben Glauben, in demſelben Ketzerhaſſe und in denſelben Anſichten ſchrankenloſer königlicher Machtvollkommenheit erzogen worden, wie die blutige Maria. Wenn es der katholiſchen Partei gelang, Eliſabeth zu verdrängen, ſo waren ähnliche Gräuelſcenen, wie Maria Tudor ſie aufgeführt hatte, mit Sicherheit zu erwarten. Das engliſche Volk ſchloß ſich um ſo feſter an Eliſabeth, je klarer es erkannte, daß die Wohlfahrt des Reiches von dem Leben ſeiner Königin abhängig ſei. Mit der größten Spannung nahm die Nation Antheil an dem Streite zwiſchen Eliſabeth und Maria, welcher zugleich den Kampf gegen den Katholicismus in ſich ſchloß, die Stellung England's gegenüber dem ſchottiſchen Reiche und dem mit demſelben verbündeten Frankreich beſtimmte und eine neue Periode des Umſturzes und der Verwüſtung in Ausſicht ſtellte. Eliſabeth entwickelte in dieſem Kampfe ſo viel Klugheit, Kraft und Mäßigung, daß der Sieg allen ihren Schritten folgte. Das zur Zeit Marien's ſo tief geſunkene England hob ſich in ſeinen inneren Verhältniſſen und in der Achtung der Völker in kurzer Zeit höher als es jemals geſtanden war.

Ungeachtet der vielen Kriege, welche England und Schottland mit einander geführt hatten, waren doch in ganz Europa keine Reiche, welche durch ſo innige Bande an einander geknüpft waren. Die Inſel, welche ſie gemeinſam bewohnten, ſcheint von der Natur ſelbſt

*) S. § 65. S. 429 ff.

dazu beſtimmt worden zu ſein, einen einzigen Staat zu bilden. Keine feſte Grenze ſcheidet den äußerſten Norden derſelben vom Süden. Die Bewohner beider Theile des Eilandes hatten die gleiche Sprache, wenn ſchon neben dieſer ſich einige beſondere Mundarten erhalten hatten. Auch die Staatsverfaſſungen England's und Schottland's beſaßen große Aehnlichkeit. Sie unterſchieden ſich weſentlich nur darin, daß während im Laufe des letzten halben Jahrhunderts die Gewalt der engliſchen Monarchen zugenommen, die Macht der ſchottiſchen ſich ſtets vermindert hatte.

Die Könige von Schottland waren wohl die unglücklichſten von allen Herrſchern Europa's. Die meiſten derſelben ſtarben frühzeitig eines gewaltſamen Todes. Jakob I. (1437) und Jakob III. (1488) wurden ermordet, Jakob II. (1460) und Jakob IV (1513) fielen in der Schlacht. Von zehn Königen zwiſchen Robert Bruce und Jakob IV. waren zehn noch Kinder, als ſie auf den Thron berufen wurden. Während ihrer Minderjährigkeit litt gewöhnlich das Anſehen der Könige mehr, als ſie ſpäter im Laufe ihres ganzen Lebens wieder gut machen konnten. Die Grundurſache dieſer Verhältniſſe iſt darin zu ſuchen, daß in Schottland die Städte ein ſehr leichtes Gewicht in die Wagſchale der Entwickelung des Staates warfen. Der Adel und die Geiſtlichkeit übten durch Gewalt und Betrug eine höchſt verderbliche Gewalt aus. Der eine machte mehr Lärm, die andern aber größere Beute. Faſt die Hälfte des geſammten Grundbeſitzes hatten die ſchlauen Pfaffen an ſich geriſſen. Zwar ſuchte ſchon Robert I. den beiden bevorzugten Ständen dadurch ein Gegengewicht entgegen zu ſetzen, daß er Abgeordnete der Städte und Flecken in das Parlament berief, welche in einem Hauſe mit Adel und Geiſtlichkeit Sitz und Stimme hatten. Allein da alle Anträge nur durch die ſogenannten Artikelherren geſtellt werden konnten, und bei deren Wahl die Städte-Abgeordneten nicht mitwirken durften, überdieß Adel und Geiſtlichkeit immer mächtig genug waren, die Vollziehung von Geſetzen zu verhindern, welche ihnen nicht genehm, ſo erhielt ſich deren Uebergewicht bis auf die Zeiten der Reformation. Als deren Sturm über ganz Europa hinweg brauſte, that ſich die innere Wahlverwandtſchaft der beiden Völker Brittannien's dadurch kund, daß Schotten und Engländer mit gleichem Eifer die neuen Lehren ergriffen. Die Verſchiedenheit des Einfluſſes der königlichen Gewalt trat aber darin zu Tage, daß in Schottland die Bewegung nicht von oben herab, gewiſſermaßen auf Kommando, ſondern von unten herauf im Kampfe mit der königlichen Gewalt ſich Bahn brach.

So lange die Religion nicht im Spiele, war Schottland ſeit Jahrhunderten immer im Bunde mit Frankreich geweſen. Das kleinere Land hatte Mühe, ſeine Unabhängigkeit im Kampfe mit dem bei weitem größern Nachbarſtaate zu behaupten. Doch die religiöſe Bewegung des ſechszehnten Jahrhunderts änderte von Grund aus dieſe Beziehungen. Das katholiſche Frankreich verlor das Vertrauen der Schotten, welche ſich mehr und mehr ihren proteſtantiſchen Nachbarn anſchloſſen und bei dieſen Schutz gegen ihre Beherrſcher ſuchten. Je mehr ſich dieſe auf Frankreich ſtützten, deſto eifriger entbrannte wider ſie und ihre ausländiſchen Beſchützer der Haß der Nation. Am Ende behauptete dieſe das Feld. Frankreich hörte auf, Einfluß und Macht in Schottland zu beſitzen, und die Reformation brach ſich Bahn durch alle ihr entgegen geſetzten Hemmniſſe. Im Anfange dieſes Zeitabſchnitts befand ſich Schottland in der größten Verwirrung. Der Regent des Reiches, Herzog von Albany, war nach Frankreich gereiſt, wohin ihn der König Franz I. aus Rückſicht für Heinrich VIII. entboten hatte. Die Großen des Reiches, welche durch keine ſtarke Hand in Ordnung gehalten wurden, überließen ſich ſchrankenlos ihren Lieblingsneigungen. Sie befehdeten ſich gegenſeitig, raubten und mordeten, ohne daß ihnen Einhalt gethan wurde. Als der Herzog von Albany nach Schottland zurück kehrte (1522), war er nur darauf bedacht, zu Gunſten des Königs von Frankreich, welcher mit Heinrich VIII. in

Krieg gerathen war, einen Einfall in England zu machen. Doch der Adel hatte keine Neigung, sich dem Könige von Frankreich zu Liebe in einen gefährlichen Krieg mit England einzulassen. Der Regent mußte daher einen Waffenstillstand mit England abschließen, bevor es zum Kampfe gekommen war. Er kehrte nach Frankreich zurück, und schickte den Schotten an seiner Stelle den Grafen von Angus, den Gemahl der verwittweten Königin Margarethe.

Mehr und mehr theilte sich Schottland in zwei feindliche Parteien, von denen die eine den Anschluß an Frankreich, die andere Frieden mit England verlangte. Als im folgenden Jahre (1523) Albany nach Schottland zurückkehrte, sammelte er zwar ein Heer und führte es gegen England. Allein auch dieses Mal mußte er es entlassen, bevor eine Schlacht geschlagen wurde. Nach der Niederlage, welche Franz I. bei Pavia erlitt, nahm der Einfluß Frankreich's in Schottland ab, und derjenige Heinrich's VIII. zu. Im Jahre 1528 machte Jakob V. der Abhängigkeit, in welcher ihn der Graf von Angus bis dahin gehalten hatte, ein Ende, vertrieb seinen Vormund, welcher nach Frankreich entfloh und ergriff selbst die Zügel der Regierung.

Um diese Zeit drangen die Lehren der Reformatoren trotz der Grausamkeit, mit welcher die Pfaffen sie bekämpften, in Schottland ein. Patrick Hamilton ein junger Mann von angesehener Familie, welcher frühzeitig die Abtei von Ferne erhalten hatte und die glänzendsten Aussichten für die Zukunft besaß, war auf seinen Reisen mit den neuen Grundsätzen vertraut geworden. Als er zurück kehrte, klagte ihn der Prior der Dominicaner, Campbel, der Ketzerei an und brachte ihn auf den Holzstoß. Doch mit Hamilton wurden die von ihm verbreiteten Lehren nicht ausgerottet. Im Gegentheile wurde durch dessen grausame Hinrichtung die Aufmerksamkeit des Volkes auf sie gerichtet. Kurz nach Hamilton büßte einer seiner Schüler, der Mönch Forrest, seine Begeisterung für die Reformation mit dem Leben.

Die brennenden Holzstöße, auf welchen noch viele andere Märtyrer ihren letzten Seufzer ausbauchten, hemmten nicht die Ausbreitung der neuen Lehren. Diese fielen auf einen fruchtbaren Boden, den ihnen im Stillen viele Anhänger Wieleff's bereitet hatten. Die Bewegung, welche England durchzuckte, theilte sich den Schotten mit. Der Adel war lüstern nach den Gütern der Kirche, das Volk war des ihm von der Geistlichkeit auferlegten Joches müde. König Jakob V., dem es immer an Geld fehlte, konnte nur dadurch abgehalten werden, dem Beispiele Heinrich's VIII. zu folgen, daß die römisch-katholische Geistlichkeit ihm ein Geschenk von 50,000 Pfund machte, ihm versprach, auch künftig stets reichlich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse beitragen zu wollen und ihm als das sicherste Mittel, seinen Schatz zu bereichern, die Einziehung der Güter der sogenannten „Ketzer" anrieth.

Heinrich VIII. hatte gewünscht, durch die Ehe des Königs Jakob mit einer englischen Prinzessin, die beiden Reiche inniger zu verbinden, und sie früher oder später unter einem Haupte zu vereinigen. Doch Jakob V. stand der katholischen Partei und Frankreich näher, als den Protestanten und England. Er vermählte sich zuerst (1537) mit einer Tochter des Königs Franz I. und nach deren Tode (1538) mit der verwittweten Herzogin von Longueville, einer Tochter des Herzogs Claudius von Guise. Durch diese Verbindung störte er das bis dahin freundliche Verhältniß mit England und regte die Besorgnisse der immer zahlreicher werdenden Protestanten seines Reiches wider sich auf. Dessenungeachtet machte Heinrich VIII. noch einen Versuch, sich mit seinem Neffen Jakob freundlich zu verständigen. Er lud den König von Schottland zu einer Unterredung nach York ein. Jakob hatte weder die Kraft, dieser Einladung zu entsprechen, noch sie entschieden abzulehnen. Er ließ seinen Oheim acht Tage lang vergeblich in York warten (im

September 1541). Heinrich ſah darin nicht bloß den Ausdruck einer feindlichen Geſinnung, ſondern einen Schimpf und überzog Jakob im folgenden Jahre mit Krieg. Den Schotten ſchien es mit dem Kampfe gegen die Engländer nicht ernſt zu ſein. Sie ließen ſich bei Solway Frith, faſt ohne Widerſtand zu leiſten, ſchlagen und auseinander ſprengen (25. November 1542). Der Mißmuth über dieſe Niederlage beſchleunigte den Tod Jakob's V., welcher ſeit langer Zeit kränklich und tiefſinnig geweſen war. Er ſtarb den 14. December 1542. Sieben Tage vor ſeinem Tode war ihm eine Tochter, die nachher ſo ſehr bekannt gewordene, Maria Stuart, geboren worden.

Schroffer als zuvor traten ſich die engliſch-proteſtantiſche und die franzöſiſch-katholiſche Partei gegenüber. An der Spitze der letzteren ſtanden die verwittwete Königin und der Erzbiſchof von St. Andrews, Kardinal von Bethüne. Dieſer ſchlaue Pfaffe legte einen von ihm gefälſchten Willen des Königs vor, worin er und drei andere Herren von Adel zu Regenten des Reiches ernannt wurden. Durch dieſen Betrug gelang es ihm ſich der Regierung zu bemächtigen.

Doch bald ſchon ſtürzte ihn der Graf Jakob von Arran aus dem Hauſe, Hamilton, der Enkel der Tochter Jakob's III. und als ſolcher nächſter Erbe der Krone. Dieſer ſchloß mit Heinrich VIII. Frieden unter der Bedingung, daß die junge Königin Maria mit dem engliſchen Thronfolger Eduard vermählt werden ſollte. Kurz darauf ſetzte aber der Lord von Seyton, in deſſen Gewahrſam der Kardinal-Primas ſeit ſeinem Sturze geweſen war, dieſen in Freiheit. Er brach den kaum geſchloſſenen Frieden. Franz I. von Frankreich, auf deſſen Hülfe die Pfaffenpartei ſich verlaſſen hatte, war dazumal in ſeinem eigenen Lande zu hart bedrängt, als daß er nach Schottland hätte Truppen ſenden können. Doch der charakterloſe Graf von Arran vereinigte ſich mit dem Kardinal von Bethüne und verſtärkte die katholiſche Partei, indem er ihr einen Theil ſeiner Anhänger zuführte. Heinrich VIII. ſchickte den Proteſtanten Schottland's keine Hülfe und machte bald ſchon (1544) Frieden mit Frankreich, in welchem auch ſein Nachbarland im Norden eingeſchloſſen wurde.

Ungeachtet aller dieſer widrigen Umſtände breitete ſich die Reformation mehr und mehr aus. Mit beſonderm Eifer predigte ſie Wishart. Der Kardinal Bethüne ließ ihn auf eigene Fauſt, ohne Zuthun des Statthalters Arran verbrennen und erregte dadurch die gerechte Entrüſtung der Proteſtanten. Sechszehn verbanden ſich gegen den verfolgungsſüchtigen Prälaten, drangen in ſeinen Palaſt und trieben aus demſelben einhundert und fünfzig Handwerker und Diener, die er zu ſeinem Schutze verſammelt hatte. Der Führer der Verſchworenen hielt an den Kardinal eine Rede, worin er ihm die Gründe auseinander ſetzte, welche ſie beſtimmten, ihm den Tod zu geben, worunter die Ermordung Wisharts der oberſte war, und durchbohrte ihn dann mit ſeinem Schwerte (28. Mai 1546). Um das kleine Häuflein, welches an dem Primas von Schottland den Mord Wishart's gerächt hatte, ſammelten ſich ſchnell ihre Freunde. Sie beſetzten das Schloß des Erzbiſchof's und ſandten einen Boten an Heinrich VIII., ihn um Hülfe zu bitten. Der König von England ſah in der That der Verſchworenen nicht einen verruchten Meuchelmord, wie der Geſchichtſchreiber Hume, ſondern den Anfang einer großen Revolution. Er verſprach ihnen ſeinen Beiſtand. Bevor er denſelben leiſten konnte, ſtarb er. Der Protector Somerſet rückte aber kurz darauf mit einem zahlreichen Heere gegen Schottland und brachte dem Grafen von Arran bei Pinkey eine furchtbare Niederlage bei (1547). Somerſet konnte ſeinen Sieg nicht weiter verfolgen, da er nach London zurück kehren mußte. Mittlerweile ſandte der König von Frankreich der katholiſchen Partei in Schottland ſechs tauſend Mann Hülfstruppen. Mit franzöſiſchem Golde brachte es die verwittwete Königin, welche ſeit dem Tode des Kardinals von Bethüne die entſcheidende Stimme in der ſchottiſchen Regierung führte, dahin, daß mit Bewilligung des Parlamentes die junge Maria nach Frankreich

geſandt wurde, um dort erzogen und ſeiner Zeit mit dem Sohne des Königs Heinrich II. vermählt zu werden. Die Engländer führten den Krieg mit wenig Nachdruck und ſchloſſen ſchon bald wieder Frieden mit Schottland und Frankreich (1550).

Nach dem Tode Eduard's VI. konnten die Proteſtanten Schottland's keine Hülfe mehr von engliſcher Seite erwarten. Die verwittwete Königin drängte den Statthalter Arran, zu ihren Gunſten abzudanken, und führte die Regierung unter dem Einfluſſe ihrer Brüder, der berüchtigten Guiſen und des Königs von Frankreich. Sie verwickelte Schottland in einen Krieg mit England, wie Maria Tudor zu derſelben Zeit aus Rückſicht für Spanien Krieg gegen Frankreich begann. Um den Bund mit dieſem Reiche zu befeſtigen, wurde die Hochzeit der jungen Königin Maria mit dem Dauphin beſchleunigt. Sie wurde gegen Ende des Jahres 1558 feierlich begangen, und legte den Grund zu unabſehbaren Verwirrungen, unter welchen Maria ſelbſt am meiſten, doch mit ihr ganz Schottland furchtbar litt.

Während in ihrem Vaterlande die Reformation immer tiefere Wurzeln ſchlug, wurde Maria im bitterſten Haſſe gegen dieſelbe erzogen, während die königliche Gewalt in Schottland mehr und mehr untergraben wurde, empfing Maria am Hofe Heinrich's II. von ihren Oheimen die Lehren unumſchränkter Königsherrſchaft. Es bildete ſich ſo ein Gegenſatz zwiſchen Volk und Königin, welcher nur zum Verderben eines oder beider Theile ausfallen konnte.

Durch die Ermordung des Kardinals Bethüne verlor die katholiſche Partei in Schottland den einzigen Mann, welcher von blutigem „Ketzerhaſſe" erfüllt war. Die verwittwete Königin war unter ihren Geſchwiſtern unſtreitig die beſte. Sie beſaß Klugheit und Kraft und war von Natur nicht grauſam. Allein ſie ließ ſich nur zu oft durch ihre Oheime in Bahnen lenken, welche den von ihnen in Frankreich betretenen ſehr ähnlich waren, in Schottland aber nicht zum Siege führen konnten, weil dort die katholiſche Partei in der entſchiedenſten Minderzahl war. Sie hoffte, nach dem Tode Eduard's VI. durch gelinde Mittel die Nation wieder unter das päpſtliche Joch zu bringen, irrte ſich aber vollſtändig in ihrer Berechnung. Denn die zahlreichen Flüchtlinge, welche die blutige Königin aus England vertrieb, wurden Apoſtel der neuen Lehre und regten durch die Schilderungen, die ſie von Marien's Glaubenswuth gaben, die Schotten zum glühendſten Haſſe gegen das Papſtthum an. Die Reformation machte daher zu keiner Zeit größere Fortſchritte in Schottland, als gerade während ſie in dem Nachbarlande auf's grauſamſte verfolgt wurde. Sie erhielt aber aus dieſem Grunde eine ungewöhnlich dunkele Färbung. In keinem proteſtantiſchen Lande trat der Glaubenshaß in Wort und That ſo grell hervor, als in Schottland, in keinem ſtand die Bewegung ſo ausſchließlich auf dem Grunde und Boden der Bibel und namentlich des alten Teſtamentes und nahm ſo wenig Rückſicht auf Kunſt und Wiſſenſchaft, auf Menſchlichkeit und geſunden Menſchenverſtand.

Der erſte proteſtantiſche Bund, welcher den 3. December 1557 zu Edinburg unterzeichnet wurde und an deſſen Spitze der Graf von Argyle, ſein Sohn Lord Lorne, die Grafen von Morton, und Glencarne, Erskine von Dun und andere ſtanden, nannten ſich die Gemeinde des Herrn, im Gegenſatz zu der römiſchen Kirche, welcher er den Titel der Gemeinde Satans beilegte. Dieſer Bund erließ in den beliebten altteſtamentlichen Redensarten ein Manifeſt, welches die Gemüther in Schottland zum wüthendſten Haſſe und zum Kampfe auf Tod und Leben gegen das Papſtthum anregte, und er begann ſeine Wirkſamkeit damit, daß er anordnete, „in allen Kirchen ſollten die Gebete in der Landesſprache und die Predigt und Erklärung der Schrift ſollten in Privathäuſern abgehalten werden, bis es Gott gefallen würde, den Fürſten zu bewegen, die öffentliche Predigt durch treue und wahre Pfarrer zu geſtatten."

Die katholiſche Partei goß Feuer in die Flamme, indem der Nachfolger des Kardinals Bethüne, Hamilton einen hochgeachteten Prieſter, welcher ſich der neuen Lehre zugewandt hatte, Namens Walter Mill, öffentlich verbrennen ließ. Die Proteſtanten rächten ſich, indem ſie die Proceſſion des ſogenannten heiligen Giles in Edinburg auseinander trieben, bei welcher Gelegenheit die katholiſchen Prieſter und Mönche die größte Feigheit an den Tag legten und ſich dadurch im höchſten Grade lächerlich machten. Die Regentin, welche wünſchte, daß das Parlament dem Gatten der Königin Maria die ſchottiſche Krone zuerkennen möchte, behandelte die Proteſtanten mit Milde. Als ſie aber dieſen Zweck erreicht hatte, und aus Frankreich den Befehl erhielt, mit Strenge gegen dieſelben einzuſchreiten, ließ ſie die angeſehenſten Prediger derſelben nach Stirling vorladen, um ſie zu ſtrafen. Dieſe erſchienen in ſo zahlreichem Geleite, daß die Regentin froh war, die verſammelte Menſchenmenge durch das Verſprechen, es ſolle gegen die Prediger nichts feindliches unternommen werden, zum Abzuge zu beſtimmen. Sie hielt aber nicht Wort. Kaum war die drohende Gefahr beſchworen, ſo ließ die Regentin alle vorgeladenen Geiſtlichen wegen ihres Ausbleibens für Rebellen erklären. Dadurch trieb ſie die Proteſtanten zu bewaffnetem Widerſtande.

Um dieſe Zeit kehrte Johann Knox aus Genf zurück, woſelbſt er in perſönlichem Umgang mit Calvin deſſen Lehre ſich angeeignet hatte. Er predigte mit dem Feuereifer eines Propheten und mit der Kühnheit eines Mannes, der entſchloſſen iſt, zu ſiegen oder zu ſterben. Als er zu Perth eine ſeiner Flammen ſprühenden Reden gehalten hatte (11. Mai 1559), öffnete der katholiſche Geiſtliche ſeinen Bilder- und Reliquien-Kaſten und ſchickte ſich an, Meſſe zu leſen. Das Volk, welches von Knox gegen Bilder und Reliquien auf's heftigſte aufgeregt worden war, fiel über die Schauſtücke des Pfaffen her, zerriß die Bilder, zertrümmerte die Reliquien, ſtürzte den Altar ein und zertrat das Meßgeräthe. Die Menge nahm an Zahl und Grimm zu, zog vor die Klöſter der grauen und ſchwarzen Mönche und der Karthäuſer, vertrieb deren Bewohner und ließ nichts als die nackten Wände der Gebäude ſtehen. Bald darauf ahmte die Bevölkerung von Couvier in der Grafſchaft Fife dieſes Beiſpiel nach.

Die Regentin beſaß keine hinreichenden Mittel, dieſe Aufwallungen des Volkes nieder zu halten. Sie mußte mit den Proteſtanten ein Abkommen treffen, das ſie, wie das frühere, von Stirling, nicht hielt. Sie vernichtete dadurch das ſchon geſchwächte Vertrauen des Volkes vollſtändig. Die Proteſtanten ſchloſſen einen neuen Bund (Covenant), an deſſen Spitze der Graf von Argyle und der Prior von St. Andreas, Jakob, der Königin Maria natürlicher Bruder, welcher ſpäter unter dem Namen Graf von Murray bekannter wurde, ſtanden. Johann Knox war die Seele dieſer Vereinigung. Die Verbündeten zogen mit Heeresmacht wider die Regentin, welche froh war, einen Waffenſtillſtand auf einige Tage zu erlangen, unter deſſen Schutze ſie ihr kleines Heer rettete. Sie eroberten Harth und Stirling und wurden mit offenen Armen in Edinburg aufgenommen. Unter Vermittelung des Herzogs von Chatelrault ſchloſſen die Covenanter einen Vertrag mit der Regentin. Dieſe geſtattete ihnen freie Religionsübung, wogegen die Proteſtanten verſprachen, ſich aller weiteren Angriffe auf die Kirchen zu enthalten.

Kurz darauf wurden der Regentin einige Truppen aus Frankreich zugeſandt und der Krieg begann von neuem. Es war in der That kein Bürgerkrieg, vielmehr ein Kampf zwiſchen Schottland und Frankreich. Die Regentin ſelbſt war eine Franzöſin und ihre ganze Macht beſtand in franzöſiſchen Truppen und franzöſiſchem Gelde, womit ſie einige ſchottiſche Söldner bezahlte.

Der Plan des Königs war augenſcheinlich, zuerſt Schottland und von da aus England zu unterwerfen. Doch war er nicht geheim gehalten worden. Die Königin Eliſa-

beth, welche der blutigen Maria auf dem Throne gefolgt war, erhielt bald von demselben Kenntniß durch ihren Gesandten zu Paris und schloß daher, als die Schotten ihre Hülfe in Anspruch nahmen, einen Bund mit ihnen ab, welcher während der Dauer der Ehe Marien's mit Franz II. und ein Jahr länger dauern sollte. Zugleich versprach Elisabeth mit Frankreich keinen Frieden zu schließen, bis die Franzosen Schottland vollständig geräumt hätten. Dem Worte folgte die That auf dem Fuße nach. Elisabeth schickte eine Flotte in den Frith of Forth und ein Heer nach Leith (Anfangs 1560), welches die Franzosen befestigt hatten. Mitten in diesen Wirren starb die Regentin. Die Franzosen wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie Unterhandlungen anknüpften. Schon am 5. Juli mußten die Gesandten des Königs von Frankreich und der Königin von Schottland einen Vertrag abschließen, worin sie versprachen, die französischen Truppen sollten Schottland räumen, der König und die Königin von Frankreich das englische Wappen und den englischen Königstitel ablegen, und der Königin Elisabeth für den oft angethanen Schimpf Genugthuung leisten. Zu Gunsten der Schotten sagten die Gesandten des französisch-schottischen Königspaares eine allgemeine Vergessenheit des geschehenen zu, versprachen, daß nur Eingeborene irgend ein Amt in Schottland versehen, daß die Stände ein und zwanzig Personen vorschlagen sollten, aus welchen die Königin Maria sieben und das Parlament fünf zu erwählen habe, und daß diese zwölf während der Abwesenheit der Königin die Regierung führen sollten.

Elisabeth schaffte auf ihren eigenen Schiffen die französischen Truppen in deren Heimath. Nachdem diese aber vom sichern Verderben gerettet waren, genehmigten Franz II. und Maria den von ihren Gesandten unterzeichneten Frieden nicht, und befestigten dadurch mehr und mehr den schon früher begründeten Verdacht, sie gingen darauf aus, Schottland und England unter das gemeinsame Joch des Papstthums und der Maria zu bringen.

Die Schotten, welchen Elisabeth keine unbillige Zumuthung machte, und denen sie die größten Dienste geleistet hatte, sahen in ihr eine großmüthige Freundin, Glaubensgenossin und Schützerin, in ihrer eigenen Königin dagegen eine Feindin ihres Glaubens, ihres Friedens und ihrer Freiheit. Sie versammelten, ohne die Befehle ihrer abwesenden Königin zu erwarten, ein Parlament, welches ein calvinistisches Glaubensbekenntniß annahm, die Messe unter Androhung strenger Strafen abschaffte, der päpstlichen Herrschaft in Schottland ein Ende machte und die presbyterianische Kirchenordnung einführte.

Die Königin Maria verweigerte allen diesen Beschlüssen ihre Genehmigung, allein das Parlament kehrte sich nicht an deren Einsprache, vielmehr setzte es dieselben ungesäumt in Vollzug. Der Adel und die reichen Grundbesitzer rissen die Güter der Kirche an sich, wie auch in England geschehen war.

Während dieser Vorgänge in Schottland starb Franz II. (1561), und seine Wittwe Maria fand ihre Stellung in Frankreich unhaltbar, als Katharina von Medicis, mit welcher sie auf sehr gespanntem Fuße lebte, die Regentschaft über ihren unmündigen Sohn Karl IX. antrat. Maria hatte, so lange Franz II. lebte, ihre Schwiegermutter von allem Einflusse auf die Staatsgeschäfte entfernt. Diese rächte sich jetzt an der Wittwe ihres Sohnes, indem sie dieselbe aus Frankreich verdrängte. Mit großem Widerstreben schiffte sich Maria nach Schottland ein, wo sie den 19. August landete.

Ihre Lage war ungewöhnlich schwierig. Sie hatte das gerechte Mißtrauen ihrer Nation und der Königin Elisabeth rege gemacht, indem sie den von ihren Gesandten zu Edinburg unterzeichneten Friedensvertrag nicht genehmigte. Sie besaß in Schottland und England wenig sichere und nur in den katholischen Ländern des europäischen Festlandes mächtige Freunde. Sie bekannte sich öffentlich zur katholischen Religion, während die Schotten diese abgeschafft und schwere Strafen auf deren Ausübung gesetzt hatten. Sie

war an den Pariſer Hofton und die Vergnügungen des franzöſiſchen Königshauſes gewöhnt welche von den ſchottiſchen Fanatikern als Greuel verſchrieen wurden. Sie war, als ſie in Leith landete, von dreien ihrer Oheime und anderen franzöſiſchen Höflingen umgeben, welche Schottland nicht kannten und welchen die Schotten als Katholiken und Dienern eines auswärtigen Königs kein Vertrauen ſchenkten. Dieſe unverſöhnlichen Gegenſätze ließen ſich nur löſen, wenn entweder die Königin oder die ſchottiſche Nation nachgab. Maria irrte ſich, wenn ſie glaubte, daß das Gewicht ihrer Perſon ſchwerer in die Wagſchale menſchlicher Entwickelung falle, als dasjenige eines ganzen Volkes.

Doch die Ehrfurcht, welche die unverdorbenen, wenn auch etwas rohen Schotten dem Königthume zollten, die alte Anhänglichkeit, welche ſie dem Hauſe Stuart widmeten, und die freundlichen Gefühle, welche die Jugend und Schönheit Marien's ihnen einflößte, — bereiteten ihr einen glänzenden Empfang. Die Königin war in ihrem neunzehnten Jahre. Sie beſaß alle Eigenſchaften, welche auf den erſten Anblick anſprechen. Doch ihr fehlte alle Selbſtſtändigkeit des Willens. Dieſe hatten die Guiſen frühzeitig gebrochen. Am franzöſiſchen Hofe hatte ſie zwar die dort üblichen Künſte gelernt, doch keine gründliche Bildung erlangt. Ihr Ehrgeiz hatte unter dem Einfluſſe franzöſiſcher Pfaffen eine beſtimmte, nicht bloß Schottland, ſondern auch England verderbliche Richtung genommen. Ungeachtet der zwiſchen ihr und ihrer Schweſter von England herrſchenden Mißſtimmung machte ſie der Königin Eliſabeth die Zumuthung, ſie als ihre Thronfolgerin öffentlich dem Volke verkünden zu laſſen. Dieſe erkannte aber ſehr wohl die geheimen Abſichten Marien's, welche dadurch nur die Erwartungen des engliſchen Volkes von der gegenwärtigen auf die künftige Beherrſcherin des Reiches ablenken wollte, und lehnte dieſes Verlangen mit Entſchiedenheit ab. Maria weigerte ſich dagegen ihrerſeits, die von ihr früher angenommenen Titel und Wappen der engliſchen Krone öffentlich wieder abzulegen. Sie betrachtete ſich als das von Gott zur Bekehrung der beiden brittiſchen Nationen auserkorene Werkzeug. An dieſem Gedanken hielt ſie unter allen Wechſelfällen ihres Lebens feſt. Was unter Bekehrung im Sinne der katholiſchen Partei zu verſtehen ſei, hatten die Schotten in ihrer nächſten Nähe während der Herrſchaft der blutigen Maria deutlich erkannt und ſie ſahen es noch immer in Frankreich, in den Niederlanden, in Spanien und aller Orten, wo die Katholiken entweder die Mehrzahl des Volkes oder die oberſte Gewalt für ſich hatten. In England war der Proteſtantismus zur Zeit der Thronbeſteigung der Maria Tudor nicht minder feſt begründet geweſen, als in Schottland zur Zeit der Landung der Maria Stuart. Zwar erließ dieſe kurz nach ihrer Ankunft eine Proklamation, worin ſie jedermänniglich befahl, ſich der eingeführten Religion zu unterwerfen. Allein ſie ſelbſt that es nicht. Hume eifert ſehr heftig gegen die altteſtamentlichen Redensarten, mit welchen die ſchottiſchen Proteſtanten gegen den Gottesdienſt der Königin zu Felde zogen. Allein im Vergleich zu denjenigen Mitteln, deren ſich die Katholiken aller Orten, wo ſie die Uebermacht beſaßen, gegen Andersglaubende bedienten, waren dieſelben doch ſehr unſchuldig. Gewiß hätte kein einziges durchaus katholiſches Volk in jener Zeit einen proteſtantiſchen König auf dem Throne geduldet. Daß die Schotten ihrer Königin den katholiſchen Gottesdienſt geſtatteten und ſie ihrer Religion wegen nicht vom Throne ſtießen, wozu ſie damals unſtreitig die Macht beſaßen, war ein größerer Beweis von Duldſamkeit, als irgend ein katholiſches Volk jener Zeit gegeben hatte.

§ 83. Eliſabeth Tudor und Maria Stuart (1562—1587).

Der rothe Faden, welcher ſich faſt durch das ganze Leben der Königin Eliſabeth hindurch zog, war ihr Kampf mit Maria Stuart. Eliſabeth, welche von dem Augenblicke

ihrer Thronbesteigung an bis zu dem Tode Marien's die Uebermacht besaß, that diese durch ihre Handlungen kund, Maria durch die Briefe, welche sie wechselte und die Versuche, die sie unternahm, welche aber alle mißglückten. Zwei Frauen, beide von ungewöhnlichen Geistesgaben, beide Vertreterinnen einer Partei, welche mit derjenigen ihrer Gegnerin auf Tod und Leben kämpfte, standen sich gegenüber, wie einst im trojanischen Kriege Hektor und Achilles. Wie die Iliade ohne einen dieser Helden, so wäre die Geschichte der brittischen Insel in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ohne eine der beiden Königinnen ohne Farbe und Gestalt. Auf dem Kampfe dieser beiden Frauen ruht wesentlich die ganze Entwickelung, welche England und Schottland später nahmen. Selbst die Revolutionen des siebenzehnten Jahrhunderts konnten die damals festgestellten Grundlagen der kirchlichen und staatlichen Verfassung beider Reiche nicht erschüttern, vielmehr nur sie in der damals eingeschlagenen Richtung weiter entwickeln.

Elisabeth ging Hand in Hand mit ihrem Volke und siegte, Maria setzte sich mit dem übrigen in Widerstreit und unterlag. Die Regierung der englischen Königin war friedlich. Sie nahm an den blutigen Kämpfen ihrer Zeit geringen Antheil. Nur im äußersten Falle griff sie zum Schwerte. Doch unterstützte sie die Hugenotten in Frankreich und später auch die Protestanten der Niederlande. Durch einen Vertrag mit den ersteren gelangte sie in den Besitz von Havre de Grace (1562), das sie aber nicht behaupten konnte, nachdem sich die Parteien in Frankreich verständigt hatten*).

Elisabeth war viel zu selbstherrlich, als daß sie Vorliebe für ihre Parlamente gehabt hätte, allein sie erkannte, daß diese ihr eine feste Stütze boten, überwand ihre Abneigung gegen dieselben und berief sie so oft als nöthig war. Sie schränkte ihre Ausgaben auf's äußerste ein, um deren Hülfe nicht zu oft in Anspruch nehmen zu müssen. Sie übte zwar vom Anfange bis zum Ende ihrer Regierung einen überwältigenden Einfluß auf ihre Parlamente, ließ auch mehrere Abgeordnete einsperren, welche mißliebige Anträge stellten, und hielt bisweilen ihren Gegnern ernste Strafpredigten, allein die Herrschaft, welche sie übte, war im Verhältnisse zu allen früheren Regierungen sehr milde. Unter ihr fingen zuerst die Parlamente an, eine gewisse Selbstständigkeit, wenn auch nur eine schwache, kund zu thun. Am meisten war es ihr zuwider, daß ihre ersten Parlamente sie bestürmten, sich zu verheirathen, und die späteren kirchliche Reformen verlangten. Beiderlei Bitten setzte sie einen unüberwindlichen Widerstand entgegen, ohne daß jedoch dadurch ihr gutes Einvernehmen mit den Parlamenten unterbrochen worden wäre.

Die Gesetze, welche sie mit Zustimmung der Stände erließ, waren zum Theile sehr hart, z. B. dasjenige vom Jahre 1563, welches alle mit den Strafen des Hochverraths belegte, welche zweimal des Papstes Obergewalt behaupteten, und welches alle Geistlichen, Doctoren, Schullehrer, Richter und Parlamentsglieder verpflichtete, der Königin den Hoheitseid zu leisten. Dieser umfaßte auch ihre geistliche Gewalt. Auf der Weigerung ihn zu leisten, stand Verbannung und Vermögens-Einziehung, und im zweiten Falle die Strafe des Hochverraths. Doch wurden diese Gesetze nicht in ihrer ganzen Strenge angewendet, wie sich schon daraus ergibt, daß nur wenige Fälle ihrer Vollziehung vorkamen, ungeachtet die Katholiken bei Hunderttausenden zu zählen waren.

England erholte sich zusehends von den Leiden, welche die früheren Regierungen ihm bereitet hatten. Elisabeth zahlte die Schulden der Krone ab, prägte wieder gutes Geld, nachdem ihre Vorgänger viel schlechtes geschlagen hatten, füllte die leeren Zeughäuser mit Waffen, führte Pulvermühlen und Kanonengießereien ein, setzte das Reich in einen kräftigen Vertheidigungszustand, beförderte den Landbau, indem sie die Ausführung des Getrei-

*) S. oben § 66. S 439 f.

des geſtattete, begünſtigte Handel und Schiffahrt und wurde ſo die eigentliche Begründerin des Wohlſtandes ihres Reiches. Mit Recht wurde ſie damals ſchon die Wiederherſtellerin des See-Ruhmes Englands und die Königin der nördlichen Meere genannt.

Die zahlreichen Freier, die ſich um ihre Hand bewarben, wußte ſie abzuweiſen, ohne deren guten Willen zu verſcherzen. Es waren ihrer zu viele, als daß wir ſie nennen könnten.

Eine ganz andere Wendung nahmen um dieſe Zeit die ſchottiſchen Angelegenheiten. Zwar ſtanden die beiden Königinnen des Nordens und Südens der brittiſchen Inſel ſcheinbar auf freundlichem Fuße. Sie ſchrieben ſich gegenſeitig die höflichſten Briefe. Allein die Macht der Verhältniſſe, welche ſie an die Spitze ſo feindlicher Lager geſtellt hatte, ließ aufrichtige Freundſchaft nicht zu. Ueberdieß machten mannigfaltige Eiferſüchteleien und Eitelkeiten die Beziehungen der beiden Frauen noch ſchwieriger.

Eliſabeth war entſchloſſen, nicht zu heirathen, Maria im Gegentheile war dazu gern bereit und ſie erkannte bald, daß ihre königliche Schweſter ihr die Sache nicht erleichterte, ſondern vielmehr erſchwerte. Nach zweijährigen freundlichen Unterhandlungen reichte Maria Stuart dem Lord Darnley, dem Sohne des Grafen Lenox ihre Hand (1564). Er war ihr Vetter, indem ſeine Mutter Margarethe Douglas, die Tochter zweiter Ehe der Königin Margarethe von Schottland war. Darnley hatte alſo nach Marien die nächſten Anſprüche auf die engliſche Krone. Er zählte zwanzig Jahre und hatte eine angenehme Geſtalt. Dem äußern Anſcheine nach war er daher ein ſehr geeigneter Gemahl für Marien. Allein Eliſabeth nahm, als ſie von dem Abſchluſſe der Ehe Kenntniß erhielt, die Miene der Beleidigten an, zog Darnley's in England gelegene Güter ein, und ließ deſſen Mutter und Bruder in den Tower ſperren.

Wenn Maria der Liebe ihres Volkes gewiß geweſen wäre, ſo hätte ihr die Königin von England keine Gefahren bereiten können. Allein in demſelben Augenblicke, da ſich ihr Verhältniß zu Eliſabeth trübte, regte ſie den Argwohn der Schotten auf. Denn Lenox galt für katholiſch. Maria hatte noch immer die zu Gunſten der proteſtantiſchen Religion gefaßten Beſchlüſſe des Parlaments nicht anerkannt, ſie gab ſich alle erdenkliche Mühe, den katholiſchen Biſchöfen wenigſtens einen Theil ihres Anſehens wieder zu verſchaffen. In einem Schreiben an das Concilium von Trident hatte ſie unumwunden ihre Abſicht ausgeſprochen, Schottland und England wieder unter die Herrſchaft des Papſtes zu bringen. Um ſich dagegen zu ſchützen, hatte das ſchottiſche Parlament auf das Leſen der Meſſe die Todesſtrafe geſetzt und nur zu Gunſten der Kapelle der Königin eine Ausnahme gemacht. Die Unzufriedenheit nahm unter Volk und Adel zu, und Eliſabeth nährte ſie heimlich. Doch gelang es den vereinigten Beſtrebungen Darnley's und der Königin ihre Gegner aus dem Felde zu ſchlagen. Maria benützte den Schrecken, welcher vor ihren Waffen berging, den römiſch-katholiſchen Gottesdienſt allgemein zu geſtatten. Sie ſetzte den Erzbiſchof von St. Andrews wieder ein, trug ihm auf, Unterſuchungen gegen die ſogenannten Ketzer einzuleiten und entzog der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit faſt alle ihr geſetzlich eingeräumten Rechte. Das Volk der Schotten erkannte, daß Maria Stuart ihm daſſelbe Loos zugedacht habe, welches Maria Tudor den Engländern bereitet hatte, und ſann auf Mittel der Vertheidigung.

Dieſe bot ihm das Königspaar ſelbſt. Seit mehreren Jahren hatte ſich der Sänger David Rizzio aus Turin in die Gunſt der Königin eingeſchlichen. Sie räumte ihm in Staatsgeſchäften entſcheidenden Einfluß ein und geſtattete ihm, einen Aufwand zu machen, welcher denjenigen des Königs überſtieg. Rizzio leitete den geheimen Briefwechſel Marien's mit dem Papſte Pius IV. und war ſchon aus dieſem Grunde dem Volke beſonders verhaßt. Er brachte halbe Nächte mit der Königin zu, und Darnley fand ihn einmal unter

Verhältnissen in dem Schlafzimmer der Königin, welche keinen Zweifel darüber ließen, daß deren Verkehr mit Rizzio ein verbrecherischer sei.

Auf's äußerste gebracht durch den ihm angethanen Schimpf drang Darnley (9. März 1566) in das Zimmer der Königin, wo Rizzio, wie gewöhnlich, mit ihr beim Abendessen saß. Ihm folgten mehrere Bewaffnete, welche den Sänger ergriffen, in das Vorzimmer schleppten und dort erstachen. Maria hatte mit Thränen und Bitten vergeblich gesucht, ihren Liebling zu retten. Als ihr dieses nicht gelungen war, trocknete sie ihre Augen ab und sagte: „genug der Thränen, nur der Rache will ich gedenken." Diese Worte wurden bald schon zu schrecklicher Wirklichkeit. Sie ließ mehrere der Gebülfen Darnley's hinrichten. Die übrigen retteten sich mit Mühe nach England. Ihren Gatten behandelte sie anfangs mit vollständiger Verachtung. Sie entbot ihn nicht einmal zur Taufe ihres Sohnes welcher am 19. Juni 1566 zur Welt kam, und übertrug die Gunst, die sie früher Rizzio geschenkt hatte, auf den Grafen Jakob Bothwell, einen Menschen, der jedes Verbrechens fähig war, und der durch Verrath, Gift und Dolch nur zu oft seine schändlichen Absichten erreicht hatte. Mit ihm verabredete sie ihren Racheplan. Unter dem Scheine der Versöhnung lockte sie ihren Gatten nach Edinburg, bereitete ihm eine Wohnung außerhalb der Stadt, welche Kirk of Field genannt wurde. Um ihn ganz sicher zu machen, pflegte sie ihn, denn er war krank, mit großer Sorgfalt, schlief sogar in demselben Hause mit ihm mehrere Nächte. Doch am Abende des 9. Februar 1567 ließ sie ihr prachtvolles Bett hinweg bringen, verließ die Wohnung um eilf Uhr in der Nacht. Um zwei Uhr des Morgens flog Darnley mit dem ganzen Hause in die Luft. Seine Leiche wurde in einem benachbarten Hofe gefunden.

Um Rizzio's Tod zu rächen, hatte Maria ganz Schottland in Bewegung gesetzt. Um die Mörder Darnley's zu entdecken, that sie nichts. Oeffentlich wurde der Graf von Bothwell mit dreien seiner Diener des Mordes angeklagt. Statt dieser verfolgte sie die Ankläger. Einem der angeklagten Diener Bothwells, Namens Franz Paris, verlieh sie eine lebenslängliche Rente von vierzig Pfund, unter die vier Angeklagten vertheilte sie den Nachlaß Darnley's. Der Schneider, welcher Darnley's Königsmantel für Bothwell abzuändern hatte, bemerkte, „die Henker bekommen mit Recht die Habe der Person, die sie hinrichten." Zum Scheine ließ Maria zwar den 12. April eine Gerichtsverhandlung halten. Allein da sie den Grafen von Bothwell in den Besitz der Burg von Edinburg gesetzt hatte (21. März) und dieser stets von Bewaffneten umgeben sich öffentlich zeigte, wagte es kein Ankläger zu erscheinen. Bothwell wurde frei gesprochen. Die Königin überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen. Sie bewirkte, daß ihr eine Schrift mit der Bitte übergeben wurde, sie möchte Bothwell heirathen, und ließ sich von ihm zum Scheine entführen. Um dieselbe Zeit leitete Bothwell, welcher sich sechs Monate früher verheirathet hatte, einen Ehescheidungsprozeß ein, welcher natürlich mit seiner Scheidung endigte und ließ sich am 15. Mai, also drei Monate und fünf Tage nach ihres Mannes Tode mit dessen allgemein bekanntem Mörder trauen.

Diese Reihe unerhörter Schandthaten brachte ganz Schottland gegen das Königspaar in Waffen. Ein mächtiger Bund des Adels wurde geschlossen. Bothwell mußte fliehen*) und Maria sich den Verbündeten ergeben. In ihrer blinden Leidenschaft sprach sie nur davon, daß sie alle ihre Feinde werde hängen lassen, und erbitterte dadurch noch mehr die gereizten Gemüther. Um dieselbe Zeit (20. Juni) bemächtigten sich die Verbündeten mehrerer eigenhändiger Briefe und Sonnette, welche Maria an Bothwell gerichtet hatte, und aus welchen klar hervor ging, daß sie Kenntniß von dem Mordanschlag, der ihrem Gatten

*) Er endigte auf eine seiner würdige Weise. Er wurde Seeräuber, fiel in dänische Gefangenschaft und starb nach zehn Jahren im Wahnsinn.

das Leben kostete, gehabt und denselben gebilligt hatte. Die Verbündeten verlangten von ihr, daß sie die Krone niederlegen sollte. Nach einigen Zögerungen unterzeichnete sie (24. Juli) ihre Verzichtleistung und empfahl den Grafen von Murray zum Regenten. Am 29. Juli wurde das Kind Jakob zum Könige gekrönt. Kurz darauf (11. August) kehrte Murray aus Frankreich, wo er sich während der letzten Wirren aufgehalten hatte, zurück und ergriff die Zügel der Regierung.

Maria blieb aber nicht lange ruhig in dem Schlosse Lochleven, in dem sie festgehalten wurde. Sie entsprang (2. Mai 1568), sammelte um sich ihre Anhänger, verlor aber (13. Mai) die Schlacht von Longside und wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie nach England entfloh, woselbst sie am 17. Mai eintraf, verfolgt von den Verwünschungen und den Waffen der Schotten, befleckt durch eine lange Reihe der schändlichsten Verbrechen, ohne Mittel und ohne Freunde, dem Hohne der ganzen Welt preis gegeben.

Elisabeth erkannte auf den ersten Blick die ganze Bedeutung der Sachlage und zog schon damals die Frage, wie sie die vertriebene Königin zu behandeln habe, in ernsteste Erwägung. Sie konnte der verfolgten Maria die Aufnahme in England nicht verweigern. Auslieferung an die Schotten wäre deren Tod gewesen. Denn der kaum beruhigte Haß war von neuem in lichten Flammen ausgebrochen. Sollte Elisabeth die Frau, welche allgemein beschuldigt wurde, ihren Gemahl ermordet zu haben, in ihrem Lande und an ihrem Hofe als Freundin und Verwandte aufnehmen? Das wäre nicht Großmuth, sondern ein der öffentlichen Meinung und dem Sittengesetze gebotener bitterer Hohn gewesen. Sollte Elisabeth Maria die Mittel gewähren, nach Frankreich zu entkommen? Die Nichte und Schülerin der Guisen hätte alle katholischen Könige zu einem Kreuzzuge gegen England und Schottland aufgeboten. Elisabeth hätte sich dann zu einem Kriege auf Tod und Leben rüsten müssen. Ein offener Kampf wäre England schwerlich so verderblich geworden und hätte der protestantischen Sache weit mehr genützt, als jener Zwiespalt, welcher unter der Larve der Freundschaft und verwandtschaftlicher Theilnahme sich durch zwei Jahrzehnte hindurch zog und zu einem blutigen Schlusse führte. Doch Elisabeth war keine kriegerische Fürstin. Sie verließ sich lieber auf Unterhandlungen, als auf das Schwert.

Der Kampf zwischen den beiden Königinnen war unvermeidlich. Schon die Geburt dieser Frauen bestimmte sie zu unversöhnlichen Gegnerinnen. Die Erziehung erweiterte den Zwiespalt, welcher die Macht der Verhältnisse begründet hatte, die Jugend-Eindrücke der Elisabeth regten sie nicht minder gegen das Papstthum, als die Lehren der Guisen Marien wieder den Protestantismus auf.

Der erste Schritt, welchen Elisabeth that, als Maria sich ihr in die Arme warf, ließ ihr kaum eine Wahl bei allen folgenden. An die Stelle des offenen, trat der geheime Kampf. Ich hätte den offenen vorgezogen. Elisabeth wäre aus demselben nicht minder siegreich hervorgegangen, als aus dem verdeckten, den sie erwählte. Der Kampf wäre aber großartiger und der Sieg für sie ruhmreich geworden, während die Mittel, deren sich die Königin von England bediente, niemals gelobt, höchstens durch den Drang der Verhältnisse entschuldigt werden können.

Das Leben der Maria Stuart bildet einen schlagenden Gegensatz zu demjenigen der Elisabeth Tudor. Maria wurde so zu sagen als Königin von Schottland geboren, wurde in Glanz und Freude erzogen, verband als sie noch Kind war (1558) die französische mit der schottischen Krone, und griff bald darauf (1559) auch noch nach der englischen. Die Jugend der Königin Elisabeth war sehr trübe gewesen. Das Haupt ihrer Mutter fiel auf dem Schaffotte. Sie selbst wurde von ihrem Vater von der Thronfolge ausgeschlossen. Auf die besseren Zeiten in den letzten Jahren Heinrichs VIII. und während der Regierung Eduard's VI. folgte die Schreckensperiode der Maria Tudor. Nachdem beide Kö-

niginnen diese Schicksale erlebt hatten, traten sie sich feindlich gegenüber. Maria war durch eine lange Zeit ungetrübten Glückes zum äußersten Uebermuthe getrieben, Elisabeth durch eine wechselvolle, mehr ernste als heitere Vergangenheit zu seltener Umsicht herangebildet worden. Maria hatte den Höhepunkt ihres Glückes erreicht und mußte die Ungunst des Schicksals in dem zweiten Abschnitte ihres Lebens ertragen, welche Elisabeth in dem ersten erfahren. Maria hatte ihr Unglück selbst verschuldet, Elisabeth nicht. Während Maria von Stufe zu Stufe immer tiefer sank (1561—1568), ihren Gatten morden half und dessen Mörder ehelichte, schwang sich Elisabeth in der Liebe ihres Volkes und in der Achtung der ganzen gebildeten Welt immer höher empor.

Dann begann jener neunzehnjährige Kampf, welcher mehr als einmal Elisabeth an den Rand des Verderbens brachte, ihr Gemüth und die ganze englische Nation mit Bangigkeit und Schrecken erfüllte und in dem Blute Mariens endigte.

Es ist vielleicht in der ganzen Weltgeschichte kein Widerstreit, welcher so verschiedenartig aufgefaßt und beurtheilt wird, als dieser. Die Parteiwuth hat im Laufe der Jahrhunderte ihre Bitterkeit verloren. Viele der eifrigsten Vertheidiger Mariens sind Protestanten. Keiner ihrer katholischen Lobredner hat für sie mehr geschwärmt, als der protestantische Schiller. Der Geschichtschreiber muß sich an die Thatsachen halten. Er darf selbst den edelsten Empfindungen: dem Mitgefühle, der Milde und der Großmuth die Zügel nicht schießen lassen, er muß sie innerhalb der Schranken strenger Wahrheitsliebe bannen. Am wenigsten darf er sich aber auf den Flügeln der Phantasie von dem Boden der Wirklichkeit in die Regionen der Poesie schwingen; oder sich gar durch die Schönheit oder das Unglück einer Fürstin bestimmen lassen, ihre Verbrechen zu verschleiern und ihre Leidenschaften zu übertünchen.

Sobald Elisabeth von der Ankunft Mariens Kenntniß erhielt, gab sie Befehl, daß für deren Bedürfnisse in fürstlicher Weise Sorge getragen würde, und schickte zwei Abgesandte an sie, welche ihr in theilnehmenden und schonenden Ausdrücken erklärten, Elisabeth könne sie nicht bei sich empfangen, bevor sie sich von dem Verdacht gereinigt, sie habe Theil an der Ermordung ihres Gatten. Maria antwortete, sie sei bereit, sich ihrer Schwester gegenüber zu rechtfertigen und ihre Sache dem schiedsrichterlichen Urtheile einer so guten Freundin anheimzustellen. Es versammelten sich hierauf Abgeordnete der vertriebenen Königin Maria, der Schotten und der Königen Elisabeth, vor welchen die jüngsten Vorfälle in Schottland in Untersuchung gezogen wurden. Maria und das Volk der Schotten erschienen vor diesem Schiedsgerichte zugleich als Kläger und Beklagte. So lange keine bestimmten Anklagen gegen sie vorgebracht wurden, war Maria mit diesem Gerichtsverfahren ganz einverstanden. Als aber der Graf von Murray und Darnley's Vater sie der Theilnahme an dem Morde ihres Gatten beschuldigten, verbot sie ihren Commissären irgend eine Antwort zu geben. Maria hatte gedacht, es handele sich von einer Geelchtskomödie, wie sie eine zu Edinburg hatte aufführen lassen. Als sie erkannte, die Sache werde ernstlich genommen, suchte sie sich so schnell als möglich aus der Schlinge zu ziehen. Doch es war zu spät. Murray legte die Briefe und Sonnette vor, welche Maria an Bothwell geschrieben, und welche über deren Mitschuld keinen Zweifel übrig ließen. Er legte das von Franz Paris kurz vor seiner Hinrichtung abgelegte Geständniß vor, worin dieser Diener Bothwells, den Maria selbst belohnt hatte, sie direct der Theilnahme an dem Morde ihres Gatten anklagte. Statt sich gegen diese überwältigenden Beweise zu vertheidigen, beschuldigte sie jetzt zum erstenmal, ohne den geringsten Schein eines Verdachtsgrundes ihren Bruder, den Grafen Murray, ihren Gatten ermordet zu haben, während derselbe in damaliger Zeit in Frankreich auf Reisen abwesend war!

Der Beweis der Schuld Mariens war vor den Augen der ganzen Welt hergestellt.

Sie hatte ſich freiwillig, wenn auch gedrungen durch die Macht der Verhältniſſe, dem Ausſpruche der Königin Eliſabeth unterworfen, und konnte, nachdem ſie überführt war, durch ihr Schweigen den geführten Beweis nicht entkräften.

Mittlerweile erhielt Eliſabeth durch die Geſandten, die ſie an Maria abgeſchickt hatte, die Nachricht, daß dieſe durch ihr Unglück keineswegs gebeugt, vielmehr feſt entſchloſſen ſei, den Kampf mit allen Gegnern bis zum äußerſten zu treiben, daß ſie die Hülfe aller ihrer Freunde in Europa aufbieten wolle, und durch ihre anziehende äußere Erſcheinung, ihre Lebhaftigkeit und Gewandtheit den Perſonen, die ſich ihr näherten, eine Theilnahme und ein Mitgefühl einflöße, welche das Schlimmſte befürchten ließen. Maria war ein Feuerbrand, welcher lieber die ganze Welt in Flammen geſetzt, als ſich zur Milde bequemt hätte. In England fehlte es ſo wenig, als in Schottland an Zündſtoff. Vergeblich ließ Eliſabeth ihr den Vorſchlag machen, auf die ſchottiſche Krone Verzicht zu leiſten, oder die Verwaltung wenigſtens in den Händen Murray's zu laſſen. Maria ſchlug dieſe Anträge ab und erklärte, ihre letzten Worte würden diejenigen einer Königin von Schottland ſein. Sie drang darauf, Eliſabeth ſollte ihr entweder zu ihrer Gewalt in Schottland wieder verhelfen, oder ſie nach Frankreich entlaſſen. Doch Eliſabeth hielt ſie in England feſt. Von Carliſle, wo Maria anfangs gewohnt hatte, wurde ſie nach Bolton und von da nach Tutbury in der Grafſchaft Strafford, einem Landſitze des Grafen von Schrewsbury gebracht. Eliſabeth ließ ihr aber Freiheit genug, alle möglichen Ränke ſpinnen und Verſchwörungen anzetteln zu können. Sie geſtattete Marien königliche Ehren, ein zahlreiches Gefolge und viele Beſuche, welche ihr die Zeit kürzen ſollten, aber oft ganz andere Zwecke hatten. Als ihre Dienerſchaft ſpäter (1577) verringert wurde, weil es außerdem nicht möglich geweſen wäre, ſie gefangen zu halten, ließ man ihr noch immer dreißig, ſpäter ſechszehn Perſonen, worunter zwei Geheimſchreiber waren. Im Sommer 1577 wurde ihr ſogar eine Reiſe in das Bad von Burton geſtattet. Eine derartige Gefangenſchaft war eine halbe Maßregel, welche alle Nachtheile der Feindſchaft und der Freundſchaft in ihrem Gefolge hatte. Maria beſaß Freiheit genug, um einen geheimen Krieg gegen Eliſabeth zu führen, welcher um ſo gefährlicher, als ſein Ausgangspunkt im Herzen Englands war, und doch nicht ſo viel, um ſich nicht über ſchweres, ihr zugefügtes Unrecht beklagen zu können. Auf dem Feſtlande Europa's hatte die abgeſetzte Königin wahrſcheinlich ſchnell ihre Bedeutung verloren. Als Gefangene der Eliſabeth regte ſie das Mitgefühl der ganzen katholiſchen Partei auf, und da dieſe auch in England eifrige und mächtige Anhänger zählte, hatte Maria die beſte Gelegenheit zu wühlen. Sie wurde der Mittelpunkt, um den ſich alle geheimen Feinde der engliſchen Königin ſammelten, auf welchen ſich alle Ränkeſchmiede Englands ſtützten, und von welchem aus die ganze katholiſche Partei Europa's zum Kampfe gegen Eliſabeth aufgefordert wurde.

Kaum war Maria Stuart ein Jahr in England geweſen, ſo brach die Verſchwörung des Herzogs von Norfolk, der Grafen von Weſtmoreland und Northumberland aus. Norfolk war der reichſte und angeſehenſte Pair von England. Er bewarb ſich um die Hand Maria's, welche bereit war, ſie ihm zu reichen, falls der Papſt ihre Ehe mit Bothwell löſen würde. Anfangs war es im Plan, die Zuſtimmung der Königin von England zu erwirken, doch als es ſich herausſtellte, daß dieſe nicht zu erlangen ſei, beſchloß der Herzog, ſeine Anſtalten ſo zu treffen, daß Eliſabeth nicht im Stande ſei, ſie ihm zu verweigern. Er knüpfte umfaſſende Verbindungen unter dem Adel, namentlich dem katholiſchen Theile deſſelben an. Dieſe Umtriebe entgingen dem ſcharfen Blicke des Staatsſecretairs Sir William Cecil, (ſpäter Lord Burleigh) nicht. Der Herzog wurde in den Tower geſchickt und mehrere ſeiner Anhänger verhaftet. Die Grafen Northumberland und Weſtmoreland, welche ſich mit Norfolk verbunden hatten, griffen zu den Waffen und erklärten in einem Manifeſte

öffentlich, ihre Absicht sei, die römisch-katholische Religion wieder herzustellen, und den Herzog von Norfolk und dessen gefangene Anhänger in Freiheit zu setzen. Sie wurden jedoch schnell zu Paaren getrieben und entflohen nach Schottland. Die Königin verzieh dem Herzoge von Norfolk unter der Bedingung, seine Unterhandlungen mit Maria Stuart abzubrechen. Doch Norfolk gab seine ehrgeizigen Pläne nicht auf: er so wenig als Maria Stuart. Diese bewirkte, daß der Papst Pius V. gegen Elisabeth eine Excommunications-Bulle erließ, welche ein gewisser John Fuiton am Palaste des Bischofs von London öffentlich anschlug. Der Herzog von Norfolk ging in seinen ehrgeizigen Plänen von Schritt zu Schritt weiter. Er knüpfte Verbindungen mit dem Herzoge von Alba, mit dem Papste und mit dem Könige von Spanien an. Sechstausend Mann Fußvolk und viertausend Reiter sollten aus den Niederlanden nach England geschickt werden, wo sich die katholische Partei mit ihnen vereinigen würde. Die Verschwörung wurde so geheim gehalten, daß nur durch einen Zufall Cecil sie entdeckte. Der Herzog wurde von neuem verhaftet, zum Tode verurtheilt und, am 2. Juni 1572, hingerichtet.

Obgleich Maria Stuart in dieses Complot verwickelt war, begnügte sich Elisabeth doch damit, ihr Vorstellungen machen zu lassen, und sie nach Coventry zu schicken, wo sie eine Zeit lang etwas schärfer bewacht wurde. Diese Mäßigung der Königin von England war um so seltener, als gerade um jene Zeit in den Niederlanden und in Frankreich die katholische Partei mit unerhörter Grausamkeit gegen die Protestanten verfuhr.

Elisabeth begünstigte zwar die freiheitsliebenden Niederländer, ohne jedoch mit dem Könige von Spanien öffentlich zu brechen. Sie hatte ihnen dadurch einen großen Dienst erwiesen, daß sie 400,000 Kronen, welche für Alba bestimmt waren, mit Beschlag belegen ließ, als die Schiffe, auf welchen das Geld von Genua nach Flandern gebracht werden sollte, von hugenottischen Capern aufgebracht und in einen englischen Hafen geführt wurden. Später glichen Elisabeth und Philipp II. von Spanien diese Streitigkeiten zwar wieder aus, allein keine Unterhandlungen machten den Schaden wieder gut, welchen Alba dadurch erlitten hatte, daß er seine Söldner nicht bezahlen konnte.

Die Protestanten England's nahmen den lebhaftesten Antheil an den Freiheitskämpfen ihrer Nachbaren. Doch Elisabeth lehnte den Antrag ab, welchen die Niederländer ihr machten, sie an die Spitze ihres Staates zu stellen. Sie begnügte sich damit, ihnen einige Truppen und einiges Geld zu schicken und einen Bundesvertrag mit ihnen abzuschließen (7. Januar 1578).

In Frankreich trat die ganze Wuth der katholischen Partei zu Tage, als sich die Führer der Hugenotten zu der Hochzeit ihres Fürsten nach Paris begaben. Die Bartholomäusnacht enthüllte plötzlich die finsteren Pläne einer Partei, welche auch in England ihre Verzweigungen hatte, und als deren Haupt dort Maria Stuart galt. Elisabeth war durch die dringendsten Gründe aufgefordert, den Hugenotten beizustehen, allein die große Scheu, welche sie ihr ganzes Leben lang vor durchgreifenden Maßregeln hatte, hielt sie ab, Partei für ihre Glaubensbrüder in Frankreich zu ergreifen. Sie sandte diesen, wie den Niederländern nur geringe Hülfe, während die Stimmung des englischen Volkes so gereizt war, daß ihr das Parlament bereitwillig die größten Summen zur Verfügung gestellt hätte, um den niederländischen und französischen Protestanten zum Siege zu verhelfen.

In Schottland hatte der Graf Murray große Mühe gehabt, einige Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Als derselbe aber am 23. Januar 1570 ermordet wurde, brach der Bürgerkrieg von neuem aus. Elisabeth, welche in Schottland, wie in den Niederlanden und in Frankreich, leicht hätte den Ausschlag geben können, erklärte sich auch dort mit Entschiedenheit für keine Partei. Die Furcht, das Ansehen des Königthums zu erschüttern, falls sie den Freiheitsbestrebungen eines Volkes zum entschiedenen Siege verhelfen würde,

hemmte ihre Thatkraft. Die Unterhandlungen mit Maria Stuart und der ſchottiſchen Regierung nahmen kein Ende.

Faſt während der ganzen Regierung der Königin Eliſabeth befand ſich England mit allen ſeinen Nachbarländern: mit Schottland, Frankreich und Spanien in einem Zuſtande halben Krieges und halben Friedens, oder vielmehr eines geheimen Krieges und offenen Friedens, gerade ſo wie Eliſabeth ſelbſt mit Maria Stuart in einer unausgeſetzten, jedoch ſtets verhüllten Feindſchaft ſtand. Ungeachtet zwiſchen England und Spanien kein Krieg erklärt war, ſchickte Philipp II. (1580) ſieben hundert Mann Spanier und Italiener nach Irland, um dieſes Königreich in Aufſtand zu bringen. Die Irländer erwieſen ſich aber durchaus nicht ſo geneigt, zu den Waffen zu greifen, als König Philipp glaubte. Die fremden Truppen mußten ſich ergeben und Lord Gray, welcher wider ſie geſchickt worden war, verfuhr gegen ſie mit äußerſter Grauſamkeit.

Eliſabeth rächte ſich für dieſen Angriff, indem ſie dem Sir Francis Drake die Erlaubniß ertheilte, die Spanier in ihren Colonien zu beunruhigen. Drake ſegelte durch die Magellan-Straße, machte reiche Beute und kehrte über Oſtindien und das Cap der guten Hoffnung nach England zurück. Eliſabeth gab zwar einen Theil der Beute wieder heraus; ſie ſchützte jedoch Drake und verſtändigte ſich wieder mit Spanien.

Das Parlament, welches Eliſabeth im Jahre 1581 verſammelte, erließ ſtrenge Geſetze gegen die Katholiken. Wer einen andern oder ſich ſelbſt mit Rom verſöhnte, wurde des Hochverraths ſchuldig erklärt. Auf das Leſen der Meſſe wurde einjähriges Gefängniß und eine Geldſtrafe von 200 Mark geſetzt. Wer einer Meſſe beiwohnte, ſollte mit einem Jahr Gefängniß und hundert Mark beſtraft werden. Eine Geldſtrafe von fünf und zwanzig Pfund wurde jedem auferlegt, der einen Monat lang die Kirche nicht beſuchte. Dieſe Geſetze wurden erlaſſen, um dem nachtheiligen Einfluſſe der in Douai, Rheims und Rom für engliſche Geiſtliche gegründeten Jeſuitenſchulen vorzubeugen.

Deſſen ungeachtet gingen die Verſchwörungen gegen die Königin Eliſabeth und die geſammte proteſtantiſche Partei Englands immer fort. Der Jeſuite Campian wurde des Hochverraths überwieſen und (1581) hingerichtet. Im Jahre 1584 wurde ein Brief aufgefangen, welchen Franz Throgmorton an Maria Stuart geſchrieben hatte. Throgmorton geſtand, daß der Plan eines Einfalls von Außen und eines inneren Aufſtandes gefaßt worden ſei. Heinrich Piercy, Graf von Northumberland, Bruder deſſelben, welcher einige Jahre früher nach Schottland hatte fliehen müſſen und ſpäter hingerichtet wurde; Philipp Howard, Graf von Arundel, Sohn des Herzogs von Norfolk, Lord Paget, Karl Arundel, der ſpaniſche Botſchafter Mendoza und ein ſchottiſcher Jeſuite Namens Creighton waren in dieſe Verſchwörung verwickelt. Throgmorton wurde hingerichtet, Maria Stuart der Bewachung des Grafen von Schrewsbury, welcher zu gelind geweſen war, entzogen, und dem Sir Amias Paulet und Sir Drue Drury anvertraut. Die Aufregung unter dem proteſtantiſchen Adel nahm von neuem zu und es bildete ſich ein Bund zur Vertheidigung der Königin, zur Beſtrafung jeder Unbill, die ſie erleiden möchte und zur Ausſchließung aller Erben, auf deren Anſtiften oder zu deren Gunſten der Königin Gewalt angethan werden möchte.

Als die ſchlaue Maria Stuart, gegen welche augenſcheinlich dieſer Bund gerichtet war, von demſelben Kenntniß erhielt, bat ſie, ihren Namen unter die Verbündeten aufzunehmen.

Eliſabeth verſammelte ein Parlament, welches dieſen Bund beſtätigte und ſie ermächtigte, Commiſſäre zu ernennen, um jedem Kron-Prätendenten, welcher einen Einfall von Außen oder einen inneren Aufſtand, oder endlich einen Mordverſuch gegen die Königin anzetteln ſollte, den Prozeß zu machen. Die ſchuldig befundene Perſon ſollte alle Anſprüche auf die Thronfolge verlieren und ferner nach dem Ermeſſen der Königin beſtraft werden.

Zugleich setzte das Parlament einen Regentschaftsrath nieder für den Fall, daß die Königin durch Gewaltthat ihr Leben verlieren sollte.

Diese Maßregeln wurden augenscheinlich gegen Maria Stuart getroffen. Sie waren durch die zahlreichen Verschwörungen, welche vorhergegangen waren, vollständig gerechtfertigt, und enthielten für sie eine ernste Warnung. Maria konnte sich überzeugen, daß die Zeit der Milde und Nachsicht für sie verschwunden sei, und mußte sich darauf gefaßt machen, die Strenge des Gesetzes zu empfinden, falls sie es verletzen würde.

Nicht blos gegen sie, sondern überhaupt gegen die gesammte katholische Partei erließ das Parlament jetzt strenge Gesetze. Die früheren, milderen waren überdies niemals ernstlich vollzogen worden. Alle Jesuiten und römisch-katholischen Priester wurden des Landes verwiesen, diejenigen, welche länger als vierzig Tage zurückblieben, oder später wiederkehren sollten, wurden des Hochverraths schuldig erklärt; wer sie bei sich aufnehmen oder unterstützen sollte, mit schweren Strafen bedroht. Den englischen Schülern in den ausländischen Jesuiten-Anstalten wurde befohlen, zurückzukehren, die Zuwiderhandelnden sollten als Hochverräther bestraft werden. Zwar wurde auch dieses Gesetz nicht in seiner ganzen Härte vollzogen, doch fielen ihm, in späteren Jahren, einige Priester zum Opfer.

Die Königin trat übrigens nicht blos der katholischen Partei, sondern auch den Puritanern mit großer Strenge entgegen. Sie hatte zu deren Unterdrückung eine kirchliche Behörde niedergesetzt, welche jede von der anglikanischen Kirche abweichende Meinung auf's bitterste verfolgte. Umsonst erhob das Parlament in schonendster Weise dagegen Einsprache. Das Volk beruhigte sich leicht in dieser Beziehung, da seine größten Besorgnisse in einer anderen Richtung lagen. Während der Sitzung des Parlamentes kam wieder eine Verschwörung zu Tage. Dieses Mal galt es dem Leben der Königin. William Parry, welcher von dem Jesuiten Palmio, den päpstlichen Nuntien Campeggio und Ragazzoni und durch ein Schreiben des Papstes selbst zu der That ermuntert worden war, wurde von seinem Mitverschworenen Nevil verrathen und büßte sein Verbrechen mit dem Tode. Ein Schreiben des Cardinals Como an Parry, welches dem Gerichte vorgelegt wurde, bewies, daß der Papst den Mordplan desselben gutgeheißen und ihm zum voraus Segen und Absolution gewährt hatte.

Die Königin, welche mehr und mehr die Gefahren erkannte, womit die katholische Partei sie bedrohte, schickte den Niederländern ein größeres Heer, als jemals früher, zur Hülfe (1585.) Sie beging aber den unverzeihlichen Fehler, an dessen Spitze ihren eben so unfähigen, als anmaßenden Günstling Leicester zu setzen, welcher mit großen Mitteln nichts zu leisten und nur Verwirrung zu erzeugen wußte. Weit wirksamer war dagegen die Unternehmung, welche sie unter dem Befehle Drake's gegen die westindischen Besitzungen Spaniens ausrüstete. Er kehrte mit unermeßlichen Schätzen zurück, die er in St. Domingo, auf Hispaniola, in Carthagena und anderen Colonien der Spanier erbeutete (1586).

In Schottland hatte der Sohn der Maria Stuart, Jakob VI. nach mannigfaltigen Wirren die Zügel der Regierung ergriffen. Mit ihm schloß Elisabeth einen Bund ab, welcher England von der Nordseite her sicher stellte. In demselben Jahre erreichte der langjährige Streit mit dessen Mutter sein Ende. Die gefährlichste und am weitesten verzweigte Verschwörung, deren Hauptpersonen Anton Babington von Dethie, John Savage und John Ballard, ein Zögling der Jesuitenschule von Rheims, und deren Zweck war, die Königin Elisabeth zu ermorden, spanische Truppen nach England zu bringen und einen Aufstand aller Katholiken des Reiches zu entzünden, wurde entdeckt. Babington führte die Unterhandlungen mit Maria Stuart, Savage hatte die Ermordung der Königin Elisabeth auf sich genommen und ließ sich zu diesem Zwecke fünf andere Mitverschworene beigesellen. Ballard hatte den ganzen Plan entworfen und leitete dessen Ausführung, doch zu viele Per-

ſonen waren in dem Geheimniſſe. Walſingham erhielt Kenntniß von demſelben und überwachte die Verſchworenen. Vierzehn derſelben wurden ergriffen, verurtheilt und hingerichtet, und die Unterſuchung in Uebereinſtimmung mit dem 1584 erlaſſenen Geſetze, auf Maria Stuart ausgedehnt. Ihre beiden Geheimſchreiber Nau und Curle wurden verhaftet, ihre Papiere mit Beſchlag belegt. Es fanden ſich darunter mehr als ſechzig Schlüſſel zu verſchiedenen Geheimſchriften. Vor den ernannten Richtern wurde der Beweis geliefert, daß Maria Stuart mit Lord Paget und Carl Paget Briefe gewechſelt hatte, um die Spanier zu beſtimmen, einen Einfall in England zu machen. In einem Schreiben derſelben an den ſpaniſchen Botſchafter Mendoza verſprach ſie, ihr Recht auf die ſchottiſche Krone an den König Philipp abzutreten, falls ihr Sohn ſich weigern ſollte, die katholiſche Religion anzunehmen.

Ferner wurden Urkunden vorgelegt, aus denen erhellte, daß um dieſelbe Zeit Allen und Parſons im Namen der Maria Stuart über die Bedingungen unterhandelten, unter welchen ſie die engliſche Krone an Philipp II. abtrat, wobei ſie ihren ſ. g. ketzeriſchen Sohn enterbte. Sie beſchäftigte ſich damals mit dem Plane, ihren Sohn in die Hände des Papſtes oder des Königs von Spanien auszuliefern, aus denen er nur als Katholik freigekommen wäre.

Alle dieſe Anklagepunkte beſtritt Maria Stuart gar nicht, vielmehr beſtand ihre Vertheidigung in Betreff derſelben nur darin, daß ſie ein gutes Recht gehabt habe, ſich nach fremder Hülfe umzuſehen, um die Freiheit wieder zu erlangen. Sie fühlte nicht, daß ſie durch derartige Unterhandlungen an England, Schottland und ihrem Sohne zur Verrätherin wurde.

Der einzige Anklagepunkt, welchen Maria leugnete, betraf die Theilnahme an dem gegen Eliſabeth's Leben gerichteten Complotte. Allein dieſer wurde durch ihr Schreiben an Babington und die Ausſagen ihrer beiden Geheimſchreiber vollkommen erwieſen.

Das einſtimmige Urtheil der beſtellten Richter, unter welchen ſich mehrere Katholiken fanden, lautete auf Tod. Die Geſandten von Frankreich und Schottland erhoben dagegen Einſprache. Lange ſchwankte Eliſabeth. Wiederholt drangen der Miniſterrath und das Parlament auf deſſen Vollziehung. Endlich unterzeichnete ſie das Urtheil, aber fügte Vorbehalte hinzu; und als es am 9. Februar 1585 vollzogen worden war, ſtrafte ſie den Staatsſekretär Daviſon in empfindlicher Weiſe und lehnte die Verantwortlichkeit für dieſe That von ſich ab.

Die Hinrichtung der Maria Stuart machte großes Aufſehen in ganz Europa, und bis auf unſere Tage haben ſich die Geſchichtſchreiber viel mit ihr beſchäftigt. Sie macht recht anſchaulich, wie ſehr die Menſchen noch in den Vorurtheilen des Königthums befangen ſind. Zwar wurde vollkommen erwieſen, daß Maria Stuart ihrem Gatten Darnley mit dem Sänger Rizzio die Ehe brach, daß ſie Darnley ermorden ließ, daß ſie den Mörder Bothwell heirathete, es ſteht feſt, daß ſie ihr ganzes Leben lang unter dem Einfluſſe der blutigen Guiſen war, und was in ihren Kräften lag, that, um Schottland über Leichen und Trümmern unter die Herrſchaft des römiſchen Oberprieſters zu bringen; es iſt gewiß, daß ſie, während ſie ſich als abgeſetzte und vertriebene Königin in England aufhielt, daran arbeitete, die Königin Eliſabeth ermorden zu laſſen, ſich auf den engliſchen Thron zu ſchwingen, und das engliſche Volk mit Gewalt unter das päpſtliche oder das ſpaniſche Joch zu beugen; aber weil Maria Stuart eine Königin, weil ſie ein ſchönes Weib war, jammern und wimmern die königlichen Geſchichtſchreiber auf's kläglichſte über deren Hinrichtung. In der That und dem Rechte nach war ſie zur Zeit ihrer Hinrichtung gar keine Königin mehr: in der That nicht, da ſie ſeit langen Jahren in Schottland nicht das geringſte mehr galt, dem Rechte nach nicht, weil ſie von dem ſchottiſchen Parlamente und

Volke abgesetzt worden war, und selbst auf ihre Krone Verzicht geleistet hatte. Für den armen Wiedertäufer, welcher zur Zeit der Königin Elisabeth lebendig verbrannt wurde, weil er die Gottheit Christi leugnete, hat Niemand ein Wort des Mitgefühls, für dessen Mörder kein Wort des Vorwurfs. Mir steht dieser Mann näher, als das verbrecherische Weib, welches früher eine Königskrone getragen hatte. Es ist eine ganz verkehrte, wahrhaft lächerliche Tuselei, in welche sich die ganze Geschichtschreibung in Betreff der Maria Stuart hineingearbeitet hat. Ich bin der Ansicht: Elisabeth hatte vollkommen Recht, indem sie das von dem Gerichte gesprochene und dem Parlamente bestätigte Todesurtheil bestätigte. Sie hatte nur darin Unrecht, daß sie sich durch die Klagen ihrer Feinde, der katholischen Fürsten unsicher machen ließ, daß sie vom 25. Oktober 1586 bis zum 7. Februar 1587 hin und her schwankte, am Ende nur ein bedingtes Todesurtheil unterschrieb, und als ihre Staatsmänner auf eigne Gefahr das von der überwiegenden Mehrheit des Volkes gut geheißene Todesurtheil vollziehen ließen, die Verantwortlichkeit dafür nicht mit übernahm, sondern sich gegen diese feierlich verwahrte. Der Königin Elisabeth können wir es einigermaßen verzeihen, wenn sie glaubte oder doch den Glauben zu verbreiten suchte, ein Haupt, das einmal eine Krone getragen habe, sei etwas ganz anderes, als der Kopf eines Menschen ohne königliches Blut in seinen Adern; doch Geschichtschreiber sollten sich von derartigen königlichen Vorurtheilen frei halten. Ihnen sollte der Mensch gleich viel gelten, ob er eine Krone oder einen Helm, einen Königsmantel oder einen Bauernkittel trägt. Nicht die Geburt und äußere Würde, sondern der innere Werth des Menschen sollte für ihn den Ausschlag geben.

Daß Elisabeth das Recht hatte, die Maria Stuart hinrichten zu lassen, unterliegt keinem Zweifel. In England war Maria nicht Königin. Hier war sie, nach den Begriffen des Königthums, den Gesetzen ebenso gut unterworfen, als jeder andere Mensch. Da sie in England ein Verbrechen begangen hatte, war sie den englischen Gesetzen verfallen. Es frägt sich nur, ob Elisabeth nicht die dem Königthume, der Verwandtschaft und dem Unglücke schuldigen Rücksichten aus den Augen setzte. Maria Stuart war in Folge der mächtigen Gönner, welche sich ihrer annahmen, keine gewöhnliche Person. Krieg und Frieden hing an ihrem Leben. Aber gerade je bedeutungsvoller sie war, desto dringendere Gründe der Staatsklugheit hatte Elisabeth, das gesprochene Urtheil vollziehen zu lassen. Außer den beiden Fällen, für welche sie die Vollziehung des Todesurtheils angeordnet hatte, nämlich dem Falle der Landung eines fremden Heeres und des Ausbruchs eines Aufstandes, waren sehr viele andere denkbar, in welchen Maria Stuart's Leben für England weit drohender war, z. B. der Fall der Ermordung der Königin Elisabeth. Menschen, wie Philipp II., die Guisen, die Jesuiten und die Päpste ließen sich nicht versöhnen. Heinrich IV. büßte mit seinem Leben dafür, daß er es versuchte, mit diesen Menschen Frieden zu schließen. Walsingham und Burleigh, die getreuen Rathgeber der Königin Elisabeth, ja selbst der eigene Schwager der Maria Stuart, König Karl IX. von Frankreich sahen viel richtiger in dieser Angelegenheit, als Elisabeth. Karl IX. sagte zu dem englischen Gesandten Smith von Maria Stuart: „Ach, die arme Närrin wird niemals aufhören, bis sie ihren Kopf verliert. Wahrlich sie werden sie umbringen. Ich sehe, es ist ihr eigener Fehler und Wahnsinn: ich sehe keine Abhülfe." So sprach er schon im Jahre 1572. Elisabeth ließ sie noch sechzehn Jahre leben, fürwahr, sie übereilte sich nicht!

Ein besonders schwerer Vorwurf wird der Königin Elisabeth aus zwei Briefen gemacht, welche Walsingham und Davison an Paulet richteten, in dessen Gewahrsam sich Maria Stuart befand. Doch diese beiden Staatsmänner hielten den Tod der Königin von Schottland in so hohem Grade für nothwendig, daß sie im Widerspruch mit den bestimmten Weisungen ihrer Herrin das Urtheil vollziehen ließen. Es ist daher sehr wahrscheinlich,

daß bevor ſie den gefährlichen Verſuch wagten, ihre Anſicht im Widerſpruche mit den Befehlen der Königin durchzuſetzen, ſie den weniger gefährlichen machten, Maria Stuart heimlich beſeitigen zu laſſen. Daviſon und Walſingham waren beide entſchieden für die öffentliche Hinrichtung der Maria Stuart. Allein noch entſchiedener überhaupt für deren Tod. Eliſabeth hatte vielleicht unbeſtimmte Andeutungen des Wunſches gegeben, Maria Stuart möchte aus der Welt ſein, wie Heinrich II. ſie in Betreff Thomas Beket's zu erkennen gab. Allein die ſchwankenden Meinungen und Gedanken ſind keine Entſchlüſſe, und noch weniger Weiſungen oder Befehle.

Neuere Forſchungen laſſen kaum darüber einen Zweifel, daß der fragliche Briefwechſel zwiſchen Daviſon und Walſingham einerſeits und Paulet andererſeits ächt iſt. Er belaſtet dieſe beiden Staatsmänner nur mit dem Vorwurf, daß ſie allzueifrig darnach ſtrebten, das gefällte Urtheil zur Vollziehung zu bringen, und ſich dadurch verleiten ließen, an die Stelle der öffentlichen Hinrichtung einen geheime ſetzen zu wollen. Es iſt erwieſen, daß Daviſon und Walſingham, Leiceſter, Bourleigh und Hatton gegen den Willen der Königin Eliſabeth die Hinrichtung der Maria Stuart betrieben, und daß ſie zu krummen Wegen ihre Zuflucht nahmen, da der Wille der Königin ihnen den geraden verſperrte. Einen dieſer krummen Wege lernen wir durch den mehrerwähnten Briefwechſel kennen. Auf Eliſabeth wirft dieſer Briefwechſel aber nur inſofern ein ſchiefes Licht, als daraus ihr Widerwillen gegen eine öffentliche Hinrichtung der Maria Stuart mehr und mehr erhellt und dieſer ſie zu Gedanken und Aeußerungen führte, welche eine gewiſſe Schwäche verrathen. Eliſabeth ſtände in meinen Augen höher, wenn ſie neunzehn Jahre früher Maria Stuart aus England entlaſſen, oder wenn ſie nach geſprochenem Todesurtheile dieſes ohne Vorbehalt, ohne Schwankung und ohne Hinterthür unterzeichnet hätte.

Eliſabeth verzieh der Kammerfrau der Maria Stuart, Margarethe Lambrunn, welche ergriffen wurde, als ſie in Mannskleidern den Verſuch machte, die Königin zu ermorden. Sie ließ es die Maria Stuart, welche allein ihre Kammerfrau zu dieſem Mordverſuche gebracht haben konnte, nicht fühlen. Sie ſtrafte ihre Gefangene nicht wegen des Antheils, den ſie an den Verſchwörungen Northumberland's, Norfolk's und Parry's genommen; nicht, wegen der Excommunicationsbulle, welche ſie vom Papſte gegen Eliſabeth erwirkt hatte; nicht, wegen der Ränke, die ſie an allen katholiſchen Höfen Europa's und ſelbſt an demjenigen der Eliſabeth gegen dieſe ſpann. Sie begnügte ſich damit, ihre Gefangene einer ſtrengeren Bewachung zu unterziehen, mußte ſich aber am Ende überzeugen, daß Maria zu gewandt und zu entſchloſſen war, um bei deren Lebzeiten unſchädlich gemacht werden zu können. Die Verſchwörung Babington's war gar zu gefährlich, als daß Eliſabeth länger Geduld haben konnte und durfte. Ihr Fehler war, daß ſie zagte und zögerte, wo ſie feſt und entſchloſſen handeln ſollte.

Der Tod hat eine verſöhnende Kraft. Er brachte die Verbrechen der Maria Stuart in Vergeſſenheit und richtete die Aufmerkſamkeit von Freunden und Feinden auf ihre Reize, ihre Talente und auf ihr Unglück.

Wie auch immerhin Maria Stuart gelebt haben mag, der unparteiiſche Geſchichtſchreiber kann ihr die Anerkennung nicht verſagen, daß ſie muthig und würdevoll geſtorben iſt. So leichtfertig, ja ſo verbrecheriſch ihre Laufbahn geweſen war, bevor ſie aus Schottland vertrieben wurde, und ſo wenig ſich die von ihr angezettelten Complotte gegen das Leben der Königin Eliſabeth und die Unabhängigkeit Englands und Schottlands rechtfertigen laſſen, ſo finden ſie doch eine Entſchuldigung in dem natürlichen Streben nach Freiheit. Daß Maria es verſtand, die Königin in deren Gewalt ſie war, neunzehn Jahre lang in ſteter Beſorgniß zu erhalten, daß ſie in Schottland und England, Spanien und Frankreich, in Rom und in den Niederlanden, ungeachtet der furchtbaren Verbrechen womit

ſie ſich befleckt hatte, Freunde warb, welche für ſie in die Schranken traten, beweiſt, daß was Verſtand, Kraft und Ausdauer betrifft, ſie ſich mit Eliſabeth wohl meſſen konnte. Alles dieſes macht aber auch anſchaulich, daß ihr Eliſabeth ſoviel Freiheit angedeihen ließ, als mit der Ruhe und Sicherheit Englands vereinbarlich war. Ein Philipp II. oder Paul IV. würden dem Streite früher ein Ende gemacht, nicht eine zweite, dritte und vierte Verſchwörung abgewartet haben.

Maria beſaß eine außerordentliche Gabe der Verſtellung, einen Scharfblick, welcher ihr die verborgenſten Schwächen ihrer Gegner enthüllte und eine Kunſt der Verſtellung, welche bis auf den heutigen Tag viele Geſchichtſchreiber täuſchte. Während der ganzen Dauer ihrer Gefangenſchaft gab ſie ſich keine Blößen mehr, welche nicht durch ihre Lage bedingt waren. Doch keine Macht der Erde konnte das Gewicht der Thatſachen, welche hinter ihr lagen, entfernen. Parteigenoſſen und weiche Gemüther mögen ſich durch ſie täuſchen laſſen. Dem ernſten Forſcher bleibt kein Zweifel über jene entſcheidenden Thatſachen, welche ſie mit ſo großer Keckheit in Abrede ſtellte, und die doch die Grundurſachen ihrer Flucht nach England und alles ihres Unglücks bildeten. Ihre Reden, ſelbſt die Worte, die ſie auf dem Wege nach dem Schaffotte ſprach, ſtanden wenigſtens, wenn man ſie in ihrem natürlichen Sinne aufnahm, nur zu häufig im Widerſpruche mit der Wahrheit. Sie hatte lange daran gearbeitet, ihren Sohn in die Gewalt des Papſtes oder Philipps II. zu bringen, aus welcher er nur als Katholik wieder in Freiheit gelangen ſollte, dennoch war ihre letzte Botſchaft an ihn: „ich habe nichts zum Nachtheil des Staates und des Reiches Schottland gethan."

Unſtreitig beſaß Maria Stuart, wie die Guiſen, wie Philipp II., wie Loyola, und viele Päpſte eine große Kraft. Zu bedauern iſt aber, daß dieſe nicht im Dienſte ehelicher Treue, mütterlicher Gefühle, der Freiheit, des Rechtes und der Liebe zum Vaterlande ſtand. Wie ganz anders wandte Eliſabeth ihre Kraft an, obgleich auch ſie nicht frei von Fehlern und Verſtößen, von Irrthümern und Verkehrtheiten war. Doch ihre Schwächen theilte Eliſabeth mit ihrer Zeit und mit allen Königen der Erde. Ihre Tugenden gehörten ihr ſelbſt an.

§ 83. Die letzten Jahre der Eliſabeth (1587—1603).

Kaum war Maria Stuart vom Schauplatze der Weltbegebenheiten abgetreten, ſo erſtand der Königin Eliſabeth ein anderer, weit mächtigerer Gegner, mit welchem ſie zwar ſchon ſeit Jahrzehnden einen verdeckten, doch niemals einen offenen Kampf geführt hatte. Philipp II. von Spanien war durch die Unterhandlungen, die er mit Maria Stuart geführt hatte, auf den Gedanken gekommen, England nicht blos im Kriege beſiegen, ſondern erobern und vollſtändig unterjochen zu können. Er wähnte durch die Excommunicationsbulle, welche der Papſt gegen Eliſabeth geſchleudert hatte und durch die ihm von Maria Stuart gemachten Eröffnungen ein gutes Recht auf die Krone von England erworben zu haben und rüſtete ſich zum Kriege mit dem Nachbarſtaate, von welchem ſeine Beſitzungen nur durch den Biscayiſchen Meerbuſen und im Weſten nur durch einen ſchmalen Strich der Nordſee getrennt waren. Die Vorbereitungen, welche der ſpaniſche Despot traf, beweiſen am deutlichſten, wie nothwendig die Vollziehung des über Maria Stuart geſprochenen Todesurtheils geweſen war. Denn hätten ſich um ſie die Katholiken Englands geſchaart, während Philipp von außen eine furchtbare Heeresmacht in's Feld ſtellte, ſo wäre die Gefahr noch weit dringender geweſen. Doch Eliſabeth war auf ihrer Hut. Als ſie die erſten Nachrichten von den Rüſtungen Philipp's II. erhielt, ſandte ſie (1581) den ruhmgekrönten Seemann Drake wider ihn aus. Sie gab ihm nur vier große Schiffe mit, doch die Kaufleute

London's fügten, im Vertrauen auf reiche Beute, ſechs und zwanzig größtentheils kleinere hinzu. Mit dieſer Flotte drang er in den Hafen von Cadix, verbrannte gegen hundert mit kriegeriſchen Vorräthen gefüllte, und zwei reich beladene Schiffe, wovon eines dem Marquis von Santa Croce gehörte, ſtürmte die Feſtung, welche auf dem Vorgebirge St. Vincent ſtand und drei andere benachbarte Burgen, bedrohte Liſſabon und nahm dann ein Schiff, welches mit reicher Ladung aus den Colonien kam. Der kriegeriſche Muth und der Unternehmungsgeiſt der Engländer hob ſich durch dieſe Erfolge. Philipp brauchte zwölf Monate, um den ihm zugefügten Schaden zu erſetzen und Eliſabeth benutzte dieſe Zeit, ihre Vertheidigungsmaßregeln zu vervollſtändigen. Zahlreiche engliſche Caper thaten den Spaniern großen Schaden. Die reichſte Beute machte Thomas Cavendiſch. Er nahm ihnen neunzehn reich beladene Schiffe ab, und kehrte mit Segeln von Damaſt und Goldbrokat, ſeine Seeleute in ſeidenen Kleidern, triumphirend nach London zurück. Doch in den Niederlanden brachte Leiceſter Schimpf und Schande den engliſchen Waffen, welche niemals unter ſchlechterer Führung geſtanden waren. Ueberhaupt war damals ſowohl die Land-, als die Seemacht Englands noch ſehr ſchwach. Man zählte im ganzen Reiche nicht mehr als vierzehn tauſend Seeleute. Die engliſchen Schiffe waren ſo klein, daß, mit Ausnahme einiger weniger Kriegeſchiffe, nicht vier Kauffahrer über vier hundert Tonnen Gehalt hatten. Die königliche Seemacht beſtand in acht und zwanzig Segeln, von denen das größte etwa einer Fregatte unſerer Zeit gleich kam, die meiſten aber ganz klein waren. Der Staatsſchatz der Königin war ſehr ärmlich verſehen. Heinrich VIII. hatte die Kirchengüter und Maria Tudor überdies viele Krongüter verſchleudert. Die Königin Eliſabeth ſetzte ihren Stolz darein, von den Parlamenten ſo wenig Zuſchüſſe als möglich zu verlangen. Doch der Eifer aller Stände des Volkes, die Geſchicklichkeit der engliſchen Seeleute und die Begeiſterung, welche die Königin der Nation einzuflößen verſtand, halfen allen Mängeln ab. Die Seeſtädte lieferten freiwillig mehr Schiffe, als von ihnen verlangt wurden, London z. B. ſtatt fünfzehn dreißig. Der hohe und niedere Adel rüſtete auf ſeine eigenen Koſten drei und vierzig Schiffe aus. Die Anleihen, welche die Königin in Anſpruch nahm, wurden auf das bereitwilligſte ausgezahlt. Deſſenungeachtet konnte ſich die engliſche Flotte, was Tonnengehalt, Zahl der Matroſen und Geſchütze anbetraf, mit der ſpaniſchen nicht entfernt meſſen. In weit ſchwächerem Zuſtande war das engliſche Landheer. Seit den Kämpfen zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter hatte England keinen ernſtlichen Krieg zu Lande mehr geführt. Es fehlte daher ſehr an geübten Truppen. Da Niemand wußte, welches der Beſtimmungsort der ſpaniſchen Flotte ſei, war zu befürchten, daß entweder die Feinde ungehindert würden landen können, oder aber, daß das Heer getheilt der Uebermacht erliegen würde.

Die Angſt, welche in dem des Krieges ungewöhnten England herrſchte, war groß. Doch Eliſabeth theilte ſie nicht. Sie war über niedere Furcht erhaben. Sie überwachte ſelbſt die Vertheidigung des Landes, zeigte ſich öffentlich in zuverſichtlicher, heiterer Stimmung und war entſchloſſen, auf Tod und Leben für ihr Volk und für die Freiheit zu kämpfen. Die Maßregeln, welche ſie ergriff, beruhigten die Beſorgniſſe der Katholiken und überzeugten dieſen Theil der Nation, auf deſſen Beiſtand Philipp zählte, daß ihre Freiheit nicht minder auf dem Spiele ſtehe, als diejenige der Proteſtanten, daß auf den ſpaniſchen Katholiken ein drückenderes Joch ruhe, als auf den engliſchen unter der Herrſchaft einer proteſtantiſchen Fürſtin. Das engliſche Volk wurde an die blutige Maria erinnert, und an die Zeiten, da Philipp die ſpaniſche Inquiſition in England einzuführen ſuchte. Wenige Katholiken waren ſo fanatiſch, die ſpaniſchen Auto's-da-fe der engliſchen Regierung vorzuziehen. Umſonſt ſchleuderte der Papſt Sixtus V. eine neue Fluchbulle gegen Eliſabeth, in welcher er in den üblichen Formen die engliſchen Katholiken gegen ihre Königin zum

Aufstande reizte. Die Königin verwarf die Rathschläge, welche ein allgemeines Mißtrauen gegen die Katholiken verriethen und drückende Maßregeln gegen diese zum Zwecke hatten. Nur einige wenige persönlich verdächtige Fanatiker stellte sie unter polizeiliche Aufsicht. Die Katholiken erwiesen sich des in sie gesetzten Vertrauens würdig, indem sie an den freiwilligen Beisteuern zum Kriege gegen Philipp einen eifrigen Theil nahmen. Durch einen Vertrag, den die Königin mit Jakob VI. abschloß, versicherte sie sich der Hülfe Schottland's. Durch ihre persönliche Gegenwart im Lager zu Tilbury hauchte sie dem Heere den Muth und die Entschlossenheit ein, die sie selbst besaß. Die Worte, welche sie dort sprach, gehören zu den hinreißendsten Ergüssen ihrer natürlichen Beredsamkeit.

Durch die Fürsorge der Königin, die Geschicklichkeit und den Muth der englischen Flotte und die Gunst der Stürme wurde die Gefahr der spanischen Armada von den Küsten Britanniens fern gehalten*). Nur einige wenige Schiffe derselben wurden, nachdem sie von dem englisch-holländischen Geschwader geschlagen und von den Stürmen zerstreut worden waren, an die englische Küste geworfen, wo sie Mitleiden, doch keine Furcht mehr erregen konnten.

Elisabeth war die Seele der englischen Nation während der Vorbereitung zum Kampfe gewesen. Ihr fiel natürlich der Ruhm des Sieges zu. Die Liebe des Volkes hatte sie immer als das Ziel ihres Strebens betrachtet. Sie wurde ihr in einem Maße zu Theil, wie sie kein anderer Fürst jemals besaß. Zusehends wuchsen der Wohlstand und die Bildung England's. Ganz Europa bewunderte die Königin Elisabeth und die Nation, die sie mit so zarter und doch so fester Hand beherrschte. Der Krieg mit Spanien dauerte fort, ohne dem englischen Volke die geringsten Gefahren mehr zu bereiten. Er brachte ihm reiche Beute. Der Schaden, welchen die englischen Kaper den Spaniern zufügten, war sehr groß. Die Niederländer und Franzosen, mit welchen Philipp noch immer Krieg führte, wurden dadurch sehr erleichtert, und machten während dieser Zeit große Fortschritte im Kampfe gegen den spanischen Despoten. Die Engländer leisteten ihnen dabei wesentliche Dienste.

Auf allen Gebieten, namentlich aber auf der unendlichen See thaten sich um jene Zeit die Engländer hervor. Sie eroberten (1595) Cadix, wobei die Spanier zwanzig Millionen Dukaten verloren, räumten es aber wieder, zufrieden mit der gemachten Beute und dem Schaden, den sie dem Feinde bereitet hatten. Bei dieser Gelegenheit zeichnete sich der Graf von Essex besonders aus. Philipp erkannte, daß er der vereinigten Macht Englands, Frankreichs und der Niederlande nicht lange würde widerstehen können. Es gelang ihm, Heinrich IV. zum Frieden zu bestimmen, indem er demselben sehr günstige Bedingungen gewährte. England setzte zwar den Krieg mit Spanien fort. Doch da Elisabeth nicht auf Eroberungen ausging, so wurde er nicht mit großem Nachdrucke mehr geführt. Zudem zwangen die Unruhen, welche die Spanier in Irland anzettelten, die Königin, einen großen Theil ihrer Streitkräfte dort zu verwenden.

Seit mehr als vier Jahrhunderten gehörte die Smaragd-Insel zu England. Doch hatte sie im Laufe dieser langen Zeit sehr wenige Fortschritte an Bildung und Wohlstand gemacht. Die kleinen eingeborenen Fürsten waren die eigentlichen Beherrscher des Landes. Sie erkannten zwar die englische Oberherrschaft an, weil sie sich nur mit ihren gegenseitigen Streitigkeiten und Fehden, und nicht mit dem Wohle der Gesammtheit beschäftigten, allein sie nährten den Haß des Volkes gegen die fremden Eroberer und verhüteten dadurch jede freundliche Annäherung beider Theile. Irland war zu arm, und die Staatskunst war in England noch zu wenig entwickelt, als daß die Provinz jenseits des St. Georgs-Kanals den englischen Königen irgend einen Zuwachs an Macht oder Hülfsquellen geboten hätte. Das ganze Verhältniß beider Völker bestand darin daß England ein schlecht bezahltes Hei-

*) S. § 60. S. 405 f.

nes Heer von 1000—2000 Mann in Irland hielt, welches dieſer Inſel große Leiden und dem engliſchen Staatsſchatze einige Koſten bereitete. Die Befehlshaber dieſer Truppen riſſen einen Theil der Gewalt der eingeborenen Häuptlinge an ſich, welcher nach den Verhältniſſen zu oder abnahm, ohne jemals einen dauernden und wohlthätigen Einfluß auf das unglückliche Land zu üben. Die Irländer blieben in jenem Zuſtande der Barbarei, wie er vor mehr als einem Jahrtauſende ſchon dort geherrſcht hatte. Zu den Koſten der Staatsverwaltung trug Irland nicht mehr, als 6000 Pfund jährlich bei, England fügte 20,000 hinzu, ohne davon irgend einen gegenwärtigen Vortheil zu ziehen.

Unter den irländiſchen Häuptlingen that ſich um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts Shan O'Neale, oder wie ihn ſeine Landsleute nannten, der große O'Neale hervor. Er zettelte in den Jahren 1560 und 1569 Aufſtände an, welche übrigens mit leichter Mühe erſtickt wurden. Aehnliche Unruhen riefen die Grafen von Desmond (1569 und 1579) und Ormond (1570) hervor. Kurz darauf folgte der Aufſtand der Bourk's. Umſonſt bemühte ſich die Königin Eliſabeth, einige Ordnung in Irland einzuführen. Der Statthalter Sir John Parrot beging den Fehler, den Irländern Waffen zu geben, um die Einfälle der ſchottiſchen Seeräuber, welche ihnen um jene Zeit (1585) großen Schaden brachten, zurück zu treiben. Aufgereizt durch die Sendlinge Philipp's II. bedienten ſie ſich derſelben gegen die Engländer. Hugo O'Neale, der Neffe Shan O'Neale's, dem die Königin den Titel eines Grafen von Tyrone verliehen hatte, ſetzte ſich mit den Spaniern in Verbindung, erhielt von denſelben Waffen und Kriegsvorräthe (1595) und führte einen kleinen Krieg, welcher ſich mehrere Jahre hinaus zog. Endlich ſchickte Eliſabeth den Grafen von Eſſex, welcher damals ſehr hoch in ihrer Gunſt ſtand, mit einem zahlreichen Heere nach Irland (1599). Doch der Graf ſetzte ſich über alle ihm ertheilten Weiſungen hinweg, führte den Krieg ſehr ſchlaff, und kehrte ſogar gegen den ausdrücklichen Befehl der Königin nach England zurück zu einer Zeit, da ſeine Gegenwart beim Heere am nothwendigſten war. Eliſabeth behandelte ihn mit großer Schonung. Allein ſie konnte nicht umhin, gegen ihn einzuſchreiten, um ſo mehr, als er ſich früher ſchon oft, im Vertrauen auf die Gunſt der Königin, manche Ungebührlichkeiten erlaubt hatte. Er wurde zwar des Hofes verwieſen, allein er behielt ſeine Würde als Oberſtallmeiſter und die Königin gab ihm deutlich zu verſtehen, ſie ſei bereit ihm wieder ihre volle Gunſt zuzuwenden, falls er eine kurze Probezeit beſtehen würde (1600). Als ſie aber die Erneuerung eines ſehr vortheilhaften Patentes abſchlug, gerieth er ganz außer ſich, ſtiftete eine Verſchwörung an, ließ ſich in hochverrätheriſche Beziehungen mit Jakob VI. von Schottland ein, und machte ſogar einen Verſuch, ſich mit Gewalt der Perſon der Königin zu bemächtigen (8. Februar 1601). Das Volk von London, auf welches er ſich verlaſſen hatte, liebte die Königin mehr, als ihn. Er fand keinen Zuzug, wurde verhaftet, zum Tode verurtheilt und (25. Februar) hingerichtet.

Das Verhältniß, welches zwiſchen Eliſabeth und Eſſex beſtand, und das neben demjenigen der Königin und des Dieners eine Beimiſchung mütterlicher Zuneigung hatte, iſt von Dichtern und dichteriſchen Geſchichtſchreibern zum Zwecke der Erregung einer übertriebenen Theilnahme ausgebeutet worden. Es iſt eine wahre Krankheit der neueren Zeit, die Geſchichte in einen Roman zu verwandeln. Wir wollen Schiller und Göthe, Walter Scott und ſeinen Nachahmern keinen Vorwurf daraus machen, daß ſie die Geſchichte verdorben und in vollſtändig verkehrter Auffaſſung in das Bewußtſein der Maſſen übergeführt haben, denn ſie waren Dichter, und die Phantaſie galt ihnen mehr als geſchichtliche Wahrheit. Allein ſehr zu tadeln iſt es, wenn Leute, welche Geſchichte zu ſchreiben vorgeben, in ähnliche Abweichungen von dem Boden der Thatſachen verfallen und wenn Menſchen, welche ihre geſchichtlichen Kenntniſſe erweitern wollen, zu Romanen,

Lust- und Trauerspielen greifen, statt sich in den Büchern der Wissenschaft umzusehen. Die Geschichtschreiber haben schon gar zu vielen politischen und religiösen Unsinn in die Geschichte gebracht. Die Dichter haben sie ganz in ihr Gegentheil verkehrt, haben aus Despoten, Großdenkern, Räuberhauptleuten und ähnlichem Lumpengesindel, weil sie Kronen, Feldherrnstäbe oder sonstige Abzeichen der Macht trugen, liebenswürdige, freundliche, natürliche Menschen gemacht, während diese in ihrem Privat- wie in ihrem öffentlichen Leben zum Abschaume der Menschheit gehörten. Mit aller Gewalt wurden Liebes-Intriguen in durchaus ruhige und unverfängliche Verhältnisse hineingezwängt. So mußte Elisabeth, welche schon seit acht Jahren Königin war, als Essex geboren wurde, mit diesem jungen Manne in einem Liebesverhältniß stehen, während sie damals doch schon in ihrem acht und sechszigsten Jahre stand und Essex verheirathet war! Ein Unterschied von drei und dreißig Jahren im Alter schließt doch wohl Liebesbeziehungen aus, namentlich wenn die Frau diese Zahl von Jahren mehr hat, als der Mann. Unstreitig ist es, daß Elisabeth den Grafen von Essex mit Gunstbezeugungen überhäuft hatte. Daraus folgt aber nicht ein bis über den Tod hinaus reichendes phantastisches Liebesverhältniß.

Nach dem Grafen von Essex erhielt Mountjoy den Oberbefehl in Irland. Er brachte mit geringeren Mitteln, als seinem Vorgänger zu Gebote gestanden waren, Irland bald wieder in Unterwürfigkeit und nahm den Spaniern die Städte Kinsale und Baltimore, in deren Besitz sie sich gesetzt hatten (September 1601) wieder ab. Doch dauerte der Krieg fort bis zum Jahre 1603.

Noch in den letzten Jahren ihrer Regierung übte Elisabeth einen Act der Gerechtigkeit, welcher ganz England mit Freude erfüllte, indem sie die Klagen des Parlaments in Betracht der Mißbräuche, welche mit Monopolen und Patenten getrieben wurden, als gegründet anerkannte und denselben abhalf. Im Jahre darauf (24. März 1603) starb die große Königin Englands, bewundert von der ganzen Welt und bis zum heutigen Tage geachtet und verehrt von jedem Kenner der Geschichte.

Die Liebe zu ihrem Volke bildete die Grundlage aller Tugenden der Königin Elisabeth. Aus dieser reinen Quelle schöpfte sie jene Kraft und Ausdauer, jene Hochherzigkeit und Unermüdlichkeit, jene nie endende Sorgfalt, Ordnungsliebe und Sparsamkeit, welche sie in keiner Lage ihres Lebens, weder in ihrer ersten Jugend, noch im Alter von siebenzig Jahren verließen. Ihr Scharfblick durchdrang alle Verhältnisse Europa's und erschloß ihr die versteckteſten Charaktere. Wie klein erscheinen neben ihr die berühmtesten Könige ihrer Zeit: Philipp II., Heinrich IV. und wie sie alle heißen! Nur Wilhelm von Oranien stand ihr würdig zur Seite. Er war kein König! Man hat der Königin Elisabeth oft Härte vorgeworfen. Doch wie hätte sie in ihrer Zeit, inmitten wüthender Fanatiker ihren Thron, die Unabhängigkeit Englands und den Flor ihres Reiches ohne eine gewisse Strenge erhalten können? Sie wußte ebensowohl zur rechten Zeit nachgiebig, als fest zu sein, wie sie namentlich in dem Monopolstreit bewies. Ebenso grundlos ist die Behauptung, sie sei zu wenig offen gewesen. Ihre Feinde mochten allerdings wünschen, eine genauere Einsicht in ihre geheimen Pläne und Absichten zu erlangen. Doch sie war klug genug, eine der gerechten Sache, die sie vertrat, verderbliche Offenheit zu vermeiden. Die lächerlichste aller Behauptungen hinsichtlich der Königin Elisabeth ist aber, daß nicht ihr selbst, sondern ihren Ministern der Ruhm und das Verdienst ihrer Regierung gebühren. Wann dieses der Fall gewesen wäre, so müßte sich doch bei dem Wechsel ihrer Diener irgend eine Veränderung im Gange der Verwaltung nachweisen lassen. Walsingham starb 1590, Burleigh lebte zwar länger, doch starb auch er früh genug (1598) um der Königin Zeit zu lassen, die Welt zu enttäuschen, falls sie nur ihm den Glanz ihrer Regierung verdankt hätte. Doch Burleigh's Tod brachte so wenig, als derjenige Walsingham's die geringste

Veränderung im Gange der Regierung zu Tage. Die einzigen Fehler im Charakter der Königin ſcheinen mir vielmehr ihre zu große Nachſicht gegen mehrere Günſtlinge, namentlich Leiceſter, und ihre Befangenheit in religiöſen Dingen geweſen zu ſein. Doch welcher König hat jemals ſeinen Lieblingen weniger geopfert als Eliſabeth, welcher Fürſt des ſechzehnten Jahrhunderts behandelte in ähnlicher Lage Andersglaubende milder, als ſie? Ich kenne keinen. Immerhin bleiben dieſes Flecken in dem Sonnenſcheine ihres Charakters. Von einer Eliſabeth erwartet man mehr, als von gewöhnlichen Königen.

Unter ihrer Regierung wurde noch ein Wiedertäufer lebendig verbrannt, weil er die Gottheit Chriſti leugnete! Wenn in unſeren Tagen eine gleiche Strenge beobachtet würde, wie viele denkende Menſchen blieben am Leben? Nur die Heuchler! Was im ſechzehnten Jahrhunderte eine durchaus vereinzelte Erſcheinung war, welche ſelbſt in England mit dem Tode beſtraft werden konnte, iſt in unſeren Tagen zur Anſicht der Menſchheit geworden. Der Glauben an die Gottheit Chriſti hat aufgehört und ſteht nur noch wie ein Kartenhaus, welches der erſte Windſtoß umwirft. Eliſabeth hätte in die Zukunft blicken und nichts thun ſollen, was ihre Enkel ſchon bitter tadelten und ſelbſt viele ihrer Zeitgenoſſen anſtößig fanden. Eliſabeth war mit den Alten vertraut. Sie las die griechiſchen und römiſchen Claſſiker. Sie verſtand die italieniſche, franzöſiſche und ſpaniſche Sprache. Sie verlangte ähnliche Kenntniſſe von ihren Umgebungen und erzeugte dadurch einen edeln Wetteifer unter denſelben Klaſſen der Geſellſchaft, welche früher nur die Jagd, das Spiel und Trinkgelage als ihren würdigen Zeitvertreib betrachtet hatten. Das Beiſpiel der Einfachheit und Sparſamkeit, welches ſie gab, verbeſſerte die Sitten des Volkes.

Eine der ſchlimmſten Folgen der Monarchie iſt der verderbliche Einfluß, welchen ſie auf die Entwicklung des geiſtigen Lebens der Nationen ausübt. Große Charaktere können ſich unter Königen nie entwickeln, höchſtens im Kampfe mit denſelben. Große Talente tauchen in Monarchien nur dann auf, wenn ſie von den Machthabern gefördert, niemals, wenn ſie von dieſen vernachläſſigt oder gar entmutbigt werden. Eliſabeth förderte das Talent. Sie bildete um ſich einen Kreis hochbegabter Perſonen, wie kein gleichzeitiger Staat ihn aufzuweiſen hatte. Staatsmänner, wie Burleigh und Walſingham, Seeleute wie Franz Drake, unternehmende Geiſter wie Sir Walter Raleigh, Dichter wie Shakeſpeare, und Gelehrte, wie Bacon fanden ſich in ſo großer Zahl und mit ſo ausgezeichneten Verdienſten nur in England. Dieſes war kein Zufall. Denn wie unter den früheren Regierungen ſolche glänzende Namen am engliſchen Hofe nicht zu finden geweſen waren, ſo verſchwanden ſie ſchnell unter Jakob I. und keine andere tauchten auf.

England war das einzige Land, in welchem ſolche Geiſter damals Anerkennung fanden, Eliſabeth die einzige Königin, welche ſie duldete und ſogar förderte. Nur unter dem Schutze der Freiheit können ſich Wiſſenſchaften und Künſte entfalten. Freier, als England war zur Zeit der Eliſabeth kein Land der Erde, ſelbſt die Niederlande und die Schweiz nicht, welche trotz ihrer republikaniſchen Formen keineswegs auf dem Höhepunkte der Freiheit ſtanden. Die friſche Kraft der Schweiz hatte damals ſchon ſehr abgenommen, in den Niederlanden aber war der Kampf zu heftig entbrannt, die Freiheit ſtand noch auf zu ſchwachen Füßen, als daß ſich das Volk den Beſtrebungen des Friedens mit voller Kraft hätte hingeben können.

In der ganzen Weltgeſchichte finde ich keinen Kaiſer und keinen König, den ich an ſittlichem Werthe und Geiſteskraft über Eliſabeth ſetzen möchte, weder vor, noch nach ihr. Guſtav Adolph war ein großer Krieger und Staatsmann, allein nur während der kurzen Spanne Zeit von ſeiner Landung in Deutſchland (24. Juni 1630) bis zu ſeinem Tode (16. November 1632) griff er in großartiger Weiſe in die Geſchichte der Menſchheit ein. Alle groß genannten Kaiſer und Könige des Alterthums und der mittleren Zeit waren nur

Krieger und Eroberer: Karl der s. g. große, die Ottonen, die Hohenstaufen. Nur König Alfred von England ließe sich mit Elisabeth vergleichen. Doch die Gefahren, womit die raubsüchtigen Dänen England bedrohten, waren sehr klein im Verhältniß mit denjenigen, womit die ganze katholische Welt zu Elisabeth's Zeiten England heimsuchte. Elisabeth war der Schild, an welchem das Papstthum abprallte. Philipp II. und seine Rathgeber irrten sich darin nicht, daß es ein leichtes sein würde, nach Unterwerfung Englands die niederländischen und deutschen Protestanten zu Paaren zu treiben.

Die weltgeschichtliche Bedeutung der Königin Elisabeth besteht darin, daß sie für England jede Willkürherrschaft auf Jahrhunderte hinaus unmöglich machte, daß sie für England und Europa den Protestantismus feststellte und ein Beispiel von Regentenweisheit gab, welches von den Königen der Erde zwar niemals befolgt wurde, allein die Ansprüche der Völker an ihre Monarchen erhöhte, und sie dadurch der freieren Verfassung der Republik näher brachte. Unter Fürsten, wie Elisabeth würden die Völker Europas sich die Monarchie noch lange gefallen lassen. Das Joch von Gaunern und Tyrannen, das sie jetzt tragen, werden sie bald und leicht zertrümmern.

Nichts bezeichnet mehr die innerste Seele der Königin Elisabeth, als jene zahlreichen Reden, die sie in den wichtigsten Augenblicken ihres Lebens aus der Fülle ihres Herzens sprach. Sie zeugen von einer Liebe und Reinheit des Gefühls, von einer Klarheit der Erkenntniß und einer Willenskraft, welche alle gleichzeitig gesprochenen Worte in der ganzen Welt übertreffen. Dadurch aber, daß diese mit ihren Thaten immer vollständig übereinstimmten, erhielten sie ihren höchsten Werth. Nur wo Wort und That Hand in Hand gehen, ist sittliche Kraft, sonst sind die Worte Dunst, und die Thaten Irrlichter.

Aus unzähligen Reden hebe ich hier zwei hervor. Die eine hielt Elisabeth im Lager zu Tilbury an die Truppen zur Zeit der größten Gefahr, in welcher sich England seit den Zeiten Wilhelm's des Eroberers jemals befand, als Philipp II. das Reich mit seiner Uebermacht bedrohte, und eine andere, welche sie in dem Monopolstreite, der mit ungewöhnlicher Heftigkeit vom Parlamente betrieben worden war, an eine Abordnung desselben richtete.

Zu den Soldaten im Lager von Tilbury sprach sie: „Mein liebendes Volk, einige ängstliche Gemüther haben uns gewarnt, uns nicht den bewaffneten Massen anzuvertrauen, aus Furcht vor Verrath; aber ich versichere euch, ich wünschte nicht zu leben, wenn ich meinem treuen und liebenden Volke nicht trauen könnte. Tyrannen mögen sich fürchten; ich habe immer so gehandelt, daß ich, nächst Gott, meine größte Stärke und Sicherheit in die treuen Herzen und den guten Willen meiner Unterthanen setzte. Und deßhalb bin ich in eure Mitte gekommen, nicht zu meiner Erholung und Vergnügung, sondern entschlossen, in der Hitze der Schlacht unter euch allen zu leben oder zu sterben; für meinen Gott, für mein Reich und für mein Volk meine Ehre und mein Blut in den Staub zu legen. Ich weiß, ich habe nur den Leib eines schwachen Weibes, aber ich habe das Herz eines Königs, und zwar eines Königs von England. Mir dünkt es bitterer Hohn, daß Parma oder Spanien, oder irgend ein Prinz von Europa es wagen sollte, die Grenzen meiner Reiche zu betreten. Doch bevor durch mich diesen irgend eine Schande wiederfahren sollte, will ich selbst die Waffen ergreifen, euer Feldherr und Richter sein, und jede eurer tapferen Thaten im Kampfe belohnen."

Wenn diese Rede Begeisterung und Todesverachtung athmet, so bekundet diejenige, welche Elisabeth in dem Monopolstreite hielt, eine Mäßigung und eine liebevolle Gesinnung, wie sie kein anderer König jemals an den Tag legte. Bei diesem Streite war nicht blos Elisabeth selbst betheiligt, insofern er eine der wichtigsten Quellen ihrer Einnahme betraf, sondern auch alle ihre Günstlinge, denen sie durch Patente besondere Vortheile zuzuwenden

Digitized by Google

pflegte. Das hielt ſie aber nicht ab, in folgenden Ausdrücken zu ſprechen: „Niemals hat ein Fürſt ſeine Unterthanen mehr geliebt, als ich, und kein Juwel, kein Schatz, kein Glück irgend einer Art kann den Werth dieſer Zuneigung aufwiegen. Obgleich Gott mich emporgehoben hat, betrachte ich es als meine höchſte Ehre, daß ich mit eurer Zuneigung geherrſcht habe, und danke ihm dafür, daß er mich an die Spitze eines ſo dankbaren Volkes geſtellt hat. Was ich von euch verlangt habe, wenn es die Noth erheiſchte, habe ich gewiß nicht aufgeſpeichert, ſondern für euch verwendet, und habe ſelbſt mein Eigenthum nicht geſpart. Drücken Sie, Herr Sprecher, allen für ihre Bewilligungen und ihre Anhänglichkeit den Dank aus, den mein Herz fühlt, meine Zunge aber nicht ausdrücken kann. Sie danken mir, aber ich habe mehr Grund, Ihnen zu danken; denn ohne Ihren Rath möchte ich blos aus Mangel an richtiger Kenntniß in Irrthum verfallen. In der That habe ich nie ein Patent beſtätigt, das ich nicht im Allgemeinen für nützlich und gut hielt; aber da manche Dinge ſich anders gewendet haben, danke ich den Mitgliedern des Hauſes der Gemeinen, daß ſie ſich durch keine Erwägungen abhalten ließen, offen zu ſprechen und daß ſie nicht etwas duldeten, was meine Ehre berühren, oder die Zuneigung meiner Unterthanen vermindern möchte. Es iſt meine Abſicht, alle Mißbräuche abzuſtellen, und diejenigen zu beſtrafen, welche in ungeſetzlicher Weiſe meine guten Abſichten verkehrt und ihre Mitbürger unterdrückt haben. Aber der Himmel wird, ſo hoffe ich, deren Fehler mir nicht zurechnen. Ich bin unſchuldig. Denn im Hinblicke auf den oberſten Richter, dem ich Rechenſchaft ablegen muß, habe ich immer geſucht, das Wohl meines Volkes zu fördern. Ich wünſche nicht länger zu leben, als meine Regierung allen zum Vortheil gereicht. Es ſind in England mächtigere und weiſere Fürſten geweſen, doch niemals war einer, noch wird einer ſein, der mehr Sorge und Zuneigung für ſein Volk hatte."

Drei Jahrhunderte ſind vergangen, ſeit Eliſabeth den Thron beſtieg. Noch ſind ihre Worte wahr geblieben. Noch iſt kein Fürſt in England, oder in irgend einem Reiche der Welt geweſen, der ſeinem Volke Beweiſe der Liebe gab, wie Eliſabeth!

Wenn irgend ein Menſch den Republikaner mit dem Königthume ausſöhnen könnte, ſo wäre es Eliſabeth. Doch im Laufe der Jahrtauſende tauchte nur ein ſolcher Charakter auf. Es gab keinen zweiten unter den Millionen ſchwacher oder leidenſchaftlicher, beſchränkter oder ehrgeiziger Könige, die uns die Weltgeſchichte aufführt.

§. 84. Jakob I. (1603—1625).

Bevor Jakob den engliſchen Thron beſtieg, war er zwei und zwanzig Jahre lang König von Schottland geweſen. Er war gewiſſermaßen als König geboren, denn ſchon kurze Zeit, nachdem er das Licht der Welt erblickt hatte, wurde ſeine Mutter gezwungen, abzudanken. Jakob wurde (den 29. Juli 1569) zu Stirling gekrönt im Alter von wenigen Tagen mehr, als einem Jahre.*) Doch hatte er in ſeiner Kindheit viele bittere Erfahrungen zu machen. Der erſte Mann, dem er beſondere Zuneigung ſchenkte, war der franzöſiſche Geſandte, Graf von Aubigny, der ſich von ihm von der katholiſchen zur proteſtantiſchen Religion bekehren (1580) und zum Grafen von Lenox ernennen ließ. Zwei Jahre lang beſaß er des Königs volles Vertrauen. Die puritaniſchen Geiſtlichen Schottland's glaubten aber nicht, daß der muntere Franzoſe ihre Formeln von Herzen angenommen habe. Es bildete ſich eine Verſchwörung von Adeligen, die ſich der Perſon des Königs bemächtigten und alle ſeine damaligen Rathgeber theils vertrieben, theils gefangen ſetzten (1582). Noch mehr, als der unruhige Adel, machte die fanatiſche puritaniſche Geiſtlichkeit dem

*) Er war geboren den 19. Juni 1566, drei Monate und zehn Tage nach der Ermordung Rizzio's und neun Monate vor derjenigen Darnley's.

Könige zu schaffen, obgleich Jakob I. in der protestantischen Religion erzogen war, und sogar eine gewisse Vorliebe für theologische Streitfragen besaß. Die Lage, in welcher sich seine Mutter in England befand, und der Tod, welcher später (1587) über sie verhängt wurde, konnten ihm nicht gleichgültig sein, obgleich auch nachher seine Beziehungen zu der Königin Elisabeth friedlich blieben. Die Anschläge, welche Maria Stuart gemacht hatte, ihren Sohn in die Hände des Papstes oder Philipps II. zu liefern, mußten ihn überzeugen, daß seine Mutter für die Ruhe Schottlands nicht minder gefährlich gewesen sei, als für den innern Frieden Englands, und daß, wenn Maria Stuart bereit war, ihren eigenen Sohn der katholischen Partei aufzuopfern, sie schwerlich Bedenken getragen haben würde, gegen ihre Feindin Elisabeth Verschwörungen anzuzetteln.

Gegen Ende des Jahres 1589 ehelichte Jakob Anna, die jüngere Tochter des Königs von Dänemark. Die Königin Elisabeth hatte vergeblich gesucht, den Abschluß der Ehe zu verhindern, indem es ihr peinlich zu sein schien, daß ihr vermuthlicher Nachfolger der Gründer eines neuen Königshauses sein sollte, während sie selbst kinderlos blieb. Jakob hütete sich wohl, mit seiner mächtigen Nachbarin in Krieg zu gerathen. Allein in dem wichtigen Punkte der Ehe gab er ihr nicht nach. Jakob fühlte sich sehr unbehaglich auf dem schottischen Throne, welcher ihm wenig Macht, geringe Einkünfte und große Mühseligkeiten bereitete. Nicht ohne einige Ungeduld harrte er auf den Tod der Königin Elisabeth, welcher ihm eine glänzende Zukunft in Aussicht stellte. Heinrich VIII. hatte zwar stillschweigend die Nachkommen seiner Schwester Margaretha, Königin von Schottland von der Thronfolge ausgeschlossen, und Elisabeth konnte niemals dazu bestimmt werden, ihren Thronfolger namentlich zu bezeichnen. Allein das Erstgeburtsrecht war in das Bewußtsein des englischen Volkes so tief eingedrungen, daß über die Ansprüche Jakob's I., des Enkels der ältesten Schwester Heinrich's VIII. kein Zweifel obwaltete, nachdem die drei Kinder Heinrich's hintereinander ohne Nachkommen gestorben waren.

Jakob I. reiste nach London und wurde aller Orten mit dem größten Jubel aufgenommen. Die englische Krone ging von dem Hause Tudor auf das Geschlecht der Stuart über, ohne daß die geringste Einsprache dagegen erhoben wurde.

Elisabeth hatte durch ihre persönliche Größe England an die Spitze der gesammten protestantischen Partei Europa's empor gehoben. Unter Jakob I. verlor das Reich, obgleich es durch seine Verbindung mit Schottland an Macht gewonnen hatte, bald wieder diese ehrenvolle Stellung; die weitaussehenden Pläne, welche Heinrich IV. von Frankreich auf den Beistand England's gegründet hatte, scheiterten an dem Widerwillen Jakob's gegen alle Gefahren des Krieges. Der französische Abgesandte, Marquis von Rosni konnte nichts weiter bewirken, als die Zusage, die Generalstaaten in Uebereinstimmung mit dem Könige von Frankreich insgeheim unterstützen zu wollen. Nur für den Fall, daß die Spanier einen der beiden Könige angreifen sollten, schloß Jakob mit Heinrich einen Vertheidigungsbund.

Der Königin Elisabeth war es gelungen, mit wenigen Ausnahmen, das gute Einverständniß mit ihren Parlamenten ungetrübt zu erhalten. Doch so groß auch die Macht gewesen war, welche sie durch ihre eigene Kraft und die Talente ihrer Rathgeber ausübte, hatte sie doch namentlich in den letzten Jahren ihrer Regierung, in einigen wichtigen Punkten den Forderungen derselben nachzugeben für gut befunden. Jakob I. hatte keinen Anspruch auf dasjenige Vertrauen, welches Elisabeth so wohl verdiente. Obgleich er von Natur weder herrschsüchtig, noch ehrgeizig war, gab er doch durch die übertriebenen Ansichten von seiner königlichen Machtvollkommenheit, die er viel zu oft unumwunden aussprach, begründeten Anstoß. Der Geist der Freiheit, welcher unter der Königin Elisabeth von Jahr zu Jahr kräftiger geworden war, trat unter Jakob mit um so größerem Nach-

drucke hervor, je weniger dieſer es verſtand, ſeinem Volke Achtung oder auch nur Schrecken einzuflößen. Er war daher in unausgeſetzten Streitigkeiten mit ſeinen Parlamenten, welche die Nation in ſteigende Aufregung brachten und für ihn ſelbſt die unangenehme Folge hatten, daß ihm nur ſehr geringe Einkünfte bewilligt wurden.

In Schottland hatte Jakob I nie endende Zänkereien mit der puritaniſchen Geiſtlichkeit gehabt. Die Katholiken gründeten darauf und auf ſeine Abſtammung von Maria Stuart, der eifrigen Anhängerin ihrer Kirche, die Hoffnung, entweder gleiche Rechte mit den Proteſtanten, oder doch Duldung zu erhalten. So lange Jakob ſein Thronfolgerecht in England nicht für ganz ſicher hielt, ſuchte er, ſich die Gunſt der Katholiken durch allgemeine Zuſagen, die er ihnen machte, zu erwerben. Doch bald erkannte er, daß er dieſe nicht würde halten können, ohne eine höchſt gefährliche Mißſtimmung in England hervorzurufen. Er machte daher keinen Verſuch, die harten Geſetze der Königin Eliſabeth abzuſchaffen, oder zu mildern. Die Katholiken, welche ſich in ihrer Hoffnung getäuſcht ſahen, wurden dadurch auf's äußerſte gereizt, und es entwickelte ſich in ihrem Schooße jenes Complott, welches unter dem Namen der Pulververſchwörung ſo übel berüchtigt iſt. Cateſby, ein Mann von alter Familie, Piercy, aus dem berühmten Hauſe Northumberland, die Jeſuiten Teſmond und Garnet, Sir Everard Digby, Rookwood, Grant, Thomas Winter und Guy Fawkes waren die Hauptperſonen des geheimen Bundes. Ihr Zweck war, den König, die geſammte königliche Familie, beide Häuſer des Parlaments und alle angeſehenen Kronbeamten auf einen Schlag zu ermorden. Nur die Prinzeſſin Eliſabeth, damals noch ein Kind, ſollte am Leben bleiben, jedoch ergriffen und auf den Königsthron erhoben werden. Unter ihrem Namen hofften die Verſchworenen zu regieren. Sie dachten, es würde nicht ſchwer ſein, die Prinzeſſin in der katholiſchen Religion zu erziehen und dieſe dadurch zur herrſchenden in England zu machen. Die Verſchworenen bewahrten ihr Geheimniß faſt anderthalb Jahre lang, obgleich mehr als zwanzig Perſonen davon Kenntniß hatten. Alle Anſtalten waren getroffen, am Tage der Eröffnung des Parlamentes dieſes in die Luft zu ſprengen. Piercy hatte zuerſt das Haus neben dem Parlamentsgebäude, dann den Keller unter demſelben gemiethet und mit Pulvertonnen gefüllt. Dieſe waren unter Kohlen und Reiſigbündeln verſteckt. Niemand hatte die geringſte Ahnung von den Plänen der Verſchworenen. Zehn Tage bevor das Parlament zuſammentrat, erhielt der Lord Monteagle einen Warnungsbrief, den er dem Staats-Secretär Lord Saliſbury mittheilte. Beide legten wenig Gewicht auf das Schreiben, zeigten es aber doch dem Könige. Dieſer kam ſofort auf den Gedanken, das Parlament ſollte in die Luft geſprengt werden. Am Tage vor der Parlamentseröffnung wurden die Gewölbe durchſucht, die Pulvertonnen entdeckt, Guy Fawkes ergriffen und in deſſen Taſchen alles gefunden, was erforderlich war, die Mine zu entzünden. Als Cateſby und Piercy davon Nachricht erhielten, eilten ſie nach Warwickſhire, wo Sir Everard Digby ſchon Anſtalten getroffen hatte, ſich der Prinzeſſin Eliſabeth zu bemächtigen. Dieſe war jedoch entkommen und die Verſchworenen brachten nicht mehr als achtzig Mann zuſammen. Piercy und Cateſby verloren im Kampfe das Leben, Digby, Rookwood, Winter, Garnet und Andere wurden lebend gefangen und büßten ihr Verbrechen mit dem Tode. König Jakob benahm ſich bei dieſer Gelegenheit mit ſeltener Würde und Mäßigung. Er erklärte, dieſe Verſchwörung ſolle nicht den geringſten Einfluß auf ſeine Regierungsgrundſätze üben. Er warnte, die geſammte katholiſche Partei in das Verbrechen einiger Wenigen zu verwickeln und verſprach, zwar die Schuldigen zu beſtrafen, die Unſchuldigen aber zu ſchirmen und zu ſchützen.

Von dem ſtrafrechtlichen Standpunkte hatte Jakob ganz Recht. Es wäre ſehr grauſam geweſen, wenn irgend ein Menſch, welcher ſich nicht perſönlich bei der Pulververſchwörung betheiligt hatte, wegen derſelben beſtraft worden wäre. Allein die Sache hatte auch

ihre politiſche Seite. Die katholiſche Partei von ganz Europa, ja der ganzen Erde ſtand unter einem und demſelben Haupte, die Jeſuiten insbeſondere unter einem Ordensgenerale. Die Beweggründe, welche Catesby, Piercy und die übrigen Verſchworenen zu ihrem Verbrechen trieben, waren nicht perſönlicher Art, ſondern im Gegentheile die gleichen, welche die Bartholomäusmörder, die Mörder Wilhelm's von Oranien, Heinrich's III. und andere beſtimmt hatten, das Blut ihrer Gegner zu vergießen. Dieſelben Menſchen, welche von den Proteſtanten als Verbrecher beſtraft, wurden vom Papſte zu Rom und deſſen Anhängern als Märtyrer geprieſen und verehrt. Die Pulververſchwörung war nur ein Ring in jener großen Kette von Verbrechen, mit welcher Päpſte und Jeſuiten die Welt wieder knechten wollten. Sie bewies klar und deutlich, daß die Proteſtanten England's allen Grund hatten, gegen die Umtriebe der katholiſchen Partei auf ihrer Hut zu ſein, und ſehr unklug gehandelt, falls ſie ihr, ſo lange ſie eine feindliche Stellung behauptete, Zugeſtändniſſe gemacht hätten. Die Verſchworenen konnten ihre Siegeshoffnung nur auf die Ueberzeugung gründen, daß ihre Glaubensgenoſſen, wie die Bartholomäusnacht, ſo auch die Pulver-Verſchwörung hinterher anerkennen und ausbeuten würden, falls ſie gelinge. Sie kannten den Einfluß, welchen der Papſt auf dieſelben hatte, gut genug, um anzunehmen, daß wenn nur dieſer die That genehmigte, wenige ſeiner Anhänger ſie tadeln würden.

König Jakob beſaß für dieſe Gedankenreihe wenig Empfänglichkeit. Er ließ am liebſten alles beim Alten. Nur einen Gegenſtand trieb er in den erſten Jahren ſeiner Herrſchaft mit Vorliebe und Eifer. Die Verbindung Schottland's und England's zu einem einzigen Reiche Er ſcheiterte aber in ſeinen Beſtrebungen hauptſächlich in Folge ſeiner verkehrten Anſichten über den Umfang und die Bedeutung der königlichen Macht. Er war in dem Wahne befangen, dieſe Vereinigung habe gewiſſermaßen in dem Augenblicke ſtattgefunden, da ihm die engliſche Krone zufiel, und hatte demzufolge alle von ihm abhängigen Einrichtungen getroffen, welche dieſes bekundeten. Er hatte auf ſeinem Wappenſchilde die Abzeichen England's und Schottland's unter einer Krone vereinigt, hatte den Titel König von Großbritannien angenommen und die Richter veranlaßt, die Erklärung abzugeben, daß alle nach der Vereinigung beider Kronen in einem der beiden früher getrennten Reiche geborenen Kinder in beiden Bürgerrecht haben ſollten. Dieſer übertriebene Eifer machte mit Recht das Parlament mißtrauiſch. Die Vereinigung kam nicht zu Stande, weil der König ſich eingebildet hatte, ſie verſtehe ſich von ſelbſt, die Mitwirkung der Parlamente beider Reiche ſei nur der Form und nicht der Sache wegen erforderlich.

Mit mehr Erfolg arbeitete Jakob an der Verbeſſerung der Zuſtände Irlands. Er ſchaffte das alte ſ. g. Brehon Geſetz ab, demzufolge jedes Verbrechen, ſelbſt der Mord mit Geld abgekauft werden konnte. Er führte die engliſchen Eigenthumsgeſetze ſtatt der ſ. g. Gavelkinde ein, welche beſtimmte, daß nach dem Tode jedes Glieds einer Familie das geſammte Grundeigenthum derſelben neu vertheilt werden müſſe und beſeitigte die alten iriſchen Häuptlinge durch Beamte, welche er wählte. Er bezahlte das kleine engliſche Heer, das in Irland ſtand, regelmäßig, hielt auf gute Mannszucht und verhütete dadurch die vielen früher von den engliſchen Söldnern verübten Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten. In keinem Theile ſeines Reiches erwarb ſich Jakob ſo große Verdienſte, als in Irland.

Ueberhaupt zeigte ſich Jakob von der vortheilhafteſten Seite, wenn er ſeinen eigenen Antrieben folgte. Denn er war von Natur gutmüthig und nicht ohne Einſicht. Allein er beſaß die große Schwäche, nicht ohne einen Günſtling ſein zu können, den er mehr nach ſeiner äußeren Erſcheinung, als nach ſeinem innern Werthe ſich erkor. Der erſte, den er in England annahm (1609), war Robert Carre, ein junger Menſch von zwanzig Jahren, für den nichts ſprach, als ein ſchmuckes Geſicht und eine ſchlanke Geſtalt. Jakob erhob ihn zum Grafen von Rocheſter, verhalf ihm dazu, die Scheidung der jungen Gräfin von Eſſex

zu bewirken, die sein Günstling nachher ehelichte. Rochester glaubte sich alles erlaubt. Er machte sich durch seinen Uebermuth viele Feinde und vergiftete sogar seinen besten Rathgeber Overbury, welcher ihn abhalten wollte, in sein Verderben zu rennen. Mittlerweile gewann jedoch ein anderer junger Mann des Königs Gunst: Georg Villiers, ein Mensch von ein und zwanzig Jahren. Der frühere Günstling wurde gestürzt, wegen des von ihm verübten Mordes zum Tode verurtheilt, zwar vom König begnadigt, doch auf Lebenszeit der öffentlichen Verachtung preis gegeben (1615). Villiers war nicht besser, als sein Vorgänger. Der König überhäufte ihn mit Würden und Ehrenstellen und ernannte ihn zuletzt zum Herzoge von Buckingham, ungeachtet er herrisch, ehrgeizig, gewissenlos und durchaus unfähig war. Die englische Nation verlor unter dem Einflusse eines solchen Günstlings alles Ansehen beim Auslande und zwar zu einer Zeit, als der Entscheidungskampf zwischen Protestantismus und Katholicismus sich vorbereitete. Jakob war um so mehr aufgefordert, an demselben Theil zu nehmen, als er dem jungen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz seine Tochter Elisabeth zur Frau gegeben hatte (1613). Doch weit entfernt, dieses zu thun, trachtete er gerade in den Jahren, da der dreißigjährige Krieg in Deutschland ausbrach, nur darnach, seinen Sohn Karl mit der Schwester Philipp's IV. von Spanien zu vermählen, und war als sein Schwiegersohn landesflüchtig umherirrte, thöricht genug, zu glauben, durch diese Vermählung seiner Tochter und deren Gemahle die Pfalz wieder verschaffen zu können. Das spanische Cabinet zog die Unterhandlungen geflissentlich viele Jahre lang hinaus, während welcher Jakob die Spanier ungehindert in Deutschland die Protestanten unterdrücken ließ. Als endlich die Sache zum Abschlusse kommen sollte, gab er, wenn auch ungern zu, daß sein Sohn und Buckingham nach Madrid reisten, um dort persönlich die Heirath zu betreiben. Mittlerweile hatten aber die Spanier die Pfalz dem Kaiser Ferdinand II. und dem Herzog von Baiern übergeben, konnten also über dieselbe nicht mehr verfügen. Zwar erklärte sich der König Philipp IV. bereit, die Rückgabe der Pfalz, sei es durch Unterhandlung oder andere Mittel zu bewirken. Allein nur ein Neuling in der Staatskunst kann sich durch solche Worte täuschen lassen. Die Spanier hätten dem Könige Jakob zu Liebe niemals Krieg mit dem deutschen Zweige des Hauses Habsburg und mit der katholischen Ligue angefangen, ohne Kampf konnten sie aber über die Pfalz, welche Ferdinand II. dem Herzoge Maximilian von Baiern versprochen hatte, nicht verfügen.

Während Jakob mit Spanien unterhandelte, kämpfte Mansfeld in der Pfalz. Hume ist sehr im Irrthum, wenn er den König wegen der Schlaffheit, mit welcher er die Sache des Protestantismus und seines Schwiegersohnes betrieb, in Schutz nimmt. Wie großes leistete Mansfeld mit den geringen Mitteln, die ihm aus England zuflossen! Wenn er nur etwas kräftiger von Jakob unterstützt und zugleich die Spanier zur See angegriffen worden wären, so hätte dem dreißigjährigen Kriege vielleicht in seinen ersten Anfängen ein Ziel gesetzt werden können. Da aber das Haus Habsburg von England nichts fürchtete, wuchs dessen Uebermuth. Die Nation und das Parlament hatten Elisabeth niemals verlassen, wenn sie das Schwert für die Sache des Protestantismus und der Freiheit zog. Sie wären auch Jakob in einem ähnlichen Kampfe treu zur Seite gestanden. Gerade seine Schlaffheit gegenüber der großen Sache protestantischer Freiheit und die Zugeständnisse, welche er den Spaniern ertheilte, machten ihn in England verächtlich und lächerlich.

In demselben Jahre, in welchem der dreißigjährige Krieg begann (1618) opferte Jakob seinen tüchtigsten Feldherrn, Sir Walter Raleigh, dem Hasse seiner Feinde, der Spanier auf. Schon unter der Königin Elisabeth hatte sich dieser hochbegabte Mann wiederholt durch seine Kühnheit ausgezeichnet. Allein er war ein Gegner des Grafen von Essex gewesen, welcher mit Jakob hochverrätherische Unterhandlungen gepflogen. Ohne alle ge-

nügenden Beweiſe hatte Jakob ſchon im erſten Jahre ſeiner Regierung bewirkt, daß ihm der Prozeß gemacht und er zum Tode verurtheilt wurde. Der König ließ ihn zwar nicht hinrichten, allein hielt ihn bis zum Jahre 1618 gefangen. Auch dann begnadigte er ihn nicht. Raleigh war damals einer der wenigen Helden aus den Zeiten der Königin Eliſabeth, die noch lebten. — Jakob geſtattete ihm, eine Flotte zu befehligen, welche auf Entdeckungen und Beute ausging. Die gehofften Goldminen, welche dem Raleigh von einem ſeiner Bekannten, dem Hauptmann Keymis, vorgeſpiegelt worden waren, fanden ſich nicht. Keymis griff in Abweſenheit des Oberbefehlshabers die Stadt St. Thomas im ſpaniſchen Guiana an. Dafür ließ Jakob den Raleigh bei ſeiner Rückkehr enthaupten, um den ſpaniſchen Hof zu beſänftigen. Raleigh war der engliſchen Nation in der Erinnerung an ſeine früheren Verdienſte und ſeine ſpäteren Leiden ſehr lieb und theuer. Sie betrachtete deſſen Hinrichtung als ein Zugeſtändniß, welches den Spaniern gemacht wurde, um die beabſichtigte Vermählung Karl's zu erleichtern. Dem engliſchen Volke war der von Jakob beabſichtigte Bund mit Spanien durchaus zuwider. Das Haus der Gemeinen machte dagegen die ernſteſten Vorſtellungen (1621), um ſo mehr, als eine der Bedingungen des Ehevertrags die theilweiſe Aufhebung der gegen die Katholiken unter Eliſabeth erlaſſenen Geſetze in ſich ſchloß. Jakob verwies den Gemeinen ihre Einmiſchung in Staatsangelegenheiten. Sie wiederholten ihre Einſprache, und es kam bei dieſer Gelegenheit zu Verhandlungen und Erörterungen, welche dem königlichen Anſehen um ſo mehr ſchaden mußten, als die ganze Nation auf der Seite der Gemeinen ſtand, und der König eben ſo großen Uebermuth in Worten, als Kleinmuth in der That bekundete.

Als endlich auf Buckingham's Veranlaſſung die Unterhandlungen mit Spanien abgebrochen wurden (1623), jubelte die ganze Nation, obgleich weder ſtaatsmänniſche Berechnung, noch Berückſichtigung der Wünſche des Volkes, ſondern die ungeſtümen Leidenſchaften Buckingham's den Bruch herbeigeführt hatten. Das Parlament bewilligte dem Könige einige Abgaben (1624), allein da das Vertrauen noch nicht wiederhergeſtellt worden war, fielen dieſelben ſehr mager aus. Ein Krieg mit Spanien war unvermeidlich geworden. In aller Eile ſchloß Jakob einen Bund mit Frankreich ab. Karl wurde mit Henriette, der Tochter Heinrich's IV. von Frankreich verlobt und in Bauſch und Bogen ihr jedes Zugeſtändniß gemacht, welches früher der ſpaniſchen Prinzeſſin ertheilt worden war, ohne alle Rückſicht auf die von dem Hauſe der Gemeinen dagegen erhobenen Einſprachen. Namentlich ſagte Jakob der franzöſiſchen Regierung zu, daß die Kinder aus der Ehe Karl's und Henriettens bis zu ihrem dreizehnten Jahre von ihrer katholiſchen Mutter erzogen werden ſollten. Hätten die franzöſiſchen und engliſchen Machthaber etwas tiefer geblickt, ſo wäre es ihnen nicht entgangen, daß dieſe Beſtimmung entweder die Ausſchließung der Stuart vom engliſchen Throne oder die Unterjochung des Volkes durch die katholiſche Partei zur Folge haben müßte. Doch wann haben jemals Fürſten der augenblicklichen Befriedigung ihrer Eitelkeit ihr eigenes Glück oder die Wohlfahrt ihrer Nationen vorgezogen? Die franzöſiſchen Machthaber drangen auf dieſe Beſtimmung, um mit derſelben prahlen zu können, die engliſchen gewährten ſie, um ſo ſchnell als möglich den Ehebund fertig zu bringen. Beide dachten nicht an die Folgen. Dieſe wurden darum nur um ſo ernſter. Einen Stützpunkt für England in ſeinem bevorſtehendem Kampfe mit Spanien bot der Ehevertrag nicht. Denn er ſetzte nur die Verbindung zweier Perſonen, nicht zweier Mächte feſt.

Bevor der Krieg mit Spanien, den Jakob niemals ernſtlich meinte, ausgebrochen war, ſtarb der König (27. März 1625). Er war niemals ein kräftiger und entſchloſſener Mann geweſen. Seit er aber dem Herzoge von Buckingham die Zügel der Regierung überlaſſen, hatte er mehr und mehr die Gunſt und die Achtung ſeines Volkes verſcherzt, bis er am Ende dem Spotte der ganzen Welt verfiel.

Jakob hatte keines der gewöhnlichen Laſter der Fürſten. Er war weder grauſam noch wollüſtig, weder herrſchſüchtig noch ehrgeizig. Allein er beſaß keine der für einen König unentbehrlichen Eigenſchaften, weder Scharfblick noch Feſtigkeit, weder ein reges Ehrgefühl noch Selbſtſtändigkeit. Er ließ ſich, namentlich von Buckingham, auf die unanſtändigſte Weiſe behandeln, und gab nicht ſelten wider beſſere Einſicht nach, zumal es ihm an Muth fehlte, ungebührliche Zumuthungen abzuweiſen. Er wollte gerecht ſein, wie er bewies, indem er ſelbſt den hochgefeierten Kanzler Bacon preis gab, als dieſer der Beſtechlichkeit überwieſen wurde *). Allein aus Feigheit wurde er nicht ſelten grauſam, wie z. B. dem Sir Walter Raleigh gegenüber, weil er fürchtete, ſeine Beziehungen zu Spanien zu gefährden.

Einer der größten Irrthümer, in welche ein Menſch und namentlich ein König verfallen kann, iſt, Nebenſachen für Hauptſachen, Kleinigkeiten für entſcheidend zu halten. Jakob I. hatte dieſen Fehler nicht bloß in dieſer oder jener, ſondern in faſt allen Beziehungen des Lebens. Ihm ſchienen es Hauptſachen, ſeine übertriebenen Anſichten über die königliche Machtvollkommenheit ſo oft als möglich auszuſprechen, die ſchottiſche Nation der engliſchen in den Aeußerlichkeiten des Kirchendienſtes anzunähern, ſeinen Sohn Karl mit der Tochter eines der mächtigſten Könige Europa's zu vermählen. Im Verhältniſſe zu dieſen Zielpunkten ſeines Strebens ſchienen ihm die praktiſche Geltendmachung ſeiner königlichen Rechte, die Gründung eines guten Einvernehmens mit ſeinen beiden Völkern und eine Achtung gebietende Stellung dem Auslande gegenüber von geringer Bedeutung. Die Folge dieſer Verkehrtheiten Jakob's war, daß er in England und Schottland den größten Widerwillen gegen das unbeſchränkte Königthum, in Schottland Abſcheu vor der engliſchen Kirche rege machte, und auf dem ganzen Feſtlande Europa's Brittannien dem Spotte und dem Hohn der königlich republikaniſch geſinnten, der Katholiken und der Proteſtanten preis gab.

Nächſt Jakob war der Herzog von Buckingham der einflußreichſte Mann der beiden Königreiche. Er war in ſeinen Leidenſchaften eben ſo verkehrt, als der König in ſeinen Anſichten, und da die Leidenſchaften weit unmittelbarer in das praktiſche Leben eingreifen, als die Anſichten, war die Wirkſamkeit des Miniſters weit verderblicher, als diejenige des Königs. Für England und die Menſchheit war es übrigens ein Glück, daß die Leidenſchaftlichkeit Buckingham's die ſo lange vorbereitete Heirath des Prinzen Karl mit der ſpaniſchen Infantin vereitelte. Aus einem derartigen Bunde hätten ſich nur Beziehungen entwickeln können, welche der Sache der Freiheit ſchädlich geweſen wären, ſchädlicher, als die Ehe, welche der Prinz ſpäter mit der franzöſiſchen Königstochter einging.

Während Jakob I. die übertriebenſten Anſichten von der königlichen Gewalt hegte und die abgeſchmackteſten Anſprüche in Betreff der ihm gebührenden Verehrung aufſtellte, ſpielten die Londoner Poſſen, worin der König auf der Bühne erſchien und lächerlich gemacht wurde. Die Königin Anna ſah ſie an und lachte aus vollem Halſe über die Schnurren ihres Gemahls. In einem der damals ſehr beliebten Stücke lief Jakob mit umgeſtülpten Taſchen einher und trug ein Schwert, das weder er, noch alle ſeine Höflinge aus der Scheide brachten. Wäre er nicht allgemein, und ſelbſt von ſeiner eigenen Frau als eine Art Hanswurſt betrachtet worden, ſo wären derartige Luſtſpiele Unmöglichkeiten geweſen. Ganz in demſelben Geiſte war es, daß die Londoner, da er mit Niemandem von Geſchäften ſprechen wollte, ſeinem Hunde einen Zettel an den Hals hingen, worauf ſtand: „Lieber Cäſar, wir bitten Dich, ſprich Du mit dem Könige über unſere Angelegenheiten, denn Dich hört er jeden Tag, uns nie!“

Je würdevoller und rein menſchlicher Eliſabeth ſich im Laufe einer fünf und vierzig-

*) Er begnadigte ihn aber ſchon bald wieder und ſetzte ihm ſogar einen Ruhegehalt aus.

jährigen Regierung benommen hatte, deſto mehr Anſtoß mußte das ganze Benehmen ihres Nachfolgers geben.

§ 85. Karl I. (1625—1642.)

Wie der Saamen längere Zeit unter der Erde liegt, bevor ſeine Keime zu Tage kommen und anfangs kleine und ſchwache Schößlinge emportreibt, ſo ſind auch die Urſachen der bedeutungsvollſten Erſcheinungen im Völkerleben zuerſt verborgen und treten unſcheinbar an das Licht. Erſt im Laufe der Jahre gewinnen ſie Kraft, wenn ein günſtiges Geſchick ſie vor Zerſtörung bewahrt. Die Stürme der Reformation hatten die Völker aus ihrem Schlummer geweckt und tauſend friſche Keime belebt, welche zwar durch die ſtarke Hand der Könige nieder gehalten, aber nicht erſtickt wurden. Die engliſche Staatsverfaſſung, ſo unſicher und ſchwankend ſie in dem erſten Jahrhundert dieſes Zeitabſchnitts auch war, enthielt doch zwei Grundſätze, welche ſich gegenſeitig widerſprachen, und ihre Ausgleichung nur durch eine freundliche Verſtändigung zwiſchen Volk und König finden konnten. Der erſte war, daß ohne Zuſtimmung des Parlaments keine Abgaben erhoben werden könnten, der zweite, daß die königliche Gewalt ſehr unbeſtimmte und ſchwankende Grenzen habe, und daher, je nach den Umſtänden, ſehr weit ausdehnbar ſei. Unter der Königin Eliſabeth machte die gemeinſame Gefahr und die Weisheit der Regierung eine friedliche Ausgleichung zwiſchen den Maſſen des Volkes und des Königthums nicht ſehr ſchwierig, die Stände waren zwar ſehr ſparſam, allein die Königin war es auch. Es fehlte ihr daher nie an den erforderlichen Mitteln zur Führung eines geordneten Staatshaushalts. Zur Zeit Jakobs I. traten ſich beide Gegenſätze ſchon viel ſchroffer entgegen. Je übertriebener die Anſichten waren, welche der König über die ihm zukommende Gewalt äußerte, deſto kärglicher waren die Abgaben, die ihm das Parlament bewilligte Ein ganz ähnlicher Widerſtreit, wie auf dem ſtaatlichen Gebiete entwickelte ſich mehr und mehr auch auf dem kirchlichen. Die Gewalt, welche das Parlament dem Könige Heinrich VIII. und ſpäter der Königin Eliſabeth in kirchlichen Dingen eingeräumt hatte, war ſo ſchrankenlos, daß ihr die perſönliche Ueberzeugung des Volkes faſt vollſtändig untergeordnet war. Allein dieſe fügte ſich darum doch nicht, wenn ſchon ſie nur auf Umwegen zu Tage trat. Einer der Umwege, welchen ſie einſchlug, bekundete ſich durch die Verhandlungen der Parlamente, in welchen ſeit den Tagen der Königin Eliſabeth die Puritaner das Uebergewicht beſaßen. Das einzige geſetzliche Mittel, welches das engliſche Volk hatte, in ſtaatlichen und kirchlichen Dingen der Machtvollkommenheit ſeiner Könige Schranken zu ziehen, beſtand in dem Steuerverweigerungsrechte. Während der Regierung Jakob's I. bildete ſich unter den denkenden und freiheitsliebenden Männern Englands mehr und mehr die Ueberzeugung aus, von dieſem einzigen politiſchen Rechte, das ſie beſaßen, den ausgedehnteſten Gebrauch zu machen, damit England nicht, gleich Frankreich und Spanien, der ſchrankenloſen Willkür ſeiner Könige anheimfiele. Es war nicht Unkenntniß der Verhältniſſe, nicht ſinnloſer Eigenſinn, nicht übermäßige Sparſamkeit, welche daſſelbe Parlament, das den Krieg mit Spanien ſo lange und ſo eifrig gewünſcht hatte, ſpäter abhielt, die erforderlichen Summen zu deſſen kräftiger Führung zu bewilligen. Es war vielmehr außer der Gewohnheit der Sparſamkeit der Entſchluß, die königliche Macht durch reichliche Abgabenbewilligungen nicht noch ſtärker werden zu laſſen, als ſie ſchon war. Das gerechte Mißtrauen, welches das Volk in Jakob I. ſetzte, mochte dazu auch das ſeinige beitragen. Allein der Widerwillen gegen königliche Willkührherrſchaft, welcher ſeit Jahrzehnten immer zugenommen hatte, bildete die eigentliche Urſache der Kargheit der engliſchen Parlamente. Religiöſe Beweggründe fielen dabei gleichfalls in die Wagſchale. Wie außerordentlich mächtig dieſe dazumal

waren, und zwar nicht bloß in den Kreisen des bürgerlichen Lebens, sondern auch unter den See- und Land-Soldaten zeigte sich schon im ersten Jahre der Regierung Karl's I., indem sämmtliche dem Könige der Franzosen gegen die Hugenotten zu Hülfe gesandten Truppen sich weigerten, dem Könige zu gehorchen und zweimal unverrichteter Dinge umkehrten, als sie erfuhren, sie sollten dazu verwendet werden, den heldenmüthigen Widerstand der Protestanten von La Rochelle zu brechen. Wenn ein solcher Geist im Heere und in der Flotte lebte, konnte der König auf blinde Unterwürfigkeit von Seiten des Parlamentes nicht rechnen. Er war ein Thor, dieses zu verkennen, und einen Kampf auf Tod und Leben mit der frischen Kraft seines Volkes zu beginnen.

Es war gewiß nicht weise, daß Karl das erste Geschwader, das er in den Kampf sandte, dem Könige Ludwig XIII. zur Verfügung stellte, um die Glaubensgenossen der englischen Nation unterdrücken zu helfen*)! Diese erste That mußte nothwendig das Mißtrauen des Volkes gegen ihn rege machen, um so mehr, als den Engländern die Bedingungen des mit Frankreich abgeschlossenen Ehevertrags nicht verborgen blieben, und diese allein schon genügten, ernste Besorgnisse zu erwecken. Die glatten Worte, welche Karl an das Parlament richtete, konnten das Gewicht dieser Thatsachen nicht beseitigen. Es sprach seine Gesinnungen aus, indem es ihm nur 112,000 Pfund bewilligte.

Wenn Karl ein tiefblickender Staatsmann gewesen wäre, oder in seinem Kabinette einen solchen gehabt, hätte er die Ursache des Verfahrens des Parlaments erkennen und diese gleich im Keime bekämpfen oder durch entsprechende Zugeständnisse beseitigen müssen. Statt dessen verstärkte er dieselbe, indem er suchte, ohne die Parlamente seine Absichten durchzuführen. Mehr und mehr drang er der Nation die Ueberzeugung auf, sie habe kein anderes Mittel, sich vor schrankenlosem Despotismus zu schützen, als unbeugsamen Widerstand gegen den König, welcher nur zu deutlich zeigte, er gedenke auch ohne die Parlamente und diesen zum Trotze von seinen Herrscherrechten den ausgedehntesten Gebrauch zu machen.

Karl suchte durch gezwungene Anleben den Mangel bewilligter Abgaben zu ersetzen. Sie reichten aber nicht weit. Die Flotte, welche er (1. Oktober) gegen Cadix sandte, richtete nichts aus, und kehrte mit Schimpf und in schlechtem Zustande wieder (November 1625). Weit fühlbarer, als der Mangel an Geld war bei der Flotte der Mangel an Begeisterung, an Vertrauen, an freudiger Zusammenwirkung. Dieses waren die Hebel gewesen, mit deren Hülfe die Siege errungen wurden, welche die englischen Geschwader unter Elisabeth mit Ruhm bedeckten. Die Soldaten, welche sich unter Karl I. schaarten, waren von einem solchen Geiste nicht beseelt. Sie wurden von keiner Elisabeth ermuthigt, wie das Heer im Lager zu Tilbury.

Das erste Parlament konnte seine Entschlüsse nur im Allgemeinen auf die Lage des Landes, auf die unter Jakob I. eingeschlagenen Bahnen und auf den bekannten Charakter Karl's I. und seines Rathgebers, des Herzogs von Buckingham, gründen. Dem zweiten gegenüber drückte sich der König Johann bestimmter über seine Absichten aus (1626). Er sprach ganz deutlich von „neuen Rathschlägen," welche er zu befolgen gedenke, und ließ demselben noch bestimmter zu erkennen geben, er sei entschlossen, ohne Parlamente zu regieren, d. h. die Verfassung des Landes umzustoßen, falls ihm nicht die verlangten Abgaben bewilligt würden. Zu seinen Drohungen fügte er Hohn und Gewaltthat hinzu. Karl ernannte den Herzog von Buckingham, den das Haus der Gemeinen des Hochverraths angeklagt hatte, während die Anklage schwebte zum Kanzler der Universität Cambridge. Damit noch nicht zufrieden, ließ er auf Hörensagen hin zwei Mitglieder des Unterhauses und selbst den Grafen von Arundel, einen Pair des Reiches, gefangen setzen. Er sah sich zwar bald veranlaßt, die Gefangenen wieder frei zu geben, allein da das

*) S. oben § 69 S. 462.

Haus der Gemeinen sich nicht beeilte, ihm die verlangten Abgaben zu bewilligen, vielmehr zuerst sich mit den Beschwerden des Volkes beschäftigte, löste er das Parlament in sehr hastiger und verletzender Weise (15. Juni 1526) wieder auf.

Immer deutlicher trat die Absicht des Königs hervor, ohne Parlament herrschen zu wollen. Er schritt zu den aller verwerflichsten Mitteln, Geld zu erpressen, und das englische Volk zu peinigen, damit es zu der Ueberzeugung kommen sollte, es wäre doch besser, wenn das Parlament gesetzliche Abgaben gewährte, als daß der König ungesetzliche gewaltsam erhöbe. Mit den Katholiken trieb er den niedrigsten Schacher, indem er für Geld sie der wider sie erlassenen Gesetze entband. Vom Adel und von der Stadt London und einzelnen reichen Leuten verlangte er Anleihen, von anderen freiwillige Abgaben. Unter dem Namen des Schiffsgeldes erhob er eine sehr drückende Steuer. Als die Nachricht von der Schlacht von Lutter am Barenberge nach London kam, schrieb er eine Abgabe von vier Subsidien aus, und suchte die Gesetzwidrigkeit dieses Schrittes dadurch zu beschönigen, daß er vorgab, es sei keine Zeit, das Parlament zu versammeln, und daß er die Abgabe eine Anleihe nannte. Den Steuererhebern verlieh er eine durchaus ungesetzliche Gewalt, neben welcher weder die persönliche Freiheit, noch die Sicherheit des Eigenthums des Bürgers bestehen konnte. Um seinen verfassungswidrigen Maßregeln einen bessern Schein zu geben, ließ er die mit ihm verbündeten Geistlichen zu deren Gunsten predigen, deren Reden drucken und unter dem Volke verbreiten. Wer sich den Machtbefehlen des Königs nicht fügte, oder sich dagegen aussprach, wurde in's Gefängniß geworfen. Nur fünf Männer besaßen in ganz England Muth genug, sich nicht geduldig die Gewalt gefallen zu lassen: Sir Thomas Darnet, Sir John Corbet, Sir Walter Earl, Sir John Hevingham und Sir Edmond Hambden. Um ihrer Verurtheilung sicher zu sein, setzte der König die gewissenhaften Richter ab, und ernannte an deren Stelle feile Werkzeuge seiner Gewalt. Diese erlaubten den Gefangenen nicht, sich durch Bürgschaft frei zu machen (1624). Wer nicht bereitwillig die ihm auferlegten Anleihen entrichtete, wurde durch Einquartierung, durch gefahrvolle Aufträge, die ihnen der König ertheilte und auf jede andere erdenkliche Weise gequält und in Schaden gebracht.

Während durch diese Gewaltthaten ganz England in die äußerste Aufregung versetzt wurde, ließ sich Karl durch Buckingham in einen unsinnigen Krieg mit Frankreich verwickeln. Dieser elende Günstling hatte es sich in den Kopf gesetzt, der Anna von Oesterreich, Gemahlin Ludwig's XIII. den Hof zu machen, und da Richelieu ihm aus diesem Grunde nicht erlaubte, nach Paris zurück zu kehren, drohte der englische Minister, „er werde die Königin, der ganzen Macht Frankreich's zum Trotze sehen." Der Angriff welchen die Flotte unter Buckingham's Führung auf die Insel Rhé machte, endigte eben so schmachvoll, als der frühere auf Cadix. Die Hugenotten hatten nur Schaden von dieser Unternehmung, indem diese ihnen keine Hülfe brachte, und den Grimm der französischen Regierung gegen sie noch mehr entzündete.

Vor Ablauf von zwei Jahren überzeugten sich der Tyrann und sein Günstling, daß auf verfassungswidrigen Wegen in England nur wenig Geld aufzutreiben sei. Es waren aber große Summen erforderlich, zugleich der spanischen und der französischen Monarchie die Spitze zu bieten. Buckingham hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die dem Kardinale Richelieu an den Kopf geworfene Drohung auszuführen. Er schlug daher selbst vor, wieder ein Parlament zusammen zu berufen. Damit dieses aber über die Absichten der Regierung keinen Zweifel habe, erklärte ihm der König in seiner Eröffnungsrede (am 17. März 1628), daß, falls es seine Schuldigkeit nicht thue," d. h. nicht so viel Geld verwilligen würde, als er verlangte, „er andere Mittel, die ihm Gott in die Hände gegeben, ergreifen würde." Mit unerhörter Frechheit und bitterem Hohne, fügte Karl I. hinzu: „Nehmet

das nicht als eine Drohung, denn ich verſchmähe es, irgend einem, der mir nicht gleich ſteht, zu drohen."

Ungeachtet dieſer Herausforderung faßte das Haus der Gemeinen den Beſchluß, dem Könige fünf Subſidien zu bewilligen. Derſelbe ſollte aber erſt nach Erledigung der Beſchwerden des Volkes in Kraft treten. Der König erhielt dadurch die volle Gewißheit, daß das Parlament keineswegs beabſichtige, ihm die zur Führung der Regierung nothwendigen Mittel zu verſagen, ſich aber ſeinerſeits das Recht nicht wolle rauben laſſen, die wohlbegründeten Beſchwerden des Volkes zu beſprechen. So kam jene berühmte Forderung des Rechtes (Petition of right) zu Stande, worin alle die vorhin erwähnten Gewaltmaßregeln des Königs angeführt und Abhülfe dagegen verlangt wurde. Vergebens ſuchte Karl I. durch Winkelzüge den gerechten Forderungen des Volkes auszuweichen. Nach mannigfaltigen Verhandlungen genehmigte er ſie unbedingt, worauf das Parlament die früher in Ausſicht geſtellten fünf Subſidien dem Könige gewährte. Mittlerweile hatten aber die Gemeinen von manchen anderen ſtaatsgefährlichen Schritten Karl's I. Kenntniß erhalten. Derſelbe hatte namentlich kurz nachdem er dieſes Parlament einberufen, eine Commiſſion niedergeſetzt mit dem Auftrage, Mittel zu finden, Geld durch Abgaben oder auf andere Weiſe aufzutreiben, ohne Rückſicht auf die beſtehenden geſetzlichen Formen. Der König hatte ferner den Auftrag ertheilt, tauſend deutſche Reiter zu werben und nach England bringen zu laſſen. Der Herzog von Buckingham war dem Parlamente und dem Volke mit Recht verhaßt. Ueber das von dem Könige erhobene Tonnen- und Pfundgeld war noch keine Beſtimmung getroffen worden. Während das dritte Parlament über alle dieſe hochwichtigen Fragen Verhandlungen pflog, löſte der König es gleich den früheren plötzlich auf (26. Juni 1628), und bewies dadurch wiederholt, daß er nicht daran denke, den gerechten Beſchwerden des Volkes abzuhelfen, vielmehr nur darnach trachte, durch das Parlament ſich Abgaben bewilligen zu laſſen, ohne demſelben irgend ein anderes Recht einzuräumen.

Die bewilligten Abgaben wurden ſchnell in einer Unternehmung erſchöpft, welche den Hugenotten von La Rochelle Hülfe bringen ſollte, allein eben ſo ſchmählich, wie alle früheren, welche Karl I. angeordnet hatte, endigte. Der König nahm daher wieder zu einem Parlamente (es war das vierte) ſeine Zuflucht, das er den 20ſten Januar 1629 verſammelte. Mittlerweile war der Herzog von Buckingham (23. Auguſt 1628) von einem Offiziere Namens Felton ermordet worden. Jetzt mußte es ſich zeigen, ob der König, oder ſein Miniſter die Haupt-Schuld der bisher geübten Gewaltthätigkeiten trüge. Nur zu bald ließ das Benehmen Karl's I. darüber keinen Zweifel, daß ſie auf ihm ſelbſt ruhe. Nach wie vor begünſtigte er die Männer, welche die ausgelaſſenſten Anſichten über königliche Gewalt öffentlich vertheidigten; namentlich Manwaring, Sibthorp, und Coſins. Seine Treuloſigkeit bekundete Karl I. aber, indem er die Forderung des Rechts (Petition of right), welche er beſtätigt hatte, nicht mit der üblichen Formel, ſondern mit einer andern, durchaus ſchwankenden, welche das Parlament als ungenügend verworfen hatte, verkünden ließ. Mit Recht war das Volk auch darüber ungehalten, daß er das Tonnen- und Pfundgeld nach wie vor erhob, ungeachtet das Parlament ihm dieſe Abgabe nicht bewilligt hatte, und deren Erhebung in offenbarem Widerſpruche mit der erſt jüngſt genehmigten Forderung des Rechtes ſtand. Die Verhandlungen des Parlaments nahmen ſchnell wieder einen ſehr ernſten Charakter an. Zu den politiſchen geſellten ſich noch religiöſe Streitigkeiten hinzu. Der König geſtattete dem Parlamente nicht, ſeine Verhandlungen fortzuführen. Während es gerade mit der Unterſuchung des rechtswidrig erhobenen Tonnen- und Pfundgeldes beſchäftigt war, und bevor es noch Abgaben hatte bewilligen können, löſte er es auf (am 10. März 1629). Nicht zufrieden damit, warf Karl I. die hervorragendſten Redner des Unterhauſes: Sir Miles Hobart, Sir Peter Heyman Selden, Coriton, Long und Strode in's

Gefängniß. Drei andere: Sir Jones Elliot, Hollis und Valentine ließ er verurtheilen, ſolange es dem Könige gefalle im Gefängniß zu bleiben und in ſchwere Geldſtrafen nehmen. Sir James Elliot ſtarb im Kerker.

Die Drohung mit welcher Karl I. das Parlament hatte einſchüchtern wollen, jener neue Regierungsplan, den er in Ausſicht geſtellt hatte, oder mit anderen Worten der Umſturz der parlamentariſchen Verfaſſung trat jetzt in Wirklichkeit. Er ließ eilf Jahre verſtreichen, bevor er wieder ein Parlament berief, trat im Laufe dieſer Zeit die Verfaſſung Englands und namentlich das von ihm ſelbſt beſtätigte Geſetz der Forderung des Rechts (Petition of right) mit Füßen und würde nie wieder ſeine Zuflucht zu den Ständen genommen haben, wenn nicht die bitterſte Noth ihn dazu gezwungen hätte. Um ungeſtört im Innern ſeinen tyranniſchen Neigungen Folge leiſten zu können, ſchloß er (am 14. April 1630) mit Frankreich und kurz darauf (am 5. November 1630) mit Spanien Frieden, gab darin ſeinen Schwager, den Kurfürſten von der Pfalz, Friedrich V. und die Sache der deutſchen Proteſtanten der Wuth ihrer Feinde Preis und begnügte ſich damit, dem Könige Guſtav Adolph von Schweden einige geringe Hülfe im Kampfe gegen das öſterreichiſche Kaiſerhaus zu leiſten. Seine ganze Kraft wandte Karl I. darauf, in Kirche und Staat einen Deſpotismus einzuführen, welcher in vollkommenem Widerſpruch mit der ganzen Vergangenheit Englands ſtand. In kirchlichen Dingen war ſein Rathgeber Laud, ſeit 1633 Erzbiſchof von Canterbury, in weltlichen der Graf von Straffort, welcher ſich früher unter dem Namen Thomas Wentworth als Vorkämpfer für die Rechte des Volkes hervorgethan hatte und durch ſeinen Abfall doppelt heftige Entrüſtung hervorrief.

Laud ſuchte die Ceremonien der engliſchen Kirche, welche den römiſch-katholiſchen ohnedies noch ſehr ähnlich waren, dieſen mehr und mehr anzunähern. Der römiſche Hof war mit ihm ſo wohl zufrieden, daß er ihm unter der Hand einen Cardinalshut anbieten ließ. Doch dazu war die Zeit noch nicht gekommen. Die Söhne Karl's I., welche von ihrer Mutter in der römiſch-katholiſchen Religion erzogen wurden, waren noch nicht berufen, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Es handelte ſich nur darum, den Uebergang zur Herrſchaft der katholiſchen Kirche und zum unbeſchränkten Königthume einzuleiten. In dieſer Richtung gingen alle Maßregeln, welche der König in Uebereinſtimmung mit Laud und Straffort traf.

Während in Deutſchland der dreißigjährige und in den Niederlanden der achtzigjährige Kampf für die Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Kirche wüthete, beſchäftigte ſich Karl I. in unrühmlicher Weiſe nur mit der Unterdrückung ſeines eigenen Volkes. Er gab durch eine öffentliche Verkündung deutlich zu erkennen, daß er geſonnen ſei, nie wieder ein Parlament um ſich zu verſammeln. Er erhob Tonnen- und Pfundgelder ohne ſtändiſche Ermächtigung, erhöhte ſogar noch deren Anſätze und ertheilte den Zollbeamten die ausgedehnteſten und widerrechtlichſten Vollmachten. Aus den Abfindungen mit den Katholiken machte er ſich eine regelmäßige Einnahme. Das Werkzeug, mit welchem er die größten Summen erpreßte und die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten beging, war die Sternkammer. Dieſe verhängte die grauſamſten Strafen über Alle, die es wagten, gegen den herrſchenden Deſpotismus Einſprache zu erheben. Er ſchrieb eine Stempeltaxe auf Spielkarten aus, ſtellte die, unter Jakob I. abgeſchafften Monopole wieder her, ertheilte dem Rathe von York eine verfaſſungswidrige Gerichtsbarkeit und dehnte diejenige der Sternkammer, welche ſchon zu groß und mit Recht verhaßt war, noch weiter aus. Die Geldſtrafen, welche Karl I. wegen geringfügiger mündlicher Aeußerungen verhängen ließ, beliefen ſich nicht ſelten auf fünf tauſend Pfund und darüber. Prynne wurde wegen ſeines Buches Hiſtrio — Maſtix überdies zum Pranger, zum Verluſte ſeiner beiden Ohren und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Unter dem Namen des Schiffgeldes erhob der König ſeit dem Jahre

1634, von neuem eine regelmäßige, durchaus geſetzwidrige Abgabe, die ihn in den Stand ſetzte, eine anſehnliche Flotte zu halten. Die engliſche Nation ertrug alle dieſe Gewaltthaten mit einer an Stumpfſinn grenzenden Geduld. Nur wenige Männer fanden ſich, welche dem Könige einen kühnen Widerſtand entgegenſetzten. Sie wurden auf's grauſamſte beſtraft. Eine allgemeine Entmuthigung bemächtigte ſich ſelbſt der entſchloſſenſten Vorkämpfer der Freiheit. Sie ſahen für ſich keine Rettung mehr, als in der Auswanderung nach dem fernen Amerika.

Doch auch dieſer letzten Hoffnung beraubte ſie der verblendete Tyrann. Acht Schiffe lagen (1536) in der Themſe, bereit nach der neuen Welt zu ſegeln. Auf dieſen wollten ſich unter anderen Sir Arthur Hazlerig, John Hambden, John Pym und Oliver Cromwell der Macht Karl's I. entziehen. Doch er hielt ſie mit Gewalt zurück. Bald kam die Zeit, da dieſe Männer ihm fühlbar machten, der Hochmuth komme vor dem Falle.

John Hambden war bereit, ſein Vaterland zu verlaſſen, doch der Tyrannei Karl's I. wollte er ſich nicht knechtiſch unterwerfen. Er zahlte die ihm widerrechtlich auferlegte Steuer von zwanzig Schillingen nicht. Zwar hatten die feilen Richter des Königs erklärt: „Im Falle der Nothwendigkeit könne der König Steuern ausſchreiben und er ſei ſelbſt der einzige Richter über deren Vorhandenſein." Doch Hambden erkannte, daß in dieſem von dem Könige geltend gemachten Grundſatze ein völliger Umſturz der engliſchen Verfaſſung enthalten ſei und vertheidigte ſeine Steuerverweigerung mit ſo viel Kraft und Nachdruck, daß ſich die ſchlaffen Gemüther ſeiner Landsleute an ſeinem hochherzigen Beiſpiel aufrichteten. Hambden wurde verurtheilt, doch das Freiheitsgefühl des engliſchen Volkes wurde durch die mit großer Sachkenntniß und unerſchütterlichem Muthe geführten Verhandlungen aus ſeinem Schlummer geweckt.

England, vermeinte Karl I., nach ſiebenjährigem Kampfe in Unterwürfigkeit gebracht zu haben. Die Reihe ſollte jetzt an Schottland kommen. Dort hatte ſich die presbyterianiſche Kirchenform trotz den Beſtrebungen König Jakob's erhalten. Mit Gewalt ſollten jetzt die Schotten der engliſchen Kirche näher gebracht werden. Doch als am 23. Juli 1637 die vom Könige angeordnete neue Liturgie in der Hauptkirche zu Edinburg zuerſt dem Volke vorgeführt wurde, machte dieſes einen Aufſtand, der ſich bald nach allen Seiten verbreitete. Karl hatte demſelben nichts entgegen zu ſetzen, als eine Proklamation (19. Februar 1638), welche die Schotten dazu trieb, eine neue Regierung einzuſetzen. Dieſe beſtand aus den vier Tafeln des hohen und niederen Adels, der Geiſtlichkeit und der Bürgerſchaft. Ein mächtiger Bund (Covenant) breitete ſich raſch über ganz Schottland aus. Alle Unterzeichner deſſelben verpflichteten ſich, religiöſen Neuerungen Widerſtand entgegen zu ſetzen und ſich gegenſeitig gegen alle Feinde zu vertheidigen. Friedliche Verhandlungen mit Karl I. führten zu keinem Ziele. Eine allgemeine Kirchenverſammlung trat in Glasgow zuſammen, welche der König vergeblich aufzulöſen ſuchte. Dieſe hob alle Beſchlüſſe in kirchlichen Angelegenheiten ſeit der Thronbeſteigung Jakob's und folgeweiſe das Epiſcopat, die hohe Commiſſion, die ſ. g. Artikel von Perth, das Kirchenrecht und die Liturgie Karls I. als nichtig auf. Cardinal Richelieu ſchickte den Schotten Waffen und Geld. Karl ließ zwar eine Flotte in den Frith of Forth einlaufen, und begab ſich ſelbſt am 29. Mai 1639 zu dem Heere, das er an der ſchottiſchen Grenze geſammelt hatte. Allein im entſcheidenden Augenblicke flößte ihm doch die kriegeriſche Haltung der Schotten zu große Beſorgniſſe ein, als daß er gewagt hätte, zum Schwerte zu greifen. Er ſchloß daher einen Frieden ab, worin beſtimmt wurde, beide Theile ſollten ihre Heere entlaſſen, das Anſehen des Königs ſollte anerkannt und eine kirchliche und weltliche Ständeverſammlung berufen werden, um alle Streitigkeiten zu erledigen. Der König gab hiermit in allen Punkten nach. Die ſchottiſchen Stände hielten ihre früher gefaßten Beſchlüſſe aufrecht (1639.)

Die Folgen langjähriger Tyrannei traten mehr und mehr zu Tage. Der König besaß, ungeachtet aller seiner Gewaltthätigkeiten nicht die Macht, Schottland wieder zu unterwerfen, und mußte erwarten, daß, falls es ihm nicht gelänge, in dem Stammlande sein Ansehen wiederherzustellen, England bald dem gegebenen Beispiele folgen würde. Nach einem Zwischenraum von mehr als eilf Jahren, rief er, nicht in klarer Erkenntniß, einen Fehler gemacht zu haben, sondern in der nichtigen Hoffnung, größere Willfährigkeit zu finden, das Parlament wieder zusammen (auf den 13. April 1640.) Vergebens erschöpfte sich der König in Zusagen und glatten Worten, um so schnell als möglich, Geldverwilligungen zu erhalten. Das Parlament beschäftigte sich zuerst mit den Beschwerden des Volkes. Pym feuerte es durch begeisterte Reden an. Der König wagte nicht, dem drohenden Sturme zu begegnen. Er löste auch das fünfte Parlament im Zorne auf, und als ob er dadurch die Nation nicht genug erbittert hätte, ließ er drei Mitglieder desselben verhaften und zwei anderen die Wohnung und selbst die Taschen durchsuchen, in der Hoffnung hochverrätherische Papiere zu finden. Doch er fand sie nicht. Denn der Hochverrath war nicht auf der Seite des Parlaments und des Volkes, sondern auf Seiten des Königs und seiner Diener. Karl griff wieder zu den alten verfassungswidrigen Mitteln der Geld-Erpressung und rüstete ein Heer gegen die Schotten aus. Dieses ließ sich aber (28. August 1640) bei Newburn schlagen, denn es nahm Theil an der Bewegung, welche die ganze brittische Insel durchzuckte. Die freigesinnten Engländer billigten das Verfahren der Schotten und wünschten ihnen Sieg. Von allen Seiten bestürmt, wußte sich der König nicht anders zu heifen, als daß er zuerst zu Rippon mit den Schotten einen vorläufigen Vertrag abschloß und dann versprach, ein Parlament nach London zu berufen. Auf dieses blickte erwartungsvoll das Volk von England. Das Schicksal einer freiheitsliebenden, aber schwer bedrückten Nation rückte seiner Entscheidung näher. Es galt, den Augenblick, da der König in schwerer Bedrängniß war, nicht entschlüpfen zu lassen, sondern ihn zum Wohle der Gesammtheit wohl zu benutzen.

Im Laufe einer fünfzehnjährigen Regierung hatte Karl I. gethan, was in seiner Kraft stand, die uralte Verfassung Englands über den Haufen zu stoßen. Er konnte sich nicht entschuldigen durch Kriegsgefahren, welche frühere Könige bisweilen abgehalten hatten, die Parlamente zu berufen. Mit Ausnahme zweier von Buckingham sinnlos entzündeter, bald aber wieder beendigter Kriege war er während dieser ganzen Zeit mit fremden Mächten in Frieden gewesen. Krieg hatte er nur gegen England geführt, und die Frage war, ob das Parlament den der Nation hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen werde. Dazu besaß es den Willen und die Kraft. Hinter ihm stand das Volk von England. Der Krieg mit Pulver und Blei fing zwar erst später an, der Streit durch Beschlüsse, Reden und Manifeste begann jetzt. Nicht die englische Nation, nicht das Parlament, sondern Karl I. hatte die Gesetze und die Verfassung des Reiches gebrochen. Es ist sehr unsinnig, von einem Volke, dessen heiligste Rechte mit Füßen getreten worden sind, und dessen ganze Zukunft in Rede steht, zu verlangen, es solle an den Gesetzen, welche nur für die Zeit des Einverständnisses mit seinem Könige gegeben waren, festhalten. Karl I. war stets von der Voraussetzung ausgegangen, sein Wille müsse in der Wagschale Englands schwerer wiegen, als der Wille der gesammten Nation, seine despotischen Bestrebungen schwerer, als die Verfassung und die Gesetze Englands. Er irrte, wenn er vermeinte, das durch eine fünfzehnjährige Gewaltherrschaft zerrissene Band des Vertrauens durch einige erzwungene Zugeständnisse wiederherstellen zu können. Nachdem das englische Volk die Tyrannei Karl's mit außerordentlicher Geduld ertragen hatte, konnte zwischen beiden nur die Gewalt den Ausschlag geben. Das Parlament hatte keine andere Wahl, als entweder die Macht des Königs zu brechen, oder zu gewärtigen, daß die Freiheiten des Volkes vernichtet würden.

Kaum war das Parlament eröffnet, ſo entbrannte der Kampf. Schwerlich hat jemals eine berathende Verſammlung in kurzer Zeit ſo außerordentliches geleiſtet, als dieſes lange Parlament in den erſten Monaten ſeiner Wirkſamkeit. Alle ſeine Streiche waren wohl geführt und folgten ſich in ſo raſcher Folge, daß der König kaum Zeit hatte, ſich zu faſſen. Den 3. November 1640 trat es zuſammen. Schon den 11. ſetzte es den Grafen von Strafford, wenige Tage darauf den Erzbiſchof Laud, den Siegelbewahrer Finch und den Staatsſekretair Sir Francis Windebank in Anklagezuſtand. Die beiden letzten retteten ſich durch die Flucht. Die beiden erſteren erwarteten im Tower ihr Urtheil.

Strafford vertheidigte ſich mit außerordentlicher Geſchicklichkeit. Seine Ankläger waren ihm an Talent nicht gewachſen. Allein es ſtand geſchichtlich feſt, daß er nach dem Tode Buckingham's der erſte Rathgeber des Königs geweſen war. Er hatte ſchon ſeinen Kopf verwirkt, weil er es unterließ, die Zuſammenberufung eines Parlaments im Laufe von eilf Jahren zu bewirken, und weil er alle die Gewaltthätigkeiten nicht verhinderte, welche den eigentlichen Grund der Aufregung des engliſchen Volkes bildeten. Uebrigens wurde der vollſtändige Beweis geführt, daß Strafford dem Könige erklärt hatte: „Karl ſei aller Formen und Regeln der Regierung entbunden und möge alles thun, ſoweit ſeine Gewalt reiche."

Wenn ein ſolcher Rath, den der erſte Miniſter ſeinem Könige ertheilt, welchen dieſer annimmt und befolgt, nicht einen Hochverrath begründet, ſo giebt es keinen, wenigſtens nicht den allergefährlichſten, der gegen das Volk verübt wird. Ob die Geſetze des Landes dieſen Fall des Hochverraths beſonders in's Auge gefaßt hatten, oder nicht, iſt ſehr gleichgültig. Wer ſich ſelbſt über alle Formen und Regeln hinweg geſetzt hat, kann von ſeinen Gegnern nicht erwarten, daß ſie dieſelben haarſcharf beobachten.

Strafford wollte in England dieſelbe Rolle ſpielen, wie Richelieu in Frankreich. Doch er bedachte nicht, daß ihm die Talente des Kardinals, und der engliſchen Nation die Unterwürfigkeit der franzöſiſchen fehlten. Der Zweck, den er verfolgte, war augenſcheinlich, die freie Verfaſſung England's in eine despotiſche umzuwandeln. Strafford verdiente daher ſehr wohl die Todesſtrafe.

Alles hatte er aber in Uebereinſtimmung mit dem Willen und den Beſtrebungen des Königs gethan, und daher war es von dieſem eine Nichtswürdigkeit, daß er den Mann ſeiner Wahl und ſeines Herzens den Feinden preis gab. Karl I. hätte jedenfalls einen minder erbärmlichen Untergang gehabt, wenn er nicht zuvor ſeine treueſten Freunde im Stiche gelaſſen hätte.

Das Parlament war in ſeinem guten Rechte, denjenigen Mann, welcher für England's Freiheit der gefährlichſte war, aus der Welt zu ſchaffen, und der Umſtand, daß Strafford weniger Talent hatte, als Richelieu, konnte ihn nicht entſchuldigen. Zur Zeit, da der erſte Miniſter Karl's I. zum Tode verurtheilt wurde, lag Strafford's Leben nicht abgeſchloſſen vor dem Geſchichtsforſcher. Damals war es noch ſehr zweifelhaft, wer am Ende den Sieg in England davon tragen würde: das Volk, oder der König?

Es iſt ein großer Irrthum anzunehmen, daß, falls Strafford's Leben geſchont worden wäre, die engliſchen Wirren eine günſtigere Wendung genommen hätten. Das Mißtrauen des Parlamentes und des Volkes wäre dann ohne Zweifel noch reger geworden, Karl hätte Strafford bei erſter Gelegenheit wieder in Freiheit und an die Spitze der Verwaltung geſetzt. Die Entwickelung wäre etwas langſamer geworden. Bei der Halsſtarrigkeit Karl's I. und der Entſchloſſenheit des engliſchen Volkes konnte die Freiheit der Nation nur durch den Tod ſeiner Bedrücker geſichert werden.

Wir haben in den Jahren 1848 und 1849 erfahren, wozu die halben Maßregeln führen. Wären damals einige Strafforde da oder dort hingerichtet, ſo wäre die

Befreiung Deutschland's, Frankreich's, Italien's und Ungarn's nicht auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Allein die Menschen, welche in den Jahren 1848 und 1849 nicht den Muth der That besaßen, wissen ihn nicht einmal in denjenigen zu schätzen, welche ihn schon vor zwei Jahrhunderten bekundeten. Wie ihre Zeitgeschichte durch feige Thaten, so verderben sie die Geschichte der Vergangenheit durch verkehrte Darstellungen und Urtheile. So lange unsere Gegenwart ein Produkt des Uebermuths der Fürsten und des Kleinmuths der Völker ist, wird auch die Auffassung der Vorzeit denselben Stempel tragen. Nur der entschlossene Mann kann die Entschlossenheit, nur der muthige den Muth in den Thaten Anderer erkennen und würdigen. Der Feigling bekundet seine Erbärmlichkeit nicht bloß in seinen Thaten, sondern auch in seinen Worten.

Die englische Revolution unter Karl I. war die erste, in welcher das Prinzip der Freiheit gegen einen einheimischen Despoten durchgekämpft und bis zu seinen äußersten Folgesätzen getrieben wurde, und darum ist sie die lehrreichste von allen. Die Schweizer und die Niederländer kämpften gegen einen auswärtigen Feind und befaßten sich nur sehr wenig mit Theorien und Grundsätzen. Die Engländer erörterten dagegen im Laufe der übrigen die wichtigsten Fragen des Volkslebens. Sie fingen damit an, die Verantwortlichkeit der Minister praktisch zu machen, und zogen alle Regierungshandlungen des Königs und am Ende diesen selbst vor ihren Richterstuhl. Ohne die englische Revolution des siebenzehnten Jahrhunderts bleibt uns die französische des achtzehnten ein Räthsel. Denn auf den Schultern der englischen Freiheitskämpfer schwangen sich die französischen so hoch empor. Beide Nationen verfielen in denselben Fehler, indem sie am Ende einen Soldaten an die Spitze der Bewegung gelangen ließen, der Faust und nicht dem Kopfe, dem Kriege und nicht dem Frieden, einem Menschen und nicht einer Idee den ersten Platz einräumten. Doch darum sind beide Volksbewegungen nicht minder lehrreich. Unsere Revolution des neunzehnten Jahrhunderts wird nicht gelingen, falls nicht die Nutzlehren der Revolutionen des siebenzehnten und achtzehnten in das Bewußtsein der Völker übergegangen sein werden.

Während der Proceß gegen Strafford vorbereitet wurde, stritten sich die Männer des Parlaments nicht um leere Theorien herum, sondern sie griffen hinter einander alle diejenigen Personen an, welche dem Könige geholfen hatten, seine verfassungswidrige Regierung zu führen. Sie blieben nicht bei den Ministern stehen. Sie erklärten alle von Karl eigenmächtig eingesetzten Statthalter der Grafschaften, alle Sheriffe, welche das verfassungswidrige Schiffsgeld, alle Zollpächter und Zollbeamten, welche das verfassungswidrige Tonnen- und Pfund-Geld erhoben, alle Mitglieder der Sternkammer, des königlichen Gerichts (Kings bench) und andere Richter, welche bei rechtswidrigen Urtheilen mitgewirkt hatten, für Verbrecher (delinquents). Sie stießen alle, welche an den rechtswidrigen Monopolen des Königs Antheil hatten, aus dem Parlamente und säuberten dadurch ihre Versammlung von ihren unreinsten Bestandtheilen. Sie öffneten die Kerker den hochherzigen Männern, welche der König dafür bestraft hatte, daß sie noch den Muth besaßen, ihm Widerstand zu leisten, und erkannten ihnen Entschädigungen zu, welche die feilen Richter, die sie verurtheilt, zu bezahlen hatten. Prynne, Bastwick und Burton, Lilburne, Leighton und andere Opfer königlicher Willkür traten wieder ein in die Reihen der Lebenden, und zwar nicht als arme, zu Grunde gerichtete Menschen, sondern reichlich entschädigt für erlittene Verluste, geboben und getragen durch die Anerkennung des Volkes.

Um die Schotten dauernd für sich zu gewinnen, zahlte das Parlament ihrem Heere regelmäßigen Sold aus. Es hütete sich aber wohl, dem Könige irgend einige Mittel zur Vernichtung der schwachen Volksfreiheit in die Hände zu geben. Es verwaltete selbst die von ihm ausgeschriebenen Abgaben und gemachten Anleihen.

Das Volk von England nahm den lebhaftesten Antheil an den begeisterten Verhand-

lungen ſeiner Vertreter, welche eine königliche Schandthat nach der anderen öffentlich beſprachen, und ihr ſo weit als thunlich abhalfen. Es betheiligte ſich an denſelben durch zahlreiche Petitionen und Abordnungen, die es an das Haus der Gemeinen ſandte und welche von dieſem die geeignete Berückſichtigung ſchnell fanden. Unter den Mitgliedern des Unterhauſes thaten ſich Pym und Hambden, die alten Märtyrer des Königthumes, der eben ſo weit blickende, als feurige und unbeugſame St. John, der ungeſtüme Hollis, der begeiſterungsvolle junge Vane, der beredte Digby, der ruhige und feſte Capel und der treuherzige Palmer beſonders hervor. Hume erkennt an, daß an Fähigkeiten, Muth und Unternehmungsgeiſt Pym, Hambden und Vane dem Cato, Brutus und Caſſius nichts nachgaben. Er macht ihnen aber einen Vorwurf aus dem altteſtamentlichen Tone, in welchem ſie ihre Reden hielten. Dieſer war nicht auf ihre Rechnung zu ſetzen, ſondern fiel ihrer Zeit zur Laſt. Der Revolutionär darf nicht gegen den Ton ſeiner Zeit verſtoßen, oder er wird unpraktiſch.

Unter dem weit umfaſſenden Namen der Puritaner wurden die verſchiedenartigſten Menſchen begriffen, welche nur darin übereinſtimmten, daß ſie unzufrieden mit der Regierung waren und ſie von mannigfaltigen Mißbräuchen zu reinigen wünſchten. Die einen hatten zunächſt religiöſe, die anderen politiſche Dinge im Auge. Die einen ſtrebten nach ſtrengeren ſogenannten Sabbathgeſetzen, nach möglichſter Verbannung aller heiteren Vergnügungen, nach Abſchaffung mancher Ceremonien und der Biſchöfe, die anderen hatten aber doch weniger beſchränkte Religionsanſichten, für welche ſie Duldung und Anerkennung begehrten, während eine dritte Klaſſe die mannigfaltigſten Schwärmereien mit außerordentlichem Eifer betrieben. Die politiſchen Puritaner nahmen Anſtoß an den leichtfertigen Sitten des Hofes, drangen auf deren Abſtellung, auf Vereinfachung des Staatshaushalts und Beſchränkung der königlichen Gewalt und der Macht des Adels. Unter ihnen fanden ſich manche, welche nach dem Vorbilde der Niederlande eine republikaniſche, ſtatt der monarchiſchen Verfaſſung wünſchten. Die religiöſen Puritaner hatten die Mehrzahl im Volke, die politiſchen unter den denkenden Menſchen. Doch auch die letzteren mußten ſich der religiöſen Redensarten bedienen, wenn ſie auf das Volk wirken wollten. Denn die Religion ſpielte in der engliſchen Revolution eine ſehr bedeutende, wenn auch nicht, wie Hume meint, die erſte Rolle.

Der Widerwille, welchen die langjährige Gewaltherrſchaft des Königs erzeugt hatte, war, wie in Frankreich und Deutſchland im Jahre 1848 ſo ſtark, daß nirgends mehr eine königliche Partei thätig war, und die Revolutionäre des Jahres 1640 ließen ihr nicht Zeit, zur Beſinnung zu kommen.

Erſt nachdem im Staate tüchtig aufgeräumt worden war, betraten die engliſchen Revolutionäre das Gebiet der Kirche, indem ſie das ſogenannte Committee der anſtößigen Geiſtlichen niederſetzten. Dieſes ließ die verhaßteſten und gefährlichſten Pfaffen in das Gefängniß werfen und entfernte ſie aus ihren Aemtern.

Die kirchlichen Angelegenheiten nahmen übrigens nur einen kleinen Theil der Zeit und Kräfte des Parlamentes in Anſpruch. Dagegen ſtellte dieſes den Grundſatz feſt, daß das Tonnen- und Pfund-Geld nur nach vorgängiger Bewilligung erhoben werden könne, und bewilligte daſſelbe auf nicht länger, als zwei Monate, verlängerte es aber von Zeit zu Zeit. Um zu verhindern, daß die Parlamente nicht wieder, wie früher, außer Uebung kämen, wurde beſchloſſen, der Kanzler habe bei Vermeidung ſchwerer Strafe am dritten September jedes dritten Jahres die Wahl eines Parlaments anzuordnen, wenn er dieſe Pflicht verſäume, ſollten alle Pairs, zwölf an der Zahl oder mehrere, die Sheriffe, Bürgermeiſter und Amtleute, oder endlich die Stimmberechtigten ſelbſt dieſes thun. Während der erſten fünfzig Tage ſollte das Parlament ohne deſſen Zuſtimmung weder aufgelöſt noch

vertagt werden dürfen. Kurz darauf faßten sie den Beschluß, daß dieses Parlament ohne seine eigene Zustimmung nicht aufgelöst oder vertagt werden könne. Auch dieser erhielt vom Oberhause und vom Könige die verfassungsmäßige Bestätigung.

Gegen Ende des Jahres (1640) kam die Anklage des Unterhauses gegen den Grafen von Strafford vor dem Oberhause zur Verhandlung. Von fünf und vierzig anwesenden Pairs sprachen sechs und zwanzig das Schuldig über ihn aus, neunzehn stimmten dagegen (7. Mai 1640). Der König ließ das Todesurtheil bestätigen. Strafford's Haupt fiel den 12. Mai 1641.

Der große Sieg, welchen die Volkspartei errang, indem sie ihren gefährlichsten Feind auf das Schaffot brachte, ermuthigte sie zu größeren Anstrengungen. Das Parlament schaffte die sogenannte hohe Kommission, von welcher der geistliche Druck und die Sternkammer, von welcher der weltliche unmittelbar ausgegangen war, ab. Mehrere andere Gerichtshöfe, welche sich verhaßt gemacht, hatten dasselbe Schicksal.

Alle diese Beschlüsse waren von dem Unterhause ausgegangen. Sie erhielten ihre Bestätigung von dem Oberhause und von dem Könige, von dem letztern aber meistentheils erst, nachdem er seinen Widerwillen dagegen zu erkennen gegeben, und folgeweise die Ueberzeugung hervor gerufen hatte, er werde alle alten Mißbräuche wieder herstellen, sobald er nur die Macht dazu erlangt habe. Doch das Parlament war auf seiner Hut. Zwar vertagte es sich vom 9. September bis zum 20. Oktober. Während dieser Zeit blieb aber ein Ausschuß beider Häuser mit sehr umfassenden Vollmachten in Wirksamkeit.

Der König reiste nach Schottland. Auch auf dieses Reich hatte die Bewegung des englischen Volkes ermuthigend gewirkt. Das schottische Parlament faßte ganz ähnliche und zum Theil noch schärfere Beschlüsse, als das englische. Karl konnte nicht hoffen, dort Hülfe und Beistand gegen die freiheitlichen Bestrebungen der englischen Nation zu finden. Doch in Irland trugen sich um diese Zeit Bewegungen zu, von welchen der König, so empörend sie auch waren, Vortheil zu ziehen hoffte.

§ 86. Die Vorboten der Revolution (1641—1642).

Gleichwie der Charakter Kaiser Karl's V. aus der Geschichte Deutschland's nur sehr mangelhaft erkannt wird, und wir seine Thätigkeit in den Niederlanden, Italien und Spanien nicht übersehen dürfen, wenn wir ein vollständiges Bild desselben erlangen wollen, so reicht die Geschichte England's und Schottland's nicht aus, uns über die geheimsten Triebfedern Karl's I. aufzuklären. In diesen beiden Reichen bildeten die Verfassung und die Entschlossenheit des Volkes eine so große Macht, daß der König es nicht wagen konnte, seinen Launen und Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Doch das arme Irland betrachteten Karl I. und Strafford als eine ihrer unbeschränkten Willkür preis gegebene Provinz. Dieser gegenüber zeigten sich der König und sein Minister in ihrer ganzen Verruchtheit.

Als sie den Kampf mit der englischen Nation begannen, sollte Irland einen großen Theil der erforderlichen Mittel liefern. Es war auch gern dazu bereit. Unter der Bedingung, daß ihnen etwas mehr Duldung in religiösen Dingen gestattet würde, wollten die Irländer ihrem Könige 5000 Mann Fußvolk und 300 Reiter auf ihre eigenen Kosten stellen und unterhalten. Doch aus Furcht vor den englischen Bischöfen, deren Gunst er nicht verscherzen wollte, nahm Karl dieses Erbieten nicht an. Als später seine Bedürfnisse dringender wurden, ertheilte er ihnen (1628) den sogenannten Gnadenbrief. Dieser sicherte den Irländern außer manchen anderen nothwendigen Anordnungen zu, daß sechszigjähriger Besitzstand einen gesetzlichen Eigenthumstitel gegen alle Ansprüche von Seiten

der Krone oder anderer Perſonen begründen ſolle. Im Jahre 1632 ernannte der Königg den Grafen von Strafford zum Statthalter von Irland und dieſer begann ſeine Herrſchaft mit der Erklärung: „nur durchgreifende Mittel könnten den Geiſt der Zeit brechen, und die Erhöhung der königlichen Macht müſſe der wichtigſte, ja! der einzige Zweck ſeiner Regierung ſein.“ Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, trat er alle Rechte und zwar nicht-bloß die politiſchen, ſondern auch die perſönlichen und die Eigenthums-Rechte der Irländer mit Füßen. Den Katholiken drohte er mit der ſtrengen Vollziehung der Religionsgeſetze und erpreßte dadurch von ihnen ſoviel er konnte, den Proteſtanten mit Zugeſtändniſſen, die er den Katholiken machen würde, falls ſie nicht zahlten. Beide Glaubenstheile hetzte er auf dieſe Weiſe noch mehr gegen einander, ungeachtet der gegenſeitige Haß derſelben ſchon einen furchtbaren Höhegrad erreicht hatte.

Strafford behauptete in Irland ganz unumwunden, die vom Könige ausgeſchriebenen Abgaben ſeien eben ſo gültig, als die vom Parlamente bewilligten. Bei Eröffnung des Parlaments erklärte er den Irländern, „es ſei unter der Würde ſeines Herrn, jedes Jahr, den Hut in der Hand, darüber zu verhandeln, ob ſie etwas zu ihrem eigenen Beſten thun wollten.“ Als Johann Talbot dagegen einige Einwürfe machte, trieb ihn Strafford aus dem Hauſe, warf ihn in's Gefängniß und ließ ihn erſt frei, nachdem er auf ſeinen Knieen um Verzeihung gebeten hatte. Das Parlament bewilligte darauf ſechs Subſidien. Kaum war dieſes geſchehen, ſo ſetzte ſich Strafford offen über den königlichen Gnadenbrief hinweg, und gab nicht mehr zu, daß *ſechszigjähriger Beſitzſtand gegen die Krone Eigenthumsrecht gewähre*. Alle von der Königin Eliſabeth ausgeſtellten Eigenthumsverwilligungen, die klarſten Urkunden ſtieß er unter mannigfaltigen Ausflüchten um, und vertrieb entweder die Beſitzer oder zwang ſie, durch unerſchwingliche Summen, ſich mit ihm abzufinden. Aller Grundbeſitz in Irland wurde dadurch werthlos. Strafford prahlte laut damit, des Königs Herrſchaft in Irland ſei ſo ſchrankenlos, als diejenige irgend eines Fürſten in der Welt, und die verderblichen Zugeſtändniſſe ſeien für immer zur Ruhe gebracht. Widerſpenſtige Richter ſtrafte er auf das härteſte. Zwölf Geſchworenen, welche (1636) ſich nicht dazu hergeben wollten, ein ungerechtes Urtheil zu fällen, legte er eine Geldſtrafe von 4000 Pfund jedem, auf, warf ſie in den Kerker, bis ſie bezahlt hatten, und zwang ſie, auf ihren Knieen um Verzeihung zu bitten. Um die Richter bereitwilliger zu machen, verſprach er ihnen vier Schillinge von dem Pfunde der erſten Jahres-Einnahme aller eingezogenen Güter und rühmte ſich, daß dieſe vier Schillinge einmal bezahlt dem Könige eine dauernde Jahres-Einnahme von vier Pfund einbrächten. Einen Officier, Namens Mountnorris, ließ Strafford zum Tode verurtheilen wegen einer Aeußerung, in welcher nur die größte Böswilligkeit etwas anſtößiges zu erkennen vermochte. Zwar ließ er das Urtheil nicht vollziehen. Allein er erreichte dadurch ſeine Abſicht, jeden Meinungsausdruck zu erſticken, welcher ihm nur im aller entfernteſten mißliebig klingen möchte.

Aus Irland zog Karl nicht weniger als 5000 Mann des Heeres, mit welchem er Schottland zu Paaren zu treiben gedachte. Irland mußte zahlen, wenn England und Schottland nicht wollten. Mit irländiſcher Hülfe hoffte Karl auch ſpäter noch, England zu unterdrücken.

Der König, an welchen wiederholte Klagen gelangten, billigte das Verfahren Strafford's ganz entſchieden. Er bedauerte nur, daß ſich die Engländer und Schottländer nicht eben ſo willig ſein Joch auflegen ließen, als die rohen Irländer. So handelte der Miniſter, welchen Hume einen großen Mann nennt, und ſo Karl I., deſſen herbes Schickſal er mehr bedauert, als die Völker, welche dieſer König in unerträgliche Ketten zu ſchlagen bemüht war, und welche nur die Entſchloſſenheit des langen Parlamentes davor bewahrte.

Die Unzufriedenheit in Irland war nicht minder groß, als in England und Schott-

land. Sie brach sich dort nur in anderer Weise Bahn. Sobald Strafford in Anklagestand versetzt worden war, hörte die Furcht vor ihm jenseits wie diesseits des St. Georgs Canals auf. Das irländische Parlament nahm durch verschiedene Anordnungen, die es faßte, die früher verwilligten Abgaben fast gänzlich zurück. Karl, der sich damals in England so gelassen stellte, gerieth darüber in ungezügelte Wuth, und ließ die betreffenden Beschlüsse aus den Protokollen des irländischen Parlaments gewaltsam herausreißen. Dadurch erbitterte er die Irländer nur noch mehr. Das Parlament ließ sich nicht einschüchtern Es faßte ganz ähnliche Beschlüsse, wie das englische und schottische. Das Volk der Irländer nahm Theil an der allgemein herrschenden Aufregung, und da es nicht blos roh war, sondern auch durch die katholischen Pfaffen zum glühendsten Hasse gegen die Protestanten gereizt wurde, und den auf ihm ruhenden Druck bitter empfand, ließ es sich zu jenem Blutbad treiben, welches nur in der Bartholomäusnacht ein Seitenstück hat.

Roger More, ein Mann von alter Familie faßte den Plan, Irland von der englischen Herrschaft frei zu machen. Er gewann für denselben sämmtliche irländische Häuptlinge. Am 22. Oktober 1641 sollte das Schloß von Dublin, worin sich Waffen für 10,000 Mann, fünfundvierzig Kanonen und ein entsprechender Vorrath von Pulver und Kugeln fand, überfallen werden. Es hatte nur fünfzig Mann Besatzung. Während der Monate September und Oktober verbreiteten sich zwar dumpfe Gerüchte von Aufständen in Irland, auch erhielt Karl vom Auslande her darüber einige Winke. Allein sie blieben unbeachtet. Erst am Abende vor dem 22. Oktober, als schon ein Theil der Verschworenen in Dublin eingerückt war, machte O'Conolly, ein Irländer, der aber protestantischer Religion war, den beiden Oberrichtern William Parsons und John Borlace, welche in Abwesenheit des Statthalters, Grafen von Leicester, die obersten Beamten in Irland waren, eine ausführliche Enthüllung des Complottes. Die beiden Oberrichter zogen sich eiligst in das Schloß zurück, verstärkten dessen Besatzung, riefen die Protestanten Dublins auf, sich zu waffnen und ließen zwei der obersten Verschwornen, Maguire und Mahone, verhaften. Roger More entkam. Das Schloß und die Stadt Dublin wurden auf diese Weise gerettet. Allein im ganzen Lande brach die Verschwörung aus, und wurde blutiger, als More es selbst gedacht und gewünscht hatte. Sir Phelim O'Neale hatte in Ulster schon zu den Waffen gegriffen, bevor er daran verhindert werden konnte. Aller Orten wurden die Engländer angegriffen, ihre Häuser, ihr Vieh und ihre ganze Habe wurden ihnen geraubt, Männer, Frauen und Kinder schonungslos niedergemacht. Wer einer Rotte entsprang, fiel einer zweiten in die Hände, welche wuthentbrannt über ihn herfiel. Auch die Weiber nahmen Theil an dem allgemeinen Morden, Kinder ahmten das Beispiel ihrer Eltern nach. Dem Raube folgte die Zerstörung auf dem Fuße nach. Das Feuer verzehrte, was die Faust nicht zertrümmert hatte. Der ungewöhnlich früh einfallende Winter vermehrte noch das Elend der verfolgten Protestanten. Die katholischen Engländer verbanden sich mit ihren Glaubensgenossen gegen ihre Landsleute. Von Ulster verbreitete sich das Blutbad unter unerhörten Grausamkeiten über die drei anderen Provinzen Irlands. Nur Dublin und einige wenige feste Plätze da und dort blieben in den Händen der Engländer. Hier fanden die Flüchtlinge eine Zufluchtsstätte. Doch Hunger, Kälte und Jammer erzeugten bald ansteckende Krankheiten, welche Tausende, die dem Mordstahle der Irländer entronnen waren, hinrafften. Die Zahl der Ermordeten wird verschiedenartig angegeben. Sie bildet ein weniger bedeutungsvolles Element bei der Beurtheilung aller Dinge, als deren Beschaffenheit. Doch flache Menschen, welche nur zählen, nicht wägen, und noch weniger erwägen können, sind nur allzusehr geneigt, von Zahlen alles abhängig zu machen. Die Frage, wie viele Protestanten in dem irländischen Blutbade ihr Leben verloren, ob 200,000 wie anfangs in übertriebener Weise behauptet, oder nur 40,000, wie später mit mehr thatsächlicher Wahrscheinlichkeit ange-

nommen wurde, oder nur 6000, wie die niedrigſten Schätzungen behaupten, iſt viel weniger wichtig, als die Frage, welche Beweggründe dazu führten, welchen Zweck die Mörder verfolgten, und unter welchen Nebenumſtänden ſie ihr Zerſtörungswerk vollzogen? Die Zahl der ermordeten Proteſtanten Irlands wird ſich eben ſo wenig auch nur annährungsweiſe ermitteln laſſen, als die Zahl der in der Bartholomäusnacht ermordeten franzöſiſchen Proteſtanten. Wenn wir die geringſte Zahl der kaltblütig abgeſchlachteten Opfer, welche in Irland dem Haſſe ihrer Gegner fielen, mit Hume zu 40,000 ſchätzen, ſo iſt dieſe fürwahr noch groß genug, um Schaudern und Entſetzen rege zu machen. Wahrhaft lächerlich iſt es, daß Schriftſteller, welche ſich den Anſchein der Humanität geben, aus den anfänglichen Uebertreibungen in der Zahl der Ermordeten, einen Grund finden, das ganze iriſche Blutbad als eine Begebenheit von geringer Bedeutung darzuſtellen. Es gewinnt eine erhöhte Wichtigkeit, wenn wir daſſelbe mit ähnlichen in Frankreich, Im Veltlin und an anderen Orten ſtattgefundenen Mordſcenen in Verbindung bringen, und verliert ſie dadurch nicht, daß die Behörden durch die Enthüllung O'Conolly's in den Stand geſetzt wurden, vorbeugende Maßregeln zu treffen, welche eine noch größere Ausdehnung der Schlächterei verhinderten.

Das Irländiſche Blutbad bleibt der ſchwärzeſte Flecken In der Geſchichte dieſer Inſel, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß der ſchwere Druck, unter welchem ſie ſeit vielen Jahrhunderten ſchmachtete, und namentlich der Treubruch und die Rechtsverletzungen, denen ſich Karl I. und ſein Statthalter Straffort gegen das unglückliche Land ſchuldig machten, den Grimm der Irländer einigermaßen entſchuldigen.

In Schottland hatte die Revolution gegen Karl begonnen, ſie blieb aber dort In den Schranken einer wohlbegründeten Selbſtvertheidigung. In Irland nahm ſie den wüthenden Charakter eines Vertilgungskampfes an und beſchränkte ſich nicht auf einen Krieg gegen Karl und ſeine Regierung, vielmehr zog ſie die unſchuldigen Bewohner proteſtantiſcher Religion in Ihren Strudel. Dieſe mußten für die Verbrechen ihres Königs und ſeines Miniſters büßen.

Die Zugeſtändniſſe, welche Karl dem engliſchen Parlamente gemacht, hatten die erhitzten Gemüther etwas beruhigt. Die Nachrichten, welche aus Irland kamen, brachten ſie von neuem In Aufregung. Vergeblich hatte ſich Karl bemüht, der gegen Ihn gerichteten Bewegung dadurch ihre Spitze abzubrechen, daß er die Führer der Volkspartei für ſich zu gewinnen ſuchte. Sie wollten ihm nicht dienen, ſondern ihn ſtürzen. Auf dieſes Ziel deuteten alle ihre Beſchlüſſe, als das Parlament wieder zuſammentrat. Der König hatte das Vertrauen der Nation verſcherzt, und jeder der ſich In ſeinen Dienſt begab, verlor es folgeweiſe gleichfalls. Um dieſen Preis konnte kein Mann des Volkes eine Stelle aus den Händen Karls annehmen.

Das Mißtrauen gegen den König war ſo allgemein, daß das von den Irländern verbreitete Gerücht, ſie hätten im Auftrage des Königs gehandelt, von Vielen geglaubt wurde. Die tiefer Blickenden erkannten, daß Karl I. und Straffort's Tyrannei die Grundurſache des Irländiſchen Blutbades ſei. Der König fühlte ſelbſt die Schwierigkeit ſeiner Lage und überließ dem Parlamente die Ordnung der Irländiſchen Angelegenheiten. Die Gewalt des Parlamentes nahm dadurch ſehr zu, Indem alle diejenigen, welche In dem gegen Irland beſtimmten Heere Dienſte ſuchten, nur von ihm eine Anſtellung erwarten konnten.

Die Hauptarbeit, mit welcher ſich das Parlament beſchäftigte, nachdem es wieder zuſammen getreten war, beſtand in dem Entwurfe einer Vorſtellung an den König, welche alle Beſchwerden des Volkes zuſammenfaßte. Sie war nicht minder darauf berechnet, die Nation über den Stand der Verhältniſſe aufzuklären, und ſie für das Parlament günſtig zu ſtimmen, als Zugeſtändniſſe von Seiten des Königs zu erwirken. Sie beſprach alle die

Maßregeln, welche der König im Laufe einer fünfzehnjährigen verfassungswidrigen und volksfeindlichen Regierung sich hatte zu Schulden kommen lassen. Sie war in bitterer und heftiger Sprache abgefaßt und führte zu lebhaften Verhandlungen. Nur mit geringer Stimmenmehrheit wurde sie, am 22. November 1641 zum Beschlusse erhoben. Das Oberhaus, welches anfing zu befürchten, die Volksbewegung möchte weiter gehen, als seine Standes-Interessen es wünschenswerth machten, nahm die Miene an, dem Unterhause einen ernsten Widerstand entgegen setzen zu wollen. Die verhaßtesten unter den Mitgliedern des Oberhauses waren die Bischöfe. Das Volk von London, welches an den öffentlichen Angelegenheiten den lebendigsten Antheil nahm, gab ihnen nicht selten seine Verachtung zu erkennen. Dieses veranlaßte die Bischöfe, eine Erklärung an den König und das Herrenhaus einzureichen, worin sie zu erkennen gaben, sie könnten den Parlamentsverhandlungen mit Sicherheit nicht mehr beiwohnen, und Verwahrung gegen alle Gesetze und Beschlüsse einlegten, welche während ihrer gezwungenen Abwesenheit gefaßt werden sollten. Diese Erklärung, welche zugleich die Feigheit und den Uebermuth sämmtlicher Bischöfe in das klarste Licht setzte, erregte beim Volke allgemeine Entrüstung. Das Unterhaus gründete darauf eine Anklage auf Hochverrath und bewirkte deren Verhaftung. Der König, welcher in den Bischöfen mit Recht seine treuesten Verbündeten erkannte, wurde durch diesen Schritt des Parlamentes aus der Schlaffheit, in die er verfallen war, zu dem entgegengesetzten Extrem sinnlosen Zornes getrieben. Er ließ durch den Staatsanwalt den Lord Kimbolten und fünf Mitglieder des Unterhauses: Hollis, Sir Arthur Hazlerig, John Hambden, Pym und Strode des Hochverraths anklagen!

Bevor das Parlament Zeit hatte, irgend einen Beschluß auf diesen unerwarteten Angriff Karl's zu fassen, kam ein königlicher Stabträger, welcher von dem Unterhause die Auslieferung der genannten fünf Mitglieder verlangte. Königliche Boten gingen aus, sie zu verhaften, und versiegelten ihre Wohnzimmer und Koffer. Das Unterhaus erklärte diese Gewaltthätigkeiten für Verletzungen seiner Rechte und befahl Jedermann, die Freiheit seiner Mitglieder zu vertheidigen. Am folgenden Tage kam der König selbst mit einem Geleite von mehr als zwei hundert Personen in das Parlamentsgebäude und machte dem Unterhause Vorwürfe, daß es die von ihm verlangten Mitglieder nicht ausgeliefert habe. Er überzeugte sich indeß bald, daß dieselben nicht anwesend seien, und mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen, während ihm mehrere Stimmen nachriefen: „Unsere Rechte! Unsere Rechte!" Die angeklagten Männer des Unterhauses hatten zeitig genug von der Absicht Karl's I. Nachricht bekommen, um sich aus dem Parlamentsgebäude entfernen zu können. Sie zogen sich des Abends innerhalb der Thore der Stadt zurück. Auch dahin verfolgte sie der König in Person, indem er am folgenden Tage — dieses Mal aber in Begleitung von nur drei bis vier Herren, auf das Rathhaus nach Guildhall fuhr, und dort die Hoffnung aussprach, die von ihm angeklagten Volksvertreter würden in der Stadt keinen Schutz finden. Auf seinem Rückwege mußte er erkennen, daß er sich über die Stimmung des Volkes getäuscht habe. Von allen Seiten tönte ihm der Ruf entgegen: „Das Recht des Parlamentes! Das Recht des Parlamentes!" Ein Bürger trat an seinen Wagen und schrie hinein, indem er an Rehabeam erinnerte: „Zu euren Zelten, o Israel!"

Nach einigen Tagen führten die Bürger von London die fünf Parlamentsmitglieder in bewaffnetem Geleite nach Westminsterhall.

Als die Menge in zahllosen Schiffen auf der Themse an dem Palaste des Königs, Whitehall, vorbeifuhr, drangen aus ihrer Mitte herausfordernde Worte hervor: „Was ist aus dem König und seinen Cavalieren geworden? Wohin sind sie geflohen?

Karl I. hatte den schlummernden Löwen des Volkes geweckt. In London wenigstens war das Parlament mächtiger, als er. Schon am folgenden Tage verließ er die Haupt-

ſtadt. Das Parlament ſah voraus, daß es bald zum offenen Kampfe mit dem Könige kommen müſſe. Es ſchickte den Sir John Hotham als Befehlshaber nach Hull, woſelbſt ſich ein Waffenmagazin befand, ertheilte dem Commandanten von Portsmouth die Weiſung, nur vom Parlamente Befehl anzunehmen, und ernannte Statthalter für alle Grafſchaften des Reiches, auf welche es ſich verlaſſen konnte. Von allen Seiten liefen Petitionen beim Parlamente ein, worin dieſes aufgefordert wurde, das Land in Kriegszuſtand zu verſetzen.

Der König ſammelte unterdeſſen in York ſeine Anhänger um ſich, machte einen vergeblichen Verſuch, ſich der Stadt Hull und des dortigen Zeughauſes zu bemächtigen. Mehr als vierzig Pairs fanden ſich aber bei ihm ein. In London ſaßen ſelten mehr, als ſechzehn im Oberhauſe. Ein großer Theil des Unterhauſes, faſt die Hälfte, verließ im Augenblicke der Entſcheidung den Platz der Gefahr. Die Königin war nach Holland geflohen, hatte dort die Kronjuwelen verkauft und ſandte ihrem Gatten dafür Waffen. Die zwiſchen König und Parlament eingeleiteten Unterhandlungen führten zu keinem Ziele. Am 22. Auguſt 1642 ſteckte Karl in Nottingham das königliche Banner auf. Es war das Zeichen des Bürger-Krieges. Auf der einen Seite ſtand der König mit ſeinen Cavalleren, auf der anderen die Bürger, welche, weil ſie ihre Haare kurz geſchnitten trugen, von den vornehmen Herren mit langen Haaren Rundköpfe genannt wurden

§ 87. Die Revolution. (1642—1649).

Die engliſche Revolution des ſiebenzehnten Jahrhunderts iſt bis auf den heutigen Tag von ſo überaus praktiſcher Bedeutung, daß die Art und Weiſe ihrer Auffaſſung den Standpunkt des Geſchichtſchreibers auf's klarſte anſchaulich macht. Die Anhänger des unbeſchränkten Königthums ſtehen auf der Seite Karl's I., die Freunde der conſtitutionellen Monarchie ſchwanken zwiſchen dem Könige und ſeinen Gegnern unbeſtimmt hin und her. Nur die Männer der Freiheit, nur die Republikaner brechen Karl I. den Stab und winden ſeinen uneigennützigen und kühnen Gegnern unverwelkliche Lorbeerkränze.

Der Geſchichtſchreiber, auf welchem Standpunkte er immer ſtehe, darf ſich nicht herausnehmen, ſeine Anſchauungsweiſe als die alleln maßgebende darzuſtellen. Er muß die Leſer in den Stand ſetzen, ſich ſelbſt ein Urtheil zu bilden, indem er ihnen die weſentlichen Thatſachen rückhaltslos und wahrheitsgetreu mittheilt. Doch darf er ihnen die Geſichtspunkte nicht vorenthalten, von welchen aus er ſie betrachtet, ſo wenig als die Gefühle, Wünſche und Beſtrebungen, welche ſie in ihm angeregt haben. Die beſoldeten und unbeſoldeten Diener des Königthums haben ſich bemüht, indem ſie manches verſchwiegen und beſchönigten, anderes ausſchmückten, oder entſtellten, wie es ihre Abſichten mit ſich brachten, die Quelle aller Revolutionen der neuen Zeit zu trüben. Ich werde mich bemühen, ſie in ihrer vollen Reinheit und Klarheit wiederherzuſtellen, damit alle Freunde der Freiheit neuen Muth und unermüdliche Kraft aus ihr ſchöpfen können.

Sieben bis acht Jahre ſind vergangen, ſeit die Freiheitsbeſtrebungen Europa's niedergeſchlagen wurden. Mehr als eilf Jahre waren verfloſſen, nachdem Karl I. ſein viertes Parlament aufgelöſt und kein neues um ſich verſammelt hatte. Doch kaum neun Monate nach Berufung des ſ. g. langen Parlamentes wußte ſich König Karl nicht anders, als dadurch zu helfen, daß er zum Schwerte griff. Er wählte dazu ſeine Zeit ſehr ſchlecht. Denn das Parlament war damals ſo übermächtig, daß, wenn es nicht den Schein hätte vermeiden wollen, der angreifende Theil zu ſein, es ihm ein leichtes geweſen wäre, die kleinen Anfänge eines Heeres, die ſich um den König ſammelten, zu zerſtreuen. Auf der Seite Karl's war der größere Theil des hohen Adels und der reichen Grundbeſitzer, auf der Seite des Parla-

ments die Masse der Nation, die ganze städtische Bevölkerung, und von den ländlichen Bezirken alle Diejenigen, welche nicht in einem festen Unterordnungsverhältnisse zu den großen Eigenthümern des Grundes und Bodens standen.

Das erste Treffen von einiger Bedeutung wurde zu Edgehill (1642) geschlagen. Es blieb unentschieden. Der Graf von Essex befehligte das Heer des Volkes. Unter dem Könige thaten sich seine Neffen, die beiden Söhne des Kurfürsten von der Pfalz, Ruprecht und Moritz besonders hervor. Im Westen errang die königliche Partei Siege. Am 25. Juli 1643 ergab sich Bristol, damals die zweite Stadt des Reiches dem Prinzen Ruprecht. Eine Zeit lang war das Parlament selbst in London gefährdet. Eine Verschwörung der königlich gesinnten war ihrem Ausbruche nahe. Doch das Parlament war wachsam. Es ließ die Hauptschuldigen: den Dichter Edmund Waller, dessen Schwager Tompkins und Chaloner, des letztern Freund verhaften. Tomplins und Chaloner wurden hingerichtet. Waller wußte durch Verstellung sein gefährdetes Leben zu retten und fand sich mit einer Geldstrafe von 10,000 Pfund ab.

Die kriegerischen Angelegenheiten des Parlaments wurden von einem wenig zahlreichen Ausschusse besorgt, welcher unumschränkte Gewalt hatte und sie mit großer Kraft und Umsicht übte. Dieser ließ alle verdächtigen Personen verhaften, legte Beschlag auf das Vermögen der Anhänger des Königs, schrieb die erforderlichen Abgaben aus, ernannte und überwachte die Feldherren des Volkes und verstand es, alle seine Pläne in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen, was dem Könige Karl nie gelang. Die Belagerung von Gloucester bildete das wichtigste kriegerische Ereigniß des Jahres 1643. Massey vertheidigte dasselbe mit großer Ausdauer gegen die Königlichen. Essex führte ihm Hülfe zu, ohne die Stadt entsetzen zu können. Die Schlacht von Newbury (20. September 1643) blieb wieder unentschieden.

Beide Theile suchten sich zu verstärken. Dem Parlamente gelang es, die Schotten auf seine Seite zu ziehen. Der König verband sich mit den Irländern. Nach dem Blutbade, welches die protestantische Bevölkerung Irland's fast gänzlich aufrieb, hatte der königliche Statthalter, Graf von Ormond zwei entscheidende Siege über die Irländer gewonnen, die dem Parlamente günstig gesinnten Beamten durch Anhänger des Königs ersetzt, und einen Waffenstillstand mit den Rebellen abgeschlossen. Karl zog den größern Theil der englischen Streitkräfte, welche dazu bestimmt waren, Irland zu züchtigen, an sich, und nahm sogar irische Katholiken in seinen Sold, um mit deren Hülfe das Parlament zu bekämpfen. Er erbitterte dadurch die Stimmung des englischen Volkes noch mehr.

Doch verstärkten die Irländer die Streitkräfte des Königs nur wenig. Um so bedeutender war die Hülfe, welche die Schotten dem Parlamente leisteten. Der Gewandtheit Henry Vane's des jüngern gelang es, mit ihnen einen feierlichen Bund und Vertrag (Convenant) abzuschließen, worin sich die Unterzeichner verpflichteten, sich gegenseitigen Beistand zu leisten. In Folge dieses Bundes-Vertrages schickten die Schotten ein zahlreiches Heer nach England, welches viel zu dem Siege in der entscheidenden Schlacht von Marston-Moor (2. Juli 1644) beitrug. In dieser zeichnete sich zuerst Oliver Cromwell, welcher den dritten Flügel des Volksheeres befehligte, besonders aus. Ihm gebührte die Ehre des Sieges. Die Generale Essex und Waller schlugen den König bei Newbury (27. Oktober 1644). Allein die Streitigkeiten, welche im Schooße des Volksheeres statt fanden, verhinderten, daß der König damals schon vollständig besiegt wurde.

Zwei Jahre hatte der Bürgerkrieg gedauert. Es war kein Zufall, daß so viele Schlachten unentschieden blieben und der Kampf sich so lange hinaus zog. Neben den Schlachten gingen fast unausgesetzt Unterhandlungen her, welche mit dem Könige gepflogen wurden. Sie mußten die Thatkraft des Volkes lähmen. Auf die Einen wirkte der Ge-

danke, ihr Feind könne ſich in Folge eines Vertrags plötzlich in ihren Herrn und Gebieter verwandeln, auf die Anderen die alte Anhänglichkeit an das Königthum und die Perſon Karl's und mannigfaltige geheime Eröffnungen, welche Karl und ſeine Anhänger einzelnen ihrer Gegner machten, erſchlaffend und entmuthigend. Der Graf von Mancheſter hätte bei Denningtoncaſtle das Heer des Königs leicht aufreiben können. Er that es nicht, ja, er hemmte ſogar den unter ſeinem Befehle dienenden Cromwell, der ſich erbot, es allein mit ſeiner Brigade zu thun. Mancheſter beſchuldigte dagegen Cromwell finſterer Pläne gegen König und Parlament.

Wer mit ſeinem eigenen Könige Krieg beginnt, muß die Scheide wegwerfen, muß darauf ausgehen, die Macht deſſelben auf immer zu brechen. Denn noch niemals hat ein gedemüthigter König ſeinen Feinden vergeben. Je bereitwilliger er Zugeſtändniſſe machte, deſto ſchneller bricht er ſie. Die Ereigniſſe des Jahres 1848 und 1849 haben die Wahrheit dieſer Grundſätze nur zu ſehr anſchaulich gemacht. Unter den Engländern des ſiebenzehnten Jahrhunderts fanden ſich ſo gut, wie unter den Deutſchen des neunzehnten Republikaner und Conſtitutionelle, Revolutionäre und Revolutionsdruſeler neben einander. Zum Glücke für England beſaßen aber die entſchiedenen Freiheitskämpfer in England Kraft genug, die Gewalt an ſich zu reißen und die ſchwankenden Gegner des Königthums zu beſeitigen. Zu bedauern war dabei nur, daß ſie, um dieſen Zweck zu erreichen, ſich einem Manne unterordneten, welcher nicht die Freiheit des Volkes, ſondern ſeine Selbſtverherrlichung im Auge hatte. Bei jedem Freiheitskampfe ſollte es die erſte Regel ſein, keinen einzelnen Menſchen, am wenigſten aber einen gefeierten Soldaten, ſo mächtig werden zu laſſen, daß er im Stande iſt, dem Volke Geſetze vorzuſchreiben.

Die Partei des Volkes zerfiel, ſeit der Krieg mit dem Könige begann, bald in Presbyterianer und Independenten. Die Presbyterianer wollten zwar die Biſchöfe, aber nicht das Königthum abſchaffen, ungeachtet Karl zu wiederholten Malen erklärt hatte, er werde mit den Biſchöfen ſtehen und fallen. Wer von ihnen einer klaren Anſchauung und eines heldenmüthigen Entſchluſſes fähig war, wurde nothwendig in das Lager derjenigen getrieben, welche weder einen König, noch Biſchöfe mit der Freiheit des Volkes vereinbar hielten. Dieſe entſchiedenen Männer waren die Independenten. Sie wollten nicht an die Stelle der biſchöflichen die presbyterianiſche Zwangsjacke ſetzen, nicht die alte Tyrannei unter neuen Formen wieder herſtellen, ſondern den Augias-Stall in Staat und Kirche gründlich reinigen. Die Independenten erklärten ſich gegen jede Art geiſtlichen Druckes. Sie wollten keine geiſtlichen Gerichte, keine Herrſchaft der Pfarrer, keine Einmiſchung der weltlichen Obrigkeiten in Religionsſachen, keine Begünſtigung irgend eines Glaubensbekenntniſſes. Die Gemeinden ſollten nur durch ein geiſtiges Band zuſammengehalten werden, ſelbſtſtändig ſein, ihre Vorſteher wählen und beaufſichtigen. Die Independenten erkannten keinen Unterſchied zwiſchen Laien und Geiſtlichen an, ſchafften unnütze Ceremonien ab, waren duldſam gegen alle Glaubens-Anſichten und griffen nur die päpſtliche und die biſchöfliche Kirche an, deren Unduldſamkeit ſie gefährdete.

Die Presbyterianer unterwarfen ſich willig dem Drucke, welche ihre eigenen Geiſtlichen und die von denſelben entworfenen Glaubensformeln über ſie verhängten, ſie wollten den König zwar zum erſten Beamten des Staates herabdrücken, aber als ſolchen anerkennen. Sie waren nicht ſcharfſinnig genug, einzuſehen, daß ſie vergeblich ſuchen würden, die feſt gewurzelten Anſichten Karl's, des ganzen Hauſes Stuart und ſeiner Anhänger zu beſeitigen, und daß ſich daraus mit unvermeidlicher Nothwendigkeit ein neuer Kampf zwiſchen Volk und König entwickeln müſſe. Die Independenten waren entſchloſſen, zugleich mit der kirchlichen, die volle ſtaatliche Freiheit zu erringen, und wollten daher nicht blos das

Königthum, sondern auch den Adel vollständig abschaffen. Sie wollten daß jeder Bürger frei und unabhängig (independent) sei und erhielten davon ihren Namen.

Die Meinungen der Menschen sind in allen praktischen Beziehungen des Lebens nahe verwandt mit deren Muthe. Ist dieser klein, so reichen jene nicht sehr weit. Die Independenten waren die kühnsten Männer im Schooße der Volkspartei und eben deßhalb reichten ihre Ansichten, Wünsche und Bestrebungen viel weiter, als diejenigen der Presbyterianer. Die Beschränktheit dieser Letzteren erhellte schon aus ihrem Namen. Nur zu anderen religiösen Genossenschaften bildete dieser einen Gegensatz. Hauptsache war ihnen der Sturz der bischöflichen Kirche, die Religion und nur nebenbei wollten sie im Staate Reformen gründen. Die Unterhandlungen, welche sie mit dem Könige einleiteten, scheiterten hauptsächlich an der beiderseitigen religiösen Befangenheit. Die Independenten, welche auf staatlichem Gebiete nicht minder, als auf kirchlichem, einen vollständigen Umschwung herbeiführen wollten, waren den Presbyterianern zwar an innerer Kraft überlegen, diese konnten jedoch sowohl im Heere, als im Parlamente auf eine weit größere Zahl einflußreicher Männer rechnen.

Die Führer der Independenten waren Sir Harry Vane, Oliver Cromwel, Nathaniel Fiennes, und Oliver St. John. Die Grafen von Essex, Northumberland Warwick und Denbigh, Sir Philipp Stapleton, Sir William Waller, Hollis und Massey, standen an die Spitze der presbyterianischen Partei. Die Independenten ersetzten durch List und Entschlossenheit den Mangel an Zahl. Sie setzten im Parlamente die sogenannte Selbstverleugnungs-Ordonnanz durch, derzufolge alle Parlamentsglieder ihre Aemter im Heere und in der Verwaltung niederlegen sollten. Sie schlossen mit deren Hülfe die hervorragendsten Generale der presbyterianischen Partei: Essex, Warwick, Manchester, Denbigh, Waller, Brereton und viele andere von dem Heere aus.

Die Stärke der Independenten ruhte in den niedern Klassen des Volkes und besonders in jenen Männern, welche durch ausgezeichnete Verdienste sich selbst empor geschwungen hatten. Das Heer verlor wenig durch den Austritt aller jener presbyterianischen Generale. Oliver Cromwel, welcher zwar auch Mitglied des Parlamentes war und daher nach der Selbstverleugnungs-Ordonnanz seine Stelle hätte verlieren sollen, war unentbehrlich. Er blieb beim Heere und gewann in demselben Maße an Gewicht, als seine Gegner von der presbyterianischen Partei daran verloren. Dem Namen nach war zwar Fairfax Oberfeldherr, in der That aber Cromwel. Fairfax besaß nur kriegerische Talente. Er war weder Staatsmann, noch Redner. Er hatte einen offenen, menschenfreundlichen Charakter und ließ sich um so bereitwilliger von Cromwel leiten, je weniger er diesen durchschaute und je größer dessen Einfluß beim Heere und beim Parlamente war.

Cromwel gab dem Heere eine ganz neue Ordnung, durch welche er es ganz in die Gewalt der Independenten brachte. Er stellte an die Spitze der verschiedenen Abtheilungen desselben seine eifrigsten Anhänger und erweckte unter den gemeinen Soldaten eine Begeisterung für die Grundsätze der Independenten, welche ihnen eine unerschütterliche Kraft verlieh. Bald zeigten sich die Folgen der neuen Einrichtungen. In ganz England erlitt die königliche Partei furchtbare Niederlagen. Karl verlor (14. Juni 1645) die entscheidende Schlacht von Naseby, kurz darauf (11. September) ergab sich Bristol dem Heere des Parlaments. Der ganze Westen des Reiches, in welchem der König gleich im Anfange des Krieges festen Fuß gefaßt hatte, ging ihm verloren (Anfangs 1646). Seine Macht war gebrochen. Zwar hatte Montrose in Schottland Siege zu Gunsten des Königs errungen, allein sie konnten die Geschicke des Krieges nicht wenden. Nach den vielen Niederlagen, welche der König in England erlitten hatte, wurde David Leslv mit Kerntruppen nach Schottland geschickt. Er schlug und zerstreute Montrosens Heer bei Philiphaugh im

Walde. Auch im Norden standen dem Parlamente keine Feinde mehr bewaffnet gegenüber. Der König erkannte, daß er nicht die Mittel habe, den Krieg länger fortzusetzen. Am 5. Mai 1646 übergab er sich den Schotten in deren Lager zu Newark. Die schottischen Generale ließen sich mit ihm in keine Unterhandlungen ein, verlangten aber von ihm, daß er den Befehlshabern der Stadt Oxford, wo er während des ganzen Krieges sein Hauptquartier gehabt und selbst ein Parlament um sich versammelt hatte, und den übrigen Plätzen, die ihm noch gehorchten, den Befehl ertheilen sollte, sich dem Londoner Parlamente zu unterwerfen. Der König fügte sich. Oxford, Dublin und einige andere Plätze kamen demzufolge in die Gewalt des Parlaments.

Im Anfange des folgenden Jahres lieferten die Schotten den König an das englische Parlament aus, welches zum Danke dafür ihnen 400,000 Pfund für rückständigen Sold, eine Forderung, welche es sonst schwerlich jemals anerkannt hätte, bezahlte.

Das Parlament hatte einen vollständigen Sieg gewonnen. Die Frage war, ob es denselben zu benützen verstehe. Es konnte Staat und Kirche von dem auf ihnen ruhenden Drucke befreien, alles erringen, wofür das Volk die Waffen ergriffen hatte. Doch es ist leichter, einen Sieg zu gewinnen, als ihn gut anzuwenden, schwerer neue Ordnungen zu schaffen, als die alten zu zerstören. Im Parlamente hatten die Presbyterianer, doch im Heere hatten die Independenten die Mehrheit. Beide Parteien standen sich jetzt in ähnlicher Weise, wie früher König und Parlament gegenüber. Die Presbyterianer irrten, wenn sie vermeinten, die Independenten würden sich die Früchte der von ihnen auf den Schlachtfeldern errungenen Siege durch Beschlüsse rauben lassen, welche ihre Gegner im Parlamente fassen möchten.

Während des Krieges mit dem Könige hatte das Parlament, statt selbstständig den Grund zu einem bessern Zustande in Kirche und Staat zu legen, nur Unterhandlungen geführt, welche erfolglos blieben. Es hatte zwar noch den alten Erzbischof Laud hinrichten lassen. Allein er war längst unschädlich gewesen und hätte daher ohne Gefahr im Gefängniß seine Tage schließen können.

Nachdem der König besiegt und gefangen war, trat der Zwiespalt zwischen Parlament und Heer bald offen zu Tage. Die Presbyterianer suchten sich ihrer Gegner so schnell als möglich zu entledigen, indem sie einen Theil des Heeres nach Irland schicken, den andern auflösen wollten. Der König, dessen Partei nur für den Augenblick zur Ruhe gebracht, keineswegs vollständig besiegt war, hätte, wäre den Presbyterianern dieser Plan gelungen, nur zu bald wieder Kraft gewonnen und wäre dann im Stande gewesen, dem Volke Gesetze vorzuschreiben.

Cromwel, welcher Sitz im Parlamente hatte und beim Heere den Ton angab, reizte dieses zum Widerstand auf, während das Unterhaus ihm und seinen Anhängern, Ireton und Fleetwood den Auftrag ertheilte, dir Soldaten zur Unterwürfigkeit zu bringen. Skippon, welcher mit den drei anderen Generalen gemeinschaftlich handeln sollte, war allein nicht im Stande, die Absichten Cromwels und seiner Anhänger zu vereiteln. Unter dem Vorwande, die Stimmung des Heeres zu erforschen, organisirte Cromwel im Schooße desselben ein Oberhaus, welches aus den höheren Officieren bestand, und ein Unterhaus, in welchem Abgeordnete der Gemeinen und Unteroffiziere saßen. Das Soldaten-Parlament konnte seine Beschlüsse selbst in Vollziehung setzen, das bürgerliche Parlament zu Westminsterhall verlor dadurch fast seine ganze verfügbare Streitmacht, und besaß weder Thatkraft noch Organisationstalent genug, sich schnell eine neue zu schaffen.

Die größten Mißbräuche waren nach und nach im Schooße des Parlaments eingerissen. Die öffentlichen Gelder wurden verschleudert, während das Heer darbte und ansehnliche Soldrückstände unbezahlt blieben. Hätte das Parlament zur rechten Zeit die gegrün-

deten Ansprüche der Soldaten befriedigt, so wäre es nicht schwer gewesen, sie im Gehorsam zu erhalten. Hätte es den gerechten Forderungen der Nation Rechnung getragen, eine neue Ordnung der Freiheit gegründet, so wäre das Volk ihm eine Stütze gewesen, an welcher die Ränke Cromwel's und das Ungestüm des Heeres gescheitert wären. Doch die tüchtigsten Freiheitskämpfer waren gestorben. Hambden war in der Schlacht gefallen, Pym einer schweren Krankheit erlegen. Hollis war schwach geworden. An die Stelle des uneigennützigen Aufschwungs war theils Erschlaffung, theils Habgier getreten. Das Parlament konnte das Vaterland nicht retten. Das Heer mochte zwar die Feinde des Volkes niederwerfen. Doch wo hätten jemals Soldaten die Freiheit gepflanzt! So wenig sich eine berathende Versammlung in ein Kriegsheer, kann sich dieses in ein Parlament verwandeln, ohne seinen eigentlichen Charakter zu verlieren. Ungeachtet aller zum Scheine gepflogenen Verhandlungen blieb das Heer dem Wesen nach nur ein Werkzeug der Zerstörung, welches um so gefährlicher für die Sache der Freiheit wurde, je unbedingteres Vertrauen es seinem Generale schenkte. Auf dessen Anregung bemächtigten sich die Soldaten der Person des Königs (3. Juni 1647).

Statt vom Parlamente Befehle anzunehmen, ertheilte das Heer demselben kurz darauf (16. Juni 1649) die Weisung, eilf seiner Mitglieder, die eigentlichen Führer der Partei der Presbyterianer, auszustoßen und gefangen zu setzen. Die im Norden unter Pointy stehenden Truppen schlossen einen Bund mit dem Hauptheere, das in der Nähe Londons stand, ab. Die einzigen Truppen, welche noch Gehorsam leisteten, und welche bereit waren, sich nach Irland verbringen zu lassen, löste das Parlament aus Feigheit und Treulosigkeit auf. Schritt für Schritt trieben Cromwel und sein Anhang die Versammlung zu Westminster, sich selbst zu schwächen und verächtlich zu machen. Am 6. August 1647 rückte das Heer endlich in London ein. Die eilf angeklagten Parlamentsmitglieder entflohen und wurden ausgestoßen. Der Mayor von London, ein Sheriff, drei Aldermänner und einige andere Personen wurden in den Tower geschickt, eilf Pairs in Anklagezustand versetzt. Die Independenten waren Herren des Heeres und des Parlaments. Allein sie hatten selbst einen Herrn — Cromwel, den sie nicht abzuschütteln verstanden, um so weniger, als Fairfax den Titel eines Oberfeldherrn und er nur den eines General-Lieutenants führte, als daher in den Augen aller oberflächlichen Menschen Fairfax und nicht Cromwel der Führer des Heeres war.

Karl I. bildete während dieser Zeit den Mittelpunkt, um welchen sich die Unterhandlungen beider Parteien drehten. Die Independenten, oder vielmehr deren Haupt ließ sich mit ihm, wohl mehr zum Scheine, oder um sich eine Hinterthür offen zu halten, als im Ernste ein. Je mehr aber die Presbyterianer in die Enge getrieben wurden, desto eifriger wünschten sie eine Verständigung mit dem Könige. Karl selbst glaubte, früher oder später müßte die eine oder die andere Partei ihn wieder auf den Thron heben, ohne ihn, so wähnte er, könne England nicht wieder zu einer gesetzlichen Ordnung gelangen. Er verschlimmerte selbst seine Lage dadurch, daß er ohne alle genügende Veranlassung von Hampton-Court, wo er sehr gut gehalten war, entfloh (11. November 1647). Er begab sich zuerst nach Titchfield und von da nach der Insel Wight, wo er, wie früher, im Gewahrsam des Heeres war, und weit weniger Gelegenheit hatte, sich geltend zu machen. König und Parlament handelten durchaus planlos. Cromwel verfolgte unverrückt seine ehrgeizigen Absichten. Kaum hatte er das Parlament eingeschüchtert, so stellte er die Mannszucht unter den Soldaten wieder her und bewies bei dieser Gelegenheit, daß ihm Niemand ungestraft den Gehorsam verweigern dürfe. Dem Oberbefehlshaber Fairfax war es nicht gelungen, die meuterischen Truppen zu bändigen. Cromwel riß mit eigener Hand die Rädelsführer mitten aus den Reihen, hielt ein Kriegsgericht, ließ sofort einen derselben niederschießen, und flößte dadurch

den übrigen Soldaten einen ſolchen Schrecken ein, daß ſie von nun an wieder die ſtrengſte Ordnung hielten.

Im Rathe der Officiere wurde zuerſt der Gedanke angeregt, dem Könige den Prozeß zu machen. Im Parlamente ſetzte Cromwel den Beſchluß durch, daß alle Verhandlungen mit dem Könige abgebrochen werden ſollten (15. Januar 1648).

Doch der Kampf mit der königlichen Partei war noch nicht beendigt. Von neuem brach der Krieg aus: in Wallis, in Kent, in Eſſex, Surrey und Yorkſhire. Pomfret, Berwick und Carliſle fielen in die Hände der Cavaliere. Der größere Theil der Flotte erklärte ſich zu ihren Gunſten. Ganz Schottland waffnete ſich für den König. Dort zerfielen die Presbyterianer in zwei Abtheilungen, von denen die eine darauf drang, der König ſolle ihren Covenant unterſchreiben, die andere dem engliſchen Parlamente Hülfe leiſten und ſich gleich dieſem mit dem Könige verſtändigen wollte. Die ſogenannten gemäßigten Presbyterianer ſchloſſen ſich an die alte königliche Partei, und ſtellten unter Hamilton ein zahlreiches Heer in's Feld. Während Cromwel mit ſeinen Truppen die königliche Partei bekämpfte, knüpften die Presbyterianer von neuem Unterhandlungen mit Karl I. an. Doch dieſe zogen ſich dermaßen in die Länge, daß Cromwel ſiegreich zurückkehrte, bevor dieſelben zum Abſchluſſe gekommen waren. Mit 8000 Mann ſchlug er zuerſt bei Preſton in Lancaſhire die 20,000 ſtarken Schotten, rückte nach Schottland und ſtellte dort das Uebergewicht der heftigeren Presbyterianer wieder her. Mit geringerer Mühe wurden die Aufſtände in England erdrückt.

Ein zweites Mal zog das ſiegreiche Heer in London ein. Das Parlament, uneingedenk ſeiner Machtloſigkeit faßte (5. December 1648) mit 120 gegen 87 Stimmen den Beſchluß, daß die Zugeſtändniſſe des Königs die Grundlage einer Verſtändigung mit demſelben böten. Tags darauf (6. December) beſetzte Oberſt Pride das Gebäude des Parlaments, und verhaftete ein und vierzig Mitglieder. Die Gewalt des Staates war auf das Heer übergegangen. Dieſes ſchrieb die Beſchlüſſe vor, denen das Parlament ſeine Genehmigung ertheilte. Am 4. Januar 1649 ſetzte das Parlament Karl Stuart in Anklagezuſtand, am 27. deſſelben Monats erklärte ihn der beſtellte Gerichtshof für ſchuldig, am 30. fiel ſein Haupt auf dem Schaffotte. Im Februar faßte das Unterhaus den Beſchluß, das Oberhaus und das Königthum ſeien nutzlos und gefährlich, und ſeien daher abzuſchaffen.

So wurde zwar die alte auf Ungleichheit und Unfreiheit beruhende Staatsform zertrümmert, allein keine neue auf beſſerm Grunde ruhende geſchaffen. Die Zahl der Menſchen, welche durch die innere Kraft ihrer Tugend im Stande ſind, ſich ſelbſt Schranken zu ziehen, iſt ſehr gering. Die meiſten werden nur durch äußere zwingende Gewalt von Abwegen zurück gehalten. Fällt dieſe, ſo werden gewöhnlich die Leidenſchaften meiſterlos, und aus dem Chaos derſelben erhebt ſich irgend ein Tyrann, welcher ſie ſich dienſtbar macht. In ſolchen Lagen iſt Niemand der jungen Freiheit gefährlicher, als ein glücklicher Soldat, weil dieſer, nach ſeiner ganzen Erziehung und Entwickelung am wenigſten fähig iſt, Vernunftgründe zu hören, und nach ſolchen zu handeln.

Allein ſelbſt wenn auf dieſe Weiſe eine Revolution der Freiheit wieder in Knechtſchaft endigt, ſo kann das Meer von Gedanken, Gefühlen und Beſtrebungen, welches durch ſie in ſtürmiſche Aufregung gebracht wurde, nie wieder vollſtändig beruhigt werden. Die Ideen, welche zur Zeit der Bewegung unter die Maſſen geworfen wurden, theilen ſich ihnen mit, werden zu ihrem Geſammt-Eigenthum, dringen, wenn auch bisweilen erſt nach Jahrzehnten in's praktiſche Leben ein, und geſtalten dieſes zugleich freier und edler. Die Formen der Freiheit mögen freche Tyrannen zerſchlagen. Der Geiſt derſelben bleibt, und iſt

am Ende immer der Hauptgewinn jeder Revolution, der mit dauerndem Erfolge gekrönten, wie derjenigen, welche später wieder in Feſſeln geſchlagen wird.

So wog auch der Gewinn dieſer engliſchen Revolution reichlich die mit ihr verbundenen Nachtheile auf.

Bei keiner Volksbewegung ging neben dem blutigen Kampfe der Schlachten ein ſo reger Streit auf geiſtigem Gebiete einher. Alle Parteien beriefen ſich auf eine Maſſe von Gründen. Ehre und Gewiſſen, Religion und Gottes Wille, Nutzen und Nothwendigkeit, Freiheit und Recht wurden abwechslungsweiſe von Cavalieren und Rundköpfen, Presbyterianern und Independenten zur Beſchönigung ihrer Abſichten geltend gemacht. Wollen wir in dieſes Labyrinth einige Ordnung bringen, ſo müſſen wir zwiſchen dem gemeinſamen Ziele der Parteien, und den Beweggründen der einzelnen Betheiligten, zwiſchen allgemeinen Grundſätzen und unmittelbar praktiſchen Maßregeln unterſcheiden. Die ewigen und unveräußerlichen Menſchenrechte bilden das einzige Ziel, welchem alle anderen Rückſichten weichen müſſen. Wo es gilt, die Freiheit einer Nation zu begründen und die Rechte der Geſammtheit feſtzuſtellen, müſſen alle Vorrechte Einzelner, ſowie ganzer Genoſſenſchaften zurückſtehen. Dieſes, wie jedes andere ſchöne Ziel läßt ſich nur durch entſprechende Mittel, niemals durch Meuchelmord und Gift, Hinterliſt und Tücke erreichen. Aber auch Handlungen, welche nicht das Gepräge der Schändlichkeit offen an der Stirn tragen, können aus den verſchiedenartigſten Beweggründen: aus Ehrgeiz und Herrſchſucht, oder aus Rechtsgefühl und Freiheitsmuth, aus Gewiſſenhaftigkeit, oder aus Habgier und Genuß-Sucht entſpringen. Oft vergehen Jahrzehende und Jahrhunderte bevor dieſe geheimen Beweggründe der Menſchen richtig erkannt ſind, da auch die verruchteſten Böſewichte ſich gern in den Schein der Tugend und der Uneigennützigkeit hüllen. Die Wahrheit kann nur aus einem freien Kampfe auf geiſtigem Gebiete ſiegreich hervorgehen. Wer die Freiheit beſchränkt, iſt immer ein Feind der Wahrheit. Religion und Gottes Wille, inſofern ſie nicht mit Wahrheit, Freiheit und Recht zuſammentreffen, waren von jeher nur Deckmäntel für die eigennützigen Beſtrebungen von Pfaffen und Pfaffenknechten. Nützlich und nothwendig iſt nichts, was der Freiheit und dem Rechte widerſtrebt. Freiheit iſt aber verſchieden von Zügelloſigkeit, und das Recht, von welchem ich ſpreche, nicht gleichbedeutend mit jenen durch Gewalt und Betrug den Völkern zu ihrem Verderben aufgenöthigten Geſetzen, gegen welche ſie ſich nicht früh genug erheben können.

Die Freiheit findet nur in dem Wohle der Geſammtheit ihre Beſchränkung und Recht iſt nur, was den Wohlſtand, die Bildung und die Freiheit Aller fördert.

Doch noch niemals ſtand die Menſchheit, oder auch nur eine Nation auf jener Höhe der Bildung, welche ihr die volle Erkenntniß ihrer Rechte eröffnet hätte. Immer handelte es ſich bisher nur um einen Theil derſelben. Die Aufgabe des Staatsmannes iſt es, dem Volke zu ſo großem Rechte und zu ſo umfaſſender Freiheit zu verhelfen, als es verſtehen und ſich bewahren kann. Was darüber hinausgeht, ſoll nicht ausgeſchloſſen, muß aber einer ſpäteren Zukunft vorbehalten werden, für den Augenblick iſt es Chimäre. Was nicht bis dahin reicht iſt Druck, den ein edles Volk ſich nicht gefallen läßt.

Mittel und Zweck ſtehen in untrennbarer Wechſelbeziehung. Je edler der Zweck, deſto erhabener die Mittel. Je ſchlechter jener, deſto ſchändlicher immer dieſe. Der Zweck eines Menſchen beſtimmt deſſen Mittel, wie umgekehrt die Mittel, deren er ſich bedient, den Zweck bezeichnen.

Wer ſeine Erfolge auf die Habgier, den Ehrgeiz und die Herrſchſucht ſeiner Anhänger berechnet, kann unmöglich reine Abſichten haben, und das Ziel, zu welchem nur edle Mittel: begeiſterte Aufopferungsfähigkeit, Freiheits- und Rechtsgefühl führen, iſt immer gut.

Legen wir dieſen Maßſtab an die engliſche Revolution, ſo finden wir in deren erſten

Abſchnitten faſt alles verwerfliche auf der Seite des Königs, und faſt alles lobenswerthe auf der Seite ſeiner Gegner. Nur was in dieſer Zeit geſchah, hob das brittiſche Volk und die Menſchheit höher. Später finden wir dieſelben ſchlechten Mittel auch auf Seiten der Rundköpfe, und nur zu bald trat ihr Zweck in der ihrem Führer Cromwel übertragenen höchſten Gewalt klar zu Tage. Selbſt die Hinrichtung des Königs läßt ſich, wenn wir die derſelben zu Grunde liegenden Beweggründe prüfen, nicht durchaus rechtfertigen. Denn ſie ſollte, wie viele wollten, nicht der Freiheit des Volkes, ſondern der Herrſchaft Cromwels die Bahn brechen.

Seit der Gefangennahme des Königs verſchwanden die edlen Beweggründe mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben, und machten der Habgier und der Herrſchſucht Platz. An die Stelle der Begeiſterung und des Freiheitsmuths traten Gewaltthätigkeit und Knechtsſinn, und das Rechtsgefühl wich dem Streben nach perſönlichem Gewinn oder Partei-Vortheilen.

Die Frage über die Rechtmäßigkeit des gegen Karl I. ausgeſprochenen Todesurtheils hängt lediglich davon ab, ob dem engliſchen Volke, oder deſſen Vertretern kein anderer Ausweg aus den Wirren der Revolution blieb. Alle diejenigen Richter, welche von dieſem Gedanken durchdrungen waren, handelten vollkommen recht, indem ſie dem Könige den Stab brachen. Daß Karl I. weit größere Verbrechen beging, als ein gewöhnlicher Mörder und Räuber, iſt unzweifelhaft. Er begann den Kampf mit dem engliſchen Volke, indem er verſuchte, deſſen Verfaſſung umzuſtürzen und ſich zum unbeſchränkten Herrſcher in Brittannien aufzuwerfen, und zog ſein Schwert, als ihm der Verſuch mißlungen war, ſeinen Zweck ohne Krieg zu erreichen. Er hatte von dieſem Augenblicke an ſich ſelbſt zum offenen Feinde des engliſchen Volkes gemacht, und konnte daher auf die Vorrechte des Königthums keinen Anſpruch mehr erheben. Dadurch, daß er in weſentlichen Beziehungen die Pflichten brach, welche ihm ſeine Würde auferlegte, enthob er die Nation der ihrigen. So gut das engliſche Volk das Recht hatte, ſeinen König zu bekriegen, hatte es auch das Recht, über ihn zu Gericht zu ſitzen. Es iſt ſehr abgeſchmackt, eine Revolution nach denjenigen Geſetzen beurtheilen zu wollen, deren Bruch ſie veranlaßte. Die Geſetze der Revolution ſind nicht diejenigen der Zeit ruhigen und verfaſſungsmäßigen Lebens.

Die Revolution iſt nichts anderes, als der gewaltſame Umſturz der beſtehenden Geſetze. Wer ſie beginnt, muß die Folgen auf ſich nehmen, und kann ſich hinter die von ihm ſelbſt umgeworfenen Geſetze nicht flüchten.

Diejenigen Richter, welche aber nicht die Schuld des Königs und die Freiheit des engliſchen Volkes, ſondern ihre eigenen ehrgeizigen Beſtrebungen im Auge hatten, als ſie das Todesurtheil unterzeichneten, waren in ihrem Gewiſſen nicht gerechtfertigt. Aeußerlich war ihr Spruch durch die Geſetze der Revolution, wenn auch nicht durch diejenigen der früheren Zeit, vollkommen begründet.

Aus dem angedeuteten innern Mangel ging aber der Despotismus Cromwel's und ſeiner Anhänger hervor, welcher unmöglich geweſen wäre, falls die Partei, welche dem Könige das Todesurtheil ſprach, von reinen Beweggründen geleitet worden wäre.

Die Hinrichtung Karl's I. beruhte inſofern auf denſelben Gründen, wie diejenige ſeiner Großmutter Maria, als Beide ſich ſelbſt durch ihre Handlungen der Vorrechte des Königthums verluſtig machten.

Wenn es ſich handelt um eine große Revolution, welche im Laufe von vier Jahrzehnten durch eine Reihe der verkehrteſten und gefährdendſten Regierungshandlungen vorbereitet wurde, iſt es ſehr verkehrt, einzelne Maßregeln, oder gar einzelne Reden und Schriftſtücke als von entſcheidender Wichtigkeit hervorzuheben. Seit Jakob I. ſpaltete ſich die engliſche Nation mehr und mehr in zwei Parteien, wovon die eine auf dem Gebiete des

Staates und der Kirche mehr Freiheit für das Volk, die andere Vergrößerung der Macht des Königthums und des Pfaffenthums anstrebte. Alle Männer der Freiheit sind darüber einig, daß im Großen und Ganzen das Volk in seinem guten Rechte, die Könige Jakob I. und Karl I. im Unrechte waren. Dieses vorausgesetzt, kömmt darauf sehr wenig an, ob einer oder der andere der vielen hundert Schritte, die gemacht wurden, um aus dem Gebiete des Despotismus auf das Feld der Freiheit zu gelangen, übereilt, zu groß oder zu gewaltthätig war.

Soviel ist gewiß, wenn es Karl I. gelungen wäre, die Freiheitsbestrebungen des Volkes zu erdrücken, so wäre England unter ein ähnliches Joch geschmiedet worden, wie Spanien oder Frankreich, und die brittische Nation hätte vielleicht erst ein Jahrhundert später wieder hinreichende Kraft gesammelt, um jenen Aufschwung zu nehmen, dessen Früchte sie in Folge ihrer Revolution genoß. Wenn wir die Schreckniſſe derselben vergleichen mit denjenigen, welche kurz zuvor und um dieselbe Zeit in den beiden Nachbarländern des Continents statt fanden, und welche zur Unterdrückung der Volksfreiheit führten, so erscheinen sie uns sehr klein. Keine der durch Karl IX. und Heinrich III. von Frankreich und durch die spanischen Philippe angeordneten Verwüstungen und Abschlachtungen wurde durch ein schönes Ziel, d. h. durch das Streben nach Recht und Freiheit geheiligt, der größere Theil der durch das englische Parlament angeordneten Handlungen der Gewalt wurden durch diesen erhabenen Zweck gerechtfertigt.

Der Krieg, dessen Gegenstand die Bekämpfung der Tyrannei, ist gerecht, der Kampf zur Befestigung derselben ist ungerecht. Wenn in den Schlachten der Freiheit mehr Blut vergossen wird, als der Zweck erfordert, so ist dieses zu beklagen, und den Umständen nach zu bestrafen. Der Kampf überhaupt wird dadurch in seinem Grund-Charakter nicht verändert.

Im Großen und Ganzen waren die Führer des englischen Freiheitskampfes ihren Gegnern an Entschlossenheit, Muth, staatsmännischer und kriegerischer Befähigung, sowie an Reinheit der Gesinnung eben so sehr überlegen, als die Sache, welche sie vertraten, über derjenigen des Königs erhaben war. Großer Verstöße gegen Recht und Freiheit machten sich die Gegner des Königthums erst schuldig, nachdem dieses schon gestürzt war.

Das Parlament vertheidigte immer mannhaft seine Freunde, der König gab die seinigen preis, so oft er in die Enge getrieben wurde. Das Parlament blieb seinen Grundsätzen treu, und entwickelte sie mehr und mehr in der Richtung der Freiheit, der König hatte niemals Grundsätze, sondern nur tyrannische Bestrebungen, welche er, je nach den Umständen, mehr oder weniger zu Tage brachte, weniger oder mehr durch Redensarten und scheinbare Zugeständniſſe verhüllte.

Jede Rechtsverletzung, deren sich der König schuldig machte, begleitete er mit Betheuerungen, die er durch seine ganze Vergangenheit und Zukunft Lügen strafte. Auf jedes Zugeständniß, das er sich abdringen ließ, und welches die gereizte Stimmung des Volkes beruhigte, folgten größere und verletzendere Gewaltmaßregeln, als jemals zuvor. Karl überschätzte immer die Bedeutung seiner beschönigenden Worte, seiner Winkelzüge und seiner Gewaltmaßregeln. Keine Revolution der Erde gleicht in dem Maße wie die englische, einer Schachpartie, welche von Anfang bis zum Ende mit großer Hartnäckigkeit gespielt wurde. Karl nahm seinen Gegnern zuerst einige Bauern, (die Obren von Prynne, Bastwir, Burton, Wharton und Lilburn), verlor aber bald seine besten Officiere (die Köpfe von Strafford und Laud), und nach und nach die übrigen nebst den Bauern, bis er am Ende fast allein zurückblieb und matt gesetzt wurde.

Wenn wir die öffentlichen Erklärungen Karl's I. mit denjenigen vergleichen, welche er in vertrauten Kreisen abgab, ersehen wir, daß er immer *falsch spielte*. Seine Falschheit war es, welche der englischen Nation alles Vertrauen raubte, und eine friedliche

Verſtändigung vor Vollendung der Partie unmöglich machte. Alle ſeine Gewaltthätigkeiten hätten ihm die Engländer verziehen, allein die klare Erkenntniß, daß Karl, ſobald er wieder in den Beſitz ſeiner urſprünglichen Rechte eingetreten wäre, keines ſeiner Zugeſtändniſſe halten würde, koſtete ihm Krone und Leben.

Daß der König zuerſt die Formen und das Weſen der Geſetze verletzte, iſt unbeſtreitbar. Das Parlament wurde dadurch gezwungen, zu ſeiner und des Volkes Selbſterhaltung ſpäter gleichfalls über die Formen der Geſetze hinwegzugeben. Nach einem ſo langen und von Seiten des Königs ſo treulos geführten Kampfe blieb ſeinen Gegnern nichts übrig, als bis zu dem Aeußerſten zu ſchreiten. Wären dieſe ſo kurzſichtig oder ſo feig geweſen, dem Könige jemals wieder Macht einzuräumen, ſo hätte er ſich derſelben unſtreitig bedient, um einen jener Staatsſtreiche auszuführen, welche in unſeren Tagen des blinden Vertrauens in fürſtliche Schurken ſo häufig geworden ſind.

Karl I. wechſelte ſeine Rathgeber ſo oft, daß augenſcheinlich ihm perſönlich die Schuld aller Verlegenheiten beigemeſſen werden muß, in deren Mitte er ſeine ganze Regierungszeit verbrachte. Die einzige Rathgeberin, welche ihm verblieb bis an ſein Ende, und welcher er Gehör ſchenkte, ſelbſt nachdem ſie aus England entflohen, war ſeine Gattin, die franzöſiſche Prinzeſſin Henriette, welche eben ſo leidenſchaftlich, und noch weniger vertraut mit den Geſchäften und dem engliſchen Volks-Charakter, als er, ihn nur auf der Bahn, die zum Abgrunde führte, vorwärts treiben konnte. Gemäßigte und umſichtige Rathgeber, wie z. B. Hyde (ſpäter Clarendon) und Falkland, konnten ſich nie lange am königlichen Hofe behaupten, weil die ganze Natur König Karls zu gewaltthätigen und hinterliſtigen Maßregeln drängte. Buckingham, Strafford, Laud, Lord Digby, Prinz Rupert — waren die Männer nach dem Herzen des Königs. Mit Recht flößten ſie aber dem engliſchen Volke den größten Widerwillen ein. Eine mehr als zwei Jahrzehende hindurch fortdauernde Wahl ſo verderblicher Rathgeber mußte das Mißtrauen des Volkes mehr und mehr befeſtigen. Wenn es dem Könige mit ſeinen Zugeſtändniſſen Ernſt geweſen wäre, ſo hätte er das Vertrauen des Volkes dadurch wieder gewinnen können, daß er die bewährten Führer deſſelben zu ſeinen Miniſtern gewählt hätte. Ein Mal kam er auch wirklich auf dieſen Gedanken. Allein damals war es ſchon zu ſpät. Er hatte den geeigneten Zeitpunkt verſäumt. Beweis genug, daß er in ſeinen Zugeſtändniſſen niemals ſo weit ging, als viele der verruchteſten Tyrannen unſerer Tage. Auch nicht auf Augenblicke wollte er ſich der Macht begeben, durch einen Staatsſtreich alle Freiheiten und Rechte des Volkes zu erdrücken. Der wüthende Haß, in welchen ſich Karl nach und nach gegen ſein Volk hineinarbeitete, geht nicht blos aus den Schmähworten hervor, mit welchen er daſſelbe überſchüttete, ſondern noch beſtimmter aus dem Uebermuthe und der Härte, welche er kund gab, ſobald er hoffte, wie z. B. nach Eroberung der Stadt Briſtol, den Sieg zu gewinnen. Dann hörten plötzlich die verſöhnenden Redensarten auf, deren er ſich zu bedienen pflegte, wenn ſeine Lage gefahrvoll war, und er gab deutlich zu erkennen, daß er nicht anders zu verfahren gedenke, als Philipp II. ſeiner Zeit in den Niederlanden.

Karl I. war durchaus unfähig, mit irgend einem Parlamente zu regieren. Selbſt mit ſeinen Oxforder Ständen konnte er nicht auskommen, die doch alle ſeine perſönlichen Anhänger waren.

Karl I. litt an dem Grundfehler aller Tyrannen, indem er ſich einbildete, die Mehrheit des Volkes ſei von einer kleinen Anzahl gehäſſiger Feinde beherrſcht. Er mußte fühlen, die Mehrzahl des Volkes ſei gegen ihn, da er ſie nicht hören wollte.

Dem Parlamente machen königliche Schriftſteller einen Vorwurf daraus, daß es in Zeiten des Krieges ſchwerere Abgaben, als der König früher in Friedenszeiten erhob. Das iſt eine Abgeſchmacktheit. Ueber die Höhe der Abgaben, welche Karl I. aus-

ſchrieb, wurde niemals geklagt, wohl aber darüber, daß er ſie gegen alles Recht, durch Gewalt erhob. Nicht die Zahl der erhobenen Gelder beſtimmt den ſittlichen Charakter deſſen, welcher ſie erhebt, ſondern der Grund ihrer Erhebung.

So lange Pym lebte, hatte der König ihn unausgeſetzt auf's bitterſte verfolgt. Nach ſeinem Tode berief er ſich wiederholt auf deſſen Reden. Er bewies dadurch zu gleicher Zeit, daß er unrecht habe, dieſen ausgezeichneten Freiheitsmann während ſeines Lebens zu bekämpfen, und die von ihm für den Fall des Friedens und der ruhigen Entwicklung gegebenen Rathſchläge auch auf Zeiten des Krieges und offener Feldſchlachten anwenden zu wollen. Der Krieg hat andere Geſetze, als der Frieden, die Feindſchaft andere, als die Freundſchaft. Nachdem Karl gefangen war und alle Macht verloren hatte, ließ er jede günſtige Gelegenheit ungenützt vorübergehen, und pochte am Ende noch darauf, daß ſein Untergang auch zum Verderben ſeiner Gegner führen würde. Im November 1648 bot ihm das Parlament in ſeiner Angſt vor Cromwel noch einmal die Hand. Er ſtieß ſie zurück und richtete ſich dadurch ſelbſt zu Grunde.

Wie in politiſcher, ſo war Karl I. auch in religiöſer Beziehung ein durchaus ſchwankender Charakter. Er bekannte ſich zwar zu der biſchöflichen Kirche, allein ſeine katholiſche Gattin übte auf ihn einen Einfluß, welcher allen Proteſtanten guten Grund gab, anzunehmen, daß er die Katholiken mehr begünſtige, als die damaligen Verhältniſſe geſtatteten und die Stimmung des brittiſchen Volkes gut hieß. Im Drange der Zeit machte er aber den ſchottiſchen Presbyterianern und iriſchen Katholiken Zugeſtändniſſe, welche weder mit ſeiner Eigenſchaft als Haupt der biſchöflichen Kirche, noch mit ſeiner Stellung als König vereinbar waren. Seine perſönlichen Neigungen ſchwankten mehr zwiſchen der biſchöflichen und der katholiſchen, als zwiſchen jener und der presbyterianiſchen Form des Chriſtenthums hin und her. Die Verhältniſſe trieben ihn aber ſpäter in entgegengeſetzter Richtung. Die Ausgleichung zwiſchen der einen und der anderen traf er nicht in männlicher und offener Weiſe, ſondern durch alle erdenklichen Winkelzüge, Widerſprüche und Zuſagen, von denen er keine hielt, noch auch nur zu halten gedachte. So erklärte er z. B. während der Verhandlungen von Uxbridge: „Ehre und Gewiſſen verböten ihm, den iriſchen Katholiken Duldung zuzuſagen.“ Unmittelbar nachher ſchrieb er aber ſeinem Statthalter, dem Marquis von Ormond, „er ſolle unter allen Bedingungen mit den Irländern Frieden ſchließen, vorausgeſetzt, daß nur die Proteſtanten jenes Königreiches und die königliche Gewalt geſichert und erhalten würden.“ Nach wenigen Wochen ſchrieb er ſogar an den päpſtlichen Nuncius Nenuccini, daß er alles beſtätigen wollte, was dieſer und der Graf Glamorgan mit einander beſchließen würden, worauf in der That ein Vertrag zu Stande kam, den der Papſt zu Rom, keineswegs aber das Parlament zu London gut heißen konnte. „Sobald dieſes geſchehen und der Vertrag bekannt geworden war, verleugnete er den Grafen Glamorgan. So wankend waren Karl's Ehre und Gewiſſen! Er berief ſich auf dieſelben auch viel zu oft und viel zu leichtſinnig, als daß er nur deren Schein hätte bewahren können. Nach der Schlacht von Naſeby, in welcher der Wagen des Königs mit ſeiner ganzen Correſpondenz in die Hände des Parlaments fiel, konnten alle die Winkelzüge Karl's urkundlich nachgewieſen dem Volke in Druckſchriften vor Augen gelegt werden. Wie wäre es möglich geweſen, nachher dem Könige noch das geringſte Vertrauen zu ſchenken! Karl machte dem Parlamente nicht weniger als achtunddreißig Friedensvorſchläge. Wäre einer derſelben rechtzeitig und den Verhältniſſen entſprechenden Inhalts gemacht worden, ſo wäre es wohl zu einem Frieden gekommen, der aber gewiß vom Könige nicht länger beobachtet worden wäre, als ihm die Macht fehlte, ihn zu brechen. Zum Beſten der Menſchheit war es daher gewiß, daß die Friedensverhandlungen, welche Anfangs zu Oxford gepflogen, dann zu Uxbridge und ſpäter während ſeiner Gefangenſchaft noch zu Newport fortgeſetzt wurden,

zu keinem Ziele führten, daß die Nation den Kampf bis zum Aeußerſten verfolgte, und ſich nicht, wie die Völker in den Jahren 1848 und 1849, durch leere Zuſagen täuſchen ließ.

Nichts iſt verkehrter, als Könige, namentlich wenn ſie ſo tyranniſch geſinnt und ſo herrſchſüchtig ſind, wie Karl I. von England, nach ihren Worten zu beurtheilen*), insbeſondere nachdem ſie die Macht des Volkes bitter empfunden haben, und durch dieſelbe zurückgetrieben wurden. Die Worte, welche Tyrannen mit ihren Vertrauten wechſeln, mögen ſehr oft ihre Abſichten erläutern, niemals diejenigen, welche ſie veröffentlichen, um das aufgeregte Volk zu beruhigen. Diejenigen Könige ſind nicht die gefährlichſten, bei welchen Wort und That Hand in Hand geht, ſondern jene, deren Worte darauf berechnet ſind, die Menſchen zu täuſchen, um ſie deſto leichter knechten zu können.

Ich habe ohne Rückhalt die Schwächen und die Laſter des Königs und der königlichen Partei gegeißelt. Doch auch deren Gegner, namentlich diejenigen, welche die großartig begonnene Revolution zu ihren perſönlichen Zwecken ausbeuteten, und dadurch, ſo weit es in ihrer Macht ſtand, zu Grunde richteten, verdienen den bitterſten Tadel.

Schon während des Kampfes zwiſchen Parlament und König tauchten unter den Männern der Freiheit, Anſichten und Beſtrebungen auf, welche nicht minder vernunftwidrig waren, als diejenigen der Cavaliere. Sie hatten ihren Grund zum größten Theile nicht in der Dummheit, ſondern in dem Eigennutze und der Herrſchſucht ihrer Vertreter, denn ſie ſollten nur zum Deckmantel dieſer Leidenſchaften dienen. Ueberhaupt können wir immer darauf rechnen, daß, wenn ein Menſch offenbaren Unſinn mit großer Heftigkeit behauptet, dieſer nicht Zweck, ſondern Mittel zu einem andern, verſteckten Zwecke iſt. Die haarſträubenden religiöſen Abgeſchmacktheiten, deren ſich die hervorragendſten Führer der engliſchen Revolution ſchuldig machten, ihre ſtundenlangen Predigten und Andachten, ihre Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht hatten alle ihren Grund in den geheimen Beſtrebungen der Scheinheiligen. Wer am lauteſten für ſeinen Glauben ſchrie, am unflätigſten auf ſeine Gegner ſchimpfte, erweckte dadurch immer nur, Einfluß und Macht für ſich zu gewinnen. Die ſogenannte Gottſeeligkeit war unter den Engländern und Schotten bei weitem nicht ſo groß, als es den Anſchein hatte. Sie war nur eine Larve, welche demjenigen, welcher ſie trug, eine Zeit lang gute Dienſte leiſtete, und weggeworfen wurde, ſobald dieſes nicht mehr der Fall war. Die ſogenannte Frömmigkeit war damals, wie jetzt bei den Führern weit mehr Heuchelei, als Aberglauben und unterſcheidet ſich von derjenigen unſerer Tage nur dadurch, daß ſie in ihren äußeren Kundgebungen und in den durch ſie verſteckten Leidenſchaften heftiger war und weiter reichte. Im weſentlichen war ſie aber daſſelbe Laſter, wie heute noch.

Glaubensfeſtigkeit und Ueberzeugungstreue hatten nur diejenigen, welche für die Freiheit kämpften, und dieſer Kampf währte bis zur Gefangennahme des Königs, nicht länger. Von da an begann der Streit um die Siegesbeute. Während deſſen dauerten die religiöſen Grimaſſen noch immer fort, wurden ſogar mehr und mehr übertrieben, je gründlicher Glauben und Ueberzeugung aus dem öffentlichen Leben verdrängt wurden.

Cromwel war dem Könige Karl nicht bloß auf dem Felde der Schlacht und in der Staatskunſt, ſondern auch in den Kniffen der Scheinheiligkeit und den Schlichen der Heuchelei bei weitem überlegen. Unter ſeiner Führung wurden die ſogenannten Rundköpfe nicht minder gefährlich für die Freiheit des Staates, als der Kirche. Denn Wahrheit iſt die Grundlage der Freiheit, Lüge der Boden der Tyrannei.

*) In dieſen Fehler geräth unter vielen anderen Friedrich von Raumer in ſeiner politiſchen Geſchichte Englands, indem er große Seiten mit Reden ausfüllt, welche keinen anderen Zweck hatten, als Volkstäuſchung.

Zweite Abtheilung.

Skandinavien und die Ostsee-Provinzen.

§ 88. Vorbemerkung (1513—1523.)

Von allen Ländern Europa's hatten sich in keinem die deutsche Abstammung, deutsche Gewohnheiten und Gesetze so unvermischt erhalten, als in Skandinavien. In keinem stieß der Uebergang von der katholischen zur protestantischen Religion auf so geringe Schwierigkeiten. Die einfachen Männer des Nordens hatten niemals besondere Vorliebe für den Pomp der römischen Kirche gehabt, und die gezwungene Ehelosigkeit der Priester verletzte ihr sittliches Gefühl zu sehr, als daß sie darin eine besondere Heiligkeit gesehen hätten. Sie wußten, daß sie zum Schaden ehelicher Treue und jungfräulicher Zucht bestand. Sie ließen sich die katholische Kirche mehr gefallen, als daß sie derselben mit Ueberzeugug angehangen wären.

Derselbe Widerwillen gegen Einherrschaft und Willkür, dieselbe Vorliebe für Stammes-Einheit, welche in Deutschland das Aufkommen einer weitreichenden und unumschränkten Gewalt verhindert hatte, widerstrebten auch in Skandinavien der Vereinigung der verschiedenen Landes-Theile zu einem mächtigen Reiche. Die Schweden wollten durch Schweden und auf schwedische Weise, die Dänen durch Dänen und nach dänischen Gewohnheiten, die Norweger, wenn nicht durch Stammesgenossen, so doch nach Stammes-Sitten und Rechten beherrscht werden. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts war daher thatsächlich die Kalmarische Union schon gesprengt, obgleich König Christian II., welcher seinem Vater Johann (1513) in Dänemark nachgefolgt war, auf Mittel und Wege sann, sich Schweden zu unterwerfen. Ein Jahr vor Christian II. in Dänemark, begann Sten Sture der jüngere, der Sohn Suante Nielson Sture's, seine Laufbahn als Reichsstatthalter in Schweden.

Ueber Christian's II. Charakter haben Geschichtschreiber, welche nicht tiefer in den Geist eines Menschen einzugeben vermögen und die Ereignisse der Vergangenheit nur in dem Gewande ihrer Parteibestrebungen darzustellen pflegen, viele Irrthümer verbreitet. Die einen, welche die Staatsstreiche unserer Tage gut heißen, glaubten auch die vor drei Jahrhunderten verübten ähnlichen Schandthaten lobpreisen zu müssen. Die anderen, welche nicht alles sittliche Gefühl abgestreift hatten, aber doch in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Despoten unserer Tage, auf die Volkspartei einigen Schmutz werfen wollten, vermeinten, dieses am besten thun zu können, indem sie Christian einen Volksmann nannten und die von ihm verübten Gräuelthaten der Volkspartei zur Last legten. Thatsache ist es, daß Christian II., abgesehen von seiner Parteistellung, ein grausamer Mensch war, daß er aber Verstand genug besaß, seinen Grimm diejenigen, welche ihm widerstrebten, und nicht seine Anhänger und Freunde fühlen zu lassen. Die gefährlichsten Gegner Christian's II. waren die Adeligen Dänemark's und Schweden's. Daß er gegen diese mit Tücke und Härte verfuhr, ist nicht zu bestreiten. Milde, Rechtsgefühl oder Billigkeit waren Eigenschaften, welche kein Geschichtschreiber Christian II. beizulegen wagte. Daß er suchte, Bauern und Bürger für sich zu gewinnen, um mit deren Hülfe das Uebergewicht des Adels, das er schmerzlich empfand, zu brechen, war mehr Folge der besonderen Beziehungen, welche

er anknüpfte und der damaligen Lage ſeines Reiches, als einer klaren Erkenntniß der Bedürfniſſe ſeines Volkes und der Pflichten eines Königs.

Chriſtian II. war nicht, wie die meiſten Königsſöhne ſeiner Zeit und mehr noch unſerer Tage, inmitten von Hofſchranzen aufgewachſen, welche ihm beſondere Vorliebe für den Adel einflößten und ihn lehrten, in demſelben die feſte Stütze des Königthums zu ſehen. Der Vater hatte den Kanonikus Heinz mit der Erziehung ſeines Sohnes beauftragt und dieſen bei dem Bürger und Buchbinder Hans in Wohnung und Koſt gethan. Der Kronprinz von Dänemark verbrachte daher ſein Knabenalter in bürgerlichen Verhältniſſen. Später erhielt Chriſtian im königlichen Schloſſe von dem Meiſter Konrad aus Pommern einigen Unterricht im Lateiniſchen und viele Schläge von ſeinem Vater, welcher nicht duldeten wollte, daß ſein Sohn ſich mit den niederen Volksklaſſen in Wirthshäuſern und auf den Straßen wild umher trieb. Nach einer ſolchen Vorſchule wurde der Kronprinz von Dänemark, als Knabe von neunzehn Jahren (1502) nach Norwegen geſchickt, um einen dort ausgebrochenen Aufſtand nieder zu werfen. Schon damals wüthete Chriſtian mit unerhörter Grauſamkeit gegen den norwegiſchen Adel, den er faſt gänzlich vertilgte. In Bergen wurde Chriſtian (1507) mit einer Amſterdamer Höckerin, Siegbritte Wylms und deren Tochter, Düveke (Täubchen) bekannt. Beide Frauen gewannen bald einen großen Einfluß über ihn, erzählten ihm manches von dem blühenden Zuſtande der freien Niederlande und flößten ihm Widerwillen gegen den Adel ein. In Opslo (dem nachherigen Chriſtiania) ließ der junge Kronprinz den beiden Frauen ein ſteinernes Haus erbauen. Als er (1513) den Thron beſtieg, lebte er mit ihnen in Kopenhagen. Düveke ſtarb ſchon im Jahre 1517, wahrſcheinlich an dem Gifte, welches ihr der mit ihr und ihrer Mutter unzufriedene Adel miſchte. Nach ihrem Tode brach die Wuth des Königs gegen den Schatzmeiſter Farburg aus, den er hinrichten ließ, weil er geäußert hatte, der Schloßhauptmann Torben Oxe habe mit Düveke gebuhlt, und ſpäter auch dieſen letztern ſelbſt. Auch nachher blieb aber Siegbritte in der Nähe des Königs und behauptete ſich in ſeiner Gunſt.

Ungeachtet des innigen Verkehres, welchen Chriſtian II. mit den zwei niederländiſchen Republikanerinnen pflog, ſah er ſich doch veranlaßt, bei ſeiner Krönung dem Adel Zugeſtändniſſe der verderblichſten Art zu machen. Er gewährte ihm „Macht über Hand und Hals ſeiner Bauern und das Gericht bis zu vierzig Mark," und bekräftigte dieſe Zuſage durch den Beiſatz, daß, wenn er ſie nicht erfülle, die Ritterſchaft an ihren Eid nicht gebunden ſein ſolle.

Mit Unwillen trug Chriſtian II. das Joch, welches der däniſche Adel ihm zum Schaden des ganzen Landes auferlegte. Da er jedoch weder ein ſtaatskluger, noch ein gerechter Fürſt war, fand er nicht die richtigen Mittel, zugleich den Bauernſtand und die Krone gegen die Uebergriffe des Adels zu ſchützen. Er vermählte ſich, während Düveke noch lebte, mit Karl's V. Schweſter Eliſabeth (oder Iſabella) und verletzte nutzlos ſeinen ſtolzen Adel dadurch, daß er die wichtigſten Berathungen in Staatsangelegenheiten in dem Palaſte hielt, den er der Siegbritte hatte erbauen laſſen.

Sein Hauptaugenmerk richtete Chriſtian II. ſeit ſeiner Thronbeſteigung auf die Unterwerfung Schweden's. Zwar hatte dieſes Reich zu ſeiner Krönung Geſandte mit freundlichen Worten geſchickt, doch hielt es feſt an ſeiner abgeſonderten Regierung. Chriſtian pflog mancherlei geheime Unterhandlungen mit den Gegnern Sten Sture's, namentlich mit Guſtav Trolle, Erzbiſchof von Upſala. Er hoffte, einen inneren Krieg in Schweden zu entzünden und bei dieſer Gelegenheit Sten Sture zu ſtürzen. In der That begann Trolle einen offenen Kampf mit dem Reichsſtatthalter. Chriſtian ſandte ihm eine Flotte zu Hülfe. Doch Sten Sture nahm den ehrgeizigen Pfaffen gefangen und ſchleifte ſein feſtes Schloß Stäket. Der Reichstag zu Arboga erklärte Trolle ſeines Erzbisthums verluſtig (1517)

Als Christian im folgenden Jahre mit einer starken Land- und Seemacht nach Schweden kam, schlug ihn Sten Sture bei der Kirche von Brännkirka (22. Juli 1518). Unter dem Vorwande einer persönlichen Besprechung mit dem Reichsverweser ließ sich Christian fünf adelige Schweden als Geißeln übergeben, und führte diese verrätherischer Weise als Gefangene nach Dänemark. Unter diesen Geißeln befand sich der junge Graf, Gustav Erichson Wasa, welcher eine so große Rolle in der schwedischen Geschichte spielen sollte

Nachdem dieser erste Versuch, Schweden zu unterwerfen, gescheitert war, machte Christian einen zweiten. In Verbindung mit dem Erzbischof Trolle brachte er es dahin, daß der Papst den Reichsverweser Sten Sture nebst allen seinen Anhängern mit dem Banne und ganz Schweden mit dem Interdicte belegte. Die Folge davon war, daß die Schweden sich mit besonderem Eifer der Reformation zuwandten, deren erste Bewegungen damals in Deutschland ausbrachen. Christian II. zog aber aus dem päpstlichen Bannfluch den Vortheil, daß er einen Kreuzzug gegen Schweden predigen, von Adel und Geistlichkeit zu diesem Zwecke Geld erpressen und zahlreiche Abenteurer unter seine Fahnen locken konnte. Als Otto Krumpe an der Spitze der dänischen Truppen, im Anfange des Jahres 1520 in Schweden einfiel, wurde Sten Sture in dem Treffen auf dem gefrornen See Asunden verwundet und starb bald darauf (3. Februar 1520). Nach einer neunmonatlichen tapferen Vertheidigung Stockholm's, welche die Wittwe Sten Sture's leitete, kam ein Vertrag zu Stande, in welchem Christian II. Vergessenheit alles Geschehenen versprach, wogegen er unter den Bedingungen der kalmarischen Union als König von Schweden gekrönt werden sollte. Kaum war jedoch Christian in Stockholm eingelassen und die Krone ihm auf das Haupt gesetzt worden, als seine Absichten zu Tage traten. Er ließ am 9. November 1520 zwei Bischöfe, zwölf adelige Herren, meistentheils Reichsräthe und viele Bürger von Stockholm auf öffentlichem Marktplatze enthaupten. Das Morden dauerte mehrere Tage lang unausgesetzt in Stockholm fort und wurde auch über die anderen Städte und Provinzen Schweden's ausgedehnt. Nicht weniger als sechs hundert der angesehensten Männer des Reiches, welche im Vertrauen auf den abgeschlossenen Frieden sich in die Gewalt Christian's begeben hatten, verloren im Laufe weniger Wochen ihr Leben. Ein Schrei der Entrüstung ging durch den ganzen Norden Europa's. Während Christian Stockholm belagert, hatte Gustav Erichson Wasa, nachdem er aus der Gefangenschaft entsprungen war, umsonst versucht, die Schweden zum Kampfe gegen die Dänen aufzuregen. Das Stockholmer Blutbad öffnete endlich dem Volke die Augen und verlieh ihm den Muth der Verzweiflung.

Tausende schaarten sich um Gustav Wasa. Er hatte in der Schlacht von Brännkirka mit Ruhm das Banner des schwedischen Heeres getragen. Jetzt wurde er der Bannerträger der ganzen Nation. Siegreich rückte er von Dalekarlien, wo er zuerst Anklang und Hülfe fand, gegen Stockholm vor, das er (im Juni 1521) einschloß. Der von ihm nach Wadstena berufene Herrentag trug ihm die schwedische Krone an, doch er begnügte sich mit der Würde eines Reichsverwesers. Zwei Jahre lang widerstand Stockholm. Während dieser Zeit trieb Gustav Wasa die Dänen aus den meisten Schlössern, die sie in allen Theilen Schweden's besetzt hatten.

Dieselbe Gewaltthätigkeit, durch welche Christian II. die Schweden zum Aeußersten trieb, zog ihm auch in Dänemark und Holstein gefährliche Streitigkeiten zu. Namentlich entzweite er sich mit seinem Onkel, dem Herzoge Friedrich von Holstein, mit den deutschen Hansestädten und sogar mit den Bauern, indem er unsinniger Weise verordnete, daß alle Landesprodukte nach Kopenhagen gebracht und an dänische Kaufleute, niemals aber unmittelbar an Fremde verkauft werden sollten.

Was Christian that, war alles nur die Folge augenblicklicher Eingebung. Eine seiner Maßregeln widersprach immer der anderen. Er konnte daher nie auf irgend eine Partei

mit Sicherheit zählen, und brach ſich nicht durch eine ſeiner Anordnungen die Bahn zu einer zweiten. Während er auf der einen Seite Adel und Bauernſtand verletzte, indem er den Handel mit Bodenerzeugniſſen beſchränkte, erwies er den Leibeigenen eine große Wohlthat durch das Verbot, dieſelben gleich Sklaven zu verkaufen. Auf der einen Seite machte er ſich zum Vollſtrecker der päpſtlichen Bannbulle gegen Schweden, auf der anderen trat er dem Papſtthume entgegen, indem er den Geiſtlichen verbot, Güter anzukaufen, inſofern ſie nicht, gleich ihren Vorfahren, heirathen wollten. Auf den Rath des Dietrich Slagbek, eines Freundes der Sieghritte, den er auf ſehr gewaltſame Weiſe zum Erzbiſchof von Lund erhoben, hatte er das Stockholmer Blutbad angeordnet. Als Chriſtian ſpäter erkannte, daß dieſe Schandthat den gewünſchten Erfolg nicht herbeiführte, ſuchte er die Schuld auf Slagbek zu wälzen und ließ ihn lebendig verbrennen.

Früher oder ſpäter fanden die meiſten derjenigen, welche Chriſtian verletzt hatte, Gelegenheit ſich zu rächen. Die deutſchen Hanſeſtädte unterſtützten Guſtav Waſa, thaten dem däniſchen Seehandel großen Schaden, nahmen Bornholm, plünderten Helſingör und brandſchatzten weit und breit die däniſchen Küſtenſtriche. Sie verbanden ſich mit dem Herzoge Friedrich von Holſtein, welcher mit dem däniſchen Adel gegen Chriſtian geheime Verhandlungen pflog. Der König kam dadurch in ſolche Verlegenheiten, daß er ſich nicht anders zu helfen wußte, als daß er zuerſt nach Kallundborg (1522) und dann nach Aarhuus in Jütland (Anfang 1523) einen Reichstag berief. Statt aber dahin zu kommen, verſammelten ſich die Stände in Wiborg, kündigten dem Könige den Gehorſam auf und erwählten an deſſen Stelle den Herzog Friedrich von Holſtein.

Friedrich, mit welchem alles vorher verabredet war, nahm die ihm angebotene Krone an, machte dem Adel Zugeſtändniſſe, welche die von Chriſtian II. den Bauern gewährten Erleichterungen wieder abſchafften, und aus Dänemark ein eigentliches Wahlreich machten. Auch den norwegiſchen Ständen räumte Friedrich das Recht ein, ihren König zu wählen.

Dieſe Anordnungen hatten nicht bloß die Abſetzung Chriſtian's II., ſondern auch die vollſtändige Trennung Schweden's von Dänemark und Norwegen zur Folge. Denn die Schweden wählten (7. Juni 1523) in Strengnäs Guſtav Waſa zu ihrem Könige. Die beiden neu gewählten Herrſcher verſtändigten ſich gegenſeitig auf einer Verſammlung, welche ſie am 1. September 1524 zu Malmö hielten. Chriſtian II. fand nur bei den Bauern von Seeland einige Unterſtützung, floh aus dem Reiche, und ſuchte bei fremden Mächten Hülfe.

Ein und ein Viertel Jahrhundert hatte die kalmariſche Union beſtanden (von 1397 bis 1523). Sie hatte niemals Kraft gewinnen können, weil ſie mehr in den ehrgeizigen Beſtrebungen der Könige, als in den Bedürfniſſen und Wünſchen der Völker ihren Grund hatte. Den Haupt-Zweck ihrer Gründung, die Vermeidung von Kriegen zwiſchen den ſkandinaviſchen Völkern verfehlte ſie durchaus. Niemals waren mehr Kriege zwiſchen denſelben geführt worden, als während ihrer Dauer. Die Auflöſung der Vereinigung, welche ſich niemals bewährt hatte, war daher nicht zu beklagen. Im Gegentheile förderte ſie die Entwickelung beider Reiche. Es iſt daher ein großer Unſinn, wenn in unſeren Tagen Leute, die ſich den Anſchein der Aufklärung und der Freiſinnigkeit geben wollen, nach einem Ziele ſtreben, welches ſich vor einem halben Jahrtauſend als verfehlt erwies. Die ſkandinaviſchen Länder mögen durch die Bande einer Föderativ-Republik zu einem mächtigen Reiche vereinigt werden, niemals durch eine gemeinſchaftliche Krone. Als despotiſcher Staat wird es niemals ſeinen ruſſiſchen Nachbarn die Spitze bieten können, wohl aber als freier Staatenbund nach dem Muſter der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

§ 89. Dänemark und Norwegen (1523—1648).

Beide Reiche Skandinavien's gewannen durch die Trennung. Sie hörten auf, ihre besten Kräfte zu vergeuden, indem sie sich gegenseitig bekämpften, obgleich bis zum Ende dieses Zeitabschnittes kleine Grenzstreitigkeiten fortdauerten, welche nicht selten zu Kriegen führten. Doch waren diese weder lange dauernd, noch blutig. Beiden Reichen blieb eine hinlängliche Kraft übrig, welche sie in den Stand setzte, eine Rolle auf der Weltbühne zu spielen, wie nie zuvor. Das Unglück Dänemarks war aber, daß Königthum und Adel, statt, im wohlverstandenen Interesse des Landes und der Menschlichkeit, die Bürger und Bauern zu heben und zu fördern, alles thaten, was in ihrer Macht stand, sie sich unterwürfig zu machen. Die Folge davon war, daß im entscheidenden Augenblicke die Kraftlosigkeit des dänischen Staates zu seiner Schande und Demüthigung zu Tage trat. Christian's II. Gegenkönig bestieg den dänischen Thron unter dem Namen Friedrich's I.

Jütland und Fünen erkannten ihn ohne Widerspruch an. Seeland und Schonen unterwarf er mit Waffengewalt. Lange hielt jedoch Kopenhagen gegen ihn aus. Erst im December 1523 ergab sich die Stadt. Malmö in Schonen vertheidigten Siegbritte und der Bürgermeister Hans Mikkelson mit großer Ausdauer. Beide büßten dafür mit dem Leben. Christian II. pflog unterdessen Berathungen und Verhandlungen mit befreundeten Städten und Fürsten. Endlich gelang es ihm (1531), in den Niederlanden ein Heer zu werben, welches er in Norwegen an's Land setzte. Während des Winters konnte die Flotte seines Gegners ihm nichts anhaben. Ganz Norwegen erklärte sich für ihn. Nur wenige befestigte Plätze blieben in der Gewalt Friedrich's I. Der norwegische Reichsrath sagte sich von Dänemark förmlich los. Als aber im Frühjahr 1532, die Flotte Friedrich's I. mit den Hanseaten im Bunde ein zahlreiches Heer an's Land setzte, schloß sich Christian II. in der Burg von Opslo ein. Schnell ging ihm wieder ganz Norwegen verloren. In einem, am 11. Juni 1532, zu Aggerhuus abgeschlossenen Vertrage verzichtete er auf Dänemark und Norwegen. Seine Entschädigungsansprüche wurden ihm jedoch vorbehalten, und die Verabredung getroffen, Christian II. solle im Schutze einer Leibwache von zwei hundert Mann nach Kopenhagen reisen und dort persönlich mit seinem Oheim Friedrich I. über eine Entschädigung unterhandeln. Die Verzichtleistung Christian's nahm Friedrich I. an, allein er gewährte ihm keine Entschädigung, vielmehr ließ er seinen Neffen, unter wichtigen Vorwänden, einkerkern. Bis zum Jahre 1549 wurde Christian II. in Sonderburg, später in Kallundborg als Gefangener gehalten. Erst im Jahre 1559 erreichte mit seinem Leben die Gefangenschaft ein Ende.

Der Krieg gegen Christian II. hatte eine Annäherung zwischen Friedrich I. von Dänemark und Gustav Wasa von Schweden zur nothwendigen Folge. Die Hansestädte hatten viel zu dem Siege der beiden neuen Könige beigetragen und ließen sich die geleistete Hülfe durch Vortheile bezahlen, welche für Skandinavien sehr drückend waren, und im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit und den Bahnen standen, die sich der Handel seit der Entdeckung der neuen Welt brach. Doch so groß die Zugeständnisse auch waren, welche die beiden skandinavischen Mächte den Hansestädten machten, waren diese doch nicht zufrieden. Sie wollten die Niederländer, welche damals anfingen, ihre Nebenbuhler zu werden, ganz von der Ostsee ausschließen. Als der desfalls abgeschlossene Vertrag von Friedrich I. nicht bestätigt wurde, verwandelte sich die frühere Freundschaft schnell in Feindschaft.

Nicht aus besonderer Vorliebe für Friedrich I. oder Gustav Wasa, sondern in der Hoffnung, die Macht des skandinavischen Reiches zu brechen und die Vorrechte der Hanse-

ſtädte zu erweitern, hatten dieſe an den inneren Kriegen ihrer Nachbarn Theil genommen. Aus gleichen Gründen miſchten ſie ſich auch ſpäter wieder in dieſelben ein. Den beſten Vorwand dazu lieferte ihnen der Tod Friedrich's I. (1533).

Auf dem Landtage zu Kiel wählten zwar die Stände von Schleswig und Holſtein Friedrich's älteſten Sohn erſter Ehe, Chriſtian zu ihrem Herzoge. In Dänemark blieb aber der Thron ein ganzes Jahr lang erledigt.

Um dieſelbe Zeit gährte es gewaltig in den Hanſeſtädten Lübeck, Stralſund, Roſtock und Wismar. Die Bürgerſchaften, welche bis dahin im Widerſpruch mit republikaniſchen Grundſätzen von allem Antheile an der ſtädtiſchen Regierung ausgeſchloſſen und von einer kleinen Anzahl ſtolzer und habgieriger Patricier beherrſcht worden waren, machten ihre Rechte geltend und ſetzten ſich in den Beſitz der ſtädtiſchen Verwaltung. In der Stadt Lübeck ſtellte die Bevölkerung die alte und freie Verfaſſung, welche Heinrich der Löwe ihr gegeben hatte, wieder her. Zwei Männer von ſeltener Thatkraft und großem Unternehmungsgeiſte ſtanden dort an der Spitze der Verwaltung: Marcus Meier und Georg Wullenweber. Als Bürgermeiſter von Lübeck war letzterer Präſident der Hanſa. Er faßte in Uebereinſtimmung mit ſeinem Freunde Meier und den Bürgermeiſtern von Kopenhagen, Ambroſius Buchbinder, und von Malmö, Georg Wynſer, den Plan, den Dänen einen König zu geben, welcher der Hanſa günſtiger geſinnt wäre, als Friedrich I. es geweſen war, und als ſich von deſſen Sohn Chriſtian erwarten ließ.

Da Chriſtian II. noch immer eine Partei im Lande hatte, bedienten ſich die Hanſeaten des Vorwands, die Freigebung und Wiedereinſetzung des gefangenen Königs zu verlangen. Mittlerweile ſtellten ſie den Grafen Chriſtoph von Oldenburg als Vertreter des gefangenen Königs auf und ſchickten dieſen mit einer Flotte nach Kopenhagen. Hier ſowohl, als in Malmö wurde derſelbe mit offenen Armen aufgenommen. Ganz Schonen und Seeland ſchloſſen ſich ihm an. Gegen Guſtav Waſa kämpfte ſein eigener Schwager, der Graf Johann von Hoya.

Durch die Nothwendigkeit gedrängt, wählten die däniſchen Stände (1. Juli 1534) Friedrich's I. älteſten Sohn zum Könige, welcher ſich Chriſtian III. nannte. Doch außer Seeland und Schoonen erhob ſich auch Jütland gegen ihn. Die Lübecker hatten die beſte Ausſicht, ihren Plan durchzuführen. Die verdrängten Patricier haßten die Freiheit und die ſiegreiche Volkspartei ihrer Stadt mehr, als ihre auswärtigen Feinde. Sie bewirkten Wullenweber's Abſetzung, und ſtellten die oligarchiſche Stadtverfaſſung wieder her. Zwar wählten ihn die Lübecker zum zweiten Male. Allein die Umtriebe der Patricier, welche namentlich einen Theil der Flotte befehligten, ſchwächten die kriegeriſchen Unternehmungen der Hanſeaten. Zwar zogen ihnen der Herzog Albrecht VI. von Mecklenburg und andere deutſche Herren zu Hülfe. Doch das Kriegsglück wendete ſich gegen ſie. Meier wurde gefangen, und im Widerſpruch mit dem abgeſchloſſenen Vertrag hingerichtet. Wullenweber traf bald darauf in Deutſchland daſſelbe Schickſal.

Die ſkandinaviſchen Könige und die Patricier der Hanſeſtädte gingen ſiegreich aus dem Kampfe hervor. Die verhaßten Führer der Volkspartei waren ermordet worden. Die hanſeatiſchen Patricier mußten aber bald erkennen, daß ſie mit dieſen zugleich der Hanſa den Untergang bereitet hatten.

Dieſer Krieg, welcher der Grafenkrieg genannt wird, weil die Grafen von Oldenburg und Hoya als die Hauptperſonen deſſelben galten, endigte im Anfange des Jahres 1536. Zwar beſtätigte Chriſtian III. im Frieden den Hanſeaten ihre Vorrechte von neuem. Allein da die Macht der Städte gebrochen, war es voraus zu ſehen, daß ihre Privilegien nicht lange mehr anerkannt werden würden.

Nach beendigtem Kriege beſchäftigte ſich Chriſtian III. zunächſt mit der Einführung

der Reformation. Ganz Nord-Deutschland, Schweden und die Ostseeprovinzen hatten die neue Lehre schon ergriffen. Das dänische Volk war ihr zugethan. Den Widerspruch, welcher nur von Seiten der Bischöfe zu erwarten war, schlug der König nieder, indem er an einem und demselben Tage sämmtliche Bischöfe Dänemarks verhaften und die Kirchengüter einziehen ließ. Der Adel nahm Theil an der Beute und gewann dadurch an Bedeutung. Doch bewirkte Christian III., daß sein Sohn Friedrich, im Jahre 1542, zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Er bereitete dadurch das Erbrecht seiner Familie auf die dänische Krone vor. Seine deutschen Besitzungen mußte er aber mit seinen beiden Brüdern Johann und Adolph theilen. Nach Johann's Tode fiel Hadersleben den überlebenden Brüdern in gleichen Hälften zu. Adolph behielt die Gottorp'schen, Christian die Flensburg'schen Lande. Das Loos der Bürger und Bauern Dänemark's wurde unter Christian III. immer trauriger. Nach dessen Tode 1559 folgte ihm sein Sohn Friedrich II. nach. Unter seiner Regierung war es, daß die Dithmarschen, welche sich das ganze Mittelalter hindurch ihre Freiheit erhalten hatten, dieselbe verloren. Mitten im Frieden überfiel Friedrich II., in Verbindung mit den zwei Herzogen Adolph von Holstein-Gottorp und Johann von Hadersleben die unvorbereiteten Bauern zu einer Zeit, da die Moräste, welche sie im Kampfe mit König Johann geschützt hatten, ausgetrocknet waren. Die Dithmarschen vertheidigten sich mit großem Heldenmuthe, mußten aber der Uebermacht weichen und sich hinfüro das Loos der herzoglich holsteinischen Bauern gefallen lassen. Die drei Herzoge theilten das Ländchen unter sich und machten die Dithmarschen zinsbar. Mit dem Gelde, welches Friedrich II. aus Bürgern und Bauern preßte, hielt er einen sehr glänzenden Hof, förderte Künste und Wissenschaften, soweit ein herrschsüchtiger König es vermag, und verwendete namentlich große Summen auf die astronomischen Anstalten, welche sein Günstling Tycho de Brahe in Uranienburg leitete. Keppler, das astronomische Genie seiner Zeit, fand keinen reichen Gönner, wie Tycho, welcher an dem alten ptolemäischen Systeme festhielt und daher trotz allen Fleißes und aller Mühen die Wissenschaft nicht wesentlich fördern konnte

Friedrich II. benützte die Wirren, in welche Schweden durch die Geisteskrankheit Erich's XIV. gerathen war, zu einem Kriege, welcher nach sieben Jahren durch den Stettiner Frieden beendigt wurde. Damals stand er auf seinem Glanzpunkte. Er vereinigte unter seinem Scepter außer Dänemark und Norwegen, die Häfte von Schleswig und Holstein und die Landstriche Schoonen, Halland, Blekingen, Herjedalen, Jenitland, Bohus und die sogenannte Wyck, welche zusammen den fünften Theil der Bevölkerung umfaßten.

Friedrich starb (1588). Ihm folgte sein Sohn Christian IV., den er im Jahre 1586 zu seinem Nachfolger hatte erwählen lassen. Dieser zählte beim Tode seines Vaters erst elf Jahre. Er stand daher Anfangs unter der Vormundschaft, welche der Reichsrath mit Ausschluß der nächsten Angehörigen des jungen Königs an sich zog. Damals schon versuchten die Dänen, Schleswig und Holstein als ein Nebenland Dänemark's zu behandeln und die Wirksamkeit der dänischen Regentschaft auch über diese deutschen Herzogthümer auszudehnen; allein vergebens. Die beiden deutschen Herzogthümer behaupteten ihre Selbstständigkeit und wählten, nach einem ihnen von Christian I. ertheilten Rechte, selbst den Regenten des Landes. In seinem siebenzehnten Jahre ließ sich Christian durch den Kaiser für volljährig erklären. Die Schleswig-Holsteiner erkannten diesen kaiserlichen Beschluß an, nicht aber die dänischen Reichsräthe, welche ihm die Regierung erst in seinem zwanzigsten Jahre (1596) überließen, und zwar nachdem er eine sogenannte Kapitulation unterzeichnet hatte, welche ihm die Hände noch mehr, als seinen beiden Vorgängern band.

Mit Hülfe eines kaiserlichen Beschlusses führte Christian in den Herzogthümern das Erstgeburtsrecht ein, und beugte dadurch weiteren Theilungen vor. Die beiden Herzog-

thümer verfielen ſeit dieſer Zeit in zwei Theile, den herzoglichen oder gottorpiſchen und den königlichen oder flensburgiſchen. Chriſtian duldete nicht, daß die Stände von dem ihnen eingeräumten Wahlrechte Gebrauch machten, vielmehr ſtellte er das unbeſchränkte Erbrecht ſeiner Familie in den beiden deutſchen Herzogthümern feſt.

Chriſtian IV. war ein thätiger, auf die Erweiterung ſeiner Macht und der Grenzen ſeines Reiches ſtets bedachter Fürſt. Allein ſtatt die gedrückten Stände der Bauern und Bürger zu heben, ſuchte er ſeine Stütze nur in dem Adel. Dieſer hatte ſchon viel zu große Vorrechte, als daß Dänemark unter deſſen Drucke die Hülfsquellen, die ihm zu Gebote ſtanden, ungehindert hätte benützen können. Er erlangte zwar einige Vortheile von Schweden im Frieden zu Knäröd*). Allein ſowohl im Kriege gegen das Haus Habsburg†), als in demjenigen, welchen er während der Minderjährigkeit der Königin Chriſtine mit Schweden führte, erlitt Dänemark Niederlagen, von welchen es ſich nie wieder erholte. Im Frieden zu Brömſebro (13. Auguſt 1645) mußte es allen ſchwediſchen Provinzen unbeſchränkte Freiheit vom Zolle im Sunde und in den beiden Beiten zugeſtehen, Jemtland, Herjedalen, Gothland, Halland und die Inſeln Gottland und Oeſel thatſächlich auf immer, wenn auch dem Namen nach nur auf dreißig Jahre, abtreten; überdieß mußte Chriſtian ſeine Anſprüche auf Bremen und Verden aufgeben.

So glänzend Chriſtian's IV. Herrſchaft begonnen hatte, ſo trübſelig ging ſie zu Ende. Er ſtarb (28. Februar 1648), nachdem er ſechszig Jahre lang die Würde eines Königs von Dänemark inne gehabt hatte, und erlebte nicht mehr den Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens.

§ 90. Schweden (1523—1648).

Weit mehr, als in Dänemark zeigte es ſich in Schweden, daß die beiden ſkandinaviſchen Reiche durch ihre Vereinigung unter einem gemeinſchaftlichen Könige nur leiden konnten. Schweden erhob ſich im Laufe dieſes Zeitabſchnitts zu einer der Großmächte Europa's. In einer Zeit, da England durch die ſchlechte Regierung Karl's I. abgehalten wurde, ſeine Stelle unter den proteſtantiſchen Mächten auszufüllen, ſtellte Schweden das Gleichgewicht wieder her.

Dänemark beſaß dazumal ein Gebiet und eine Volkszahl, welche dem äußern Anſchein nach, der ſchwediſchen Macht wenigſtens gleich ſtand. Es konnte aber mit dieſer nicht wetteifern, weil die Grundlagen ſeines Reiches Bürger und Bauern-Stände gedrückt und geſchwächt waren, und daher keine nachhaltige Kraft beſaßen, während ſie in Schweden ihre Vertreter neben Adel und Geiſtlichkeit in die Ständeverſammlung ſandten und ſich dadurch vor Unbill ſchützen konnten.

Guſtav Waſa hatte nicht minder ſchwere Kämpfe in Schweden zu beſtehen, als der neuerwählte König Friedrich I. in Dänemark. Er ſuchte durch Kraft, Umſicht und Mäßigung die Wunden zu heilen, welche Chriſtian II. dem Lande geſchlagen hatte. Wiederholte Aufſtände warf Waſa mit großem Nachdrucke nieder. Er führte die Reformation in Schweden nach alt lutheriſcher Weiſe ein, behielt aber die Biſchöfe bei. Im Jahre 1527 ließ er durch einen Reichstagsbeſchluß das Lutherthum zur Staatsreligion erklären. Zwar ſtieß er auch ſpäter noch auf einigen Widerſtand, doch war dieſer nicht von großer Bedeutung. Obgleich die Maſſe des Volkes keine große Selbſtthätigkeit in religiöſen Streitigkeiten entwickelte, nahm ſie doch mit Vorliebe die neue Lehre an. Dieſe ſchlug daher in Schweden, wie in Dänemark und Norwegen ſchnell feſte Wurzeln. Je raſcher es übrigens geſchah, und je eifriger König und Adel

*) S. § 90. †) S. oben § 40. S. 294 f.

den Uebergang von dem alten zum neuen Glauben begünstigten, je weniger heftig und je kürzer andauernd der Kampf war, desto geringere geistige Errungenschaften ergaben sich aus dieser Bewegung. Die lutherische Lehre war selbst so voll von Irrthümern, daß sie nur insofern einen höheren Werth besaß, als sie das Joch der römischen Herrschaft und die Bahn zu neuen, besseren Religionsanschauungen brach. In Schweden trat nur zu bald an die Stelle des verknöcherten römischen Lehrbegriffs die protestantische sogenannte Rechtgläubigkeit, welche der freien Forschung und Selbstbestimmung fast ebenso große Hindernisse bereitete, als das Papstthum. Der Uebergang vom katholischen zum lutherischen Kirchendienste war nichts destoweniger ebensowohl ein Fortschritt, als derjenige, welcher um dieselbe Zeit auf politischem Gebiete statt fand, indem sich Schweden von Dänemark trennte und das Haus Wasa auf seinen Thron erhob.

Neben den inneren Kämpfen gingen auch mannigfaltige Kriege mit fremden Mächten einher. Wir haben oben*) schon des sogenannten Grafenkrieges erwähnt. Gustav Wasa führte denselben mit weit größerem Nachdrucke, als Christian III. Er war mit den Hanseaten über den Rest einer ihm in dem früheren Kriege vorgeschossenen Summe in Streit gerathen. Die Lübecker nahmen, um sich selbst bezahlt zu machen, Schiffe, welche dem Könige gehörten, sammt der Fracht hinweg. Gustav Wasa war nicht der Mann, welcher eine solche Behandlung ruhig hinnahm. Er hob die den Hanseaten bewilligten Privilegien auf und belegte alle in schwedischen Häfen ankernden lübeckischen Schiffe mit Beschlag. In dem sogenannten Grafenkriege, welchen die Hansestädte gegen ihn und Christian III. führten, verlor der Graf von Hoya sein Leben in derselben Schlacht, in welcher auch Gustav Trolle und der Graf von Tecklenburg blieben.

Gustav Wasa benützte die Zeit des Friedens mit unermüdlicher Thätigkeit, die Ordnung im Innern seines Reiches wieder herzustellen und dessen Wohlstand zu heben. Die Streitigkeiten, welche mit Christian III. von Dänemark obwalteten, schlichtete er friedlich in einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Könige zu Brömsebro (1541).

Gustav Wasa erlebte noch die Freude, sein Land in frischer Kraft aufblühen zu sehen. Er leistete demselben im Frieden nicht minder große Dienste, als im Kriege. Er verfuhr zwar häufig sehr gewaltsam, allein wie wäre dieses in damaliger Zeit anders möglich gewesen? Seine Absichten waren in der Hauptsache gut. Er wollte die Schweden glücklich machen und strenges Recht üben. Der schwedische Geschichtsschreiber Geijer rühmt von ihm: „im Ganzen ward doch das Volk zuletzt der Meinung des Königs, und lange nach seinem Tode sprach man von der letzten Hälfte seiner Regierung, als von der glücklichsten Zeit, deren man sich in Schweden erinnerte."

Mit den Dänen suchte Gustav Wasa Frieden zu halten und brachte lieber einige Opfer, als daß er wegen kleiner Grenzstreitigkeiten oder leerer Förmlichkeiten Krieg geführt hätte. Den Uebermuth der Hanseaten brach er und eröffnete dadurch seinem Reiche eine neue Bahn des Handels und der Betriebsamkeit. Die Russen, welche in Finnland eingefallen waren und mit barbarischer Grausamkeit gewüthet hatten, zwang er (April 1557) einen Waffenstillstand auf vierzig Jahre abzuschließen, welcher die Grenzen seines Reiches sicherte. Die Pfaffenpartei war natürlich mit Gustav Wasa nicht zufrieden, so wenig als diejenigen Phantasten, welche vermeinen, es sei möglich ohne Gewaltthätigkeit eine Revolution zu machen und siegreich durchzuführen. Gustav Wasa war allerdings weder ein Wilhelm von Oranien, noch ein Washington. Er konnte sich, was kriegerische Talente betrifft, mit seinem Enkel Gustav Adolph und an Staatsklugheit mit seiner Zeitgenossin Elisabeth von England nicht messen. Er war ein tapferer Krieger und ein Mann von gesundem Verstande und richtigem Gefühle. Er verwaltete seine Güter mit großem Fleiße,

*) S. § 89.

lebte einfach und ſparſam und legte durch ſeine Regierung den Grund zu dem Aufſchwunge, welchen Schweden unter ſeinem begabteren Enkel nahm. Wie viele Könige haben mehr geleiſtet?

Der größte Fehler, deſſen ſich Guſtav Waſa ſchuldig machte, war, daß er Schweden gleich wie ein adeliges Gut betrachtete und verwaltete. Er theilte daher ſeinem zweiten Sohne, dem nachherigen Johann II., Finnland, dem dritten, Magnus, Oſtergötland, dem vierten, dem nachmaligen Karl IX., Südermannland zu. Die Folge davon war, daß, als Guſtav Waſa den 29. September 1560 ſtarb, ſein älteſter Sohn, Erich XIV., mit ſeinen Brüdern in nie endende Streitigkeiten verwickelt wurde, welche die Macht Schwedens ſchwächten und ſein Glück trübten.

Erich hatte ab und zu Wuthanfälle, welche nur durch Geiſtesabweſenheit erklärlich ſind. In lichten Zwiſchenräumen fühlte er die bitterſte Reue über die von ihm, während ſeines Wahnſinns verübten Grauſamkeiten, ohne ſie natürlich ungeſchehen machen zu können. Die Verhältniſſe zu den Nachbarſtaaten waren für Schweden ſehr günſtig. Liefland und Eſthland ſuchten bei ihm gegen die Polen und Ruſſen Hülfe. Erich ſandte Truppen nach Reval (April 1561) worauf der ganze Adel von Eſthland ihm die Huldigung leiſtete. Die Ruſſen wagten es nicht, mit ihm Krieg anzufangen, da ihnen die Polen genug zu ſchaffen machten. Auch Liefland hätte Schweden damals leicht gewinnen können, wenn Erich's Bruder Johann ihm nicht feindlich entgegen getreten wäre. Dieſer hatte die Schweſter des letzten Jagellonen, Katharina, geehelicht und ſich dadurch zu Schweden und ſeinem Bruder in ein ſchiefes Verhältniß geſetzt. Seine Gemahlin, eine fanatiſche Katholikin, ſtand unter dem Einfluſſe verruchter Jeſuiten. Johann ſelbſt wähnte, unumſchränkter Herr von Finnland zu ſein, und war weit entfernt, dem Könige die verfaſſungsmäßige Hülfe zu leiſten, wie er ihm ſchuldig war. Es galt, Liefland gegen Polen in Schutz zu nehmen. Doch Johann ſtand damals mehr auf polniſcher, als auf ſchwediſcher Seite. Statt ſeinem Bruder Truppen zuzuführen, rief er die Polen und Preußen gegen denſelben auf. Zur Strafe dafür verurtheilten ihn die ſchwediſchen Stände als Aufrührer zum Tode. Erich ſchloß ihn in Abo ein und nahm ihn gefangen (1563).

Um dieſe Zeit wurden die Wuthanfälle Erich's immer ſchauderhafter. In einem derſelben ließ er die ganze Beſatzung, welche die Feſtung Elfsborg übergeben hatte, niederhauen, in einem anderen tödtete er ſelbſt im Gefängniſſe Niel Sture, einen hochherzigen Mann aus dem berühmten Geſchlechte, welches vor dem Hauſe Waſa Schweden ſo große Dienſte geleiſtet hatte. Nicht zufrieden mit dieſer Gräueltat, ließ Erich die übrigen Glieder der Familie Sture und mehrere andere Große des Reiches ermorden.

Zum Unglücke Schweden's brach um dieſe Zeit ein Krieg mit Dänemark aus, welcher mit furchtbarer Grauſamkeit geführt wurde, und ſieben Jahre dauerte. Erich war um ſo weniger fähig, denſelben mit Beſonnenheit zu führen, als ſich ſein Gemüth mehr und mehr verdüſterte. Das einzige Weſen, welches im Stande, den wilden Ausbrüchen ſeiner Wuth Schranken zu ſetzen, war eine Jungfrau, welche die Schweſter des Königs erzogen hatte. Obgleich ſie nur die Tochter eines Korporals war, heirathete ſie Erich (1568). Die Stände erkannten Erich's XIV. Ehebund als gültig. Johann hatte früher ſchon das Gleiche gethan.

Doch Erich war und blieb regierungsunfähig, zu einer Zeit da Schweden eines ſtarken Königs mehr, als jemals bedurfte. Seinen Bruder Johann hatte er (8. Oktober 1519) in Freiheit geſetzt. Mit dieſem verband ſich der jüngere Bruder Karl, um den unfähigen Erich von der Regierung zu entfernen. Es kann ſeinen Brüdern daraus kein Vorwurf gemacht werden, daß ſie ihm das Scepter aus der Hand wanden. Statt ihn aber für wahnſinnig erklären zu laſſen, zogen ſie ihn vor Gericht. Die Ständeverſammlung

ſetzte den unglücklichen König nicht bloß ab, ſie verurtheilte ihn auch zum Tode (im Anfange des Jahres 1569); und nur mit Mühe rettete ſeine Stiefmutter, die verwittwete Königin, ihm das Leben. Die Todesſtrafe wurde in lebenslängliche Gefangenſchaft verwandelt, ſeine Ehe für ungültig und ſeine Kinder für unrechtmäßig erklärt.

Johann ergriff, dem Beſchluſſe der Stände gemäß, die Zügel der Regierung. Er hatte ſchon dadurch eine ſchwere Schuld auf ſich geladen, daß er das Todesurtheil gegen ſeinen Bruder angeregt hatte. Er verzehnfachte dieſe, indem er zuerſt den unglücklichen Erich grauſam durch Gefängnißqualen mißhandelte und am Ende vergiften ließ (26. Februar 1576).

Johann ſchloß kurz, nachdem er den ſchwediſchen Thron beſtiegen hatte, zu Stettin Frieden mit Dänemark (1570) unter läſtigen Bedingungen *). Lange ſchwankte er zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus, zwiſchen Schweden und Polen hin und her. Am Ende überzeugte er ſich doch, daß ihm Schweden und der Proteſtantismus ſichere, Polen und die katholiſche Kirche dagegen ſehr unzuverläſſige Stützen ſeien. Die Jeſuiten hatten ſchon geglaubt, von Schweden Beſitz ergreifen zu können, und hatten als Vorboten ihrer künftigen Herrſchaft vorerſt die bei ihnen üblichen Aufbetzungen und Schimpfereien den Schweden zum Beſten gegeben. Da übrigens der Jeſuite Poſſevin den König Johann beim Abſchluß des Friedens mit Polen (1582) um Liefland betrog, ſo befürchtete dieſer nicht mit Unrecht, der Orden möchte ihn auch in Religionsangelegenheiten täuſchen.

Er ſchickte die Jeſuiten zum Lande hinaus, hob ihr Kollegium zu Stockholm auf, beſetzte die Lehrſtellen mit eifrigen Proteſtanten und ließ alle zur katholiſchen Religion übertretenden Schweden mit Landesverweiſung bedrohen. Seinen Sohn Siegmund aber ließ er katholiſch erziehen. Dieſen wählten die Polen zum Könige (1589).

Schweden und Polen waren wegen der Oſtſee-Provinzen in langwierigen Kriegen, Schweden war durchaus proteſtantiſch, Polen fanatiſch katholiſch. Unmöglich konnte ein und derſelbe König beiden Nationen Genüge leiſten, um ſo weniger, als damals die Könige nicht ſo entbehrlich waren, wie in unſeren Tagen, als die Völker von ihnen erwarteten, daß ſie im Kriege das Heer befehligten und im Frieden die Verwaltung perſönlich leiteten. Der Herzog Karl von Südermannland handelte daher nicht bloß in ſeinem perſönlichen Intereſſe, ſondern auch in demjenigen ſeiner Nation, indem er ſich bemühte, den Jeſuiten-Zögling Siegmund, wenn nicht von den Ehren, ſo doch von der Machtvollkommenheit eines Königs von Schweden fern zu halten.

Schon bei Lebzeiten Johann's hatte Karl großen Einfluß auf die Regierung gewonnen. Als der König ſtarb (17. November 1592), ergriff er ſofort die Zügel der Regierung und ließ ſie nicht wieder los, ſo lang er lebte. Ein Jahr verging, bevor Siegmund III. aus Polen nach Schweden kam. Karl zwang ihn, in Uebereinſtimmung mit den Ständen eine Urkunde auszuſtellen, welche Schweden vor den Umtrieben der Jeſuiten, welche ſeinen Neffen beherrſchten, ſicher ſtellen ſollte. Allein auch abgeſehen von dieſer, gelangte Siegmund, welcher mehr Pole, als Schwede war, und von ſeinen polniſchen Landsleuten nur ſelten und auf kurze Zeit, die Erlaubniß erhielt, ſich in Schweden aufzuhalten, in dieſem Reiche nie zu Anſehen und Macht. Die Nation konnte ihm kein Vertrauen ſchenken, und hatte an Karl einen eben ſo eifrigen, als umſichtigen Vertreter der proteſtantiſchen und ſchwediſchen Intereſſen gegenüber den polniſchen und katholiſchen Beſtrebungen Siegmund's.

Nachdem ſich dieſer (14. Juli 1594) wieder eingeſchifft hatte, trat Karl, in Uebereinſtimmung mit den Ständen des Reiches, ihm mit mehr Nachdruck entgegen. Der Reichstag verſammelte ſich (30. September 1595) und faßte den Beſchluß, die katholiſche

*) S. oben § 89.

Religion ſolle im ganzen Reiche abgeſchafft werden, und Herzog Karl ſolle bis zur Rückkunft des Königs mit ſehr ausgedehnten Vollmachten Reichsvorſteher ſein.

König Siegmund, der ſich dieſe Beſchlüſſe nicht gefallen laſſen wollte, hatte in Schweden nur den Statthalter von Finnland Klaus Flemming, und die Familie Stenbock auf ſeiner Seite. Gegen den erſtern erhoben ſich die finniſchen Bauern. Sie wurden zwar von Flemming mit furchtbarer Grauſamkeit niedergeworfen. Doch als derſelbe (1594) ſtarb, nahm die Herrſchaft Siegmunds auch in Finnland ihr Ende. Als dieſer mit einem polniſchen Heere nach Schweden kam, ſchlug ihn Karl bei Stängebro (25. Sept. 1598). Siegmund mußte ſeine fremden Söldner entlaſſen. Zwar ſollte er unter gewiſſen Bedingungen die Regierung des Landes führen dürfen. Statt aber dieſe zu erfüllen, reiſte er ab. Die ſchwediſchen Stände ſagten ſich daher gänzlich von ihm los und beſchloſſen, daß, falls er nicht innerhalb ſechs Wochen ſeinen Sohn Ladislaus nach Schweden ſchicke, um in der proteſtantiſchen Religion zum Könige des Landes erzogen zu werden, er und ſeine Nachkommen ihres Rechtes auf die ſchwediſche Krone verluſtig ſein ſollten.

Siegmund ſchickte ſeinen Sohn nicht nach Schweden. Karl beherrſchte von dieſer Zeit an zuerſt unter dem Titel eines Reichsvorſtehers, und ſpäter (ſeit 1604) als Erbfürſt das Land. Die Nachkommen des Königs Johann II. wurden von der Thronfolge auf immer ausgeſchloſſen, und Karl's Sohn Guſtav Adolph als Kronprinz anerkannt. Erſt im Jahre 1608 ließ ſich aber Karl krönen.

Während Chriſtian IV. in Dänemark ſich auf den Adel ſtützte, bildete der Bürger- und Bauernſtand Schwedens die Stärke Karl's. Nur unter dem Adel zählte Siegmund Anhänger. Karl ſcheute ſich nicht, ihnen mit Kraft entgegen zu treten, bisweilen miſchte ſich in dieſelbe auch Härte. Doch die Gefahren waren groß, welche er zu beſtehen hatte, und inmitten derſelben iſt es ſchwer, das richtige Maß zwiſchen nothwendiger Strenge und wünſchenswerther Milde zu halten.

In Finnland, Eſthland und Liefland hatte Karl mit den Polen zu kämpfen. Ruſſen und Dänen griffen ihn an. Doch er verzagte nicht. Er hatte an de la Gardie und Ewert Horn zwei tüchtige Feldherren. Ungeachtet der Uebermacht, welche ihn von allen Seiten bedrängte, wich Karl nicht. Sein General de la Gardie rückte bis Nowgorod vor. Eine Partei in Rußland bot ſogar dem zweiten Sohne des Königs, Karl Philipp, den ruſſiſchen Thron an*).

Inmitten aller dieſer Wirren ſtarb Karl IX. (Oktober 1611). Sein Sohn Guſtav Adolph war noch nicht achtzehn Jahre alt. Er bildete ſich frühzeitig zum Krieger und erſetzte die ihm fehlende höhere politiſche Befähigung dadurch, daß er den größten Staatsmann Schwedens aufzufinden und ſeinem und des Reiches Dienſte zu erhalten wußte.

Er bewilligte im Frieden von Knäröd den Dänen günſtige Bedingungen (1613), um den Krieg gegen Rußland mit mehr Nachdruck betreiben zu können. De la Gardie ſchlug die Ruſſen bei Staraja Ruſſa (Juli 1614). Nach mannigfaltigen Kämpfen ſchloß Guſtav Adolph (27. Februar 1617) den Frieden zu Stolbowa, durch welchen er Karelien, Ingermannland, Kexholm, Jama, Iwangorod, Nöteburg und Koporie gewann, und Rußland von der Oſtſee gänzlich ausſchloß.

Der Krieg mit Polen brach von neuem aus, und dauerte mit wenigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1629. Guſtav Adolph bildete ſich in demſelben zum erſten Feldherrn Europa's aus. Im Vertrage zu Altmark ſicherten ihm die Polen, außer einem ſechsjährigen Waffenſtillſtande, Liefland und die Städte Memel, Elbing und Pillau zu. Jetzt erſt war er im Stande, an den Weltbegebenheiten auf einem weitern Felde Theil zu nehmen. Er brach die Macht des Hauſes Habsburg und der katholiſchen Liga, ſtellte das Gleichge-

*) S. unten § 95.

wicht zwiſchen der proteſtantiſchen und katholiſchen Partei in einer Zeit wieder her, als die Jeſuiten ſchon glaubten, die Reformation vollſtändig erſticken zu können, und gab der ſchwediſchen Nation eine ſo kräftige Anregung, daß ſie auch nach ſeinem Tode die von ihm betretene Bahn nicht verließ und fortkämpfte bis der Zweck erreicht war, für welchen er die Waffen ergriffen hatte.*)

Ungeachtet der vielen Kriege, welche faſt die ganze Kraft Guſtav Adolph's in Anſpruch genommen, hatte er doch die Künſte des Friedens ſtets gehegt. Er fand Zeit, ſich lebhaft mit der Belebung des Bergbau's, des Handels und der Gewerbe zu beſchäftigen. Er gründete zahlreiche Unterrichts-Anſtalten, namentlich die Univerſität Dorpat, beſchenkte reichlich die Univerſität Upſala. Seine Regierung bezeichnet den ruhmvollſten Abſchnitt der ſchwediſchen Geſchichte.

Guſtav Adolph hinterließ keinen Sohn und ſeine Tochter Chriſtine zählte beim Tode ihres Vaters erſt ſechs Jahre. Ein aus fünf und zwanzig Mitgliedern beſtehender Reichsrath, an deſſen Spitze die fünf Vorſitzer der Miniſterien ſtanden, ergriff die Zügel der vormundſchaftlichen Regierung. In deſſen Schooße beſaß die Familie Oxenſtierna den vorherrſchenden Einfluß. Der dreißigjährige Krieg dauerte fort. Inmitten des blutigen Kampfes ging der mit Polen abgeſchloſſene Waffenſtillſtand zu Ende. Schweden mußte eine Erneuerung deſſelben mit einigen Opfern erkaufen. Es war ſtark genug, zugleich mit dem Hauſe Habsburg und Dänemark zu ſtreiten, und zwang den König Chriſtian IV. im Frieden von Brömſebro (13. Auguſt 1645) zu ſehr bedeutenden Zugeſtändniſſen †).

Die Oxenſtierna's waren ſehr kriegeriſch geſinnt. Doch Chriſtine drang auf den Abſchluß des Friedens. Schweden erhielt durch denſelben einen Zuwachs an Macht, der es an die Seite der erſten Reiche Europa's ſtellte. Seine Beſitzungen erſtreckten ſich vom äußerſten Norden, wo die Lappen wohnen, bis tief in das Herz Deutſchland's. Es beherrſchte faſt die ganze Küſte der Oſtſee, und hatte ſich einen kriegeriſchen Ruhm erworben, welcher lange Zeit alle ſeine Unternehmungen förderte. Der Adel Dänemarks hatte nicht verhindern können, daß Chriſtian IV., obgleich ein thätiger und talentvoller Mann, in den Entſcheidungskriegen, die er führte, ſowohl von dem Hauſe Habsburg, als von den Schweden beſiegt wurde, während dieſe, durch die Kraft ihrer Bürger und Bauern gehoben, in dem großen europäiſchen Völkerkampfe den Ausſchlag gaben.

§ 91. Preußen, Liefland, Eſthland und Rußland.

Wenn die Reformation gar nichts anderes bewirkt hätte, als die Befreiung der katholiſchen Geiſtlichen der verſchiedenen Klaſſen — Weltgeiſtliche, Mönche, Nonnen und Halbmönche, — aus den Ketten gezwungener Ehelosigkeit, ſo hätte ſie ſchon einen höchſt bedeutungsvollen Fortſchritt bezeichnet. Doch ganz ähnliche Feſſeln, wie auf dem Gebiete der Ehe, brach ſie auf dem Felde der Künſte und Wiſſenſchaften, des praktiſchen Lebens, in Staat und Kirche. Einen beſondern Aufſchwung brachte ſie in den Staaten hervor, welche von allen vier Seiten die Oſtſee begrenzen. Schweden wurde durch dieſelbe zu einer Weltmacht. Dänemark hätte ſich in Folge der geiſtigen Bewegung des ſechszehnten Jahrhunderts nicht minder empor gehoben, wenn nicht der Adel dort zu viel Gewalt gehabt und die nützlicheren Stände der Bürger und Bauern erdrückt hätte. Ihre ganze Fülle belebender Kraft bewährte die Reformation aber an jenen Küſtenländern, welche unter der Herrſchaft verſchiedener Ritterorden ſtanden, deren Mitglieder alle das Gelübde der Keuſchheit abgelegt hatten. Ich gehöre nicht zu den Bewunderern der preußiſchen Monarchie unſerer Tage. Allein wenn wir die Zuſtände des Landes, von welchem ſie ihren Namen

*) S. oben §§ 41—45 S. 301 ff. †) S. oben § 89.

trägt, in den Jahrhunderten vor der Reformation, mit denjenigen vergleichen, welche ſich in Folge derſelben dort entwickelten, ſo müſſen wir einräumen, daß der Fortſchritt ein rieſenhafter war. Nicht ſo groß war er in den weiter nach Oſten und Norden zu gelegenen Provinzen Liefland, Eſthland und Kurland aus denſelben Gründen, wie in Dänemark: weil eine habgierige und herrſchſüchtige Ariſtokratie, gleich einem ſchweren Alpe auf der Maſſe des Volkes laſtete. In allen dieſen Gegenden geſtaltete ſich der Uebergang von der katholiſchen zur proteſtantiſchen Religion mit außerordentlicher Leichtigkeit. Allein gerade weil derſelbe auf ſo geringen Widerſtand ſtieß, weil er auf geiſtigem Gebiete, wie auf dem Felde des praktiſchen Lebens kaum eine Schlacht hervorrief, faßten die Bewohner dieſer Gegenden die neue Lehre weniger tief auf, als die Länder, welche Jahrzehnte hindurch mit ihrem Herzblut die Kämpfe gegen Päpſte und Jeſuiten beſiegeln mußten.

Seit dem Jahre 1511 war der Markgraf Albrecht, der Sohn des Markgrafen Friedrich von Ansbach und Baireuth, aus der fränkiſchen Linie der Hohenzollern zum Hochmeiſter des deutſchen Ordens erwählt worden. Die Zeit der Kreuzzüge und der Begeiſterung für das katholiſche Chriſtenthum war vergangen. Die Ritter fühlten ſelbſt nicht mehr jenen Bekehrungsdrang und Fanatismus, welcher früher oft zu Siegen geführt hatte. Die thatkräftige Hülfe, welche die religiöſe Richtung vergangener Jahrhunderte ihnen zugeführt hatte, ſtockte, während die mächtigen Könige rings um ſie her ſie mehr und mehr bedrohten. Die natürlichen Bande der Familie, der Gemeinde und des Staats wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert ſtärker, die unnatürlichen Ketten gezwungener Eheloſigkeit ſchwächer. Schon wenige Jahre, nachdem Luther ſeine Sätze in Wittenberg angeſchlagen hatte, nahm der Hochmeiſter Albrecht, auf Luther's Rath und in Uebereinſtimmung mit den Ständen die Reformation an. Er verwandelte ſeine Pfründe in ein Herzogthum, das ſich auf ſeine Nachkommen vererbte. Georg von Polenz, Biſchof von Samland, hatte die erſte Anregung zu dieſem Umſchwung der Dinge gegeben (1522). Die Ritter folgten dem Beiſpiele ihres Hochmeiſters, vermählten ſich und lebten im Schooße glücklicher Familien, ſtatt, wie früher, theils in mönchiſcher Abgeſchloſſenheit, theils in vornehmer Ausſchweifung. Das Land nahm an Wohlſtand und Bildung zu. Doch legten die Ritter nur einen Theil ihrer Verkehrtheiten ab, ſie behielten ihre adeligen Vorurtheile und Anmaßungen bei, unter welchen die große Maſſe des Volkes litt Doch es war ein Gewinn, daß ſie wenigſtens ihre religiöſen Verſchrobenheiten abſtreiften. Nur dadurch glaubte übrigens Albrecht ſein gewagtes Unternehmen ſicher ſtellen zu können, daß er ſich mit Polen im Frieden zu Krakau (am 8. April 1525) verſtändigte und die Oberlehensherrlichkeit dieſes Reiches anerkannte. Er hatte zwar mannigfaltige Kämpfe zu beſtehen, der Kaiſer Karl V. verhängte über ihn die Reichsacht, ſeine Theologen zankten und ſtritten ſich. Doch erreichte er ſein Ziel. Er gründete Schulen, ließ Lehrbücher in deutſcher, polniſcher und litthauiſcher Sprache drucken, veranlaßte, daß die Bibel in's polniſche überſetzt wurde und gründete (1544) zu Königsberg eine Univerſität. Die reichen Güter des Ordens ſetzten ihn in den Stand, für die Bildung des Volkes Sorge zu tragen. Er führte eine geordnete Rechtspflege ein und legte überhaupt den Grund zu der nachmaligen Größe ſeines Landes. Ihm folgte, als er ſtarb (1568), ſein Sohn Albrecht Friedrich. Dieſer war anfangs minderjährig und verfiel ſpäter in Blödſinn. Statt ſeiner führte zuerſt der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach die Regierung, nach deſſen Tode (1603) der Kurfürſt Joachim Friedrich und nach dieſem (1608) deſſen Sohn und Nachfolger Johann Siegmund, deſſen Schwiegerſohn, Preußen erbte und mit dem Kurfürſtenthum Brandenburg vereinigte. Er ſtarb aber ſchon nach einem Jahre. Ihm folgte Georg Wilhelm (1619—1640) den wir in der Geſchichte Deutſchland's*) bereits kennen gelernt haben. Sein

*) S. oben § 41 ff. S. 301 ff.

Minister, Graf Adam von Schwarzenberg, ein Katholik, der im österreichischen Solde stand, beherrschte den Kurfürsten und sein Land, ohne beide gegen die Schweden oder gegen die Habsburger schützen zu können. Dem schwachen Georg Wilhelm folgte Friedrich Wilhelm (1640—1688). Er nahm, sobald es die Zeitverhältnisse erlaubten, den Schweden und den Oesterreichern gegenüber eine selbstständige Stellung ein und errang durch geschickte Unterhandlungen im westphälischen Frieden eine bedeutende Vermehrung seines Gebietes*).

Das von dem Hochmeister Albrecht in Preußen gegebene Beispiel, ahmte (1561) der Groß- oder Heermeister Gotthard Kettler nach, indem er Kurland zu einem weltlichen Herzogthum machte. Er vererbte dasselbe bis in's achtzehnte Jahrhundert auf seine Nachkommen, hielt es aber, gleich dem Markgrafen Albrecht, für räthlich, sein Herzogthum von Polen zu Leben zu nehmen. Estland fiel unter schwedische, Liefland, in welchem Walter von Plettenberg, der ruhmgekrönte Besieger der Russen†), früher schon die Reformation eingeführt hatte, unter polnische Herrschaft. Blutige Kriege zwischen den drei mächtigen Nachbarstaaten, Schweden, Rußland und Polen, welche alle diese wichtigen Küstenländer zu gewinnen suchten, dauerten fast bis zum Ende dieses Zeitabschnittes mit geringen Unterbrechungen fort. Auch Dänemark streckte eine Zeit lang seine Hand nach Liefland aus. Im Vertrage zu Altmark mußten die Polen Liefland an Gustav Adolph von Schweden nebst mehreren Städten in Preußen abtreten.

Die unglücklichen Bewohner der Ostseeprovinzen gewannen durch die Veränderungen, welche sich im Laufe dieses Zeitabschnittes zutrugen, wenig. Die mit unerhörter Grausamkeit geführten Kriege verwüsteten das Land, die Bauern blieben nach wie vor leibeigen. Die Ritter herrschten mit großer Härte und die Städte hielten fest an ihren mittelalterlichen Privilegien. Die glücklichste Zeit war für Estland und Liefland diejenige, da sie unter schwedischer Herrschaft standen, indem die schwedischen Könige ihnen doch einigen Schutz gegen die Bedrückungen des Adels gewährten, ihren Handel und ihre Schifffahrt hoben und die Bildung des Volkes beförderten.

Die Stammesverschiedenheit zwischen den herrschenden Deutschen und den unterdrückten Bauern lettischer Abkunft erschwerte die Annäherung zwischen beiden Theilen. Die Bauern blieben unzufrieden mit ihren Herren, diese konnten nie auf den guten Willen der Masse des Volkes rechnen und waren daher der Willkür ihrer übermächtigen Nachbarn preis gegeben. Sie mußten von den Russen sich plündern und morden lassen, sich bald den Polen und bald den Schweden unterwerfen, bis sie am Ende der despotischste aller ihrer Nachbarn, der russische Czaar verschlang.

Neunter Abschnitt.

Die östlichen Reiche Europa's.

§ 92. Polen.

Von den östlichen Reichen Europa's nahmen nur Polen, Ungarn und Siebenbürgen an den Kämpfen dieses Zeitabschnittes Theil. Rußland und die Türkei standen zu tief

*) S. oben § 44. S. 319. †) S. Weltgeschichte Buch VI. § 74.

unter der Bildung Mittel-Europa's, als daß ſie hätten verſtehen können, um was di. civiliſirten Nationen der Erde kämpften. Der Islam der Türken und die griechiſche Religion der Ruſſen boten keine Anknüpfungspunkte für die Reformation. Dieſe ging daher ſpurlos an ihnen vorüber, und gewährte ihnen nur inſofern Vortheil, als ſie die Kräfte der gebildeten Völker der Erde in Anſpruch nahm. Türken und Ruſſen hatten um ſo freieres Spiel im Oſten, je grimmiger die Nationen des Weſtens ſich gegenſeitig bekriegten.

Polen, Ungarn und Siebenbürgen nahmen einen lebhaften Antheil an den religiöſen Kämpfen der Zeit. Bei den nicht-germaniſchen Völkern konnte aber die Reformation einen dauernden Sieg nicht gewinnen, obgleich derſelbe mehr als einmal ſchwankend war. Die Jeſuiten gaben den Ausſchlag zu Gunſten des Katholicismus. Die vereinigte Herrſchaft des Pfaffenthums und des Adels können wenige Völker auf die Dauer ertragen. Sie bereitete den Untergang Polen's und die Unterjochung Ungarn's und Siebenbürgen's durch das Haus Habsburg vor.

Beim Beginne dieſes Zeitabſchnitts herrſchte Sigismund I. (ſeit 1506), der jüngſte Sohn König Kaſimir's IV.*) über Polen. Er war von milder Gemüthsſtimmung und hatte Sinn für Künſte und Wiſſenſchaften. Allein er geſtattete ſeiner zweiten Frau, der habgierigen und ränkeſüchtigen Bona Sforza, Tochter des Tyrannen von Mailand, Johann Galeazzo Sforza, einen Einfluß auf die Regierung, welcher für Polen höchſt verderblich war. Er hatte mit Ruſſen, Tartaren und den Wallachen und deren Hoſpodar Bogdan zu kämpfen, obgleich er ſelbſt friedlich geſinnt war. Als die Reformation die Gemüther in Bewegung ſetzte, ſchloß er ſich derſelben zwar nicht an, allein er widerſtrebte ihr auch nicht mit Gewalt. Sie breitete ſich daher in Polen, namentlich in dem polniſchen Preußen und Großpolen ſchnell aus. Er ließ es ſich gern gefallen, daß ſein Schweſterſohn Albrecht das Großmeiſterthum Preußen in ein weltliches Herzogthum verwandelte, das Albrecht ihm zu Lehen gab. Zu dieſer Unterordnung unter Polen, einem für Deutſchland ſehr nachtheiligen Schritte, wurde der Großmeiſter gezwungen, indem die deutſchen Stände ihm keine Hülfe gegen Polen ſandten, und der Kaiſer der Reformation ſo feindlich gegenüber trat, daß Albrecht von deſſen Seite nur auf Verfolgung rechnen konnte. In der That ſprach Karl bald ſchon die Acht über ihn aus. König Sigismund gewann die Oberlehnsherrlichkeit über eine Provinz durch ſeine Duldſamkeit, während dieſelbe dem deutſchen Vaterlande durch die Bigotterie des Kaiſers verloren ging. Nicht der Fürſorge deſſelben, ſondern dem Zufalle der Geburt hat es Deutſchland zu verdanken, daß Preußen ſpäter wieder unter die Herrſchaft eines deutſchen Fürſtenhauſes fiel. Sigismund I. ſtarb 1548. Ihm folgte ſein Sohn Sigismund II. Auguſt, welcher viel mit ſeiner verruchten Mutter Bona Sforza zu kämpfen hatte. Dieſes abſcheuliche Weib hatte, gleich ihrer Landsmännin und Zeitgenoſſin Katharina von Mediéis, geſucht, ſich die Herrſchaft dadurch zu ſichern, daß ſie ihren Sohn in Weichlichkeit erzog. Allein Sigismund II. war nicht ſo ſchwach, als die letzten Valois. Er ließ ſich weder von ſeiner Mutter, noch ſelbſt von dem durch dieſe gewonnenen Adel Geſetze vorſchreiben. Er hielt trotz dem Widerſtreben beider an der Gemahlin ſeiner Wahl Barbara Radziwill feſt. Doch was ſeinen Feinden nicht durch Ränke, gelang ihnen durch Gift. Schon im Jahre 1551 ſtarb ſeine junge Gattin an einem Tranke, den ihr wahrſcheinlich ihre Schwiegermutter gemiſcht hatte. Bona Sforza verſtand es, ungeachtet der Wachſamkeit ihres Sohnes unermeßliche Summen aus dem Lande zu ziehen. Sie lieh dem Despoten Philipp 320,000 Dukaten, welche Polen nie zurück erhielt und verließ (1555) das Land mit großen Schätzen, die ſie übrigens nicht lange genoß, da ihr ſchon zwei Jahre nachher (1557) ein Liebhaber denſelben Tod gab, den ſie ihrer Schwiegertochter bereitet hatte.

*) S. Weltgeſchichte Buch VI. § 72.

Sigismund II. war der Reformation günstig gesinnt, besaß aber nicht die Kraft, sich ihr offen anzuschließen, obgleich zu seiner Zeit die Mehrzahl des Volkes, die Hälfte des Senates und der größere Theil des Adels sie angenommen hatten. Gotthard Kettler trat ihm Liefland ab und gab ihm Kurland zu Lehen, als er dieses zu einem weltlichem Herzogthum umgestaltete (1561). Auf dem Reichstage zu Lublin (1569) verleibte Sigismund Litthauen förmlich dem Königreiche Polen ein. Preußen, Volhynien, Podolien, die Ukraine gehörten zu seinem Reiche. Polen war bei weitem der mächtigste Staat im Nordosten Europa's. Sigismund II. hielt den Adel und die Geistlichkeit in Schranken, gewährte den Protestanten, welche sich zu Sandomir (14. April 1570) zu einer mächtigen Körperschaft geeinigt hatten, durch einen Beschluß des Warschauer Reichstags volle Religionsfreiheit und förderte die Wissenschaften. Die Zeit seiner Regierung bildet den Glanzpunkt der polnischen Geschichte. Eine reiche Literatur schoß empor unter dem Schutze der Freiheit. Doch mit Sigismund endete diese kurze Zeit der Blüthe. Er war der letzte der Jagellonen. Polen wurde ein Wahlreich. Der Adel und die Geistlichkeit griffen um sich. Die Jesuiten hetzten die Parteien hinter einander und fachten den Fanatismus der Katholiken zu Glaubensverfolgungen an. So sank Polen schnell von der Höhe herab, die es unter den beiden ersten Sigismunden durch zeitgemäße Duldsamkeit in religiösen Dingen und eine kraftvolle Regierung erklommen hatte.

Die Polen wählten den elenden Herzog von Anjou, welcher an der Bartholomäusnacht einen blutigen Antheil genommen hatte, zu ihrem Könige. Zwar entfloh derselbe bald wieder aus dem Lande, als er die Nachricht von dem Tode seines Bruders Karl's IX. erhielt. Polen blieb aber in Folge dieses Fehlgriffs drei ganze Jahre (1572—1575) fast ohne alle Regierung. Stephan Bathory, welchen die Stände nachher erkoren, regierte zu kurz, als daß er den inneren Frieden Polen's auf einen dauernden Grund hätte legen können. Ueberdieß war er ein Jesuitenfreund und konnte schon aus diesem Grunde das Wohl des durch religiöse Meinungsverschiedenheiten bewegten Landes nicht fördern. Nach seinem Tode gelang es den Jesuiten, die Wahl ihres Zöglings Sigismund III., den wir schon in der Geschichte Schwedens*) kennen gelernt haben, durchzusetzen. Seine bigotte Mutter, Katharine, die Schwester Sigismund's II., hatte ihn zu einem fanatischen Katholiken herangebildet und ihn für die Lehren der Jesuiten, denen er sich ganz hingab, empfänglich gemacht. In Folge der gerechten Besorgnisse, welche er den Protestanten einflößte, verlor er den Thron seiner väterlichen Ahnen, verwickelte das Reich, das ihn gewählt hatte, in verderbliche Kriege mit den Schweden, und fachte in Polen selbst die Flammen der Zwietracht durch seine unmenschliche und verfassungswidrige Begünstigung der Katholiken und Zurücksetzung der Protestanten an. Es gelang ihm zwar mit Hülfe der Jesuiten, einen großen Theil der polnischen Protestanten wieder unter das alte Joch des Papstthums zurück zu führen, allein die von ihm entzündeten Kriege mit Schweden, welche sechzig Jahre lang dauerten und die inneren Kämpfe zwischen Protestanten und Katholiken, welche er herbeiführte, brachen die Kraft Polens. Er schwächte diese noch mehr, indem er den Pseudo-Demetrius unterstützte, in der Hoffnung, daß dieser Betrüger die römisch-katholische Religion in Rußland einführen würde, und die Kosacken zwingen wollte, die griechische mit der römischen Kirche zu vertauschen. Statt die den Polen wirklich gefährlichen Feinde, die Tartaren, Wallachen und Türken mit Nachdruck zu bekämpfen, opferte er die besten Kräfte seines Reiches im Kampfe gegen Protestanten und griechische Katholiken auf. Er sandte dem Kaiser Ferdinand II. Hülfstruppen zu Unterdrückung der deutschen Protestanten und that, was er konnte im Dienste der Jesuiten. Als er (1632) zu Warschau, wo er seine Wohnung dauernd aufgeschlagen hatte, starb, hatte er den gerech-

*) S. oben § 90 S. 594.

ten Grimm aller Proteſtanten und griechiſchen Katholiken rege gemacht. Die Jeſuiten vermochten Polen gegen denſelben nicht zu ſchützen. Polen wurde von Jahrzehent zu Jahrzehent immer ſchwächer und verächtlicher.

Nichts beweiſt mehr, wie ſehr die Schweden in ihrem guten Rechte waren, indem ſie ſich gegen Sigismund auflehnten, als deſſen Regierung in Polen. Kein König hat dieſem Lande ſo großen Schaden gebracht, als Sigismund III. Die Schweden konnten ſich vor ähnlichen Gefahren nur durch die Abſetzung des fanatiſchen Jeſuiten-Zöglings ſchützen.

Die Ruſſen hatten Sigismund's Sohn, Wladislaus, zu ihrem Czaaren gewählt, doch der römiſch-katholiſche Fanatismus und die Unentſchloſſenheit Sigismund's verhinderten, daß der ruſſiſche Thron an ſein Haus kam.

Wladislaus IV., welcher ſeinem Vater in Polen nachfolgte, war ein wohlmeinender und einſichtsvoller Fürſt. Allein er vermochte das Unkraut nicht auszujäten, das ſein Vater im Laufe einer ſechs und vierzigjährigen Regierung mit vollen Händen ausgeſtreut und mit allen der polniſchen Krone zu Gebote ſtehenden Mitteln gehegt hatte. Die Mißverhältniſſe, in welche Sigismund III. Polen zu den äußeren Mächten, namentlich zu Rußland, Schweden, der Türkei und zu den Koſacken verſetzt hatte, dauerten fort, ſowie die inneren Kämpfe zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, welche ſein Glaubenshaß hervorgerufen hatte. Vergebens ſuchte Wladislaus, ihnen ein Ziel zu ſetzen. Es iſt leichter, ein Feuer anzuſtecken, als es zu löſchen, namentlich wenn es faſt ein halbes Jahrhundert lang auf's eifrigſte genährt worden war. Mitten in den Wirren des Koſacken-Aufſtandes, welcher unter Chmielnizki ſehr drohend geworden war, ſtarb Wladislaus IV. (20. Mai 1648). Während Polen von Jahr zu Jahr an Macht und Anſehen verlor, hob ſich Schweden durch ſeine ſiegreichen Kämpfe in Deutſchland. Wenn zwei Nachbarſtaaten nicht gleichen Schrittes, vielmehr der eine vorwärts und der andere rückwärts gehen, ſo bereitet der eine künftige Siege, der andere künftige Niederlagen vor. Die Entſcheidung mag ſich, den Umſtänden nach, kürzer oder länger verzögern, ſie bleibt nicht aus und bringt dann zu Tage, in welcher Richtung die Nebenbuhler während der Zeit des Friedens geſchritten ſind.

§ 93. Donauländer.

Wie Polen gegen Norden, ſo ſtanden Ungarn und Siebenbürgen im Süden mitten zwiſchen dem civiliſirten Weſten und dem rohen Oſten. Polen war die Scheidewand, welche die Ruſſen, Ungarn das Bollwerk, welches die Türken von Deutſchland abhielt. Den Polen gelang es während dieſes Zeitabſchnittes, den Ruſſen Schranken zu ziehen, die Ungarn und Siebenbürger wurden aber eine Beute theils der Türken, theils der Habsburger. Die Polen bewahrten ſich zwar im Laufe dieſes Abſchnittes ihre Unabhängigkeit, allein ſie legten den Grund zu ihrem bevorſtehenden Untergange durch den Einfluß, den ſie den Pfaffen und dem Adel auf Koſten des Volkes geſtatteten. Aehnliche Gründe bereiteten die Unterwerfung der Ungarn durch die Türken und Habsburger vor.

Nachdem der Adel und die Geiſtlichkeit die nach Freiheit ſtrebenden Bauern unter ihrem großen Führer Doſa, nieder geworfen hatte *), ſank das unglückliche Land in tiefes Elend. Der Bauernſtand verlor die Hoffnung einer beſſeren Zukunft und mit dieſer alle Kraft und Vaterlandsliebe. Adel und Geiſtlichkeit ließen ihrem Uebermuthe die Zügel ſchießen und achteten nicht auf die ihnen von dem Südoſten her immer näher rückende Türkengefahr.

Als Ladislaus der ſiebente von Ungarn und der fünfte von Böhmen (1516) ſtarb, folgte ihm in beiden Reichen ſein Sohn Ludwig II. nach. Dieſer war ein nicht minder

*) S. Buch VI. der Weltgeſchichte § 36.

erbärmlicher Menſch, als ſein Vater geweſen war. Er brachte daher den Anfall Böhmen's und Ungarn's an Oeſterreich um einen Schritt näher der Verwirklichung, indem er, ſobald er das Alter dazu erreichte, Ferdinand's I. Schweſter Maria ehelichte und ſeine Schweſter Eliſabeth, oder, wie ſie ſpäter genannt wurde, Anna ſeinem Schwager Ferdinand zur Frau gab.

Ludwig war ein Schlemmer, ein träger, durchaus unfähiger Fürſt. Weder die Stürme der Reformation, noch der Türkenkriege konnten ihn aus ſeiner Schlaffheit erwecken. Thomas Münzer regte den ſchlummernden Sinn für Freiheit und religiöſes Streben in Böhmen wieder auf, indem er zu Prag lehrte und predigte*). Ludwig konnte zwar dieſen begeiſterten Gegner der Mißbräuche der alten Kirche aus dem Lande weiſen. Doch Münzer's Worte waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Taboriten und Orebiten, dieſe alten Anhänger des Johann Huß, konnten nicht wieder zu dem frühern Stumpfſinn zurück gebracht werden, nachdem ſie Kenntniß von den Bewegungen der deutſchen Nachbarländer erhalten hatten. Viele Böhmen, welche in Wittenberg ſtudirten, brachten die Lehren Luther's in ihre Heimath und verbreiteten ſie dort mit Feuer-Eifer.

In Böhmen widerſtrebten die Städte noch den verderblichen Uebergriffen des Adels. In Ungarn waren Bürger und Bauern denſelben ſchutzlos preis gegeben. Adel und Geiſtlichkeit beſaßen in dieſem Reiche nicht bloß allen Boden, ſondern auch die Gerichtsbarkeit, mit deren Hülfe ſie allen ihren Anmaßungen die Form Rechtens verliehen. Sie erhoben die Steuern für den König und ſorgten dafür, daß auch dieſe zum größern Theil in ihre eigenen Kaſſen floſſen. Der ſchwache König bettelte bei ſeinem ſtolzen Adel um Almoſen, ſtatt dieſen zu gewiſſenhafter Ablieferung der ausgeſchriebenen Abgaben anzuhalten.

Eine Lieblingsbeſchäftigung der vornehmen Herren war, neue Martern auszuſinnen, unter welchen ſie die in ihre Hände gefallenen Gegner zu Tode peinigen konnten. Sie folgten mehr den Beiſpielen, die ihnen ihre öſtlichen Nachbarn, der Woiwode der Wallachei, Wlad, mit den Beinamen des Pfahlkönigs, und die Türken, als welche ihnen die gebildeteren Völker des Weſtens gaben.

Ladislaus hatte vor ſeinem Tode angeordnet, daß die vormundſchaftliche Regierung unter der Oberaufſicht Siegmund's von Polen und des Kaiſers Maximilian, von mehreren Adeligen geführt werden ſollte. Der ungariſche Reichstag ernannte ſich aber ſelbſt zur vormundſchaftlichen Behörde und geſellte den Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach dem jungen Könige als Oberhofmeiſter bei. Georg war ein Schweſterſohn des Königs Ladislaus und beſaß als Ehemann der Wittwe Johann Corvin's anſehnliche Güter in Ungarn. Er hatte für nichts, als Feſtlichkeiten, Gaſtmähler und Tourniere Sinn und bildete den jungen König in derſelben verkehrten Richtung heran.

Gerade als Ferdinand I. ſeine Hochzeit mit Ludwig's Schweſter feierte (1521), brachte ein Geſandter des türkiſchen Sultan's Solyman, welcher Tribut von Ungarn forderte; einen unangenehmen Mißton in die Kreiſe des dortigen Hoflebens. Dem Geſandten folgten die türkiſchen Heere auf dem Fuße nach. Ludwig, welcher auch ſeine Heirath begehen wollte, ſah ſich veranlaßt, dieſelbe im Hinblick auf den drohenden Türkenkrieg aufzuſchieben. Schabacz fiel nach heldenmüthiger Vertheidigung in die Gewalt der Feinde. Belgrad wurde ihnen verrathen und verkauft.

Statt ruhig und beſonnen ſich zu dem Kriege zu rüſten, hatte Ludwig die Gefahren deſſelben dadurch vermehrt, daß er den türkiſchen Geſandten in's Waſſer werfen ließ. Der Adel eilte nicht freudig in die Schlacht, wie früher zu den Waffenſpielen. Er ſann auf Ausflüchte, ſich vom Kriegsdienſte frei zu machen und auf Kniffe, um die ganze Laſt deſſelben auf den Bürgerſtand zu wälzen.

*) S. oben § 7 S. 49.

Schon damals hätte Solyman leicht ganz Ungarn erobern können, wenn er nicht vorgezogen hätte, die ganze Kraft ſeines Reiches auf die Inſel Rhodus zu werfen. Ludwig wähnte, die Gefahr ſei vorüber und beging mit neuer Luſt die Feſte, die er ſo ſehr liebte. Er feierte ſeine Vermählung (nach Weihnachten 1522) in Böhmen und ſchwächte die geringe Widerſtandskraft ſeines Reiches dadurch noch, daß er vor ſeiner Abreiſe den mächtigen Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya kränkte, indem er demſelben den Palatinus Stephan Batbori vorzog, was zur Folge hatte, daß dieſe beiden Vaſallen des Reiches ſich gegenſeitig hemmten, ſtatt mit vereinter Kraft das Land in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Um das Maaß des Uebels voll zu machen, ſuchte Ludwig II. bei den Fugger Hülfe, welche ihm kleine Summen vorſtreckten, und ſich dafür die reichſten Einnahmequellen Ungarns abtreten ließen. Der Adel tobte gegen die wucheriſchen Fugger, ohne aber dem Könige die Mittel zu gewähren, ſich von denſelben los zu machen. Die Friſt welche Sultan Solyman den Ungarn ließ, ging ungenützt vorüber. Im Herbſte 1524 eroberten die Türken die Grenzfeſtung Szröny. Der Adel kam dadurch nicht zur Beſinnung. Vielmehr ſetzte er auf dem Felde von Rakos (Mai 1525) den Beſchluß durch, der Adel ſolle nicht in das Feld ziehen, ſondern ſtatt ſeiner ein Söldnerheer, zu welchem die Beſitzer großer Güter je fünfzig Reiter, der übrige Adel aber Kriegsſteuern beizubringen habe. Die Prälaten ſollten den Ertrag ihrer Zehnten auf die Anwerbung und Unterhaltung von Söldnern verwenden.

Mittlerweile rückte die Hauptmacht der Türken unter Solyman gegen Ungarn. Am 27. Juli 1526 fiel Peterwardein in ihre Gewalt, bald darauf Eſſek. Das Heer der Ungarn ſammelte ſich bei Mohatſch. Es zählte nur zwanzig tauſend Mann und achtzig Kanonen, während die Feinde hundert tauſend ſtark waren und dreihundert Kanonen mit ſich führten. Doch erwarteten die Ungarn von mehreren Seiten Zuzug. Johann Zapolya's Truppen waren ſchon bis Szegedin vorgedrungen. In wenigen Tagen konnten ſie ſich mit dem königlichen Heere vereinigen. Doch der Palatin Stephan Batbori wollte ſeinem Nebenbuhler nicht die Ehre gönnen, an der Schlacht Theil zu nehmen. Er drang darauf, die Türken ſofort anzugreifen. Umſonſt widerſtrebten Zapolya's Anhänger. So kam es (am 29. Auguſt 1526) zur Schlacht bei Mohacz. Die Türken vernichteten das ungariſche Heer faſt vollſtändig. Ludwig II., Georg Zapolya und die tapferſten Führer verloren alle ihr Leben. Der Palatinus und der Ban Bathyani, welche den Beſchluß des Angriffes durchgeſetzt hatten, brachten das übrige in Sicherheit.

Die Türken konnten Pyramiden von ungariſchen Köpfen bauen, Hunderttauſende in die Sklaverei ſchleppen, Dörfer und Städte einäſchern. Unter anderen wurden Fünfkirchen und Ofen ein Raub der Flammen. Ohne Widerſtand zu finden, rückten die grauſamen Feinde bis Gran vor. Aus Ofen führte Solyman die von Mathias Corvinus geſammelte Bibliothek unſchätzbarer Handſchriften hinweg. Doch dieſes Mal blieben die Türken nicht im Lande. Sie kehrten wieder um.

Die Habsburger ernteten alle Früchte des Sieges der Türken. Ferdinand I. wurde als König von den Böhmen anerkannt. Mähren und Schleſien unterwarfen ſich ihm. Durch Heirath, ohne Schwertſtreich, fielen ihm dieſe mächtigen Reiche zu.

Doch die Ungarn nahmen das Joch der Habsburger nicht ſo geduldig auf ihren Nacken, als Böhmen, Schleſier und Mähren Sie wählten (10. November 1526) auf dem Reichstage zu Stuhlweißenburg Johann Zapolya zu ihrem Könige, die Anhänger des Hauſes Habsburg dagegen zu Preßburg Ferdinand I. Zu dem drohenden Türkenkriege trat ein Streit zwiſchen zwei Thronbewerbern hinzu. Zapolya wurde anfangs aus dem Felde geſchlagen. Er verband ſich aber (1528) mit den Türken Schon im folgenden Jahre (1529) brach Solyman an der Spitze eines zahlreichen Heeres auf, ſetzte Za-

polya als König von Ungarn wieder ein, rückte bis Wien vor und belagerte die Hauptstadt der Habsburger. Doch mußte er unverrichteter Dinge (15. Oktober 1529) wieder abziehen. Mit Zapolya schloß Ferdinand einen Waffenstillstand, in dessen Folge sich der türkische Lehensmann in dem Besitze von Siebenbürgen und des größern Theils von Ungarn behauptete.

Im Jahre 1532 kam Sultan Solyman schon wieder an der Spitze eines Heeres nach Ungarn. Die Stadt Güns setzte seinem Heere von 200,000 Mann drei Wochen hindurch einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Nachdem der Befehlshaber Jurischitz die Hälfte seiner Mannschaft verloren und seinen Schießvorrath erschöpft hatte, öffnete er zwar nach geschlossener Capitulation den Türken die Stadt, die Burg blieb aber in seiner Gewalt. Um den stolzen Sultan zu besänftigen, schickte ihm Ferdinand die Schlüssel der Stadt Gran, worauf dieser ihm einen Frieden bewilligte, welcher aber nur zur Folge hatte, daß das Hauptheer unter dem Sultan abzog, die Raubzüge, welche von den benachbarten türkischen Bandenführern ausgingen, dauerten auch später fort.

Ungarn blieb zwischen Ferdinand und Johann Zapolya getheilt. Beide bekriegten sich gegenseitig ohne erhebliche Wechselfälle bis zum Jahre 1538. In diesem Jahre erkannten Ferdinand und sein Bruder, Kaiser Karl V., Zapolya als König von Ungarn an. Die Habsburger sicherten sich aber den künftigen Anfall der Besitzungen Zapolya's dadurch, daß dieser versprach, falls er einen männlichen Erben bekomme, ihn mit einer Tochter Ferdinand's zu vermählen, und ihm nur sein Privatvermögen zu hinterlassen, während Ferdinand in den von Zapolya beherrschten Theil Ungarn's eintreten solle. Als Johann Zapolya (im Juli 1540) starb, erfüllten aber die beiden Männer, welche derselbe zu Vormündern seines erst vierzehn Tage alten Sohnes Johann Siegmund ernannt hatte, der Bischof von Großwardein, Georg Martinuzzi und Peter Petrowitsch, ein Glied des Hauses Zapolya, den abgeschlossenen Frieden nicht. Sie bewirkten, daß ihr Mündel von einem Theile der Magnaten zum Könige von Ungarn erwählt wurde, was einen neuen Zwiespalt zwischen Ferdinand und dem Hause Zapolya zur Folge hatte.

Solyman erkannte den unmündigen Johann Siegmund als König von Ungarn an, rückte an der Spitze eines Heeres in das Land, trieb die österreichischen Truppen, welche Ofen belagerten, in die Flucht und zwang die Wittwe Zapolya's, Elisabeth, ihren Sohn in das türkische Lager zu schicken. Die Türken nahmen Ofen in Besitz und räumten es nicht wieder. Elisabeth mußte ihnen ganz Ungarn außer Siebenbürgen, Nieder-Ungarn, Leipa und Temeswar überlassen. Ferdinand vermochte nicht, sie zu vertreiben. Mit Mühe erlangte er (1545) einen Waffenstillstand.

Im Jahre 1551 trat Elisabeth Ungarn und Siebenbürgen gegen die Herzogthümer Oppeln und Ratibor unter Vorbehalt der Erbgüter der Familie Zapolya und unter der Bedingung, daß Johann Siegmund eine Tochter Ferdinand's heirathen sollte, an den teutschen König ab.

Der Mönch Martinuzzi, oder Georg Utyschewitsch, wie er eigentlich hieß, hatte die Verhandlungen geleitet, welche mit der Abtretung Siebenbürgens an Ferdinand endigten, und dafür den versprochenen Lohn, nämlich das Erzbisthum Gran und den Kardinalshut empfangen, spielte aber dabei eine sehr falsche Rolle, indem er abwechselnd die Türken, die Oesterreicher und seine eigene Herrin Elisabeth betrog und verrieth. Gegen Ende des Jahres 1551 näherte er sich wieder den Türken an. Der österreichische General Castaldo berichtete dem Könige Ferdinand, daß, falls Martinuzzi seinen Einfluß behalte, Siebenbürgen für das Haus Habsburg verloren sei. Ferdinand, für welchen viele deutsche Geschichtschreiber schwärmen, den sie als einen wohlmeinenden, edeln Fürsten darzustellen suchen, schrieb darauf an Castaldo, er solle sich Martinuzzi's *auf jede Weise zu entle-*

dlgenſuchen. Caſtaldo verſtand den Befehl und ließ den Erzbiſchof-Kardinal ermorden. Da ein Glied des Hauſes Habsburg dieſen Mord befohlen hatte, begnügte ſich der Papſt mit der Bemerkung, man habe entweder den Martinuzzi nicht ermorden oder nicht deſſen Ernennung zum Kardinale verlangen ſollen. Wie hätten die Jeſuiten Lärm geſchlagen, wenn die Proteſtanten jemals ſich ein ähnliches Verbrechen erlaubt hätten! Da aber ihr Gönner Ferdinand zum Zwecke der Erhöhung der habsburgiſchen Hausmacht es angeordnet hatte, wurde die Sache geheim gehalten Niemand eiferte dagegen. Für die Enthüllung des Charakters Ferdinand's iſt ſie aber von höchſter Bedeutung. Sie beweiſt uns, daß, wenn er in Deutſchland nicht auch zum Meuchelmorde ſeine Zuflucht nahm, es nur war, weil er dort beſſer überwacht wurde, als an den Grenzen der Türkei.

Die natürliche Folge dieſes Meuchelmordes war, daß das Vertrauen der Königin Eliſabeth in Ferdinand erſchüttert wurde, und daß ſie darnach ſtrebte, den mit ihm abgeſchloſſenen Vertrag wieder umzuſtoßen. Dazu ſah ſie ſich um ſo mehr veranlaßt, als Ferdinand die Bedingungen des Vertrags überdieß nicht genau erfüllte, indem er dachte, mit Martinuzzi zugleich jeden Widerſtand in Siebenbürgen beſeitigt zu haben. Er irrte ſich jedoch. Die Königin Eliſabeth hatte viele Feinde in dieſem Lande, die es dahin brachten, daß (1556) ganz Siebenbürgen vom Hauſe Habsburg abfiel und ſich der Königin Eliſabeth wieder unterwarf. Die Türken ſtanden ihr bei. Sie rückten in Ungarn ein. Doch brach ſich ihre Heeresmacht an den Wällen von Szigeth, welches unter dem Befehle des Marcus Horwath zwei Monate lang allen Angriffen den Türken Trotz bot. Durch viele Demüthigungen erkaufte Ferdinand (1562) einen Frieden, in welchem er Siebenbürgen an Johann Siegmund abtreten, einen jährlichen Tribut von dreißig tauſend Dukaten den Türken verſprechen und außerdem noch viele ſchimpfliche und läſtige Bedingungen eingehen mußte.

Durch dieſen Frieden wurden die Zwiſtigkeiten zwiſchen Johann Siegmund und Ferdinand I. nicht beigelegt. Siegmund führte auch ſpäter den Titel: „erwählter König von Ungarn", und behauptete außer Siebenbürgen einen Theil Ungarn's. Mitten in den Stürmen der Kriege zwiſchen den Häuſern Habsburg, Zapolya und Otman hatte ſich die Reformation auch in Ungarn und Siebenbürgen Bahn gebrochen. Die Habsburger widerſtrebten ihr mit größerer Heftigkeit, als der Türkei. Vor dem türkiſchen Sultane demüthigten ſie ſich ſo oft ihnen das Kriegsglück entgegen war, während ſie die Proteſtanten mit ihrer ganzen Macht bekämpften und ihnen gegenüber unerbittlich waren. Hätten ſie die Hälfte derjenigen Streitkräfte, welche ſie auf die Bekämpfung der Reformation verwandten, den Türken entgegen geſetzt, ſo hätten dieſe niemals feſten Fuß in Ungarn faſſen können.

Nachdem Kaiſer Ferdinand I. geſtorben war, ſetzte ſein Sohn Maximilian II. den Krieg gegen Johann Siegmund fort. Von den Oeſterreichern bedrängt, rief dieſer die Türken zu Hülfe. Damals war es (1566), daß Niklas, Graf von Zrinyi, Szigeth ſo heldenmüthig vertheidigte, und daß Solyman II. ſtarb, bevor die Türken die Feſte als einen Schutthaufen gewannen. Obgleich durch die Belagerung von Szigeth die erſte Kraft der Türken gebrochen wurde, zwangen ſie doch den Kaiſer Maximilian II. (1568), drei ungariſche Städte ihnen abzutreten, Tribut zu zahlen und den Miniſtern des Sultans reiche Geſchenke zu machen. Aber auch Johann Siegmund Zapolya fühlte das türkiſche Joch empfindlich. Er näherte ſich daher dem Hauſe Habsburg wieder an, und ſchloß (1570) einen neuen Vertrag mit demſelben, welcher jedoch wieder nicht zur Ausführung kam, weil die Jeſuiten nicht zugeben wollten, daß Johann Siegmund, der ſich zur Lehre der Socine*) bekannte, die katholiſche Prinzeſſin Maria von Baiern heirathete. Je mehr ſich die Lehre

*) S. oben § 16 S. 117.

der Soeine der Vernunft annäherte, je weniger sie von der alten, buddhistischen, egyptischen und griechisch-römischen Vielgötterei enthielt, desto wüthender eiferten gegen sie die Jünger Loyola's. Mit besonderm Hasse fielen sie über Siegmund's Arzt, Freund und Rathgeber, Georg Blandrata, einen Piemonteser von Geburt her, weil dieser die kräftigste Stütze der Reformation in Siebenbürgen war.

Nach dem Tode Johann Siegmund's (März 1571) wählten die Siebenbürger mit Erlaubniß des Sultan's den Stephan Bathori zu ihrem Fürsten (Woiwoden). Maximilian II. erkannte ihn als solchen an, und war klug genug, sich durch unsinnigen Glaubenshaß nicht in neue verderbliche Kriege mit der Türkei verwickeln zu lassen. Als Stephan Bathori später*) (1575) zum Könige von Polen erwählt wurde, trat sein Bruder Christoph an seine Stelle in Siebenbürgen. Von den Ungarn war dagegen (1572) Maximilian's II. ältester Sohn Rudolph zum Könige erwählt worden. Die Böhmen hoben denselben unfähigen Menschen (1575) auf ihren Thron und die Deutschen ernannten ihn (1576) zu Maximilian's II. Nachfolger, worauf der Vater, den Wünschen der Jesuiten gemäß, starb†).

Den elenden Rudolph II. haben wir in der Geschichte Deutschland's schon kennen gelernt. Der Tod Siegmund's und Maximilian's II. war für die Protestanten ein harter Schlag. Die Nachkommen beider Fürsten, die Bathori's sowohl, als Rudolph II., waren Zöglinge und Begünstiger der Jesuiten und suchten daher den Protestantismus auszurotten. In Deutschland bereitete Rudolph II. dadurch den dreißigjährigen Krieg vor. In Ungarn und Siebenbürgen kamen zu den noch immer von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Türkenkriegen die religiösen Streitigkeiten hinzu.

Christoph Bathori war schwach genug, obgleich er eine Protestantin, Elisabeth Botskai zur Gattin hatte, seinen Sohn Siegmund dem Jesuiten Leleszi anzuvertrauen und im Jahre 1579 sogar in Karlsburg und in Monastor Jesuiten-Kollegien zu gründen. Die Jesuiten griffen immer weiter um sich, bemächtigten sich des ganzen gelehrten Unterrichtswesens, und mischten sich in alle Staatsangelegenheiten. Nach Christoph Bathori's Tode (1581) folgte ihm sein Sohn Siegmund nach. Die Umtriebe der Jesuiten brachten während der Minderjährigkeit desselben das ganze Land in Unruhe, bis sie endlich (1588) durch einen Beschluß der Stände des Landes verwiesen wurden.

In Ungarn vertrat der Erzherzog Ernst die Stelle seines Bruders. Er hatte aber wenig Macht im Lande. Adel und Geistlichkeit und unter der letzteren die Jesuiten, trieben ihr Unwesen toller, als jemals. Später löste Mathias seinen Bruder Ernst ab. Die Türken hatten zum Glücke für die Christenheit sehr unfähige Beherrscher. Sie konnten daher den Krieg in Ungarn nicht mit Nachdruck führen. Er dauerte mit abwechselndem Glücke bis zum Jahre 1602 fort.

Siebenbürgen war für sich allein zu schwach, den Türken oder dem Hause Habsburg zu widerstehen. Es schwankte unsicher zwischen beiden hin und her. Weder die Jesuiten noch die Türken hatten Anziehungskraft für die strebenden Staatsmänner Siebenbürgens, und doch konnten diese nicht beide zugleich bekämpfen.

Durch einen Staatsstreich und zahlreiche Hinrichtungen gewann die habsburgisch-jesuitische Partei (1594) das Uebergewicht in Siebenbürgen. Die Verschworenen schlossen mit Oesterreich einen Bund und riefen die Jesuiten zurück (1595). Siegmund war blödsinnig. Die österreichische Prinzessin Maria Christine, eine Tochter des Erzherzogs Karl, sollte dazu dienen, das Land an das Haus Habsburg zu bringen. Sie beredete den einfältigen Menschen, als sie noch seine Braut war, zu dem Entschlusse, nur eine Schein-Ehe zu führen, in den geistlichen Stand einzutreten, und Siebenbürgen gegen einen Ruhegehalt

*) S. oben § 92 S. 601. †) S. oben § 35 S. 206 f.

an das Haus Habsburg abzutreten. In der That räumte er das Land (1598). Da Rudolph aber den feſtgeſetzten Ruhegehalt nicht auszahlte, kehrte Siegmund noch in demſelben Jahre nach Siebenbürgen zurück, wurde durch den öſterreichiſchen General, den grauſamen Baſta, in Verbindung mit dem Woiwoden Michael von der Wallachei vertrieben, kehrte wieder zurück, und dankte endlich (1602) zum letzten Male ab. Die religiöſen Unruhen, welche die Jeſuiten anzettelten, wurden von Jahr zu Jahr in Ungarn und Siebenbürgen immer bedenklicher. Die Unzufriedenheit mit der öſterreichiſchen Herrſchaft nahm zu. Stephan Botskai, welcher ſchon unter Siegmund einer der leitenden Staatsmänner Siebenbürgens geweſen war, ſtellte ſich an die Spitze des Volkes. Er ſchlug (1604) die öſterreichiſchen Truppen zu wiederholten Malen. Die Städte Kaſchau, Eperies, Leutſchau und andere öffneten ihm ihre Thore. Der ganze proteſtantiſche Adel ſchloß ſich ihm an. Zwar kämpfte er nicht immer mit Glück gegen den kaiſerlichen General Baſta. Dennoch mußte ſich dieſer bis Preßburg zurück ziehen. Auf dem Landtage zu Szerenzie (27. April 1605) ernannten die Stände Stephan Botskai zum Fürſten von Ungarn. Der türkiſche Sultan Achmet I. ſetzte ihm eine Krone auf und erklärte ihn zum Erbkönige von Ungarn. Doch Botskai nahm den Königstitel nicht an. Das Volk der Ungarn und Siebenbürger war ihm mit großer Liebe zugethan. Kaiſer Rudolph mußte im Wiener Frieden (am 23. Januar 1606) den wohlbegründeten Beſchwerden der Ungarn und Siebenbürgen abhelfen, den Proteſtanten Religionsfreiheit gewähren und Botskai als Erbfürſten Siebenbürgen's und mehrerer benachbarter ungariſcher Grafſchaften anerkennen. Der Landtag von 1608 nahm den Wiener Frieden in das Geſetzbuch auf. So wurde Botskai der eigentliche Begründer der Religionsfreiheit der ungariſchen Proteſtanten. Zum Unglücke für das Land ſtarb er aber ſchon bald (29. December 1608).

Nach ihm wählten die Siebenbürger Gabriel (Gabor) Bathori zu ihrem Fürſten. Er machte ſich aber durch ſeine Schwelgerei und Grauſamkeit verhaßt, trieb das Volk zu mehreren Aufſtänden, in welchen ſich ſein Vetter Bethlen Gabor hervorthat. Nicht lange konnte ſich der Tyrann behaupten. Er mußte fliehen und wurde (am 11. Oktober 1613) von perſönlichen Feinden in Großwardein ermordet.

Zu ſeiner Zeit lebte Eliſabeth Bathori, Gemahlin des Grafen Nadasdi, dieſes Ungeheuer in Menſchengeſtalt. Sie hatte ihre Luſt daran, junge Mädchen zu Tode zu martern. Durch Liſt und Gewalt brachte ſie nach und nach nicht weniger, als ſechs hundert und fünfzig in ihr Schloß und opferte ſie ihrem unnatürlichen Blutdurſte. Endlich (1610) ertappte ſie der Palatin Georg Thurzo auf friſcher That. Nach dem Sprüchworte: „kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen," welches in ariſtokratiſch regierten Ländern nur zu häufig Anwendung findet, wurden zwar zwei Dienerinnen und ein Diener der Gräfin hingerichtet; ſie ſelbſt aber nur zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. In dieſer ſtarb das verruchte Weib (1614).

Bethlen Gabor (das iſt Gabriel Bethlen) wurde nach Gabriel Bathori's Tode von den Ständen zum Fürſten erwählt. Er hätte damals eine große Rolle auf der Weltbühne ſpielen und in dem Kampfe zwiſchen der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirche den Ausſchlag geben können. Allein obgleich er Proteſtant war und für ſich und ſein Land von dem Hauſe Habsburg am meiſten zu fürchten hatte, ſchloß er ſich den Proteſtanten des Weſtens niemals mit Kraft und Ausdauer an. Zwar verband er ſich (1619) mit den böhmiſchen Ständen gegen Oeſterreich, drang in Ungarn ein, eroberte Preßburg und bedrohte Wien; nachdem er aber (25. Auguſt 1620) zum Könige von Ungarn erwählt worden war, beeilte er ſich, mit den Habsburgern Frieden zu ſchließen (1621). Er ließ ſeine Verbündeten im Stiche, verzichtete auf Ungarn und den Königstitel und begnügte ſich damit, daß ihm die Habsburger Siebenbürgen, ſieben ungariſche Geſpannſchaften nebſt der Stadt

Kaſchau überließen und ihm die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor zuſagten. Doch, wie gewöhnlich, hielt Ferdinand II. den Frieden nicht, als ſeine Heere ſiegestrunken in allen Richtungen vordrangen. Bethlen Gabor griff ein zweites Mal (1623) zu den Waffen, ſchloß aber ſchon im folgenden Jahre (1624) unter den vorigen Bedingungen wieder Frieden. Ein drittes Mal nahm er (1626) Antheil an dem dreißigjährigen Kriege. Doch in demſelben Jahre ſchon machte er wieder Frieden, während es in ſeiner Macht ſtand, durch eine innige Verbindung mit den Proteſtanten Deutſchland's und eine ausdauernde Staatskunſt die Macht des Hauſes Habsburg und der katholiſchen Partei auf immer zu brechen.

Als er (1629) kinderlos ſtarb, wählten die Siebenbürger Georg Rakoczy zu ihrem Fürſten. Oeſterreich und die Türkei mußten ihn anerkennen. Auch er nahm nur einen geringen Antheil an den großen Bewegungen ſeiner Zeit. Erſt im Jahre 1644 fiel er, in Verbindung mit den ſchwediſchen und franzöſiſchen Heeren in Oeſterreich ein, reichte dem General Torſtenſon die Hand, ſchloß aber, gleich wie ſein Vorgänger Bethlen Gabor, einen Sonderfrieden (am 16. December 1645) zu Batz. Dieſer ſicherte zwar den Ungarn eine gewiſſe politiſche und religiöſe Freiheit zu, und verſchaffte den ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Proteſtanten einige Vergünſtigungen. Ferdinand III. hätte aber dieſen Frieden ſo wenig gehalten, als vor ihm Ferdinand II. die den Ungarn und Siebenbürgern gemachten Zuſagen, hätten die deutſchen Proteſtanten im Bunde mit Schweden und Franzoſen die Macht des Hauſes Habsburg nicht vollſtändig in Anſpruch genommen. In demſelben Jahre, in welchem der weſtphäliſche Frieden abgeſchloſſen wurde (1648), ſtarb Georg Rakoczy. Ihm folgte ſein Sohn Georg II. nach.

Das ſechszehnte Jahrhundert und die erſte Hälfte des ſiebenzehnten waren für Ungarn und Siebenbürgen in Folge der faſt unausgeſetzten Kriege mit den Türken und den Habsburgern und der Bewegungen, welche die Reformation in ihrem Gefolge hatte, außerordentlich ſtürmiſch. Trotz aller Gräuel, welche die mit ſeltener Grauſamkeit geführten Kämpfe über Ungarn und Siebenbürgen verhängten, machten doch dieſe Reiche inſofern einige Fortſchritte, als ſie zu großen Kraftanſtrengungen angeregt und aus ihrem geiſtigen Schlummer aufgeweckt wurden. In der bewegten Zeit des ſechszehnten Jahrhunderts war es, daß ſich die erſten Keime einer ungariſchen National-Literatur entwickelten. Die ungariſche Sprache verfeinerte und bereicherte ſich. Zahlreiche Kriegs- und Volkslieder, von begeiſterten Dichtern unter die Nation geworfen, flößten dieſer Liebe zu ihrer Volksſprache und ediere Gefühle ein. Neben dem Lateiniſchen, welches bis auf die neueſte Zeit in den Geſchäften heimiſch blieb, weil es den vielen Völkerſchaften des Landes gemeinſam bekannt war, nahm die ungariſche Sprache mehr und mehr in den Kreiſen des bürgerlichen Lebens und der Literatur einen bedeutenden Aufſchwung.

Trotz allen Ränken der Habsburger und Jeſuiten, und trotz allen Gewaltthaten ihrer Söldner konnte die Reformation nicht ausgerottet werden, obgleich die dem Volke zugeſicherte Religionsfreiheit nur zu oft mehr Schein, als Wirklichkeit war.

Ein großer Theil Ungarn's blieb im Beſitze der Türken, wie wir im nächſten Paragraphen ſchildern werden.

§ 94. Die Türkei.

Die Geſchichte der Türkei iſt aus dem Grunde lehrreich, weil ſie uns deutlicher, als diejenige irgend eines andern Staates zeigt, wohin der Despotismus, ſelbſt wenn er ſich auf zahlreiche Maſſen, große Schätze und tapfere Krieger ſtützen kann, unausbleiblich führt.

Im Anfange dieſes Zeitabſchnittes war das türkiſche Reich, wenn wir bloß die Aeußer-

lichkeiten deſſelben in's Auge faſſen, das mächtigſte und furchtbarſte der Erde. Es erſtreckte ſich von den Ufern der Donau bis in die Nähe der Quellen des Nils und vom Tigris bis zum atlantiſchen Ocean. Es beſaß die ganze Ländermaſſe, welche früher das oſtrömiſche Reich ausgemacht hatte und erſtreckte ſich in mehreren Richtungen noch über deſſen Grenzen hinaus. An die Stelle der verweichlichten und entnervten Griechen waren die tapferen und kriegeriſchen Türken getreten, an deren Spitze, nach Selim's I. Tode (1520), Soliman II., ein ſehr kraftvoller und hochbegabter Herrſcher trat.

So groß die Macht des Despoten auch war, ſo theuer mußte er ſie erkaufen. Gleich bei ſeinem Regierungsantritte konnte er nur durch unermeßliche Geldſummen ſeine Janitſcharen zufrieden ſtellen. Jeder einzelne Mann erhielt drei und achtzig Dukaten. Sein Vater hatte ſich mit fünfzig abfinden können. Die Eroberungsſucht rächte ſich an ihm, indem faſt jeder Sieg, den er errang, durch eine entſprechende Niederlage ihr Gegengewicht erhielt. Die Vielweiberei ſchlug ihm eine unheilbare Wunde, indem Roxellane, welche ihn in ſpäteren Jahren beherrſchte, ihm keine Ruhe ließ, bis er ſeine Kinder früherer Ehen dem Tode geweiht hatte. Sein ganzes Leben lang mußte er mit auswärtigen Feinden und inneren Aufſtänden kämpfen. Zwar ging der Schrecken vor ſeinen Waffen her, er erweiterte die Grenzen ſeines Reiches zugleich im äußeſten Nordweſten und im Südoſten. Am Ende ſcheiterte ſeine ganze Macht an der kleinen Feſtung Szigeth und er ſtarb, bevor er ſie gewonnen hatte. Wenn dieſes das Schickſal des ſiegreichſten und mächtigſten türkiſchen Sultans war, wie traurig muß dann das Loos der minder glücklichen geweſen ſein! Doch Despoten verdienen ſo wenig, als Knechtſeelen Freude, ſie ſind unfähig, zufrieden und heiter zu ſein. Ihr Lohn wird ihnen meiſtentheils ſchon auf dieſer Erde, obgleich es dem Geſchichtſchreiber oft ſchwer wird, dieſes thatſächlich nachzuweiſen, weil nicht alle Gefühle zu Tage treten und nur die wenigſten in ihrem Wechſel-Verhältniſſe zu den äußeren Erſcheinungen des Lebens erkennbar ſind.

In der kriegeriſchen Laufbahn Soliman's II. ſpielen ſeine Kämpfe in und um Ungarn eine Hauptrolle. Wir haben dieſelben im vorigen Paragraphen dargeſtellt. Es bleibt uns hier, nur wenig nachzuholen. Schon im erſten Jahre ſeiner Regierung (1521) zog Soliman gegen und über die Donau. Im Süden dieſes Fluſſes eroberte er Schabacz, Belgrad und mehrere andere feſte Plätze, welche er in mohammedaniſche Städte verwandelte, indem er ſie mit Truppen beſetzt hielt und zahlreiche Schaaren von Mohammedanern in dieſelbe verpflanzte.

Seinen zweiten Feldzug richtete er gegen Rhodus, den Hauptſitz der Johanniter-Ritter, ſeit dieſe aus Paläſtina vertrieben worden waren. Die Inſel bildete gewiſſermaßen den äußerſten Vorpoſten der Chriſtenheit des Weſtens gegenüber dem Islam des Oſtens. Sie war rings von türkiſchen Beſitzungen eingeſchloſſen. Sie hatte in ſich ſelbſt nicht die Mittel, der vereinigten Macht des türkiſchen Sultans auf die Dauer zu widerſtehen, und die Angelegenheiten Europa's hatten um jene Zeit eine für alle Ritterorden ſehr ungünſtige Wendung genommen. Die Zeit der Kreuzzüge mit der ganzen Ideenwelt, welche ſie hervorgerufen hatte, war vorüber gegangen. Mit ihr hatten die Johanniter, gleich den deutſchen Ordens-Rittern, Schwertbrüdern u. ſ. w. ihre religiöſe Grundlage verloren. Die Kriegskunſt hatte einen nicht minder bedeutungsvollen Umſchwung erlitten, welcher die Ritter der Vorzüge früherer Jahrhunderte verluſtig machte. Die Stützen, auf welchen das mittelalterliche Ritterweſen geruht, waren gewichen. Seit einem Jahrhundert hatten die Päpſte die großen Summen, die ſie unter dem Namen der Türkenſteuer erpreßt, auf die unwürdigſte Weiſe verſchwendet. Die katholiſche Kirche war durch die Reformation in ihren Grundfeſten erſchüttert worden. Ueberdieß waren die mächtigſten Reiche der Chriſtenheit, welche unter dem Scepter Franz' I. und Karl's V., oder doch ihrer Verbündeten

lebten, in einen blutigen Krieg verwickelt. Die Venetianer endlich, denen allein damals eine bedeutende Seemacht zu Gebote ſtand, hatten mit der Türkei Frieden geſchloſſen. Die Ritter waren daher faſt ausſchließlich auf ſich ſelbſt beſchränkt. Dennoch ſetzten ſie der türkiſchen Uebermacht einen heldenmüthigen Widerſtand entgegen. Mit einer Flotte von drei hundert Segeln und einem Heere von hundert tauſend Mann, begann Soliman, am 28. Juli 1522 die Belagerung der Stadt Rhodus. Er beſchoß deren Mauern mit hundert Kanonen, unter welchen mehrere Steinkugeln von ſo außerordentlicher Größe waren, daß ſie bis auf den heutigen Tag ſich inmitten der Trümmer der Stadt erhalten haben und Zeugniß ablegen von der faſt unglaublichen Größe der türkiſchen Geſchütze. Dem Großmeiſter des Ordens, Villiers de L'Isle Adam, ſtand der venetianiſche Ingenieur, Gabriel Martinengo, zur Seite, welchem Soliman keinen Mann von gleicher Geſchicklichkeit und Ausdauer entgegen ſtellen konnte. In acht Stürmen, welche die Türken vom 16. September bis zum 10. December machten, ſollen ſie hundert tauſend Mann verloren haben. Am 25. December hatten aber die Ritter alles Pulver verſchoſſen. Sie mußten Stadt und Inſel räumen. Rhodus nebſt den dazu gehörigen acht kleineren Inſeln fiel in die Hände der Türken.

Während der Jahre 1523 und 1524 führte Soliman in der Krim und in Egypten Krieg. Auch wurde er durch Janitſcharen-Aufſtände beunruhigt. Doch gleich darauf (1525) rückte der Sultan wieder gegen Ungarn und gewann die furchtbare Schlacht von Mohatich. Er behauptete jedoch nicht die von ihm gemachten Eroberungen, vielmehr eilte er nach Konſtantinopel zurück, wohin ihn mannigfaltige Unruhen und wichtige Staatsgeſchäfte riefen. Bis zu dieſer Zeit war Soliman faſt immer ſiegreich geweſen. Als er aber (1529) bis vor die Wälle Wien's vorgedrungen war und ganz Oeſterreich bis nach Linz verwüſtet hatte, mußte er am 15. Oktober dieſes Jahres unverrichteter Dinge wieder abziehen. Die Stadt Ofen, welche die Türken vorher ſchon gewonnen hatten, belagerte Ferdinand vergeblich. Die Hälfte Ungarn's blieb von dieſer Zeit an in türkiſcher Gewalt. Die Hauptkirche von Ofen wurde in eine Moſchee verwandelt, das Land von türkiſchen Paſcha's beherrſcht. Wären dieſe nicht duldſamer geweſen, als die Jeſuiten, deren Orden kurz darauf entſtand, ſo wäre die Hälfte Ungarn's der Chriſtenheit verloren gegangen.

Die Kriege in Europa hielten Soliman nicht ab, auch in Aſien auf Eroberung auszugehen. Im Jahre 1534 unterwarf er Tauris. Gegen den Schah von Perſien, Thamasb, verlor er aber eine Schlacht, und die furchtbaren Streitkräfte, mit welchen er (1565) die Inſel Malta zu gewinnen hoffte, ſtürmten vergeblich. Malta lag den chriſtlichen Mächten näher, als Rhodus, Soliman führte nicht ſelbſt das Heer zum Angriff, die Führer deſſelben waren unter ſich uneinig und mußten daher mit großem Verluſte, und nicht ohne einigen Schimpf die Belagerung aufgeben. Bald darauf ſtarb Soliman II. (1566) vor Szigeth. Er hatte im Laufe ſeiner Regierung die Moldau tributpflichtig gemacht, halb Ungarn, Meſopotamien und Georgien erobert. Unter ſeinem Schutze beherrſchte der Seeräuber Chaireddin Barbaroſſa das mittelländiſche Meer und eroberte einen Theil Nordafrika's, welches, ſeit dieſer Zeit, in Abhängigkeit von der Pforte blieb. Vergeblich ſuchte Karl V. in der Fülle ſeiner Macht, ihm Algier zu entreißen. Er mußte mit großem Verluſte von der Küſte Nord-Afrika's wieder abziehen (1541 *).

Franz I. verſchmähte es nicht, ſich wiederholt mit Soliman II. zu verbinden. Er fand es mit ſeiner Ehre vereinbarlich, den Mohammedanern, welche Europa bedrohten, die Hand zu reichen, und glaubte die Gefahr, in welche er dadurch den Ruf ſeiner „Rechtgläubigkeit" verſetzte, dadurch am wirkſamſten zu bekämpfen, daß er Proteſtanten verbrennen

*) S. oben § 58 S. 391.

ließ. Derartiger Zweideutigkeiten war ein barbariſcher Despot, wie Solyman, nicht fähig. Sie bleiben den civiliſirten Tyrannen des chriſtlichen Weſtens vorbehalten.

Der Despotismus iſt dem natürlichen Menſchen ſo verhaßt, daß er ſich nur durch den größten Aufwand von Schlauheit und Gewaltthat feſthalten läßt. Als Solyman II. im Lager geſtorben war, glaubte der Großvezier Mohammed Sokolli nur dadurch den Gehorſam des Heeres ſicher ſtellen zu können, daß er mehrere Wochen lang den Tod des Sultan's geheim hielt. Erſt als der Sohn Soliman's und Roxanen's, Selim II., in Konſtantinopel angelangt war, erfuhren die Türken, daß ihr Herrſcher geſtorben war. In der Nacht vom 5. auf den 6. September hatte er ſeine Laufbahn beendigt. Am 24. deſſelben Monats erhielt das Volk davon Kunde. Durch unermeßliche Geſchenke mußte der neue Sultan den guten Willen der Ulema's, d. h. ſeiner theologiſchen Rechtskundigen, und ſeines Heeres erkaufen. Nicht minder demüthigend waren diejenigen Geſchenke, welche Kaiſer Maximilian II. dem türkiſchen Großvezier und der Tribut, den er dem Sultan und mehreren hohen Würdenträgern deſſelben bezahlen mußte, um ſie günſtiger für den Frieden zu ſtimmen. Und doch war Selim II. ein unfähiger und unkriegeriſcher Fürſt. Er zog ſich in ſein Serail zurück, ſchwelgte mit ſeinen Weibern und überließ ſeinen Dienern die Verwaltung des Reiches und die Führung der Kriege. Seine Feldherren eroberten zwar noch die Inſel Cyprus, nach deren Weinſtöcken Selim, ungeachtet des Verbotes des Koran's, lüſtern war (1571). Seine Admirale verloren die große Seeſchlacht bei Lepanto, welche jedoch für die Türkei keine weiteren Verluſte zur Folge hatte, weil die chriſtlichen Mächte ſich über keine gemeinſchaftliche Kriegführung vereinigen konnten. Der Großvezier Sokolli war die Seele der Regierung Selim's II. Er zwang die Venetianer, am 7. März 1573, zu einem ſehr harten Frieden. Sie mußten Cyprus abtreten, Sipoto in Albanien zurück geben, dreimalhunderttauſend Dukaten Kriegskoſten zahlen und ſtatt fünf hundert fünfzehn hundert Dukaten jährlichen Tribut verſprechen. Selim II. ſtarb ſchon 1574. Er war von Charakter und Fähigkeiten tief unter ſeinem Vater geſtanden. Seit Selim's Zeiten arteten die Sultane mehr und mehr aus. Eine Zeit lang hielt die Kraft der Nation das Anſehen aufrecht, in welchem die Pforte bei auswärtigen Mächten ſtand. Die vielen und furchtbaren Kriege, welche die chriſtlichen Könige mit einander führten, die Wuth, mit welcher die religiöſen Verfolgungen von ihnen betrieben wurden, ließ ihnen nur wenig Macht im Kampfe mit den Türken übrig. Langſam, aber ſicher ging die Pforte ihrem Verderben entgegen. Selim's II. Sohn, Murad III., begann ſeine Regierung damit, daß er ſeine fünf Brüder ermorden ließ. Dieſes war die einzige nennenswerthe That ſeines Lebens. Er ſchwelgte. Seine Veziere führten Kriege in Perſien, Georgien und an der Donau, welche die Türkei ſchwächten, ohne ihr Ruhm zu geben, oder ihre Macht zu vergrößern.

Mohammed III., ſein Sohn (1595—1603) machte ſich nur dadurch bemerklich, daß er ſeine neunzehn Brüder erwürgen und deren Frauen erſäufen ließ. Als die Oeſterreicher einige Vortheile an der Donau erlangten, zwangen die Janitſcharen im Bunde mit der Bevölkerung Konſtantinopel's (1596) ihren ausſchweifenden Sultan, ſein Serail zu verlaſſen und in den Krieg zu ziehen. Die Türken eroberten Erlau und ſchlugen den Erzherzog Maximilian, den Generaliſſimus des Kaiſer's Rudolph's II. Allein dieſer Sieg hatte keine weiteren Folgen; der Krieg dauerte fort, und der Verfall der Türkei zeigte ſich ſchon darin, daß, während früher weit tüchtigere Kaiſer, wie Maximilian II. und Ferdinand I., wiederholt die türkiſchen Sultane um Frieden gebeten hatten, jetzt Mohammed III. bei dem elenden Rudolph II. darum nachſuchte. Von Oſten her rückten die Perſer vor. Sie eroberten Bagdad und Tauris und ſchlugen die Türken auf's Haupt. Mohammed's III. fünfzehnjähriger Sohn, Achmet I., (1603—1617) lebte nur für ſein

Serail und in demſelben. Seine ſieben Söhne waren bei des Vaters Tode alle noch minderjährig. Die Würdenträger des Reiches ſetzten daher ſeinen Bruder Muſtapha zum Sultan ein. Er war aber durch die Wolluſt ſo ſehr entnervt worden, daß ſie ſchon nach drei Monaten ihm den zwölfjährigen Sohn Achmet's I., Osman II. vorzogen. Er fing Krieg mit den Polen an und wurde, da er denſelben nicht mit Glück führte (1622), von den Janitſchaaren ermordet, welche den blödſinnigen Muſtapha wieder auf den Thron hoben. Da dieſer aber nicht im Stande war, dem wilden Morden und Rauben der Soldateska Schranken zu ziehen, ſetzten ihn die oberſten Beamten ein zweites Mal ab, und hoben den zwölfjährigen Bruder Osman's II., Amurad IV. auf den Thron. Ihn bezeichnet der Beiname des türkiſchen Nero als einen blutdürſtigen Tyrannen. Im Laufe ſeiner Regierung ließ er nicht weniger als hundert tauſend Menſchen, unter ihnen ſeine drei Brüder und ſeinen blödſinnigen Oheim, Muſtapha, hinrichten. Zwar eroberte Amurad IV. (1638) Eriwan und Bagdad, doch beſudelte er ſeine Siege durch unerhörte Grauſamkeiten und Verwüſtungen. Seine Ausſchweifungen bereiteten ihm einen frühen Tod (1640).

Nach den zahlreichen Hinrichtungen, welche die Sultane an ihren nächſten Verwandten hatten verüben laſſen, war nur ein einziger Sprößling vom Stamme Osman's übrig geblieben: Ibrahim I. Schon nach acht Jahren wurde auch er abgeſetzt und ermordet (1648). Der älteſte Sohn Ibrahim's, ein Kind von ſieben Jahren, wurde ſtatt ſeiner zum Sultan ernannt.

Dieſe kurzen Andeutungen mögen einen Begriff von den Verbrechen und Schandthaten türkiſcher Despoten und von dem Elende geben, welches die Nation unter ihnen zu erdulden hatte.

Während dieſe ohnmächtigen Sultane in dem Serail zu Konſtantinopel ſchwelgten, erſchöpften die chriſtlichen Könige alle ihre Kräfte in Religionskriegen. Hätten ſie den zehnten Theil derſelben, die ſie im Kampfe gegen ihre Mitchriſten aufwendeten, gegen die Türken in's Feld geſchickt, ſo wäre es ein Leichtes geweſen, dieſe wieder nach Aſien zurück zu werfen. Doch die Jeſuiten haßten die Proteſtanten mehr, als die Mohammedaner, und die meiſten katholiſchen Könige jener Zeit ſtanden unter der Leitung dieſer fluchwürdigen Mönche. Die Türken ſetzten ſich daher, trotz der haarſträubenden Schlechtigkeit ihrer Sultane ſo ſehr feſt, daß ſie allmälig zu einem für nothwendig erachteten Beſtandtheile der europäiſchen Staaten-Familie wurden, fürwahr nicht zur Ehre der chriſtlichen Mächte!

§ 95. Rußland.

Die Türkei war die Erbin des Gebietes und des weltlichen Despotismus des oſtrömiſchen Reiches, Rußland der Erbe ſeiner religiöſen Vorurtheile und ſeiner kirchlichen Herrſchaft. Allein wie nebenbei auf die Türkei manches Stück des oſtrömiſchen Aberglaubens, ſo ging auf Rußland auch ein gut Theil des oſtrömiſchen Despotismus in weltlichen Dingen über.

Die Wurzeln des oſtrömiſchen Reiches waren theils in Aſien, theils in Europa, ſo auch diejenigen der Türkei und Rußland's. Einſt waren die Länder, welche ſpäter das oſtrömiſche Reich ausmachten, die Sitze hoher Bildung geweſen. Unter der Zuchtruthe der Kaiſer, wie der Sultane ſanken ſie zu beklagenswerthen Wohnplätzen der Sklaverei und der Schreckensherrſchaft herab. In den öden Steppen Rußland's waren Jahrtauſende hindurch ſcythiſche Völkerſchaften umher gezogen. Nur an den Küſten hatten da und dort fremde Anſiedler die Keime einer edleren Bildung gelegt. Dieſe konnten ſich aber in den unwirthlichen Gegenden des ſchwarzen und des aſowſchen Meeres niemals kräftig entfalten.

In Rußland iſt alles rieſenhaft. Doch Rieſen haben ſich zu keiner Zeit durch erhabene Anlagen des Geiſtes hervorgethan. Es iſt, als ob die Maſſe zu groß wäre, als daß ſie von dem Geiſte durchdrungen und bewältigt werden könnte. Deſſen ungeachtet war das Streben aller ruſſiſchen Herrſcher immer hauptſächlich auf Vermehrung ihrer Maſſen, ſtatt auf die Kräftigung und Veredlung derſelben gerichtet.

Schon im Anfange dieſes Zeitabſchnitts war das Gebiet ſowohl, als die Bevölkerung, welche die ruſſiſchen Herrſcher zu einem Ganzen vereinigten, groß genug. Doch Despoten pflegen nur zu zählen, nicht zu berechnen und zu erwägen. Gleich der Türkei nahm auch Rußland keinen Theil an den geiſtigen Kämpfen des ſechszehnten und der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Es konnte um ſo mehr Maſſe ſammeln.

Bis zum ſechszehnten Jahrhundert begnügten ſich die verſchiedenen Beherrſcher Rußland's mit dem Titel Großfürſten (Wiiki Knjäs). Waſilii Iwanowiſch legte ſich 1505 als er den Thron beſtieg, den viel weiter reichenden, Samoderſhez, zu deutſch, Selbſtbeherrſcher, bei. Er deutete dadurch gleich anfangs ſeine ehrgeizigen Pläne an. Er befeſtigte ſeine Herrſcherrechte und erweiterte die Grenzen ſeines Reiches. Zugleich trat er in mannigfaltige Bündniſſe und Beziehungen mit den Großmächten Europa's: mit dem deutſchen Kaiſer, dem türkiſchen Sultan, dem Könige von Dänemark, den Schwertbrüdern in Liefland, den Deutſch-Ordensrittern in Preußen und mit den Schweden. Selbſt mit dem Papſte knüpfte er Unterhandlungen an. Die Feinde, welche ihn am meiſten beunruhigten, waren die Tartaren. Doch da dieſe nur im Stande waren, Raubzüge zu machen, und ſich der ruſſiſche Selbſtbeherrſcher um die dadurch herbei geführten Beſchädigungen ſeiner Unterthanen wenig bekümmerte, ſetzte er denſelben einen ſchwachen Widerſtand entgegen. Mit vollem Nachdruck kämpfte er aber gegen Polen, denen er Smolensk entriß, nachdem es einhundert und zehn Jahre lang unter deren Herrſchaft geſtanden war. Beſonders ſchwer fühlten die Städte, welche ſich bis zu jener Zeit eine gewiſſe Unabhängigkeit erhalten hatten, die rauhe Hand des Samoderſhez.

Ihm folgte ſein Sohn Iwan II. Waſiljewitſch, welcher den Beinamen des „Schrecklichen" (Groznyi) erhielt und nur mit zu großem Rechte verdiente. Er nahm, als er ſich, lange nach ſeiner Thronbeſteigung (am 16. Januar 1547) feierlich krönen ließ, den Titel: Czaar, an, welcher von dem lateiniſchen Namen Cäſar herrührend, noch größere Anſprüche, als der Titel, den ſein Vorfahr angenommen hatte, kund that. Iwan II., welcher mehr als ein halbes Jahrhundert (von 1533—1584) auf dem ruſſiſchen Throne ſaß und im eigentlichen Sinne des Wortes Selbſtbeherrſcher war, legte den Grund zu der rieſenhaften Ausdehnung Rußland's, zugleich aber auch zu derjenigen Schreckensherrſchaft, welche ſeit jener Zeit, wie ein drückender Alp auf dem ruſſiſchen Reiche laſtet und dieſem in der Ausdehnung ſeiner Grenzen und der Vermehrung ſeiner Macht eine ſchlechte Entſchädigung für die Unterdrückung aller Freiheitsbeſtrebungen verlieh. Die furchtbare Grauſamkeit, mit welcher Iwan II. jeden Widerſtand niederſchmetterte, oder im Keime ſchon erſtickte, übte er nicht in blinder Wuth, ſondern planvoll und ſyſtematiſch. Er nahm die Stadt Kaſan mit Sturm (1552), als die Tartaren den von ihm eingeſetzten Khan verjagt hatten, gab ihnen einen ruſſiſchen Statthalter und einen griechiſch-ruſſiſchen Erzbiſchof. Er unterwarf die Tſcheremiſchen, machte die Tartaren von Aſtrachan tributpflichtig, beſiegte die Tartaren der Krim und eroberte Otſchakov.

Durch ſeine furchtbare Grauſamkeit vertrieb er die doniſchen Koſacken, welche ſich dann auf das mongoliſche Reich Turan*) warfen. Unter ihrem Atbaman Jermak Timuriejew, beſiegten ſie den ſchwachen Nachfolger des einſt ſo mächtigen Batu-Khan's, welcher in einer feſten Stadt unterhalb Tobolsk an dem rechten Ufer des Irtiſch wohnte,

*) S. Weltgeſchichte Buch V. § 21 und Buch VI § 81.

eroberten dieſelbe (1580) und tödteten deren letzten Czaaren. Da ſie ſich aber nicht ſtark genug fühlten, die Herrſchaft über das weite Reich Turan zu behaupten, ſchickten ſie Geſandte an Iwan II. und baten um Hülfe. Mit Vergnügen ergriff dieſer die Gelegenheit, ſeine Herrſchaft über Nord-Aſien auszudehnen. Der ruſſiſche Selbſtherrſcher verzieh den landesflüchtigen Koſacken, ſandte ihnen einige Hülfstruppen und legte durch dieſelben den Grund zu der Erweiterung des ruſſiſchen Reiches bis an das Oſtende Aſien's.

Zu gleicher Zeit führte Iwan II. an den Ufern des Irtiſch und an den Küſten der Oſtſee Krieg. Er richtete ſeine lüſternen Blicke namentlich auf Liefland, Eſthland und Kurland. Dadurch gerieth er in Kampf mit ſeinen Nachbarn im Weſten (1561), da Eſthland die Schweden, Liefland und Kurland, unter ihrem Heermeiſter Gotthard Kettler, die Polen zu Hülfe riefen. Iwan wüthete in Liefland mit haarſträubender Grauſamkeit, er ſchleppte Tauſende der unglücklichen Bewohner dieſes Landes und ſo viel Raub, als er konnte, nach Rußland. Bedrängt von Schweden und Polen ſuchte Iwan Hülfe beim Papſte. Dieſer ſandte an ihn den Jeſuiten Poſſevin ab. In der Hoffnung, den ruſſiſchen Czaaren zur römiſchen Religion überzuführen, verwendete ſich Gregor XIII. zu ſeinen Gunſten bei den Polen. Unter ſeiner Vermittelung wurde zwiſchen Stephan Batbori und Iwan zu Zapolya ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen (1582), demzufolge Iwan auf Liefland Verzicht leiſtete. Den Schweden mußte er, um einen dreijährigen Waffenſtillſtand zu erlangen, Ingermanland und Carelien abtreten.

Iwan begnügte ſich übrigens nicht damit, Krieg zu führen. Er war, ſoweit ein Tyrann es vermag, eifrig darauf bedacht, den Wohlſtand ſeines Reiches zu heben, vernichtete aber durch ſeine Grauſamkeit mehr gute Keime auf einen Schlag, als er im Laufe vieler Jahre angeſtrengter Mühe hatte pflanzen können. Er ließ die bürgerlichen Geſetze ſammeln und gab ſeinem Reiche ein neues Strafgeſetzbuch. Er zog deutſche Handwerker, Künſtler und Gelehrte nach Liefland, legte die erſte Buchdruckerei zu Moskau an, förderte den Verkehr mit Perſien, ſchloß einen Handelsvertrag mit den Engländern, welche zu ſeiner Zeit den Seeweg nach Archangel fanden, allein die teufliſche Grauſamkeit, mit welcher er gegen Nowgorod, Twer, Moskau und andere Städte wüthete, ſchadete ſeinem Reiche mehr, als alle beſſeren Einrichtungen, welche er zu begründen ſuchte, nützten. Im Jahre 1570 unternahm er einen Feldzug gegen Nowogorod, welches ihm wegen der Freiheitsliebe der dortigen Bürger verhaßt war, und ermordete binnen ſechs Wochen mehr als ſechszig tauſend Menſchen. Die durch Ausländer in Rußland betriebenen Gewerbe und Künſte konnten niemals kräftig gedeihen, die bereits in Rußland blühenden Anſtalten für Handel und Volkswohl erdrückte er durch ſeine Gewaltthaten.

Eines der wirkſamſten Mittel zu den Zwecken ſeiner Schreckensherrſchaft war das von ihm errichtete Korps von Strelitzen (Strielzi, Schützen), welches den Kern ſeines Heeres ausmachte. Er räumte ihnen einen eigenen Stadttheil zu Moskau ein, welcher jenſeits des Fluſſes Moskwa belegen war und die Strelitzen-Vorſtadt genannt wurde, verlieh dieſen wilden Söldnern große Vorrechte, und pflanzte dadurch ſelbſt im Schooße ſeines Reiches die Keime jenes ungeordneten Uebermuthes, welche ſpäter in wiederholten Strelitzen-Aufſtänden zu Tage traten, und erſt durch Peter I. mit großer Mühe ausgerottet werden konnten.

Gewöhnlich wird Iwan II. als Beförderer der Civiliſation Rußland's geprieſen. Meines Erachtens hätte er beſſer gethan, die guten Keime, welche Rußland damals ſchon barg, ſich ruhig entwickeln zu laſſen, als auf den Ruin derſelben eine ausländiſche Schein-Kultur zu gründen, welche dem Reiche nicht erſetzen konnte, was er demſelben durch ſeine Gewaltthaten entriß. Der Herrſcher, welcher zu den einheimiſchen Künſten, Wiſſenſchaften und Gewerben ausländiſche hinzufügt, welcher die Freiheiten ſeines Volkes ehrt und neue

Digitized by Google

vom Auslande geborgte hinzufügt, verdient Lob, nicht aber derjenige, welcher, gleich Iwan II., mehr Gutes zerſtört, als ſchafft. Iwan II. war der eigentliche Gründer jener Treibhaus-Kultur, welche bis auf den heutigen Tag in Rußland vorherrſcht, und weniger darauf berechnet iſt, die Blüthe des Reiches zu heben, als In- und Ausland über den Bildungszuſtand deſſelben zu täuſchen.

Es iſt das Schickſal oder vielmehr die nothwendige Folge der geiſtigen und körperlichen Beſchaffenheit aller Despoten, daß ſie unfähige Kinder zeugen. Wie ſeine Zeitgenoſſen Philipp II. von Spanien, und Solyman II. von der Türkei, hinterließ auch Iwan II. bei ſeinem Tode (1584) einen durchaus unfähigen Sohn und Nachfolger. Jeder dieſer drei Despoten hatte einen Sohn, welcher gewaltſam um's Leben kam. Doch der ruſſiſche Herrſcher, welcher den Beinamen des „Schrecklichen" erhielt, ließ den ſeinigen nicht ſelbſt tödten, wie Philipp II. und Solyman II. Demetrius, Iwan's Sohn, fiel als Opfer des Ehrgeizes des Boris Gudunow (1591), welcher ſtatt des Czaaren Feodor I., des älteſten Sohnes Iwan's II. regierte. Boris war der Bruder der Gemahlin Feodor's. Er war es, welcher den Grund zu der kirchlichen Selbſtſtändigkeit des ruſſiſchen Reiches legte, indem er die Anweſenheit des conſtantinopolitaniſchen Patriarchen Jeremias in Moskau dazu benützte, den ruſſiſchen Erzbiſchof Iwow (Hiob) zum Patriarchen weihen zu laſſen (1589*). Darauf erhielten die Erzbiſchöfe von Nowgorod, Roſtow, Kaſan und Krutizu den Rang von Metropoliten, und zwölf Biſchöfe wurden zu Erzbiſchöfen ernannt. Nachdem in ſolcher Weiſe die kirchliche Herrſchaft in Rußland um eine Rangſtufe hinauf geſchraubt worden war, fiel es den ruſſiſchen Czaaren nicht ſchwer, in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ihre Landeskirche von Konſtantinopel ganz unabhängig zu machen.

Boris Gudunow war, gleich Iwan II., ein ſehr einſichtsvoller Fürſt, ſo ſehr als ſich dieſe Eigenſchaft mit Tyrannei paaren läßt. Doch da er nach dem ruſſiſchen Throne lüſtern war, und kein Recht auf denſelben hatte, ſuchte er den Adel für ſich zu gewinnen. Natürlich konnte er dieſes Ziel nur erreichen auf Koſten des Volkes. Er ſtieß daher die Geſetze, welche Iwan zum Beſten der Bauern gegeben hatte, wieder um und gab eine Reihe von Verordnungen, welche dieſen Stand der Willkür des Adels preis gaben. Er ließ die Namen aller Dienſtboten in die Knechtsregiſter eintragen, geſtattete allen denjenigen, welche für ein Darleben dienten, nicht, ſich durch Heimzahlung der Schuld zu löſen, vielmehr überantwortete er dieſelben mit Weib und Kindern als Leibeigene ihren Gläubigern. Freie Leute erklärte er für Leibeigene derjenigen, welchen ſie ſechs Monate gedient hatten.

Während Boris Gudunow die inneren Verhältniſſe des ruſſiſchen Reiches weſentlich umgeſtaltete, blieb er dem Auslande gegenüber nicht müßig. Er benutzte die Kriege, in welche Polen und Schweden gerathen waren, um die Anſprüche Rußland's auf die Oſtſee-Provinzen zu erneuern. Er eroberte Iwangorod, Jamburg und ganz Ingermanland, verwüſtete Eſthland und Liefland. Im Frieden von Narwa (1595) blieb zwar Eſthland den Schweden, doch Ingermanland und Kerholm fiel an Rußland.

Mit Feodor I. ſtarb (1598) der Mannesſtamm des Hauſes Rurik aus. Der nächſte Verwandte Feodor's war der Bruder der Mutter dieſes Czaaren, Nikitich Romanow. Boris Gudunow hatte im Laufe von vierzehn Jahren unausgeſetzt dahin geſtrebt, ſich ſelbſt für den Fall des Todes ſeines Schwagers die Krone zu ſichern. Er erreichte ſeinen Zweck. Die Bojaren erkoren ihn. Doch die ruſſiſchen Bauern waren mit dem Manne der Wahl des Adels nicht zufrieden, auch war die Erblichkeit des Thrones in dem Bewußtſein des Volkes zu tief begründet, als daß dieſelbe verletzt werden konnte, ohne große Mißſtimmung zu erregen. Als daher im Jahre 1601 ein ehemaliger Mönch,

*) S. oben § 31 S. 232.

Namens Griſchka Otrepiew, ſich für den Bruder Feodor's, Demetrius ausgab, ſo fand er, nachdem er den Woiwoden von Sandomir, Meiſzek, für ſich gewonnen hatte, bald Anhang im Volke. Mit Hülfe der Polen erfocht der falſche Demetrius (am 21. December 1604) einen Sieg über die Truppen Boris Gudunow's. Zwar erlitt er (20. Januar 1605) eine Niederlage. Allein da Boris Gudunow bald darauf plötzlich ſtarb, wahrſcheinlich an dem Gifte, das er aus Verzweiflung nahm, ſo machte der falſche Demetrius ſchnelle Fortſchritte.

Boris Gudunow's älteſter Sohn zählte erſt ſechszehn Jahre. Er wurde zwar unter dem Namen Feodor II. von einem Theile der Bojaren als Czaar und ſeine Mutter als Regentin des Reiches anerkannt. Allein die Bojaren nahmen ſich ſeiner nicht an. Das Volk haßte die ganze Familie Boris Gudunow. Otrepiew ließ Mutter und Sohn verhaften und (am 11. Juni 1605) ermorden. Es gelang ihm ſogar, die Wittwe des Czaaren Iwan's II. zu beſtimmen, ihn als ihren Sohn öffentlich anzuerkennen. Otrepiew ſchien auf dem Gipfel des Glückes angekommen zu ſein. Er hielt mit einem polniſchen Heere in Moskau ſeinen Einzug und ließ ſich feierlich krönen.

Doch dieſelben Perſonen, welche ihn erhoben hatten, bewirkten ſeinen Sturz. Der Hülfe der römiſch-katholiſchen Polen verdankte er hauptſächlich ſeine Siege. König Siegmund III., der Woiwode von Sandomir und die Jeſuiten waren ſeine kräftigſten Stützen und dieſe dachten mehr daran, die römiſch-katholiſche Religion, als die Herrſchaft ihres Schützlings in Rußland zu begründen. Der falſche Demetrius beſaß nicht die Kraft, den fanatiſchen Römlingen Schranken zu ziehen. Er geſtattete den Polen freie Religionsübung, ließ die Tochter des Woiwoden von Sandomir, Marina, die er ehelichte (8. Mai 1606) feierlich krönen und als rechtgläubige Czaarin in das Kirchengebet einſchließen, obgleich ſie römiſch-katholiſch blieb. Er duldete, daß die Jeſuiten in ihrer herkömmlichen Weiſe gegen die griechiſche Kirche eiferten und ſchimpften, vernachläſſigte ſelbſt die Vorſchriften derſelben und verletzte dadurch die religiöſen Vorurtheile der Ruſſen auf das empfindlichſte. Der Briefwechſel, welchen er und ſeine Gemahlin mit dem Papſte führten, erregte gerechte Beſchwerden. Ueberdieß wälzte ſich Otrepiew in niedrigen Genüſſen und zeigte ſich überhaupt der gefahrvollen Lage nicht gewachſen, in welche er ſich durch ſeinen ſchändlichen Betrug geſtürzt hatte. Ein dumpfes Gerücht, daß der Czaar beabſichtige, den ganzen ruſſiſchen Adel ermorden zu laſſen, fand Glauben. Der Knäs Waſilji Iwanowitſch wiegelte das Volk auf, und ſtürmte (17. Mai 1606) den Kreml. Otrepiew wurde erſchoſſen, ſeine Gemahlin Marina nebſt vielen Polen gefangen genommen.

Der Sieger Waſilji aus Schuja wurde (20. Mai) auf dem Marktplatze zu Moskau von dem verſammelten Volke als Czaar anerkannt. Doch das ganze Reich war durch die gelungene Betrügerei in furchtbare Aufregung verſetzt worden. Die Wittwe Iwan's II. nahm nach dem Sturze Otrepiew's ihre frühere Anerkennung deſſelben zurück. Der Betrug des Abentheurer's lag am Tage. Dennoch verſuchten es hinter einander mehrere andere, unter dem falſchen Namen des Demetrius den ruſſiſchen Thron zu beſteigen. Marina war frech genug, den zweiten falſchen Demetrius als ihren Gemahl anzuerkennen, indem ſie vorgab, derſelbe ſei nicht umgekommen, ſondern wieder aufgefunden worden.

Waſilji ſuchte Hülfe bei den Schweden (1609), die ſich bereit fanden, ſie zu leiſten, unter der Bedingung, daß der Vertrag von 1595 wieder hergeſtellt und Kexholm abgetreten werden ſolle. Ueberdieß mußte Waſilji auf Liefland Verzicht leiſten. Die ſchwediſchen Truppen unter Jakob de la Gardie und Ewert Horn leiſteten dem Czaaren Waſilji zwar gute Dienſte, vermochten aber doch die Ruhe im Lande nicht wieder herzuſtellen, um ſo weniger, als ein Theil derſelben, da ſie nicht regelmäßig bezahlt wurden, zu den Polen überging.

Die Moskowiten empörten ſich gegen Waſilji, ſetzten ihn ab, und ſteckten ihn in ein

Kloſter (1610). Sie boten ihren Thron dem Sohne Siegmund's III., dem jüngern Ladislaus an. Doch zerſchlugen ſich die Unterhandlungen, da Siegmund lieber ruſſiſcher Czaar werden wollte und nicht den Augenblick zu benützen verſtand. Die herrſchende Verwirrung nahm dadurch etwas ab, daß der zweite Demetrius von einem Tartaren ermordet wurde (1610). Doch war ſie noch immer groß genug. Neue falſche Demetrier tauchten auf. Die Polen ſuchten im Trüben zu fiſchen. De la Gardie eroberte Nowgorod und bewirkte, daß ein Theil des ruſſiſchen Volkes ſich den ſchwediſchen Prinzen Karl Philipp zum Czaaren erbat.

In dieſer Zeit der Drangſale that ſich ein Bürger von Niſchnei-Nowgorod, Kosma Minin hervor. Er forderte das Volk auf, das Vaterland zu erlöſen, ſammelte ein Heer, das er dem Fürſten Poſcharki zuführte, und welches (20. Auguſt 1612) die Polen ſchlug. Am 22. Oktober eroberten die Ruſſen den Kreml, und Minin bewirkte endlich, daß Abgeordnete des ganzen Reiches (19. Mai 1613) den älteſten Sohn des Feodor Nikitſch, Enkel des Nikitſch Romanow, Michael Feodorowitſch Romanow zu ihrem Czaaren wählten. Feodor Nikitſch war zwar noch am Leben. Allein da Boris Gudunow ihn gezwungen hatte, Mönch zu werden, hielten ihn die Ruſſen für unfähig, den Thron zu beſteigen.

So kam das Haus Romanow durch die aufopfernde Thätigkeit des Bürgers Minin und die freie Wahl des Volkes auf den ruſſiſchen Thron. Die ruſſiſchen Herrſcher würden ſich daher mit größerm Rechte „von Minin's und Volkes Gnaden," als „von Gottes Gnaden" nennen. Denn bei ihrer Erhebung war jene Gnade weit ſichtbarer und greifbarer, als dieſe.

Michael Romanow zählte, als er auf den ruſſiſchen Thron geboben wurde, erſt ſechszehn Jahre. Er ſuchte die Ordnung im Reiche dadurch wieder herzuſtellen, daß er, wenn auch unter läſtigen Bedingungen Frieden ſchloß. Den Frieden von Stolbowa (1617) erkaufte er mit großen Opfern von den Schweden *). Smolensk, Severien und Tſchernigow mußte er im Waffenſtillſtand zu Diwilina (1618) an Polen abtreten.

Allmälig erholte ſich aber das Reich im Frieden von den Verwüſtungen, welche äußere und innere Feinde ihm geſchlagen hatten. Michael war kein kriegeriſcher Fürſt. Nach Siegmund's III. Tode (1632) verſuchte er zwar die abgetretenen Provinzen wieder zu gewinnen; doch ohne Erfolg. Im Frieden von Wiasma (1634) mußte er die Bedingungen des Waffenſtillſtands von Diwilina erneuern.

Als Michael (1645) ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Alexei (1645—1676) nach und befeſtigte ſeine Familie auf dem ruſſiſchen Throne.

Das Haus Romanow thäte wohl, ſich bisweilen ſeines Urſprungs zu erinnern und zu bedenken, daß wie die Aufopferungsfähigkeit und die Begeiſterung eines einzigen Bürgers ſtark genug war, die ruſſiſche Nation zu beſtimmen, den Michael Feodorowitſch auf den Thron zu heben, ſo die Kraft eines einzigen hochbegabten Mannes ausreichen kann, das Haus Romanow vom Throne zu ſtürzen, falls es ſeine Pflichten verſäumt.

Das ruſſiſche Volk iſt, wenn auch roh, doch treuherzig, ausdauernd und lenkſam. Es iſt nicht kriegeriſch und zieht die Freuden des heimiſchen Herdes den wilden Stürmen des Krieges vor. Der Adel aber iſt ehrgeizig, herrſchſüchtig und grauſam. Der Adel war es nicht, welcher in der gefahrvollen Zeit nach Feodor's I. Tod, Rußland rettete, ſondern das Volk: Bürger und Bauern. Den Adel hatte zuerſt Boris Gudunow, dann deſſen Sohn Feodor II., Demetrius I. und Demetrius II. anerkannt. Der Adel bot die ruſſiſche Krone an Polen und Schweden aus. Er beſaß in ſeinem Schooße nicht die Kraft das unwürdige Joch der falſchen Demetrier zu brechen, und eine neue, den Bedürfniſſen des Volkes entſprechende Regierung zu gründen. Den Bürgern und Bauern gebührt die

*) S. oben § 90. S. 594.

Ehre, Rußland's Selbſtſtändigkeit bewahrt zu haben. Sie haben das Haus Romanow auf den Thron gehoben. Auch in unſeren Tagen bildet nicht der Adel die Kraft der ruſſiſchen Nation. Dieſe ruht vielmehr jetzt, wie in den Zeiten der falſchen Demetrier, auf Bürgern und Bauern.

Zehnter Abſchnitt.

Die fernen Länder des Oſtens und Südens.

§ 96. Perſien.

Seit Jahrtauſenden hatte ſich der Sitz der höheren Bildung von Südoſten nach Nordweſten, von den Ufern des Ganges nach denjenigen des Nils und nach den Küſten des Mittelmeeres, des atlantiſchen Oceans und der Nordſee gezogen. Die Völker Aſien's und Afrika's ſtanden während des Mittelalters in ſehr wenigen und mühſam gepflogenen Beziehungen zu den Europäern. Als aber Vasco de Gama die Südſpitze von Afrika gefunden hatte, wurden die fernen Völker des Oſtens und Südens, zu denen bisher nur Karawanenſtraßen geführt hatten, von der Seeſeite her zugänglich.

Früher nie gekannte Nationen tauchten aus dem Dunkel auf, das ſie bisher verhüllt hatte, andere, welche nur unter großen Gefahren und nach Ueberwindung zeitraubender Schwierigkeiten hatten beſucht werden können, trennten nur noch Meere, welche die Seefahrer raſch und ohne große Mühen durchflogen. Die ganze ſüdliche Hälfte Afrika's lernten die Europäer erſt damals kennen. Perſien, Indien und China rückten uns näher.

Alle dieſe Länder hatten ſeit Jahrtauſenden an den fortſchreitenden Bewegungen der Zeit keinen Theil genommen. Sie hatten, den Umſtänden nach, die Formen ihres Glaubens und die Geſchlechter, die ſie beherrſchten, verändert, die Menſchheit hatten ſie mit keinen neuen Errungenſchaften bereichert, ihr keine Anregung zum Beſſern gegeben.

Doch für den Geſchichtsforſcher ſind nicht bloß die fortſchreitenden, ſondern auch die ſtille ſtehenden Völker von Bedeutung, ſchon aus dem Grunde, weil ſie uns die verderblichen Folgen des Stillſtands anſchaulich machen und uns daher anſpornen, ähnliche Erſchlaffung zu vermeiden.

Unter allen Reichen des fernen Oſtens pflogen die Europäer das ganze Mittelalter hindurch die meiſten Beziehungen mit Perſien. Rußland dehnte ſeine Grenzen bis dahin aus, die Türkei rang mit ſeinem Nachbarlande im Oſten um die Oberherrſchaft. Die ſeefahrenden Völker landeten nach Entdeckung des Weges um Afrika an deſſen Küſten.

Wir haben in früheren Büchern die Schickſale des perſiſchen Reiches geſchildert. Araber, Mongolen und Turkomanen gründeten auf deſſen Trümmern ihre Herrſchaft *).

Ismael Sofi, welcher ſeine Abſtammung auf Ali und den in Aderbeidſchan als heilig verehrten Scheik Sofi zurück führte, gründete in den Jahren 1501—1508 das neuperſiſche Reich. Er vereinigte unter ſeinem Scepter die Provinzen Aderbeidſchan, Diarbeker, Irak, Fars und Korman. An die Stelle des Despotismus der Turkomanen trat die Gewalt

*) S. Weltgeſchichte Buch IV. §§ 13, 20, 21. Buch V. § 21. Buch VI. § 81.

der Soſi's, welche aber den Perſern ſchon aus dem Grunde erträglicher war, weil das neue Geſchlecht der Herrſcher ihrem Volke angehörte. Da Ismael Soſi ein Nachkomme Ali's zu ſein behauptete, erkannte er natürlich ſeinen Ahnherrn als wahren Chalifen an, d. h. er gehörte zu der Sekte der Schiiten. Die türkiſchen Sunniten wurden dadurch auf's äußerſte gereizt, und es entwickelte ſich zwiſchen den beiden mächtigen Reichen mohammedaniſchen Glaubens, welche verſchiedenen Sekten angehören, eine Feindſchaft, die ſich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat.

Ismael, Soſi's Nachfolger: Thamasp (1523—1575), Ismael (1576 und 1577), Mohammed (1578—1586), Hemzeh (1586) und Ismael III. (1587) hatten Mühe den Türken und Usbeken Widerſtand zu leiſten. Sultan Soliman II. brachte namentlich dem Schah Thamasp mehrere Niederlagen bei und riß einige Grenzprovinzen von Perſien los. Doch unter Schah Abbas (1587—1629) nahm Perſien von neuem an Macht und kriegeriſcher Bedeutung zu. Es dehnte, im Kampfe mit den Türken, die Grenzen ſeines Reiches über Armenien, Irak-Arabien und Meſopotamien aus und eroberte die Städte Tauris, Bagdad und Baſſora. Den Usbeken nahm er Khoraſſan und den Mongolen Kandahar ab. Er zwang Georgien, welches ſich von Perſien losgeſagt hatte, ihm wieder Tribut zu zahlen, und ſtellte durch alle dieſe Siege den Glanz wieder her, welchen Ismael Soſi um ſein Haus und ſein Reich verbreitet hatte.

Auch in die inneren Angelegenheiten Perſiens brachte er eine beſſere Ordnung. Er hielt auf eine gute Rechtspflege, beförderte den Handel, Künſte und Gewerbe, war duldſam gegen Andersglaubende und hob den Wohlſtand und die Bildung der Perſer höher, als er ſeit vielen Jahrhunderten geweſen war. Unter ſeinem Schutze blühte Jepahan, wohin er ſeine Wohnung verlegte, heran.

Doch in deſpotiſchen Staaten hängt zuviel von der Perſönlichkeit des Herrſchers ab. Mit Schah Abbas' Tode ſank Perſien ſchon bald wieder in Jammer und Elend. Es ward ſeinen Nachfolgern Schah Soſi (1629—1642) und Abbas II. (1642—1666) ſchwer zu behaupten, was ihr Vorgänger durch ſeinen kühnen Muth erobert hatte. Bagdad ging an die Türken, Kandahar an die Indier verloren. Erſt 1666 gewannen die Perſer die letztere Provinz wieder. Bagdad blieb in den Händen der Türken.

Vorübergehend und blendend ſind alle Triumphe der Deſpoten, drückend und dauernd ſind aber die Feſſeln, in welche ſie die Völker ſchlagen. Nur unter den Fittigen der Freiheit kann die Menſchheit ſicher vorwärts ſchreiten, nur unter ihrem Banner Siege erkämpfen, welche alle betheiligten Nationen auf der Stufenleiter der Entwickelung höher heben.

§ 97. Indien.

Wir haben die Geſchichte Indien's und China's nicht weiter, als bis zum Ende des dreizehnten Jahrhundert's geführt, um ſie in mehr überſichtlicher Form und beſſerm innern Zuſammenhang mittheilen zu können.

Im Anfange dieſes Zeitabſchnittes zerfiel Indien in eine Mehrzahl von Reichen, deren mächtigſtes unter Dſchelaleddin Khildſchi ſtand und ſich von den Ufern des Indus bis zu dem Meerbuſen von Bengalen hinzog, im Norden von dem Himalaya-Gebirge und im Süden von dem Marattenlande begrenzt wurde. Afghanen und Türken, Mohammedaner und Anhänger der Braminen beugten ſich unter das Scepter der mächtigen Beherrſcher des Landes. Seit dem Jahre 1288 ſaß Dſchelaleddin Khildſchi auf dem Throne. Sein Neffe Alaeddin machte, ohne Erlaubniß ſeines Oheims, im Jahre 1294 einen Einfall in das Marattenland, eroberte deſſen Hauptſtadt Deogiri (jetzt Duletabad), verfolgte

den König des Landes nach seiner Bergfeste Eilchpur und zwang ihn durch Hunger, diese mit den unermeßlichen Schätzen, welche sie enthielt, ihm zu übergeben. Den Kriegsruhm, welchen Alaeddin durch diesen glücklichen Feldzug gewann, befleckte er, indem er seinen nachsichtigen Oheim ermordete, sich selbst auf den Thron schwang und auch den beiden Söhnen seines Vorgängers das Leben raubte (1295).

Alaeddin war ein muthiger Krieger und widmete der inneren Verwaltung des Landes so viel Sorgfalt, als mit seiner Vorliebe für Kampf und Schlachten vereinbarlich war. Er eroberte Guzerat. Sein Feldherr, Zafar Khan, schlug die Mongolen, welche (1298) bis Delhi vorgedrungen waren. Alaeddin zwang den Radschah von Deogiri ihm den Tribut zu bezahlen, den er ihm verweigert hatte (1306). Malik Kafur, ein anderer seiner Feldherren, eroberte Telingala mit der starken Festung Warangol, Karnata, den ganzen Küstenstrich bis zur Adamsbrücke gegenüber von Ceylon (1309). Als Alaeddin (1316) wahrscheinlich an dem Gifte, das ihm Kafur gemischt hatte, starb, warf sich dieser herrschsüchtige Eunuche zum Vormunde des vierten Sohnes Alaeddin's auf, ließ die beiden ältesten blenden und sandte Mörder gegen Mobarik, den dritten Sohn Alaeddin's aus. Doch dieser bestimmte die Banditen, sein Leben zu schonen. Kafur wurde bald schon durch die königliche Leibwache niedergehauen. Mobarik bestieg den Thron, überließ aber die Zügel der Regierung einem Indier, Namens Khusru Khan. Der ehrgeizige Minister begnügte sich nicht mit der königlichen Macht. Er war lüstern nach den Ehren des Thrones. Als er Malabar erobert hatte, ermordete er (1321) den König und seine ganze Familie. Doch der Statthalter des Pundschab Ghazi Khan Toghlak machte schnell dem Leben und der Herrschaft Khuru Khan's ein Ende und bestieg, da kein Glied des Hauses Khildschi mehr übrig war, selbst den Thron.

Schon nach wenigen Jahren kam Toghlak zu seinem Tode durch den Einsturz eines hölzernen Hauses, das sein Sohn ihm zu Ehren errichtet hatte. Schwerlich hatte der Zufall allein gewaltet. Dschuna, Toghlak's ältester Sohn, welcher den Namen Schah Mohammed annahm, hatte wahrscheinlich seine Hände im Spiele gehabt. Er vereinigte in sich die verschiedenartigsten Eigenschaften. Er war ein Gelehrter, verstand viele Sprachen, trieb was man damals Philosophie nannte, und übte die Gebräuche seiner Religion mit großer Genauigkeit. Doch war er sehr unpraktisch. Er hatte Kenntniß erhalten von dem in China üblichen Papiergelde und wollte es in der Form kupferner Werthzeichen in seinem Reiche einführen. Allein trotz aller Gewaltmaßregeln, deren er sich bediente, konnte er diesen Plan nicht durchsetzen. Er wollte China erobern, verlor aber sein Heer schon auf dem Marsche dahin in den Schlachten des Himalaya-Gebirges. Seine grausamen Erpressungen hatten furchtbare Aufstände in ihrem Gefolge. Er wollte seine Wohnstätte von Delhi nach Deogiri verlegen und die Bewohner der alten Hauptstadt Indien's zwingen, ihm dahin zu folgen. Diese Marotte kostete vielen tausend Menschen das Leben. Der Tyrann konnte sie aber nicht durchführen. Statt der Bewohner von Delhi ließen sich zahlreiche Mongolen, welche in seinem Heere gedient hatten, und aus demselben traten, zu Deogiri nieder, und Schah Mohammed starb (1351) bevor er sie vertreiben konnte. Nach seinem Tode gründeten sie ein unabhängiges Reich in Dekan unter dem Afghanen Ismael, welchem bald ein anderer Afghane, Zuffir Khan folgte. Dessen Nachkommen herrschten über das Land unter dem Namen der Bahmaniden, denn Zuffir Khan hatte sich Alaeddin Hussin Gunzu Bahmani genannt.

Im eigentlichen Indien folgte dem Schah Mohammed sein Neffe Firuzeddin. Er mußte die Unabhängigkeit des Dekan's und Bengalen's anerkennen, hob aber den Wohlstand und die Blüthe seines Reiches durch Brücken, Bäder, Spitäler, Gasthäuser und Teiche, die er anlegte und viele gute Gesetze, die er gab. Nach seinem Tode (1388) ent-

ſtanden Unordnungen in Indien, welche Tamerlan benutzte, indem er ſiegreich, aber unter furchtbaren Verwüſtungen durch das Land zog.

Er eröffnete ſeinen Feldzug gegen Indien, indem er (1398) ſeinen Enkel Pir Mohammed über den Indus ſchickte und die Stadt Multan belagern ließ. Timur ſelbſt nahm ſeinen Weg über die Berge von Hindu Cuſch nach Kabul. Von da rückte er aber nicht, wie Alexander, längs des Fluſſes Kabul, ſondern dem Süden zu, wahrſcheinlich längs des Fluſſes Kurrum nach Bannu, ſetzte über den Indus und Dſchelum und folgte den Ufern des letzteren bis zur Stadt Tulumba. Dann verband er ſich mit ſeinem Enkel, der von Multan aus zu ihm ſtieß, überſchritt die Flüſſe Garra, oder Sudletſch und zog faſt in gerader Linie auf Delhi los. Unter den Mauern dieſer Stadt ſchlug er das indiſche Heer.

Nach Firuzzeddin waren im Laufe von ſechs Jahren vier Fürſten aus dem Hauſe Toghlak auf den indiſchen Thron geſtiegen. Mahmud, welcher dem furchtbaren Timur die Spitze bieten wollte, floh nach Guzerat. Timur ließ ſich als Kaiſer von Indien ausrufen, kehrte aber, nachdem er Delhi und alle Städte, die er berührt, hatte plündern, verbrennen und deren Einwohner niederhauen laſſen, mit unermeßlicher Beute und unzähligen Gefangenen in ſein Reich zurück. Er nahm ſeinen Weg zuerſt gegen Norden, ſetzte über den Ganges und rückte dann längs dem Fluſſe des Hardwargebirges nördlich von Lahore dem Weſten zu nach Vorderaſien, wo er kurz darauf den türkiſchen Sultan Bajazet I. beſiegte*).

Für Indien war dieſer Feldzug Timur's von entſetzlichen Folgen. Die verheerten Städte mochten wieder aufgebaut werden, allein die zerriſſenen Bande bürgerlicher Ordnung ließen ſich ſo leicht nicht wieder herſtellen. Zwar kehrte Mahmud nach Delhi zurück, allein er konnte ſein verlorenes Anſehen nicht wieder gewinnen. Nach ſeinem Tode (1412) riß Khizr Khan, der mongoliſche Statthalter des Pundſchab einige Gewalt an ſich, allein ſie reichte nicht weit über die Grenzen der Hauptſtadt. Er war ein Nachkomme des Propheten Mohammed und wurde als ſolcher Siud genannt, daher er und ſeine drei Nachfolger die Siud-Dynaſtie hießen. Im Jahre 1450 riß Behlol, ein Afghane von dem Stamme Lodi, nachdem er ſich zum Herrn des Pundſchab aufgeworfen hatte, den Thron von Delhi an ſich. Im Laufe ſeiner neun und dreißigjährigen Herrſchaft dehnte Behlol die Grenzen des Reiches im Norden bis zum Himalaja, im Südoſten bis Benares aus. Sein Sohn, Seeunder Lodi, war der erſte mohammedaniſche Herrſcher, welcher die indiſche Religion grauſam verfolgte. Er ſtarb im Jahre 1509. Noch ſchlimmer, als ſein Vater, war Ibrahim, deſſen Nachfolger. Sein unbändiger Uebermuth trieb den Statthalter des Pundſchab Tulat Khan Lodi (1524) zur Empörung. Dieſer rief den Mongolen Babur, welcher damals in Kabul herrſchte, zu Hülfe. Mit nur 12,000 Mann ſchlug Babur das Heer des Sultan's Ibrahim, welches 100,000 Mann und 1000 Elephanten zählte (1526). Mehr und mehr befeſtigte Babur ſeine Herrſchaft über Indien. Er ſtammte im ſechsten Gliede von Timur ab, hatte als einer der Söhne des Amar Scheikh Mirza die Provinz Ferghana an dem oberen Jaxartes als Knabe von zwölf Jahren geerbt (1494). Nach mannigfaltigen Wechſelfällen hatte er (1504) Kabul erworben und von dieſer Zeit an immer darnach geſtrebt, Indien zu erobern. Endlich gelang es ihm und er gründete jenes Herrſchergeſchlecht, das unter dem Namen der Groß-Moguln Jahrhunderte lang die Geſchicke Indien's beſtimmte.

Babur wird uns als einer der liebenswürdigſten unter allen orientaliſchen Herrſchern geſchildert. Er hinterließ eine von ihm ſelbſt entworfene Lebensbeſchreibung, in welcher er über ſeine geheimſten Gedanken und Gefühle Rechenſchaft ablegte. Er überlebte ſeinen großen Sieg bei Delhi nicht lange, indem er ſchon 1530 ſtarb. Sein Sohn und Nachfolger Humayun mußte ſeinem Bruder Camron, Cabul abtreten. Er kämpfte aber ſiegreich

*) S. oben Weltgeſchichte Buch VI. § 78.

mit dem afghanischen Könige von Guzerat, dem Schah Bahadar, allein Schir Khan, einer der afghanischen Fürsten Indien's brachte ihm mehrere Niederlagen bei und zwang ihn, nach Persien zu fliehen. Mit persischer Hülfe eroberte er Kandahar und Kabul (1553), drang dann in das Pundschab (1555) und nach einem Siege bei Sirhind kehrte er nach Delhi und Agra zurück, woselbst er aber bald darauf starb.

Während der sechszehnjährigen Abwesenheit Humayun's hatte Schir Schah viel für die Verbesserung der inneren Zustände seines neu eroberten Reiches gethan. Sein größtes Werk war eine mit Gasthäusern, Brunnen und Bäumen wohlversehene Straße, welche von Bengalen bis an den Indus führte. Er richtete eine Post für Briefe ein, und wachte über die Sicherheit der Personen und des Eigenthums mit seltenem Eifer. Er starb aber schon 1545. Sein ältester Sohn Adil Khan trat das Herrscherrecht seinem jüngeren Bruder Selim ab. Diesem folgte (1553) sein einziger Sohn Mohammed Khan, welcher damals erst zwölf Jahre zählte. Er war ein Wüstling und Tyrann, trieb sein Volk zum Aufstande und eröffnete dadurch selbst dem vertriebenen Humayun den Weg zur Rückkehr in sein Reich. Bald darauf verlor Mohammed sein Leben in einer Schlacht.

Unter Humayun war das mongolische Reich in Indien fast gänzlich zerfallen, und er hatte nicht Zeit gehabt, es nach seiner Rückkehr aus der Verbannung wieder herzustellen. Sein Sohn Akbar war erst in seinem vierzehnten Jahr, als Humayun starb. Schon als Knabe von achtzehn Jahren schüttelte er aber die Vormundschaft ab, unter welcher ihn Baabram hielt. Nur das Pundschab und die Gegend um Delhi und Agra gehorchten ihm. Er zwang seine Feldherren, ihm gewissenhaft seinen Theil an der Kriegsbeute auszuliefern und brachte seinen Feinden, welche gegen ihn Aufstände anzetteten, durch seine persönliche Tapferkeit furchtbare Niederlagen bei. Als er fünf und zwanzig Jahre alt war (1577), hatte er, sei es durch Gewalt, sei es durch Milde, alle Provinzen, die sich gegen ihn erhoben hatten, zur Unterwerfung gebracht. In ähnlicher Weise eroberte er mehrere radputanische Reiche. Der Fürst von Guzerat trat ihm freiwillig seine Krone ab (1572). Die Seestadt Surate öffnete ihm nach einer längeren Belagerung ihre Thore. Bahar und Bengalen verleibte er bald darauf wieder dem indischen Reiche ein. Bis zum Ende seines Lebens hatte er wiederholt mit Aufständen zu kämpfen, welche er alle siegreich niederwarf. Dem Norden zu dehnte er seine Eroberungen über das paradiesische Thal von Kaschmir aus (1587). Doch konnte er die freiheitsliebenden Bergvölker niemals vollständig unterwerfen. Fünfzehn Jahre kämpfte Akbar in dieser Gegend. Während dieser Zeit unterwarf er Sind und Kandahar. Sein Reich erstreckte sich von der persischen Grenze bis zum Ostende Bengalen's, von der See und dem Vindhya-Gebirge bis zu den Höhen des Himalaja. Kein mohammedanischer Fürst hatte vor ihm in Indien so weite Landstrecken beherrscht, keiner hatte in seinem Reiche eine solche strenge Ordnung und willigen Gehorsam eingeführt.

In dem Kriege, den Akbar gegen Deckan führte, zeichnete sich die Sultanin Tschand Bibi durch ihre Tapferkeit und ihren beharrlichen Muth aus. Als ihr eigener Minister sie verrieth, gab sie doch die Hoffnung nicht auf und kämpfte fort, bis endlich ihre eigenen Soldaten sie ermordeten (1601).

An allen diesen Kämpfen nahmen die Europäer nur einen sehr geringen Antheil. Der König von Guzerat Bahadar Schah hatte zuerst einen Türken und mehrere portugiesische Gefangene, welche seine Artillerie bedienten, gegen Humayun gebraucht. In den Zeiten des Kaiser's Akbar hatte ein Fürst von Sind portugiesische Soldaten in seinem Dienste, denen eine Abtheilung Eingeborner in europäischer Kleidung, die ersten Sepoys, zur Seite standen. Der Krieg wurde damals in Indien noch ganz auf orientalische Weise betrieben.

In den letzten Jahren ſeines Lebens hatte Akbar mit dem Ehrgeize und der Herrſchaft ſeines älteſten Sohnes Selim zu kämpfen. Allein er vergab demſelben und ernannte ihn feierlich zu ſeinem Nachfolger. Kurz darauf ſtarb Akbar, am 13. Oktober 1605, im fünfzigſten Jahre ſeiner Regierung.

So viele Kriege Akbar während ſeines Lebens auch geführt, hatte er doch an Schlachten keine Freude. Er glaubte, es ſei ſeine Pflicht, die alten Grenzen des Reiches wieder herzuſtellen, gelangte bei dieſem Beſtreben aber nicht ſelten über dieſelben hinaus. Er wird uns als ein milder, großmüthiger und menſchlicher Herrſcher dargeſtellt. Gegen Andersglaubende war er duldſam. Selbſt war er in religiöſen Dingen ſehr aufgeklärt. Ueber den Formendienſt des Islam war Akbar erhaben. Er ſuchte ſich mit anderen Religionsbegriffen vertraut zu machen und ließ ſelbſt die Evangelien und die alten Bücher der Indier und Griechen in die Landesſprache übertragen. Mit Vergnügen hörte er zu, wenn Braminen und mohammedaniſche Schriftgelehrte ihre Glaubensſätze erörterten. Er lud ſogar katholiſche Prieſter von Goa ein, um mit mohammedaniſchen Gelehrten ihre Anſichten auszutauſchen. In Folge langjähriger Forſchung gelangte Akbar zu einem reinen Gottesglauben, ſchüttelte den damit verbundenen mohammedaniſchen Unſinn ab und ließ ſich weder durch indiſche, noch chriſtliche Theologen von ſeinem Standpunkte abbringen.

Er gab allen Glaubens-Anſichten volle Freiheit, und ſtellte daher jedem frei, ob er ſeine Kinder beſchneiden, faſten, die Kirche beſuchen, wallfahrten wollte, oder nicht. Viele Fürſten unſerer Tage, welche auf derartige Aeußerlichkeiten großen Werth legten, könnten von dieſem Mohammedaner lernen. Er beförderte die Landesſprache. Er verbot die Gottesgerichte, welche man im heidniſchen Indien früher gehabt hatte, als im chriſtlichen Europa. Er ließ nicht zu, daß man die Wittwen ohne deren Willen verbrannte und geſtattete ihnen, ein zweites Mal zu heirathen. Er ſchaffte alle auf Wallfahrten gelegte Abgaben und die Kopfſteuer ab. Ueberhaupt ließ er allen ſeinen Unterthanen, Mohammedanern ſowohl als Indiern gleiches Recht angedeihen.

Der Grundbeſitz war in Indien ſeit den älteſten Zeiten ein gemeinſchaftlicher in der Art, daß jede Gemeinde eine kleine Republik bildete, an deren Spitze ein Bürgermeiſter, ein Schatzmeiſter, ein Wächter und den Umſtänden nach noch einige andere Beamte ſtanden. Dieſe Gemeinde-Ordnung dauerte unter den mohammedaniſchen, wie früher unter den indiſchen Herrſchern fort. Akbar vereinfachte die Erhebung des der Krone gehörigen Antheils an dem Güter-Ertrage, ließ denſelben in Geld anſchlagen, ohne jedoch die Gemeinden zu zwingen, ihn in Geld zu erlegen.

Sein ganzes Reich theilte Akbar in fünfzehn Provinzen, wovon zwölf in Hindoſtan und drei in Deckan lagen, an deren Spitze je ein Statthalter mit bürgerlicher und militäriſcher Gewalt ſtand. Akbar führte zuerſt in ſeinem Heere ſtatt der Anweiſungen auf Provinzen regelmäßigen Sold ein.

Als Selim den Thron beſtieg, nannte er ſich Jehanſchir oder Eroberer der Welt. Im ſechsten Jahre ſeiner Regierung heirathete er die berühmte Nur-Jehan, welche großen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte erlangte und denſelben in der erſten Zeit zum Beſten des Reiches anwandte. Später brachte ſie aber große Verwirrung über das Reich, indem ſie ſich bemühte, dem jüngſten Sohne des Kaiſers, welcher ihre Tochter aus ihrer früheren Ehe geheirathet hatte, die Thronfolge zuzuwenden. Ihr Plan gelang aber nicht. Nach dem Tode Jehangirs (1628) ſtieg deſſen älteſter Sohn, Schah Jehan auf den Thron. Nur-Jehan wurde mit einem Ruhegehalt entfernt und konnte ſich nie wieder in Staatsangelegenheiten miſchen. Die gewöhnlichen Aufſtände mißvergnügter Großen oder gedrückter Provinzen und Kriege mit Perſien beſchäftigten den Schah Jehan den größten Theil ſeines Lebens hindurch. Der Streit galt den Grenz-Provinzen Kabul und Kandahar.

In diesen Kriegen that sich Schah Lehan's dritter Sohn Aurungzib, welcher später eine so große Rolle auf der Weltbühne spielte, hervor.

Innere und äußere Kriege verschlangen zuviel von den Kräften dieser indischen Fürsten und des ganzen Volkes, als daß beide hätten glücklich sein können. Der Reichthum der Könige, namentlich Jangebir's und Schah Jehan's war unermeßlich. Allein in den Kreisen des Hofes herrschte der Despotismus, welcher selbst durch die persönlichen Tugenden eines oder des andern Herrschers nur wenig gemildert wurde. Die nicht an die großen Heerstraßen grenzenden und vom Hofe entfernten Gemeinden konnten zwar größtentheils ruhig säen und ernten. Allein es fehlte ihnen aller Freiheitsdrang, alles höhere Streben. Im Laufe von Jahrtausenden gewahren wir in Indien weder große Fortschritte, noch entschiedene Rückschritte, sondern nur Schwankungen zwischen dumpfem Frieden und blutigem Kriege, zwischen einem mehr oder weniger drückenden Despotismus.

Welche Riesenschritte machte Europa in den Jahren von 1291 bis 1648! Welche unendliche Mannigfaltigkeit von Begebenheiten, Charakteren und Entwickelungen hatten wir dort zu berichten! Doch je weiter wir von den germanischen Stämmen nach Osten und Süden vorrücken, desto eintöniger wird die Geschichte, bis wir in China und Afrika den Höhepunkt des Stumpfsinns und des Despotismus der alten Welt erreichen.

§ 98. China und Japan.

Alle, die sich diesseits und jenseits des atlantischen Oceans conservativ nennen, finden das Ideal ihres Strebens in China. Denn das Reich der Mitte ist unstreitig von allen Großmächten der Erde die conservativste. China zeigt uns deutlich, daß das Festhalten an den Gewohnheiten, Sitten und Bestrebungen der Vorzeit, und der Widerwillen gegen alle Neuerungen unwandelbar zur Erschlaffung führt, und daß diese Richtung nur in dem Stumpfsinn einer Nation ihre Quelle hat. Der Despotismus ist aber die nothwendige Folge der Trägheit der Massen.

In Indien gingen neben der Schlaffheit der Nation Herrschergeschlechter voll frischer Thatkraft, aber ohne höhere Bildung einher, in China theilte sich die Trägheit der Nation auch ihren Kaisern mit. Die Ghasnaviden, Ghoriden, Sklavenkönige und Timuriden, Araber, Türken, Afghanen und Mongolen, welche abwechselnd Indien beherrschten, rüttelten dieses Reich von Zeit zu Zeit aus seinem Schlummer auf, und folgten einander so rasch, daß die Indier nicht Zeit fanden, wieder einzuschlafen. Zwar blieb China von fremden Eroberern nicht verschont, allein diese waren weit seltener, als in Indien. Sie konnten die widerstrebende Masse des Volkes besiegen, niemals aber in eine gründliche Bewegung bringen. Die Hefe der Hunnen sowohl, als später der Mongolen und Mantschu's war nicht kräftig genug, den zähen Teig der chinesischen Nation in Gährung zu bringen.

Wir haben die Geschichte China's bis zum Tode des mongolischen Eroberers Kublai geführt*). Das Reich, das er gegründet hatte, war ohne Zweifel das größte, welches jemals unter einem Herrscher stand. Denn es erstreckte sich etwa vom fünf und vierzigsten bis zum einhundert sechszigsten Längengrade, und vom siebenzigsten Grade nördlicher Breite bis zum Aequator. Es umfaßte in ununterbrochenem Zusammenhang die beiden größten Reiche der Erde: Rußland und China und ging noch weit über die Grenzen des letztern im Süden hinaus. Das römische Reich hatte sich in der Zeit seines weitesten Gebietes etwa über siebenzig Grade der Länge und nicht ganz vierzig der Breite ausgedehnt. Die Eroberungen Alexander's, Cäsar's und Napoleon's verschwinden neben denjenigen Kublai's, wenn wir die Massen sowohl der Bevölkerung als der Länder, die er beherrschte.

*) S. Weltgeschichte Buch V. § 23.

in's Auge faſſen. Alle mongoliſchen Fürſten bis zum Dniepr erkannten ihn als ihren Herrſcher an.

Kublai war kein ſinnloſer Weltenſtürmer, wie vor ihm Dſchingis-Khan und nach ihm Timur. Er widmete der Wohlfahrt ſeiner Völker die größte Sorgfalt. Die Kanäle, welche er in China baute, zeugen dafür. Doch da die Kraft ſeines Reiches auf ſeiner Perſon beruhte, zerfiel es mit ſeinem Tode. Die Verbindung der verſchiedenen Provinzen hörte auf. Die mongoliſchen Herrſcher des Weſtens und die unterworfenen Reiche des Südens ſagten ſich los. Drei Monate vergingen, bevor der von Kublai bezeichnete Thronfolger, ſein Enkel Timur-Khan in China anerkannt wurde. Er behandelte chineſiſche und mongoliſche Fürſten und chriſtliche mit gleichmäßiger Milde, gab aber weder den Prieſtern der Tau-Sekte, noch den Lama's, d. h. den Prieſtern Buddha's *) Vorrechte vor den Laien, vielmehr hielt er beide an, dem Staate die gebührenden Abgaben zu zahlen. Der König von Ava kam nach Peking, dem Kaiſer von China zu huldigen und Tibet gehorchte ihm.

Timur-Khan ſtarb (1307), ohne eheliche Kinder zu hinterlaſſen. Hanſchan-Khan, oder Wu-tſung, ſein Nachfolger, regierte nur vier Jahre (bis 1311) und deſſen Bruder, Ai-yulip Alt-pata, oder Dſchin-tſung wurde (1323) ermordet. Yiſuntimur, ſein Nachfolger, füllte den Palaſt mit trägen Prieſtern, Aſtrologen, Eunuchen und anderm Geſindel. Ganze Schaaren bettelnder Mönche überſchwemmten das Land. Mit Mühe wurde dieſer ſchlaffe Kaiſer dazu gebracht, ſie nach Tibet, woher ſie gekommen waren, zurück zu ſchicken. Auch er ſtarb frühzeitig (1328), ſein Nachfolger Hotſchilo ſchon im Jahre darauf (1329), der Kaiſer Tutimur (1332), und Hintſchipan 1333. Unter deren Nachfolger Towbantimur, welcher mit ſeinen Prieſtern und Kebsweibern ſchwelgte, ging das Haus Kublai's ſeinem Ende entgegen. Eunuchen führten ſtatt des Kaiſer's die Regierung. Ein Aufſtand nach dem andern brach aus, bis Tſchuyunntſchanz, der Sohn eines armen Tagelöhners, der ſich durch ſeine Tapferkeit und Klugheit empor geſchwungen hatte, den ſchlaffen Nachkommen des Dſchingis Khan vom Throne ſtieß, und die Ming-Dynaſtie gründete, welche drei Jahrhunderte (von 1368 bis 1644) über China herrſchte.

Der neue Kaiſer nannte ſich nach ſeiner Thronbeſteigung Hungwu. Er ſchaffte den Luxus ab, den ſeine Vorgänger eingeführt hatten, verbeſſerte die Verwaltung des Reichs und war mild ſelbſt gegen die Familie des geſtürzten Herrſchers, die er in ſeine Gewalt bekam. Er erließ die weiſe Verordnung, daß weder Männer noch Frauen vor ihrem vierzigſten Jahre in ein Kloſter eintreten ſollten und verbot, den Eunuchen irgend ein Amt zu verleihen. Als ein Vater ſeinen Sohn, in Folge eines Gelübdes, das er zur Rettung ſeiner Mutter gemacht hatte, einem Götzen opferte, ſprach ſich der Kaiſer mit Nachdruck dagegen aus. Hungwu ſchlug die Mongolen, welche ab und zu Einfälle in das chineſiſche Reich machten, und zwang mehrere Stämme derſelben zur Unterwerfung. Er machte aber, gleich vielen anderen Gründern von Dynaſtien, darin einen Fehler, daß er ſeinen zahlreichen Söhnen Fürſtenthümer und dadurch die Macht verlieh, ſich den Befehlen des Kaiſers zu widerſetzen. Die Folgen davon traten nach Hungwu's Tode (1398) unter ſeinem Enkel Kienwanti zu Tage. Deſſen Oheime verbanden ſich gegen ihn und ſchon bald (1403) gelang es dem Prinzen von Yen, ſeinen Neffen zu ſtürzen. Der Kaiſer Kienwanti ließ ſich das Haupt ſcheeren und wurde ein Mönch, denn die chineſiſchen Mönche, welche die Muſterbilder unſerer jüngeren chriſtlichen waren, hatten dieſe Sitte ſeit den älteſten Zeiten. Der glückliche Uſurpator nannte ſich Yungio, oder Tſching-Thu. Er unterwarf Cochin-China und Tunkin und ſchlug die Tartaren. Yungio wird von den chineſiſchen Geſchichtsſchreibern als ein ſehr talentvoller Fürſt dargeſtellt. Er ſtarb 1525. Sein

*) Weltgeſchichte Buch V. §. 23.

Vorgänger, der Kaiser Kienwanti, lebte noch, als wandernder Bonze. Doch Niemand gedachte seiner. Junglo's Sohn, Tsching-Tsung folgte ihm, starb aber schon bald und nach diesem regierte Seuen-Tsung bis 1436. Sein Sohn Jing-Tsung war erst ein Knabe von acht Jahren. Seine Mutter und ein Eunuche, Namens Wangtschin, herrschten während dessen Minderjährigkeit. Die Männer, welche nach der Kaiserin Mutter Tode (1443) wagten, den Kaiser an das von dem Gründer der Dynastie erlassene Gesetz zu erinnern, ließ er auf schimpfliche Weise hinrichten, und verfolgte einige derselben, die nach Ava geflohen waren, bis dahin. Doch als die Tartaren vom Norden her China bedrohten, mußte der Kaiser mit seinem Heere eiligst umkehren. Mittlerweile hatte Wangtschin dem Fürsten der Tartaren Yeseen, um ihn zum Frieden zu bewegen, eine chinesische Prinzessin zur Frau versprochen. Er hielt aber nicht Wort. Yeseen, auf's äußerste entrüstet, rückte vor, schlug die Chinesen auf's Haupt und nahm deren Kaiser gefangen. Doch vermochte er nicht, die Stadt Peking einzunehmen, er mußte abziehen. Zwar gab er später den gefangenen Kaiser heraus, mittlerweile hatte sich aber Tsching-wang, unter dem Namen Kingti, auf den Thron geschwungen und behauptete denselben. Sieben Jahre später (1457) wurde Jing-tsung wieder Kaiser, und blieb es bis zu seinem Tode (1465). Sein Sohn Tschu-keen-schin, folgte ihm nach. Er war ein schwacher Fürst, eifriger Anhänger der buddhistischen Pfaffen und Freund der Eunuchen. Nach seinem Tode (1487) folgte ihm Heau-tsung, oder Hung-tschi, welcher die Tau-Sekte vorzog und es zur Aufgabe seines Lebens machte, den Trank der Unsterblichkeit zu finden; vergeblich! Er starb in jungen Jahren (1505). Wu-tsung, sein Sohn, zählte erst fünfzehn Jahre, als er den Thron seines Vaters bestieg. Er gab sich ganz der Schwelgerei hin und ließ sich und seinen Staat von tückischen Eunuchen beherrschen. Blutige Aufstände verwüsteten das Reich. Inmitten der Verwirrung starb der elende Kaiser Wu-tsung (1521). Unter seiner Regierung wurde die Bevölkerung China's aufgenommen und eine Zahl von mehr als drei und fünfzig Millionen in die Register eingeschrieben. Ein halbes Jahrtausend früher (1014) hatte die Zählung nicht ganz zehn Millionen tributpflichtiger Familien nachgewiesen. Es ist schwer zu bestimmen, ob die Volkszählung des sechszehnten Jahrhunderts Familien, oder Personen, alle Chinesen, oder nur die tributpflichtigen, nur die Chinesen, oder auch die Bewohner tributpflichtiger Staaten enthielt. Diese Zahlen bieten uns daher keine festen Stützpunkte zu einem Urtheile über den Stand der damaligen Bevölkerung China's und den Wechsel, welchem dieselbe, im Laufe der Jahrhunderte, unterworfen war.

Wu-tsung starb ohne Nachkommen. Der Enkel Heentsung's, Schitsung folgte ihm nach. Zu seiner Zeit wurden die Mantschu-Tartaren immer mächtiger und beunruhigten China mehr und mehr durch zahlreiche Einfälle. Statt sich mit der inneren Verwaltung seines Reiches und mit dem Kampfe gegen dessen Feinde zu beschäftigen, warf er sich den buddhistischen Pfaffen in die Arme, und forschte nach dem Tranke der Unsterblichkeit. Cochin-China riß sich los. Die Tartaren eroberten die Provinz Schensi. Die Japanesen beraubten und verwüsteten die Küsten des Reiches, eroberten Tschusan und andere Inseln. Sein Sohn Mubtsung (1566—1572) wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er den Fürsten der Tartaren Yenta zu einem Prinzen des Reichs erhob und ihm bedeutende Handelsvortheile einräumte. Schintsung oder Wanleih, sein Sohn und Nachfolger, trat dem Yenta ein Stück Landes in der Provinz Schensi ab Die Japanesen schlugen die Chinesen zu Wasser und zu Land auf der Halbinsel Korea (1592—1597). Nirgends entwickelte der Kaiser Nachdruck und Kraft.

In dieser Zeit kam der Jesuite Ricci nach China. Der Kaiser befragte den Rath der Ceremonien, was in Betreff der Geschenke, die ihm die europäischen Mächte durch

den Jeſuiten anbieten ließen, geſchehen ſolle. Dieſer antwortete: „Europa ſteht in keiner Verbindung mit uns und erkennt unſere Geſetze nicht an. Die Bilder und Tafeln des Herrn des Himmels und einer Jungfrau haben keinen Werth. Er bietet einen Sack mit Gebeinen an und ſagt uns, es ſeien die Gebeine von Chriſtus. Wir ſind daher der Anſicht, daß wir die Geſchenke weder annehmen, noch dem Ricci erlauben ſollen, bei Hofe zu bleiben.“ Dennoch verweilte er zu Peking und verbreitete die römiſche Religion.

Das chineſiſche Reich kam immer tiefer herunter. Die Mantſchu-Tartaren ſchlugen die Chineſen zu wiederholten Malen (1618—1619). Der Kaiſer ſuchte in ſeiner Verzweiflung um die Hülfe der Portugieſen nach, die ſich in Makao nieder gelaſſen hatten. Sie ſchickten ihm vierhundert Mann Der Kaiſer wußte ſie aber nicht zu verwenden und ließ ſie bald ſchon wieder umkehren. Inmitten dieſer Stürme ſtarb Wan-leih (1620).

Sein älteſter Sohn Kwan-tſung folgte ihm nach. Als er krank wurde, rieth ihm ſein Arzt, den Trank der Unſterblichkeit zu ſich zu nehmen. Der Kaiſer that es und ſtarb (1621). Hitſung, der nach ihm regierte, wurde mehr und mehr von den Tartaren bedrängt. Er verſtand es weder, ſie durch Unterhandlungen zu beruhigen, noch im Kriege zu beſiegen. Nach ſeinem Tode (1627) folgte ihm Hwantſung. Dieſer mußte erleben, daß der König der Mantſchu erklärte, der Himmel habe ihn zum Kaiſer von China beſtimmt. Im Jahre 1635 nahm Tan-tſung der König der Mantſchu den Titel eines Kaiſers an. Räuber zu Land und zur See trieben ungeſtraft ihr Unweſen, und rückten vor Peking. Ein Verräther öffnete ihnen die Thore der Stadt. Der Kaiſer nahm ſich in Verzweiflung ſelbſt das Leben (1644). Tan-tſung benutzte die herrſchende Verwirrung. Er ſchwang ſich auf den Thron, deſſen Titel er ſchon ſeit neun Jahren angenommen hatte, und gründete die neue Dynaſtie der Mantſchu oder Ta-tſing. Nach blutigen Kämpfen beſiegte er mehrere Mitglieder der Familie ſeines Vorgängers, welche ſich Kaiſer nannten, ohne je zu einiger Bedeutung gelangen zu können. Er unterwarf die verſchiedenen Provinzen des Reiches. Im Jahre 1650 eroberte er Kanton. Seit dieſer Zeit herrſcht ſeine Familie über China, dieſes Land, deſſen Bewohner eben ſo unwiſſend als übermüthig, und deſſen Kaiſer ſich eben ſo ſehr durch ſchwülſtige Anmaßungen in ihren Reden, als durch die Erbärmlichkeit ihrer Thaten lächerlich machen.

Dieſes iſt die Geſchichte des größten Reiches der Erde, während des Laufes von vier Jahrhunderten. Der kleinſte Staat Europa's bietet uns mehr Ausbeute, mehr Stoff zu bedeutungsvollen Erwägungen, zahlreichere Männer von Geiſt und Charakter, größere Fortſchritte auf allen Gebieten des Lebens, in Kunſt und Wiſſenſchaft, Staat und Kirche. Doch die Chineſen ehrten ihre Vorfahren, hielten feſt an ihrer Verfaſſung, ſträubten ſich gegen alle Neuerungen, gerade wie die europäiſchen Despoten unſerer Tage. Beweis genug, daß die Verehrung der Altvordern, Verfaſſungstreue und Widerwillen gegen das Neue die Sproſſen ſind, auf welchen eine Nation zwar die Tretmühle des Lebens bewegen, nicht aber vorwärts ſchreiten kann.

Die Familie iſt immer die eigentliche Grundlage des Lebens und der Regierung in Staat und Kirche. Die Eltern haben für ihre Kinder gewöhnlich ſehr wenig Liebe in China. Das Ausſetzen derſelben, das Verſchneiden der Knaben und das Verhandeln der Mädchen als Luſtdirnen ſind an der Tagesordnung, dagegen wird den Kindern die Verehrung der Eltern als heilige Pflicht eingeſchärft. In ganz ähnlicher Weiſe, wie die Eltern mit ihren Kindern, verfahren die Kaiſer und Beamte höheren und niederen Ranges mit ihren Untergebenen. Während die Machthaber ihre Pflichten gegen das Volk nur ſehr ſchlecht erfüllen, verlangen ſie von dieſen nicht blos ſtarke Abgaben und Dienſte, ſondern auch die herabwürdigendſten Zeichen der Verehrung.

Die Chineſen ſind ſchon aus dem Grunde nicht fähig, zu einem freieren Aufſchwunge

zu gelangen, weil sie sich der Vielweiberei ergeben haben. Die Frauen der reichen Leute werden eingesperrt gehalten und beschäftigen sich mit nutzlosen Dingen. Sie erziehen ihre Kinder hauptsächlich nur zu unterwürfigen Knechten der herrschenden Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche. Ein großer Theil der Kraft der Chinesen wird auf die Erlernung und Ausübung erbärmlicher Förmlichkeiten verwendet, welche alle Kreise der Gesellschaft ihrer Frische und ihrer natürlichen Bedeutung berauben. Von Jugend an sind die Spiele der Chinesen geisttödtend. Die Einförmigkeit ihres Lebens wird dadurch noch vermehrt, daß sie keine regelmäßige Zeiten der Erholung, keine Tage haben, welche unseren Sonntagen entsprechen. Der Stumpfsinn der Chinesen prägt sich schon in ihren Gesichtern aus, in welchen die Fleischmasse und die Knochen groß, Augen, Mund und Nase klein, und das bewegte Spiel des Nervenlebens kaum bemerkbar ist. Viel Stoff und wenig Kraft, viel Körper und wenig Geist!

Eines der Länder, welche zum chinesischen Reiche gehören, ist Tibet. In diesem hat seit den Zeiten des Kaisers Kublai der Dalai-Lama seinen Sitz, welcher sich, gleich dem Papste zu Rom, Stellvertreter Gottes auf Erden nennt, sich, gleich dem römischen Oberpriester, göttlich verehren läßt und in ähnlicher Weise, wie dieser über die Katholiken, über die Buddhisten herrscht. Er ist, wie dieser, von einer Menge Priestern umgeben, und soll, wie das Haupt der römisch-katholischen Christenheit, keusch leben. Um ihn nicht in Versuchung zu bringen, soll kein weibliches Wesen da, wo er sich aufhält, übernachten. Dennoch findet er, wie sein Kollege zu Rom, Gelegenheit, seinen Naturtrieb zu befriedigen. Er wähnt, wie der Papst, Sünden vergeben zu können, und thut es, indem er den gläubigen Dummköpfen die Hand auflegt. Alle Arten von Aberglauben, von welchem viele ihren Weg in die römische Kirche gefunden, haben ihren Ursprung in Tibet und in den Priestern, welche den dortigen s. g. Stellvertreter Gottes auf Erden als ihren Obersten verehren.

Tibet ist das Vaterland des Rosenkranzes, der Mönchsorden, des Priester-Cölibats und vieler anderer Verkehrtheiten, welche die Katholiken angenommen haben, die in der That aber Erfindungen tibetanischer Lama's sind, welche christliche Pfaffen in dem Abendlande einbürgerten.

Hätten die Völker Europa's nicht mehr Selbstthätigkeit besessen, nicht mit regerer Kraft alles Neue, das ihnen Gutes versprach, ergriffen, ihre Fürsten hätten sie nicht vor dem Loose China's bewahrt. Der österreichische Staat, welcher in allen seinen Einrichtungen dem chinesischen am nächsten kömmt, hat auch ein ähnliches Schicksal zu erwarten falls die benachbarten Nationen ihm nicht aufhelfen. Alle Völker der Erde müssen aber an China erkennen, wohin das Fromenwesen ohne Geist führt. Kein Staat hat mehr Beamte, keine Glaubenspartei mehr Kirchen und Priester, als China. Mit Ameisen-Fleiße mühten sich die chinesischen Literaten ab. Die Kaiser gaben ihnen reichliche Spenden. Doch sie brachten nichts denkwürdiges hervor. Rosenkranz, Priester-Cölibat und Mönchsorden, welche von Tibet nach China wanderten, dienten nur dazu, die Nation mehr und mehr stumpf zu machen und zu entsittlichen. Völker Europa's, nehmt euch an China ein warnendes Beispiel! Laßt euch von euren Priestern, euren Schriftgelehrten und Despoten nicht knechten, wie die Chinesen! Ihr müßt sonst deren Loos theilen. Ehrt nicht das Alte, sondern das Gute, strebet nach dem Fortschritte und vor allen Dingen nach Freiheit, unter deren Fittigen allein euer Wohlstand und eure Bildung sich harmonisch entwickeln können!

Bevor wir das Reich der Chinesen verlassen, wollen wir noch einen Blick auf die Beziehungen werfen, welche sie während dieser zwei Zeitabschnitte (1291—1517—1648) mit europäischen Mächten pflogen. Diese haben keinen politischen Charakter, sie waren vielmehr nur commercieller oder religiöser Natur.

Schon zu Zeiten des Khan's Kublai hatten Marco Polo, und Rubruquis zwar einige Verbindungen mit China *) angeknüpft. Allein dieſelben waren von keinem Beſtande und was über frühere Reiſen des Apoſtels Thomas und anderer Chriſten nach China, von Syrlern berichtet wird, gehört mehr in das Reich der Fabel, als der Geſchichte. Gewiß iſt, daß, als nach Entdeckung des Seeweges um die Südſpitze Afrika's die erſten Europäer in China landeten, ſie dort keine Spuren des Chriſtenthums fanden. Vergeblich ſuchte der Jeſuite Xaver nach China zu gelangen. Der Dominikaner Gaspar de Cruz, welcher (1552) dahin kam, wurde bald ſchon des Landes verwieſen. Daſſelbe Schickſal hatten einige Auguſtiner Mönche, welche um das Jahr 1575 durch einen chineſiſchen Admiral von Manilla nach Fuh-kin gebracht wurden. Die Jeſuiten Ruggiero und Ricci ſchlichen ſich in dem Gewande buddhiſtiſcher Prieſter in China ein. Später nahm Ricci die Tracht eines chineſiſchen Literaten an. Dieſe Verkleidung täuſchte die argwöhniſchen Behörden China's. Durch ſeine Kenntniſſe gewann er zahlreiche Freunde, die ſich ſeiner annahmen. Er gründete mehrere Kirchen unter Beihülfe zahlreicher anderer Jeſuiten, welchen er den Weg in das Reich geöffnet hatte. Zur Zeit des Kaiſers Wanleih wagte er ſich nach Peking unter dem Namen Limaton und erregte dort allgemeine Bewunderung durch die mannigfaltigen Neuigkeiten, die er den Chineſen mittheilen konnte. Ein Groß-Mandarin Namens Li und der Miniſter des Kaiſers, Seu wurden durch Ricci für die katholiſche Kirche gewonnen.

Noch eifriger, als der letztere war ſeine Tochter Candida für die Religion, welche Ricci ihr mitgetheilt hatte. Sie bekehrte ihren Gatten, baute Kirchen und that alles, was in ihren Kräften ſtand zur Verbreitung der römiſchen Lehre. Die Verwirrung, welche dazumal im chineſiſchen Reiche herrſchte, kam den Jeſuiten zu ſtatten. Die Kaiſer und ſämmtliche Beamte hatten weder Zeit, noch Luſt, inmitten der vielen Gefahren, welche ſie bedrohten, neue Feinde aufzuſuchen und zu verfolgen, Candida beſtritt die Koſten des Druckes vieler katholiſcher Bücher. Mit ihrer Hülfe ließen die Jeſuiten einhundert und dreißig Bände drucken. Allein ſie hüteten ſich wohl, die Bibel oder auch nur die vier Evangelien den Chineſen in die Hände zu geben. Candida ließ Kinder, welche arme Eltern ausgeſetzt hatten, aufnehmen, und ſie in der römiſchen Religion erziehen. Selbſt zu Peking baute Ricci eine Kirche, welche er dem ſ. g. heiligen Joſeph weihte. Im Jahre 1610 ſtarb er, nachdem er ſieben und zwanzig Jahre in China zugebracht hatte. Zwar wurden die Jeſuiten im Jahre 1615 des Landes verwieſen und nach Canton geſchickt. Allein als die Tartaren immer drohender wurden, hoffte der Kaiſer Wanleih in ihnen eine Stütze im Kampfe gegen dieſelben zu finden und nahm ſie daher wieder in Gnaden auf. Der deutſche Jeſuite Schaal trat in die Fußtapfen Ricci's. Mehrere Mitglieder der Ming-Dynaſtie, ergriffen in der Angſt ihre Zuflucht zum Chriſtenthum. Der erſte Miniſter des vorübergehenden Gegenkaiſers Yungleih, der Eunuche Pan Achilles, die Kaiſerin Mutter, und der Erbe des zertrümmerten Thrones ließen ſich taufen. Da aber die Ming-Dynaſtie damals ſchon geſtürzt war, und nur den Namen, nicht aber die Macht einer kaiſerlichen Familie beſaß, hatten dieſe Bekehrungen keine höhere Bedeutung. Sie dienten nur dazu, den Europäern, welche nicht wußten, daß die Mantſchu's die Herren von China ſeien, Sand in die Augen zu ſtreuen.

Dieſelben Kriege, welche der Ming-Dynaſtie ihr Ende bereiteten, vertrieben Tauſende von Chineſen aus ihrem Vaterlande, welche ſich über die Inſeln des Archipelagus verbreiteten, ſich nicht ſelten mit den dortigen Eingeborenen verbanden und mit ihnen eine ſehr verworfene Miſchlingsrace erzeugten. Seit den älteſten Zeiten waren die Chineſen trotz des ſchlechten Bau's ihrer Schiffe und ihrer mangelhaften Inſtrumente bis nach Ceylon

*) S. oben § 29. S. 226.

und Arabien gesegelt. Der Handel mit China nahm aber erst einen Aufschwung, als die Portugiesen sich in Makao ansiedelten. Im Jahre 1516 machte Raphael Perestrello die erste Handelsreise von Malacca nach China. Da sie ihm großen Gewinn brachte, segelte Fernao Peres im folgenden Jahre (1517) auf Befehl des Königs von Portugal mit acht Schiffen nach China. Während der Unterhandlungen, die er mit den chinesischen Behörden pflog, kamen noch mehrere Schiffe nach. Trotz aller Demüthigungen, die sich die Portugiesen gefallen ließen und aller Bestechungen, die sie sich erlaubten, machten sie doch keine großen Fortschritte, bis sie die chinesische Flotte, welche sie angriff, in die Flucht schlugen. Dann wagten es die Behörden von Kanton nicht mehr, die bestehenden Verbote gegen sie in Ausführung zu bringen. Die Portugiesen trieben ihren Handel mit den Chinesen von Teenpih oder Teenpak im Westen von Kanton, und erlangten (1534) durch Bestechung Makao, eine Halbinsel, welche einen Theil der Insel Heangschan bildet, und wußten sich seit dieser Zeit darin zu behaupten.

Vergeblich suchten die Holländer später, sie zu verdrängen. Sie wurden (1622 und 1627) mit blutigen Köpfen weggeschickt. Doch litt der Handel der Portugiesen, als sie, (1614) aus Japan vertrieben wurden.

Die Holländer gründeten auf einer der Piscadores oder Pangbu-Inseln zwischen der Provinz Fubkin und Formosa (1622) eine Niederlassung. Später bauten sie die Feste Zelandia auf dieser letzteren Insel, konnten sie aber auf die Dauer nicht behaupten. Glücklicher waren die Holländer in Japan.

Dieses Reich liegt im Osten von China und führt in chinesischer Sprache den Namen Ostreich (Tschi-pen). Es gehören dazu 3511 größere und kleinere Inseln mit einem Flächenraum von 12—13,000 Quadratmeilen. Die größte dieser Inseln heißt Niphon. Die ersten Bewohner Japan's werden Ainos genannt. Diese vermischten sich frühzeitig schon mit Chinesen und später mit Mongolen und Mantschu's. Die Geschichte Japan's reicht nicht weiter, als bis in das siebente Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zurück, zu welcher Zeit Sin-mu das Reich gründete. Er war ohne Zweifel chinesischer Abkunft und führte den Titel Teno, himmlischer Gebieter. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts schwang sich einer der vielen Statthalter des Reiches, Joritomo, zum thatsächlichen Beherrscher des ganzen Landes und der Königsfamilie empor und vererbte den Titel Kubo oder Dschogun auf seine Nachkommen. Im dreizehnten Jahrhunderte suchten die Mongolen vergebens, die Japanesen zu unterwerfen. Diese bewahrten sich ihre Selbstständigkeit trotz mannigfaltiger innerer Streitigkeiten zwischen den Dschogun's und Dairi's, d. h. zwischen den wirklichen Herrschern und den Scheinkönigen des Reiches. Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts wurden die früheren Könige zu geistlichen Herrschern, während die Dschogun's die ganze weltliche Gewalt an sich rissen. Die letzten Reste ihrer weltlichen Macht verloren die Dairi's im Jahre 1585. Damals schwang sich Fide-Jost, ein Mann von niederer Herkunft zum Herrscher auf und nahm den Titel Taiko-sama, d. h. unumschränkter Herr, an. Sein Nachfolger Jeje-jasu oder Gongbin, machte die königliche Würde in seiner Familie erblich (1617), und wird daher als Stifter des Herrscher-Geschlechtes angesehen, welches bis zu dieser Zeit den Thron Japan's behauptete und die mächtigen Statthalter oder Lehensfürsten vollständig unterwarf.

Die ersten zuverlässigen Nachrichten von Japan kamen durch Marco-Polo nach dem Abendlande. Doch vergingen Jahrhunderte, bevor die Europäer unmittelbare Beziehungen mit diesem Reiche anknüpften. Im Jahre 1542 wurden drei portugiesische Schiffe, welche mit China Geschäfte machten, an die japanesische Küste verschlagen und leiteten dort einen sehr vortheilhaften Handel ein. Kaum hatten die Jesuiten davon Kenntniß erhalten, als sie in Japan ihre Netze auszuwerfen begannen. Sie arbeiteten so lange, bis die

kräftigere Dynaſtie, welche 1585 ſich der Herrſchaft bemächtigte, ihrem Treiben und zugleich dem Handel der Portugieſen ein Ende machte*). Die Holländer leiſteten in den durch die Jeſuiten und Portugieſen angezettelten Verſchwörungen den japaniſchen Behörden Beiſtand und erhielten dafür die Erlaubniß zum freien Handel in allen Häfen des Reiches (1616). Sie mußten, was ſie mit Wahrheit konnten, die Verſicherung abgeben, daß ſie nicht den Glauben der Portugieſen hätten. Später (1634) wurden die Holländer auf die Inſel Deſima beſchränkt, welche durch eine Brücke mit der Handelsſtadt Nangaſaki zuſammen hängt. Außer den Holländern haben nur die Chineſen und die Koreaner das Recht, mit Japan Handel zu treiben. Alle drei Völker mußten ſich aber dabei ſehr demüthigenden und drückenden Bedingungen unterwerfen.

Die Japaneſen haben große Aehnlichkeit mit den Chineſen, obgleich ſie mehr natürliche Kraft und Friſche, als dieſe beſitzen. Die Vielweiberei iſt bei ihnen nur ausnahmsweiſe im Gebrauche. Sie haben ihre eigene Sprache, welche in zwei Mundarten zerfällt. Wie ihre Regierung in die geiſtliche und weltliche, ſo theilt ſich auch ihre Sprache in zwei Dialekte, wovon der eine für geiſtliche, der andere für weltliche Dinge gebraucht wird. Früher, als die Europäer, ſchon im dreizehnten Jahrhundert, kannten die Japaneſen den Buchdruck, jedoch nur mit Holzplatten. In den meiſten Beziehungen ſind ſie Schüler der Chineſen. Doch haben ſie ihre Lehrer oft übertroffen. Die Hauptſtadt des Reiches iſt Jeddo an der Oſtküſte der Inſel Nipbon. Die älteſte Religion der Japaneſen iſt der Sinto- oder Sie-ſiu-Glaube, welcher auf der Verehrung mannigfaltiger Geiſter ruht. Das ſichtbare Oberhaupt der Anhänger deſſelben iſt der Dairi. Die zweite der dort üblichen Religionen iſt eine Nachahmung der Lehre des Confucius und wird Szuto oder Sizo genannt. Die dritte endlich iſt der Buddhismus, welcher im ſechsten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung aus Korea nach Japan verpflanzt, und mit der Sinto-Religion verſchmolzen wurde.

Wir haben die Lehren Buddha's ſchon weiter oben†) dargeſtellt. Bevor wir von Aſien Abſchied nehmen, haben wir aber deren Verbreitung über andere Reiche und den Einfluß zu ſchildern, den ſie auch auf ſolche Völker gewannen, welche dieſelben nicht unmittelbar annahmen.

Die Braminen verdrängten nach langjährigen Kämpfen den Buddhaismus wieder aus Indien. Allein im Oſten des Ganges, in Siam, Pegu, Ava und Tongking breitete er ſich mehr und mehr aus. Unter dem Namen Fo wurde Buddha in China einheimiſch. In Japan, unter den Mongolen, Kalmucken und anderen tartariſchen Stämmen wurde er göttlich verehrt. Die Buddhiſten legten ihre Lehre urſprünglich in der Sanscrit-Sprache nieder. Aus dieſer wurde ſie aber ſpäter in die meiſten Zungen des öſtlichen Aſiens übertragen. In tibetaniſcher Sprache füllen die ſogenannten heiligen Bücher der Buddhiſten nicht weniger als einhundert und acht Bände. China wurde bald der Hauptſitz der buddhiſtiſchen Lehre. Drei und dreißig Patriarchen wohnten dort bis zum Jahre 713 nach Chriſtus. Nachher nahmen ſie den Titel „Fürſten der Lehre" an, und wurden von Dſchingis-Chan und deſſen Nachfolgern ſehr begünſtigt. Im vierzehnten Jahrhundert wanderten dieſe Oberprieſter nach Tibet, und ſchlugen dort ihren Thron auf. Sie nannten ſich dann, nach der mongoliſchen Sprache, Lama, und ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert Dalai-Lama, d. h. Meerprieſter. Bei den Japaneſen heißen die buddhiſtiſchen Prieſter Bonzen, im Birmaniſchen Reiche Rahanen und in Siam Talapoinen. Von der urſprünglichen Lehre Buddha's erhielt ſich übrigens bei allen dieſen Nationen wenig oder nichts.

Jede Religion, wie überhaupt jede menſchliche Lehre, Erfindung und Einrichtung artet

*) S. oben § 25 S. 201. § 29 S. 226.

†) S. Weltgeſchichte Buch III. § 93. Buch V. § 23.

bald schon aus, wenn sie nicht verändert werden soll. Denn Veränderungen sind unvermeidlich. Wird der Fortschritt nicht gestattet, so ist der Rückschritt gewiß. Sind Verbesserungen nicht zulässig, so bleibt die Verschlechterung nicht aus. Denn entweder sind die höheren, oder die niederen Eigenschaften der Menschen in Thätigkeit. Die ersteren führen in der Religion zur Aufklärung, die letzteren zum Aberglauben. Da dieser das große Kapital ist, von welchem die Pfaffen aller Nationen leben, so ist es natürlich, daß sie unter dem Vorwande der Festhaltung der alten Lehre neuen Unsinn fördern und begünstigen. Das Christenthum war im Laufe von fünfzehn Jahrhunderten, während welcher kein Reformator erstand, furchtbar verdorben worden. Wie viel größer mußte aber die Ausartung des Buddhaismus sein, der fünf Jahrhunderte älter war, und bis zum heutigen Tage keinen Erneuerer fand.

§ 99. Afrika.

Schon sechshundert Jahre vor Christus umschifften die Phönicier im Auftrage des Königs Necho von Egypten, Afrika *). Allein diese kühne Entdeckungsreise fand keine Nachahmung. Sie blieb eine vereinzelte Erscheinung, welche bald vergessen, und von den klügelnden Kennern Herodots sogar in Zweifel gezogen wurde, um so mehr, als sie uns von diesem Geschichtschreiber mitgetheilt wurde mit dem Bemerken, daß die rückkehrenden Seefahrer ausgesagt hätten, die Sonne sei im Norden gewesen, als sie Afrika umschifft. Diese von Herodot selbst nicht geglaubte Thatsache hat sich später vollkommen bewährt und läßt über die wirklich stattgefundene Umschiffung Afrika's keinen Zweifel. Denn sie stand dermaßen im Widerspruch mit den damals herrschenden Ansichten über die Gestalt der Erde, daß nur der Augenschein sie zu Tage bringen konnte. Mehr, als zwei Jahrtausende vergingen, bevor es sich herausstellte, daß die Umschiffung Afrika's keine Fabel, sondern eine Wirklichkeit gewesen sei. Während dieser Zeit kannten die Europäer von Afrika nur die nördlichen und östlichen Gestade. Die Hälfte im Süden der Sahara, die ganze West- und Süd-Küste und der größere Theil der Ostküste Afrika's blieben in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

In unserm Gange durch die Weltgeschichte sind wir zwar verschiedenen afrikanischen Völkern: den Egyptern**), und Karthagern†), den Aethiopiern‡) und Libyern‖), den Numidiern§) und den arabischen Eroberern der Barbarei¶) begegnet; allein als ein Ganzes tauchte Afrika erst gegen das Ende des vorigen Zeitabschnitts aus dem Dunkel der Vergangenheit empor. Erst damals erhielten die Europäer Kenntniß von dem äußern Umfange dieses Theiles der Erde. Der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, einige Blicke in das Innere desselben zu werfen.

Afrika ist der Stammsitz der äthiopischen Menschenracе. In den nördlichen Küstengegenden setzten sich Phönizier, Römer, Deutsche, Araber, Türken und andere edlere Völker fest. Die an das rothe Meer grenzenden Länder wurden frühzeitig von Indiern, später von Griechen, Juden, Arabern und Türken besucht. Seit der Periode der großen Entdeckungen siedelten sich Portugiesen an den Küsten und auf den Inseln Afrika's an. Die eingewanderten Fremden vermischten sich theilweise mit den Urbewohnern des Landes

*) S. Weltgeschichte Buch I. § 31 S. 39. § 54 S. 73.
**) S. Weltgeschichte Buch I. § 29 S. 36 ff. Buch II. § 39 S. 51 f. Buch V § 16 S. 41 f.
†) S. Weltgeschichte Buch I. § 56 S. 73 ff. Buch II. § 50 S 66 f.
‡) S. Weltgeschichte Buch I. § 96 S. 132 ff.
‖) S. Weltgeschichte Buch I. § 97 S. 133 f.
§) S. Weltgeschichte Buch II. § 51 S. 67 f.
¶) S. Weltgeschichte Buch IV. § 23. Buch V. § 17.

und brachten ein Miſchlingsgeſchlecht hervor, die große Maſſe der Bevölkerung beſteht aber aus Aethiopiern, welche übrigens in mannigfaltige Unterabtheilungen zerfallen.

Es ſollen in Afrika nicht weniger, als ein hundert und fünfzig Sprachen einheimiſch ſein. Der ganze Norden des Landes bis tief in das Innere hat ſich dem Islam zugewendet, welcher ſich unausgeſetzt verbreitete, und das Chriſtenthum mehr und mehr verdrängte. Erſt ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſuchten die Portugieſen, jedoch mit ſehr geringem Erfolge, die römiſche Religion einzubürgern. Nur auf den kleinen Inſeln, die ſie ſich unbedingt unterworfen, haben ſie die Einwohner zwingen können, ſich unter die Fittige des Papſtthums zu begeben. Die große Maſſe der Bevölkerung Afrika's iſt heidniſch. Die Prieſter erhalten ſie im finſterſten Aberglauben und opfern ihren Göttern nicht ſelten Menſchen.

Die Karawanen durchziehen zwar Afrika in allen Richtungen. Allein da dieſelben aus rohen, auf Gewinn bedachten Kaufleuten und Sklaven beſtehen, ſo haben ſie den Europäern nur wenig Licht über die Zuſtände im Innern des Landes verſchafft.

Die äußern Unterſcheidungszeichen des Negers oder Urbewohners Afrika's ſind die dunkel ſchwarze Hautfarbe, zurücktretende Stirn, vorſtehender Kiefer, breite, platte Naſe, großer Mund mit dicken, aufgeworfenen Lippen, dichtes, wolliges, ſchwarzes Haupthaar, und bartloſes Geſicht. Der Schädel des Negers iſt grobkörnig und ſein Gehirn wiegt durchſchnittlich weniger als dasjenige des Kaukaſiers. Die Neger ſind großentheils von kräftigem Körperbau und ſehr fähig zur Arbeit, allein ihre natürliche Rohheit macht ſie unfähig, aus eigenem Antriebe ſich dauernd anzuſtrengen Uebrigens iſt es ſehr ſchwer über ihren Charakter etwas näheres zu beſtimmen, weil die verſchiedenen Völker, in welche ſie zerfallen, gleich den Kaukaſiern, ſehr mannigfaltige Eigenſchaften beſitzen.

Die wenigſten Nationen Afrika's haben eine Geſchichte, wenigſtens keine ſolche, die auf uns gekommen, oder für uns von irgend einem Intereſſe iſt.

Wir beſchränken uns darauf, die Berberei, Egypten und Abyſſinien kurz zu berühren.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts zerfielen die mohammedaniſchen Reiche des äußerſten Weſtens, ſowohl diejenigen im Norden, als im Süden des Mittelmeeres. Die furchtbaren Kriege, welche in Spanien zwiſchen Chriſten nnd Mohammedanern geführt wurden, und an welchen die in Afrika gegenüber wohnenden Mohammedaner eifrigen Antheil nahmen, trugen viel zu deren Untergange bei. Der Islam, welcher ſechs Jahrhunderte hindurch ſich ſtets ausgebreitet hatte, verlor zuerſt an ſeiner äußerſten Weſtgränze die ihm früher inwohnende Kraft. Zwar ließen ſich viele Tauſende von Mauren, die aus Spanien und Portugal vertrieben wurden, in Nordafrika nieder, allein ſie vermochten den Sturz der dort herrſchenden Geſchlechter und die Auflöſung ihrer Reiche in kleinere Staaten nicht zu verhindern. Der Haß der Mohammedaner gegen die Chriſten nahm in gleichem Maße zu, als ihre Macht ab. Je weniger ſie fähig wurden, den Chriſten in offenem Kriegr die Spitze zu bieten, deſto eifriger verlegten ſie ſich auf den Seeraub. Je mehr ſich dieſer ausdehnte, deſto tiefere Wunden ſchlug er den Städten, von welchen aus er hauptſächlich betrieben wurde. Er löſte die Bande innerer Ordnung auf, verſcheuchte den Handel von den Küſten Nordafrika's und untergrub den Wohlſtand der Barbaresken weit mehr, als denjenigen ihrer Feindr. In Algier, Oran, Butſchia, Tenez, Tiemſen, zu Tunis, Tripolis und Marocco herrſchten kleine Tyrannen, welche mehr den Charakter von Räuber- und Filibuſtierhäuptlingen, als von Kaiſern und Königen trugen. Spanier und Portugieſen führten gegen ſie blutige Kriege, welchen der Glaubenshaß immer neue Nahrung gab.

Nicht zufrieden mit den Erfolgen, welche ſie im Norden der Straße von Gibraltar gewonnen, ſuchten dieſe die Mohammedaner auch im Süden derſelben auf. Zu wiederholten Malen landeten ſie in Afrika und eroberten die Hafenplätze Ceuta, Melilla, Oran,

Budschia und die vor Algier liegende Insel. Im Jahre 1509 bemächtigten die Spanier sich der Stadt Tripolis und legten den Beherrschern von Tlemsen und Tunis Tribut auf. Die Portugiesen führten Krieg gegen Marocco, anfangs zwar mit Glück, später wurden sie aber unter ihrem Könige Sebastian *) geschlagen und konnten nie wieder festen Boden daselbst gewinnen. Als sich die kleinen Staaten Nordafrika's zu schwach fühlten, den Waffen der großen spanischen Monarchie die Spitze zu bieten, riefen sie die Hülfe ihrer mächtigen Glaubensgenossen im Osten an. Die Türken leisteten ihnen Beistand, allein sie setzten sich in ihrer Mitte fest und unterwarfen sich den größten Theil der Nordküste Afrika's.

Der mächtigste dieser Staaten war Algier. Er erstreckte sich längs des Mittelmeeres von der Gränze Marocco's bis nach Tunis und reichte im Süden bis zur großen Sahara. Fruchtbare Ebenen wechseln dort mit den frischen Gebirgsgegenden des Atlas ab. Einst war dieses Land die Kornkammer Italien's gewesen. In den Zeiten der römischen Herrschaft blühten hier nicht weniger als drei und dreißig Städte. Vandalen und Araber hatten zwar furchtbare Verwüstungen angestellt, doch brachten die letzteren das Land später wieder in Blüthe. Um das Jahr 935 nach Christus gründete der arabische Fürst Zeiri Algier, das er Al-Dschesair, d. h. die siegreiche nannte. Unter den Almohaden zerfiel das Reich Algier in mehrere kleine Gebiete. Die Spanier eroberten (1505) die Städte Oran und Budschia und (1509) Algier. Auf der vor dieser Stadt liegenden Insel befestigten sie sich und bedrohten den Emir der Metitscha, Selim-Eutemi. In seiner Noth bat er den griechischen Renegaten Horuk, oder richtiger Harudy, Barbarossa um Hülfe. Der Piratenhäuptling ergriff mit Vergnügen die Einladung des Emir's. Er kam (1516) nach Algier, fing aber damit an, daß er Selim-Eutemi mit eigener Hand ermordete, sich zum Sultan von Algier aufschwang, und gleich darauf Tenez und Tlemsen unterwarf. Doch seine Herrschaft war nicht von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre (1517) rückten die Spanier von Oran gegen Horuk aus, schlugen ihn zu wiederholten Malen, schlossen ihn in Tlemsen ein, nahmen ihn gefangen und enthaupteten ihn (1518). Horuk's Bruder, Chaireddin Barbarossa folgte ihm in der Herrschaft über Algier nach. Er unterwarf sich dem Sultan Selim, der ihn dafür zum Pascha ernannte und ansehnliche Verstärkung schickte. Die Spanier mußten aus dem Lande weichen und auch die Insel vor Algier räumen, welche Chaireddin durch einen Damm mit dem Festlande verband. So wurde Algier zur türkischen Provinz und zugleich zum gefürchtetsten Räubernester des Mittelmeeres. Vergebens suchte Kaiser Karl V. es einzunehmen (1541). Er wurde mit großem Verluste zurück getrieben. Die Algierer dehnten lange Zeit ihre Räubereien immer weiter aus und ihre Pascha's unterwarfen sich das ganze Land, bis zur Grenze von Marocco und im Süden bis zur Wüste. Sie vertrieben (1554) die Spanier aus Budschia und schlugen sie (1551) bei Mostaganem. Doch in Oran behaupteten sich die Christen. Bis zum Jahre 1600 ernannten die türkischen Sultane die Pascha's von Algier. In diesem Jahre erzwang sich das türkische Janitschaaren-Korps von Algier das Recht, einen Dei aus seiner Mitte zu wählen, der die Herrschaft mit dem Pascha theilen und Befehlshaber der Truppen sein sollte. Aus dieser getheilten Regierung entspannen sich mannigfaltige Mißverhältnisse, welche die Stärke des Algierer Raubstaates brachen. Nichts desto weniger behauptete er sich bis auf die neueste Zeit zum Schimpfe und zur Schande der christlichen Mächte, deren Küsten er häufig überfallen und deren Handel er stets beunruhigen ließ.

Aehnliche Schicksale, wie Algier, hatten die Provinzen Tunis und Tripolis. Nachdem dieselben eine Zeitlang abwechselungsweise unter christlicher und mohammedanischer Herrschaft gestanden waren, eroberte der türkische Kapudan-Pascha Sinan Tripolis (1551)

*) S. oben § 63, S. 421.

und ſpäter (1575) Tunis. Seit dieſer Zeit blieben beide Provinzen unter der Oberherrſchaft der Pforte. Tunis umfaßte einen Küſtenſtrich von 125 deutſchen Meilen. Die Hauptſtadt gleichen Namens liegt zwölf Stunden vom Meere, an einem durch den Canal von Goeletta mit demſelben verbundenen Salzſee. Sie blüthe ſchon zur Zeit Carthago's, deſſen Ruinen nordweſtlich von derſelben, in geringer Entfernung, liegen. Die Rhede von Tunis beherrſcht die berühmte Feſtung Goeletta, welche Karl I. eroberte, die aber die Spanier auf die Dauer nicht behaupten konnten. Sinan Paſcha führte in der Provinz eine durchaus militäriſche Verfaſſung ein, welche aber nicht lange dauerte. Im Jahre 1591 wurde eine Rathsverſammlung (Diwan) an die Spitze des Staates geſtellt, unter welcher ein Dei mit ſehr beſchränkter Gewalt und ein Bei, welcher die Abgaben zu erheben hatte, ſtanden. Allmälig riſſen die Bei's alle Gewalt an ſich und machten die Würde in ihrer Familie erblich. Murat-Bei war der erſte dieſer Herrſcher. Seine Nachkommen folgten ihm über ein Jahrhundert lang in dieſer Würde nach. Sie erweiterten ihr Gebiet und waren, gleich den Beherrſchern von Algier und Tripolis, lange Zeit furchtbare Feinde der Chriſten.

Der öſtlichſte unter den Staaten der ſogenannten Berberei iſt Tripolis. Im Alterthume bildete er einen Theil des Gebietes von Carthago, welches die Griechen, weil es die bedeutenden Städte: Oea, Sabrata und Leptis enthielt, Tripolis nannten. Nach dem zweiten puniſchen Kriege fiel das Land an die Könige von Numidien, wurde ſpäter eine römiſche Provinz und theilte die Schickſale Nordafrika's.

Als Tripolis (1551) unter dem Oberbefehle des Kapudan-Paſcha Sinan von dem Seeräuberhauptmann Dragut unterworfen wurde, gerieth es unter türkiſche Oberherrſchaft, trieb Seeraub, wie Algier und Tunis und ſtand, gleich dieſen, unter einer militäriſchen Herrſchaft.

Der weſtlichſte unter den Staaten der Berberei iſt Marocco. Während der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts ſtürzten die Nachkommen des arabiſchen Scherifs Mula-Mehemed die merinidiſchen Könige von Marocco und gründeten die Dynaſtie der Scherifſe, welche heutzutage noch dort herrſcht. Gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts erreichte Marocco den Höhepunkt ſeiner Macht. Im Süden dehnte es ſich bis Guinea aus, im Weſten umfaßte es noch einen Theil der Provinz Algier. In den Wüſten Marocco's fand König Sebaſtian von Portugal, nebſt ſeinem Heere, den Untergang. Der mächtigſte der Scherifſe von Marocco war Achmed. Nach ſeinem Tode (1603) brachen innere Kämpfe aus, welche die Dynaſtie der Scherifſe zu Grunde richteten.

Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts trat die zweite Dynaſtie an die Stelle der erſten.

Die ganze Nordküſte Afrika's, deren Beherrſcher arabiſchen Urſprungs und deren Einwohner mohammedaniſchen Glaubens waren, folgte denſelben Entwickelungsgeſetzen.

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verloren ſämmtliche Herrſchergeſchlechter ihre frühere Kraft, wurden durch mannigfaltige Aufſtände beunruhigt und früher oder ſpäter geſtürzt, worauf ſich aus den Trümmern der früheren größeren Reiche kleinere bildeten, welche alle im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts unter die Botmäßigkeit des mächtigſten der damaligen mohammedaniſchen Staaten, der Türkei, fielen. Egypten, welches dieſem am nächſten lag mußte zuerſt das Joch der Pforte auf ſich nehmen. Was die Janitſcharen zu Conſtantinopel, Algier, Tunis und Tripolis, waren die Mamluken in Egypten. Sie behaupteten ihre Herrſchaft von der Mitte des dreizehnten, bis zum Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1517 unterwarf der Sultan Selim I. Egypten. Das Land wurde von dieſer Zeit an eine Provinz des türkiſchen Reiches, welche

durch einen Paſcha verwaltet wurde. Dieſer mußte es ſich jedoch gefallen laſſen, daß vier und zwanzig mamluckiſche Bei's die verſchiedenen Bezirke des Landes beherrſchten. Dem Paſcha ſtand nur eine gewiſſe Oberaufſicht zu. Die Bei's waren die eigentlichen Herren des Landes, und ſchalteten unter türkiſchem Schutze, nach Gefallen.

Inmitten der Stürme, welche über Afrika hinweg brauſten, erhielt ſich Abyſſinien Jahrtauſende hindurch ſeine Selbſtſtändigkeit. Die alte Hauptſtadt des Landes war Axum, deren Ruinen heute noch Kunde geben von ihrer einſtigen Größe. Das axumitiſche Reich erhob ſich in den zwei Jahrhunderten vor und nach Chriſtus, nachdem Meroe gefallen war und dehnte ſeine Macht über Abyſſinien, die benachbarten Länder im Weſten des rothen Meeres und über Jemen und Saba in Arabien aus. Es herrſchte über das rothe Meer und behauptete ſich gegen das römiſche Reich und gegen die Parther, welche bis nach Arabien vordrangen. Die ſchwachen Kaiſer des oſtrömiſchen Reiches zahlten ſogar eine Zeit lang den axumitiſchen Herrſchern Tribut. Dieſe verſchloſſen ſich übrigens nicht der Bildung, die ihnen vom Norden her zukam. Die griechiſche Sprache war in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft, am Hofe und unter den Prieſtern allgemein üblich. Im vierten Jahrhundert brachten Frumentius und Aedeſius über Egypten das Chriſtenthum nach Abyſſinien, welches die Formen deſſelben, theilweiſe wenigſtens, bis auf unſere Tage bewahrte. Als aber die Araber, von Mohammed's Lehre begeiſtert, auf Eroberungen auszogen, hatte Abyſſinien große Mühe ſich zu behaupten. Eine Provinz nach der anderen ging verloren, zuerſt die Länder, die in Arabien lagen, dann der Küſtenſtrich der Sahara und das Land Adel. Der Handel Abyſſinien's, welcher früher über Adule mit Arabien und Indien ſehr lebhaft geweſen war, ſtockte. Abyſſinien wurde von dem Meere abgeſchnitten und auf die höher gelegenen Binnenländer beſchränkt. Im ſechszehnten Jahrhunderte fielen die Gallas, ein wildes, negerartiges Volk, vom Süden her in das Land ein, verwüſteten es und riſſen ein Stück nach dem anderen davon ab. Die Abyſſinier wurden, im Kampfe mit den Mohammedanern und den Gallas abgehalten, den Künſten des Friedens, wie früher, obzuliegen. Ihre Verbindungen mit dem gebildeten chriſtlichen Europa wurden faſt gänzlich vernichtet, und als ſpäter die Portugieſen und die Jeſuiten ſich im Lande einniſteten, wurde die Verwirrung auf's höchſte geſteigert. Einige Ruhe kehrte erſt wieder, nachdem die katholiſchen Pfaffen (1632) verjagt oder hingerichtet worden waren.

Die unglücklichen Bewohner der zu Afrika gehörigen Gruppen der azoriſchen, kanariſchen und Inſeln des grünen Vorgebirges, welche ſich das Joch der Portugieſen gefallen laſſen mußten, wurden von dieſen glaubenswüthigen und habgierigen Chriſten faſt gänzlich ausgerottet.

Die Völker Afrikas waren und ſind bis heute noch beklagenswerther, als die Nationen Aſien's. Chriſtliche Miſſionäre werden ſie weder ſittlicher, noch freiheitsliebender machen. Wohin dieſe kamen, haben ſie nur einen Aberglauben mit dem anderen vertauſcht, und an die Stelle einheimiſchen Druckes den oft herberen auswärtiger Herrſcher geſetzt.

Nichts beweiſt mehr die Ausartung des Chriſtenthums, als die Thatſache, daß es den ungebildeten Völkern, denen es gebracht wurde, nirgends diejenigen Gaben verlieh, welche Chriſtus als die unfehlbaren Begleiterinnen ſeiner Lehre bezeichnete: Menſchenliebe, Sittenreinheit, Gerechtigkeit und Milde. Statt dieſer Güter brachten die Chriſten faſt in alle Länder des fernen Oſtens und Weſtens, die ſie eroberten, das Joch des drückendſten kirchlichen und weltlichen Despotismus und der perſönlichen Sklaverei, deren ſie ſich zu ihren Zwecken in einer früher nie gekannten Ausdehnung bedienten. Sie führten einen Sklavenhandel ein, welcher von einem Theile der Erde zum andern reichte und das unglückliche Afrika lieferte ihnen dazu die Waare! Statt die rohen Bewohner dieſes Welttheils zu bilden, würdigten ſie dieſelben zu Thieren herab, behandelten ſie wie das Vieh und wurden

dann frech genug zu behaupten, die Neger ſeien gar keine Menſchen, ſondern eine Affen-Art! Das war die einzige praktiſche Seite des Chriſtenthum's, deren Afrika in größerem Maßſtabe theilhaftig wurde!

§ 100. Die Kolonien im Oſten.

Die fernen Reiche des Oſtens, welche Columbus ſuchte, und ſtatt deren er Amerika entdeckte, fanden um dieſelbe Zeit, als er nach dem Weſten ſteuerte die Portugieſen *). Der Welthandel wurde dadurch in neue Bahnen gelenkt. Die Berührungen mit den Nationen des Oſtens, welche früher nur mit Hülfe der in der Mitte wohnenden Kaufleute ſtatt gefunden hatten, gewannen an Bedeutung und wurden unmittelbar.

Seit den älteſten Zeiten †) wurden die Erzeugniſſe Indien's und China's nach dem Weſten gebracht. Schon Virgil und Plinius erwähnten der Seide, woraus, da ſie in jener Zeit ſonſt nirgends hervorgebracht wurde, erhellt, daß die Römer mit den Chineſen, freilich nicht unmittelbar, doch mit Hülfe benachbarter Nationen Handel trieben Die Chineſen kamen nicht weiter dem Weſten zu, als bis Ceylon und Arabien. Hier trafen ſie aber mit anderen Kaufleuten zuſammen, welche ihre Waaren in Empfang nahmen und weiter verbreiteten. Der Handel mit Indien wurde größtentheils zu Lande betrieben. Die Kaufleute des Oſtens und Weſtens tauſchten die Erzeugniſſe ihrer Heimathländer an den Geſtaden des perſiſchen Meerbuſens, auf den Inſeln derſelben und im glücklichen Arabien aus. Nachdem Alexandria die größte Handelsſtadt der damals bekannten Welt geworden war, nahm der Verkehr mit Indien eine neue Richtung. Die egyptiſchen Schiffe ſegelten um Arabien bis zu der Mündung des Indus und des Berbudda und längs der Küſte von Malabar. Neben dieſem Handelswege beſtand aber der alte über Arabien noch immer fort.

Im Laufe des erſten Jahrhunderts nach Chriſtus machte ein Seemann, Hippalus, zuerſt Gebrauch von den in dem indiſchen Meere regelmäßig ſechs Monate von Südweſten und ſechs Monate von Nordoſten wehenden Winden. Sein Beiſpiel fand allgemeine Nachahmung, wodurch die Schifffahrt in den dortigen Gewäſſern ſehr erleichtert wurde. Durch dieſe Entdeckung nahm der Seehandel mit Indien einen großen Aufſchwung.

Beide Handelswege hielten, ohne zerſtört zu werden, alle die Stürme aus, welche über das römiſche Reich, das Kaliſat, die Mameluckenherrſchaft, über Indien und China hinweg brauſten. Während des Mittelalters bemächtigten ſich die Venetianer des Handels mit dem Oſten und gründeten darauf ihren Wohlſtand.

Als die Portugieſen den Seeweg nach Indien fanden, riſſen ſie den Handel des Oſtens an ſich. Sie bauten an verſchiedenen Stellen Feſtungen, und gründeten auf deren Beſitz die Behauptung, ſie herrſchten von dem Kap der guten Hoffnung bis zu den Grenzen China's über zwölf tauſend Meilen des Küſtenlandes. Sie ſiedelten ſich in Macao‡) an und trieben Handel mit Japan. Sie ſetzten ſich (1576) in Guzerat feſt und behaupteten ſich trotz der (1528, 1545, 1570) wiederholten Beſtrebungen, ſie zu vertreiben.

Als aber ſpäter die Niederländer im Kampfe mit den ſpaniſchen Despoten ihre Macht mehr und mehr ausdehnten, und Portugal an Spanien fiel, fanden dieſe an ihnen kühne Nebenbuhler, denen ſie an mehreren Orten weichen mußten, und welche daher deren Uebergewicht im Oſten brachen.

Es bildete ſich in den Niederlanden eine oſtindiſche Geſellſchaft, welche (1596) ein Geſchwader unter dem Befehl des Cornelius Houtman nach Bantam auf der Inſel Java ſchickte. Dieſer tüchtige Seemann kehrte mit reichem Gewinne zurück, worauf (1599)

*) S. Weltgeſchichte Buch VI. § 68. †) S. Weltgeſchichte Buch I. § 11 S. 26, § 22 S. 36.
‡) S. oben § 98 S.

eine Flotte von acht Schiffen unter Houtman und van Neck die Reise nach Ostindien machte, welche sehr vortheilhafte Verbindungen dort anknüpften. Die Handels-Gesellschaften mehrten sich. Im Jahre 1600 segelten vierzig niederländische Schiffe nach dem Osten, und alle kehrten mit reichen Ladungen zurück. Anfangs vermieden die Niederländer sorgfältig alle feindlichen Berührungen mit den Portugiesen. Als sie aber in Erfahrung brachten, daß die Eingeborenen deren Joch mit Widerwillen trugen, und sie sich selbst verstärkten, trieben sie dieselben aus Atchin in Sumatra und aus den Molukken (1605) und bemächtigten sich fast des ganzen ostindischen Handels. Sie eroberten (1640) Malacca, gründeten auf der Insel Java die Stadt Batavia, und setzten sich in Japan *) fest.

Der große Gewinn, welchen die Niederländer aus ihrem Handel mit Ostindien zogen, machte die Franzosen und Engländer lüstern, daran Theil zu nehmen. Die Franzosen konnten jedoch während dieses Zeitabschnitts in Ostindien nirgends festen Fuß fassen, und die Engländer wurden unter ihren elenden Königen Jakob I. und Karl I. zu wenig von ihrer Regierung unterstützt, als daß sie große Fortschritte hätten machen können. Zwar hatten schon Franz Drake (1577), John Newbury und Ralph Fitch (1583), und Thomas Cavendisch (1586) Ostindien besucht, auch gründeten die Engländer (1589) eine Gesellschaft, welche (1591) drei Schiffe unter Kapitain Raymond nach Indien sandte, doch machte diese keine glänzenden Geschäfte. Im Jahre 1590 bildete sich eine neue Handelsgesellschaft in London, welche (1601) vier Schiffe unter Lancaster nach Ostindien sandte. Diese kehrten mit reichem Gewinne nach England zurück. Bis zum Jahre 1619 vermehrte sich der Handel der Engländer in Ostindien, doch in gleichem Maße auch der Widerwillen der Niederländer, sie neben sich aufkommen zu lassen. Glücklich waren die Britten im Kampfe mit den Portugiesen, welche sie (1620 und 1622) in dem Hafen von Jasques in Persien schlugen. Doch den Niederländern vermochten sie in Ostindien damals nicht die Spitze zu bieten. In Amboyna behaupteten sie sich eine Zeit lang neben diesen. Unter dem Vorwande einer gegen sie gerichteten Verschwörung, verwickelten aber die Niederländer die wenigen dort wohnenden Engländer in eine Kriminal-Untersuchung, ließen zehn derselben, neun Japanesen und einen Portugiesen hinrichten und verbreiteten dadurch einen solchen Schrecken, daß die Engländer, welche bei ihrer Regierung keinen Schutz fanden, mehr und mehr Scheu trugen, mit den Holländern in feindliche Berührung zu gerathen. Je lauter diese Unthat derselben verschrieen und als ein großartiges Blutbad dargestellt wurde, desto besser erreichten die Holländer ihren Zweck, die Engländer aus Ostindien zu verscheuchen. Auf den Inseln gewannen die Niederländer in dieser Weise das Uebergewicht. Doch auf dem Festlande Indien's gründeten die Engländer damals schon ihre ersten Niederlassungen (1639) an der Küste von Coromandel, wo sie bei Madrasapatam die Feste St. Georg errichteten, und in Bahar, wo sie die Factorei Patna (1620) gründeten. In Bengalen knüpften sie Handelsverbindungen mit dem Hafen von Pipli in Midnapore an (1624) und im Hafen von Bolatore errichteten sie eine Factorei (1642).

Doch erst unter der kräftigen Verwaltung Cromwel's konnten die Engländer festen Fuß in Ostindien fassen. So erwies sich im fernen Osten, wie in England und Holland, daß eine Nation nur, wenn ihre Regierung einsichtsvoll und kräftig ist, ihren Wohlstand auf einen dauernden Grund zu setzen vermag.

*) S. oben § 98 S. 627.

Eilfter Abſchnitt.

Amerika.

§ 101. Einleitung.

Die Menſchen, welche den Erwerb am meiſten ſchätzen, freuen ſich über die Entdeckung Amerika's, weil ſie der Schifffahrt und dem Handel einen großartigen Aufſchwung gab, weil ſie das alte Europa mit vielen unbekannten Erzeugniſſen der Natur verſah, und ihm reiche Schätze an edelen Metallen, Perlen und koſtbaren Steinen eröffnete. Der Freund der Menſchheit verkennt nicht die Bedeutung dieſer Gewinnſte. Doch er achtet den ſittlichen Werth, die Geiſtesklarheit und die Willenskraft der Menſchen höher, als deren Nahrungsmittel, deren Kleider und Wohnungen. Denn er weiß; daß die Grundurſache des Fortſchrittes nicht in Aeußerlichkeiten, ſondern in der inneren Kraft des Menſchen und deren harmoniſcher Entwickelung beſteht. Nur inſofern, als dieſe gefördert wird, kann irgend eine Entdeckung wohlthätig auf die Geſellſchaft wirken.

Als im Weſten eine neue Welt aus dem früher unbekannten Ocean emporſtieg, wurde plötzlich der Geſichtskreis aller Völker Europa's erweitert. Es verbreiteten ſich richtigere Begriffe von der Geſtalt der Erde und ihrem Verhältniß zu den übrigen Sternen des Himmels. Die Völker wurden aus ihrem Alltagsleben aufgerüttelt, und zu neuen Unternehmungen ermuntert. Zwar ſtanden dieſe faſt durchgängig unter dem Einfluſſe der Leidenſchaften weltlicher und kirchlicher Machthaber, doch nicht ausſchließlich. Die Könige von Spanien und Portugal, die römiſchen Päpſte und deren Knechte und Verbündete dachten nur daran, ihre Macht und die Zahl der ihnen unterworfenen Völker zu mehren. Neben den niederen Beſtrebungen der Herrſcher brachen ſich aber auch die edleren freier Männer Bahn. Im Laufe dieſes Zeitabſchnittes wurde der Grund zu jenen vereinigten Staaten Nordamerika's gelegt, welche in dem darauf folgenden ihre Unabhängigkeit gewannen und ſeit dieſer Zeit allen Völkern der Erde eine ſichere Zufluchtsſtätte gegen die Verfolgungen übermüthiger Tyrannen bieten.

Eine unendliche Maſſe von Irrthümern wurde durch die bloße Thatſache der Entdeckung Amerika's über den Haufen geſtoßen. Alle jene verblendeten Pfaffen, welche aus religiöſen Gründen dem Columbus feindlich entgegen getreten waren, ſtanden beſchämt vor der ganzen Menſchheit, die dem großen Entdecker Beifall zujauchzte. Unter den Augen des erſtaunten alten Europa erſtand eine neue Welt, auf welche ſeine Religionslehrer keine Rückſicht genommen hatten, und welche daher eine thatſächliche Widerlegung derſelben in ſich ſchloß. Die gebildete Menſchheit ſah neue Gemeinweſen in Fülle entſtehen, welche den Entwickelungsgang der Völker gewiſſermaßen handgreiflich machten. Die Völker Amerika's, welche die größte Mannigfaltigkeit der niedrigſten Bildungsſtufen: der Wildheit und Rohheit ſowohl, als harmloſer Freundlichkeit und herzlicher Gaſtfreiheit darſtellten, zeigten den Europäern einen ganzen Welttheil im Zuſtande der Kindheit.

Die Menſchen, die Thiere, die Pflanzen und die Mineralien Amerika's haben einen durchaus neuen, eigenthümlichen Charakter. Alle Wiſſenſchaften der Natur erhielten einen großartigen Zuwachs an Stoff, und wurden auf eine höhere Stufe hinangehoben, von der auch die neuen Materialien, welche Amerika lieferte, überblickt werden konnten. Die Vor-

men, Einbellungen und Syſteme, welche nur auf die alte Welt berechnet waren, paßten nicht mehr zu dem erweiterten Geſichtskreis, den die neue ihr bot.

Die edelen Metalle Amerika's regten die Habgier, die große Zahl ſeiner heidniſchen Bewohner den Bekehrungseifer, ſeine unermeßlichen Gebiete die Herrſchſucht der Europäer an. Doch auch der Forſchergeiſt, das Streben, der Freiheit eine neue Heimath zu gründen, der Ackerbau, die Gewerbe und der Handel fanden in der neuen Welt ein großartiges Feld der Thätigkeit.

Von den ungebildeten Völkern Amerika's konnten die Europäer nichts, oder doch nur wenig lernen. Um ſo bedeutungsvoller war die Umgeſtaltung, welche die Urbewohner der neuen Welt durch die fremden Eindringlinge erlitten. So wenig ſich die Grauſamkeit und die Habgier entſchuldigen laſſen, womit die meiſten Anſiedler in Amerika verfuhren, ſo ſtanden dieſe doch unſtreitig auf einer höheren Stufe körperlicher und geiſtiger Entwickelung, als die Urbewohner Amerika's. Sie beſaßen nicht bloß eine höhere Bildung, ſondern auch eine weit höhere Körperkraft, mehr Ausdauer, mehr Scharfblick und einen höhern ſittlichen Werth. Wären die Amerikaner mit Nationen in Berührung gekommen, welche ſo tief unter ihnen ſtanden, als ſie unter den Europäern, ſo hätten ſie die Beſiegten ihren Götzen geopfert, aufgefreſſen, oder doch ihnen ein noch drückenderes Joch der Knechtſchaft auferlegt, als es ihnen von den Europäern zu Theil wurde.

Selbſt die Spanier, welche durchſchnittlich am härteſten gegen die Amerikaner verfuhren, machten wiederholte Verſuche, die Eingeborenen gegen die Uebergriffe der Anſiedler zu ſchützen. Sie erkannten wenigſtens in Worten, wenn auch nur ſelten in der That die Menſchenrechte der Amerikaner an. Mögen noch ſo viele Millionen unglücklicher Amerikaner als Opfer ihrer Habgier und Herrſchſucht gefallen ſein, ſie fraßen ſie doch nicht auf, und ſchlachteten ſie nicht an den Altären ihrer Götter.

Wenn wir die Zuſtände der Amerikaner zur Zeit der Entdeckung ihres Landes mit denjenigen vergleichen, die ſich gegen Ende dieſes Zeitabſchnitts gebildet hatten, ſo iſt, was Bildung, Wohlſtand und Freiheit betrifft, der Fortſchritt unverkennbar. Die Rohheit der Peruaner und Mexikaner, welche doch am weiteſten vorangeſchritten waren unter den Völkern Amerika's, wirkte verderblicher auf die Entwickelung, als die argwöhniſche und engherzige Staatskunſt der ſpaniſchen Könige.

Die Menſchheit hat an den Kannibalen wenig verloren, welche in Folge ihrer Berührung mit den Europäern ihren Untergang fanden, obgleich ſie gewonnen hätte, falls dieſe, ſtatt ausgerottet zu werden, zu einer höheren Bildungsſtufe emporgehoben worden wären.

Die ſpaniſche Kolonial-Verfaſſung, ſo mangelhaft ſie auch war, bildete den Uebergang zu den freien Staaten, welche in dieſem Jahrhunderte aus den einſt von Menſchenfreſſern und Götzendienern bewohnten Ländern hervorgingen. Wer könnte es beklagen, daß an die Stelle der von Jagd und Fiſchfang lebenden und ſich gegenſeitig bekriegenden Indianerſtämme die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's traten? Jeder Uebergang von einem Zuſtand zum andern iſt nicht bloß mit Mühſeligkeiten, ſondern wo die Geſchicke ganzer Völker in Rede ſtehen, mit Blutvergießen und mannigfaltigen Grauſamkeiten verbunden. Wir können dieſe beklagen, unſere Pflicht iſt es, ſie möglichſt zu mildern und zu lindern; allein über den Fortſchritt ſelbſt, den er begründet, können wir uns nur freuen.

Amerika wurde durch die Berührung, in welche es mit Europa trat, höher gehoben. Europa verlor durch die überſprudelnden Kräfte, welche nach der neuen Welt hinüber zogen, nicht bloß an Bewohnern, ſondern auch an Kapital. Doch wurde ihm letzteres mit Zinſen von der neuen Welt zurück gegeben, und die großartige Anregung, welche die neue Welt der alten gab, erſetzte vielfältig die Kräfte, welche ſie ihr entzog.

Der Verluſt an Menſchen, welchen Europa durch die Koloniſations-Verſuche dieſes

Zeitabſchnitts erlitt, war ſehr bedeutend. Gewöhnlich ſcheiterten mehrere Unternehmungen, bevor eine gelang. Die meiſten Kolonien, welche ſich behaupteten, konnten nur durch unausgeſetzte Zuſchüſſe vor dem Untergange bewahrt werden. Gewöhnlich vergingen viele Jahrzehnte, bevor ſich in den Niederlaſſungen der Europäer das urſprüngliche Mißverhältniß zwiſchen dem ſtark vertretenen männlichen und dem wenig zahlreichen weiblichen Geſchlechte ausglich, und bis dahin war an eine Vermehrung der Bevölkerung nicht zu denken. Nachdem z. B. allmälig neun tauſend Koloniſten nach Virginien gebracht worden waren, zählte die Kolonie kaum zwei tauſend Bewohner. Noch größere Einbuße an Menſchen erlitt Spanien. Erſt gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts erkannten die Europäer, daß zur Gründung einer Kolonie mehr erforderlich ſei, als eine Ladung zuſammen gelaufenen Geſindels, welche an irgend einer Küſte der neuen Welt an das Land geſetzt wurde. Ein Theil der Koloniſten verhungerte, weil für Lebensmittel nicht gehörig geſorgt worden war, ein zweiter rieb ſich in gegenſeitigen Streitigkeiten auf, welche alle Arbeitskraft lähmten, ein dritter wurde von den Indianern, deren Zorn ſie gereizt hatten, todt geſchlagen. Allen dieſen Uebelſtänden hätte, bei geringer Vorſicht, leicht abgeholfen werden können. Doch das ſechszehnte Jahrhundert war nicht die Zeit ruhiger Erwägung und planmäßiger Ausführung. Als Lord Baltimore ſeine Kolonie in Maryland gründete, vermied er alle dieſe Uebelſtände. Er hatte die Befriedigung, ſie gedeihen und wachſen zu ſehen. Unter weit ungünſtigeren Verhältniſſen landeten die ſogenannten Pilgrim-Väter auf dem Felſen von Plymouth. Sie überwanden die Schwierigkeiten, mit welchen ſie zu kämpfen hatten, weil ſie feſt zuſammen hielten, ſparſam lebten und fleißig arbeiteten.

In alten Staaten werden die Leidenſchaften der Menſchen durch Geſetze und mannigfaltige Einrichtungen in Schranken gehalten. Kolonien können nicht gedeihen, wenn die äußere Gewalt zu ſtark hervortritt. Selbſtthätigkeit und Selbſtbeherrſchung ſind die erſten Erforderniſſe der Koloniſten. Ohne dieſe Eigenſchaften konnten die Anſiedler nirgends Fortſchritte machen. Daher waren die Kolonien, wie früher zu den Zeiten der Griechen und Römer, ſo auch ſpäter der Entwickelung republikaniſcher Formen ſehr günſtig. Sogar die ſpaniſchen konnten auf die Dauer nicht unter dem Joche der Monarchie gehalten werden.

§ 102. Die Urbewohner Amerika's.

Ich habe ſchon im Anfange*) dieſes Werkes meine Anſicht über die Entſtehung und Verbreitung des Menſchengeſchlechtes ausgeſprochen. Sie deutet auch die Hauptgrundſätze in Betreff der Entſtehung und Verbreitung der Urbewohner Amerika's an. Die Fabel von Adam und Eva iſt längſt aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft verwieſen. Wer an ihr, als an einer göttlichen Offenbarung feſthält, iſt keiner vernünftigen Auffaſſung der Geſchichte fähig. Er mag ein gläubiger Jude oder Chriſt ſein, ein Mann der Wiſſenſchaft iſt er nicht.

Die Grundlage der Geſchichte bildet nicht der Offenbarungsglaube, ſondern die Forſchung nach thatſächlicher Wahrheit. Wir werden daher zuerſt ſchildern, in welchem Zuſtande die Europäer die Bewohner Amerika's fanden, und daran die Frage knüpfen: welches war der Urſprung dieſer Menſchen mit allen ihren Eigenthümlichkeiten?

Die erſten Amerikaner, mit welchen die Spanier in Berührung kamen, waren die Bewohner der weſtindiſchen Inſeln. Unter ihnen traten ſchon zwei Stämme mit durchaus verſchiedenartigen Naturanlagen hervor, von denen jeder aber einen den Amerikanern

*) S. Weltgeſchichte Buch I. 2 S. 13.

eigenthümlichen Charakterzug darſtellte. Die Karaiben machen die urſprüngliche Wildheit, und Grauſamkeit, die übrigen Bewohner der Inſeln die natürliche Schlaffheit und Trägheit der eingeborenen Amerikaner anſchaulich. Die Karaiben hatten zur Zeit der Entdeckung Amerika's die jetzt ſo genannten kleinen Antillen, d. h. die Inſelgruppe, welche von Tabago bis Porto Rico hinreicht, inne, die übrigen Stämme bewohnten die ſogenannten großen Antillen und die Bahama-Inſeln. Die Karaiben ſtatteten aber ihren Nachbarn nur zu oft unwillkommene Beſuche ab, und ließen ſich nicht ſelten in ihrer Mitte nieder.

Die Bewohner von Guanahani, von St. Domingo und anderen Inſeln, welche Columbus freundlich bei ſich aufnahmen, und dafür bitter zu leiden hatten, verlebten ihre Zeit in Müßiggang, Feſten und Spielen. Sie hatten wenige Bedürfniſſe und dieſe befriedigte die Natur, ohne ſie zu großer Kraftanſtrengung anzuſpornen. Ihre Ströme waren reich an Fiſchen, ihre Wälder wimmelten von Vögeln, die ſie mit leichter Mühe fingen. Ihre Bäume boten ihnen mannigfaltige Früchte und ihre Felder brachten ohne mühſamen Anbau die Yuca-Wurzel, Kartoffeln und Mais hervor. Kleider trugen ſie nicht und ihre Hütten errichteten ſie aus Baumſtämmen und Flechtwerk leicht und ſchnell. Noth trieb ſie nicht zur Arbeit. Sie waren daher träge, wie die meiſten Barbaren. Doch waren ſie gaſtfrei, vertrauend, gefällig und nur zu ſehr geneigt, die Spanier wegen ihrer höheren Bildung, göttlich zu verehren. Sie glaubten an ein unſterbliches, allmächtiges Weſen, welches vom Himmel aus die Erde beherrſche. An dieſes wendeten ſie ſich, wie die Katholiken noch in unſeren Tagen, nicht unmittelbar, ſondern vermittelſt der von ihrer Phantaſie geſchaffenen Untergötter, welche ſie nicht, wie die Spanier Heilige, ſondern Zemos nannten. So einfach das Staatsweſen dieſer Inſelbewohner auch war, ſo hatten ſich in daſſelbe doch Könige und Pfaffen ſchon eingeſchlichen. Dieſe hatten aber immer nur über ein kleines Häuflein zu gebieten. Die Inſel St. Domingo ſtand z. B. unter fünf Oberherren (Kaziken). Zahlreiche niedere Beamte beherrſchten die einzelnen Gemeinden.

Die Prieſter nannten ſich Butios. Gleich den meiſten Geiſtlichen aller Völker, gaben auch ſie vor, in beſonderen Beziehungen zu Gott zu ſtehen, täuſchten das Volk, welches ihnen glaubte und ſuchten ſich bei demſelben in Anſehen zu ſetzen. Meiſtentheils waren ſie mit den Kaziken im Bunde, verkündeten als Gottes Willen, was ſie mit denſelben verabredet hatten, und übten ſo gemeinſchaftlich eine ziemlich unumſchränkte Gewalt über ihre Untergebenen aus, welche übrigens bei der natürlichen Gutmüthigkeit der meiſten Kaziken nicht ſehr drückend war.

Zur Zeit, da Columbus, die weſtindiſchen Inſeln entdeckte, waren die friedlichen Bewohner derſelben durch die wilden Karaiben, welche ſie mit blutigen Kriegen und Raubzügen heimſuchten, aus ihrem Schlaraffenleben ſchon etwas aufgeſcheucht worden. Sie hatten daran denken müſſen, ſich zu waffnen und ſich zu vertheidigen. Die Furcht vor den Karaiben und die Hoffnung, von den Spaniern Hülfe gegen dieſe Feinde zu erlangen, trug nicht wenig dazu bei, den Europäern die Unterjochung dieſer friedlichen Stämme zu erleichtern.

Ein weit kräftigerer und wilderer Menſchenſtamm waren die Karaiben. Sie bedienten ſich vergifteter Waffen, lebten von Raub und Krieg, fraßen ihre Gefangenen auf, traten den Spaniern aller Orten feindlich gegenüber, ließen ſich von ihnen nicht durch freundliche Worte täuſchen, ſondern nur durch das Schwert beſiegen und ausrotten. Nicht bloß die Männer, ſondern auch die Frauen der Karaiben zeichneten ſich durch außerordentliche Tapferkeit und Geſchicklichkeit in der Handhabung der Waffen aus. Während die Männer auf Krieg und Beute auszogen, vertheidigten die Frauen mit Bogen und Pfeil den heimiſchen Heerd. Die Sagen des Stammes führten deſſen Urſprung auf die Thäler des Avalachiſchen Gebirges zurück. Von da wanderten ſie nach Florida, ſetzten auf die Bahama-

Inſeln über, und gelangten von dieſen allmälig zu den kleinen Antillen und über dieſe hinaus an die Ufer des Orinoko, des Iſuteka, eines Nebenfluſſes des Surinam bis nach Guiana und Braſilien. Ueberall bekleiten ſie ihren wildrn, unternehmenden und ſchlauen Charakter bei, ſelbſt da, wo ſie ſich mit anderen Stämmen vermiſchten.

Unendlich viel größer, als auf den Inſeln, war die Mannigfaltigkeit der Sitten, Gewohnheiten, Sprachen und Religionen der Urbewohner des Feſtlandes. Der Gegenſatz, welcher alle Stämme des amerikaniſchen Kontinents umfaßt, iſt nicht ſowohl derjenige der Schlaffheit und Wildheit, wie auf den Inſeln, als vielmehr der Gegenſatz zwiſchen mehr oder weniger niedrigen Stufen der Rohheit. Die zahlreichen Stämme, welche in ihrer Vereinzelung blieben, waren durchgängig furchtbar roh, diejenigen dagegen, welche, wie die Peruaner und Mexikaner, ſich zu größeren Gemeinweſen vereinigt hatten, beſaßen eine gewiſſe Bildung.

Nicht bloß die Menſchen, welche in Amerika vorgefunden wurden, auch das Land, die Produkte der Pflanzen- und Thier-Welt hatten einen durchaus eigenthümlichen Charakter. Die Flüſſe und Seen Amerika's ſind die größten der Erde, das Klima iſt unter gleichen Breitengraden weit kühler, als in der alten Halbkugel. Eine ganz andere Thier- und Pflanzen-Welt, welche von derjenigen Europa's, Aſien's und Afrika's nicht minder verſchieden iſt, als die Menſchen der neuen von den Menſchen der alten Welt deutet ſchon an, daß im Weſten des atlantiſchen Meeres eine neue Schöpfungsgeſchichte ſtattgefunden hat. Die ganze Natur Amerika's hat einen durchaus eigenthümlichen Charakter bei Menſchen, Thieren und Pflanzen. Obgleich ſie oft ſehr üppig und reich iſt, beſitzt ſie doch nicht dieſelbe innerliche Kraft, wie diejenige der alten Welt. Vierfüßler von der Größe und Stärke der Elephanten und Rhinoceroſſe fanden ſich in der neuen Welt nicht, die Raubthiere, welche Löwen und Tiger genannt werden, (der Puma und Jaguar) kommen ihren Namensvettern der alten Welt an Stärke und Wildheit lange nicht gleich. Das Lama der neuen läßt ſich mit dem Kameele der alten Welt kaum vergleichen. Eben dieſes gilt von den urſprünglichen Tapiren, Bären, Wölfen und Hirſchen Amerika's. Dagegen iſt das größte aller gefiederten Thiere, der Condor, in Amerika zu Hauſe. Im allgemeinen unterſcheiden ſich auch die Vögel, wie alle übrigen Thiergattungen weſentlich von denjenigen der alten Welt. Durchſchnittlich ſind ſie weniger melodienreich in der neuen, als in der alten Welt.

Die Eigenthümlichkeit Amerika's zeigt ſich außer der großen Anzahl der ihm ausſchließlich angehörigen Erzeugniſſe auch darin, daß ſehr viele Pflanzen und Thiere, welche aus Europa, Aſien und Afrika eingeführt wurden, hier ſich weſentlich veränderten, der Zwetſchenbaum rundet in Amerika durchgängig ſeine Früchte mehr ab und nähert ſie der Pflaume an. Aehnliche Veränderungen finden beim Weinſtocke, bei den Pfirſich- und vielen anderen Bäumen ſtatt.

Die Amerikaner ſtanden, als die Europäer im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert mit ihnen in Berührung kamen, auf einer ſo niederen Stufe der Bildung, daß ſie in dieſer Beziehung nur mit den unglücklichen Afrikanern verglichen werden können. Dennoch war die Mannigfaltigkeit der Formen, in welchen die Barbarei bei ihnen zu Tage trat, wahrhaft erſtaunenswerth. Neger und Amerikaner unterſcheiden ſich weſentlich darin, daß die erſteren bildſamer ſind. Im Laufe der Jahrhunderte haben ſich die Neger in Amerika ſtets vermehrt, die Eingeborenen der neuen Welt ſich ſtets vermindert. Die Neger haben da und dort, z. B. auf Hayti, in Canada und im Norden der Vereinigten Staaten einen Grad der Bildung gewonnen, der ſie den Europäern ſehr nahe brachte. Die Ureinwohner Amerika's haben nirgends erhebliche Fortſchritte gemacht.

Denn diejenige Mischlingsrace, welche mehr Indo-caucasisches, als ur-amerikanisches Blut in ihren Adern hat, gehört nicht dem amerikanischen Typus an.

Viele preisen den Amerikaner wegen seiner unüberwindlichen Abneigung gegen das unwürdige Joch der Sklaverei. Doch derjenige Zustand natürlicher Wildheit, in welchem sich die meisten Stämme der Amerikaner seit Jahrhunderten befanden, hat schwerlich einen höheren sittlichen und intellectuellen Werth, als die Sklaverei, welcher die Neger in Amerika anheim fielen. Manche rühmen den Löwen der Wüste und den Tiger, welcher ungebändigt durch die Wälder Ostindien's stürmt. Wer aber größeres Gewicht auf die Arbeitskraft, als auf Zerstörungswuth, auf milde freundliche Gemüthsstimmung, als auf schrankenlose Freiheitsliebe legt, wird den Elephanten dem Löwen, das Kameel dem Tiger vorziehen. Trotz seiner dunkeln Hautfarbe steht der Neger der europäischen Kultur näher, als der Eingeborene Amerika's. Zwischen diesem und dem Indo-Kaukasier gähnt ein weit tieferer Abgrund, als zwischen dem Neger und dem Europäer.

Die große Masse der Bevölkerung Amerika's lebte zur Zeit der Entdeckung der neuen Welt in einem Zustande der Roheit, welcher fast eben so viel Aehnlichkeit mit dem Leben der wilden Thiere des Waldes, als mit den gebildeten Staaten Europa's hatte. Die verschiedenen Stämme vertilgten sich gegenseitig in nicht endenden Kriegen, welche mit der furchtbarsten Grausamkeit geführt wurden und ihre ganze Kraft in Anspruch nahmen. Sie hatten kaum einen Begriff von Eigenthum. Sie gingen meistentheils nackt. Ihre Wohnungen waren oft Höhlen, oder doch nur elende Hütten. Ihre Nahrung bestand in den Fischen, die sie fingen, in dem Wilde, das sie erlegten, in den Früchten der Bäume und in wenigen Pflanzen, zu deren Wachsthum sie selbst etwas beitrugen. Nur die Fischerei, die Jagd und der Krieg gaben den wilden Bewohnern Amerika's Anregung zur Thätigkeit. Nur zu deren Zwecken hatten sie einige rohe Werkzeuge erdacht und ausgeführt.
Eine Zeit lang war es zwar in Europa Mode geworden, für den Naturzustand zu schwärmen. Allein eine nüchterne Zusammenstellung der Thatsachen und eine ruhige Erwägung derselben muß jeden Gebildeten mit Abscheu vor einem Leben erfüllen, das den Menschen nur wenig über das wilde Thier erhebt und ihn nebst seinen Nachkommen einer höheren Kultur unfähig macht.

Das Familienleben der Eingeborenen Amerika's war kalt und düster. Die Frau war die erste Sklavin des Mannes, welche für ihn arbeiten mußte und die er bei jeder Gelegenheit schonungslos behandelte. In den kälteren Gegenden begnügte sich der Mann gewöhnlich mit einer Frau, in den fruchtbaren Landstrichen des Südens herrschte die Vielweiberei. Die Frauen der Amerikaner waren in einer so gedrückten Lage und empfanden dieselbe so tief, daß die Mütter nicht selten ihren Töchtern den Tod gaben, um sie nicht dem sie erwartenden Elende preis zu geben. Zwischen Kindern und Eltern dauerte ein freundliches Verhältniß nicht länger, als das Bedürfniß der ersteren es erheischte. Sobald die Kinder glaubten, ihre Eltern entbehren zu können, sagten sie sich von ihnen los. Aber auch während sie mit den Eltern zusammen wohnten, schenkten sie diesen keine besondere Liebe und Achtung, auch gaben sich Vater und Mutter keine Mühe, ihre Kinder zu erziehen und zu bilden. Stumpfsinnig lebten sie beisammen und ohne wärmeres Gefühl trennten sie sich von einander.

Neben Fischfang und Jagd, ihren Hauptbeschäftigungen, pflanzten die meisten Stämme der Indianer auch noch etwas Mais, die Manioc-Wurzel, die Frucht des Plantan-Baumes und die Kartoffel. Die Würze zu ihren Speisen bot ihnen der Pimento-Baum. Mit Hülfe dieser Gewächse wäre es ihnen leicht gewesen, sich reichlich zu nähren. Allein sie sorgten nie für außerordentliche Fälle, kaum für die allernothwendigsten Lebensmittel.

Jeder Mißwachs, jeder Kriegsunfall, überhaupt jedes Mißgeſchick irgend einer Art wurde dadurch weit bitterer, da es gewöhnlich eine Hungersnoth in ſeinem Gefolge hatte.

Die ganze Bevölkerung Amerika's zerfiel in eine unzählige Menge von Stämmen, welche, da ſie größtentheils von der Jagd lebten, unermeßliche Strecken brauchten, um aus denſelben ihre Nahrung ziehen zu können. Ueber die Grenzen ihres Gebietes entſtanden blutige Streitigkeiten mit ihren Nachbarn, welche das Elend und die Roheit der Freunde und der Feinde dauernd erhielten.

In den kälteren Gegenden des Nordens lebten die Krieger deſſelben Stammes auf dem Fuße der Gleichheit zuſammen. Der Kazike führte den Oberbefehl im Kriege, alle wichtigen Beſchlüſſe wurden von ſämmtlichen Männern des Stammes gefaßt, durch ihre freie Wahl wurde der Häuptling erkoren, und, den Umſtänden nach, wieder abgeſetzt. Doch in den wärmeren Gegenden von Florida trat zu dem nothwendigen Gefolge der Rohheit auch noch die Tyrannei der Herrſcher hinzu. Dort war die Gewalt der Kaziken nicht bloß lebenslänglich, ſondern auch erblich. Im Stamme der Natchez am Miſſiſippi fanden ſogar verſchiedene Rangſtufen ſtatt. Die Häuptlinge gründeten ihre Macht auf einen erblichen Adel, welcher die große Maſſe des Stammes mit Verachtung behandelte und ſie mit dem Namen Stinker beſchimpfte

Die Formen, in welchen die Gleichheit und die Ungleichheit der Stammesgenoſſen zu Tage traten, waren ſehr mannigfaltig, allein aller Orten ſtand die Gleichheit im Geleite furchtbarer Roheit, und hatte die Ungleichheit ſchrankenloſer Despotismus von der einen und knechtiſche Unterwürfigkeit von der andern Seite zur Folge

Der gewöhnliche Zuſtand der meiſten Stämme war der Krieg. Auf dieſen waren alle ihre Einrichtungen berechnet. Bogen und Pfeil, Lanzen und Keulen waren die erſten Erfindungen der rohen Bewohner Amerika's. Streitige Grenzen gaben wohl oft die Veranlaſſung zu Kriegen, doch die eigentliche Urſache derſelben war Zerſtörungstrieb. Daher endeten die Fehden der Indianer niemals. Selbſt wenn ein Stamm vollſtändig ausgerottet worden war, ruhten die Sieger nicht, ſondern ſuchten einen andern auf, der ihnen Gelegenheit gab, ihrer Mordluſt zu fröhnen. Die Kriege der Amerikaner zeichnen ſich durch keine Thaten aus, welche bei andern Völkern die finſtern Seiten derſelben einigermaßen erhellten. Sie wurden nicht geführt zum Schutze des bedrohten Gebietes oder zur Sühne für erlittene Unbill. Männliche Tapferkeit im Kampfe und Großmuth nach errungenem Siege waren den Amerikanern gleich fremd. Ihre ganze Kriegskunſt beſtand darin, den Feind unvorbereitet zu überfallen. Der Sieg hatte noch ſchauderhaftere Thaten in ſeinem Gefolge, als die wilde Schlacht Die Gefangenen wurden entweder unter furchtbaren Martern, welche oft mehrere Tage hindurch fortgeſetzt wurden, getödtet, oder aber aufgefreſſen. Nur wenn ein Stamm durch erlittene Verluſte geſchwächt war, wurden einige der Gefangenen verſchont, um die Lücken auszufüllen Doch mußten ſie für immer auf ihre früheren Verbindungen mit Weib, Kindern und Stammesgenoſſen Verzicht leiſten und durften ſich nicht weigern, gegen dieſe ſelbſt in den Krieg zu ziehen. Dem Gefangenen blieb kaum eine Wahl übrig. Denn entfloh er und kehrte zu ſeinem Stamme zurück, ſo war lebenslänglicher Schimpf oder Tod ſein Loos; ſchlug er das Anerbieten ſeiner Feinde aus, ſo wurde er entweder zu Tode gepeinigt, oder aufgefreſſen. Welche bodenloſe Verworfenheit ſpricht ſich in dieſen Sitten und Gewohnheiten aus! Der Krieg bildete das Ziel des ganzen Lebens der Amerikaner und die Würze des Krieges war der Martertod der gefangenen Feinde, oder ein kannibaliſches Mahl wozu dieſe den Stoff lieferten. Nicht kühner Heldenmuth, ſondern ſtumpfſinnige Todesverachtung, nicht Feldherrentalent und Herrſchergabe, ſondern Gleichgültigkeit gegen den Schmerz und Verachtung

deſſelben waren die Eigenſchaften, welche dem amerikaniſchen Häuptlinge zur Ehre gereichten und ſeine Anſprüche auf die oberſte Stelle im Stamme begründeten.

Mordluſt, oder die Furcht ermordet zu werden, wirkten allein anregend auf den ſchlaffen Indianer, welcher außerdem nur durch den Hunger zu einiger Lebensthätigkeit angeregt wurde. Das Meiſterſtück der friedlichen Künſte des Amerikaners war ſein Kahn (Canoe), den er mit großer Geſchicklichkeit zu wenden und zu lenken verſtand, und in dem er auf den zahlreichen Flüſſen und Seen des Landes oft lange Reiſen zurück legte. Die Kriegsboote der Amerikaner waren bisweilen ſo groß, daß ſie vierzig bis fünfzig Männer faßten. Doch vergingen oft Jahre, bevor ſie mit ihren mangelhaften Werkzeugen ein ſolches zu Stande brachten. Nicht ſelten war es an der einen Seite ſchon verfault, bevor es an der anderen fertig geworden.

Ueber die Religion der Amerikaner iſt viel geſchrieben und geſchwärmt worden. Trotz dem Beſtreben, aller Orten Götter zu finden, waren viele Stämme, bei welchen nicht die geringſten Spuren irgend einer Gottesverehrung entdeckt werden konnten. Die Meiſten thaten nur Furcht vor böſen Geiſtern kund, welche ſie zu beſänftigen bemüht waren. Die Urbewohner Amerika's bildeten ſich ihre Anſichten von einer höheren Weltordnung und dem Leben nach dieſer Erde, gleich allen übrigen Völkern, in Uebereinſtimmung mit ihrem Bildungszuſtande. Diejenigen Stämme, welche ganz gedankenarm waren, beſchäftigten ſich gar nicht mit der Religion. Die meiſten dachten ſich die Götter ebenſo blutdürſtig und tückiſch aus, als ſie ſelbſt waren und ſtellten ſich das Leben jenſeits dieſer Erde nur als eine Fortſetzung ihres Treibens inmitten ihrer Kriege vor.

Wenn wir die Religionsbegriffe der verſchiedenen Völker der Erde mit ihrem Leben vergleichen, ſo wird es uns klar, daß die Religion der Völker nichts anderes iſt, als der Wiederhall, welchen ihre eigene Stimme hervorruft, oder das Spiegelbild, zu dem ſie ſelbſt den Körper liefern. Je mangelhafter überhaupt die Meinungen, Anſtalten und Einrichtungen eines Volkes ſind, deſto verkehrter iſt ſeine Religion. Auch die civiliſirteſten Völker der Erde beſitzen noch immer mehr oder weniger unvollkommene Begriffe und Einrichtungen. In ganz gleichem Maße ſind auch ihre Religionsanſchauungen ferne von der Vollkommenheit. Mit Recht verwerfen wir den düſtern Glauben und die blutigen Gebräuche der Amerikaner, doch ſollten wir nie vergeſſen, daß unſere Religion unſeren bürgerlichen Verhältniſſen gerade ſo entſpricht, wie die Religion der Amerikaner deren Anſichten von Krieg und Frieden.

Wie die ganze Stammesordnung der Amerikaner, ſo zielte auch ihre Religion nur auf Mord und Blutvergießen ab. Die Begriffe, welche ſie von der Gottheit hatten, führten ſie zu Menſchenopfern und die Anſichten, welche ſie von einem Leben jenſeits dieſer Erde hegten, hatten zur Folge, daß ſie an den Gräbern ihrer Häuptlinge deren Freunde und Genoſſen ſchlachteten. Frühzeitig fanden ſich bei den Amerikanern Prieſter, welche ſuchten den Aberglauben des Volkes zu nähren und daraus Vortheil zu ziehen. Wie auf den Inſeln, ſo verbanden ſie ſich auch auf dem Feſtlande Amerika's mit den Fürſten, halfen dieſen die Völker knechten und wurden dafür von dieſen geſchützt. Sie durften den Aberglauben ungehemmt verbreiten, und davon ſoviel Nutzen als möglich ziehen, vorausgeſetzt, daß ſie den Fürſten nicht zu nahe traten. Gerade ſo wie in unſeren Tagen! Nur mit dem Unterſchiede, daß die Prieſter jetzt ſchlauer ſind, als ſie früher waren.

Die Prieſter der Amerikaner, wie diejenigen der Europäer, widerſtrebten keiner grauſamen Gewohnheit und Sitte. Sie duldeten, daß die Alten und Kranken von ihren Verwandten umgebracht wurden, daß die Krieger ſich durch Spielwuth und Trunkſucht zu Grunde richteten. Die Aufrechthaltung des beſtehenden Aberglaubens und der herrſchenden

Gewalt war damals, wie jetzt, die Aufgabe der Prieſter. Für Menſchlichkeit, für Freiheit und Recht hatten ſie niemals und nirgends Kraft und Entſchiedenheit.

Inmitten aller dieſer rohen Menſchen tauchten wohl einzelne auf, welche mildere Seiten kund thaten. Doch war es gewöhnlich nur der Geſchlechtstrieb, welcher die geheime Triebfeder dieſer freundlichen Erſcheinungen bildete. Wenn eine Indianerin einen jungen Europäer lieb gewann, ſo ſuchte ſie ihm das Leben zu retten und bewies dabei nicht ſelten Muth und Kühnheit. Doch waren dieſes Ausnahmen. Der gewöhnliche Fall war, daß die Indianerinnen an den kannibaliſchen Mahlzeiten, oder den martervollen Hinrichtungen der Männrr freudig Theil nahmen.

Unter den unzähligen Stämmen, welche von den Küſten des Eismeers bis nach Feuerland hin vereinzelt lebten, hatten ſich zwei Reiche gebildet, welche auf der dauernden Vereinigung einer Mehrzahl von Stämmen beruhtrn: Mexiko und Peru. In beiden wurde für den Schutz der Geſammtheit gegen äußere Feinde und für die Wohlfahrt derſelben in ihren inneren Beziehungen weit beſſere Fürſorge getroffen, als dieſes von Seiten der vereinzelten Stämme des Nordens und Südens geſchah. Allein die Freiheit der Völker wurde der Ordnung zum Opfer gebracht. Der König, der Adel, die freien Männer, die Leibeigenen und die Sklaven bildeten fünf Abſtufungen, von denen nur die beiden erſten, verhältnißmäßig wenig zahlreichen, große Vortheile genoſſen, während die Maſſe des Volkes unter einem ſchweren Drucke lebte. Im Verhältniß zu Karaiben, Irokeſen und anderen amerikaniſchen Stämmen kann den Reichen Mexiko und Peru die Anerkennung einer gewiſſen Bildung nicht verſagt werden. Dieſe umfaßte aber mehr die Aeußerlichkeiten des Daſeins, als Geiſt und Herz der Bürger. Unter den Völkern der alten Welt ſind wir gewöhnt, keinrm Bildung zuzuſchreiben, welches noch Menſchenopfer ſchlachtete und Menſchenfleiſch fraß. Derartige Gebräuche ſind nur mit der niedrigſten Stufe der Bildung vereinbarlich. Im ſtrengen Sinne des Wortes kann daher kein einziges der eingeborenen Völker Amerika's auf Bildung Anſpruch machen. Die Urbewohner der neuen Welt haben für den Geſchichtsforſcher nur inſofern Bedeutung, als ſie ihm eine faſt unendliche Muſterkarte der Barbarei aufrollen. Die Mexikaner und Peruaner zeigen uns deutlich, wie wenig Zeit erforderlich iſt, eine gewiſſe äußere Ordnung herzuſtellen, wie langſam dagegen diejenige Bildung voranſchreitet, deren Zweck die Veredelung und Reinigung der Gefühle und die Schärfung des menſchlichen Geiſtes iſt. Kaum drei Jahrhunderte waren ſeit der Gründung des mexikaniſchen Reiches und nur einhundert und dreißig Jahre ſeit der Befeſtigung der königlichen Gewalt vergangen, als Cortez mit ſeinen Spaniern dort erſchien. Im Laufe dieſer Zeit hatten ſich bei den Mexikanern manche Rechtsbegriffe feſtgeſtellt, und waren viele wohlthätige Einrichtungen begründet worden. Ackerbau und Gewerbe hatten einige Fortſchritte gemacht. Die Mexikaner kannten das Eigenthum, übertrugen daſſelbe auf ihre Erben und bei Lebzeiten durch Tauſch und Kauf. Sie machten einen Unterſchied zwiſchen vollem und beſchränktem Eigenthum, ähnlich dem Gegenſatze von Allod und Leben. Sie hatten viele volkreiche Städte, unter welchen Mexiko, die größte, wohl ſechzig tauſend Einwohner zählte. Während bei den wilden Stämmen jeder einzelne Mann alle vorkommenden Arbeiten verſtand, hatten ſich im Schooße des mexikaniſchen Volkes die Ackerbauer von den Gewerbsleuten getrennt. Unter dieſen thaten ſich die Maurer, Weber, Goldſchmiede, Maler und andere hervor. Es beſtanden zwar im mexikaniſchen Reiche mancherlei Anſtalten, welche auf höhere Bildung deuteten, allein ſie waren vereinzelte Erſcheinungen, welche nicht die Regel, ſondern Ausnahmen inmitten der allgemein herrſchenden Barbarei bildeten. Die Mexikaner hatten eine Art Poſtverbindung, indem in Zwiſchenräumen öffentliche Boten beſtellt waren, um wichtige Nachrichten von einem Ende des Reiches zum andern zu bringen. Allein die Boten gingen zu Fuße, denn die Mexi-

kaner hatten, ſo wenig als die übrigen Stämme Amerika's, keine gezähmte Thiere. Keine Wege gingen von einer Stadt zu der andern. Kein Handel wurde zwiſchen den verſchiedenen Provinzen des Reiches getrieben.

Die Stadt Mexiko war inmitten eines See's gebaut. Künſtliche Deiche ſchützten ſie vor Ueberſchwemmung und lange Dämme verbanden ſie mit den Ufern des See's. Mehrere Aquädukte, welche im Schutze der Dämme durch den See liefen, verſahen die Stadt mit Waſſer. Die Straßen wurden von eigens dazu angeſtellten Perſonen gereinigt, erleuchtet und bewacht. Doch die Wohnungen der Mexikaner waren dunkele Löcher, aus Stein und Raſen zuſammen geſetzt und mit Rohr bedeckt. Der viel geprieſene Tempel von Mexiko war nichts weiter, als eine ausgehöhlte, außen mit Stein bekleidete Erdmaſſe, an deren Ende die Altäre ſtanden, auf welchen die geopferten Menſchen ſich verbluteten. Beim Tode eines Königs oder eines anderen Mannes von Anſehen wurden oft Hunderter von Menſchen geſchlachtet oder in derſelben Gruft begraben. Die Mexikaner waren in ihrer Religion und Kriegsführung nicht minder grauſam, als die wildeſten Stämme Amerika's. Sie ſtellten ſich ihre Götter unter den Geſtalten von Schlangen, Tigern und anderen ſchädlichen Thieren vor. Kopf und Herz des Opfers erhielt der Gott, den übrigen Leib deſſelben fraßen die Menſchen auf. Kein Gefangener entging dem Tode. Je mächtiger das mexikaniſche Reich, je mehr es den wilden Stämmen der Umgegend in der Kriegskunſt überlegen war, deſto zahlreichere Opfer bluteten in den Tempeln ihrer Götter.

Nicht ganz ſo ſchauderhaft als Mexiko war Peru. Doch floß auch in dem Reiche der Inca's, welches von Dichtern und Schwärmern ſo hoch geprieſen wurde, das Blut der Menſchen in Strömen. Das Königthum war in Peru weit älter, als in Mexiko. Die Geſchichte dieſes Landes zählt zwölf Fürſten, welche vier Jahrhunderte ausgefüllt haben ſollen. Der Gründer des Reiches war Manco Capac, welcher mit ſeiner Gattin und Schweſter, Manca Ocollo zugleich die Keime der Bildung, des Aberglaubens und des Deſpotismus legten. Beide Geſchwiſter gaben ſich für Kinder der Sonne, für höhere, mit der Gottheit in unmittelbarer Verbindung ſtehende Weſen aus. Manco Capac verſtand es, den Geſetzen, die er erließ, den Schein göttlicher Befehle zu verleihen. Wie er, heiratheten auch ſeine Söhne ihre Schweſtern, damit die Kinder der Sonne ſich nicht mit Menſchen einer minder ausgezeichneten Abſtammung vermiſchten. Die Herrſchaft Manco Capac's, des erſten Inca's, wie diejenige aller Staatenbegründer, welche ſich für Stellvertreter Gottes auf Erden ausgaben, war ein ſchrankenloſer Deſpotismus. Die Peruaner gehorchten Manco Capac und ſeinen Nachfolgern in blinder Unterwürfigkeit. Die Inca's konnten zwar eine gewiſſe Ordnung und Bildung in Peru einführen, allein da dieſe nicht aus der inneren Entwickelung des Volkes hervor ging, vielmehr dieſem mit Hülfe des Aberglaubens von Außen aufgedrungen wurde, verminderte ſich die innere Kraft der Peruaner in gleichem Maße, als ihre äußeren Zuſtände ſich ſcheinbar verbeſſerten. Der Aberglauben ſtumpft immer den Verſtand und das natürliche Gefühl der Menſchen ab. Der Gehorſam, der ſich auf göttliche Verehrung gründet, iſt weſentlich von jener Selbſtbeſtimmung verſchieden, welche auf einer klaren Erkenntniß der ewigen und unveräußerlichen Menſchenrechte beruht. Weit beſſer iſt es, wenn eine Nation ſich langſam und naturgemäß, als raſch, aber im Widerſpruche mit den ewigen Geſetzen der Natur über den Zuſtand urſprünglicher Rohheit und Wildheit empor hebt. Diejenige Bildung, welche auf Koſten des natürlichen Verſtandes und der friſchen Kraft der Gefühle gewonnen wird, hat keinen Werth und dauert nicht lange. Sie fällt beim erſten Zuſammenſtoße mit feindlichen Kräften zuſammen. Kein Reich, ja ſelbſt kein vereinzeltes Stamm Amerika's ſetzte den Spaniern einen ſo ſchwachen Widerſtand entgegen, als Peru, obgleich dieſes an Land und Leuten das mächtigſte der neuen Welt war.

Die Könige beſtraften jedes Verbrechen als eine Uebertretung der Vorſchriften der Gottheit mit dem Tode. Sie ſtießen dadurch jene natürliche Stufenleiter der Vergehungen um, welche von geringen Verſehen bis zu abſichtlichen und böswilligen Mordthaten hinaufſteigt. Dagegen führten ſie eine Rangordnung von Kaſten ein, welche keine Begründung in der menſchlichen Natur hat. Hoch über dem Volke erhaben ſtand die Familie der Inca's. Ihr gegenüber erſchienen auch die höchſten Beamten des Reiches als niedrige Knechte. Eine ähnliche Kluft gähnte zwiſchen dem Adel und den freien, aber nicht bevorzugten Klaſſen des Volkes und unter dieſen ſtanden wieder tief die geborenen Leibeigenen.

Der ganze Grund und Boden zerfiel in drei Theile, wovon der eine für die Bedürfniſſe der Gottheit, der Sonne, der zweite für die Inca's, der dritte für das übrige Volk beſtimmt war. Alles Land wurde, auf höhere Anordnung, gemeinſchaftlich bebaut. Niemand hatte daran ein Sonder-Eigenthum. Jedes Jahr fand eine neue Abtheilung ſtatt. Die Folge dieſer Anordnungen war zwar, daß Lebensmittel in hinreichender Fülle immer, ſelbſt in Jahren der Mißernten vorhanden waren. Allein da Niemand den mächtigen Hebel des Erwerbtriebs beſaß, arbeiteten die Peruaner, gleich den Bienen, zwar emſig, doch ohne höheres Streben. In Peru gab es eine Stadt Cuzco. Das ganze übrige Land enthielt nur einzelne Häuſer oder kleine Dörfer. Handel und Gewerbe konnten im Schooße einer ſolchen Geſellſchaft nicht blühen. Nur in Cuzco fanden ſich einige Handwerker, im übrigen Reiche mußte jeder Bewohner ſämmtliche Gewerbe, deren er bedurfte, ſelbſt verſtehen und ausüben. Die Peruaner hatten zwar Wohnungen, welche ſie beſſer ſchützten, als die Hütten, in welchen die meiſten übrigen Stämme Amerika's lebten, allein ihre Baukunſt ſtand auf einer ſehr niedrigen Stufe. Sie fügten mit einiger Geſchicklichkeit in der Sonne getrocknete Ziegelſteine zuſammen, doch ſie kannten nicht den Mörtel, ſie hatten keine Fenſter und auch ihre gerühmteſten Bauwerke reichten nicht über eine Höhe von zwölf Fuß hinaus. Im Reiche der Inca's zogen ſich zwei Straßen, die eine längs der Meeresküſte, die andere höher oben über die Gebirge hinweg fünfzehn hundert Meilen von Norden nach Süden. Beide waren aber nicht viel mehr als Fußpfade, fünfzehn Fuß breit und nur für Fußgänger beſtimmt. Wagen kannten die Peruaner nicht. Der Lama's bedienten ſie ſich nur als Laſtthiere. Die Brücken über die Bergſtröme beſtanden aus Tauen, die ſie aus Weiden flochten und netzförmig mit einander verbanden.

Näher dem Meere, wo die Flüſſe breiter werden, ſetzten die Peruaner über dieſelben mit Flößen, deren Schnelligkeit ſie durch ein Segel beförderten. In dem Bergbau und der Behandlung der Metalle hatten ſie einige Fortſchritte gemacht. Doch kannten ſie den Gebrauch des Eiſens ſo wenig, als die übrigen Eingeborenen Amerika's. Der Pflug erleichterte ihnen nicht den Feldbau. Mit hölzernen Hacken wandten ſie die Erde um. Zwar beſaßen ſie einige kleinere Werkzeuge von Kupfer, doch auch dieſe waren ſehr unvollkommen und nur für feinere Arbeiten beſtimmt. Die haarſtreubende Rohheit der Peruaner beſtand neben allen dieſen Fortſchritten auf dem Felde bürgerlicher Ordnung fort und that ſich insbeſondere beim Tode ihrer Inca's oder anderer Perſonen von einiger Bedeutung kund. Mehr als tauſend Menſchen wurden, als Huana Capac, der mächtigſte ihrer Könige ſtarb, verurtheilt, ihm in das Grab zu folgen. Aehnliche, wenn auch nicht ſo zahlreiche Menſchenopfer, kamen faſt täglich in Peru vor. Der Aberglauben iſt gleich verabſcheuungswerth, ob er die Menſchen am Altare eines Gottes oder göttlich verehrter Menſchen ſchlachtet. Auf der niederſten Stufe der Bildung ſtehen die Völker, welche Menſchen opfern. Die zweite beginnt erſt da, wo dieſe blutige Sitte überwunden iſt.

Wenn wir die Peruaner mit anderen Völkern der Erde vergleichen, ſo finden wir bei denſelben mancherlei Sitten und Gewohnheiten, welche uns an die Nationen Aſien's erin-

Digitized by Google

nern. Die Vertheilung des Grund-Eigenthums und die gemeinsame Bebauung des Bodens war in Peru gerade so wie in Indien*). Auch kam die Verschiedenheit der Stände dieses amerikanischen Volkes der indischen Kasten-Eintheilung sehr nahe. Vielleicht hatte ein Sturm Manco Capac und seine Schwester nach Amerika verschlagen. Doch standen die Peruaner viel zu tief unter den Indiern, als daß sich eine Abstammung von denselben annehmen ließe. Neben der äußeren Bildung, die ihnen Manco Capac aufgedrungen haben mochte, bestanden die blutigen Gewohnheiten der Amerikaner fort.

Zwischen den Karaiben Westindiens, den vereinzelten Stämmen des Festlandes Amerika's im Süden und Norden bis zu den Mexikanern und Peruanern waren zwar unendlich viele Mittelgrade der Bildung. Allein keiner reichte über den Zustand der niedrigsten Stufe sittlicher Entwickelung hinauf.

Was die Nahrungszweige der Völker betrifft, mögen wir zwischen denjenigen, welche von der Jagd und Fischfang, von Ackerbau, Gewerben und Handel leben, unterscheiden, und insofern erhoben sich mehrere Stämme und Reiche der Amerikaner auf die zweite Stufe, indem sie Ackerbau trieben. Doch außer der körperlichen Nahrung hat auch die geistige ihre Bedeutung. Die Begriffe von dem Werthe des Menschen sind in dieser Rücksicht maßgebend. Wo Menschen noch geopfert oder geschlachtet werden, steht die Gesellschaft auf der niedrigsten, wo es noch Sklaven gibt auf der zweiten Stufe. Auf der dritten steht erst der Staat freier Menschen. Was die Formen der Gesellschaft betrifft, können wir in ähnlicher Weise unterscheiden zwischen denjenigen, welche der Willkür der Herrscher keine Schranken setzen, solchen, welche auf festen Verfassungen beruhen, und endlich den freien Staaten, in deren Schooße die ganze Gesellschaft selbst nach dauernden Gesetzen ihre Verhältnisse ordnet.

Nach diesem Maßstabe standen die Völker Amerika's in zwei Beziehungen auf der niedrigsten, und nur theilweise in Betreff der Nahrungszweige auf der zweiten Stufe der Bildung, während die Völker Europa's damals durchgehends um eine oder zwei Stufen höher standen.

So niedrig auch die Bildungsstufe der eingeborenen Amerikaner, so mannigfaltig waren doch die Formen, in welchen deren Barbarei zu Tage trat. Obgleich die Sprache, die Sitten, die Gewohnheiten derselben einen gemeinsamen Grund-Charakter hatten, so wichen sie doch in Nebenpunkten sehr von einander ab.

Ein solcher Reichthum an Eigenthümlichkeiten wie Amerika ihn uns bietet, kömmt wohl im Schooße einer ganzen Menschenrace, niemals aber inmitten eines oder des andern Zweiges derselben vor. Wie Baum, Ast und Zweig, so sind auch Menschheit, Race und Nation von einander verschieden. Wie der Ast, so hat auch die Menschenrace, und wie der Zweig, so hat auch die Nation ihre bestimmten Merkmale. Die indo-kaukasische, die mongolische, die malayische oder die Neger-Race kann an Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des Völkerlebens mit der amerikanischen wetteifern, keineswegs aber irgend eine einzelne Nation. Die Amerikaner bieten uns eine vollständige Stufenleiter, welche von den menschenfressenden, jagenden und fischenden Völkern bis zu den Ackerbau, Gewerbe und Künsten treibenden Mexikanern und Peruanern empor führt. Wo hat jemals eine Nation einen ganzen Erdtheil bevölkert? Im Laufe von Jahrtausenden ist dieses keiner einzigen gelungen. Die Chinesen konnten es nicht, ungeachtet ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, die Deutschen nicht, obgleich sie zur Zeit der Völkerwanderung den anderen Völkern der Erde an Kraft so sehr überlegen waren; die Engländer nicht, ungeachtet ihre Kolonien in allen Erdtheilen blühen und ihre Seemacht auf allen Meeren zu Hause ist. Die europäischen Völker vermochten wohl, da und dort Reiche mit mehr oder minder ausgedehnter

*) S. oben § 97, S. 622.

Gewalt über die Landes-Eingeborenen zu gründen, nicht aber dieſe ſelbſt zu erſetzen. Auch nach Amerika mögen einzelne Schiffe von Aſiaten und Europäern verſchlagen worden ſein, und auf die Bildung der Urbewohner Amerika's eingewirkt haben. Allein daraus folgt nicht, daß die ganze Bevölkerung dieſem Erdtheile von außen zugeführt wurde.

Einen beſtimmenden nachhaltigen Einfluß können weder Aſiaten noch Europäer auf die Bewohner Amerika's geübt haben. Sonſt hätten dieſe mit den Errungenſchaften aſiatiſcher oder europäiſcher Kultur, z. B. mit dem Gebrauche des Eiſens und mit der Zähmung von Thieren vertraut ſein müſſen. Doch ſie waren es zur Zeit der Entdeckung ihres Welttheils nicht. Beweis genug, daß, wenn einige Aſiaten oder Europäer auch nach Amerika gelangt ſein ſollten, ſie ihre heimathliche Bildung dahin nicht verpflanzten.

Die Amerikaner waren in allen Beziehungen ſoweit hinter ihren Nachbarn zurück, und thaten ſo viele eigenthümliche Verkehrtheiten des Gemüthes kund, daß ſich durchaus kein geiſtiger Zuſammenhang zwiſchen ihnen und der Außenwelt auffinden läßt. Keine der auffallenden Lebensgewohnheiten der Amerikaner, z. B. das langſam zu Tode martern der Gefangenen ſchändet die Völker der alten Welt. Keine der wohlthätigen Errungenſchaften derſelben hatte ſich in Amerika eingebürgert.

Die Annahme der Abſtammung der Amerikaner von Europäern oder Aſiaten erklärt daher nichts, gibt uns über keinen Zweifel Aufſchluß. Sie beſtätigt zwar die alte Fabel von Adam und Eva, allein führt nothwendig zu der Frage: wie kam es, daß Europäer oder Aſiaten in Amerika in ſolcher Weiſe ausarteten? Dieſe iſt weit ſchwerer zu beantworten, als die Frage, wie die Amerikaner in ihrem Theile der Erde entſtehen konnten?

Die Amerikaner haben nichts von den Eigenthümlichkeiten Europa's oder Aſien's gehabt, weder in ihrer Körperbeſchaffenheit, noch in ihrer geiſtigen Richtung, weder in Staat, Kirche noch Geſellſchaft, weder in den Gaben der Thier- noch der Pflanzenwelt, weder im Gebiete des Handels, noch der Gewerbe, noch des Ackerbau's, was irgend eine tief eingreifende Beziehung zu Europa oder Aſien vorausſetzte.

Daß ſie nichts deſto weniger manches mit anderen Völkern gemein hatten, erhellt aus ihrer gemeinſchaftlichen Menſchen-Natur. Alle Menſchen haben eine Sprache, doch diejenige der Ureingeborenen Amerika's verhält ſich zu keiner andern der Welt, wie der Zweig zum Aſte, ſondern wie der Aſt zum Aſte. Alle Völker haben gewiſſe Sitten, Gewohnheiten, doch diejenigen der Amerikaner waren ſo eigenthümlich, daß ſie keineswegs als geborgt, ſondern als ſelbſtſtändig begründet erſcheinen.

Sämmtliche Bewohner Amerika's ſtanden zur Zeit, da die Europäer die neue Welt entdeckten, auf einer Stufe der Bildung, welche mit einer gemeinſchaftlichen Abſtammung durchaus vereinbarlich iſt. Es waren die vielen Reiche und Stämme Amerika's unter ſich nicht mehr verſchieden, als die Reiche Aſien's, oder die Länder Europa's, als die verſchiedenen Zweige der indo-kaukaſiſchen oder mongoliſchen Race.

In der äußeren Erſcheinung, in dem Bau des Skelettes, in den Religions-Anſichten und Gebräuchen, in der Bilderſchrift, den Ueberlieferungen, den Sitten und Gewohnheiten und in der Sprache der Amerikaner zeigt ſich eine Aehnlichkeit, welche mit Sicherheit auf eine gemeinſame Abſtammung derſelben deutet.

Die Amerikaner, ob ſie im Norden, Süden oder unter dem Aequator wohnten, hatten, mit ſehr geringen Abweichungen, dieſelbe röthlich-braune Hautfarbe und daſſelbe glänzend ſchwarze, grobe, niemals ſich kräuſelnde Haar. Sie hatten alle ſchwarze ſtechende Augen, wenig oder keinen Bart, ſtarke Backenknochen, breite Naſe, hervorſtehenden Kiefer und enge, zurückweichende Stirn. Durchſchnittlich beſaßen ſie alle weniger Muskelkraft, als die Europäer. Ihre Abneigung gegen anſtrengende Arbeit bildet einen nicht minder

bezeichnenden Charakterzug, als ihre Wildheit im Kriege und ihre Fähigkeit die furchtbarsten Qualen und Entbehrungen geduldig zu ertragen.

Alle diese Eigenthümlichkeiten lassen sich nicht von einer andern Nation ableiten, sondern nur durch die Annahme einer ursprünglichen Entstehung erklären.

Wenn eine höher gebildete Menschenklasse mit einer roheren zusammentrifft, läßt sie sich nur insofern ausrotten, als sie an Zahl bei weitem die schwächere ist. Die Spanier hatten zur Zeit da sie die großen Reiche von Mexico und Peru über den Haufen stießen, schwerlich mehr als einen Menschen gegen tausend und gingen doch siegreich aus ihrem Kampfe hervor. Sie stritten sogar nicht selten in diesem Zahlenverhältnisse und trieben die Amerikaner in die Flucht.

Es ist daher durchaus nicht anzunehmen, daß zahlreiche Massen gebildeterer Menschen jemals in Amerika lebten, widrigenfalls diese sich behauptet und die rohen Amerikaner entweder civilisirt oder verdrängt hätten. Die Alterthümer, welche sich in Amerika vorfinden, und welche von einer höher gebildeten Menschen-Classe herzurühren scheinen, können daher nur die Annahme begründen, daß kleine Schaaren, etwa einzelne Schiffsmannschaften gebildeterer Menschen sie hervorgerufen haben. Dieses ist um so wahrscheinlicher, als derartige Alterthümer doch nur sehr vereinzelt vorkommen. Ein ganzes Volk gebildeter Menschen läßt kräftigere Spuren seiner Thätigkeit zurück, als diejenigen sind, welche in Amerika aufgefunden wurden. Hätten sich die gebildeten Menschen, die nach Amerika kamen, auch nur einige Jahrzehnte daselbst behauptet, so hätten sich ihre Werkzeuge, ihre Kenntnisse, ihre Ansichten nothwendig in weit ausgedehnterem Maße verbreiten müssen, als dieses der Fall war.

Diejenigen Bauwerke, welche in neuerer Zeit entdeckt, und von manchen als besondere Merkwürdigkeiten gepriesen wurden, tragen nicht den Charakter einer höhern Kunstfertigkeit, als sie in Mexico und Peru zur Zeit der Eroberung dieser Reiche allgemein verbreitet war. Augenscheinlich sind die Ruinen von Palenque, Copan, Chicken, und Urmal nichts anderes, als Ueberreste der von den Spaniern zerstörten Städte Denn sie stimmen vollkommen mit den Beschreibungen überein, welche dieselben von den Städten Mexicos und Central-Amerikas gaben.*)

Die Ueberreste einer Zeit, welche der Gründung der Reiche von Mexico und Peru vorherging, sind viel zu unbedeutend, als daß sie feste Haltpunkte zu einem Urtheile über deren Werth zu bieten vermöchten. Ungeachtet der größten Anstrengungen neuerer Gelehrten ist es nicht gelungen, Thatsachen zu ermitteln, welche über den Ursprung der Bewohner Amerika's mehr Licht verbreiten, als vorstehende Angaben enthalten.

Die Forschung nach dem Ursprunge der Bewohner Amerika's ist nicht gleichbedeutend mit der Frage, ob einige abenteuernde oder von den Stürmen des Meeres verschlagene Seefahrer nach Amerika kamen und sich dort niederließen. Sie beruht vielmehr auf der Frage, ob eine Anzahl von Menschen von auswärts dahin gelangte, welche stark genug war, diesem Erdtheile diejenige Bevölkerung zu geben, welche die Europäer im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert darin vorfanden? Die Insel St. Domingo zählte z. B. damals eine Million Menschen. Gleich stark waren die meisten westindischen Inseln bewohnt. Mexico, Peru, Chili waren nicht minder stark bevölkert, als die damaligen Reiche Europa's. Wäre Amerika von anderen Staaten her bevölkert worden, so hätten diese einen Ueberfluß von Menschen haben müssen, welcher mit der Bevölkerung Amerika's in einigem Verhältniß stand. Allein gerade diejenigen Länder Europa's und Asiens, welche Amerika am nächsten liegen: Sibirien, die kurilischen und Fuchs-Inseln und auf der andern Seite Lappland, Nowa Semla und Spitzbergen waren von jeher so dünn bewohnt, daß sie vielleicht Grönland und Island, vielleicht die nordwestlichen Küstenländer Ameri-

*) American History by Marcius Wilson. New-York 1847. p 6[illegible]—87.

ka's, nimmermehr aber, ſelbſt im Laufe der Jahrtauſende, ganz Amerika bis nach Patagonien und Feuerland und bis zu den Antillen hätten bevölkern können. Gerade diejenigen Theile Amerika's, welche den Aſiaten und Europäern am ſchwerſten zugänglich waren: die weſtindiſchen Inſeln, Central-Amerika, Mexico und Peru waren im fünfzehnten Jahrhundert am ſtärkſten bevölkert, diejenigen dagegen, welche ſie auf den ihnen von den bibliſchen Philoſophen angewieſenen Wegen am leichteſten erreichen konnten: die Oſt- und Weſt-Küſten Nord-Amerika's, waren am ſchwächſten bevölkert.

Wer mit den Bibelgläubigen die Bevölkerung Amerika's von Adam und Eva ableiten will, muß die ganze Wiſſenſchaft auf den Kopf ſtellen und erreicht am Ende doch ſeinen Zweck nicht. Denn die Thierwelt des neuen Erdtheils konnte doch unmöglich aus der Arche Noah dahin gekommen ſein, weil ſie ſich überhaupt in der alten Welt nicht findet.

Die verkehrteſte aller Philoſophien iſt diejenige, welche ſich bemüht, einen Glaubensſatz als das Ergebniß wiſſenſchaftlicher Forſchung darzuſtellen oder wie Rotteck ſich ausdrückt, als eine Lehre, „welche der Humanität und dem Rechte zur ſtärkſten Stütze dient und faſt als Poſtulat der Vernunft ſich geltend macht."

Eine Unwahrheit iſt gar keine, geſchweige denn die ſtärkſte Stütze der Humanität und des Rechts. Beide ſtünden auf ſchwachen Füßen, wenn ſie zu ſolchen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen müßten. Die ſogenannten Poſtulate der Vernunft waren bis zu dieſer Zeit gewöhnlich nichts anderes, als die Marotten eigenwilliger Sophiſten. Was ſich nicht beweiſen läßt, iſt nicht vernunftgemäß, und was ſich beweiſen läßt, iſt nicht Poſtulat, ſondern das Ergebniß vernunftgemäßer Forſchung.

Die Annahme der Abſtammung der Amerikaner von Adam und Eva oder überhaupt von Bewohnern der alten Welt iſt unhaltbar in allen ihren Beziehungen.

Wie außerordentlich langſam die Bevölkerung eines Welttheils und die Bildung von Sprachen vor ſich geht, zeigt uns ein Blick in die Vergangenheit. Trotz der maſſenhaften Auswanderung, welche von Europa nach Amerika zog, trotz der unzählbaren Schiffsladungen voll Negern, welche drei Jahrhunderte hindurch von Afrika dahin zogen, iſt Amerika jetzt nicht ſo ſtark bevölkert, als es zur Zeit ſeiner Entdeckung war Der Kampf, welchen der Einwanderer mit der ihm fremden Natur zu beſtehen hat, zehrt mehr Kräfte auf, als derjenige, den er mit feindlichen Menſchen ficht. Zehn Einwanderer wurden durch Seuchen, Mangel und Noth hingerafft, bevor einer dem Schwerte des Feindes erlag. Wäre die Bevölkerung von außen nach Amerika gebracht worden, ſo hätten größere Maſſen Jahrhunderte lang unausgeſetzt dahin gebracht werden müſſen, was nicht unbemerkt hätte geſchehen können, oder es hätte längſt vor der ſogenannten Sündfluth, vor Adam und Eva geſchehen ſein müſſen.

Ein Zeitraum von drei und einem halben Jahrhundert hat die nach Amerika verpflanzten Sprachen der Spanier, Portugieſen und Engländer faſt unverändert gelaſſen. Wie viel Jahrtauſende wären erforderlich geweſen, um die Sprachen der Mongolen, Japaneſen oder Normänner in jene unzähligen Sprachen umzuwandeln, welche die Europäer in Amerika vorfanden!

Jahrtauſende hindurch haben die Völker Oſtaſiens, inſofern ſie nicht durch andere Nationen bezwungen wurden, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Religionen und Ceremonien beibehalten. Wieviel Jahrtauſende wären wohl erforderlich geweſen, dieſelben in diejenigen Formen zu bringen, welche die Europäer im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert unter den eingebornen Amerikanern vorfanden! Die Stämme, welche ſich ihre Unabhängigkeit bewahrten, haben im Laufe von drei und einem halben Jahrhundert ihre Sitten und Gebräuche kaum merklich verändert, ungeachtet aller Einwirkungen von Seiten der Europäer. Sich ſelbſt überlaſſen, hätten ſie an den Ueberlieferungen ihrer Vorfahren

noch fester gehalten. Die Sitten und Gewohnheiten, Sprachen und Religionen der Urbewohner Amerika's waren von denjenigen ihrer nächsten Nachbarn so verschieden, daß die Umgestaltung der Mongolen oder Japanesen in Amerikaner, wenn sie möglich gewesen wäre, durch keinen Zeitablauf erklärt werden kann. Die Bewohner der Steppen Nordasiens oder der Sand-Ebenen Afrika's sind heutzutage noch in ihren Grundzügen gerade so, wie sie uns Herodot schildert. Im Laufe eines Zeitraums von zwei und einem halben Jahrtausend haben sie sich nur wenig verändert.

Weit langsamer als Sitten und Gewohnheiten verändert sich aber die Körperbeschaffenheit der Nationen, und insbesondere derjenigen, welche auf einer zu niedrigen Bildungsstufe stehen, um durch Gründe der Vernunft bestimmt zu werden, Gewohnheiten aufzugeben, welche die Grundlagen ihrer Körperbeschaffenheit sind. Nur in Folge veränderter Lebensweise verändern die Völker, abgesehen von Vermischung, ihre Körperbeschaffenheit.

Alle Gründe, welche die Bibelgläubigen anführen, um die Abstammung der Amerikaner von Adam und Eva darzuthun, reichen nicht einmal aus, um die Möglichkeit der Einwanderung der Urbewohner Amerika's aus Asien oder Europa zu beweisen. Für die Wirklichkeit derselben bringen sie nicht eine Thatsache bei. Die Geschichte hat es aber nur mit Thatsachen der Wirklichkeit, nicht mit erträumten Möglichkeiten zu thun.

Eine wirkliche Thatsache ist es, daß Amerika gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine eigenthümliche Bevölkerung hatte, welche allein auf den Inseln Westindiens viele Millionen betrug. Dieselben Gründe, welche uns bestimmen, ganz unabhängig von indischen, christlichen und anderen Fabeln eine Urbevölkerung der alten Welt anzunehmen zwingen uns dazu in Betreff Amerika's*).

Die ewigen und unveräußerlichen Rechte des Menschen lassen sich nicht aus seiner Abstammung von einem gemeinschaftlichen Paare ableiten. Sie haben ihren einzigen festen Grund in der Natur des Menschen, dem Ziele seines Strebens und dem Zwecke der Gesellschaft. Wer den Neger als Thier behandelt, verletzt dessen Recht, weil nicht die Hautfarbe und die Beschaffenheit des Haares und des Schädels, sondern der ganze Körper und die ganze diesem inwohnende Kraft das bezeichnende Merkmal des Menschen ist. Der Neger, der Amerikaner, der Malaye und der Mongole unterscheidet sich nicht mehr von dem Indo-Kaukasier, als das schettländische, das flamändische, das englische oder das russische von dem arabischen Pferde. Wir können sehr gut anerkennen, daß dieses eine bessere Race hat, als jene, deswegen sind sie doch alle Pferde. So können wir zugeben, daß der Indo-Kaukasier bessere Naturanlagen besitzt, als die übrigen Menschenracen, ohne diesen darum ihre Menschen-Natur und die darauf ruhenden Menschenrechte zu bestreiten.

§ 103. Die spanischen Kolonien.

Wir haben die Spanier in ihrem eigenen Reiche, in den Niederlanden und in Italien kennen gelernt†). In der neuen Welt zeigten sie sich von einer neuen Seite. In Europa mußten sie auf die dort herrschenden Sitten und Gewohnheiten einige Rücksicht nehmen. Amerika setzte ihnen keine Schranken. Die ungebildeten Bewohner dieses Welttheils waren nicht im Stande, ihnen auf irgend einem Gebiete die Spitze zu bieten. Sie mußten die Leidenschaften ihrer übermächtigen Feinde ertragen, ohne daß ihr kriegerischer Muth den Spaniern Schrecken, oder die in ihrer Mitte herrschenden Ansichten diesen einige Scheu einzuflößen vermochten. Die neue Welt war der Spiegel, in welchem der

*) S. Weltgeschichte Buch I. §. 2 S. 13 ff.

†) S. oben § 46 S. 327 ff. § 57 S. 377 ff. § 71 S. 474 ff.

Charakter der Spanier unverhüllt sichtbar wurde, ihre Ausdauer und ihr Muth nicht minder, als ihre Habgier und ihre Grausamkeit. In derselben Zeit, da Karl V. und sein Sohn Philipp II. in Europa vergeblich suchten, ihre Herrschaft über ihre Nachbarn auszudehnen, gelang es einigen Abenteurern, welche von Spanien aus wenig oder keine Unterstützung erhielten, vielmehr dahin reiche Beute sandten, den größeren Theil eines ganzen Welttheils zu erobern. Schon gegen Ende des vorigen Zeitabschnittes hatte Columbus die neue Welt entdeckt und hatten die Spanier den Grund zu einer neuen Herrschaft gelegt, welche, so weit auch deren Grenzen reichten, so glänzend auch die kriegerische Tapferkeit war, die sie dabei entfalteten, doch in den Augen des unparteiischen Geschichtschreibers ihnen mehr Schande als Ehre brachte und das Mutterland mehr schwächte als stärkte.

Im Laufe eines Vierteljahrhunderts hatten die Spanier die Bevölkerung der Insel Hispaniola (St. Domingo) fast gänzlich ausgerottet. Eine Million war zu vierzehntausend zusammengeschmolzen. Dieses haarsträubende Ergebniß ihrer Grausamkeit brachte sie nicht zur Besinnung. Umsonst nahmen sich einige wenige Menschenfreunde der unglücklichen Landeseingebornen an. Las Casas konnte durch seine wohlgemeinten, aber schlecht berechneten Vorschläge bewirken, daß Neger aus Afrika nach Amerika gebracht, nicht aber, daß die unglücklichen Reste der Urbewohner der neuen Welt geschützt wurden. Alle Anordnungen, welche zuerst der Kardinal Ximenes, und später Karl V. auf die Anregung des schwärmerischen Las Casas trafen, blieben erfolglos. Als dieser (1520) suchte, eine Kolonie, welche aus fleißigen spanischen Arbeitern bestehen sollte, auf Cumana anzulegen, hatten die Spanier die Eingeborenen der Umgegend schon so sehr gegen sich erbittert, daß die junge Kolonie, die er Toledo nannte, nicht gedeihen konnte.

Während Las Casas sich vergeblich bemühte, das Schicksal der Urbewohner Amerika's zu erleichtern, setzten die Spanier ihre Entdeckungsreisen und ihre Grausamkeiten gegen die unglücklichen Indianer fort. Diego Velasquez, der Statthalter von Cuba war die Seele der Bestrebungen der Spanier in Amerika, nachdem Columbus gestorben war. Cuba wurde bald deren reichste Besitzung in der neuen Welt und der Ausgangspunkt ihrer wichtigsten Eroberungen. Am achten Februar 1517 steuerte Francisco Hernandez Cordova von St. Jago de Cuba nach dem Westen, entdeckte Yucatan, Campeachy, und entzündete durch die Berichte die er nach Hause brachte, noch mehr den Entdeckungseifer und die Habgier seiner Landsleute. Schon im folgenden Jahre (1518) segelte Juan de Grijalva von dem gleichen Hafen aus, gelangte noch weiter dem Norden und Westen zu und nannte das Land, an dessen Küste er dahin fuhr, Neu-Spanien. Die reiche Beute, welche Grijalva nach Cuba sandte, brachte die ganze Kolonie in Aufregung. Im Bunde mit vielen dort ansässigen Spaniern rüstete Velasquez ein Geschwader aus, dessen Oberbefehl er dem Ferdinand Cortez anvertraute. Kaum hatte dieser aber die Anker gelichtet (am 18. November 1518), so schöpfte der Vicekönig den Verdacht, Cortez möchte mehr für sich selbst, als für seinen Vorgesetzten arbeiten. Er ertheilte daher dem Befehlshaber der Stadt La Trinidad die Weisung, den Cortez zu verhaften und nach St. Jago zu schicken. Doch der kühne Anführer hatte Zeit gewonnen. Er besaß die Liebe seines kleinen Heeres und wußte, als er in La Trinidad landete, die Pläne des Statthalters Velasquez zu vereiteln. Sein Geschwader bestand aus eilf Schiffen, von welchen das größte hundert Tonnen hielt. Die Mannschaft zählte sechshundert und siebenzehn Köpfe. Von diesen waren nur dreizehn mit Musketen bewaffnet. Sechszehn Pferde bildeten die Reiterei, zehn kleine Kanonen und eine Falconette die Artillerie des Heeres. Mit dieser kleinen Macht verließ Cortez, am zehnten Februar (1519), die Küste der Insel Cuba und langte am zweiten April zu St. Juan de Ulua an.

Ferdinand Cortez war nicht minder schlau in allen Unterhandlungen, die er einleitete, als kühn und unverzagt im Kriege. Er knüpfte freundliche Verbindungen mit mehreren benachbarten Kaziken an, welche ihm seine weit aussehenden Eroberungspläne erleichterten. Um sich den Gehorsam des Heeres zu sichern, ließ er sich von diesem zum obersten Feldherrn erwählen. Er wollte sich zwar von Velasquez unabhängig machen, trachtete aber eifrig darnach, die Bestätigung seiner Würde von dem spanischen Könige zu erlangen und schickte deßhalb zwei seiner Officiere mit reichen Geschenken nach Spanien ab. Mit großer Umsicht erdrückte er im Keime mehrere Verschwörungen, welche die Anhänger des Statthalters Velasquez gegen ihn anzettelten und um seinen Genossen keine Wahl zwischen Sieg und Tod zu lassen, ließ er selbst die Schiffe, welche ihn und sein Heer wieder fortführen konnten, zertrümmern. Seine Verbindungen mit dem Meere sicherte er dadurch, daß er die Stadt Vera Cruz gründete, woselbst er eine Besatzung zurück ließ. Die Herrschaft des damaligen Königs von Mexiko, Montezuma ruhte, gleich derjenigen der meisten Fürsten, auf Gewalt. Die Eroberungen, die er gemacht hatte, waren neu, die Zahl der Unzufriedenen groß. Cortez wußte alle diese Umstände trefflich zu seinen Zwecken zu benützen. Mit den benachbarten Kaziken Zempoallah und Quiahislan schloß er einen förmlichen Bundesvertrag ab. Den Stamm der Tlascalaner besiegte er und verbündete sich nachher mit ihm. Montezuma, welcher bis dahin für einen tapferen und entschlossenen Krieger gegolten, gerieth in Schrecken, als er Kunde von der Landung der Spanier erhielt. Statt denselben mit Nachdruck entgegen zu treten, ließ er ihnen Zeit, sich durch Bündnisse zu verstärken; und als sie endlich selbst auf Mexiko vorrückten, wagte er es nicht, sie anzugreifen, vielmehr nahm er sie freundlich in seiner Hauptstadt auf.

Unter den Mexikanern ging eine alte Sage, daß ihre Ahnen aus einer fernen Gegend stammten, und das Land unterworfen hätten. Der große Feldherr, welcher die Kolonie geführt habe, sei in seine Heimath zurück gekehrt und habe versprochen, seine Nachkommen würden ihnen einen Besuch abstatten, die Regierung des Landes übernehmen und die Verfassung desselben verbessern. Dieser große Feldherr, auf welchen die Mexikaner ihre Eroberungen zurückführten, war ohne Zweifel für Mexiko, was Manco Capac für Peru gewesen. Der Gründer der peruanischen Monarchie kam ohne Zweifel aus dem fernen Westen, der Stifter des mexikanischen Reiches aus dem Osten. Doch beide trafen augenscheinlich in Amerika schon Bewohner an, deren Sitten und Gewohnheiten sie nicht von Grund aus zu ändern vermochten, wenn schon es ihnen gelang, einige äußere Ordnung in die wirren Zustände der Völker zu bringen, deren Vertrauen und Verehrung sie gewannen.

Diese Sage kam den Spaniern sehr zu Statten. Sie erleichterte ihnen die ersten Schritte, welche gewöhnlich die schwierigsten inmitten eines fremden und mächtigen Reiches sind.

Die Spanier waren zwar in der Stadt Mexiko, allein ob als Herrscher, oder Gefangene, konnte erst die Zukunft entscheiden. Ferdinand Cortez, welcher darauf ausging, Mexiko zu erobern, war in der Wahl seiner Mittel so wenig gewissenhaft, als alle anderen Eroberer früherer und späterer Zeiten.

Er bemächtigte sich der Person des Königs Montezuma, zwang diesen, die Oberherrlichkeit des Königs von Spanien anzuerkennen und legte dadurch den Grund zu der Herrschaft seines Volkes über das weite Reich von Mexiko, welches mehr als fünf hundert englische Meilen von Süden nach Norden in seiner Ausdehnung vom atlantischen bis zum stillen Meere reichte.

Die Truppen, welche Velasquez absandte, um Ferdinand Cortez gefangen zu nehmen, verstand dieser, theils durch Gewalt, theils durch List, für sich zu gewinnen. Während aber Cortez mit der größeren Hälfte seines Heeres den Schaaren des Statthalters Velasquez

entgegen gezogen war, hatte die Treuloſigkeit und Grauſamkeit des Hauptmannes Petro de Alvarado, den er mit einer kleinen Beſatzung in Mexiko zurückgelaſſen hatte, einen blutigen Kampf entzündet. Cortez rettete zwar durch einen ſchnellen Marſch die kleine Schaar, doch Montezuma wollte nicht länger die traurige Rolle ſpielen, welche die Spanier ihm aufgedrungen hatten. Er gab ſich ſelbſt den Tod, nachdem er die Achtung ſeines Volkes verloren hatte. Aus Furcht, ihren gefangenen König zu gefährden, hatten die Mexikaner gezögert, die fremden Eindringlinge mit ihrer ganzen Macht zu bekämpfen. Nach Montezuma's Tode wählten ſie in der Perſon ſeines Bruders, Quetlavaca, einen kriegeriſchen Nachfolger. Die Spanier konnten ſich nicht in Mexiko behaupten und verloren, als ſie ſich aus der Hauptſtadt zurück zogen, die Hälfte ihrer Mannſchaft. Doch ſie gewannen die Schlacht bei Otumba, wurden in Tlaſcala von ihren Verbündeten freundlich aufgenommen, verſtärkten ſich durch mehrere Truppenabtheilungen, welche von Cuba und anderen Kolonien aus nach Mexiko geſandt worden waren, und nahmen daher mit neuem Muthe ihre Eroberungspläne wieder auf. Mittlerweile blieb Quetlavaca nicht unthätig. Er errichtete neue Befeſtigungswerke um Mexiko, verſah die Stadt mit reichen Vorräthen an Lebensmitteln und bewaffnete einen Theil ſeiner Leute mit den Schwertern und Dolchen, die er von den abziehenden Spaniern erbeutet hatte. Er bot zahlreiche Schaaren von Kriegern auf. Unter dieſen wütheten aber die Blattern, welche die Spanier nach Amerika gebracht hatten, in furchtbarer Weiſe. Auch der König Quetlavaca erlag der Seuche. An ſeiner Stelle ernannten die Mexikaner den Neffen und Schwiegerſohn Montezuma's, Guatimozin zu ihrem Könige. Er war ein ſehr entſchloſſener und tapferer Fürſt. Allein den Spaniern vermochte er nicht auf die Dauer die Spitze zu bieten. Nach einem lange fortgeſetzten und muthigen Widerſtand nahm Cortez Mexiko und ſelbſt der König Guatimozin fiel in ſeine Gewalt, als er verſuchte, aus der unrettbaren Stadt zu entfliehen. Die Spanier beſudelten ihren Sieg durch furchtbare Grauſamkeiten, die ſie an den Mexikanern verübten. Sie ſpannten den König und deſſen Miniſter auf die Folter, um von ihnen das Geſtändniß zu erpreſſen, wo ſie die Schätze des Reiches verborgen hätten. Als der Leidensgefährte des Königs dieſem einen fragenden Blick zuwarf, ob er durch eine die Spanier befriedigende Antwort ſeinen Leiden ein Ziel ſetzen dürfe, ſtrafte ihn Guatimozin durch die Worte: „auch mir iſt nicht auf Blumen gebettet.“ Der Miniſter ſtarb auf der Folter, der König bald darauf mit zwei anderen ſeiner oberſten Beamten am Galgen.

Mit der Hauptſtadt fiel das ganze Reich in die Gewalt der Spanier. Zwar erhoben ſich die Mexikaner in wiederholten Aufſtänden gegen ihre Bedrücker, doch wurden ſie immer mit leichter Mühe nieder geworfen. Auch gegen Velasquez behauptete ſich Cortez. Da er ſich aber bewußt war, nach den Begriffen des ſpaniſchen Königthums kein rechtmäßiger Statthalter zu ſein, ſchiffte er ſich (1525) nach ſeinem Vaterlande ein, in der Hoffnung dort eine vollkommene Ausſöhnung mit der Krone zu bewirken. Karl V. nahm ihn ſehr freundlich auf, verlieh ihm mehrere Titel, allein Cortez konnte nur die Stelle eines Kriegsbefehlshabers mit dem Rechte, auf neue Entdeckungen auszugehen, nicht die Würde eines Statthalters erlangen. Er hatte ſeine Rolle ausgeſpielt. Zwar kehrte er nach Mexiko zurück (1530), rüſtete auch mehrere Unternehmungen aus, und entdeckte Californien. Doch hatte er, wie vor ihm Columbus, unausgeſetzt mit Neidern und Feinden zu kämpfen, welche insgeheim von der ſpaniſchen Krone unterſtützt wurden. Vergebens ſuchte er in Spanien, wohin er (1540) zurückkehrte, Schutz und Hülfe. Er hatte in den Tagen ſeiner Macht kein Mitgefühl mit dem Jammer des mexikaniſchen Volkes gehabt, er konnte ſelbſt auf keines Anſpruch machen, da ſeine Leiden nur in den, dem Ehrgeize geſchlagenen Wunden beſtanden. Er ſtarb im Alter von zwei und ſechzig Jahren (2. December 1549)

Ferdinand Cortez war nur Eroberer. Um dieselbe Zeit, da er Mexiko der spanischen Krone unterwarf, fand Ferdinand Magellan für dieselbe den so lange gesuchten westlichen Weg nach Indien. Am 10. August 1519 segelte er mit fünf Schiffen von Sevilla ab, entdeckte die nach ihm benannte Magellanstraße (1521) und nach einer Fahrt von drei Monaten und zwanzig Tagen, während welcher er kein Land sah, die Ladronen (6. März 1521) und bald darauf die Philippinen, auf deren einer er sein Leben verlor. Nach seinem Tode übernahm Juan Sebastian del Cano den Befehl. Er entdeckte die Insel Borneo, die Molukken, knüpfte einträgliche Handelsverbindungen an und kehrte (September 1522) nach einer Abwesenheit von drei Jahren und acht und zwanzig Tagen über das Kap der guten Hoffnung nach Spanien zurück. Er hatte zuerst die ganze Erdkugel umschifft! Karl V. wußte die Entdeckungen Magellan's nicht zu würdigen. Er verkaufte die Molukken an den König von Portugal. Erst Philipp II. begann die Philippinen etwas auszubeuten. Beide Könige waren zu eifrig mit Vertilgung Andersgläubender und mit ihren europäischen Eroberungsplänen beschäftigt, als daß sie sich viel um die neue Welt bekümmert hätten. Sie waren nur auf unmittelbaren Gewinn, sei es an Macht oder Schätzen bedacht, und verwendeten auf Unternehmungen, die ihnen solche nicht versprachen, wenig, oder nichts.

Mexiko war ohne ihr Zuthun entdeckt und erobert worden, und auch Peru verdankten sie einer Thätigkeit und einem Eifer, den sie weder durch Geld, noch durch andere Hülfsmittel unterstützten. Titel und Schenkungen von Ländern, die ihnen nicht gehörten, und welche kaum in der Ferne gesehen worden, waren die einzigen Aufmunterungen, welche sie den Abenteurern verliehen, die Hab' und Gut, Leib und Leben einsetzten, um neue Länder zu erobern. Die nothwendige Folge davon war, daß die kühnen Krieger, welche selbst die Kosten ihrer Ausrüstung zu bestreiten und die Gefahren ihrer Unternehmungen zu bestehen hatten, sich an königliche Befehle nicht gebunden glaubten, falls sie ihren wilden Leidenschaften Schranken zogen.

Die Siege Ferdinand's Cortez und die Entdeckungen Magellan's belebten von neuem den Eifer abenteurender Seefahrer, eroberungssüchtiger Krieger und beutelustiger Spekulanten.

Zu Panama fanden sich drei Männer zusammen, welche die früher von Balboa gehegten Pläne*) wieder aufnahmen. Sie hießen Franz Pizarro, Diego de Almagro und Hernando Luque. Die beiden ersteren waren Kriegsleute, der letztere ein Priester. Keiner von ihnen hatte irgend einigen Sinn für Wissenschaft, für Menschenglück oder auch nur für Ruhm. Habgier und Herrschsucht waren die Leidenschaften, welchen sie fröhnten, und welche sie verbanden, um mit gemeinsamen Mitteln das von Balboa gesuchte, aber nicht erreichte Goldland im Süden zu erobern. Der Statthalter Pedrarias genehmigte ihren Bund. Am 14. November 1525 segelte Pizarro mit einem Schiffe von Panama ab. Widrige Winde zwangen ihn, auf der Insel Chicuma, gegenüber den Perlen-Inseln Zuflucht zu suchen. Dort stieß Almagro zu ihm, welcher von demselben Mißgeschicke heimgesucht worden war. Almagro kehrte nach Panama zurück, trieb weitere achtzig Männer auf, mit welchen beide Führer (1526) an der Küste von Quito zu Tacamez landeten. Da sie aber mit ihrer kleinen Schaar nicht hoffen konnten, das stark bevölkerte Land zu unterjochen, flüchteten sie sich auf die Insel Gallo. Pizarro blieb daselbst mit einem Theile der Mannschaft, mit dem andern kehrte Almagro nach Panama zurück, um Verstärkung zu holen. Dort war mittlerweile Pedro de los Rios, ein ängstlicher und beschränkter Mann, an die Stelle des Pedrarias getreten. Der neue Statthalter war mehr darauf bedacht, seine kleine Kolonie zu verstärken, als deren Kräfte auf ungewisse Entdeckungsreisen ver-

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 100.

wenden zu lassen. Auf den Grund einiger ungünstigen Berichte, welche ihm von der Insel Gallo zugekommen waren, rief er die dort gebliebene Mannschaft zurück, und verbot dem Pizarro, seine Unternehmung fortzusetzen. In der That verließen ihn die meisten seiner Leute. Nur dreizehn hielten bei ihm aus. Sie setzten auf die Insel Gorgona über und warteten dort unter unsäglichen Leiden auf Verstärkung. Als endlich ein Schiff aus Panama kam, sie abzuholen, überredeten sie dessen Bemannung, sich ihnen anzuschließen. Unter der Führung Pizarro's fuhr die kleine Schaar nach Südosten, entdeckte die Küste von Peru und landete bei Tumbez, drei Grad südlicher Breite (1526). Der außerordentliche Goldreichthum des Landes that sich schon durch die Zierrathen kund, welche dessen Bewohner an sich trugen. Pizarro verschaffte sich einige ihrer goldenen Geräthe und ihrer Lama's und überredete zwei Eingeborene, ihn zu begleiten. Dann kehrte er nach Panama zurück (1527), reiste nach Spanien und bewirkte dort, daß er zum Statthalter und General-Kapitän des von ihm entdeckten Landes, Luque zum Bischofe desselben ernannt wurde. Seine Herrschaft sollte von dem Statthalter von Panama unabhängig sein und sich zweihundert Meilen weit im Süden des St. Jago Flusses erstrecken. Seinen Freund Almagro hatte er, der getroffenen Abrede zuwider, gänzlich vernachlässigt. Als Pizarro zurückkam, brachen darüber Streitigkeiten aus, welche übrigens wieder ausgeglichen wurden, indem er diesem die Stelle eines Adelantado überließ und ihm versprach, ihm eine unabhängige Statthalterschaft zu verschaffen.

Nach diesen langjährigen und mühseligen Vorbereitungen schiffte sich Pizarro (im Februar 1531) zu Panama ein. Er führte auf drei Schiffen ein hundert und achtzig Mann, darunter sechs und dreißig Reiter mit sich. Almagro sollte ihm mit Verstärkungen folgen. Nach dreizehn Tagen landete er in der Bucht von St. Matthäus, einhundert Meilen nördlich von Tumbez. Zu Land rückte er nach dem Süden vor, und verfuhr aller Orten wie ein roher und grausamer Räuberhauptmann. Er überfiel die arglosen Eingeborenen, nahm ihnen ihr Gold und Silber und schlug jeden Widerstand mit Gewalt nieder. Von seiner Beute schickte er sofort einen Theil nach Panama und Nicaragua, um andere Abenteurer anzulocken. Sebastian Benalcazar und Hernando Soto führten ihm (1532) zwei kleine Abtheilungen von Spaniern zu, worauf er von Tumbez aufbrach, und an der Mündung des Flusses Piura die erste Kolonie in Peru gründete, der er den Namen St. Michael ertheilte.

Das Glück begünstigte die Spanier in außerordentlicher Weise. Hätten sie, als sie das erste Mal (1524) ausfuhren, rasch Peru erreicht, so wären sie ohne Zweifel der Uebermacht erlegen. Denn damals stand die ungetheilte Macht des Reiches unter dem gefürchteten Könige Huana Capac, dem zwölften unter den Inca's. Dieser war aber mittlerweile gestorben (1529) und hatte zwei Söhne hinterlassen, Huascar, den ältern, von einer Mutter aus dem Geschlechte der Inca's und Atahualpa, den jüngern, von einer Tochter des Königs von Quito, welchen Huana Capac besiegt hatte. Im Widerspruche mit den herrschenden Gewohnheiten hinterließ er seinem ältesten Sohne nicht das ganze Reich, sondern nur Peru, seinem jüngeren dagegen Quito. Darüber entstand ein Bruderkrieg, in welchem der allgemein für unrechtmäßig gehaltene Atahualpa seinen älteren Bruder besiegte und gefangen nahm. Dieser Bürgerkrieg verhinderte, daß die Peruaner den Spaniern, so lange diese noch schwach und mit den Verhältnissen des Reiches unbekannt waren, mit Nachdruck entgegen traten. Beide feindlichen Brüder, statt sich gegen die fremden Eindringlinge zu vereinigen, bewarben sich um deren Gunst und Hülfe. Pizarro konnte daher ungehindert bis nach Caramalca vorrücken, wo Atahualpa wohnte. Er setzte sich in einem Raume fest, welcher von einem starken Erdwall umgeben war, einen Palast des Inca und einen Sonnentempel in sich schloß. Da Pizarro wußte, daß Ferdinand Cortez sich durch

die Gefangennahme Montezuma's die Eroberung Mexiko's erleichtert hatte, dachte er nur daran, Atahualpa in seine Gewalt zu bekommen. Dieser ging nur zu leicht in die ihm gelegte Falle. Mit großem Gepränge ließ sich der König von Peru nach der von den Spaniern besetzten Festung tragen. Pizarro hatte alle seine Anstalten getroffen. Als der Inca sich annäherte, trat ihm Vincent Valverde, der Kaplan der Spanier mit Crucifix und Brevier entgegen, hielt eine lange Anrede, worin er den Fall Adam's, die Fleischwerdung, die Leiden und Wiederauferstehung Christi, die Ernennung Peter's zum Stellvertreter Gottes auf Erden und die übrigen Fabeln, mit deren Hülfe die christlichen Pfaffen die Völker knechteten, vorbrachte und mit dem Anträge schloß, Atahualpa möge den christlichen Glauben annehmen, die Oberherrschaft des Papstes anerkennen und sich dem Könige von Castilien unterwerfen. Der Inca weigerte sich natürlich, seine Religion und sein Reich ohne Weiteres aufzugeben und fragte den Priester: aus welcher Quelle er alle seine Behauptungen schöpfe? Valverde reichte ihm das Brevier und fügte hinzu: „Aus diesem Buche." Der Inca öffnete es, blätterte darin, hielt es an sein Ohr und erwiderte: „Dieses Buch ist still, es sagt mir nichts," und warf es zugleich auf den Boden. Dieses hatten die Spanier vorausgesehen und gewünscht. Der wüthende Mönch schrie: „Zu den Waffen Christen, zu den Waffen! Das Wort Gottes ist beschimpft! Rächet diese Entweihung an den gottlosen Hunden!"

Auf dieses Zeichen erschallte kriegerische Musik, die Kanonen donnerten, die Musketiere eröffneten ihr Feuer, die Reiter sprengten hervor, die ganze Kriegsmacht Pizarro's fiel über die unbewaffneten Peruaner her. Pizarro selbst riß den Inca von seinem Throne und schleppte ihn in die Gefangenschaft. Mehr als vier tausend Peruaner fielen als Opfer spanischer Mordlust, denn sie leisteten keinen andern Widerstand, als daß sie mit ihren Körpern ihren König zu decken suchten. Unermeßlich war die Beute der Spanier. Noch größere Schätze erpreßten sie unter dem Vorwande eines Lösegeldes von dem gefangenen Fürsten. Da die Peruaner ihren König noch immer als solchen anerkannten, trugen sie bereitwillig ihre Schätze herbei, um dessen Freiheit zu erkaufen. Sie gehorchten seinen Befehlen und setzten den Spaniern nirgends Widerstand entgegen. Beide Brüder wurden durch die Leiden der Gefangenschaft nicht zur Besinnung gebracht. Huascar hoffte, durch Versprechungen, die er aus seinem Kerker den Spaniern machen ließ, Freiheit und Thron wieder zu gewinnen. Atahualpa ordnete aus seinem Gefängniß die Ermordung seines Bruders an, (1533) doch überlebte er ihn nicht lange. Pizarro ließ ihm den Prozeß machen und ihn kurz darauf hinrichten.

Das Volk der Peruaner, welches nur zu gehorchen, nicht selbstständig zu kämpfen verstand, fügte sich unter das Joch der Spanier, wie früher unter dasjenige seiner Inca's und bewies dadurch wieder, wie schwach eine Nation ist, deren ganze Stärke in ihrem Herrscher, deren ganzes Streben in ihrer Unterwürfigkeit ruht. Mittlerweile war Almagro mit neuen Banden in Peru eingetroffen. Pizarro rückte auf Cuzco vor. Aus Panama, Guatimala und Nicaragua strömten ihm neue Schaaren beutegieriger Landsleute zu. Benalcazar eroberte Quito. Pedro de Alvarado, welcher unter Cortez gedient und zum Lohne dafür die Statthalterschaft von Guatimala erhalten hatte, zog über die Andes gegen dasselbe Reich. Mit Mühe fand ihn Almagro durch hunderttausend Pesos ab.*) Um dem drohenden Ausbruche von Streitigkeiten vorzubeugen, suchte Almagro Chili zu erobern. Nach allen Richtungen zerstreuten sich in übertriebenem Sicherheitsgefühle die Spanier. Der Unwille der Peruaner über die Habgier und Herrschsucht der Fremden steigerte sich von Tag zu Tage und brach endlich (1535) in vollen Flammen aus. Der Sohn Atahualpa's

*) Ein Pesos ist etwa neun Gulden rheinisch, vier Dollars amerikanisch oder drei Viertheile eines englischen Pfundes.

war geſtorben. Nach ſeinem Tode betrachtete das Volk von Quito und Peru Manco Capac, einen Bruder Huascar's als rechtmäßigen Inca.

Er ſtellte ſich an die Spitze der Bewegung, belagerte die Spanier in Cuzco (1536), überfiel da und dort einzelne Abtheilungen derſelben und rieb ſie auf. Im entſcheidenden Augenblicke kehrte Almagro aus Chili zurück. Franz Pizarro ſchlug die Peruaner, welche ihn in Lima umzingelten. Der vereinten Macht beider Führer vermochten dieſe nicht zu widerſtehen. Bald ſchon brach aber der lange unterdrückte gegenſeitige Groll Pizarro's und Almagro's aus. Beide rückten gegen einander. Almagro wurde geſchlagen, gefangen und bald darauf von ſeinem grauſamen Gegner hingerichtet (1538).

Doch die Härte, mit welcher er die Anhänger Almagro's behandelte, reizte dieſe auf's äußerſte. Sie verſchworen ſich und ermordeten ihn (1541). Der jüngere Almagro wurde allgemein als Statthalter von Peru anerkannt. Als aber Vaca de Caſtro mit ausgedehnten Vollmachten aus Spanien ankam, erklärte ſich dieſer gegen Almagro, ſchlug ihn in offener Feldſchlacht (1542), ließ ihn nebſt vierzig ſeiner Anhänger hinrichten und übernahm ſelbſt die Statthalterſchaft.

Die großen Schätze welche Pizarro nach Spanien ſchickte, richteten endlich die Aufmerkſamkeit Karls V. auf Peru, dieſes Land des Goldes und Silbers Die furchtbaren Verwüſtungen, welche die Spanier über Domingo gebracht hatten, überzeugten ihn, daß das Feſtland Amerika's der Habgier und Grauſamkeit der Freibeuter nicht ſchutzlos Preis gegeben werden dürfe, falls er hoffen wolle, aus dieſen weiten Landſtrichen nachhaltigen Vortheil zu ziehen. Es iſt eben ſo verkehrt anzunehmen, daß blinde Verfolgungswuth, als daß reine Menſchenliebe das ſpaniſche Kabinet in ſeinen Beziehungen zu der neuen Welt geleitet habe. Wir kennen den Enkel Ferdinand's und Iſabellen's aus der Geſchichte der europäiſchen Staaten zu genau, als daß wir ihm Beweggründe der einen oder der andern Art beimeſſen könnten. Er war ein berechnender, kalt blind wütender Tyrann und im Geiſte eines ſolchen Herrſchers erließ er Verordnungen, welche, ohne Rückſicht auf Menſchlichkeit geeignet waren, ihm den Beſitz der neuen Welt und möglichſt große Vortheile zu ſichern. Auf St. Domingo war zur Zeit der Eroberung Peru's die eingeborne Bevölkerung faſt gänzlich ausgerottet worden. Es galt, auf dem Feſtlande Amerika's der Vertilgung der Eingeborenen, welche weit um ſich gegriffen hatte, ein Ziel zu ſetzen. Schon hatten die Spanier auch dort das verruchte Syſtem der Ripartimiento's eingeführt. Hundert-Tauſende von Eingeborenen waren als Opfer ſpaniſcher Grauſamkeit und Habgier gefallen. Die Zahl derjenigen, welche in den Schlachten ihr Leben verloren hatten, war gering im Verhältniß zu jenen Unglücklichen, welche unter der Laſt der ihnen auferlegten Entbehrungen und Arbeiten zuſammen geſunken waren. Jedem Kriegszuge der Spanier folgten viele tauſend Peruaner als Laſtträger nach. Auf ſie nahmen die übermüthigen Sieger keine Rückſicht. Wenn das Ziel der Eroberung einer entfernten Provinz nur erreicht wurde, kümmerten ſich die Spanier wenig darum, ob die ſie begleitenden Eingeborenen zu Tauſenden hinweg ſtarben. In den Minen und auf den Feldern, welche die unglücklichen Opfer ſpaniſcher Habgier bebauen mußten, ſiechten dieſe, wie auf St. Domingo, elend dahin. Zu allen Zeiten hatten ſich die zum Schutze der Sklaven erlaſſenen Geſetze unwirkſam erwieſen. Die Frage war: ſollten die Indianer als freie Menſchen anerkannt, oder aber für Sclaven erklärt werden? Nach reiflicher Erwägung, bei welcher auch Las Caſas zu Rathe gezogen worden war, erließ Karl V. ausführliche Geſetze, durch welche er den Grundſatz der perſönlichen Freiheit der Indianer feſtſtellte, und die Behörden des ſpaniſchen Amerika's ermächtigte, die Ländereien, in deren Beſitz ſich die Freibeuter gewaltſam geſetzt hatten, zu beſchränken (1542)

Mit dieſen neuen Geſetzen ſchickte Kaiſer Karl V. Blasco Nugnez Vela als Statt-

halter, mit dem Titel eines Vicekönigs, nach Peru. Wäre es dem Kaiser mit der Erleichterung des Schicksals der Amerikaner Ernst gewesen, so hätte er seinem Diener die Mittel nicht vorenthalten, welche erforderlich waren, seinen Anordnungen Nachdruck zu verleihen. Doch Karl V. war wohl bereit, die Schätze die ihm aus der neuen Welt zugingen, in Empfang zu nehmen, keineswegs aber, dem Vollstrecker seines Willens ein Heer zur Verfügung zu stellen.

Was nicht ausbleiben konnte, trat ein. Sobald Blasco Nugnez Vela in Peru die neuen Gesetze Karl's V. bekannt machte (1543), brach eine allgemeine Empörung der Spanier wider ihn aus. Gonzalo Pizarro, der Bruder des Eroberers von Peru, stellte sich an die Spitze des Aufstandes, schlug den Vicekönig, im Anfange des Jahres 1546, und nahm ihn gefangen.

Ganz Peru erkannte den Sieger als Herrscher an. Doch machte dieser übermüthige Tyrann von seiner angemaßten Gewalt einen so ausgelassenen Gebrauch, daß es dem Nachfolger Blasco's, dem eben so klugen, als uneigennützigen und entschlossenen Pedro de la Gasca bald schon gelang (1548), ihn zu schlagen, nachdem dieser von den meisten seiner Anhänger im Stiche gelassen worden war. Gonzalo Pizarro büßte sein Verbrechen mit dem Tode. Einige wenige seiner Helfershelfer hatten ein gleiches Schicksal. Die meisten der ursprünglichen Eroberer Peru's hatten in den zahlreichen bürgerlichen Kriegen ihr Leben verloren.

Pedro de la Gasca führte die Ruhe, zwar nicht diejenige der Freiheit, wohl aber jene, welche die Folge eines kräftigen Despotismus ist, in Peru ein. Jahrhunderte vergingen, bevor an deren Stelle der Kampf um die Freiheit trat.

Mexico und Peru genügten noch lange nicht der Eroberungslust der Spanier. Im Westen und Norden des ersteren Reiches breiteten sie sich noch über die Provinzen von Cinaloa und Sonora längst dem Meerbusen von Californien und über die Königreiche Neu-Navarra und Neu-Mexiko aus. Die unermeßlichen Landstrecken, welche zwischen Mexiko und Peru in der Mitte liegen, fielen alle rasch hintereinander in spanische Gewalt. Von Peru aus wurden die Provinzen Chili, Tucuman und Rio de la Plata unterworfen.

Unter den zahlreichen spanischen Abenteurern, welche auf Entdeckungen auszogen, nenne ich hier noch Ferdinand de Soto, welcher, nachdem er unter Pizarro in Peru gedient, (1539) in Florida landete, von da nördlich über das Alleghany-Gebirge nach Mobile vorrückte und nachdem er zu Pensacola Verstärkung an sich gezogen hatte, den Mississippi zwischen dem 34. Breitengrade entdeckte (1541). Er setzte über denselben und drang weiter nach dem Westen vor. Da er aber die Goldlager, die er suchte, nicht fand, und in den Kämpfen mit den Indianern auch manche Verluste litt, kehrte er gebrochenen Herzens um und starb (1542). Der Ueberrest seiner ansehnlichen Schaar trat dann eilig die Rückkehr an, und gelangte nach einer spanischen Niederlassung in der Nähe des jetzigen Tampico.

Die Entdeckungen de Soto's waren sehr wichtig. Allein er wußte sie nicht zu schätzen; denn nur Metalle hatten für ihn Werth. Die spanische Regierung bemächtigte sich später auch der von de Soto entdeckten Länder.

Im ununterbrochenen Zusammenhang dehnten sich ihre Besitzungen vom achtundvierzigsten Grade nördlicher Breite bis zum Cap Horn aus. Ein unermeßliches Reich! Wie glücklich hätte es unter den Fittigen, wenn nicht der Freiheit, so doch einer milden, umsichtigen und thätigen Regierung werden können! Doch die spanischen Könige waren die fluchwürdigsten Despoten jener Zeit. Dasselbe Joch, unter welchem ihre europäischen Länder schmachteten, legten sie auch ihren Provinzen in der neuen Welt auf. Derselbe

finstere Geist herrschte hier und dort. Nur die Formen, in welchen der Despotismus auf der neuen Welt lastete, waren verschieden.

Die unmittelbare Folge der spanischen Herrschaft war auf dem Festlande Amerika's, wie auf den Inseln, eine an Vertilgung grenzende Abnahme der eingeborenen Bevölkerung. In den Reichen Mexiko und Peru und in den von den Spaniern mehr dem Namen nach, als wirklich in Besitz genommenen Provinzen erhielten sich wohl einige ansehnliche Reste derselben, allein nicht in Folge der zu ihrem Schutze erlassenen Gesetze, sondern weil die Zahl der eingewanderten Spanier nicht groß genug war, jene unermeßlichen Landstrecken eben so vollständig zu unterjochen, wie die Inseln.

Es ist sehr verkehrt, eine Regierung nach den Gesetzen zu beurtheilen, die sie erläßt, aber nicht in Vollziehung bringt. Die spanischen Könige wurden von denselben Beweggründen getrieben, wie die Freibeuter, welche in ihrem Namen die neue Welt entdeckten. Allein in Amerika, wie in Europa fehlte es den spanischen Despoten nicht an Aushängeschilden, wodurch sie ihre eigentlichen Absichten zu verdecken suchten. Alle verderblichen Einrichtungen, welche sie begründeten, zum Zwecke ihre Herrschaft zu befestigen und möglichsten Nutzen aus ihren Kolonien zu ziehen, hatten Bestand. Sie dauerten mit sehr geringen Veränderungen zwei und ein halbes Jahrhundert hindurch. Die Gesetze dagegen, welche sie zum Schutze der Eingeborenen erließen, traten fast nirgends in's wirkliche Leben ein. Wenn es galt, auf Kosten der unglücklichen Indianer, wenn auch zu deren Verderben, Geld oder Arbeit zu erpressen, wirkten König, Statthalter, Unterbeamte und Ansiedler in schönster Eintracht zusammen. Gegen die von den Königen zum Schutze der Indianer erlassenen Gesetze verbanden sich die drei letzteren gewöhnlich. Die in Amerika wohnenden Spanier betrachteten dieselben als Eingriffe in ihre Rechte. Denn auch sie hatten sich in den Besitz der neuen Welt durch Gewalt gesetzt. Diese war ihr einziger Rechtstitel. Die Könige gaben, so weit ihre Ansprüche in Frage standen, das Beispiel der Habgier und Herrschsucht. Wie wäre es möglich gewesen, von deren Untergebenen Uneigennützigkeit und Milde zu erwarten?

In Uebereinstimmung mit der übel berüchtigten Bulle Alexander's VI.*) gingen die spanischen Könige von dem Grundsatze aus, daß sie nicht blos königliche, sondern volle Eigenthums-Rechte über alle von ihren Unterthanen neu entdeckten Länder hätten. Sie betrachteten daher sich als die einzige Quelle, aus welcher irgend jemand Eigenthum an Grund und Boden ableiten könne. Ohne die Gefahren der ersten Ansiedler bestanden, ohne selbst zu den Kosten ihrer Ausrüstung beigetragen zu haben, machten sie Ansprüche, in Verhältniß zu welchen diejenigen der Pizarro's, Almagro's und Genossen noch sehr gering waren. Sie verlangten außerdem den fünften Theil aller edeln Metalle, welche gefunden wurden und den Zehnten von allen Erzeugnissen des Bodens. Sie schlugen den Handel der Kolonien in Ketten und Banden, erhoben von diesem drückende Abgaben und ein Kopfgeld von den Indianern.

Im Angesichte dieser Thatsachen ist es sehr thöricht, die spanische Regierung von dem Vorwurfe, sie sei die eigentliche Ursache des über die neue Welt gebrachten Elendes gewesen, freisprechen zu wollen. Die Habgier und die Herrschsucht der Ansiedler hätte sie nur dadurch zügeln können, daß sie das Beispiel der Uneigennützigkeit und Milde gab. Wie wirksam ein solches war, bewies Gasca, welcher ohne Heer ganz Peru dem Könige wieder unterwarf, blos weil er für sich selbst keine Ansprüche erhob, weil er der ganzen Provinz Achtung abdrang.

Die Verfassung und Verwaltung der spanischen Kolonien beruhte auf den nichtswürdigsten Gesichtspunkten. Zweck der Regierung war nicht, denselben Wohlstand, Bildung

*) S Weltgeschichte Buch VI. § 92.

und Freiheit, wenn auch nur in einem mit der Monarchie vereinbarlichen Maße zu verbreiten, sondern sie in allen Beziehungen von dem Mutterlande in unbedingter Abhängigkeit zu erhalten, den finstersten Aberglauben als göttliches Gesetz zu verkünden, und einen Druck auszuüben, welcher auch nicht die entfernteste Regung der Freiheit aufkommen ließ.

Sämmtliche spanische Kolonien in Amerika wurden in zwei Statthalterschaften getheilt. Diejenigen Nord-Amerika's umfaßten unter dem Namen Neu-Spanien die Provinzen Mexiko, Neu-Mexiko, Kalifornien, Sonora, Yucatan, Honduras, Guatimala u. s. w., diejenigen Süd-Amerika's unter dem Namen Peru die Provinzen Quito, Peru, Chili, La Plata, Tucuman u. s. w. Erst im achtzehnten Jahrhundert wurde noch eine dritte Statthalterschaft aus den nördlichen Provinzen Südamerika's gebildet, welche ihren Sitz zu Santa Fe di Bogota erhielt.

Die Statthalter hatten die oberste Gewalt in bürgerlichen, strafrechtlichen und militärischen Dingen. Bei der Unwegsamkeit dieser Länder, den weiten Entfernungen zwischen den Sitzen der Vicekönige und den meisten Provinzen, den großen Kosten der Prozesse und der Bestechlichkeit der meisten Beamten waren die armen Leute der Willkür ihrer kleinen Tyrannen schutzlos Preis gegeben. Unter den Vicekönigen standen zwar verschiedene andere Beamte und namentlich mehrere Gerichtshöfe, wie sie selbst unter dem Rathe von Indien. Doch das Haupt der Verwaltung jeder Provinz war der Vicekönig, ohne dessen Genehmigung keine Verbesserungen getroffen und keine Mißstände abgeschafft werden konnten. Es läßt sich denken, wie schleppend bei einer solchen Verfassung die Verwaltung der spanischen Kolonien gewesen sein mag, und wie sich anerkannte Uebel von einem Jahrhundert zum andern fort erbten.

Der Rath von Indien, welchen schon König Ferdinand (1511) errichtet und dem Karl V. später (1524) eine erweiterte Anordnung gab, hatte die höchste Gewalt in kirchlichen, bürgerlichen, militärischen und commerziellen Angelegenheiten. Von ihm gingen alle allgemeinen Gesetze und die Anstellung der obersten Beamten der Kolonien aus. An ihn hatten die Statthalter ihre Berichte zu schicken. Er beaufsichtigte deren Verwaltung und entschied alle Klagen und Beschwerden, welche gegen die obersten Beamten einliefen.

Neben dem Rathe von Indien bestand die Handelskammer, welche seit dem Jahre 1501 ihren Sitz zu Sevilla hatte. Unter ihrer Leitung stand der ganze Handel mit den spanischen Kolonien. Sie ordnete an, welche Waaren von Spanien in die Kolonien und von diesen in das Mutterland gebracht werden dürften. Auf ihren Befehl reisten die Flotten nach dem Westen ab und traten sie ihre Rückfahrt an, nahmen sie Fracht ein und luden sie aus. Eine solche Behörde mußte nothwendig alle Bewegungen des Handels lähmen. Wie die spanischen Könige das ganze Grundeigenthum ihrer Kolonien sich zuschrieben, so wollten sie auch den gesammten Handel mit den Kolonien ausschließlich beherrschen. Sie verboten daher unter den strengsten Strafen allen Verkehr mit fremden Völkern. Von dem Mutterlande mußten die Kolonien die Waaren kaufen, die sie selbst nicht hervorbrachten, und um Spanien möglichst zu begünstigen, wurde den Kolonien verboten, Wein, Oliven und andere Nahrungsmittel zu bauen, wofür sich Boden und Klima vortrefflich eigneten. Die Folgen der Unfreiheit blieben im Gebiete des Handels eben so wenig, als auf allen übrigen Feldern des gesellschaftlichen Strebens aus. Die Kolonien, welche nicht pflanzen durften, was ihnen am meisten Vortheil brachte, konnten, trotz ihrer unerschöpflichen Gold- und Silber-Minen keinen höhern Aufschwung nehmen, und Spanien, dessen Bevölkerung durch nie endende Kriege, die Vertreibung der Morisken, die Gräuel der Inquisition und beständige Auswanderung stets abnahm, mußte zu fremden Waaren seine Zuflucht nehmen, welche es als spanische nach den Kolonien sandte. Der ganze Vortheil des Kolonial-Handels floß daher nicht den Spaniern, sondern

den Engländern, Niederländern, Franzosen und Deutschen zu, welche ihnen die erforderlichen Waaren lieferten und dafür das Silber und Gold der Kolonien in Empfang nahmen.

Da kein Schiff von Spanien nach Amerika absegelte, ohne Erlaubniß der Handelskammer von Sevilla, kein Schiff, das aus Amerika kam, seine Waaren landete ohne Genehmigung derselben Behörde, konnte nur von Sevilla aus mit Amerika Handel getrieben werden. Dieser gestaltete sich bald so, daß jedes Jahr zwei Schiffsabtheilungen nach Amerika fuhren. Die eine, welche den Namen der Galleonen führte, landete zu Cartagena und Portobello, die andere, Flotte genannt, zu Vera-Cruz. Sobald sie ihre Geschäfte gemacht hatten, vereinigten sie sich zu Havana und kehrten von da nach Spanien zurück.

Die Folge dieser Art und Weise des Handelsverkehrs war, daß sowohl in Spanien, als in Amerika einige wenige reiche Leute sich desselben bemächtigten, willkürlich die Preise ihrer Waaren feststellten und diese oft zu so hohen Preisen hinaufschraubten, daß der Schleichhandel sehr einträglich und folgeweise sehr stark betrieben wurde. Die Kaufleute litten trotz den ihnen erheilten Vorrechten oft sehr empfindliche Verluste. In Kriegszeiten wurden diese noch größer, indem die kühnen Niederländer und Engländer nicht selten die spanischen Handelsflotten angriffen und reiche Beute machten. Es mußten daher gewöhnlich Kriegsschiffe die Handelsflotten begleiten, und diese verschlangen einen großen Theil des ohnedieß nicht sehr bedeutenden Gewinns, welcher der Regierung aus dem Handel mit der neuen Welt erwuchs.

In ähnlicher Weise wurde auch der Handel zwischen den Philippinen und den spanischen Kolonien Amerika's betrieben. Mit großen Opfern hatte Philipp II. im Jahre 1564 auf jenen fruchtbaren Inseln eine Kolonie gegründet. Nachdem dieselbe eine gewisse Blüthe erreicht hatte, ging jedes Jahr ein Schiff zuerst von Callao dann von Acapulco nach Manilla auf der Insel Luzon ab, welches Silber bis zum Werthe von einer halben Million Pesos dahin verbringen und dafür Gewürze, chinesische und javanesische Waaren, Baumwollen- und Seidenzeuge und andere asiatische Erzeugnisse einhandelte. Anfangs durften die peruanischen Kaufleute an diesem Handel Theil nehmen, auch noch als das Schiff von Acapulco abfuhr. Später wurden sie unter den strengsten Strafen davon ausgeschlossen.

Der Handel zwischen den verschiedenen Kolonien war theils gänzlich verboten, theils durch gesetzliche Hemmnisse so sehr bedrückt, daß er niemals aufkommen konnte. Die Schifffahrt der Kolonien wurde dadurch im Keime vernichtet, daß aller Handel nur auf spanischen Fahrzeugen erlaubt war. Ohne besondere Genehmigung, welche schwer zu erlangen war, durfte kein Ausländer den Boden der spanischen Kolonien betreten. Kein fremdes Schiff wurde in deren Häfen aufgenommen. Nur die Kaiser von China und Japan haben es jemals gewagt, den Handel ihrer Völker in so drückende Fesseln zu schlagen. Doch das innere Handelsgebiet dieser Reiche ist so groß, daß sich dafür einige Entschuldigung finden läßt. Die spanischen Kolonien waren aber so dünn bevölkert, daß sie nur durch die Freiheit des Handels sich hätten heben können. Die Folge aller dieser verderblichen Einrichtungen war, daß, ungeachtet Jahr ein Jahr aus viele Tausende von Spaniern nach der neuen Welt wanderten, die spanische Bevölkerung in den Kolonien außerordentlich langsam zunahm. Auf einen, welcher sich große Schätze erwarb, gingen gewöhnlich zehn, die in Jammer und Elend umkamen. Sechzig Jahre nach der Entdeckung Amerika's betrug die Zahl der dort angesiedelten Spanier nicht mehr als fünfzehn tausend. Dieselben Hemmnisse, welche die spanische Regierung dem Handel, bereitete sie auch dem Erwerbe des Grundeigenthums.

In der ersten Zeit der Eroberung rissen die spanischen Freibeuter unermeßliche Land-

striche an sich, welche sie aber nur auf Lebenszeit inne hatten. Manchen gelang es später, ihre Besitzungen in Majorate zu verwandeln. Da diese nicht verkäuflich waren, kamen sie nicht in fleißige Hände. Selbst arbeiteten die Spanier nicht. Bald schon fehlte es an Ackerbauern, da die Indianer unter dem spanischen Joche schnell fast gänzlich verschwanden. Ein träger Eigenthümer ließ Hunderte und Tausende von Morgen Landes unbebaut, welche vertheilt in mehrere Höfe vielen Familien einen reichlichen Unterhalt gewährt hätten. Wer keinen Sinn für Ackerbau besaß, aber vielleicht andere Geschäfte mit Erfolg betrieben hätte, konnte sein Land nicht verkaufen und mit dessen Erlöse andere Unternehmungen begründen.

Die Zehntlast, welche auf dem gesammten Lande ruhte, schreckte viele schon ab, es zu bestellen. Namentlich litt darunter der Bau des Zuckerrohres, des Indigo, der Cochenille und anderer Erzeugnisse, welche künstliche und mühevolle Arbeit erfordern. Die Habgier der Pfaffen, welche große Länderstrecken an sich rissen und deren Bau durch die Indianer betrieben, erschwerte den kleineren Grundbesitzern, welche nicht gleiche Vortheile genossen, die Concurrenz mit den reichen Kirchen. Die vielen Feiertage nährten die Trägheit der Katholiken, welche in dem heißen Klima schon zu viele Aufforderung zum Müßiggange fanden.

Die Zwietracht der Peruaner und Mexikaner, welche die Spanier ausbeuteten, hatte diesen ihre Eroberungen erleichtert. Die Zwietracht unter den verschiedenen Klassen der Bevölkerung, welche die spanischen Könige unterhielten, war der mächtigste Hebel, mit welchem sie die Kolonien in dauernder Unterwürfigkeit erhielten. Die Einwohner derselben zerfielen in: 1) Spanier, welche in Europa geboren waren (Chapetones), 2) Kreolen (in Amerika geborene Spanier), 3) Mulatten (die Nachkommen von Europäern und Negern) und Mestizen (die Nachkommen von Europäern und Indianern), 4) in Neger und endlich 5) in Indianer. Nur die Chapetones, und zwar diejenigen derselben, welche beweisen konnten, daß ihre Voreltern alle christlichen Ursprungs und daß weder sie, noch diese von der Inquisition bestraft worden waren, erhielten Aemter von einiger Bedeutung in den Kolonien. Ihre in Amerika geborenen Kinder galten schon als ein untergeordnetes Geschlecht, welchen die Könige von Spanien kein Vertrauen schenkten. Es bildete sich dadurch nothwendig ein Zwiespalt zwischen den Kreolen und den Chapetones, welcher die gesellschaftlichen Beziehungen störte und alles freundliche Zusammenwirken dieser beiden Klassen von Einwohnern auf Jahrhunderte hinaus unmöglich machte. Unter den Kreolen befanden sich Nachkommen der angesehensten Familien Spanien's, Leute von unermeßlichen Reichthümern, deren Lebensglück durch die Zurücksetzung, unter welcher sie seufzten, gestört und oft gänzlich vernichtet wurde. Die Kreolen, welche sich selbst zu vornehm dünkten, zu arbeiten, der spanischen Regierung aber nicht gut genug schienen, Vertrauensämter zu bekleiden, lebten größtentheils in Müßiggang und Unzufriedenheit, voll von Hasse gegen die Chapetones und von Verachtung für die unter ihnen stehenden farbigen Geschlechter.

Die spanische Regierung begünstigte anfangs sehr die Vermischung der Weißen und Farbigen. Als diese aber in ausgedehntem Maße stattgefunden hatte, beförderte sie den Zwiespalt zwischen den Mischlingen und den übrigen Klassen der Bevölkerung, indem sie dieselben einen Grad tiefer, als die Kreolen stellte. Die Mulatten und Mestizen verbanden gewöhnlich die frische Kraft ihrer farbigen Ahnen mit der höheren Intelligenz der Europäer. Aus ihrer Mitte stammten die tüchtigsten Gewerbsleute der spanischen Kolonien. Sie zerfielen aber selbst wieder in viele Unterabtheilungen, je nachdem sie mehr oder weniger Blut von Farbigen oder Weißen in ihren Adern hatten.

Die Neger, die Sklaven der Weißen, blickten, weil ihre Arbeit geschätzter war, als diejenige der Indianer, auf diese mit Verachtung herab. So kam es, daß, trotz der von

oberflächlichen Beobachtern wegen ihrer Milde gepriesenen Gesetze die Indianer sogar noch unter die schwarzen Sklaven herabgedrückt wurden. Zwar sollten die Eingeborenen Amerika's nach den Verordnungen Karl's V. frei sein. Allein sie mußten ein Kopfgeld zahlen und Frohndienste leisten, für welche sie zwar bezahlt werden und welche nicht ihre Arbeitskraft übersteigen sollten. Allein wenn die Gesetze in das wirkliche Leben eingedrungen wären, könnten die Indianer nicht tiefer, als die schwarzen Sklaven gesunken sein. Diese Thatsache, welche unbestritten ist, genügt für sich allein, darzuthun, daß die Eingeborenen unter dem spanischen Joche zu den unglücklichsten Menschen wurden, die es in Amerika gab.

Die schrankenlose weltliche Macht, welche die spanischen Könige in den Kolonien an sich rissen, genügte ihnen noch nicht. Sie ließen sich von den Päpsten die ganze kirchliche Gewalt abtreten, so daß die geringe Erleichterung, welche den Völkern bisweilen aus dem Zwiespalte zwischen diesen Gewalten erwuchs, den spanischen Kolonien niemals zu Theil werden konnte. Es zeigte sich daher hier deutlich, daß beide nichts anderes beabsichtigen, als mit Hülfe der ihnen zu Gebote stehenden Mittel die Nationen zu knechten und auszusaugen. Um dieses ungestraft thun zu können, müssen sie die Völker in dem finstersten Aberglauben erhalten. Dieses ist ihnen denn auch gründlich gelungen. Nachdem die Kolonien das spanische Joch zertrümmert, hatte der römische Unsinn so feste Wurzeln geschlagen, daß wahre Freiheit sogar unter der republikanischen Form zur Unmöglichkeit geworden ist. Die unter dem Schutze der spanischen Könige errichteten Klöster bestehen fort, nachdem die Kolonien ihre Unabhängigkeit erobert haben. Nur die eine der beiden Ketten wurde zerbrochen, in welche die spanischen Könige die neue Welt schlugen. Die andere besteht noch fort, und verhindert jeden großartigen Aufschwung der ehemaligen spanischen Kolonien.

§ 104. Die englischen Kolonien.

Die Kolonien sind die Spiegel, welche uns die Bilder der Mutterstaaten zwar nicht unverändert, doch, vermischt mit den Zuständen der neuen Länder, sehr treu zurückwerfen. Sie sind die Prüfsteine, an welchen sich der innere Werth der Heimath sehr genau erkennen läßt. Spanien verhielt sich im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert zu England gerade so, wie seine Kolonien zu den englischen. Die Geschichte der Kolonien hat daher nicht nur insofern eine hohe Bedeutung, als sie uns den Entwickelungsgang dieser neuen Gemeinwesen darstellt, sondern auch insofern sie uns die Mutterländer in einem neuen Lichte vorführt.

Besonders anziehend ist der Gegensatz der spanischen und der englischen Kolonien, weil das Mutterland jener die große Seemacht des ersten Abschnittes der Geschichte der Neuzeit, das Mutterland dieses die Beherrscherin der Meere in der späteren Zeit war. Wir wissen, was im Laufe der Jahrhunderte aus den spanischen und aus den englischen Kolonien Amerika's geworden ist. Je großartigere Hoffnungen die Menschheit auf dieselben setzt, um so lehrreicher ist die Geschichte ihrer ersten Gründung.

Die spanischen Kolonien entwickelten sich unter dem Einflusse der katholischen Religion und einer durchaus despotischen Regierung, die englischen unter den Fittigen des Protestantismus und freierer Verwaltungsformen. Die einen und die anderen trennten sich nach einem blutigen Freiheitskampfe von dem Mutterlande. Doch wie hoch stehen die Vereinigten Staaten Nord Amerika's über den Republiken, welche aus den spanischen Kolonien hervorgingen? Eben so hoch, als England im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert über Spanien stand und noch jetzt steht!

Rasch, wie eine Lawine bildete sich der Riesenbau der spanischen Kolonien. Langsam, aber mit unaufhaltsamer Kraft entwickelten sich die englischen Pflanzungen, gleich einem mächtigen Baume, unter dessen Aesten die Menschen vor den sengenden Strahlen der Sonne Schutz und Kühle finden.

Nach Columbus waren die beiden Cabot, Vater und Sohn die ersten, welche großartige Entdeckungen im Westen machten und ermittelten, daß zwischen Europa und Asien ein ganzer Welttheil in der Mitte liege*). Heinrich VII., auf dessen Kosten die beiden Cabot's ihre Reise nach dem Westen gemacht hatten, und sein Sohn, Heinrich VIII., thaten später nichts mehr zur Förderung von Schiffahrt und Handel und bewiesen dadurch deutlich, wie wenig sie den Geist ihrer Zeit verstanden, welcher mächtig dahin strebte, den Kreis menschlichen Wissens und des Völkerverkehrs zu erweitern.

Einige Kaufleute von Bristol rüsteten (1516) zwei Schiffe aus, welche sie unter dem Befehle Sebastian Cabot's nach dem Westen sandten. Doch war der Zweck dieser Unternehmung nicht auf Entdeckungen, sondern nur auf Anknüpfung von Handelsverbindungen gerichtet. Cabot segelte längs den Küsten Brasilien's und berührte die Inseln Hispaniola und Porto Rico. Auch später schickten englische Kaufleute Schiffe nach dem Westen, welche mit den Portugiesen auf deren Niederlassungen einigen Handel trieben, und vergeblich eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien suchten (1527 und 1536). Doch hatten diese Unternehmungen keine Entdeckungen in ihrem Gefolge. Als die Engländer eine nordöstliche Richtung einschlugen, fanden sie den Seeweg nach Archangel und knüpften vortheilhafte Handelsverbindungen mit Rußland an (1553).

Unter der Regierung der Königin Elisabeth raffte sich die englische Nation zu neuer Thatkraft auf und legte den Grund zu einer Seemacht, welche später die erste der Welt wurde. In drei auf einander folgenden Reisen befuhr Martin Frobisher die unwirthlichen Küsten von Labrador und Grönland (1576, 1577, 1578). Belebend und ermuthigend wirkte auf ganz England die Reise, welche Franz Drake (in den Jahren 1577 bis 1581) um die Welt machte. Zu dieser Zeit erst wurde ein ernstlicher Versuch gemacht, eine englische Kolonie in Amerika zu gründen.

Alle goldreichen Länder waren damals längst von den Spaniern in Besitz genommen worden. Für die Engländer blieben nur diejenigen Gegenden übrig, welche entweder keine edlen Metalle besaßen, oder von denen dieses wenigstens noch nicht bekannt geworden war. Nur durch Ackerbau, Gewerbe und Handel konnten daher die englischen Kolonien ihren Unterhalt gewinnen. In einer bisher nur von Wilden bewohnten Gegend vergeht aber eine lange Zeit, bevor diese Erwerbsmittel einen sicheren Unterhalt gewähren. Darauf waren die Gründer der ersten englischen Kolonien nicht vorbereitet. Diese scheiterten daher alle, eine nach der anderen. Die ersten Versuche, welche Sir Humphrey Gilbert (1579 und 1583) unternahm, mißglückten, bevor auch nur ein Anfang zu einer Niederlassung gemacht worden war. Sein Halbbruder, Sir Walter Raleigh, ließ sich durch die bitteren Erfahrungen Gilbert's und den Tod, den dieser auf seiner zweiten Reise erlitten hatte, nicht abschrecken.

Er sandte (1584) zwei Schiffe nach dem Westen, welche an der Küste von Karolina landeten, mit den Eingeborenen einigen Handel trieben, allein zurückkehrten, ohne eine Kolonie gegründet zu haben. Die glänzenden Berichte, welche die Mannschaft in England verbreitete, bestimmte Sir Walter Raleigh im folgenden Jahre (1585), eine Flotte von sieben Schiffen auszurüsten. Sir Richard Grenville befehligte diese und Ralph Lane sollte der Statthalter der neuen Kolonie sein. Die Niederlassung wurde zwar auf der Insel Roanoke gegründet, allein schon ein Jahr darauf wieder aufgegeben (1586). Wenige

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 100.

Tage, nachdem die Koloniſten ſich wieder eingeſchifft hatten, landete Sir Richard Grenville welcher mittlerweile nach England zurückgekehrt und dort neue Koloniſten geſammelt hatte Er war nicht wenig verwundert, die Niederlaſſung menſchenleer zu finden. Er ließ fünfzig Mann zurück, welche jedoch bald ihren Untergang fanden. Unterdeſſen arbeitete Sir Walter Raleigh mit unermüdlicher Thätigkeit. Er ſchickte im folgenden Jahre (1587) Koloniſten mit ihren Frauen und Kindern nach Roanoke. Als die Eingewanderten aber nur Ruinen fanden, wurden ſie gleich anfangs ſehr entmuthigt. Auch ſie gingen zu Grunde, indem die aus England erwartete Hülfe ſich verſpätete. Sir Walter Raleigh hatte ſeine Hülfsmittel erſchöpft und die Hoffnung aufgegeben, in Amerika eine Kolonie zu gründen. Er überließ alle ſeine Rechte auf dieſe dem Sir Thomas Smith und einer Geſellſchaft von Londoner Kaufleuten (1596), welche ſich jedoch damit begnügte, durch kleine Fahrzeuge einen ärmlichen Handel mit der neuen Welt zu treiben. Ein hundert ſechs Jahre, nachdem Cabot Nord Amerika entdeckt, und zwanzig Jahre, nachdem Sir Walter Raleigh die erſte Kolonie daſelbſt gegründet, beſtand nicht eine einzige engliſche Niederlaſſung im fernen Weſten.

Neuen Eifer regte Bartholomäus Gosnold an, als er im letzten Jahre der Regierung der Königin Eliſabeth (1602) nach der neuen Welt ſchiffte. Er ſchlug den nächſten gerade Weg dahin ein. Das erſte Land, welches er ſah, war das Vorgebirge, dem er den Namen Cap Cod gab. Er trieb einen vortheilhaften Handel mit den Eingeborenen und war entzückt von den Schönheiten der Gegend und beſonders erfreut über die reiche Fülle von Weintrauben, die er wild wachſend fand. Die Nachrichten, welche Gosnold nach England brachte, hatten zur Folge, daß die Kaufleute von Briſtol zwei Schiffe, unter dem Befehle von Martin Prinz, ausrüſteten (1603), welche längs den Küſten von Maine und Maſſachuſetts das Land genauer erkundeten.

König Jakob I. fing jetzt an, ſich mit der neuen Welt zu beſchäftigen. Er rüſtete zwar keine Schiffe aus, ermunterte die Kaufleute und Schiffahrer nicht durch Geldſpenden zu neuen Unternehmungen, indeß ergriff er die Gelegenheit, die ſich ihm darbot, der Welt ſeine Begriffe von Staatskunſt und Kolonialweſen kund zu thun. Er theilte denjenigen Strich Nord Amerika's, über den er vermeinte, gebieten zu können, in zwei Provinzen ein.

Sir Walter Raleigh hatte die Gegend, in welcher er ſeine Kolonie angelegt, zu Ehren der jungfräulichen Königin Eliſabeth, Virginien genannt. Jakob I. dehnte dieſen Namen auf den ganzen Küſtenſtrich vom 34. bis zum 45. Grade aus und nannte die ſüdliche Hälfte deſſelben Süd-Virginien, die nördliche, Nord Virginien. Jede dieſer Provinzen verlieh er einer Geſellſchaft. Die ſüdvirginiſche ſollte ihren Sitz in London, die nordvirginiſche in Plymouth haben. Die oberſte Regierung der anzulegenden Kolonien ſollte eine von dem Könige zu ernennende und in England anſäſſige Rathsverſammlung führen, unter welcher eine zweite, gleichfalls von dem Könige zu ernennende, aber in der Kolonie wohnende ſtehen ſollte. Nach dieſen königlichen Anordnungen ſegelte am neunzehnten Dezember 1606 ein kleines Schiff von hundert Tonnen, nebſt zwei Barken, mit einhundert und fünf Koloniſten, unter dem Befehl des Kapitains Newport nach der neuen Welt ab. Das kleine Geſchwader wurde durch die Gunſt der Winde, ſtatt nach Roanoke, an den ſüdlichen Theil der Cheſapeake Bucht getrieben. Es ſegelte den Fluß hinauf, den Newport nach dem Könige James nannte. An deſſen Ufer gründeten die Engländer Jamestown oder Jakobsſtadt (1607). Der Ort der Niederlaſſung war weit beſſer gewählt, als Roanoke. Allein ſchon unterwegs hatten die Koloniſten untereinander Streit angefangen, welcher dazu führte, daß ſie den ihnen zum Statthalter gegebenen und tüchtigſten Mann der ganzen Geſellſchaft, den Kapitain Smith, abſetzten. Die führerloſe Schaar verwickelte ſich gleich darauf mit den Indianern in Feindſeligkeiten und verſtand es nicht,

Lebensmittel zu gewinnen, ungeachtet diejenigen, welche für sie ausgeschifft worden waren nicht lange ausreichen konnten. Um sich vom drohenden Verderben zu retten, setzten die Kolonisten den Kapitän Smith wieder in seine frühere Stelle ein. Dieser umsichtige Mann traf sofort die nothwendigen Anstalten, und verschaffte seinen Genossen einige Lebensmittel, wurde aber unglücklicherweise von den Indianern gefangen genommen. Die Tochter des Häuptlings Powhatan, Pocahontas, rettete ihm das Leben. Während seiner Gefangenschaft schmolz die Kolonie bis auf acht und dreißig Personen zusammen. Mit Mühe hielt Smith diese von einer eiligen Rückkehr nach England ab. Vorräthe, welche von da einliefen, richteten den Muth des kleinen Häufleins wieder auf. Hundert neue Ankömmlinge gaben der jungen Kolonie einen ansehnlichen Zuwachs. Doch, statt zu pflanzen und die Erde zu bebauen, suchten die Einwanderer nur nach Gold und Silber. Dadurch wurde das Aufblühen der Kolonie sehr verzögert. Allmälig verlor sich wieder das Goldfieber. Die Kolonisten fingen an, nützlichen Arbeiten obzuliegen. Sie bewirkten die Abänderung der mangelhaften Bestimmungen der ersten Verleihungs-Urkunde des Königs Jakob, und Lord Delaware, welcher als Statthalter nach Virginien kam (1609), brachte bessere Ordnung in die Kolonie. Als derselbe (1611) nach dem Mutterlande zurückgekehrt war, übernahm Sir Thomas Dale die Leitung derselben. Allmälig besserten sich die Zustände, der Ackerbau wurde eifriger betrieben, die Verhältnisse zu den Eingeborenen gestalteten sich freundlicher. Ein junger Engländer, Namens Rolfe, vermählte sich mit der Prinzessin Pocahontas, der Lebensretterin des Kapitän Smith und schlang dadurch ein innigeres Band zwischen seinen Landsleuten und dem Stamme seiner Gattin.

Zum Unglücke für die junge Kolonie warf sich diese mit besonderem Eifer auf den Bau des Tabacks, welcher zwar zu hohen Preisen in England verkauft werden konnte, allein die unmittelbaren Bedürfnisse der Ansiedler nicht befriedigte. Noch trauriger war es, daß schon im Jahre 1616 Neger eingeführt wurden. So frühzeitig drang die Sclaverei in die Kolonie von Süd-Virginien ein. Erst drei Jahre später, (1619) versammelten sich die Abgeordneten derselben und legten den Grund zu deren Verfassung. Negersclaverei und verfassungsmäßige Freiheit entwickelten sich so neben einander. Die Begriffe der Eingewanderten waren so unklar, daß sie die Unvereinbarkeit dieser Gegensätze nicht erkannten. Wir können uns darüber nicht wundern, da jetzt, zwei hundert und vierzig Jahre später, nachdem die Sklaverei wie die Freiheit in Amerika einen großartigen Aufschwung genommen, sie noch immer neben einander bestehen. Wie im menschlichen Herzen die Leidenschaften der Habgier und der Herrschsucht neben den edlen Regungen der Menschenliebe und des Rechtsgefühls dauernde Wurzeln schlagen, und nicht selten ein und derselbe Staat, eine und dieselbe Gemeinde, ein und derselbe Mensch, je nach der Verschiedenheit der Stimmung und äußerer Anregung niedrigeren oder höheren Beweggründen folgt, ohne daß die einen oder die anderen ausschließliche Gewalt gewinnen, so gehen, als Stellvertreter der einen Sclaverei, Laster und Verbrechen, und als freudige Boten der anderen Freiheit, Tugend und hochherzige Thaten neben einander her. Doch in demselben Maße, wie im Schoße eines Gemeinwesens die bessern Gefühle und die freieren Einrichtungen vorwalten, ist der Grund zu dessen Gedeihen tief und fest gelegt. Wo dagegen Laster und Unfreiheit, sei es in der Form der Sclaverei, oder des Despotismus, vorwalten, ist ein höherer Aufschwung weder auf dem Gebiete des Rechtes, noch auf dem Felde der Wissenschaften, der Künste, des Handels und der Gewerbe möglich.

Dieselbe Hartherzigkeit, welche die Einführung der Sklaverei in Süd-Virginien gestattete, hatte auch zur Folge, daß die lange so freundlichen Beziehungen zu den benachbarten Indianerstämmen sich trübten. Im Jahre 1618 starb Powhatan, der Freund der Weißen. Vier Jahre nach seinem Tode fielen die Indianer über die englischen Ansiedler

ber und ermordeten den vierten Theil derselben. Zum Glücke waren diese kurz vor dem Beginne des Blutbades gewarnt worden, sonst hätten sie wahrscheinlich dasselbe Schicksal gehabt, wie vor ihnen die zwei Kolonien auf der Insel Roanoke. Die Weißen begnügten sich nicht damit den Angriff zurückzuschlagen und einen offenen Krieg gegen die Indianer zu führen. Sie überfielen die durch treulose Zusagen sicher gemachten Urbewohner des Landes und vertilgten mehrere Stämme derselben vollständig. Die Kolonie hatte zwar keine Angriffe von Seiten der rothen Männer mehr zu befürchten, allein sie lud auf sich eine schwere Schuld. Negersklaverei und Indianervertilgung waren die beiden Grundlagen, auf welchen die junge Ansiedlung von Süd-Virginien nicht minder ruhte, als auf Freiheit und Recht.

Die Kolonie machte verhältnißmäßig sehr langsame Fortschritte. Nachdem über einhundert und fünfzig tausend Pfund auf sie verwendet, und mehr als neun tausend Personen ihr zugeschickt worden waren, betrug deren jährliche Ausfuhr kaum zwanzig tausend Pfund Sterling und zählte deren Bevölkerung kaum zwei tausend Menschen (1624). Jakob I. sah sich daher veranlaßt, der Londoner Gesellschaft die Rechte wieder abzunehmen, welche er ihr verliehen hatte. Bevor er jedoch der Kolonie eine neue Organisation ertheilt hatte, starb er. Sein Sohn Karl I. wollte sich der ganzen gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt über die Kolonie bemächtigen. Er stieß aber auf einen so entschiedenen Widerstand in der neuen Welt und regte in der alten durch seine despotischen Gelüste sein Volk so heftig gegen sich auf, daß er für gut fand, nachzugeben. Er schickte (1639) den Sir William Berkeley nach Süd-Virginien, dessen milde und kluge Verwaltung viel zum Gedeihen der Kolonie beitrug. Karl I. ertheilte diesem jungen Gemeinwesen eine Repräsentativ-Verfassung, ähnlich derjenigen des Mutterlandes, und bewirkte dadurch, daß im Sturme der Revolution von allen seinen Ländern Süd-Virginien allein ihm treu blieb.

Einen ganz verschiedenen Entwicklungsgang nahm dasjenige Land, welches Jakob I. Nord-Virginien nannte, das aber schon bald (1614) den Namen Neu-England annahm. Nach dem Süden waren nur solche Kolonisten gezogen, welche hofften, dort ihre äußere Lage zu verbessern. Den Grund zu der Bevölkerung Neu-Englands legten Menschen, welche, vor allen anderen Dingen, ihrer religiösen Ueberzeugung leben wollten. Zu den Zeiten der Königin Elisabeth hatte Robert Brown die Kirche von England mit großer Heftigkeit angegriffen, ihre Geistlichen für ungesetzlich, ihre Verordnungen und Sacramente für ungültig erklärt und eine Gemeinde gegründet, welche außerhalb ihres Schooßes keine Vorgesetzten, und in demselben keinen besonderen Stand der Geistlichen anerkannte, vielmehr alle ihre kirchlichen Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Mitglieder brachte und durch Stimmenmehrheit entschied (1580). Brown sagte sich, als ihm eine gute Pfründe angeboten wurde, selbst von seiner Gemeinde los. Diese blieb aber ihrer Ueberzeugung treu, wanderte, um den religiösen Verfolgungen im Vaterlande zu entgehen, nach Holland aus und siedelte später nach Neu-England über. Vor ihr hatte die Plymouth-Gesellschaft gesucht, am Kennebec eine Kolonie zu gründen (1606 und 1607). Das erste Schiff, welches sie aussandte, wurde von den Spaniern genommen. Das zweite landete zwar fünf und vierzig Kolonisten an der Mündung des Kennebec. Doch konnten sie sich nicht behaupten, vielmehr kehrten deren Ueberreste in ihre Heimath zurück und brachten durch ihre Klagen das ganze Land in üblen Ruf. Eine kräftigere und entschlossenere Menschenklasse waren die sogenannten Väter-Pilgrime, welche 1620 nach Amerika wanderten. Der holländische Schiffscapitän, welchen diese Gemeinde in dem Schiffe Mayflower führte, setzte sie nicht, wie verabredet worden war, an den Ufern des Hudson, sondern im nachmaligen Staate Massachusetts in der Nähe von Cap Cod an das Land.

Am eilften November 1620 setzte die kleine Schaar auf den freien Boden Amerika's und

gründete dort Neu Plymouth. Im Kampfe mit furchtbaren Schwierigkeiten, mit Hunger und Kälte, mit mannichfachen Verwürfnissen und verkehrten ursprünglichen Einrichtungen entwickelte sich die junge Kolonie. Dieselbe Unduldsamkeit, welche sie aus England vertrieben hatte, führte ihr zahlreiche Schicksalsgenossen zu. Auf kirchlichem Gebiete hatten die Stifter der Kolonie den Grundsatz der Gleichheit festgestellt. Sie erkannten ihn auch in ihren politischen Beziehungen an.

Im Jahre 1627 erhielt die Kolonie vom Könige Karl I. eine Verleihungsurkunde, worin ihr das von dem Rathe zu Plymouth gekaufte Land ausdrücklich bestätigt wurde. Den ersten Statthalter und dessen Gehülfen ernannte Karl. Deren Nachfolger sollten jedoch die Ansiedler selbst erwählen, deren Vertretern der König auch die gesetzgebende Gewalt einräumte. Den Mitgliedern des jungen Gemeinwesens blieben ihre Rechte als englische Bürger ausdrücklich vorbehalten. Bald darauf übertrug die Plymouther Gesellschaft sämmtliche ihr verliehenen Rechte auf die Kolonie.

Neu-England wurde bald die Zufluchtsstätte, nach welcher die verfolgten und unzufriedenen Puritaner Englands in großen Schaaren zogen. Sie wollten alle für sich Religionsfreiheit. Allein sie waren sehr wenig geneigt, dieses unveräußerliche Recht ihren Brüdern verschiedenen Glaubens zu gestatten. Die kleinste Abweichung regte ihren Glaubenseifer an. Viele Kraft wurde daher in nutzlosen Religionsstreitigkeiten vergeudet, zumal da die Geistlichen einen überwiegenden Einfluß nicht bloß in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten an sich rissen. Nur Mitglieder der Kirche, d. h. der puritanischen Religionsanschauung hatten Bürgerrecht. Doch da es an Platz nicht fehlte, konnte sich die unterdrückte Minderheit dadurch helfen, daß sie in kleiner Entfernung selbstständige Kolonien gründete. So entstanden die Niederlassungen zu Providence, Rhode Island, Connecticut, New-Hampshire und Maine (1637).

Die Indianer Neu-England's, welche um jene Zeit durch die Blattern furchtbar heimgesucht wurden, bereiteten der jungen Kolonie anfangs keine Schwierigkeiten. Als später die Eingeborenen um ihr Waldrevier besorgt wurden, waren es doch nur einzelne Stämme, welche den fremden Eindringlingen feindlich entgegen traten. Die Pequod's begannen den Krieg. Sie erlitten aber furchtbare Niederlagen. Die frommen Ansiedler bewährten bei dieser, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, daß ihre Religion nicht in den von Christus eingeschärften Lehren brüderlicher Liebe und Gerechtigkeit, sondern in Glaubenssätzen bestand, welche mit dem wirklichen Leben in keinem oder doch in sehr schwachem Zusammenhange standen. Sie schlachteten die unglücklichen Indianer in kaltem Blute ab, lieferten andere an deren Feinde aus, welche die Gewohnheit hatten, die Gefangenen zu Tode zu quälen, verkauften eine große Anzahl derselben als Sklaven nach den Bermudas-Inseln, und legten selbst dem Reste das Joch der Knechtschaft auf.

Als König Karl vernahm, daß Neu-England stets an Bevölkerung zunahm und sich durchaus selbstherrlich benahm, trat er der Kolonie feindlich entgegen. Er fing damit an, die Auswanderung zu verbieten und entzog ihr bald schon den gewährten Freiheitsbrief. Doch die Wirren, welche um diese Zeit in England ausbrachen, erlaubten ihm nicht, seine freiheitsfeindlichen Pläne in Neu-England durchzuführen. Die Kolonie hatte einen raschen Aufschwung genommen. In den Jahren 1620—1640 hatten sich 21,000 Britten daselbst niedergelassen. Das Parlament, in welchem die Puritaner das Uebergewicht hatten, begünstigte die Glaubensgenossen in der neuen Welt. Schon im Jahre 1643 verbanden sich die vier Ansiedelungen von Massachusets, Plymouth, Connecticut und New-Haven nach dem Vorbilde der Niederlande unter dem Namen der vereinigten Kolonien Neu-Englands, und legten dadurch den Grund zu einer politischen Macht, welche später dem Mutterlande, als es die Rechte der Kolonien verletzte, Halt zurufen konnte.

Neu-England wurde ſchnell ein mächtiger Hort der Freiheit. Zu beklagen iſt nur, daß der religiöſe Fanatismus oft den Grundſätzen des Rechtes bittern Hohn ſprach. Jahrhunderte ſind ſeitdem vergangen. Doch immer ſind die Spuren dieſer Richtung unverkennbar.

Nach der von König Jakob I. getroffenen Eintheilung gehörte das ganze Gebirt, welches den Staat Maryland bildet, zu Süd-Virginien. Deſſen ungeachtet verlieh Karl I. daſſelbe dem Georg Calvert, den er unter dem Titel Lord Baltimore zum Pair von Irland erhoben hatte. Georg Calvert, welcher die katholiſche Religion angenommen, hatte ſich ſchon aus dieſem Grunde der beſondern Gunſt der Königin Henrietta Maria zu erfreuen. Ihr zu Ehren nannte er ſeine neue Beſitzung Maryland. Bevor der Freibrief ihm in aller Form ausgeſtellt war, ſtarb er (1632). Doch ſein Sohn Cecilius trat in des Vaters Rechte ein und führte deſſen Abſichten aus.

Nach den Worten des Freibriefes erhielten Lord Baltimore und ſeine Erben das unbeſchränkte Eigenthumsrecht am Lande, das Recht, nach eingeholtem Rathe, und unter Zuſtimmung der freien Männer der Provinz oder deren Stellvertreter Geſetze zu geben, welche jedoch mit dem Geiſte der engliſchen nicht in Widerſpruch ſein ſollten.

Lord Cecilius Baltimore ernannte ſeinen Halbbruder, Leonhard Calvert, zum Statthalter von Maryland, und dieſer ſchiffte ſich mit zweihundert, meiſtentheils katholiſchen Anſiedlern nach Maryland im November 1633 ein, woſelbſt er im Anfang des Jahres 1634 landete. Obgleich der Freibrief Lord Baltimore's einen Eingriff in die der Kolonie Süd-Virginien ertheilten Zuſicherungen enthielt, wurden die neuen Anſiedler doch vom Rathe und vom Statthalter dieſer Provinz freundlich aufgenommen. Nur der Sekretär des Rathes, Wilhelm Clayborne, legte ihnen Hinderniſſe in den Weg, welche jedoch anfangs mit leichter Mühe beſeitigt wurden. Calvert fuhr den Potomac hinauf, gründete das Dörfchen St. Mary, und verſtändigte ſich freundlich mit den Indianern, welche ihm eine Strecke Landes abtraten. Die Kolonie nahm von Jahr zu Jahr, wenn nicht raſch, doch unaufhaltſam zu. Nach einigen Meinungsverſchiedenheiten, welche ſich zwiſchen Lord Baltimore und der Kolonie kund gethan hatten, wurden (1639) die Grundzüge der Verfaſſung Maryland's einmüthig feſtgeſtellt. Eine gewiſſe Duldung in Religionsſachen, welche übrigens nicht über das athanaſianiſche Glaubensbekenntniß hinaus reichte, von welcher alſo alle Nicht-Chriſten und unter den Chriſten die Unitarier ausgeſchloſſen waren, wurde feſtgeſtellt und (1649) in einem beſondern ſogenannten Duldungsakte niedergelegt.

Als der Bürgerkrieg in England ausbrach, machte Clayborne einen zweiten Verſuch, die Kolonie in Maryland in Verwirrung zu bringen. Mit Hülfe der Virginier wurde derſelbe jedoch (1646) erdrückt und die früheren Verhältniſſe in Maryland wieder hergeſtellt.

Neu-England, Virginien und Maryland ſtanden unter engliſcher Oberherrſchaft. Doch inmitten derſelben hatten ſich Holländer und Schweden angeſiedelt, welche im Laufe dieſes Zeitabſchnitts ihre Unabhängigkeit behaupteten, erſt im folgenden mit den übrigen engliſchen Kolonien in Nordamerika verſchmolzen wurden und mit dieſen ihre vollſtändige Freiheit errangen.

§ 105. Die franzöſiſchen Kolonien.

Die Spanier, welche in ihrem Lande die Keime der Reformation erſtickten und dadurch die Ruhe des Kirchhofs gründeten, hatten, wenigſtens in der größeren Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, bevor ſie ſich durch auswärtige Kriege erſchöpft hatten, Kräfte genug, mit welchen ſie ſich auf die neue Welt werfen konnten. Die Engländer fanden erſt

im siebenzehnten Jahrhundert, nachdem die Reformationskämpfe glücklich überstanden waren, Muße, mit Nachdruck und Ausdauer Kolonien zu pflanzen. Die Franzosen begannen früher, als die Engländer, sich in Amerika auszubreiten. Sie schickten dahin ihre Mönche, welche mit der diesen Orden eigenthümlichen Zähigkeit arbeiteten. Doch die Pilgrim-Väter besaßen mehr Thatkraft, als die Jesuiten und die Franziskaner, welche die eifrigsten Arbeiter unter den französischen Katholiken waren, und sie siedelten sich zu einer Zeit in Amerika an, da die Macht der Spanier schon gebrochen, und daher nicht zu besorgen war, daß sie von dieser glaubenswüthigen Nation wegen der Religion, zu der sie sich bekannten, ausgerottet würden.

Schon im Jahre 1504 entdeckten französische Seefahrer aus der Bretagne das Vorgebirge, dem sie den Namen Cap Breton ertheilten. Seit dieser Zeit zogen die Fischereien Neu-Fundlands die Europäer an. Ein Jahrhundert verging, bevor sie durch festere Bande mit der Nordostküste Amerika's verknüpft wurden. Der westliche Abhang der Andes mit seinen reichen Gold- und Silber-Lagern wurde frühzeitig von den Spaniern unterworfen. Die Ostseite derselben, welche im Norden zumal mehrere tausend englische Meilen breit ist, bot den fremden Ankömmlingen nicht dieselben Lockungen, wie der äußerste Westen. Der nahe Osten Amerika's blieb verschmäht, während nach dem fernen Westen die Ansiedler schaarenweise zogen.

Im Jahre 1524 befuhr der Italiener Verrazzani auf einem französischen Schiffe im Dienste Franz' I. die Küste von Nord-Carolina, segelte längs derselben dem Norden zu, bog in die Häfen von New-York und Newport ein und setzte seine Reise fort bis zum fünfzigsten Grade nördlicher Breite. Er stattete dem Könige einen ausführlichen Bericht ab, in welchem er eine genaue Beschreibung des Landes machte. Doch legte er keine Kolonie an.

Zehn Jahre später (1534) sandte Chabot, der Admiral von Frankreich, den Jakob Cartier, einen tüchtigen Seemann von St. Malo auf Entdeckungen aus. Dieser drang in den Meerbusen von St. Lawrence und in eine Bucht ein, die er wegen der großen, damals herrschenden Hitze, Des Chaleurs nannte. Im folgenden Jahre (1535) kehrte er mit drei großen Schiffen zurück, gab dem Meerbusen, den er früher entdeckt hatte, den Namen St. Lawrence, segelte weiter bis zur Insel Bachus, welche jetzt Orleans heißt, und bis nach Hochelaga, oder Montreal. Die Kolonisten, welche er mit sich gebracht hatte, wurden aber durch die Kälte des Winters, den sie auf der Insel Orleans zubrachten, abgeschreckt, länger zu bleiben. Sie schifften sich mit Cartier im Frühjahre wieder ein und kehrten nach Frankreich zurück. Ebenso wenig Fortgang hatte diejenige Kolonie, welche Franz de la Roque, Herr von Robertval in den Jahren 1540 bis 1542 in Canada zu gründen suchte.

Als Coligny Admiral von Frankreich wurde, machte er (1555) den Versuch, in Brasilien eine Kolonie zu gründen, welcher jedoch mißglückte. Später (1562) sandte er Johann Ribault von Dieppe mit zwei Schiffen aus. Dieser landete an der Küste von Florida und baute die Feste Carolina in der Nähe einer Bucht, die er Port Royal nannte. Ribault ließ zwar sechs und zwanzig Mann zurück, welche dort eine Kolonie gründen sollten. Doch sie konnten die Entbehrungen nicht ertragen, welche ihre Lage mit sich brachte. Auch sie gaben die Niederlassung auf und kehrten nach Europa zurück.

Coligny ließ sich durch alle diese Mißgeschicke nicht abhalten, seine Anstrengungen fortzusetzen. Im Jahre 1563 sandte er drei Schiffe unter dem Befehle eines Gefährten Ribault's, Laudamière, nach dem Westen, welche an dem Flusse, der jetzt St. John genannt wird, landeten. Laudamière baute dort eine Festung, war aber nicht im Stande, seine meuterischen Leute im Zaume zu halten. Ein Theil derselben entfernte sich auf eigene

Faust, und nahm zwei spanische Schiffe. Da Frankreich damals mit Spanien im Frieden lebte, und die meuterischen Kolonisten nicht im Auftrage ihrer Vorgesetzten, sondern gegen deren ausdrückliche Weisung gehandelt hatten, stand den Spaniern kein anderes Recht zu, als von der französischen Krone Schadenersatz und Bestrafung der Schuldigen zu verlangen. Doch die Franzosen, die sich in Florida niedergelassen hatten, waren Protestanten. Unter Pedro Melendez fielen die fanatischen Spanier über sie her, machten alle ohne Unterschied nieder und ließen die Inschrift zurück: „Nicht, weil sie Franzosen, sondern weil sie Ketzer und Feinde Gottes sind" (1565). Karl IX., welcher um dieselbe Zeit mit den Vorarbeiten für die Bartholomäusnacht beschäftigt war, nahm sich seiner Unterthanen protestantischen Glaubens in der neuen Welt nicht an. Allein ein tapferer Gascognee, Dominic de Gourgues, rüstete drei kleine Fahrzeuge aus, bemannte sie mit achtzig Matrosen und ein hundert und fünfzig Seesoldaten und überfiel die Spanier, welche vierhundert Mann stark, das von den Franzosen begonnene und später von den ersteren vollendete Fort besetzt hatten, vertrieb sie aus zwei kleineren Festungswerken, stürmte die Hauptfeste, ließ die Spanier, welche im Kampfe nicht gefallen waren, aufknüpfen und rechtfertigte seine That durch die Inschrift: „Ich thue dieses nicht, weil sie Spanier, oder Seeleute, sondern weil sie Verräther, Räuber und Mörder sind" (1567).

Darauf schleifte Gourgues die drei Festungswerke der Spanier, und kehrte nach Frankreich zurück.

Die furchtbaren Religionskriege, welche in Frankreich wüthten, verhinderten lange Zeit alle Versuche dieses Landes, Kolonien jenseits des Oceans zu gründen.

Im Jahre 1598 ertheilte Heinrich IV. dem Marquis de la Roche den Auftrag, Besitz von Canada und anderen benachbarten Landstrichen zu nehmen, welche noch nicht im Besitze eines christlichen Monarchen seien. Doch gelang es auch diesem unternehmenden Manne nicht, eine Niederlassung in's Leben zu rufen. Nach dem Tode des Marquis trieben Chauvin und Pontgravé einen vortheilhaften Pelzhandel in dortiger Gegend, ohne jedoch eine bleibende Stätte zu gründen. Endlich im Jahre 1603 sandte eine Gesellschaft von Kaufleuten, die sich zu Rouen gebildet hatte, den verdienstvollen Officier, Samuel Champlain, nach dem Westen. Dieser suchte die Stelle aus, auf welcher später die Stadt Quebec errichtet wurde. Im selben Jahre ertheilte Heinrich IV. einem hugenottischen Edelmanne, Namens de Monts, einen Freibrief für die Herrschaft Acadien vom vierzigsten, bis zum sechs und vierzigsten Grad nördlicher Breite, nebst dem Monopole des Pelzhandels. De Monts rüstete ein Geschwader von vier Schiffen aus, mit dessen Hülfe die Franzosen zu Port Royal auf Neu-Schottland die erste bleibende Niederlassung ihrer Nation errichteten. Jetzt führt sie den Namen Annapolis.

Kurz darauf gründete eine Gesellschaft von Kaufleuten aus Dieppe und St. Malo, auf Veranlassung und unter Mitwirkung Samuel Champlain's, die Stadt Quebec. Die Franzosen streiften weit und breit durch die benachbarten Gegenden. Champlain entdeckte den See, welcher von ihm den Namen trägt. Im Kriege, welcher zwischen England und Frankreich ausbrach, setzte sich der Schotte Sir William Alexander (1627) in den Besitz der Halbinsel, welcher er den Namen (New-Schottland gab. Im Frieden (1632) fiel jedoch Canada, Cap Breton und Acadien an Frankreich zurück.

Frühzeitig nisteten sich Jesuiten und Franziskaner in jenen Gegenden ein, welche den Namen Neu-Frankreich erhielten. Sie drangen längs der nördlichen Ufer des Ontario- bis zum Huronsee vor. Im Jahre 1632 erhielten die Jesuiten das ausschließliche Recht auf alle Missionen in Neu-Frankreich. Leute, welche die äußeren Formen des Christenthums hoch achten, preisen die Thätigkeit dieser Mönche. Die Jesuiten mögen, treu den Gesetzen ihres Ordens, wie Leichname oder Stäbe in den Händen

ihrer Vorgesetzten gewirkt haben. Sie mögen einzelne wenige Indianer bewogen haben, sich taufen zu lassen. Auf eine höhere Bildungsstufe heben sie dieselben nicht. Die Söhne Loyola's gründeten zu Quebek ein Collegium ihres Ordens, ein Spital und ein Kloster für Ursulinerinnen. In Montreal stifteten sie eine religiöse Station, die sie der sogenannten Jungfrau Maria weihten, um welche sich später eine Stadt bildete. Bis auf den heutigen Tag verbreitet sich aber von diesen mönchischen Anstalten kein Licht, sondern Aberglauben, Unduldsamkeit und die mit mönchischen Anstalten untrennbar verbundene Lasterhaftigkeit und Heuchelei über die ganze Umgegend. Ich bin daher der Ansicht, es wäre weit besser gewesen, wenn Neu-Frankreich etwas später von Europäern bevölkert worden wäre, als unter dem Einflusse von Mönchen, welche *nicht* nach den Eingebungen ihrer eigenen Herzen, sondern nach den Befehlen ihrer Vorgesetzten zu wirken gewöhnt sind. Ich stelle durchaus nicht in Abrede, daß unter den französischen Jesuiten Canada's Männer waren, welche große Geduld und Ausdauer im Dienste ihres Ordens kund thaten. Allein da dieser nicht Aufklärung, nicht die Gründung *rein menschlicher* Anstalten, sondern die Ausbreitung des Papstthums und die Vertilgung der Gegner desselben zum Zwecke hat, so kann sich, trotz alles gegentheiligen Scheines, auf dem von ihnen gelegten Grunde die menschliche Gesellschaft niemals naturgemäß entwickeln. Unter dem Einflusse der Jesuiten nahmen daher die französischen Kolonien niemals einen großartigen Aufschwung. Sie hoben sich erst, nachdem sie unter englische Oberherrschaft gelangt waren.

In Süd-Amerika eigneten sich die Franzosen während dieses Zeitabschnitts Cayenne zu. Von Rouen aus wurde die Stadt Cayenne (1626) gegründet, erhielt von da wiederholt Verstärkungen und blieb bis auf unsere Tage unter französischer Herrschaft. Die Kolonie hat eine traurige Berühmtheit durch die Freiheitskämpfer erhalten, welche Ludwig Napoleon dahin sandte, um sie aus Frankreich zu entfernen und einem sichern, wenn auch langsamen Tode zu weihen. Möge die Lebenskraft dieser unglücklichen Opfer Napoleonischer Tyrannei sich stärker erweisen, als ihr Verfolger glaubt! Möge es ihnen vergönnt sein, zu dem Sturze des Despoten beizutragen und an dem Bau der französischen Republik mit zu arbeiten!

§ 106. Die holländischen und schwedischen Kolonien.

Die Niederländer hatten einen Riesenkampf mit der spanischen Monarchie auszufechten. Doch so groß auch die Uebermacht der Despoten war, welche ihre Freiheit erdrücken wollten, nahm der Krieg nicht die ganze Kraft der kühnen Republikaner in Anspruch. Während desselben breiteten sie das Gebiet ihrer Thätigkeit aus. In demselben Jahre, in welchem sie Philipp III. zwangen, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen (1609), sandten sie den berühmten Seehelden, Heinrich Hudson, auf Entdeckungen aus. Jakob I. wußte nicht dessen Werth zu schätzen. Hudson, obgleich ein Engländer von Geburt, trat in die Dienste der holländisch-ostindischen Gesellschaft. Er hatte auf zwei früheren Entdeckungsreisen seine Tüchtigkeit erwiesen. In einem kleinen Fahrzeuge hatte er mit nur zehn Matrosen das Polarmeer befahren, um eine nordöstliche Durchfahrt zu finden (1607). Im folgenden Jahre erreichte er Nova-Semlja (1608). Nachdem Hudson vergeblich im Nordosten eine Durchfahrt gesucht hatte, wandte er sich auf seiner dritten, im holländischen Dienste gemachten Reise, dem Nordwesten zu. Er segelte nach der Davisstraße, gelangte unter dem vier und vierzigsten Grad nördlicher Breite an das Festland Amerika's, und entdeckte, weiter im Süden den herrlichen Fluß, welcher seinen Namen trägt.

Am zwölften September 1609 begann er, denselben zu befahren, drang mit seinem

Schiffe bis zu der Stelle vor, auf welcher jetzt die Stadt Albany ſteht und ſandte von da ein Boot weiter nach dem Norden bis in die Gegend, wo ſpäter Waterford erbaut wurde. Er kehrte dann um und ſegelte nach Europa zurück. Schon ein Jahr darauf ertheilte Hudſon auf einer neuen, im engliſchen Dienſte gemachten Reiſe, der Hudſon's-Straße und der Hudſon's-Bay ihre Namen, verlor aber auf derſelben das Leben, indem ſeine meuteriſchen Matroſen ihn und ſeinen Sohn gebunden den eiſigen Wellen preis gaben.

Die holländiſch-oſtindiſche Geſellſchaft, in deren Dienſte Heinrich Hudſon die Gegend entdeckt hatte, welche der nach ihm genannte Fluß durchſtrömt, ſandte (1613) Schiffe aus, um mit den Eingeborenen Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die Holländer gaben der Inſel, auf welcher ſpäter New-York erbaut wurde, den Namen Manhattan und errichteten auf derſelben einige Gebäude, aus welchen ſich ſpäter die größte Stadt Amerika's entwickelte. Die Generalſtaaten ertheilten einigen unternehmenden Handelsleuten ein Monopol auf vier Jahre, um ſie zu ermuntern, in der neuentdeckten Gegend Handelsverbindungen anzuknüpfen. Eine Amſterdamer Geſellſchaft ſandte fünf Fahrzeuge an die Ufer des Hudſon-Fluſſes. Adrian Block ſchiffte um Long-Island herum und ſtellte dadurch feſt, daß dieſes Land eine Inſel ſei. Die Holländer erbauten auf der Manhattan-Inſel eine Feſtung und eine andere wenige Meilen unterhalb Albany (1615) und trieben freundlichen Handelsverkehr mit den Indianern. Im Jahre 1621 ging das Handelsmonopol für die Hudſon-Gegenden auf die holländiſch-weſtindiſche Geſellſchaft über. Dieſe legte ihren Beſitzungen am Hudſon den Namen Neu-Niederland bei und ernannte zu ihrem erſten Statthalter daſelbſt Cornelius Jakobſen May, einen der Gefährten Block's. Er baute an den Ufern des Delaware die Feſte Naſſau und an der Stelle, wo jetzt Albany ſteht, das Fort Oranien. Eine Schaar Wallonen, welche in Virginien nicht aufgenommen, und von May auf ſeinem Schiffe herübergebracht worden war, gründete auf der Nordweſtſpitze Long Island's zu Waal-Bogt (Wallonenbucht) die erſte bleibende Anſiedelung der Holländer in Amerika. Der Ort heißt jetzt Wallabout. Im Jahre 1626 wurde Peter Minuit Generaldirektor Neu-Niederland's. Er kaufte von den Indianern die Manhattan-Inſel für ſechzig holländiſche Gulden (etwa 24 Dollars) und Staten-Island nicht viel theurer.

Minuit baute die Feſtung Amſterdam auf der Südſpitze Manhattan's. Der Pelzhandel der Holländer wurde von Jahr zu Jahr ergiebiger, allein die Anſiedelungen derſelben machten nur langſame Fortſchritte. Um dieſe zu beſchleunigen, erließ die holländiſch-weſtindiſche Geſellſchaft eine Verordnung, worin ſie beſtimmte, jedes Mitglied, welches innerhalb vier Jahren fünfzig oder mehr Perſonen in irgend einem Theile Neu-Niederland's anſiedeln würde, ſolle ſechzig Meilen längs dem Ufer der See oder des Fluſſes, oder acht Meilen längs beiden Ufern eigenthümlich erhalten. Selbſtändige Einwanderer ſollten ſoviel Land bekommen, als ſie bebauen könnten (1629). In Folge dieſer Verfügungen gründeten einige Mitglieder der Geſellſchaft die Kolonie Swanendael (Schwanenthal oder Swansdale) an der Delaware-Bay und Pavonia an der Weſtſeite des Hudſon, wozu Staten-Island und die Umgegend gehörte. Van Renſſelaer ließ das Land in der Nähe der Feſtung Oranien, vier und zwanzig engliſche Meilen lang und und acht und vierzig breit aufkaufen, und nannte dieſen Bezirk Renſſelaerwyck. Die Kolonie Swanendael wurde aber ſchon bald von den Indianern zerſtört.

Zur Zeit des Generaldirektors Van Twiller (1633 bis 1637) kauften die Holländer von dem Stamme der Pequod's einen Strich Landes, an dem weſtlichen Ufer des Connecticut-Fluſſes, errichteten daſelbſt ein Handelsgebäude und nannten es das Haus der guten Hoffnung. Van Twiller wurde im Jahre 1637 abberufen. Ihm folgte William Kieft. Zu ſeiner Zeit trafen unter der Führung des früheren holländiſchen General-Direktor's

Peter Minuit, schwedische Ansiedler am Delaware ein. Sie kauften Land von den Indianern und bauten die Festung Christina. Der schwedische Statthalter, Printz, gründete ein Fort in der Nähe des jetzigen Philadelphia und schlug dort seine Wohnstätte auf. Das Land längs der Ufer des Delaware bis in die Nähe von Princeton erhielt den Namen Neu-Schweden.

Die englischen, holländischen und schwedischen Kolonisten hatten zwar einige Reibungen miteinander, doch nahmen dieselben keinen ernstbaften Charakter an. Jede dieser drei Nationalitäten hielt darauf, daß die Ansiedler fremder Abkunft, welche sich in ihrer Mitte niederließen, die Gesetze und die Obrigkeiten anerkannten, welche das Uebergewicht besaßen. Im Jahre 1643 brach aber ein blutiger Krieg aus zwischen den Holländern und den Eingeborenen, in Folge eines eben so grausamen, als treulosen Blutbades, welches Kieft über achtzig Tappan-Indianer verhängte, die sich vertrauensvoll auf holländisches Gebiet zurückgezogen hatten. Viele der blühendsten holländischen Niederlassungen wurden zerstört. Erst im Jahre 1645 kam ein dauernder Frieden zu Stande. Während dieses Krieges war es, daß an der Stelle der jetzigen Wallstraße in New-York ein fester Zaun zum Schutze von Neu-Amsterdam angelegt wurde. Wo jetzt die größten Handels- und Wechselgeschäfte der neuen Welt abgeschlossen werden, standen damals einzelne Wachtposten, welche nicht ohne Besorgniß nach der Gegend der jetzigen Bowery spähten, ob nicht von dort her wilde Indianerstämme sich herbeischlichen, um Neu-Amsterdam zu zerstören, wie sie die zahlreichen einzelstehenden Gehöfte der Holländer weiter im Norden mit Feuer und Schwert vertilgt hatten.

Mit Recht beklagten sich die Kolonisten über den Direktor, welcher durch seine Greuelthat so großes Unheil über sie gebracht hatte. Kieft wurde abberufen, sah aber seine alte Heimath nicht wieder. Das Schiff, das er mit einer Ladung Pelzen, im Werthe von hundert tausend Dollars befrachtet hatte, ging an der Küste von Wales unter. Er selbst verlor dabei zugleich sein Leben und seine blutig erworbenen Schätze. Als der Nachfolger Kieft's, Stuyvesant die Statthalterschaft übernahm (1647), zählte Neu-Niederland mit Einschluß der Schweden am Delaware kaum drei tausend Seelen, während Virginien und Neu England jedes über zwanzig tausend Einwohner hatten und Maryland in stetem Aufschwunge begriffen war. Beverswyck, das jetzige Albany, bestand aus zehn Häusern, Neu Amsterdam war ein elendes Dorf, in welchem nur die Rumwirthschaften und Tabacksläden zahlreich waren. Die Niederlassungen auf Long Island bestanden zum größten Theil aus Engländern. Die Grenzstreitigkeiten, welche zwischen diesen und den Niederländern längere Zeit hindurch obgewaltet hatten, wurden 1650 durch einen schiedsrichterlichen Spruch erledigt. Der östliche Theil von Long Island, welcher dermalen die Grafschaft von Suffolk bildet, wurde Neu-England zugewiesen. Die Grenze zwischen New Haven und Neu Niederland sollte zu Greenwich Bay beginnen, nach dem Norden zu laufen, aber niemals dem Hudson näher als zehn Meilen rücken. Die Holländer behielten ihre Feste zur guten Hoffnung nebst den dazu gehörigen Ländereien. Doch der ganze übrige Bezirk wurde zu Connecticut geschlagen.

Inmitten zwischen den englischen Kolonien Neu England, Maryland und Virginien konnten sich die Holländer auf die Dauer an den Ufern des Hudson nicht behaupten. Doch in Süd-Amerika, woselbst sie (1607) die Engländer aus Surinam verdrängten, und in Westindien, wo sie (1634) den Spaniern Curaçao abnahmen, haben sie sich bis auf unsere Tage ihre Herrschaft erhalten.

Welchen Theil hatten unsere Landsleute, die Deutschen, an der Entdeckung, Bevölkerung und Bildung Amerika's? Ihnen stand keine Seemacht zur Verfügung. Keiner ihrer Fürsten hatten einen Gesichtskreis, welcher bis zu der neuen Welt reichte, und die

Hanſa, welche früher Handel und Schifffahrt nach entfernten Gegenden getrieben hatte ging gerade unter, als die neue Welt ſich aus dem Dunkel des Weſtens erhob. Allein auch ohne ihre Fürſten und ohne Kriegsgeſchwader brach ſich deutſche Kraft und deutſche Ausdauer in Amerika Bahn.

Schon auf die Entdeckung Amerika's übte deutſcher Geiſt einen beſtimmenden Einfluß. Ich will dem Columbus ſeinen Ruhm nicht ſtreitig machen. Nur der von ihm gefundene Weg wurde ſpäter allgemein bekannt und eröffnete anderen Seefahrern die neue Welt. Allein es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß Martin Behaim aus Nürnberg ſchon zehn Jahre vor Columbus im Jahre 1483 Amerika entdeckte. Er wurde durch Stürme von den Azoren ſo weit dem Weſten zugetrieben, daß er bis an die Flachlande von Braſilien, die Prajas von Pernambuco gelangte. Er fuhr eine weite Strecke den Küſten entlang und nahm von dem Lande, das er für eine große Inſel hielt, für die Krone von Portugal, in deren Dienſten er ſtand, Beſitz. Allerdings war es ein Zufall, durch welchen Behaim zu dieſer Entdeckung geführt wurde, allein er machte denſelben dadurch nutzbar, daß er Karten herausgab, auf welchen ſeine Entdeckungen verzeichnet waren. Dieſe theilte er dem Schwiegervater des Columbus, dem Bartholo Pereſtrella und ſpäter auch dem Chriſtoph Columbus und Magellan mit. Columbus traf auf Madeira perſönlich mit Behaim zuſammen und erhielt dort durch ihn und den Steuermann Alfonſo Sanchez de Huelva Kenntniß von der Lage des von Behaim entdeckten Landes. Columbus ging unſtreitig ſeinen ſelbſtſtändigen Weg. Er folgte weder den Eingebungen, die er auf Island*), noch denjenigen, die er auf Madeira empfangen hatte, allein unſtreitig mußten ihm die Mittheilungen, welche er den Isländern und Martin Behaim verdankte und namentlich die Karten des Letzteren ſeine Entdeckung erleichtern, und ihn in ſeinem Streben beſtärken. Behaim war der Erſte, welcher eine Erdkugel anfertigte. Er war es, welcher dem Chriſtoph Columbus die Beweiſe für die Kugelgeſtalt der Erde mittheilte.

Wie bei der Entdeckung, ſo hatten auch bei den erſten Anſiedelungen der Europäer in Amerika die Deutſchen ihren Antheil. Schon im Jahre 1526 ſetzte ſich auf Anregung des Bartholomäus Welſer von Augsburg, welchem Kaiſer Karl V. Venezuela verkauft hatte, eine deutſche Kolonie in Süd-Amerika feſt. Um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts gründeten Deutſche, in Verbindung mit holländiſchen Anſiedlern, auf Surinam und den benachbarten Inſeln mehrere Gemeinden, welche noch am Ende des vorigen Jahrhunderts beſtanden. Nach Nord-Amerika gelangten die Deutſchen ſchon in früheſter Zeit, ohne jedoch, inmitten der Engländer und Franzoſen, ſelbſtſtändig wirken zu können. Eigene Gemeinden gründeten ſie, während des Freiheitskampfes der Holländer, in deren Kolonien, namentlich an den Ufern des Hudſon und in Long Island. Schon im Jahre 1653 rühmte ein vom Statthalter beſtätigter Bericht, daß die Deutſchen den Weinbau theils eingeführt, theils verbeſſert hätten. Wie an die Holländer, ſo ſchloſſen ſich die Deutſchen auch frühzeitig an die Schweden an. Bei den Holländern und Schweden war das Hochdeutſche die Sprache der Gebildeten, daher zwiſchen ihnen und den Deutſchen keine feſte Grenzlinie beſtand, die einen vielmehr oft für die anderen genommen wurden†).

§ 107. Die portugieſiſchen Kolonien.

Die Portugieſen waren das erſte Volk geweſen, welches im fünfzehnten Jahrhunderte großartige Entdeckungen auf der See machte. Allein unglücklicherweiſe hegte Johann III.

*) Kram Löher Geſchichte der Deutſchen in Amerika, Cincinnati 1847.

†) S. Weltgeſchichte Buch VI. § 91.

‡) G. Struve. Die Union vor dem Richterſtuhle des geſunden Menſchenverſtandes. New-York 1855.

den Jesuiten-Orden. Die Söhne Loyola's bemächtigten sich der Erziehung Sebastian's und entzündeten dessen fanatisches Gemüth zu einem Kampfe gegen die sogenannten Ungläubigen, in welchem er sein Leben, und in dessen Folge die Nation bald darauf ihre Unabhängigkeit verlor. Unter solchen Umständen machten die Portugiesen, statt gleichen Schritt mit Spaniern, Engländern und Niederländern zu halten, unausgesetzt Rückschritte in allen Beziehungen und folglich auch in ihrem Kolonialwesen. Die Holländer nahmen ihnen ihre wertvollsten Niederlassungen in Ostindien ab. Mit Mühe behaupteten sie einen Theil derselben. Die geistige Sklaverei, in welcher sie von ihren Pfaffen gehalten wurden, gab ihnen eine durchaus verkehrte Richtung, welche sich unter anderen Dingen auch darin zeigte, daß sie sich mit besonderm Eifer auf den Sklavenhandel warfen.

Nachdem Martin Behaim im Dienste der Portugiesen Brasilien entdeckt hatte, geschah von Seiten derselben nichts, sich des Besitzes dieses Landes zu versichern, wahrscheinlich weil deren Könige mit der berüchtigten Bulle*) Alexander's VI., welche kurz darauf (1493) erlassen wurde, nicht in Widerspruch gerathen wollten. Später (1500) wurde Cabral, in ähnlicher Weise, wie vor ihm Behaim nach Brasilien verschlagen. Er hatte seine Richtung, um die Windstillen der afrikanischen Küste zu vermeiden, etwas zu weit nach dem Westen zu genommen, gerieth in den südamerikanischen Meeresstrom und wurde so bis an die Küste Brasiliens gebracht. Am 24. April 1500 nahm er von dem Lande im Namen seines Königs Besitz, schickte davon Kunde nach Portugal, und setzte dann seine Reise nach Ostindien fort. Von dieser Zeit an betrachteten sich die Könige von Portugal ungeachtet der Bulle Alexander's VI. als Herren von Brasilien. Sie schickten aber anfangs jährlich nur zwei Schiffe dahin ab, und sühnten nur Verbrecher, Juden, welche in ihren Augen nicht besser waren, und Lustdirnen ein, und begnügten sich damit, Papageien und Holz von dort zu beziehen. Diejenigen Verbrecher, welche die Inquisition verurtheilt hatte, erwiesen sich bald als sehr nützliche Arbeiter. Sie bauten das von Madeira nach Brasilien verpflanzte Zuckerrohr mit solchem Fleiße und Erfolge, daß es bald zu einem einträglichen Handelsartikel wurde. Im Jahre 1503 hatte der Portugiese Christophoro Jacques die Bay von Bahia entdeckt. Dort ließ Johann III. (1549) durch Thomas de Souza die Stadt gleichen Namens gründen. Der eben so sichere, als ausgebreitete Hafen von Bahia machte diese Stadt bald zum Hauptbandelsplatze des ganzen Landes. Der portugiesische Adel eroberte mit Erlaubniß des Königs nach und nach einen großen Theil des bisher nur von wilden Indianerstämmen bewohnten unermeßlichen Landes. Die Jesuiten fanden bald, daß es reich an Schätzen jeder Art sei und richteten dort ihre Missionen ein†), mit welchen sie mannigfaltige Handelsgeschäfte zu verbinden wußten. Bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes, welches die Portugiesen durch Negersklaven bebauen ließen, gewann die Kolonie allmälig eine gewisse Bedeutung. Während des Krieges, welchen die Holländer mit Spanien und dem damals dazu gehörigen Portugal führten, eroberten sie (1624) die Stadt Bahia und (bis 1630) die ganze Landschaft dieses Namens nebst Pernambuco. Der niederländische Statthalter, Prinz Moritz von Nassau, unterwarf allmälig die an der Küste gelegene Hälfte der vierzehn Provinzen, aus welchen damals Brasilien bestand. Als sich später Portugal von Spanien losriß (1540), verblieb die Republik in dem Besitze des Landes und der König von Portugal erkannte dieselbe sogar (1645) ausdrücklich an, als er mit ihr einen zehnjährigen Waffenstillstand schloß. Doch die portugiesischen Grundbesitzer zogen die Herrschaft ihres Königs derjenigen der Niederlande vor. Sie zettelten einen Aufstand an, welcher heimlich von Cromwel unterstützt wurde und trieben, unter Anführung eines Abenteurers, Namens Cavalcante, die Holländer zum Lande hinaus. Im Jahre 1661 verzichteten diese gegen eine Summe

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 92. †) S. eben § 26. S. 202 f.

von 350,000 Pfund Sterling förmlich zu Gunſten der Krone Portugal auf Braſilien. Damals war der ganze Reichthum des Landes noch nicht erkannt. Sonſt würden die Holländer es ſchwerlich ſo leichten Kaufes wieder aufgegeben haben.

Hätten die Niederländer in Braſilien das Banner der Freiheit entfaltet, ſo wäre es den portugieſiſchen Grundherren nicht möglich geweſen, ſie zu verdrängen. Doch ſo tapfer ſie im eignen Lande für die Freiheit kämpften, für die Kolonien hatten ſie ſo wenig, als die übrigen ſeefahrenden Völker ihrer Zeit, Mitgefühl und Gerechtigkeit. Sie waren unüberwindlich ſo lange ſie für Freiheit kämpften. Sie verdienten nicht zu ſiegen, wo ihr Ziel nur Vermehrung ihrer Macht und ihrer Reichthümer war.

Zwölfter Abſchnitt.

Ueberſichtliche Bemerkungen.

§ 108. Der Fortſchritt der Menſchheit.

Die Meiſten verſtehen unter dem Fortſchritte der Menſchheit nichts anderes, als die Annäherung an die Vorurtheile, denen ſie ſelbſt huldigen, unter Rückſchritt dagegen die Entfernung von denſelben. So bezeichnete z. B. ein berühmter amerikaniſcher Geſchichtſchreiber*) die Ausbreitung des Glaubens an die Dreieinigkeit als eines der bedeutenderen Merkmale des Fortſchrittes der Menſchheit. In ähnlicher Weiſe würde ein Bramine die Ausbreitung des Glaubens an Brama, ein Mohammedaner die Vermehrung der Zahl der Moslemin einen Fortſchritt nennen. Der confeſſionelle Standpunkt iſt ſelbſt für einen Theologen immer ein ſehr niedriger; für einen Geſchichtſchreiber iſt derſelbe aber ebenſo unwiſſenſchaftlich als unvernünftig. Nicht ein Glaubensſatz irgend einer Kirche bildet den richtigen Maßſtab für den menſchlichen Fortſchritt. Selbſt der geſammte Glaube, das ganze Religionsſyſtem eines Volkes, bietet uns nur eine Seite ſeines Lebens und inſofern nur einen ſehr einſeitigen Prüfſtein ſeiner Entwickelung. Die Thaten einer Nation bezeichnen allein mit Sicherheit den Weg, den ſie geſchritten iſt. Wenn wir die Thaten der Völker des ſechszehnten Jahrhunderts und der erſten Hälfte des ſiebenzehnten mit den Leiſtungen früherer Zeiten vergleichen, ſo iſt der Fortſchritt auf allen Gebieten menſchlicher Wirkſamkeit, auf dem Felde der Kirche, des Staats und der Geſellſchaft, der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Gewerbe unverkennbar.

Die Fortſchritte der Menſchheit im Laufe dieſes Zeitabſchnitts traten nicht zu Tage in den Gezänken der Geiſtlichen über Glaubensſätze, in dem Streite über die Abendmahllehre, über Transſubſtantiation und die Taufe, ſondern in der wenigſtens theilweiſen Zertrümmerung des Joches, welches die Päpſte der geſammten abendländiſchen Chriſtenheit auferlegt hatten, in der Sprengung der Ketten, in welche die ſpaniſchen Könige die Niederländer und die Stuarte die Engländer geſchlagen hatten. Die Fortſchritte, welche die Menſchheit auf allen Gebieten des Lebens machte, waren die nothwendigen Folgen jener

*) Bancroft in ſeiner beim Stiftungsfeſte der geſchichtlichen Geſellſchaft am 20. November 1854 gehaltenen Rede.

mächtigen Thaten. Die Menſchheit würde einen Rückſchritt gemacht haben, wenn in dieſen, anderthalb Jahrhunderte ausfüllenden Kämpfen die Sache der Freiheit erlegen wäre. In demſelben Maße als die Freiheit ſiegte, ſchritt die Menſchheit vorwärts.

Selten bleibt eine in edler Begeiſterung begonnene Volksbewegung lange Zeit frei von fremdartigen und ſtörenden Beimiſchungen. Wie die deutſche Reformation, ſo wich auch die niederländiſche und die engliſche Revolution bald ſchon von ihrer urſprünglichen Richtung ab. Darum wirkten beide doch erfriſchend und ſtärkend auf den Entwickelungsgang der Menſchheit ein.

Ein Volk ſchreitet voran, wenn der Beweggrund ſeiner Thaten reiner und edler, wenn das Ziel, nach welchem es ſtrebt, klarer erkannt und mit größerm Nachdruck verfolgt wird. Die ſittliche Kraft einer Nation, ihr Erkenntnißvermögen und ihre Entſchloſſenheit ſind bedeutendere Elemente ihres geiſtigen Lebens, als ihr Glauben.

Die Zeit wird kommen, und iſt für die Gebildeten bereits erſchienen, da die Streitigkeiten über Dreieinigkeit, Gnadenwahl, Vorausbeſtimmung und alle ähnlichen in dieſelbe Reihe wird geſtellt werden, wie diejenigen über den Stein der Weiſen und den Trank der Unſterblichkeit. So wenig durch irgend einen Stein die Weisheit und irgend einen Trank ewiges Leben, ganz ebenſo wenig kann der Menſch durch irgend einen Glaubensſatz ſeine Schickſale jenſeits dieſes Erdenlebens ſicher ſtellen. Die Welt und mit ihr der einzelne Menſch ſteht unter ewigen Geſetzen, ob er ſie glaubt oder nicht. Dieſe wirken, ob er ſie erkennt oder verkennt, nur mit dem Unterſchiede, daß wer ſie beachtet, im Stande iſt, ſich viel Unheil zu erſparen, in welches derjenige, der ſie verachtet, kopfüber ſtürzt.

Die Geſchichte ſchwingt ſich nur inſofern zur Wiſſenſchaft auf, als ſie die allgemeinen Geſetze der Natur zu ihrer Grundlage hat. Sie bildet genau genommen einen Theil der Naturwiſſenſchaft und hat zur Aufgabe, die Entwickelung der Menſchen-Natur darzuſtellen, ſei es im Ganzen (Weltgeſchichte), oder im Hinblicke auf einzelne Familien der Menſchheit (National-Geſchichte), oder auf einzelne Individuen (Lebensbeſchreibungen). Diejenige Mittheilung von Thatſachen der Vergangenheit, welche keine Rückſicht nimmt auf deren Zuſammenhang mit den Geſetzen der Natur, mag ganz guten Stoff für die Geſchichtſchreibung liefern, Geſchichte im eigentlichen Sinne, Wiſſenſchaft enthält ſie nicht.

Der natürliche Entwickelungsgang der einzelnen Menſchen und der Nationen beſteht darin, daß ſie ihre ſittliche Kraft und ihr Denkvermögen ſtärken und die thieriſchen Triebe mehr und mehr beherrſchen. Der Untergang der Völker, wie der Individuen wird vorbereitet durch die Abnahme ihrer ſittlichen Kraft und ihres Denkvermögens und durch das übertriebene Wachsthum ihrer niederen Gefühle.

Harmonie im Innern der Menſchen und der Staaten findet ſich nur dann, wenn ſie unter der Herrſchaft der ſittlichen Gefühle und des Denkvermögens ſtehen. Die thieriſchen Triebe ſind alle ſelbſtſüchtig, die ſittlichen Gefühle bedingen die Aufopferungsfähigkeit. Das Denkvermögen zeigt uns das Ziel, nach welchem wir ſtreben, und die Mittel, deren wir uns bedienen ſollen.

Nur die ſittlichen Gefühle und das Denkvermögen befähigen uns, der *Menſchheit* zu dienen. Wer ihr nicht dient, macht ſich zum Knechte *einzelner Menſchen*, ſeien es Könige, welche ſich von Gottes Gnaden nennen, oder Prieſter, welche behaupten, Gottes Diener zu ſein. Der ſogenannte Gottesdienſt beſteht in *Ceremonien*, der Dienſt der Menſchheit in *edelen Thaten*. Der Fürſten- und Prieſterdienſt wird mit Geld und Ehren bezahlt. Der Dienſt der Menſchheit, ſo lange dieſe auf niederer Stufe ſteht, mit Schimpf und Schande, Armuth und Noth. Der Ruhm und die Denkmäler kommen dann erſt den Enkeln zu ſtatten. Nur da, wo das Volk eine höhere Stufe der Entwickelung erklommen hat, erkennt und würdigt es ſeine Wohlthäter.

Das Streben der Gläubigen, ſtatt der unmittelbaren und handgreiflichen Urſachen der Erſcheinungen des Lebens mittelbare und wunderbare aufzufinden, ſetzt ſie in die Unmöglichkeit, Fehler abzuſtellen und Irrthümer zu entfernen, welche das Mißlingen ihrer Unternehmungen herbeiführten. Der Glaube kann zwar, den Umſtänden nach, denjenigen, welcher ihn hat, begeiſtern, allein er ändert den wirklichen Stand der Dinge nicht ab. Wenn er daher mit dieſem im Widerſpruch ſteht, ſo führt er zum Verderben trotz aller Kraft, die er beſitzen mag, und hat dann eine weit größere Entmuthigung und Unſicherheit zur Folge, als die klare Erkenntniß eines begangenen Irrthums. Das Wechſelverhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung lernen wir nicht durch den Glauben, ſondern durch Erfahrung und Wiſſenſchaft kennen. Ein falſcher, d. h. ein der Erfahrung und Wiſſenſchaft widerſtrebender Glaube, iſt einem Irrlichte zu vergleichen, das früher oder ſpäter in einem Sumpfe untergeht. Wer der Erfahrung und der Wiſſenſchaft folgt, hat ſichere Wegweiſer, die ſeinen Muth ſtählen und ihm Vertrauen einflößen. Der Glaube iſt nur in denjenigen Gebieten unſchädlich, welche die Wiſſenſchaft noch nicht erleuchtet hat.

Die Aufgabe des einzelnen Menſchen und der Nationen iſt es, ihre ſämmtlichen Kräfte harmoniſch zu entwickeln. Jede hat ihre Bedeutung und ihren Werth. Keine kann erſtickt werden, ohne daß der ganze Menſch, das ganze Volk darunter leidet. Allein nur zu häufig wird dieſe Grundregel des Daſeins verkannt. Die einen, wie z. B. die katholiſchen Geiſtlichen und die Mönche ſollen ihre Triebe im Keime ertödten, die anderen ſuchen ihr Seelenleben zu betäuben, ſei es durch geiſtige Getränke oder geiſtliche Hülfsmittel. Der Trunkenbold, welcher durch den Genuß von Branntwein ſein Gewiſſen oder die Stimme ſeines Verſtandes zum Schweigen bringt, ſteht auf gleicher Stufe mit dem Gläubigen, welcher denſelben Zweck durch Roſenkranz, Beichte und andere geiſtliche Quackſalbereien erdrückt; der Menſch, welcher durch geiſtige Getränke ſich Muth machen will, auf gleicher Stufe mit jenem; der dieſen Zweck durch Ablaß, die Hoffnung auf ewige Himmelsfreuden und ähnliche Hirngeſpinnſte zu erreichen ſucht.

Die Religion hat bisher faſt immer nur entweder zur Betäubung oder Fanatiſirung der Völker beigetragen. Wann wird ſie der natürlichen Entwickelung der menſchlichen Kräfte durch menſchliche und auf dieſe Erde berechnete Beſtrebungen Platz machen? Erſt dann, wenn die Wiſſenſchaft an die Stelle des Glaubens, die Erde an die Stelle des Himmels und der Hölle und die Sittlichkeit an die Stelle pfäffiſcher Satzungen getreten ſein werden.

In keinem Abſchnitte der Geſchichte übte das, was man Religion nannte, einen ſo mächtigen Einfluß auf die Entwicklung der Völker, als in dieſem. Unter Religion verſtand man praktiſch nicht den Glauben der Menſchen über ſein Verhältniß zu einer höheren Weltordnung, ſondern den Glauben, auf welchem die Anmaßungen, der Beſitzſtand und die Leidenſchaften der Prieſter ruhten.

Der Glaube, den der Menſch über eine andere Welt hegt, kann nur Vorwand, niemals wirklicher Grund zu Parteiungen ſein. Denn die andere Welt berührt die Leidenſchaften der Menſchen nicht. Sie nimmt uns nichts und giebt uns nichts, weder von Hab und Gut, noch von Ehre und Gewalt. Aber die Prieſter, deren Beſitzſtand, Ehren und Würden von dem Glauben der Menſchen abhängig ſind, die Könige, welche mit den Prieſtern im Bunde ſtehen und ihre Gerechtſame nur mit Hülfe dieſer Verbündeten behaupten zu können vermeinen, haben zu allen Zeiten die Götter vorgeſchoben, wo ſie ſelbſt nur nach irdiſchen Gütern ſtrebten. Hätten die Päpſte nicht befürchtet, durch die Anſichten der Proteſtanten in ihren Einnahmen und in ihren Machtbefugniſſen beſchränkt zu werden, ſo hätten ſie nimmermehr einen Krieg auf Tod und Leben gegen ſie begonnen. So lange die Menſchen in ſogenannte Religionsparteien zerfallen, ſind ſie Knechte der Prieſter. Denn

die Religion ist erhaben über Parteiungen. Wer Religion besitzt, gehört keiner Religions*partei* an. Wer einer Religions*partei* angehört, mag Fanatiker, Heuchler oder Dummkopf sein, Religion im höheren Sinne des Wortes hat er nicht. Die Religion würde ihn über das Parteiwesen emporgehoben haben. Wer einer *Partei* angehört, sie trage welchen Namen sie wolle, steht auf irdischem, und nicht auf himmlischem Boden.

Ich mache Niemanden einen Vorwurf daraus, im Gegentheile ich verlange von jedem thatkräftigen Menschen, daß er an den Parteikämpfen seiner Zeit Antheil nehme. Allein es empört mich zu sehen, daß die Tyrannen und deren Knechte ihre irdischen Leidenschaften in das Gewand überirdischer Bestrebungen hüllen. Fluch über die Heuchler! Kampf auf Tod und Leben mit den gefährlichsten Feinden der Freiheit und des Rechts, welche unter dem Aushängeschilde des Himmels die Erde zur Hölle, der einzigen, die Wirklichkeit hat, machen.

Die Protestanten wären nie zu einer Partei geworden, hätte man sie ruhig gewähren lassen. Sie wurden Parteigenossen erst, als man sie an ihrem Leben, ihrer Freiheit und ihrer Habe angriff.

Was man bisher Religion genannt und öffentlich betrieben hat, war in der Hauptsache nur ein Mittel, sich selbst oder die Menschheit zu täuschen. Rechtliche, gewissenhafte und liebevolle Gemüther irrten sich, wenn sie der Religion zuschrieben, was in das Gebiet der Sittlichkeit einschlug. Gewaltthätige, gewissenlose und rachsüchtige Menschen dagegen versteckten ihre gehässigen Leidenschaften unter dem Mantel des Glaubens, was ihnen nur zu häufig gelang. Wenn die ganze Erde von erhabenen und hochherzigen Menschen bewohnt wäre, könnte man diesen ihre religiösen Liebhabereien auch insofern sie auf Irrthum beruhen, zu gute halten. Allein da die starke Hälfte der Menschen sehr lasterhaft und tugendlos ist, so thut es noth, jenen großen Mantel, mit welchem die furchtbarsten Verbrechen der Weltgeschichte zugedeckt wurden, vollständig zu zerreißen, damit die Wahrheit klar zu Tage komme. Indem die Kämpfe der Reformation dazu die kräftigste Anregung gaben, leisteten sie der Welt einen großen Dienst.

Wenn die Menschen vernünftig wären, so würden sie im Bewußtsein, daß die Erde hinreichende Gegenstände des Streites bietet, sich mit diesen begnügen, und nicht nach überirdischen greifen. Allein es giebt zwar sehr viele gläubige, heuchlerische und herrschsüchtige, aber sehr wenige vernünftige Menschen. Je gläubiger, heuchlerischer, herrschsüchtiger und habgieriger ein Mensch ist, desto eifriger bedient er sich des Himmels zur Rechtfertigung seiner Lieblingsneigungen. Diejenigen, welchen es nur um überirdische Güter zu thun war, haben sich niemals um dieselben gestritten, außer etwa zur Selbstvertheidigung. Allein trotz aller Redensarten der Pfaffen behauptet diese Erde ihre Rechte. Zu allen Zeiten verhüllten sich unter dem Schleier der Religion die gehässigsten Leidenschaften, welche nackt nur Widerwillen und Abscheu erregt hätten. Doch die überirdische Form täuschte die Dummköpfe, fanatisirte die Schwärmer und diente daher den Betheiligten so trefflich, daß sie sich ihrer ungestraft bedienen konnten, bis die Macht der Gewohnheit sie bekräftigt hatte und heilig genannt wurde, was nichts weiter als schlau erfunden war.

Diejenigen Formen des Christenthums, welche bis auf unsere Tage bestehen, sind alle durch die Gewalt, sei es durch blutige Kriege, oder nicht minder blutige gerichtliche und politische Verfolgungen eingeführt oder festgehalten worden. Den Völkern wurde höchstens die Wahl zwischen einer oder der anderen Form, und auch diese oft nicht gelassen. Es ist daher augenscheinlich, daß sämmtliche Formen des Christenthums, da sie nicht der Ausdruck der Ueberzeugung der Nationen, sondern die Folgen der gegen sie verübten Ge-

Digitized by Google

waltthaten ſind, denſelben Charakter haben, wie andere durch die Despoten der Erde gegründete oder doch aufrecht erhaltene Anſtalten.

Die Amerikaner haben, ohne zu prüfen, die in Europa üblichen Formen des Chriſtenthums angenommen. Spanier und Portugieſen haben ſie ihren Kolonien mit derſelben Grauſamkeit, wie den Bewohnern des Mutterlandes aufgedrungen. Die engliſchen, franzöſiſchen, holländiſchen und anderen Pflanzer hatten zwar etwas mehr Freiheit, als die ſpaniſchen und portugieſiſchen. Doch beſaßen ſie nicht ſchöpferiſche Kraft und Selbſtſtändigkeit des Urtheils genug, um dem minder gewaltthätigen, doch in der Wirkung faſt eben ſo ſtarken Druck, welcher von ihren Mutterländern ausging, widerſtehen zu können.

Man wende nicht ein, daß die Despoten nur durch die von ihnen beherrſchten Völker Macht erhielten, ohne deren Mitwirkung daher keine Religion hätten feſtſtellen können. Denn es iſt ein Unterſchied zwiſchen Mitwirkung und freiem Willen. Dieſe Mitwirkung wurde in Oeſterreich von einer beſſer organiſirten Minderzahl gegen eine ſchlechter organiſirte Mehrzahl, in Frankreich von der verrätheriſchen und gewaltthätigen Hälfte gegen die geduldige und vertrauende andere Hälfte, in Italien, Spanien und Portugal von der Mehrheit gegen die Minderheit erzwungen. Sie war weder in England, Polen, noch in Belgien freiwillig, ſondern theils die Folge äußeren Zwanges, theils die Folge alter Gewohnheit und der Macht der Verhältniſſe.

Freie Völker hatten ſich allerdings keine derartige Gewalt anthun laſſen. Allein zur Stunde giebt es weder in Europa, noch auch in Amerika, im höheren Sinne des Wortes, ein freies Volk. Einzelne freie Menſchen leben wohl dieſſeits und jenſeits des Oceans; ſie ſind in Europa zahlreicher, als in Amerika. Allein auf den Standpunkt freier Forſchung hat ſich noch keine Nation hinaufgeſchwungen. Kaum ſind einige wenige Völker dahin gekommen, ſie als einen Uebelſtand zu dulden.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat der Aberglaube abgenommen, aber nicht in gleichem Maße haben Vernunft und Wiſſenſchaft, geſunder Menſchenverſtand und richtiges Gefühl an Kraft gewonnen. Wohl die Hälfte des Zuwachſes fiel der Heuchelei zu, welche in unſeren Tagen iſt, was vor zwei Jahrhunderten der Aberglauben war: das ſicherſte Mittel der Tyrannen, ihre Völker zu entnerven und zu knechten. Unſere gebildetſten Zeitgenoſſen ſind daher nicht mehr jene Dummköpfe, welche bereit ſind, jeden ihnen von ihren Pfaffen gebotenen Fetiſch anzubeten, ſondern die Heuchler, welche eine Religion bekennen, die ſie nicht glauben, und äußerlich Ceremonien mitmachen, über welche ſie innerlich lachen, jene ehrgeizigen und habgierigen Menſchen, deren Gott ein Geldſack, und deren Heilige fette Aemter ſind.

Zu dieſem Umſchwunge gab die Reformation den kräftigſten Anſtoß. Die Geiſtlichen beider Glaubensbekenntniſſe deckten gegenſeitig die Schwächen des andern auf. Im Namen der Religion wurden die furchtbarſten Schandthaten verübt und dadurch allen denkenden Menſchen bewieſen, daß ſie nur Vorwand, nicht Grund der Beſtrebungen der meiſten Machthaber war.

Jene Leidenſchaften, welche ſich in das Gewand der Religion hüllten, bildeten aber unſtreitig das bewegende Element dieſes Zeitabſchnittes. Die Prieſter theilten ſich in zwei Lager und ihnen folgten die Könige und die Völker.

Der kleinere Unſinn ſtritt gegen den größeren Unſinn, die minder gehäſſige Tyrannei gegen die gehäſſigere. Aus dieſem Kampfe gingen richtigere Anſchauungen und freiere Strebungen auf allen Gebieten des Lebens hervor.

Das Reformations-Zeitalter beſtimmte den Charakter und die Schickſale der Nationen Europa's auf Jahrhunderte hinaus. Spanien, Portugal und Italien verfielen dem vereinigten weltlichen und geiſtlichen Despotismus katholiſcher Herrſcher. Doch die

Niederlande rissen sich von dem spanischen Despoten los und gründeten einen blühenden Freistaat. England schwächte die Macht des Königthums, allein es ließ diejenige der Aristokratie und des neubegründeten protestantischen Pfaffenthums ungeschmälert. So schlimm diese beiden Geisseln der Menschheit auch waren und noch immer sind, vermochten sie doch die Kraft, den Bildungsdrang und den Freiheitsmuth des Volkes nicht zu brechen. Die Heuchelei blieb auch nach der Revolution des siebenzehnten Jahrhunderts groß unter dem englischen Volke, weit größer, als sein Aberglauben. Allein da der freieren Richtung die Möglichkeit blieb, auch ihre Früchte zu entfalten, so wurden die Pfaffen nicht Alleinherrscher auf dem Gebiete des Geistes. Je größer der Sieg des brittischen Volkes auf dem Felde allgemein menschlicher Bildung und politischer Freiheit war, desto abstoßender und widriger gestaltete sich mehr und mehr das kirchliche Wesen desselben. Wenn Spanier und Italiener unter dem furchtbaren Joche, das auf ihnen lastete den Auto's-da-fe beiwohnten und den Rosenkranz ableierten, so war dieses allerdings ein empörendes oder Ekel erregendes Schauspiel. Allein sie machten keinen Anspruch auf Freiheit. Jedermann wußte, sie seien die Knechte ihrer geistlichen und weltlichen Despoten. Doch die Britten thaten sich auf ihre Freiheit und ihre Bildung etwas zu gute. Um so widriger war das religiöse Geheul und Geplärre ihrer Pfaffen und das biblische Kauderwelsch, in welchem sich die Meisten gefielen. Auf Achtung hat nur der Glaube Anspruch, welcher sich in edelen Werken, aber doch in Selbstbeherrschung, in der Zügelung wilder Leidenschaften kund thut. Daß ein solcher Glaube dem brittischen Volke nicht eigen war, beweist die Geschichte seiner Revolution, welche, nachdem sie das Joch eines Despoten gebrochen hatte, einen anderen, wenn auch schlauern und kräftigeren, an dessen Stelle setzte. Bis auf unsere Tage macht sich der Einfluß geltend, welchen die Pfaffen der Revolution im siebenzehnten Jahrhundert über die Massen des Volkes gewannen. Die Könige und Bischöfe wurden später wieder hergestellt. Die Redensarten der Puritaner und ihre Grimassen konnten diesen Umschwung der Dinge nicht verhindern. Doch die Ideen, welche in den ersten Zeiten der Revolution unter die Massen des Volkes geschleudert worden waren, blieben Gesammteigenthum der Nation, und das große Beispiel, welches die siegreiche Partei allen Völkern der Erde gab, indem sie das Haupt eines Despoten auf dem Schaffot vom Rumpfe trennte, trieb Jakob II. zur Flucht und befreite dadurch ohne Blutvergießen Brittannien für immer von dem Geschlechte der Stuart. Es schreckte Ludwig XVI., ohne ihn zu bessern und wird die bevorstehende allgemeine europäische Revolution in unseren Tagen noch erleichtern. Nur die ewigen Ideen der Freiheit und des Rechtes können der Menschheit den Sieg nutzbar machen.

Die deutsche Nation, von welcher die ganze Reformationsbewegung ausgegangen war, erschöpfte sich durch deren blutige Kriege dermaßen, daß sie auf ein Jahrhundert hinaus ihre ganze Spannkraft verlor. Doch hat sie auf dem Felde religiöser Forschung den ersten Rang, den sie mit so großen Opfern bezahlte, behauptet. Seit den Tagen, da Luther seine Sätze anschlug, hat sie der Menschheit auf religiösem Gebiete das Banner vorangetragen.

Der Fortschritt der Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnitts bekundete sich dadurch, daß in einem ganzen Theile der Erde das Joch des Papstthums und daß diejenige weltliche Macht, welche dessen festeste Stütze war, Spanien, trotz der Kolonien, die sie pflanzte, gebrochen wurde. Gegen das Ende dieses Zeitabschnitts waren zwei Republiken zu denjenigen hinzugetreten, welche seit Jahrhunderten in den Alpenthälern bestand. Wenn auch auf die Dauer England sich nicht als freier Staat behaupten konnte, so war es doch schon ein Gewinn für die Menschheit, daß es den Versuch machte, sich zur Republik umzugestalten.

Digitized by Google

Am anschaulichsten wird uns der Fortschritt der Zeit, indem wir die hervorragenden Geister, welche das sechszehnte und die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hervorvorbrachten, in's Auge fassen. Keine frühere Zeit erzeugte Geistliche von so hohem Werthe wie Luther, Thomas Münzer, Calvin, Schriftsteller wie Ulrich von Hutten, Shakespeare, Bacon, Fürsten wie Wilhelm von Oranien, Elisabeth von England, Gustav Adolph von Schweden und überhaupt eine so großartige geistige Bewegung. Auf Jahrhunderte hinaus wurde die Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnittes durch Ideen bereichert, welche zum großen Theile bis auf den heutigen Tag noch nicht verwirklicht wurden.

Zu allen Zeiten erhielt das Leben seinen höheren Werth und seine ernstere Bedeutung nicht durch die Alltagsmenschen, welche das Mühlrad der täglichen Bedürfnisse drehten, sondern durch die Originalmenschen, welche neue Bahnen brachen. Die Leute, welche gleich ihren Ahnen zur Kirche gingen, und in den Krieg zogen, Handel und Gewerbe trieben und dabei gute Geschäfte machten, waren zwar immer geneigt sich für sehr wichtig zu halten. Allein die Geschichte erwähnt ihrer nicht. Für die Menschheit sind sie Nullen, obgleich sie oft mit großem Stolze auf die mit Glücksgütern der Erde weniger versehenen großen Geister herabsehen. Nur diesen Letzteren weist die Nachwelt einen ehrenvollen Platz an.

An solchen bahnbrechenden Menschen war dieser Zeitabschnitt, im Vergleich mit den vorhergehenden anderthalb Jahrtausenden ungewöhnlich reich. Die einhundert ein und dreißig Jahre (von 1517 bis 1648) boten uns daher einen reichern Stoff als die zweihundert und sechs und zwanzig Jahre, welche unmittelbar, und die achthundert Jahre, welche mittelbar vorhergingen.

Nicht die mächtigen Kaiser und Könige, wie Karl V., Franz I. und Philipp II., wie Ferdinand II. und III., sondern die selbstständigen Menschen, welche ihre eigenen Bahnen gingen, und ihre Zeitgenossen mit sich fortrissen, gaben dieser, wie jeder anderen Periode der Geschichte ihren Charakter. Die Tyrannen, welche sich bemühten, den Fortschritt der Zeit zu hemmen, mehr allen ihren Dienern, Knechten und Unterthanen, auf welchen ihre Macht beruhte, wirkten nur als Bleigewichte, welche den Flügelschlag der freien Geister hemmten, ohne ihn brechen zu können.

Trotz allen Ketten, welche die Despoten Europa's ihren Völkern anlegten, schritt die Menschheit voran.

Der Krieg, welcher früher nur mit wildem Muthe geführt worden war, fing an wissenschaftlich behandelt zu werden. Alle gesellschaftlichen Beziehungen des Lebens wurden gehoben. Das Uebergewicht, welches bis dahin der Grundbesitz des Adels und der Geistlichkeit gehabt hatte, verminderte sich in Folge des großartigen Aufschwungs des Handels, der Gewerbe und der Kolonien. Die Wissenschaften traten in einen neuen Zeitabschnitt ein, nachdem das päpstliche Joch, welches auch sie niedergehalten hatte, gebrochen war. Die Presse gewann eine immer zunehmende Bedeutung, welche die päpstlichen und königlichen Censurgesetze nicht zu ertödten vermochten.

Der Kreis der Ideenwelt erweiterte sich, wie derjenige des Handels und der Schifffahrt. Die mannigfaltigen Gegensätze zwischen alter und neuer Kirche, alter und neuer Welt, alten und neuen Staatsformen regte nicht blos auf dem Felde der Schlacht, sondern auch auf geistigem Gebiete zu großartigen Kämpfen an, welche den Menschen reichen Stoff zur Uebung ihrer Kräfte boten.

Die Einförmigkeit des mittelalterlichen Lebens machte einer Mannigfaltigkeit Platz, wie die Weltgeschichte sie früher nie aufzuweisen hatte. Magellan und Drake umschifften die Erde. Die fernen Völker des Ostens und Westens: Amerikaner und Chinesen, Indier und Feuerländer tauchten aus dem Dunkel einer trüben Vergangenheit auf. Die Zeit

ſtumpfen Brütens und ſtiller Klage über traurige Verhältniſſe wurde überwunden. Die Völker machten ihre Rechte geltend gegen die übermüthigen Päpſte und gegen trotzige Könige und ſiegten aller Orten, wo ſie das Banner der Freiheit mit Kraft und Nachdruck entfalteten. Ein friſcher Hauch des Lebens wehte durch ganz Europa, von den neu entdeckten Ländern Aſiens und Amerika's herüber und hinüber, und wenn er auch oft zum wüthenden Orkane wurde, war er doch weit erfriſchender, als die früher herrſchende Windſtille.

Die Machthaber lernten zittern vor ihren Völkern und empfingen ſo den erſten und wichtigſten Unterricht, den einzigen, der auf Despoten wirkt, in den Pflichten der Herrſchaft.

Sobald irgend eine Form, ſei es im Staate, oder in der Kirche, in Wiſſenſchaft oder Kunſt ihre Vollendung erreicht hat, ſinkt nicht bloß ſie, ſondern auch diejenige Welt der Gefühle, der ſie Ausdruck gab, gerade ſo wie der Berg, wenn wir deſſen Spitze auf der einen Seite erreicht haben, auf der anderen Seite ſich neigt.

Die Formen der römiſchen Hierarchie und der italieniſchen Dichtkunſt erreichten um dieſelbe Zeit, in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts ihren Höhepunkt und mußten folgeweiſe unaufhaltſam, wenn auch nicht in gerader, ſondern vielmehr in wellenförmiger Linie abnehmen.

Der Entwickelungsgang der Völker iſt gewöhnlich nichts anderes, als der Kampf der natürlichen Kraft gegen die künſtlich organiſirte Gewalt. Die oberſte aller Künſte iſt, was im gewöhnlichen Leben Staatskunſt genannt wird, mit beſſerm Rechte aber den Namen Herrſcherkunſt verdient, weil ſie nicht blos den Staat, ſondern auch die Kirche, die Geſellſchaft, Wiſſenſchaften und alle anderen menſchlichen Beſtrebungen umfaßt.

Der Sieg, den die Menſchheit auf den Gebieten der Wiſſenſchaften und der Künſte, des Handels, der Gewerbe und des Ackerbau's errang, war größer, als derjenige, welcher ihr auf dem Felde des Staates und der Kirche zu Theil wurde.

Die Herrſcherkunſt der Päpſte fand ſiegreiche Gegner in der ſittlichen Kraft der Reformatoren, die Staatskunſt der ſpaniſchen Philippe und des engliſchen Karl's in dem ſtarken Muthe der Waſſergeuſen, und in der Begeiſterung der Puritaner und Independenten.

Während des finſtern Mittelalters nahmen Staat und Kirche eine ſo gebietende Stellung ein, daß ſie faſt ausſchließlich den Entwickelungsgang auf allen übrigen Gebieten menſchlichen Strebens beherrſchten. Die Umgeſtaltungen, welche im Laufe dieſes Zeitabſchnittes ſtatt fanden, ergaben ſich faſt alle entweder im Kampfe mit oder doch unabhängig von den herrſchenden Gewalten.

§ 109. Das Kriegswesen.

Diejenige von allen Künſten, welche der Herrſcherkunſt am nächſten ſteht, iſt die Kriegskunſt. Wir beginnen daher die Reihe unſerer überſichtlichen Bemerkungen, welche den Entwickelungsgang der Menſchheit anſchaulich machen ſollen, am beſten mit ihr.

Der Krieg gab am Ende den Ausſchlag zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus, zwiſchen der Revolution und dem beſtehenden Despotismus, zwiſchen Fortſchritt und Rückſchritt.

Während in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters Lehnsheere neben Söldnerſchaaren gedient hatten, kamen im Laufe dieſes Zeitabſchnittes die erſteren mehr und mehr ab. An deren Stelle traten ſtehende Heere, welche übrigens immer noch durch Söldnertruppen verſtärkt wurden. In dem Kriege welchen die Spanier gegen die Eingeborenen Amerika's führten, entwickelte ſich eine dritte Art der Organiſation. Die Abenteurer, welche ſich zuſammen fanden, um die unglücklichen Bewohner der neuen Welt zu

berauben und zu unterjochen, erhielten keinen Sold. Sie verlangten aber ihren Antheil an der Beute. Sie bildeten ſich zu Schaaren, welche nach Geſellſchaftsrecht verfuhren und kamen dadurch den Räuberhaufen nicht nur im Weſen, ſondern auch in der Form ſehr nahe.

Die Kämpfe in der neuen und in der alten Welt erhielten meiſtentheils durch den religiöſen Fanatismus, der ſich in ſie miſchte, einen ungewöhnlich bittern Charakter. Die Krieger haßten ſich nicht bloß gegenſeitig als Feinde, ſondern verabſcheuten ſich auch als Genoſſen verſchiedener Glaubensparteien. Die Chriſten, hauptſächlich die Katholiken, doch auch die Proteſtanten behandelten die heidniſchen Bewohner der neuentdeckten Länder des Oſtens und Weſtens als rechtloſe Menſchen, und ihr Land als herrenloſes Gut.

Von Jahrzehent zu Jahrzehent nahm das Pulver im Kriege an Bedeutung zu und die ſchwer bewaffnete Reiterei an Wichtigkeit ab. Das ſpaniſche Fußvolk behauptete lange Zeit den Ruhm der beſten Soldaten der Erde. Doch gelang es ihm nicht, die Niederländer zu beſiegen. Am Ende behauptete die Freiheitsliebe das Feld gegen die kriegeriſche Uebung ſowohl in den Niederlanden im Kampfe mit den Spaniern, als in England im Streite mit den Cavalieren.

Die großen Schulen des Krieges waren im Laufe dieſes Zeitabſchnittes die Kämpfe zwiſchen Karl V. und Franz I., der niederländiſche Freiheitskampf und der dreißigjährige Krieg.

Die Belagerungs- und Befeſtigungskunſt machte große Fortſchritte. Auf ſpaniſcher Seite thaten ſich die Herzöge von Parma und Spinola, auf niederländiſcher der Prinz Moritz von Oranien beſonders hervor. Der größte Feldherr dieſes Zeitabſchnitts war unſtreitig Guſtav Adolph von Schweden. Weniger begünſtigt durch die äußeren Verhältniſſe, an Talent aber ſehr nahe ſtanden ihm Ernſt von Mansfeld und Bernhard von Sachſen-Weimar. Wallenſtein und Tilly waren die großen Kriegsmeiſter der katholiſchen Partei im dreißigjährigen Kriege. Sie führten aber den Krieg ſehr ſchleppend, bezogen gewöhnlich bei Zeiten Winterquartiere, und rückten erſt im Frühjahre wieder in's Feld. Torſtenſon kämpfte mit weit größerm Nachdruck. Ihn hemmte weder Eis noch Schnee. Der einzige große Feldherr, welchen England in dieſem Zeitabſchnitte hervorbrachte, war Cromwel.

Im Verhältniſſe zu den Maſſen, welche in der neueren Zeit mit einander fochten und des Schauplatzes, auf welchem der Kampf ſtattfand, waren aber alle Kriege dieſes Zeitabſchnittes klein zu nennen.

Der Landkrieg gab den Ausſchlag. Zur See fanden faſt immer nur Raubzüge ſtatt. Die ſogenannte unüberwindliche Flotte Philipp's II. führte nur zu einer entſcheidenden Niederlage. Die zweite Seeſchlacht von großer Bedeutung war diejenige von Lepanto. Sie hatte aber keine erheblichen Folgen, während die Vernichtung der ſpaniſchen Armada die Pläne Philipp's II. gegen England auf immer beſeitigte.

Das Reformationszeitalter machte auf allen Gebieten, und ſo auch auf demjenigen des Krieges den erſten Schritt zum Uebergange von dem veralteten Unſinn zu der beginnenden Herrſchaft der Vernunft, vom alten Kaſten- und Stände-Weſen zu der uns bevorſtehenden Freiheit und Gleichheit. Im Allgemeinen näherten ſich die Heere der allgemeinen Volksbewaffnung an. Gerade diejenigen Truppen, welche den größten kriegeriſchen Ruhm ernteten, die niederländiſchen Waſſergeuſen, die Schweden und Finnen Guſtav Adolph's, die Kerntruppen Cromwel's waren keine feilen Söldner, ſondern Krieger, welche die Ueberzeugung in den Kampf trieb, und welche daher Großes leiſteten. Die Söldner bereiteten, auch wenn ſie noch ſo tapfer im Kampfe waren, gewöhnlich nach demſelben ihren Feldherren durch Raubſucht und Habgier große Gefahren. Nicht ſelten gin-

gen die Früchte des Sieges schnell verloren, wenn der Sold nicht regelmäßig ausbezahlt wurde oder die Beutelust sich der gemietheten Truppen bemeisterte.

Doch ein kräftiges Volksheer war aller Orten, wo die Fürsten sich zu den Führern der geistigen Bewegung aufwarfen, eine Unmöglichkeit, weil sie dieselbe nicht im Sinne des Volkes, sondern zur Förderung ihrer eigennützigen Absichten leiteten. Volksheere sind unvereinbarlich mit fürstlicher Herrschaft. Sie sind nur möglich in Republiken und zwar nur in solchen, welche Freiheit und Menschenrecht höher achten, als das Gold.

§ 110. Gesellschaftliche Zustände.

Die gewaltigen Erschütterungen des sechszehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts erweckten die Völker Europa's aus ihrem langen Schlummer. Alle diejenigen Nationen, welche nach Freiheit rangen und diesem Streben untergeordnete Rücksichten aufopferten, vermehrten ihren Wohlstand. Ihr ganzes Leben, Wohnung, Kleidung und Nahrung, wurde in einer, der Gesundheit und der Annehmlichkeit mehr entsprechenden Weise eingerichtet. Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schifffahrt nahmen einen großartigen Aufschwung und zwar auf die Dauer nicht bei den Völkern, welche Amerika und Ostindien entdeckt hatten, nicht bei Spaniern und Portugiesen, sondern bei denjenigen, welche aus dem Kampfe mit kirchlicher und weltlicher Zwingherrschaft siegreich hervorgingen: bei den Niederländern, Engländern und Schweden.

Selbst die Nationen, welche sich dem Fortschritte der Zeit mit wüthendem Hasse widersetzten, konnten sich dem wohlthätigen Einflusse der Freiheit nicht gänzlich entziehen. Die Ritter mußten ihre auf hohen Bergen, gleich Adlershorsten angelegten Wohnungen verlassen und ihre Stahlkleider mit geschmeidigeren Stoffen vertauschen. Sie begnügten sich nicht mehr mit den Erzeugnissen, welche ihre leibeigenen Bauern der Erde abgewannen. Sie zogen in Städte und bewohnten minder unfreundliche Räume. Sie kleideten sich in Sammet und Seide, in feine Tücher und hörten auf, die Kriegstüchtigkeit als einzigen Maßstab an die Bedürfnisse des Lebens zu legen. Wohnung, Kleidung und Nahrung üben einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung des Körpers. Die Ritter befanden sich wohl bei dem Wechsel und noch besser die Bewohner der Städte. Selbst die Bauern gewannen dabei. In einem großen Theile Europa's schüttelten sie das Joch der Leibeigenschaft ganz oder theilweise ab, und denjenigen, welchen der Druck im eigenen Vaterlande unerträglich wurde, eröffnete sich jenseits des Oceans eine neue freiere Heimath.

Krieg und Jagd, die Lieblingsvergnügungen der Indianer, hatten auch während des ganzen Mittelalters die wesentliche Beschäftigung des europäischen Adels ausgemacht. Wenn kein Krieg war, so mußten Scheinkriege, die Tourniere, deren Stelle ersetzen. Im Laufe dieses Zeitabschnittes nahmen die Kriegsspiele mehr und mehr ab, insbesondere nachdem Heinrich II. von Frankreich im Tournier das Leben verloren hatte. Trinkgelage, welche bei den Rittern immer sehr beliebt gewesen waren, traten dann in den Vordergrund. Die Königin Elisabeth trug viel dazu bei, dem Adel Sinn für würdigere Vergnügungen, als Jagd und Trinkgelage einzuflößen.

Die überwiegend religiöse Richtung des sechszehnten Jahrhunderts zwang die Machthaber den Geistlichen viel Zeit zu opfern. Die Protestanten mußten die unerträglich langen Predigten ihrer Pfaffen anhören, die Katholiken zu Messe und Beichte gehen, und an Wallfahrten und Bittgängen Theil nehmen. In den gebildeteren Staaten Europa's gewann das Schauspiel, und gegen Ende dieses Zeitabschnittes die Oper an Bedeutung für die Unterhaltung und Anregung des Volkes. Bei den Spaniern gingen Stiergefechte und Auto's-da-fe neben ihren Schauspielen her.

Die Maſſen ahmten gewöhnlich das ihnen von den höheren Ständen gegebene Beiſpiel, ſoweit ihre Mittel und Fähigkeiten reichten, nach. Wenn der Adel jagte, ſo mußte der Bauer das Wild treiben, wobei für dieſen wenig Vergnügen und viel Mühe war. Zu den Tournieren und Trinkgelagen der Ritter wurde der ſogenannte gemeine Mann natürlich nicht zugelaſſen. In dem Schauſpiele und in der Oper fand er aber ſeinen Platz, wenn er ihn bezahlen konnte, ſo gut als der Ritter und deſſen Dame. Dieſe Volksbeluſtigungen hatten daher nicht bloß den Vortheil, daß ſie den Menſchen mannigfaltige Anregungen zum Beſſern boten, ſondern auch den, daß ſie die Ausſchließlichkeit der höheren Stände bekämpften. Bei dieſer Gelegenheit kam es zu Tage, daß die Maſſen des Volkes doch über bedeutendere Geldmittel zu verfügen haben, als der Adel. Die Geiſtlichkeit beider Confeſſionen erkannte bald, daß die Schauſpiele ihnen eine gefährliche Concurrenz machten und eiferte daher gegen ihre Nebenbuhler mit der ganzen Bitterkeit, den der Brodneid dem Handwerker des Mittelalters einflößte. Um dieſen aber zu verhüllen, mußten die Pfaffen natürlich lügen und verleumden. Es gelang ihnen, den Schauſpielern viele Demüthigungen zu bereiten, nicht aber, das Schauſpiel zu verdrängen. Im Gegentheile wandten ſich dieſem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer größere Talente zu, welche die Maſſen mehr und mehr zu feſſeln verſtanden.

Der Gegenſatz zwiſchen Proteſtantismus und Katholizismus, welcher in den meiſten europäiſchen Staaten eindrang, verſcheuchte die Einförmigkeit des Daſeins, welche früher ſo ſchwer auf dem Volke gelaſtet hatte. Die republikaniſche Freiheit, welche in den Niederlanden dauerte, in England wenigſtens auf einige Zeit Wurzeln ſchlug und nie wieder vollſtändig ausgerottet werden konnten, brachte neues Leben in die veralteten und verknöcherten Formen des Staatslebens.

Deutſchland, die Stütze der Reformation, mußte im dreißigjährigen Kriege bitter dafür büßen, daß es in den Zeiten des Aufſchwungs nicht kräftig genug die der Freiheit feindlichen Elemente bekämpft hatte. Während die benachbarten Niederländer aus ihrem Kampfe mit den ſpaniſchen Habsburgern als das freieſte und glücklichſte Volk der Erde hervorgingen, weil ſie nicht auf halbem Wege ſtehen blieben, vielmehr zugleich das Papſtthum und das Königthum über Bord warfen, konnten die Deutſchen nicht einmal das Joch des Papſtthums vollſtändig brechen, weil ſie deſſen Bundesgenoſſen, den Habsburgern und Wittelsbachern, keinen Krieg auf Tod und Leben gemacht hatten. Deutſchland, welches nicht den Muth der That hatte, litt unmittelbar mehr, als irgend ein anderes Land Europa's. Doch da es die Reformation ſich theilweiſe wenigſtens erhielt, vermied es das Schickſal der ganz katholiſchen Länder Spanien, Portugal und Italien. Die Hanſa ging unter, weil ſie, ſtatt dem Beiſpiele der Niederlande nachzufolgen, dieſelben als Nebenbuhler betrachtete. Die ſüddeutſchen Städte verloren den gewinnreichen Handel mit Italien, weil dieſes Land aufhörte der Mittelpunkt des Welthandels zu ſein, und die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges ſie beſonders ſchwer trafen.

Der römiſch-katholiſche Aberglauben erhielt wohl einen ſtarken Stoß. Doch der Proteſtantismus bebielt noch Unſinn genug bei, an welchen ſich Teufelsſpuk und Hexenglauben anlehnen konnten, welche unglücklichen Menſchen furchtbare Qualen bereiteten. Die römiſche Kirche verlor wohl in einem großen Theile Europa's ihre Herrſchaft. Allein die Jeſuiten verſtanden es, ſich in kurzen und langen Kleidern faſt aller Orten einzuſchleichen und unter dieſer oder jener Form ihre Gegner zu quälen. Der Hexenglaube kam ihnen trefflich zu ſtatten. Tauſende, die ſie nicht als ſ. g. Ketzer auf den Holzſtoß bringen konnten, wußten ſie unter dem Vorwande der Hexerei oder Zauberei dem Henker zu überliefern.

Die Hoffnungen, welche in den erſten Jahren der Reformation die Herzen der Menſchen erweitert hatten, gingen nur theilweiſe in Erfüllung. Allein in denjenigen Ländern,

welche entschiedene Siege errangen über den vereinigten kirchlichen und weltlichen Despotismus, kamen die Folgen der errungenen Freiheit so glänzend zu Tage und in den Staaten, welche das Doppeljoch der Pfaffen und Könige ruhig duldeten, trat ein so augenscheinlicher Verfall in allen Beziehungen des Lebens ein, daß jeder denkende Mensch mit Gewalt zu der Ueberzeugung gedrängt wurde, nur unter dem Schutze der Freiheit könne Wohlstand, Wissenschaft und Kunst gedeihen. Weitere, entscheidendere Siege wurden dadurch vorbereitet.

§. 111. Wissenschaften.

Der Schreiber der Weltgeschichte hat nicht die Lücken auszufüllen, welche frühere Schriftsteller gelassen haben, sondern in gedrängter Kürze den Entwickelungsgang der Menschheit zu schildern. Er muß daher die Quellen, welche ihm zu Gebote stehen, benützen und sich nicht damit begnügen, auf sie zu verweisen. Von dem Leser einer Weltgeschichte läßt sich nicht erwarten, daß er Lust und Zeit habe, Hunderte trefflicher Werke, welche der Geschichtschreiber nicht unbenutzt lassen kann, selbst sich zu verschaffen und durchzublättern. Je trefflicher ein Buch, desto mehr ist der Geschichtschreiber aufgefordert, seinen Lesern auf diejenige Stufe hinanzuhelfen, auf welche er durch dasselbe gehoben wurde. Anders ist es freilich, wenn nur einzelne Abhandlungen über Episoden in Frage stehen. Wenn diese erschöpfend behandelt sind, kann man sich die Mühe ersparen, eine andere Schrift über denselben Gegenstand zu schreiben. Die Weltgeschichte darf aber nicht mit einer Mehrheit unzusammenhängender Abhandlungen verwechselt werden, am wenigsten diejenige, welche einem ganzen Volke gewidmet ist, in dessen Schooße die Gelehrten und zumal die Geschichtsforscher doch nur eine kleine Minderzahl bilden.

Auf keinem Gebiete war der Fortschritt, den die Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnitts machte, so groß und so allgemein, als auf dem Felde der Wissenschaft. In manchen Ländern wurden durch die Kriege so furchtbare Verwüstungen angerichtet, daß man die Frage wohl aufwerfen konnte, ob sie durch die Kämpfe dieses Zeitabschnitts mehr gewonnen oder verloren hätten? Jahrzehnte waren oft erforderlich, die Wunden zu heilen, welche grausame Söldner und tyrannische Machthaber ihnen geschlagen hatten. Erst nachdem sie geheilt waren, konnten die Fortschritte, welche die Menschheit im Laufe dieser trüben Zeit gemacht hatte, im Schooße der gebrandschatzten und verheerten Gegenden zu Tage treten. Die Wissenschaft litt nie so unmittelbar, als da und dort Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schiffahrt. Sie wurde mehr und mehr Gemeingut aller gebildeten Menschen. Sie ließ sich nicht absperren durch Zölle, nicht vertilgen durch Kriegsgefahren. Im schlimmsten Falle zog sie von einem ihrer Lieblingssitze hinweg und gründete einen andern.

Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes *) war im Mittelalter eine Unmöglichkeit gewesen. Erst im Laufe dieses Zeitabschnitts wurde ein Grund zu ihr gelegt. Das Papstthum duldete, so lange es die gesammte Christenheit des Abendlandes beherrschte, keine Wissenschaft der Gottesgelehrtheit, die Könige, so lange neben ihnen keine freieren Staaten bestanden, keine Rechtswissenschaft.

Unter dem doppelten Joche der Kirche und des Staats konnten sich auch die diesen Anstalten ferner liegenden Wissenszweige nur mühsam entwickeln. Der Kampf, welcher gegen das Papstthum und das Königthum im Laufe dieses Zeitabschnittes geführt wurde, brachte zuerst freiere Ansichten in das Gebiet der Theologie und der Jurisprudenz. Die Naturwissenschaften nahmen einen neuen Aufschwung und die Astronomie wurde zuerst von den Fesseln tausendjähriger Vorurtheile befreit.

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 106.

Die Anregung, welche die Reformatoren allen Wissenschaften gaben, theilte sich auch den katholischen Staaten mit. Die Jesuiten erkannten, daß sie den Protestanten das Feld der Wissenschaft nicht überlassen dürften, wenn sie verhüten wollten, daß das Licht der Wahrheit in das dunkele Gebiet der Theologie eindringe. Sie warfen sich daher selbst auf die Gelehrsamkeit allerdings nicht zum Zwecke der Wahrheit, wohl aber um die Mängel der protestantischen Anschauung zu bekämpfen, wozu ihnen diese Haltpunkte genug bot, und um durch die Künste der Sophistik, mit denen sie vertraut waren, den Unsinn der katholischen Kirche zu verschleiern. Die Protestanten, welche bald schon ihren Lehrbegriff abgrenzten und daher viele Abgeschmacktheiten rechtfertigen wollten, blieben nicht lange auf der Bahn des Fortschritts. Allein während beide Theile sich abmühten, die Blößen der Gegner zu enthüllen, kamen viele beherzigenswerthe Wahrheiten zu Tage. Die alten Sprachen, die Geschichte und alle übrigen Hulfswissenschaften der Theologie mußte jeder treiben, der auch nur an einem Scheingefechte Theil nehmen wollte. Die Jesuiten suchten alle Wissenszweige in ein katholisches Gewand zu kleiden, die Protestanten, sie der Zwangsjacke ihrer Formeln anzupassen. Allein da ein Kampf war, wurde doch ein offener Fortschritt für die denkende Menschheit möglich, während in den Zeiten der unbedingten Schreckensherrschaft der Päpste nur heimlich und verstohlen ein solcher sich Bahn brechen konnte.

Während der zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters hatten sich die strebenden Geister mit großem Eifer auf die römische und griechische Literatur geworfen. Plato und Aristoteles, Cicero und Seneca sollten ihnen Ersatz geben für die Oede, welche in den Werken späterer christlicher Schriftsteller herrschte. Viele Machthaber, sogar Päpste und Cardinäle, beförderten diese Richtung, weil sie glaubten, der römischen Kirche dadurch neue Stützen zu geben. Allein sie irrten sich. Die Männer, welche die klassischen Werke der Alten nicht blos der Sprache, sondern des Inhalts wegen lasen, mußten nothwendig, sich selbst oft unbewußt, Widerwillen gegen die römische Kirche in sich aufnehmen. Selbst diejenigen, welche nur für die Reinheit der Sprache Sinn hatten, ohne auf die Gedanken der alten Heiden einzugehen, konnten das abscheuliche Mönchslatein, das in den Verhandlungen der römischen Kirche vorherrschte, nicht mehr ertragen, nachdem sie die Alten gelesen hatten. Im Laufe der Zeit bildete sich so eine Schule, welche theils außerhalb der Kirche stand, theils derselben feindlich gesinnt war. Die Meisten ließen sich dadurch nicht abhalten, reiche Pfründen anzunehmen und die Ceremonien der römischen Kirche mitzumachen. Sie wollten sich diese Quelle der Ehren und Reichthümer nicht unzugänglich machen. Allein ihre wirkliche Gesinnung brach sich entweder durch die Gleichgültigkeit, welche sie dem Kirchendienste gegenüber zur Schau trugen, oder selbst durch bittern Spott, den sie über viele religiöse Gebräuche ausgossen, Bahn.

Die Reformation brachte, wie im Gebiete der Kirche, so auch in demjenigen der Wissenschaften einen vollständigen Umschwung zu Tage. Die Kirche, welche bis dahin für die Gelehrten nicht viel mehr, als eine melkende Kuh gewesen war, wurde auf Tod und Leben angegriffen. Die sogenannten schönen Wissenschaften oder „Humaniora" traten zurück und die Gottesgelehrsamkeit nahm den Vordergrund wieder ein, wie in den Zeiten des Mittelalters, nur mit dem Unterschiede, daß die Gelehrten deren Joch nicht mehr geduldig trugen, sondern dieses entweder angriffen, oder vertheidigten. Zur Wissenschaft, im eigentlichen Sinne der Worte, konnte sich die Gottesgelehrsamkeit schon aus dem Grunde nicht entwickeln, weil nicht blos Katholiken, sondern auch Protestanten der freien Forschung durch ihre Glaubensformeln unübersteigliche Schranken setzten.

Auf theologischem Gebiete, welches seiner Natur nach sich am allerwenigsten für wis-

senschaftliche Behandlung eignet, entbrannte zuerst der Kampf, an welchen sich vorzugsweise die Entwickelung der Menschheit anknüpfte.

Wir haben im Laufe dieses Buches denselben geschildert. Hier bleibt uns nur übrig, anzudeuten, welchen Einfluß er auf die Wissenschaften übte.

Die Reformatoren waren nicht blos Männer des praktischen Lebens, sie waren auch Gelehrte, welche in mehr als einer Beziehung die Wissenschaft förderten und ausbreiteten freilich nur bis zu einem bestimmten Grade. Denn wo dieser überschritten wurde, stellten sie sich, wie in der Fabel der Erzengel Michael vor den Eingang des Paradieses, vor die Pforte, welche in das Gebiet der Vernunft führte.

Die Uebersetzung der Bibel, welche Martin Luther seinem Volke gab, bot den Deutschen das Mittel, den Pfaffen aller Bekenntnisse gegenüber nachzuweisen, inwiefern deren Glaubenssätze im Widerspruche mit der sogenannten göttlichen Offenbarung standen. Es wurde dadurch unstreitig die Selbstthätigkeit aller denkenden Menschen angeregt, zugleich aber auch beschränkt, indem Niemand es wagen durfte, über die Bibel hinaus zu gehen, oder auch nur ihr eine von den tonangebenden Geistlichen abweichende Deutung zu geben.

Die Meisterschaft, mit welcher Martin Luther *) die deutsche Sprache behandelte, hob diese plötzlich hoch über ihre frühere Zeit rauher und ungeschlachter Ausdrucksweise hinweg. Spätere Bibelübersetzungen mögen einige Mißverständnisse und Härten beseitigt haben. Als Ganzes bleibt Luthers Werk unübertroffen. Das deutsche Volk erhielt durch Luther ein Lesebuch, welches, bei allen seinen Mängeln und trotz der vielen Irrthümer, welche darin enthalten sind und durch Deutung hineingelegt wurden, doch dem Bildungszustande der damaligen Zeit entsprach und jedenfalls weit belehrender und erbauender wirkte, als die Legenden und Wundergeschichten der katholischen Kirche.

Auch äußerem wirkte Luther erfrischend und belebend auf sein Volk, als er demselben die Anregung gab, nicht in einer unverständlichen, sondern in der Landessprache kirchliche Lieder zu singen.

Melanchton †) that vieles zur Verbreitung klassischer Werke des Alterthums. Er übersetzte den Pindar, den Euripides und mehrere der wichtigsten Stellen des Thucydides, Demosthenes und Isokrates. Er schrieb mehrere Handbücher der Grammatik, Rhetorik und Mathematik, regte andere strebende Geister zu ähnlicher Thätigkeit an und wirkte in großartiger Weise für die Verbesserung des Schulwesens. Ein bedeutender Fortschritt wurde in der Kirchengeschichte durch die sogenannten „Centuriae Magdeburgenses" gemacht, welche zuerst zu Magdeburg und später zu Wismar herausgegeben wurden. Mehrere protestantische Geistliche, namentlich Wigand, Judex, Baldo und Corvinus wirkten unter Leitung des Flacius Illyricus bei diesem Geisteswerke zusammen. Es war der erste Versuch, die Kirchengeschichte quellenmäßig zu bearbeiten und wenigstens von dem gröbsten Unsinn zu reinigen, welcher bisher damit verbunden war. Dreizehn Jahrhunderte wurden gedruckt und boten den Protestanten reichlichen Stoff zu Angriffen auf die katholische Kirche. Um sich nicht lediglich auf das Schimpfen beschränken zu müssen, ahmten die Katholiken das Beispiel ihrer Gegner nach und gaben von ihrem Standpunkte aus auch Kirchengeschichten heraus. Zuerst schrieb der Cardinal Baronius eine solche unter dem Titel „Annales," welche bis 1498 reichte und später in verschiedenen Abtheilungen bis zum Jahre 1640 fortgesetzt wurde. Diese Sammlung enthielt aber so viele Abgeschmacktheiten, daß sie selbst blindgläubigen Katholiken zu starke Zumuthungen machte. Der Mönch Pagi verbesserte sie, und die von ihm besorgte Ausgabe trat später in allgemeinen Gebrauch.

*) Geboren zu Eisleben 1483.

†) Geboren zu Bretten 1497, gestorben 1560.

Das größte Verdienst um die Kirchengeschichte nach römisch-katholischer Anschauung erwarb sich Paolo Sarpi, derselbe den wir schon weiter oben *) kennen gelernt haben. Seine Geschichte des Tridentiner Concils ist ein vortreffliches Werk, welchem Protestanten nicht minder als aufgeklärte Katholiken volle Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Doch konnte es Sarpi eben deßhalb nicht in Italien drucken lassen. Seine Geschichte des Tridentiner Concils erschien unter Vermittelung des Marc Antonio de Dominis (1619) zu London. Dieser würdige Gelehrte erlitt dafür den Tod. Sein und Sarpi's Schicksal haben wir bereits oben erzählt. †)

In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts konnten die edelsten Männer Italiens, welche ein reges Streben hatten, dem kirchlichen Unsinn entgegenzutreten, noch entfliehen. Peter Martyr Vermiglio, Martinengbi und Paul Lacize, der Kapuziner General Ochino, Pater Paul Vergerio, die beiden Socine und andere ausgezeichnete Italiener, vor allen Giordano Bruno, ‡) welche in ihren Ideen den deutschen Reformatoren weit vorangeeilt waren und daher auch von ihnen verfolgt wurden, beweisen, daß es in Italien wohl Männer gab, die für den Fortschritt auf dem Gebiete der Religion Sinn und Muth besaßen. Allein die ihnen feindliche Uebermacht war zu groß. Sie mußten weichen. Seit den Zeiten des blutigen Papstes Pius V. wurde den strebenden Männern die Flucht nicht mehr gestattet. Sie wurden ergriffen, in die Kerker der Inquisition geworfen und traten aus diesen nur hervor, um in den Formen des römisch-katholischen Kirchenrechts ermordet zu werden. §) Die Jesuiten bemächtigten sich der Leitung der gesammten katholischen Kirche auf dem Gebiete der Theorie sowohl als der Praxis.

Die verderbliche Richtung, welche sie der Theologie gaben, haben wir schon oben ‖) näher bezeichnet.

In ganz ähnlicher Weise, wie die Gottesgelehrsamkeit wurde durch die Reformation auch die Rechtswissenschaft erschüttert. Nur ist es merkwürdig, daß nicht die Protestanten, sondern die Katholiken den ersten Anstoß zu einem revolutionären Staatsrechte gaben. Aus Haß gegen alle diejenigen Fürsten, die sich nicht von ihnen als willenlose Werkzeuge gebrauchen lassen wollten, predigten die Jesuiten die Lehre, daß Könige nicht nur vor Gericht gefordert und abgesetzt, sondern auch ermordet werden könnten. ¶) Sie und ihre Schüler beschäftigten sich eifrig mit dem Morde von Königen und anderen Männern von Bedeutung. Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich, der Prinz von Oranien, Wallenstein und unzählige andere, welche unter ihrer Mörderhand fielen, zeugen dafür. Die Protestanten, welche den Mord niemals gut hießen, fingen zuerst an, tyrannische Könige abzusetzen oder selbst zum Tode zu verurtheilen. Die Niederländer zerbrachen das Joch der spanischen Philippe, und die Schotten und Engländer dasjenige der Stuarte. Maria und Karl aus diesem Hause büßten ihre Verbrechen auf dem Schaffotte. Die großartigten Bewegungen, welche der Kampf der Völker gegen ihre Tyrannen hervorrief, drängten auch die Rechtsverständigen von dem trockenen Studium des römischen Rechts zu der philosophischen Erörterung der Tagesfragen hinüber. So entstanden eine Reihe von Werken, welche der Rechtswissenschaft eine neue, frische Kraft einhauchten.

Die ersten Versuche, welche die Gelehrten auf dem bis dahin fast gänzlich unangebauten Felde der Staatswissenschaft machten, deuteten allerdings auf eine große Unkenntniß und einen vollständigen Mangel an Erfahrenheit über die bestehenden Verhältnisse. Allein es war schon ein Gewinn, daß die großen Fragen des allgemeinen Staatsrechts:

*) S. oben §. 21, S. 161.

†) S. oben § 21, S. 160 f. § 22, S. 167.

‡) S. oben § 28, S. 223. §) S. oben § 20, S. 141 ff.

‖) S. oben § 26, S. 189 ff. ¶) oben S. § 20, S. 155 ff.

Digitized by Google

was ist der Staat, die Staatsgewalt, der Bürger, die Familie? aufgeworfen wurden. Nur insofern haben die Schriften Bodin's, *) Graswinkel's †) und Hobbes ‡) bleibenden Werth, als sie eine Menge Stoffes zusammenbrachten, welcher späteren Schriftstellern Gelegenheit zu gründlicheren und freierern Erörterungen gab. Ungeachtet diese drei Schriftsteller sämmtlich mehr oder weniger monarchische Ansichten hegten, förderten sie doch die Wissenschaft. Namentlich riefen die ultramonarchischen Ansichten, mit welchen Graswinkel und Hobbes hervortraten, unter allen denkenden Menschen eine entgegengesetzte Anschauung hervor, welche sich im Laufe der englischen Revolution mehr und mehr Bahn brach und als deren Vertheidiger Johann Milton in zahlreichen Druckschriften, welche jedoch größtentheils erst im folgenden Zeitabschnitte erschienen, sich auszeichnete. So wurde der Grund zu einem philosophischen Staatsrechte gelegt, welches übrigens unter dem Einflusse der Despoten der zweiten Hälfte des siebenzehnten und der ersten des achtzehnten Jahrhunderts keine großen Fortschritte machte. §)

Wie das allgemeine Staatsrecht, so war auch das Völkerrecht im Laufe des Mittelalters sehr wenig gepflegt worden. Hugo Grotius ‖) war es, welcher in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts den Grund zu diesem Theile der Rechtswissenschaft legte.

Wenn auf diese Weise in die höchsten Regionen der Rechtswissenschaft auch einiges Licht eindrang, so blieben doch die niedern Theile derselben in tiefstes Dunkel gehüllt. Von der haarsträubenden Grausamkeit der Gesetzgeber jener Zeiten legt unsere peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. ein schmähliches Zeugniß ab. Den finstern Aberglauben, in welchen die Rechtsgelehrten damaliger Zeit versunken waren, beweisen die Hexenprozesse, welche an der Tagesordnung waren und mit demselben Gepränge, wie jetzt die Hochverrathsprozesse betrieben wurden. Die Rechtsansichten der katholischen Inquisition haben wir schon weiter oben geschildert. ¶)

Wenn die Despoten der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die edelsten Männer der Zeit als Hochverräther oder Majestätsverbrecher bestrafen lassen, so haben sie eine gewisse Entschuldigung in der wohlerkannten Wahrheit, daß ihnen freiheitsliebende Männer gefährlich sind. Doch die armen Menschen, welche im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert unter dem Vorwande der Hexerei und Zauberei zu Tode gequält wurden, waren durchaus ungefährliche Wesen, wie auch die meisten derjenigen, welche die Inquisition unter dem Vorwande der Ketzerei an dem blutigen Altare der Kirche schlachtete. Wer im Angesichte aller dieser Thatsachen den Fortschritt der Menschheit läugnet, muß in der That sehr verblendet sein. Die Leiden, welche uns selbst treffen, dürfen uns nie den freien Blick in die Gegenwart und die Vergangenheit verdüstern. Wer nicht im Stande ist, die ihm von dem Leben aufgebürdete Last leicht und frei auf die reinen Höhen zu tragen, welche von keinem Nebel umhüllt sind, hat kein richtiges Urtheil über sich selbst und noch viel weniger über die Menschheit.

Die Gottesgelehrsamkeit und die Rechtswissenschaft mußten von jeher, weil sie inniger als andere Wissenschaften mit dem Leben zusammenhängen, und daher

*) Johann Bodin geboren zu Angers 1529 oder 1530, gestorben 1596. Sein Hauptwerk führt den Titel: „Ueber den Staat." S. auch oben § 28, S. 224.

†) Theodor J. F. Graswinkel geboren in Delft im Jahre 1600, gestorben 1666. Seine staatsrechtliche Abhandlung führt den Titel: „Von dem Majestätsrechte."

‡) Thomas Hobbes war geboren zu Malmsbury 1588 und starb 1679. Er legte seine Ansichten in zwei Büchern nieder „Von dem Bürger" und „Leviathan."

§) Siehe „Kritische Geschichte des allgemeinen Staatsrechts" von Gustav Struve. Mannheim, 1847.

‖) Grotius war zu Delft i. J. 1583 geboren und starb 1645. Sein Hauptwerk ist „Von dem Rechte des Krieges und des Friedens."

¶) S. § 27, S. 208 ff.

den Leidenſchaften der Menſchen Nahrung geben, der Freiheit der Forſchung mehr und mehr entbehren. Je weniger ein Wiſſenszweig dem Staate und der Kirche zum unmittelbaren Stützpunkte diente, deſto ungeſtörter von außen konnte er angebaut werden. Doch alle Wiſſenſchaften ſind, gleich den Ringen einer Kette unter ſich und mit dem Leben verbunden. Dieſes erkannten die Tyrannen des ſechszehnten und des ſiebenzehnten Jahrhunderts deutlicher, als ihre Vorgänger, und daher war kein großer Geiſt, welcher neue Bahnen brach, auf irgend einem Felde ſeines Lebens ſicher. Im günſtigſten Falle ließen ſie denſelben unbeachtet ſich abmühen, im ſchlimmſten mußte er mit ſeinem Leben dafür büßen, daß er es gewagt hatte, die wahre Majeſtät der Wiſſenſchaft der Schein-Majeſtät der Throne entgegen zu ſetzen.

Jene abſtracte Philoſophie, welche gegenſtandlos im unendlichen Weltenraume umher irrte, die alten Sprachen, welche die gewöhnlichen Menſchen mehr von der Gegenwart abzogen, als zum Kampf mit deren Mißbräuchen anſpornten, beſchäftigten die Tyrannen bisweilen. Doch auch in dieſer Beziehung trat im ſechszehnten Jahrhundert ein Wendepunkt ein. Italien hörte auf, der Lieblingsſitz der Alterthumsforſcher zu ſein. Dieſe wanderten nach Frankreich.

In ähnlicher Weiſe, wie früher manche Päpſte geſucht hatten, ſich den Schein zu geben, als beſchützten ſie Wiſſenſchaften und Künſte, that es auch König Franz I. von Frankreich. Er gab das erforderliche Geld her, mit deſſen Hülfe werthvolle Handſchriften angekauft und gelehrte Männer unterſtützt wurden. Beſonders ſchätzenswerth waren die Sammlungen, welche Wilhelm Poſtel anlegte, und welche ſpäter von dem Könige erworben und den Forſchern zugänglich gemacht wurden. Da übrigens Franz I. der Reformation mit Grauſamkeit entgegen trat, konnte er nur ſolche Gelehrte, die ſich mit den großen Fragen des Tages nicht beſchäftigten, oder wenigſtens den Schein des katholiſchen Lebens annahmen, wie Rabelais, in ſeinen Schutz nehmen.

Die zahlreichen Alterthumsforſcher und Sprachkundigen, welche Frankreich in dieſem Zeitabſchnitte hatte, führe ich nicht an, denn die Zeit, da ſich die Völker nur am Stabe der claſſiſchen Vergangenheit aufrichten konnten, war vorbei. Alterthums- und Sprach-Kunde, ſo wichtige Hülfswiſſenſchaften ſie noch immer waren, mußten den unmittelbar praktiſchen Wiſſenszweigen den Platz räumen, den ſie früher behauptet hatten. Sie gaben nicht mehr den Ton an. Die Menſchheit war vorangeſchritten.

Unter den großen Geiſtern des ſechszehnten Jahrhunderts, welche Frankreich hervorbrachte, nimmt Montagne*) einen der erſten Plätze ein. Seine Verſuche enthalten einen unerſchöpflichen Schatz treffender Bemerkungen und geſunder Gefühle, welche ihren Werth darum nicht verlieren, daß ſie ohne ein anderes Band, als dasjenige der Perſönlichkeit des Verfaſſers an einander gereiht ſind. Er war gleich hoch über katholiſchen und proteſtantiſchen Glaubensformeln erhaben, obgleich ſein Vater ihn hatte katholiſch taufen laſſen und er ſelbſt die Ceremonien dieſer Kirche mitmachte. Die Geißel, welche er über den Aberglauben ſeiner Zeit ſchwang, trifft noch immer ſcharf, da der Unſinn des ſechszehnten Jahrhunderts, wenigſtens in ſeiner äußeren Form, ſich auf das neunzehnte fortgeerbt hat. Seine Werke erſchienen leider gleich anfangs verſtümmelt, weil die Machthaber die Wahrheit zu ſehr haßten, und wurden ſpäter durch Modernifirung des Styls geſchwächt. Allein auch in dieſer mangelhaften Form enthalten ſie noch reichen Stoff der Belehrung und kräftige Anregung zum Kampfe gegen die herrſchenden Vorurtheile.

Der Franzoſe Montagne†) beſchäftigte ſich mit den Erſcheinungen des Lebens in Kirche, Staat und Geſellſchaft in loſer Ordnung, der Engländer Franz Bacon mit der

*) Michael Eyquem de Montagne geboren 28. Februar 1533, geſtorben 13. September 1592.

†) S. auch oben § 28 S. 224.

Natur in wiſſenſchaftlicher Form. Er drang zuerſt mit Nachdruck darauf, durch thatſächliche Beobachtungen den Grund der Wiſſenſchaften feſt und tief zu legen. Er brachte die verſchiedenen Wiſſenszweige in Verbindung mit den Naturanlagen der Menſchen und machte ſelbſt ſehr wichtige Entdeckungen in der Phyſik. Er umfaßte den größten Theil des Wiſſens ſeiner Zeit, vermehrte es durch ſeine Forſchungen und erhellte es durch die Strahlen ſeines Geiſtes, die er darüber ausgoß *)

Die Anregung, welche von Bacon ausging, wirkte mächtig auf das geſammte Gebiet der Naturwiſſenſchaft. Die Syſteme, welche ſich nur gründeten auf die Steckenpferde von Leuten, die ſich nicht die Mühe gaben, zu beobachten, zu ſammeln und zu ſichten, verloren an Wichtigkeit, obgleich ſie nur zu lange noch eine Rolle ſpielten.

Harvey†) der Entdecker des Kreislaufes des Blutes erwarb ſich unſterbliche Verdienſte um die Arzneiwiſſenſchaft. Obgleich er lange Zeit auf's bitterſte angefeindet wurde, erlebte er doch, daß ſeine Verdienſte ziemlich allgemein gewürdigt wurden.

Der Italiener Torricelli‡) entdeckte das Barometer und bereicherte überhaupt die Phyſik durch viele und bedeutende Forſchungen. Leider ſtarb er zu früh für die Wiſſenſchaft. In jungen Jahren hatte er großes geleiſtet.

Die Fortſchritte, welche die Erd- und die Völkerkunde im Laufe dieſes Zeitabſchnitts machte, haben wir in Betreff der neuen Welt ſchon oben||) geſchildert. Allein auch die alte Welt wurde genauer, als früher erforſcht und beſchrieben. Die Zahl der Quellen-Schriftſteller vermehrte und verbeſſerte ſich. Zwar traten in einzelnen Staaten Rückſchritte ein. Im Ganzen genommen machte die Wiſſenſchaft auch in der Geſchichtſchreibung Fortſchritte. Wie die klaſſiſche Bildung, ſo ſiedelte auch die geſchichtliche von Italien nach Frankreich über.

Auf dem Gebiete der Geſchichtſchreibung trat in Italien derſelbe Verfall ein, wie auf den meiſten übrigen Feldern des Strebens. Machiavelli und Guicciardini gehören ihrem ganzen Weſen nach dem Mittelalter und nicht der Neuzeit an. Sie nahmen in ihren Schriften keine Rückſicht auf den Umſchwung, der ſich in ihren Tagen jenſeits der Alpen ſchon vorbereitete. Sie reichen überhaupt nur mit einem kleinen Theile ihres Lebens in die Neuzeit herein§).

Derjenige Reſt von Freiheit, von welchem dieſe beiden Schriftſteller Gebrauch machten und welcher denſelben den größten Theil ihres Werthes verlieh, ging den Italienern bald ſchon verloren, wie ſich ſchon daraus ergiebt, daß nach ihnen kein Geſchichtſchreiber mehr die Mißbräuche der katholiſchen Kirche in ähnlicher Weiſe, wie Machiavelli und die Gebrechen der Päpſte und kleinen Tyrannen, wie Guicciardini zu rügen wagte, und daß die Stellen, worin letzterer dieſes gethan hatte, aus den meiſten Ausgaben ſeiner Werke auf höhern Befehl ausgelaſſen wurden.

Ich gehöre nicht zu den Verehrern dieſer beiden Geſchichtſchreiber¶), allein die Anerkennung großer Kenntniſſe und Talente kann ihnen Niemand verſagen. Ihre Werke zeichnen ſich nicht bloß durch Reinheit des Styls, obgleich derjenige Guicciardini's etwas ſchleppend war, aus, ſondern auch durch großen Reichthum an Gedanken und durch ein

*) Er war geboren 1561 und ſtarb 1626. Seine bedeutendſten Werke ſind: „Neues Organon der Wiſſenſchaften“ und „Über die Würde und die Vermehrungen der Wiſſenſchaften.“ Siehe auch oben § 84 S. 558.

†) Geboren zu Folkſtone 1578, geſtorben 1658. Sein Hauptwerk heißt: „Von der Bewegung des Herzens und des Blutes.“

‡) Geboren 1608, geſtorben 1647. ||) S. oben §§ 96—100, §§ 101—107.

¶) Machiavelli war 1469 geboren und ſtarb 1527. Guicciardini war 1482 geboren und ſtarb 1540.

§) S. Weltgeſchichte Buch VI. S. 106.

ſcharfes Urtheil aus, welchem aber die Stellung der beiden Geſchichtſchreiber und ihr Mangel an Freiheits- und Rechts-Gefühl nur zu oft Eintrag thut. Ganz ohne beſſere Beweggründe waren aber beide Schriftſteller nicht. Machiavelli ſuchte, ſein Volk aus der Schlafſheit, in die es gefallen war, aufzurütteln. Er zeigte den Italienern die Wichtigkeit kriegeriſcher Uebung und Organiſation. Er geißelte die Ueppigkeit ſeiner Landsleute und hielt ihnen die urſprüngliche Einfachheit und Sittenreinheit der Römer als Muſter vor. Allerdings war das Ziel, nach welchem er ſtrebte, nicht die Freiheit des Volkes, ſondern die Herrſchaft des Adels und die Mittel, die er empfahl, zeugen von einer gänzlichen Gewiſſenloſigkeit. Allein Machiavelli war wenigſtens über den Aberglauben ſeiner Zeit erhaben und erkannte, daß das Hauptübel Italiens in dem auf dem Lande ruhenden Pfaffenthume liege.

Guicciardini, welcher gerade dreizehn Jahre ſpäter als Machiavelli geboren ward und ſtarb, ſteht an künſtleriſcher Vollendung tief unter Machiavelli. Zu ſeiner Zeit begann ſchon die Abnahme der Geiſteskraft der Italiener ſich fühlbar zu machen. Bei Machiavelli herrſchte der Gedanke, bei Guicciardini der Stoff vor. Daher wird dieſer ſchwerfällig und übertrieben ausführlich. Er wiederholt ſich oft und theilt zu viele Kleinigkeiten mit, als daß ſein Werk allgemein anſprechen könnte.

Mit Guicciardini hörte die italieniſche Geſchichtſchreibung im höhern Sinne des Wortes auf, obgleich es natürlich an Schriftſtellern nicht fehlte, welche vorgaben, Geſchichte zu ſchreiben*). Die Wahrheit durften die Italiener nicht auf die Nachwelt bringen. Die Lüge, die Schmeichelei oder ſelbſt die Miſchung der Wahrheit mit dieſen beiden Beſtandtheilen iſt keine Geſchichte.

Die kleinen Niederlande brachten in dieſem Zeitabſchnitte größere Geſchichtſchreiber hervor, als das große Italien, welches Jahrhunderte lang an der Spitze der europäiſchen Civiliſation geſtanden war. Von vielen nenne ich hier nur Hugo Grotius†) und Em. Meteeren‡).

Die Franzoſen ſind ſehr reich an Memoirenſchreibern, welche über einzelne Menſchen und Ereigniſſe werthvolle Nachrichten mittheilen, allein keinen wiſſenſchaftlichen Werth beſitzen. Das einzige Werk, das ſolchen hat, ſchrieb Auguſt De Thou§). In ſeiner Stellung als Parlaments-Rath und ſpäter Parlaments-Präſident hatte er viele Gelegenheit, Menſchen und Ereigniſſe zu beobachten und zu ergründen. Er ſammelte und forſchte ſein ganzes Leben lang§). Dabei nahm er einen ſehr eifrigen Antheil an den Begebenheiten ſeiner Zeit. Er brachte den Bund zwiſchen Heinrich III. und dem Könige von Navarra zu Stande, welcher dieſem die Thronbeſteigung ſpäter ſehr erleichterte. Nach Heinrich's III. Ermordung war er eine der kräftigſten Stützen der Regierung Heinrich's IV. In ſeinen religiöſen Anſchauungen gehörte er zu jener zahlreichen Klaſſe von Franzoſen, die ſich zwar im Innern ihre eigenen Anſichten rein erhalten, auch im Geiſte derſelben handeln, allein da ſie keine Neigung zum Märtyrerthume haben, die von den Umſtänden ihnen zugemutheten Aeußerlichkeiten mitmachen, um ihre Stellung nicht zu gefährden. De Thou war im Herzen aufgeklärt, durchaus frei von Verfolgungsſucht, und neigte ſich mehr der proteſtantiſchen, als der katholiſchen Religion zu. Doch galt er äußerlich als Katholike.

Sein treffliches, in klaſſiſchem Latein geſchriebenes Werk erhielt ſich zwei Jahrhun-

*) Ich erwähne beiſpielsweiſe Bentivoglio historia della guerra di Fiandria und Davila historia delle guerre civili in Francia. Beide liefern übrigens manchen Stoff für die Geſchichtſchreibung.

†) Hugo Grotii Annales de rebus belgicis ab obitu Philippi II. ad inducias 1609.

‡) Em. Meteeren's niederländiſche Hiſtorien vom Anfange des Krieges bis 1611. Arnheim 1612.

§) Augusti Thuani libri XXXVIII. historiarum sui temporis.

§) Er war geboren 1553 und ſtarb 1619.

derte lang als Lesebuch der Geschichte. Es war so frei gehalten, daß es erst im Jahre 1732 von dem Engländer Corte unverstümmelt herausgegeben wurde. In der ursprünglichen Ausgabe*) fehlten die kräftigsten Stellen.

Unter den deutschen Geschichtschreibern dieses Zeitabschnittes verdient Sebastian Franke hervorgehoben zu werden. Er gehörte der Secte der Wiedertäufer an, ohne jedoch an deren Abgeschmacktheiten Theil zu nehmen. Im Gegentheile war seine religiöse Anschauungsweise frei von den Vorurtheilen seiner Zeit, in dem Maße, daß ihm ein Vorwurf daraus gemacht wurde, eine Religion, eine Secte und eine Meinung sei ihm immer gerade so gut, wie jede andere; er rede von einem inneren Worte, von einem Christus in uns; weßhalb er, von der Polizei viel verfolgt, aus Nürnberg, Ulm, Straßburg und anderen Städten vertrieben wurde. Zum Glücke hing damals die Polizei der verschiedenen Städte und Bezirke Deutschland's nicht so eng zusammen, wie in unseren Tagen. Franke konnte daher, ungeachtet aller Hemmnisse, die ihm bereitet wurden, seine Bücher drucken und verkaufen. Eine außerordentliche Verbreitung fand seine „Allgemeine Geschichte"†) und seine „Geschichte Deutschland's"‡). Luther und Melanchton, welchen Franke in religiöser Beziehung viel zu aufgeklärt war, eiferten vergebens gegen ihn und seine Schriften. Diese wurden zu wahren Volksbüchern und erlebten unzählige Auflagen. Beweis genug, daß selbst unter den Protestanten des sechszehnten Jahrhunderts Luther und Melanchton nicht allmächtig waren, vielmehr neben ihnen sich noch andere Männer verschiedener Anschauungsweise geltend machen konnten. Franke schrieb ferner ein Büchlein unter dem Titel: „Paradora, oder zwei hundert und achtzig Wunder-Reden aus der heiligen Schrift," welches deutlich zeigt, daß Franke an die Gottheit Christi nicht glaubte, vielmehr eine Art Pantheismus annahm, welcher der Natur-Religion unserer Tage sehr nahe kömmt. Auch diese Paradora erlebte viele Auflagen, sogar noch im Jahre 1690 eine zu Riga. Nicht minder beliebt war die von Franke herausgegebene Sammlung deutscher Sprüchwörter, welche von Bürgern und Bauern mit großem Eifer gelesen wurde.

Unseren lieben Deutschen machte während dieses Zeitabschnittes die Religion so viel zu schaffen, daß ihnen für andere Bestrebungen nur wenig Zeit und Muße übrig blieb. Ihren größten Dichter damaliger Zeit, den Nürnberger Meistersänger Hans Sachs, ließen sie in Noth und Jammer enden. Wäre dieser bei seinem Schuhmacherhandwerke geblieben, so hätte er weniger Sorgen gehabt, die deutsche Nation entbehrte aber seiner Gedichte, welche im Laufe von drei Jahrhunderten noch nicht ihren Werth verloren haben.

Wie auf dem Gebiete der Religion, so brachen Deutsche auch auf dem Felde der Sternkunde Bahn.

Kopernicus und Keppler, Luther und Melanchton sind Namen, welche den Deutschen, so lange die Welt steht, unvergänglichen Ruhm bereiten. Bis zu den Zeiten Kopernicus wähnten die Menschen, in Uebereinstimmung mit ihren Religionsbüchern, die Erde bilde den Mittelpunkt des Himmelsgewölbes, um sie drehe sich Sonne, Mond und Sterne. Nicolaus Kopernicus‖) war der große Geist, der es wagte, im Widerspruch mit den herrschenden Ansichten seiner und aller früheren Zeiten die Behauptung aufzustellen und zu begründen, die Erde bewege sich, gleich allen übrigen Planeten, um die Sonne. Nicht bloß für die Sternkunde, sondern überhaupt für alle Wissenschaft, und namentlich für die Bestimmung des Verhältnisses der Erde, und folgeweise ihrer Bewohner zum Weltall, war

*) Genf 1620 in fünf Folio-Bänden.

†) Chronica, Zeitbuch und Geschichtbibel von Anbeginn bis auf das Jahr 1531.

‡) Germania, das ist Chronica des ganzen deutschen Landes, aller deutschen Völker, Herkommen ꝛc.

‖) Er wurde geboren am 19. Februar 1473 zu Thorn, an der Weichsel. Sein Vater war ein Westphale von Geburt, seine Mutter die Schwester des Bischofs von Ermeland, Waisselrod, genannt von Allen.

dieſe Entdeckung eine der großartigſten, welche jemals gemacht wurde. Es handelte ſich hier um die tief eingreifendſten Wahrheiten, um eine Anſchauung, deren Folgen bis auf den heutigen Tag noch nicht vollſtändig in das Bewußtſein der denkenden Menſchen übergegangen ſind. Wenn die Erde nicht der Mittelpunkt der Schöpfung, ſondern nur einer der kleineren unter vielen Planeten iſt, die um die Sonne kreiſen, ſo müſſen alle Religionsbegriffe, welche auf dem alten Sternenſyſteme beruhen, als unhaltbar aufgegeben werden. Ein Jahrhundert nach Kopernicus wurde Galilei dafür beſtraft, daß er es wagte, die Grundſätze des kopernikaniſchen Syſtems zu vertheidigen. Welcher Muth mußte den Entdecker beſeelen, daß er in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts die von ihm gefundenen Wahrheiten veröffentlichte! Er zögerte zwar lange damit, denn ſolche Neuerungen, wie Kopernicus ſie machte, müſſen wohl erwogen werden. Endlich ließ er ſein Hauptwerk*) drucken. Er ſah noch ein vollendetes Exemplar deſſelben, ſtarb aber gleich darauf (11. Juni 1543).

Kopernicus hatte ein Kanonicat am Dome zu Frauenberg erhalten und brauchte ſich daher nicht, wie die großen Entdecker früherer und ſpäterer Zeiten mit Nahrungsſorgen zu quälen.

Sehr langſam brach ſich die von ihm verkündete Wahrheit Bahn. Ein halbes Jahrhundert nach ſeinem Tode ſuchte der däniſche und ſpäter habsburgiſche Hof-Aſtronom Tycho de Brahe, einen Mittelweg zwiſchen Ptolemäus und Kopernicus einzuſchlagen. Doch ein zweiter Deutſcher baute entſchloſſen auf dem von Kopernicus gelegten Grunde weiter. Die drei Geſetze, welche Johann Keppler†) fand, befeſtigten und erweiterten zugleich das von ſeinem Vorgänger aufgeſtellte Syſtem, Kopernicus hatte noch geglaubt, die Planeten bewegten ſich im Kreiſe (in ganz runder Linie) um die Sonne. Eine der wichtigſten Entdeckungen Keppler's war, daß ſie ſich in Ellipſen (in länglich runden Linien) drehten. Obgleich Keppler das größte aſtronomiſche Genie ſeiner Zeit war, auf deſſen Schulter alle ſpäteren Aſtronomen emporſtiegen, ſo hatte er doch ſein ganzes Leben lang mit Armuth und Noth zu kämpfen. Die unſterblichen Schöpfungen, die Früchte Jahrzehnte‡) hindurch fortgeſetzter angeſtrengter Arbeiten brachten ihm wenig oder nichts ein. Mit den aſtrologiſchen Kalendern aber die er ſchrieb, um nicht des Hungertodes zu ſterben, verdiente er ſich ſo viel, daß er einen Theil ſeiner Zeit den Forſchungen widmen konnte. Die mächtigſten und reichſten Leute: Kaiſer Rudolph II., Wallenſtein, Tycho de Brahe und Andere kannten ihn perſönlich und benützten ihn auch einigermaßen. Doch ließen ſie ihn darben. Um das Maß ſeines Unglücks zu füllen, gerieth ſeine Mutter in Gefahr als Hexe verbrannt zu werden. Er mußte mühſam arbeiten, um ihr das Leben zu retten. Wer wagt es, im Hinblicke auf dieſe Thatſachen noch zu läugnen, daß die Menſchheit Fortſchritte gemacht habe?! In unſeren Tagen haben die freien Geiſter, die ſich nicht in den Dienſt der Tyrannei begeben wollen, auch zu kämpfen, doch ihrer Mütter Leben iſt nicht mehr durch Hexenprozeſſe gefährdet.

Im Jahre 1630 reiſte Keppler nach Regensburg, um dort die Auszahlung ſeiner rückſtändigen kaiſerlichen Penſion zu bewirken. Dort ſtarb er am 5. November, bevor ſeine Bitte gewährt war. In ſeinem Nachlaſſe fand ſich ein Exemplar ſeiner Schrift "De Stella Martis." Dieſe wollte er dem Reichstage überreichen in der Hoffnung, denſelben günſtig für ſich zu ſtimmen. Schwerlich hätte einer der verſammelten Fürſten das Buch eines Blickes gewürdigt. Der Tod erſparte dem Forſcher neue Kränkungen.

*) De orbium coelestium revolutionibus libri V.

†) Das berühmteſte ſeiner Werk führte den Titel: "Astronomia nova seu Pnysica coelestes tradita commentariis de motibus stellae Martis" Prag 1609.

‡) Geboren den 27. Dezember 1571 zu Wagſtatt, einem Dorfe im Würtembergiſchen.

Würdig reiht sich den beiden deutschen Astronomen der Italiener Galileo Galilei*) an. Er machte zuerst auf die Unebenheit der Oberfläche des Mondes aufmerksam, verbreitete neues Licht über die Milchstraße, entdeckte die Jupiters-Trabanten und den Ring des Saturn und zog aus der Bewegung der Sonnenflecken den Schluß, daß die Sonne sich um ihre Achse drehe. Er verfocht nächst Giordano Bruno, zuerst in Italien das kopernicanische System.

Keppler hatte gedarbt. Galilei hatte abwechselungsweise Gunst der Fürsten und Verfolgung der Pfaffen erfahren. Er unterwarf sich zwar der demüthigenden Ceremonie der Abschwörung der von ihm verkündeten Wahrheiten. Doch im Augenblicke, da sie beendet war, da er sich von den Knieen wieder erhob, sagte er den Ketzerrichtern in's Angesicht: „Und sie bewegt sich doch!"

Die öffentliche Meinung hatte übrigens dazumal in ganz Europa eine solche Kraft gewonnen, daß der Papst Urban VIII. es nicht wagte, die gegen Galilei ausgesprochene dreijährige Kerkerstrafe ganz zu vollziehen. Er begnügte sich mit dem Widerrufe und dem Gefängnisse, welches der Greis in den Wintermonaten des Jahres 1633 hatte erdulden müssen.

Ein Huß und unzählige andere ließen eher ihr Leben, als daß sie ihre Ueberzeugung verleugneten. Galilei betrachtete den Widerruf als eine sinnlose Ceremonie, der er sich unterwarf. Allein er empfand doch das demüthigende dieser Handlung tief. Die Verbreitung der Wahrheit konnte das Papstthum nicht verhindern. Das Ansehen Rom's mußte aber in den Augen aller Männer der Wissenschaft noch tiefer erschüttert werden, indem sie den vergeblichen Kampf des Pfaffenthums gegen den Geist der Zeit so handgreiflich hervortreten sahen. Die Wissenschaft schritt vorwärts den Päpsten zum Trotze.

Die Sitze desselben vermehrten sich. Eine große Anzahl von Universitäten wurden in rascher Folge hinter einander gegründet: Marburg im Jahre 1529, Königsberg 1544, Dillingen †) 1554, Jena 1558, Helmstedt ‡) 1575, Altdorf 1576 ‖) Würzburg 1582, Grätz 1585, Paderborn §) 1592, Gießen 1607. Stadthagen hielt sich nur zwei Jahre lang 1619—1621, Rinteln von 1621—1810, Salzburg von 1623 bis 1810, Dorpat von 1630 bis heute, Münster von 1631—1818, Osnabrück von 1632—1633, Tornau von 1635—1777, zu welcher Zeit die Universität nach Pesth verlegt wurde, Herborn, welche später in ein Seminar verwandelt wurde, endlich Duisburg von 1635 bis 1804.

Von diesen Hochschulen hatten freilich die meisten confessionelle Tendenzen, welche deren wissenschaftlichen Bestrebungen großen Eintrag thaten. Allein im Ganzen genommen brachten sie der guten Sache doch mehr Vortheil, als Schaden.

Seit dem Ende des Mittelalters, d. h. seit sich die Nationen mehr und mehr ihre eigenen Bahnen brachen, und sich von ihren Tyrannen nicht mehr geduldig vorschreiben ließen, was sie denken und glauben sollten, machten sich diese ein Geschäft daraus, die für Wahrheit und Freiheit gegründeten Anstalten und Einrichtungen so schnell als möglich zu ihren Zwecken, d. h. zur Verbreitung der Lüge und des Despotismus auszubeuten. So suchten sie die Presse, so die Universitäten für sich in Beschlag zu nehmen. Theilweise gelang ihnen dieses auch, aber den größern Gewinn zogen doch die Völker aus den ursprünglich zu ihren Gunsten und von Männern aus ihrer Mitte angeregten Bestrebungen.

Die Art und Weise, wie Päpste und Könige im Gebiete der Wissenschaften wirkten, wird am anschaulichsten, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sie die hervorragendsten Träger derselben behandelten.

*) Er wurde geboren 18. Februar 1564, er starb 8. Januar 1642.

†) Diese Hochschule der Jesuiten ging im Jahre 1804 wieder ein.

‡) Sie bestand bis 1809. ‖) Sie dauerte bis 1807. §) Sie entschlief 1819.

Die Päpſte thaten Luther, Melanchton und deren hervorragendſte Anhänger in den Bann und hätten ſie gern verbrennen laſſen, wenn ſie dazu die Macht gehabt hätten; ſie brachten Giordano Bruno auf den Holzſtoß, vergifteten de Dominis und ließen mehrere Mordanſchläge auf Paul de Sarpi machen; ſie ſperrten Galilei ein und zwangen ihn, die von ihm verkündeten Wahrheiten zu widerrufen. Dagegen hegten ſie die Orden der Jeſuiten, Dominicaner und Franziscaner und dasjenige Wiſſen, welches dieſe verbreiteten, d. h. den vollkommenſten Gegenſatz der Wiſſenſchaft.

Die Könige ließen Luther und Melanchton, Hans Sachs, Keppler, kurz alle wahren Größen, ſo lange ſie lebten, darben, während ſie Tycho de Brahe, Rabelais und Leute ihres Schlages begünſtigten. Unter der Herrſchaft der ſpaniſchen Könige und italieniſchen Fürſten wurde jede Spur von Wiſſenſchaft erdrückt. Nur die Republik Venedig hegte einige Keime derſelben. Sie beſchützte und ehrte Paul de Sarpi. Die katholiſchen Fürſten begünſtigten katholiſche, die proteſtantiſchen proteſtantiſche Finſterlinge. Die Königin Eliſabeth von England that zwar nichts erhebliches zur Beförderung der Wiſſenſchaften, allein ſie hinderte dieſelben doch nicht. Guſtav Adolph war der einzige König dieſes Zeitabſchnitts, welcher in großartiger Weiſe für die Wiſſenſchaften Opfer brachte.

Unermeßliche Summen wurden auf Gründung von Verdummungsanſtalten aller Art, Klöſter, Kirchen, Pflanzſchulen für Geiſtliche u. ſ. w. verwendet, Millionen über Millionen in leeren Feſtlichkeiten verſchwelgt. Die Lehrer, welche der Natur der Sache nach durchaus unabhängig geſtellt ſein ſollten, ſtanden faſt aller Orten unter der Aufſicht der Geiſtlichen, wurden als eine dieſer untergeordnete Klaſſe von Menſchen betrachtet, hatten mit Armuth zu kämpfen und wurden von den Pfaffen gehemmt.

Das Verhältniß der Lehrer zu den Geiſtlichen gibt uns den beſten Maßſtab für die Geltung, welche das Wiſſen im Verhältniß zum Glauben hatte. Die Schule, welche das Wiſſen vertrat, wurde ſehr kümmerlich gehalten, die Kirche, welche auf dem Grunde des Glaubens ruhte, war reich und angeſehen. In proteſtantiſchen Ländern war das Verhältniß zwiſchen Kirche und Schule ſchon traurig genug beſtellt, in katholiſchen aber noch weit ſchlimmer. In jenen war doch gewöhnlich neben der großen Kirche ein kleines Schulhaus, und neben dem geehrten Herrn Pfarrer ein armes Schulmeiſterlein. In katholiſchen Staaten dagegen fehlte die Kirche zwar in keinem Dorfe, aber ſehr oft die Schule, und durchſchnittlich war dieſe weit ſchlechter beſtellt, als in den proteſtantiſchen Ländern.

Im Ganzen genommen verbeſſerte ſich doch im Laufe dieſes Zeitabſchnittes das Verhältniß der Schule zur Kirche, der Wiſſenſchaft zur Religion. Die Schule gewann, die Kirche verlor an Bedeutung. Das Pfund, welches auf die Schule verwendet wurde, trug reichliche Zinſen, dasjenige, welches die Kirche verſchlang, ging der Menſchheit verloren, oder brachte ihr Schaden.

§ 112. Künſte.

Die Freunde des Mittelalters und des Papſtthums ziehen ſich, wenn ſie aus allen übrigen Feldern zurückgeſchlagen ſind, gewöhnlich auf dasjenige der Kunſt zurück, und behaupten, daß auf dieſem Gebiete wenigſtens die katholiſchen Staaten, zumal Italien, den proteſtantiſchen das Banner vorangetragen hätten. Rotteck z. B. beginnt den Paragraphen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften mit den klingenden Worten: „Italien — wie zum Erſatz für ſeinen ſchwindenden Kriegs- und Freiheitsruhm — wurde die Heimath der ſchönen Kunſt.“ Allein dieſe Behauptung iſt ebenſo unmöglich, als ungeſchichtlich. Die Wahrheit iſt, daß Italien nicht ſo ſchnell, als auf dem Gebiete des Kriegs und der Freiheit

Digitized by Google

auch auf demjenigen der Kunst von den fortschreitenden Nationen der Erde eingeholt und überflügelt wurde. Italien wurde nicht im Laufe dieses Zeitabschnitts die Heimath der Kunst, vielmehr machte dieses Land wie auf jedem andern, so auch auf dem Gebiete der Kunst unausgesetzte Rückschritte von dem Augenblicke an, da die Reformation anfing, der Mittelpunkt der geistigen Bewegung der Völker Europa's zu werden. Seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts sank die Kunst, gleich allen übrigen edeln Bestrebungen in Italien, während sie sich im Schooße der protestantischen Völker, welche früher nur wenig darin geleistet hatten, mehr und mehr hob.

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erzeugte Italien noch große Dichter, Bildhauer, Baukünstler und Maler, doch später nicht mehr. Die Blüthen der Kunst wurden nicht minder, als diejenigen der Wissenschaft, von der rauhen Hand kirchlicher und weltlicher Despoten abgestreift, bevor sie Früchte tragen konnten.

Den italienischen Dichtern, welche gegen Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts geboren wurden, können wir die Anerkennung ausgezeichneter Naturanlagen nicht vorenthalten. Allein sie waren in der Wahl ihrer Gegenstände beschränkt und dieselbe Knechtschaft, welche mehr und mehr alle Beziehungen des italienischen Lebens in Ketten und Bande schlug, machte sich auch im Gebiete der Poesie fühlbar.

In Italien hätten sich die dichterischen Schwingen eines Shakespeare und eines Milton niemals entfalten können. In England hätten Ariosto und Tasso ganze andere Werke zu Tage gebracht, als sie unter dem Drucke kirchlicher und weltlicher Tyrannen in ihrem Vaterlande zu erzeugen vermochten.

Lodovico Ariosto war im Jahre 1474 geboren und hatte das Hauptwerk seines Lebens, den "Orlando furioso" schon vor dem Beginne dieses Zeitabschnittes (1516) im Drucke erscheinen lassen, obgleich er bis zum Jahre 1533 lebte und insofern theilweise wenigstens dieser Periode angehört. Er mußte, um sich auf den Schwingen seiner unerschöpflichen und großartigen Phantasie erheben zu können, in das Reich der Fabeln und der Wunder flüchten, und die wirkliche Welt mit ihren Mängeln und Gebrechen fast gänzlich vermeiden. Sein erhabener Geist, sein feiner Witz, seine treffende Ironie, seine hinreißende Sprache und der Wohllaut seiner Verse wären eines höheren Gegenstandes, als der rasende Roland ihm bot, würdig gewesen. Unter günstigeren Verhältnissen hätte er ein Meisterwerk erschaffen können, das den größten Dichtungen aller Zeiten würdig angereiht werden mochte. Ariosto war der letzte große Dichter Italien's. Torquato Tasso stand an frischer Kraft und hohem Schwunge schon tief unter ihm. Er war siebzig Jahre später als Ariosto geboren. Auf ihm lastete der Druck der Zeiten schon schwerer. Tasso mußte den Pfaffen und Fürsten, ohne deren Schutz er nicht zu leben vermochte, weit größere Zugeständnisse machen, und obgleich er sich nicht ganz und gar von den Kunstregeln seiner Zeit beherrschen ließ, so brachte er denselben doch einen guten Theil seiner poetischen Kraft zum Opfer. Sein „befreites Jerusalem" ruht wesentlich auf einer Idee, die, wenn auch nicht in Italien, so doch in den meisten übrigen Staaten Europa's, vollständig veraltet war. Die Verherrlichung des Papstthums und der Kreuzfahrer mochte den Tyrannen weltlichen und geistlichen Standes seiner und späterer Zeiten wohl gefallen. Alle Gebildeten, welche zu dieser Menschenklasse nicht gehören, konnten Tasso's Verse nicht bewundern. Sie mochten die Kunst des Dichters und seine geschichtlichen Kenntnisse, die er aber auf Kosten der Poesie an den Tag legte, gelten lassen. Für Freiheit und Recht, für Menschenwohl und Wahrheit konnte Tasso keine Anregung geben, und darum entbehrt seine Schöpfung der höheren Weihe der Kunst.

Neben diesen beiden Dichtern, welche unstreitig große Gaben besaßen, verschwinden alle übrigen dieses Zeitabschnittes in Italien. Die Ausartung des Geschmackes dieses

Landes erhellt am beſten daraus, daß es Leute, wie Berni, Peter Aretinus, Nicolo Franco und andere, ungeachtet ihrer geringen poetiſchen Talente, bis auf unſere Tage feierte und pries. Berni's Hauptwerk iſt eine Umarbeitung, oder vielmehr Verwäſſerung des Bojardo'ſchen „Verliebten Roland." Dieſes Werk wäre eine Unmöglichkeit geweſen, falls in der kurzen Zeit, welche zwiſchen Bojardo und Berni in der Mitte lag, der Geſchmack der Italiener ſich nicht um ein bedeutendes verſchlechtert hätte und doch war Berni nur ſechzig Jahre nach Bojardo geboren*) und nur ſechs und vierzig Jahre nach ihm geſtorben†). Die Zeit der Verſchlechterung des italieniſchen Kunſtgeſchmackes fällt alſo gerade mit dem Beginne der Reformation zuſammen.

Peter Aretinus‡) und Nicolo Franco waren ſo gemeine Menſchen und trugen den Stempel ihres Charakters ſo unverkennbar auf ihre Werke über, daß nichts mehr den ſchnellen Fall der italieniſchen Nation bekundet, als daß ſie ſo kurz nach den großen Dichtern Petrarca, Dante, Boccacio und Bojardo derartige ſchlechte Subjecte verehren konnte. Schon der Titel mehrerer Gedichte des Aretinus (Puttana errante, Sonetti lussuriosi) deuten den Schmutz an, den ſie behandeln. Da übrigens Aretinus nicht bloß zu ſpotten, zu verläumden und zu beſchimpfen, ſondern auch zu ſchmeicheln verſtand, und ſein Gift nur auf perſönliche Feinde ausgoß, ſeinen Weihrauch dagegen den Tyrannen ſeiner Zeit ſtreute, ſo lebte er in Herrlichkeit und Freuden, und bezog Gnadengehalte und Ehrengeſchenke von Päpſten, Königen und Kaiſer Karl V. Nicht mit Unrecht konnte er von ſich rühmen: „die Völker zahlen den Fürſten Tribut, und dieſe zahlen mir, ihrem Sklaven und ihrer Geißel ſchuldige Steuern."

Nicolo Franco ſtand mit dem Peter Aretinus auf ganz gleicher Höhe der Verworfenheit. Eine Zeit lang waren die Beiden gute Freunde, und halfen ſich gegenſeitig fort. Später veruneinigten ſie ſich und begeiferten ſich dann gegenſeitig zur Beluſtigung ihrer Landsleute. Zu ſeinem Unglücke erlebte aber Nicolo Franco den Regierungsantritt des Papſtes Pius V. Dieſer verſtand keinen Spaß, nahm Anſtoß an den Satyren des Dichters und ließ ihn hängen (1569). Aretinus war geſtorben, bevor Pius V. den päpſtlichen Thron beſtieg. Sonſt hätte er vielleicht das gleiche Schickſal gehabt.

Seit den Tagen Pius V. dichteten die Italiener gewöhnlich in der Mitte zwiſchen Ehrenketten und Galgen. Die einen trieben ſie zur Schmeichelei, die anderen hielten ſie von edler Freimüthigkeit und dem kräftigen Ausdrucke der Wahrheit ab. Unter ſolchen Verhältniſſen konnte Italien nicht Heimath der Kunſt ſein. Ich erwähne daher der ſpäteren Dichter Chiabrera, Ruggieri, Guarini und Marino nur, um anzudeuten, wie tief die Poeſie Italiens in kurzer Zeit ſank.

In Frankreich, woſelbſt ungeachtet der Bartholomäusnacht der Proteſtantismus nicht gänzlich unterdrückt werden konnte, erhielt ſich Freiheit des Geiſtes genug, um dichteriſche Werke aufkommen zu laſſen, obgleich auch dort das Genie ſtets mit den herrſchenden Machthabern zu kämpfen hatte. Allein ſchon der Zwieſpalt, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch Frankreich in zwei Lager theilte, verhütete eine gleichmäßige Schreckensherrſchaft, wie ſie auf Italien laſtete. Die Dichter, welche nicht wagten, offen die Gegner anzugreifen, hüllten ſich in das Gewand des Scherzes, und die Satyre brachte oft größere Wirkung hervor, als der Ernſt.

Villon, Clement Marot und Franz Rabelais ſpotteten über die Mißbräuche ihrer Zeit, doch waren ſie eines tief eingreifenden Kampfes gegen dieſelben unfähig. Villon gehörte noch dem Mittelalter an, denn er ſtarb kurz vor Ludwig XI. Er wurde nicht weniger als zwei Mal wegen gemeiner Verbrechen zum Tode verurtheilt, rettete ſich aber

*) Bojardo wurde geboren 1437, Berni geboren 1490.

†) Bojardo ſtarb 1490; Berni 1536. ‡) Aretinus geboren 1492, geſtorben 1556.

durch ſein poetiſches Genie, welches ihm viele Gönner warb. Clemens Marot hatte ſich der Gunſt der Margaretha von Valois, Franz Rabelais derjenigen ihres Bruders, Franz I. zu erfreuen. Marot dichtete zugleich die luſtigſten und die ernſteſten Lieder. Er war Meiſter des fließenden Geplauders und ſtreifte nicht ſelten in ſeinen poetiſchen Ergüſſen an das Zweideutige. Dies hielt ihn aber nicht ab, fünfzig Pſalmen zu überſetzen, welche von Katholiken und Proteſtanten viel geſungen und geleſen wurden.

Franz Rabelais'*), Gargantua und Pantagruel†) wird ſelbſt in unſeren Tagen noch gerne und viel geleſen. Er ſpottet darin über den Papſt und alle Geiſtlichen, obgleich er ſelbſt bis zu ſeinem Tode Pfarrer und eine Zeit lang ſogar Mönch geweſen war. Rabelais verſtand es, die Hiebe, welche er den Machthabern ſeiner Zeit verſetzte, ſo gut zu verhüllen, daß ſie ihm dieſelben nicht übel nahmen, vielmehr ihn bevorzugten.

Damals freuten ſich Kaiſer und Könige noch über einen guten Scherz, auch wenn er auf ihre Koſten gemacht wurde. In unſerer Zeit können ſie, im Bewußtſein ihrer Schwäche und Erbärmlichkeit keinen mehr ertragen. Im ſechszehnten Jahrhunderte herrſchte, trotz aller Ceremonien, im Umgange und in der Literatur ein viel ungezwungener Ton, als in unſeren Tagen. Ausdrücke und Wendungen, welche im neunzehnten Jahrhunderte ſehr anſtößig gefunden werden, waren damals ſehr gewöhnlich. Ich bin weit entfernt, die Grobheiten und Zweideutigkeiten der Vergangenheit in Schutz nehmen zu wollen, im Gegentheile betrachte ich es als einen weſentlichen Fortſchritt, daß wir dieſelben abgeſtreift haben. Allein wenn wir gerecht ſein wollen, dürfen wir an die Dichter des ſechszehnten Jahrhunderts nicht dieſelben Anforderungen ſtellen, als an diejenigen unſerer Tage.

Zu den poetiſchen Größen des ſechszehnten Jahrhunderts gehörte auch Margaretha von Valois, die Großmutter Heinrich's IV., bei welcher Clemens Marot Kammerdiener war. Sie ſchrieb weltliche und religiöſe Dichtungen. Die letzteren wurden bald vergeſſen. Die erſteren haben ſich bis auf unſere Tage erhalten. Schloſſer vergleicht ſie mit Boccaccio's Decameron und erzeigt ihnen damit, ohne es zu wollen, die größte Ehre.

Die geiſtreichſte poetiſche Schöpfung des ſechszehnten Jahrhunderts, welche auf die Geſchicke Frankreich's einen entſcheidenden Einfluß übte, war die Satyre Menippée‡). Ihren Namen erhielt ſie von dem cyniſchen Philoſophen Menippus, der ſich durch ſeine kräftige Ironie berühmt gemacht hat. Die Satyre erzählt mit treffendem Spotte die Verhandlungen der Pariſer Ständeverſammlung des Jahres 1593. Die katholiſche Partei ſuchte damals den Herzog von Guiſe, den Neffen des Generalſtatthalters Mayenne auf den franzöſiſchen Königsthron zu heben, und Heinrich IV. von demſelben auszuſchließen. Zu dieſem Zwecke machte ſie von den alten Kunſtgriffen ihrer Kirche den ausgedehnteſten Gebrauch. Dieſe hatten damals den größeren Theil ihrer verblendenden Kraft verloren, und boten den witzigen Anhängern Heinrich's IV. eine erwünſchte Gelegenheit, die Heuchelei, Scheinheiligkeit und bodenloſe Schlechtigkeit der Guiſen und ihres Anhangs, welche unter dem Aushängeſchilde der Religion ihren niedern Leidenſchaften fröhnten, zu geißeln.

Die drei erſten Theile der Satyre hatte Peter le Rol, der Almoſenier des Kardinals von Bourbon, geſchrieben. In dem erſten ſpottet er über das ſpaniſche Geld, welches die ganze unter dem Vorwande der Religion angeregte Bewegung unterhielt. Um ſpaniſches

*) S. auch oben § 28, S. 224.

†) De la vie, faitset dits héroiques de Gargantua et de son fils Pantagruel avec la prognostication pantagrueline.

‡) Satyre Menippee de la vertu du catholicon d'Espagne et de la tenue des états de Paris. Sie findet ſich in vielen Abdrücken, unter andern in den Memoires de la Ligue. Amſterdam 1758. Band V. S. 469 ff. Die beſte Ausgabe führt den Druckort Ratisbonne und die Jahreszahl 1726.

Geld dreht ſich der eigentliche Inhalt des erſten Abſchnittes, des ſogenannten Katholicon. Die Proceſſion, welche die katholiſche Partei, bei Eröffnung der Ständeverſammlung abhielt, bildet den Stoff des zweiten Theiles, welcher mit bitterer Ironie zeigt, daß die Partei der Guiſen aus den verwerflichſten Beſtandtheilen, trägen Mönchen, fanatiſchen Geiſtlichen und verdummtem Pöbel zuſammengeſetzt ſei. Der dritte (Tapiſſerie) beſchreibt die auf den Wänden des Ständeſaales vorgeblich angebrachten Bilder und benützt dieſelben, um das Thörichte des ganzen Unternehmens der Spanier und Guiſen darzuſtellen.

Das Werk Le Roi's fand großen Anklang. Peter Pithou und mehrere andere Männer von Geiſt, namentlich Gillot, Paſſerat, Rapin und Florent Chretien verbanden ſich, um die Idee des Le Roi mit mehr Nachdruck und Schärfe weiter auszuführen. Sie verſpotteten die Reden, welche in der Verſammlung gehalten wurden und machten die Ligue ſo lächerlich, daß ſie ſich von dieſem Schlage nie wieder erholen konnte.

Der Geiſt der ganzen Satyre ſpricht ſich am beſten in folgenden vier Verſen aus:

„Warum haben die Liguiſten
Nicht e i n Kreuz, wie andere Chriſten?
Weil den Herrn in unſeren Tagen
Sie an's Kreuz von neuem ſchlagen.“*)

In der Rede, welche die Satyre dem Lieutenant Civil D'Aubray in den Mund legt, ſchildert dieſer den namenloſen Jammer, welchen der Bürgerkrieg über Frankreich brachte. Der ehemalige Rektor der Pariſer Univerſität und nachherige Biſchof von Senlis, Roſe und der Erzbiſchof von Lyon machen durch die ihnen zugeſchriebenen Reden die Dummheit des fanatiſchen Theiles der Ligue anſchaulich. Beſonders lächerlich erſcheint der Kardinal-Legat Philipp de la Sega, indem er vor der franzöſiſchen Verſammlung in einem Gemiſch von Mönchslatein und italieniſchen Worten die ganze Bosheit und Unwiſſenheit des päpſtlichen Stellvertreters kund thut. In ähnlicher Weiſe iſt der Kardinal Pelleve dargeſtellt, nur daß er ſtatt der italieniſchen die franzöſiſche Sprache mit Mönchslatein vermiſcht.

Die bedeutendſte aller Reden der Menippée iſt diejenige des Herzogs von Mayenne. Er rühmt ſich darin der Thaten der Ligue mit folgenden Worten:

„Und durch unſeren guten Fleiß haben wir gemacht, daß dieſes Königreich, welches nur ein wollüſtiger Garten des Vergnügens und des Ueberfluſſes war, ein großer und weiter allgemeiner Kirchhof voll ſchöner gemalter Kreuze, Todtenbahren und Galgen geworden iſt.“

Ueber die Ermordung König Heinrich's III. von Frankreich ſpricht ſich der Herzog von Mayenne aus, wie folgt:

„Aber durch die guten und andächtigen Gebete der Väter Jeſuiten, durch die Bemühungen der gnädigen Frau, meiner Schweſter, und durch die Vermittelung einiger heiligen Kloſterbrüder und Beichtväter fanden wir einen heiligen Märtyrer, welcher jenen vom Himmel verordneten rettenden Dolchſtoß führte, und uns aus dem Elende und dem Gefängniſſe erlöſte in das wir nothwendigerweiſe bald hätten gerathen müſſen.“

Ueber die Art und Weiſe in welcher ſich die Ligue der ihr zu Gebote ſtehenden kirchlichen Waffen und Aufregungsmittel bediente, ſpricht ſich der General-Statthalter folgendermaßen aus:

„Haben wir nicht unſere Feinde excommuniciren und ſchwarz machen laſſen, wie

*) Dites moi donc, que signifie,
Que les ligueurs ont double croix?
C'est qu'en la ligue on crucifie
Jesus-Christ encore une fois.

Teufel? Haben wir nicht die Eide der Brüderſchaft des Strickes und des Namens Jeſu erneuern laſſen*)?

„Wir haben Prozeſſionen angeordnet, die ihres Gleichen nicht halten, weil ſie mit allem Pomp der ſchönſten Maskeraden, welche je geſehen wurden, umgeben waren. Wir haben ferner unter der Hand in unſerem Frankreich ſpaniſches Katholicon ausſtreuen laſſen, d. h. einige Dubionen, welche unter den angeſehenſten Liguiſten (Cordons bleu politiques) gar wunderbare Wirkung gehabt haben."

In einem Theile der Satyre, welcher ſich aber nicht in allen Ausgaben findet, erhalten die Pariſer Bürger, die ſich von der Ligue als Werkzeuge gebrauchen ließen, wohlverdiente Züchtigung. Sie werden unter dem Bilde eines Eſels dargeſtellt, deſſen Tod beſungen wird. Wir theilen hier den Schluß der Satyre mit, welcher andeutet, wie die Pfaffen zu verfahren pflegen, wenn ſie eines Bundesgenoſſen nicht mehr zu bedürfen glauben.

„Er ſollte nicht vor Alter ſterben,
Und ſich nicht mühen um ſein Grab.
Zum Vortheil ſeiner frommen Erben
Ein Metzger dreißig Gulden gab.
Sein Fleiſch, das wurde wohl zerſtückt
Und dem Legaten zugeſchickt.
Für ſich behielt der nur das halbe,
Der Reſt ging fort als Fleiſch vom Kalbe."

Bis zum heutigen Tag paßt dieſe Satyre auf die Spießbürger, Pfaffen und Fürſten aller Länder Europa's. Doch ſie verſtehen ſie nicht und kennen ſie nicht. Es wäre daher wohl zu wünſchen, daß einige Männer von Geiſt zuſammen träten, und eine ähnliche Satyre über die verrotteten Zuſtände unſerer Tage ſchrieben. Napoleon III. iſt nicht beſſer, als der Herzog von Mayenne. Die Königin Chriſtine und Iſabelle von Spanien bieten weit beſſern Stoff, als Philipp II. Hier iſt ein Feld für die Satyre, wie die Verfaſſer der Menippée es nicht beſſer hatten.

Nach der Menippée ſchufen die Franzoſen im Laufe dieſes Zeitabſchnits nichts mehr, was verdiente, in einer Weltgeſchichte erwähnt zu werden. Die ſchwachen Verſuche, welche ſie unter dem Schutze des tyranniſchen Kardinals Richelieu auf dem Gebiete der Poeſie machten, beweiſen nur, daß ohne Freiheit keine ſchöpferiſche Kraft entſtehen und ſich entfalten kann. Wir verlaſſen daher hier die franzöſiſche Muſe, um uns im Süden der Pyrenäen umzuſehen.

Die Spanier und Portugieſen gehörten im Anfange dieſes Zeitabſchnittes zu den mächtigſten und reichſten Völkern der Erde. Eine lange Reihe glücklicher Kriege, welche ſie gegen die Mauren geführt hatten und ruhmvoller Entdeckungen im fernen Oſten und Weſten hatten ihrer Phantaſie einen ungewöhnlichen Schwung gegeben. Die Stellung, welche ſie als Vorkämpfer der katholiſchen Kirche einnahmen, machte ſie zwar unempfänglich für die ruhigen Forſchungen der Wiſſenſchaft, hob aber ihr Selbſtgefühl und ihren religiöſen Fanatismus und führte ſie zu dichteriſchen Ergüſſen, welche der Stimmung der beiden Nationen entſprach.

Der Portugieſe Camoëns beſang in ſeiner „Luſiade" die Unternehmungen ſeiner Landsleute im fernen Oſten. Sein Gedicht erhielt dadurch einen erhöhten Reiz, daß der Verfaſſer an Ort und Stelle den Stoff zu ſeinem Werke ſammelte.

Den Portugieſen ſchmeichelte die Dichtung, da ſie allen Vorurtheilen der Nation hul-

*) Die Brüderſchaft des Namens Jeſu hatte nämlich eidlich gelobt, niemals einen „ketzeriſchen" Prinzen als König anzuerkennen, namentlich nicht Heinrich von Bourbon, den vorgeblichen König von Navarra, und ſich in keinerlei Weiſe auf irgend einen Frieden oder Waffenſtillſtand zwiſchen Katholiken und Ketzern einzulaſſen.

digte. Diese nahm an der gekünstelten und bombastischen Form derselben keinen Anstoß Je weniger glorreich die spätere Geschichte der Portugiesen war, desto fester klammerten sie sich an ein Werk, welches sie verherrlichte. Diejenigen, welche gewaltsame Eroberung und Verbreitung irgend einer Glaubensansicht für schön, gut und groß halten, mögen an der „Lusiade" Geschmack finden. Wer die friedlichen Eroberungen des Menschengeistes und die Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst vorzieht, wird an dieser Dichtung schwerlich viel Gefallen haben.

In einem ähnlichen Sinne ist das Heldengedicht „Araucana," welches der Spanier Alonzo de Ercilla y Zunniga über den Kampf, den seine Landsleute mit den letzten Resten der peruanischen Bevölkerung in den araucanischen Gebirgen führten, schrieb. Nur muß dieses Werk das sittliche Gefühl jedes unbefangenen Menschen noch mehr empören, als die Lusiade, denn die Spanier erdrückten durch ihre Uebermacht die für die Freiheit kämpfenden Araucaner, während die Portugiesen wenigstens dadurch einiges Interesse einflößen, daß sie nur kleine Schaaren den zahlreichen Heeren ihrer Feinde entgegenzusetzen hatten.

Mit besonderer Vorliebe warfen die Spanier sich auf die verschiedenen Arten des Drama's. Sie behaupten, vier und zwanzig tausend Stücke geschaffen zu haben. Der berühmteste und fruchtbarste ihrer Dramatiker dieses Zeitabschnittes war Lope Felix de Vega Carpio. Der Papst Urban VIII. beehrte diesen Dichter mit dem Malteser-Kreuze, mit dem Titel eines Doctors der Theologie und mit dem Amte eines apostolischen Kammer-Fiscals. Die Inquisition ernannte ihn zu ihrem Familiaris. Je mehr die Pfaffen von Vega entzückt waren, desto weniger konnte er natürlich den Ansprüchen Genüge leisten, welche denkende Menschen an einen Dichter stellen. Seinen unendlich zahlreichen Stücken fehlt aller innerer Zusammenhang und alle Einheit der Handlung. Von einer durchgeführten Charakterzeichnung findet sich in seinen Werken keine Spur. Dessen ungeachtet verstand er es, seine Landsleute zu rühren, zu unterhalten und zu belustigen. Wundergeschichten, Legenden, selbst die Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle boten ihm einen unerschöpflichen Stoff. Er schrieb geistliche und weltliche Stücke, Possen und Frohnleichnamsspiele, zog sich nach dem Tode seiner Frau in ein Kloster zurück und nahm die Weihen*).

Ganz gleichen Geistes Kind war Calderon de la Barca. Doch schrieb er nicht so regellos, wie Vega. In seinen Schauspielen findet sich einige Verwickelung und seine Personen sind nicht ohne Charakter. Er war gleich Lope de Vega, ein großer Liebling der weltlichen und geistlichen Machthaber. Philipp IV. ernannte ihn zum Ritter von St. Jago, und verlieh ihm eine Pension. Auch Calderon trat in seinen alten Tagen in den geistlichen Stand ein und vermachte sein großes Vermögen der Brüderschaft von St. Pedro, der er sich kurz vor seinem Tode angeschlossen hatte.

Obgleich Calderon bis zum Jahre 1681 lebte, führen wir ihn doch hier an, weil er die besten seiner Werke im Laufe dieses Abschnittes schrieb*).

Der einzige spanische Schriftsteller dieser Zeit, dem wir Geschmack abgewinnen konnten, ist Cervantes Saavedra. Sein Don Quixotte de la Mancha ist ein unsterbliches Werk, voll von Witz und Heiterkeit und hat auch insofern Verdienst, als es die abgeschmackten Ritter-Romane früherer Zeit mit wohl verdientem Spotte geißelt. Da Cervantes ein Dichter von hohem Geiste und weder Pfaffen noch Fürstenknecht war, hatte er, ungeachtet der Reichhaltigkeit seiner Muse, welche unzählige Dramen, Novellen und andere Werke schuf, sein ganzes Leben lang mit Armuth zu kämpfen. In seinen letzten Jahren

*) Lope Felix de Vega geboren 1562, gestorben 1635.

†) Calderon war im Jahre 1600 geboren.

Digitized by Google

unterstützte der Graf von Lemos den Dichter. Sonst würde er noch mehr gelitten haben*). Keine Inschrift bezeichnet das Grab von Cervantes. Doch das Denkmal, das er selbst sich in seinen Werken schuf, überdauert den Leichenstein, welchen die lachenden Erben der Brüderschaft von Pedro dem Calderon de la Barca setzten.

Während des ganzen Mittelalters waren die Engländer in Künsten und Wissenschaften hinter den meisten Völkern Europa's zurück geblieben. Wir konnten von den Leistungen der englischen Nation auf diesen beiden Gebieten bisher nur wenig berichten†).

Um so großartiger war der Aufschwung, welchen diese im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts nahm. Zwar hatte Chaucer, welcher im Jahre 1405 zu Oxford starb, einige schwache Versuche auf dem Gebiete der Dichtkunst gemacht. Thomas Sackville, Lydgate und Edmund Spenser gewannen im sechszehnten Jahrhundert schon größeren Ruhm und Shakespeare's Riesengeist schuf Werke, welche bis auf den heutigen Tag unübertroffen, ja unerreicht geblieben sind‡).

Auch er hatte zu leiden. Doch sein kräftiger Geist bot dem Unglücke Trotz und brach sich Bahn im Kampfe mit außerordentlichen Schwierigkeiten. Vielleicht ist sein früher Tod den Mühseligkeiten zuzuschreiben, die er in jungen Jahren zu bestehen hatte. Shakespeare verschmähte es nicht, Souffleur zu werden und als Schauspieler aufzutreten. Von den untersten Stufen der Theaterwelt stieg er empor zu der höchsten, welche im Laufe von zwei und einem halben Jahrhundert ihm Niemand streitig machen konnte.

Schlosser behauptet zwar, Shakespeare gehöre nicht der Regierungszeit der Königin Elisabeth an. Allein es steht geschichtlich fest, daß seine besten Werke, so namentlich: der Kaufmann von Venedig, Romeo und Juliette, Sommernachtstraum, die lustigen Weiber von Windsor, Hamlet und viele andere vor 1603, dem Todesjahre der Königin Elisabeth, schon gedruckt waren. Später hat Shakespeare schwerlich mehr viel geschrieben, da er um diese Zeit schon viel Land und zwei Häuser in Strattford besaß, und damit umging, sich ganz in seine Vaterstadt zurück zu ziehen, was er im Jahre 1612 auch wirklich that.

Nur in einem freien Lande, wie es Albion unter der Regierung der Königin Elisabeth war, konnten so großartige Schöpfungen, wie diejenigen Shakespeare's entstehen. Man fühlt es seinen Dichtungen an, daß er die Schwingen seines Geistes in ihrer vollen Kraft entfalten konnte, daß keine Furcht vor Censur und Polizei, oder auch nur vor einem befangenen Publikum ihn hemmte. Es ist bekannt, daß die Königin Elisabeth selbst sich der Stücke Shakespeares freute.

Von keinem Fürsten der Erde wird ein wahrer Dichter mehr verlangen. Hat er Freiheit, so wird er sich schon selbst weiter helfen. Er geht nur unter, wenn ihm die Gewalt die Fittige beschneidet, bindet oder bricht.

Schon 1596, also in einem Alter von nur zwei und dreißig Jahren war Shakespeare ein wohlhabender Mann. Im Jahre 1589, da er fünf und zwanzig zählte, war er einer der Besitzer des Black friars-Theaters. In unsern Tagen wäre ein gleich großes Genie in diesem Alter längst eingesperrt worden oder verhungert. Ich setze dadurch unsere Zeit nicht unter diejenige Shakespeare's. Denn die furchtbare Knechtschaft, welche auf Europa lastet, ist die Folge des begonnenen Kampfes. Die Tyrannen fühlen sich unsicher auf ihren Thronen, zittern vor jedem Hauche der Freiheit und unterdrücken ihn daher längst ehe er zum Sturme werden kann. In den Tagen Shakespeare's war auf politischem Boden fast vollkommene Ruhe. Der Kampf wurde in England und in den meisten übri-

*) Cervantes war geboren im Jahre 1547 und starb 1616.

†) S. Weltgeschichte Buch VI. § 90, 106, 107.

‡) Shakespeare geboren im April 1564, gestorben 1615.

gen Reichen Europa's nur auf religiöſem Gebiete geführt, und unſer Dichter war weiſe genug, weder für biſchöflichen, noch für puritaniſchen, weder für katholiſchen, noch proteſtantiſchen Unſinn zu ſchwärmen.

Die Zeit der Königin Eliſabeth bildet unſtreitig den Glanzpunkt der monarchiſchen Verfaſſung der geſammten Weltgeſchichte. In keinem Reiche beſtand zu irgend einer Zeit unter Monarchen größere Freiheit, mehr Gerechtigkeit und ein höherer Schwung der Gefühle, als in dem halben Jahrhundert, welches dieſe große Königin beſeelte. Nur unter ſo außerordentlich günſtigen Verhältniſſen konnte der größte Dichter aller Zeiten ſich entwickeln. Hoch über Homer, Dante und Göthe ſtand Shakeſpeare, denn er hatte die ganze dichteriſche Kraft dieſer drei Heroen der Poeſie, ohne durch die beſchränkte Weltanſchauung des erſten, die verſchrobenen römiſch-katholiſchen Religionsbegriffe des zweiten und die Fürſtendienerei des dritten gehemmt zu ſein. Dante und Göthe waren viel zu gelehrt, um ſich mit Shakeſpeare meſſen zu können. Der Ballaſt ihres Wiſſens, d. h. der furchtbaren Maſſe des Unſinns, die ſie in ſich aufgenommen hatten, und niemals in reiferen Jahren ganz wieder abſtreifen konnten, und die Macht der Verhältniſſe, welche ihre Freiheit beſchränkte, hemmte den Flug ihres Geiſtes. Shakeſpeare's Kraft litt nicht darunter, daß er Lampen putzen, in den Souffleurkaſten kriechen und ſchauſpielern mußte. Hätte Dante zu arbeiten verſtanden, wie er, ſo hätte er das an fremdem Tiſche genoſſene „ſalzige" Brod verſchmäht, und ſich die Ermüdung erſpart, welche das Steigen „fremder Treppen" ihm koſtete*). Die Lage Shakeſpeare's war viel trauriger als diejenige Dante's, da er ſeiner Vaterſtadt den Rücken kehren mußte. Er war wegen Wilddiebſtahls verfolgt, Dante wegen eines politiſchen Verbrechens, welches in den Augen einer mächtigen Partei ihm zur Ehre gereichte. Göthe's äußere Verhältniſſe waren ungewöhnlich günſtig. Er nahm mit Freuden, ohne allen Drang der Noth das fürſtliche Joch auf ſich, das ſeinen Geiſt nieder drückte. Er fühlte nicht, daß er dadurch gehemmt wurde, ſo lieb waren ihm die damit verbundenen Vortheile.

Homer, der heimathloſe wandernde Sänger ſteht würdig dem Dichter von Stratford zur Seite. Doch Shakeſpeare hatte die Schätze von zwei und einem halben Jahrtauſend vor ihm voraus. Mit deren Hülfe konnte er, bei gleicher poetiſcher Begabung, natürlich mehr leiſten, als der Mäonide mit den geringen Mitteln, welche deſſen Zeit ihm an die Hand gaben.

Homer kannte nur Griechenland, Shakeſpeare die ganze Welt. Zudem ſtand Shakeſpeare weit erhabener über den Vorurtheilen ſeiner Zeit und ſeines Landes, als Homer. Dieſer war Grieche und glaubte an die Götter ſeines Vaterlandes. Shakeſpeare war Weltbürger auf politiſchem und religiöſem Gebiete, ohne dadurch die innigſte Verbindung mit ſeinen Landsleuten zu lockern. Der Reichthum von Gedanken, Gefühlen und Bildern, welcher ſich in den ſieben und dreißig Stücken findet, die Shakeſpeare geſchrieben, iſt ſo groß, daß mir dagegen die Schätze aller übrigen Dichter ſehr klein erſcheinen, und dieſe Fülle des Geiſtes erhält dadurch ihre Weihe, daß ein unausgeſetzter Kampf mit dem Laſter, mit der Leidenſchaft und der Tyrannei durch alle ſeine Werke hindurch geht. Welche unendliche Stufenleiter ſteigt von Falſtaff, Othello und Richard III. bis zu Desdemona, Julietta und Portia empor! Von welcher Vollendung zeugen ſeine Poſſen und ſeine Trauerſpiele! Shakeſpeare verſtand es, jene Regungen des Herzens, welche ſo weit aus einander liegen, als der heiterſte Scherz und der bitterſte Ernſt in einem Stücke zu verbinden. Welcher Dichter hat jemals ſo widerſprechende Gegenſätze, wie ſie ſich im Kaufmann von Venedig finden, zu einem harmoniſchen Ganzen zu vereinigen gewußt!

Shakeſpeare erſcheint mir, wie der Spieler eines Klaviers, deſſen Taſten die ganze

*) S. Weltgeſchichte Buch VI. § 40.

Gefühls- und Gedankenwelt der Menschheit umfassen. Jeder Ton, den er anschlägt, ist richtig und bildet im Vereine mit den übrigen zugleich die reinste Melodie und die erhabenste Harmonie.

Die Charaktere, welche der Dichter uns vorführt, sind alle naturtreu. Doch erheben sie sich so hoch über das Gewöhnliche, nehmen von dem Idealen so viel in sich auf, daß wir nicht wissen, ob wir mehr deren frische Kraft oder deren ideale Färbung bewundern sollen. Die thatsächlichen Bestandtheile seiner Schöpfungen sind trefflich gewählt und vom dichterischen Geiste so durchdrungen, daß sie demselben Körper geben, ohne jemals zu schwer in das Gewicht zu fallen. Die Wahrheiten, welche Shakespeare mit vollen Händen um sich streut, entsprechen den Ereignissen, die er uns vor die Seele führt und nehmen bald die Gestalt des Witzes und Scherzes, bald die Form des erhabensten Ernstes an.

Shakespeare ist nicht nur groß in dem Plane seiner Werke und in den Haupt-Personen derselben. Die Ausführung bis in die geringste Einzelheit ist meisterhaft. Licht und Schatten, Laster und Tugend passen zusammen. Die Gemälde, welche er vor uns aufrollt, sind vortrefflich gruppirt, Vorder- und Hintergrund heben die Hauptgestalten, und das Ganze ist immer aus einem Gusse. Zugleich ist Shakespeare ein Meister des Ausdrucks, wie kein anderer vor und nach ihm.

Daß er in seinen Possen bisweilen in das Gemeine fällt, beweist nur, daß er sich nicht in jeder Beziehung über seine Zeit erheben konnte.

Neben Shakespeare hatten alle übrigen Dichter Mühe, aufzukommen. Doch verdienen Beaumont, Fletcher, Johnson und Massinger ehrenvoll erwähnt zu werden. Philipp Sidney, den die Engländer als Prosaiker rühmen, ist von seinen Landsleuten sehr überschätzt worden und ist für andere Nationen von keiner Bedeutung. Milton verlebte den größern Theil seines Mannesalters nicht in diesem Zeitabschnitte*) und dichtete namentlich sein berühmtes Werk†) erst im folgenden.

In der Kunst traten dieselben Veränderungen ein, wie in allen übrigen Beziehungen des Lebens. In der Religion genügten die alten Glaubensformeln, in Wissenschaft und Kunst die alten Muster dem selbstständigeren Geiste der Neuzeit nicht mehr. Dieser wollte lieber auf eigenen Füßen wankend, als auf fremden mit Sicherheit weiter schreiten. Die sklavische Nachahmung der Werke des Alterthums hörte auf und je nachdem der frische Geist der Neuzeit stärker oder schwächer war, entstanden kräftigere oder bedeutungslosere Schöpfungen. Für diejenigen Nationen, welche gewissermaßen nur von den Brocken der Vergangenheit gelebt hatten, wie die Italiener, trat daher dem Scheine nach ein großer Rückschritt ein, obgleich ich in dieser Veränderung nur eine Sammlung der schwachen Kräfte zu späterer selbstständiger Thätigkeit erblicken möchte. Denn auch die Italiener rissen sich später, als das Joch, das auf ihrem Nacken ruhte, etwas weniger drückend wurde, aus ihrer Schlaffheit auf und bewiesen, daß in ihrer Mitte nicht alle Kraft erstorben war.

Die Baukunst hatte im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien einen großen Aufschwung genommen. Das größte und berühmteste Gebäude, welches in dieser Zeit begonnen wurde, war die Peterskirche zu Rom. Doch bevor dieselbe vollendet war, wurde die Anstalt selbst, zu deren Verherrlichung sie dienen sollte, zur Hälfte niedergerissen, und einer der mächtigsten Beweggründe dazu war die außerordentliche Unverschämtheit, mit welcher die erforderlichen Summen von der Christenheit erpreßt wurden. Nach Bramante leiteten Rafael und später Michel Angelo den Bau der Peterskirche. Der letztere verfiel aber schon in viele Fehler. Indem er mit ungezügelter Heftigkeit nach malerischen Effekten haschte, verletzte er den reinen Baustyl und wurde barock. Er wollte die alten klassischen Formen übertreffen, wich von ihnen ab und verdarb sie. Derselben falschen Richtung folg-

*) Er war geboren 1608 und starb 1674. †) Das verlorene Paradies.

ten auch Palladio*), Vignola†) und andere berühmte Baumeister dieser Zeit. Später nahm die Baukunst in Italien mehr und mehr ab. Die Ausartung des Baustyls trat in der Porta Pia, welche Michel Angelo in seinem Todesjahre (1564) baute, schon klar zu Tage. Noch mehr riß aber die Willkür im siebenzehnten Jahrhundert ein. Domenico Fontana(1543—1607), Carl Maderno (1556—1629) der Vollender der Peterskirche, und andere galten zwar in ihrer Zeit für große Baumeister, allein sie waren es nicht.

Die übrigen Nationen Europa's, welche früher von den Italienern, wie die übrigen Künste, so auch die Baukunst gelernt hatten, machten sich im Laufe dieses Zeitabschnitts von ihnen mehr und mehr unabhängig und folgten eigenen Bahnen. Es bildete sich der sogenannte Renaissancestyl, welcher nicht den Ernst und die Reinheit der alten klassischen Formen besaß, vielmehr sich mit einer gewissen Zierlichkeit und Eleganz begnügte und nicht selten in Spielerei und in das Barocke ausartete. Das Schloß von Chambord und die westliche Façade des Louvre gingen aus dieser Schule unter Franz I. hervor. In England brach sich dieser neue Baustyl erst im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Bahn. Das königliche Schloß von Whiteball, welches Zeuge des Glanzes und der Hinrichtung des Königs Karl I. war, und ein Theil des großen Spitals zu Greenwich sind in dem Renaissancestyl gebaut. In Spanien hatte sich dieser Styl zuerst in überreicher Form entwickelt. Später kam nach italienischen Mustern ein klassischer Styl auf, welcher aber zu sehr nach imposanten Formen strebte und daher oft etwas hart wurde. Gegen Ende trug derselbe, da er der Richtung Philipp's II. besonders entsprach, den Sieg davon. Die Niederländer bauten frühzeitig prachtvolle Rathhäuser, namentlich zu Brügge, Lüttich und Antwerpen in einem Style, welcher den Uebergang zur Renaissance bildet. In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts schuf van Campen der Stadt Amsterdam ihr großes Rathhaus. In Deutschland, wo fast nur Fürsten große Bauwerke bezahlen konnten, herrschte während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts der italienische Styl vor. Diesem verdanken namentlich Ferdinand's I. Belvedere bei Prag und der sogenannte Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses seine Entstehung. Im siebenzehnten Jahrhunderte wurden die Deutschen in der Baukunst selbstständiger. Elias Holl von Augsburg, welcher seiner Vaterstadt ihr Rathhaus baute, fällt noch in diesen Zeitabschnitt. Später nahm die Zahl trefflicher deutscher Meister und großartiger Bauten sehr zu.

Die Bildhauerei nahm in Italien nach Michel Angelo‡) zusehends ab und in den übrigen Theilen Europa's erstanden ihr keine Jünger von weltgeschichtlicher Bedeutung. Auch Benvenuto Cellini war nur ein Nachahmer Michel Angelo's, so groß auch die Meinung war, die er von sich selbst hegte und in seiner Autobiographie auf heitere Weise der Nachwelt überlieferte.

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hatte die Malerei, gleich allen Künsten und Wissenschaften denjenigen Höhepunkt erreicht, dessen sie im Gängelbande des Alterthums fähig war. Die alten Formen wichen, neue, selbstständige Bestrebungen tauchten auf. Italien, welches an der alten Schule festhalten wollte, blieb zurück, auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft nicht minder, als auf dem Felde des Staats und der Kirche. Denn die Gesetze der Natur sind mächtiger, als die Verordnungen von Päpsten, Kaisern und Königen.

Der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ist epochemachend nicht bloß für die religiöse Entwickelung der Völker Europa's und diejenigen Erscheinungen des Lebens, welche durch sie bedingt waren, sondern ganz gleichmäßig auch für Kunst und Wissenschaft. Die

*) 1518—1580. †)1509—1573.

‡) S. Weltgeschichte Buch VI § 107

Reformation war nichts weiter, als eine der vielen Folgen des frischen Strebens der Nationen nach Selbstständigkeit. Nicht mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, nicht mit der Entdeckung Amerika's, deren Folgen erst weit später und mittelbarer von Bedeutung wurden, sondern mit dem zweiten oder dritten Jahrzehnte des sechszehnten, mit der Reformation traten die Spuren neu erwachten Völkerlebens zugleich in allen civilisirten Staaten Europa's und in allen Richtungen menschlicher Thätigkeit zu Tage.

Wir haben schon im vorigen Buche die großen italienischen Maler besprochen, weil sie ihrer ganzen Auffassung nach dem Mittelalter angehören, obgleich sie theilweise noch in die Neu-Zeit hineinreichen.

Nach Tizian erzeugte Italien noch manche bedeutende Maler, allein eine Abnahme in der Kunst wurde mehr und mehr unverkennbar. Es bildeten sich zwei Malerschulen. An der Spitze der einen standen die drei Caracci. Die andere erkannte Michael Angelo da Caravaggio als ihr Muster an.

Die ersteren, die man Eklektiker nannte, weil sie, ohne irgend einem Meister blind zu folgen das Gute Aller nachzuahmen suchten, fielen bald in das Manierirte. Die Anhänger der zweiten Schule (der Naturalisten), glaubten in der treuen Nachbildung der Natur das höchste Ziel der Kunst zu finden. Sie vernachlässigten deren ideale Seite, wurden oft roh und frech, und konnten den Verfall der Malerei nicht hemmen. Nichts desto weniger waren Paul Veronese (1530—1588), Guido Reni (1575—1642), Franzisco Albani (1578—1660), Domenico Zampieri (1581—1641), Guercino von Zento (1590—1666), desgleichen Michael Angelo da Caravaggio (1569—1609) sehr bedeutende Künstler.

Im siebenzehnten Jahrhunderte sank die Malerei noch tiefer herab. Peter Laar führte die sogenannten Bambocciaden, d. h. die groteske Behandlung von Gegenständen des gemeinen Lebens ein. Seine Nachfolger fielen oft in das Gemeine.

In den Niederlanden wurde die Malerei ungeachtet des dort herrschenden achtzigjährigen Krieges mit großer Vorliebe gehegt. Anton van Dyck (1599—1641) und Peter Paul Rubens (1577—1640) gehörten zu den berühmtesten Künstlern ihrer Zeit. Beide hatten aber keinen Sinn für den Freiheitsdrang der Völker und die neuen Ideen, welche rings am sie her wogten. Sie malten im Dienste der Fürsten, welche sie gut bezahlten, und nach mittelalterlichen Mustern. Sie brachen der Kunst keine neuen Bahnen. Sie schwangen sich weder zu freiheitlichen, noch volksthümlichen Künstlern empor. Ihr Pinsel trat mit dem fortschreitenden Geiste der Zeit in keine Berührung. Der große Freiheitskampf der Niederländer, in deren Mitte sie sich bewegten, entzündete keine Begeisterung in ihrer Seele. Spurlos ging er an ihnen vorüber.

In unserm deutschen Vaterlande waren die Wirren der Reformation der Kunst nicht förderlich. Der alte Glaube war erschüttert und der neue nahm unter der Zuchtruthe unserer protestantischen Theologen bald eine so gezwungene und unnatürliche Gestalt an, daß er zu keinen großartigen Schöpfungen begeistern konnte. Hierzu kamen noch die nicht endenden kleinen Streitigkeiten, die beengenden Kriegsgefahren und am Ende der furchtbare dreißigjährige Krieg, welcher die Reste der Kraft der Nation, die durch protestantische und katholische Pfaffen nicht gelähmt oder gebrochen worden waren, in Anspruch nahm.

In Spanien geschah zwar während des sechszehnten Jahrhunderts ungeachtet das Land von inneren Kriegen verschont blieb, nur wenig für die Kunst. Es bereiteten sich die Schulen des siebenzehnten Jahrhunderts vor, deren glänzendster Stern, Bartolomeo Estebe Murillo, aber (1618—1682) dem folgenden Zeitabschnitt angehört. Natürlich konnten sich die Spanier über den Gesichtskreis des Mittelalters in der Malerei nicht erheben und die düstere Färbung ihrer Bilder, welche nicht selten bis in's schwarze hinein-

fällt, deutete den finstern Charakter ihrer staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände an.

Während des Tridentiner Concils war die Musik einmal in großer Gefahr, gänzlich aus der katholischen Kirche verbannt zu werden. Luther und seine Genossen hatten das Kirchenlied so volksthümlich gemacht, daß die in Trident versammelten Pfaffen im Begriffe standen, der Kirchenmusik den Krieg zu erklären. Am Ende siegten doch die Musikfreunde und statt die Musik aus der Kirche zu verbannen, beschloß man, sie zu verbessern. Palestrina (1524—1594) brachte die Kirchenmusik in Rom wieder zu Ehren. Protestanten und Katholiken wetteiferten zusammen, das Volk durch Musik auf ihre Seite zu ziehen. Die Protestanten warfen sich auf das Lied, in welches die Massen einstimmen konnten und das sie auch außerhalb der Kirche sangen, die Katholiken hegten die schwierigeren vielstimmigen Compositionen, welche von geübten Solo-Sängern und Chören vorgetragen, in den Domkirchen, welchen bedeutende Kräfte zu Gebote standen, große Wirkung thaten.

Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts fingen die Völker an, der Eintönigkeit der Kirchenmusik überdrüssig zu werden. Sie sehnten sich darnach, aus den überirdischen Regionen, in welche die Geistlichkeit beider Bekenntnisse sie zu bannen bemüht war, auf diese schöne Erde zurückzukehren, menschliche Gestalten, statt nachgeahmten Engeln zu schauen, wirklicher menschlicher Gefühle, statt erkünstelter himmlischer Genüsse theilhaftig zu werden. Die Oper, welche sich aus den Singspielen der Deutschen, z. B. Ayrer's und der Italiener Orazio Vecchi, Giulio Caccini und anderer entwickelte, wurde daher von allen Nationen mit außerordentlichem Beifall begrüßt. Die Instrumentalmusik und das Schauspiel hatten mittlerweile große Fortschritte gemacht, und den Uebergang zur Oper erleichtert. Venedig und Neapel waren deren erste Pflanzschulen. Von da verbreitete sie sich schnell über ganz Europa. Mitten in den Wirren des dreißigjährigen Krieges tauchte sie in Deutschland auf. Die erste deutsche Oper „Dafne" wurde von M. Opitz gedichtet, von H. Schütz in Musik gesetzt und 1627 bei der Vermählung Georgs II. von Hessen in Torgau zur Aufführung gebracht. Die zweite „Seelewig" dichtete Harsdörfer und componirte S. G. Staden. Sie wurde zu Nürnberg 1643 zuerst gegeben. Mehr, als alle übrigen musikalischen Leistungen dienten die Opern dazu, die Liebe zur Musik zu wecken, zu nähren und allgemein zu machen. Sie theilten das Loos aller menschlichen Werke, das heißt, sie hatten Mängel, ihr Text war oft sehr läppisch oder abgeschmackt. Das war aber auch der Fall mit sehr vielen Lust- und Schauspielen. Die Tonsetzer haschten oft nach Effekt, doch schwerlich in demselben Maße, als die Geistlichen auf allen Kanzeln und an allen Altären es thaten. Nicht selten reizten die Opern sogar zur Sinnlichkeit und hegten die Eitelkeit der Menschen. Doch diese irdischen Leidenschaften haben niemals so verheerende Folgen über die Menschheit gebracht, als der über diese Erde hinwegreichende Fanatismus, von dem die Pfaffen aller Bekenntnisse leben.

Nachdem die Menschen unter Anführung ihrer Geistlichen vergeblich gesucht hatten, mit Hülfe von Krieg und Blutvergießen den Himmel zu erobern, klammerten sie sich wieder fester an diese Erde, suchten sich diese wohnlicher, freundlicher und angenehmer zu machen. Wissenschaften und Künste trugen dazu das meiste bei. Sie sind die einzigen festen Stützen der Freiheit, und werden es bleiben, wenn schon schlaue Tyrannen sich immer bemüht haben, sie zu ihren verderblichen Zwecken auszubeuten.

Der Entwickelungsgang der Wissenschaften und Künste war zu allen Zeiten im Großen und Ganzen derselbe, wie derjenige des Staates und der Kirche. Das bezeichnende dieses Abschnitts besteht darin, daß die menschlichen Bestrebungen aus nebelreichen, überirdischen Gegenden mehr auf den festen Boden der Erde zurück kehrten. An die Stelle der Astrologie und der Alchemie mit ihren phantastischen Gestalten trat die Astronomie und

Digitized by Google

die Chemie, welche sich auf genaue thatsächliche Beobachtungen stützten. Statt des Dante, welcher Himmel, Fegefeuer und Hölle uns schilderte, wurde Shakespeare, der uns die Erde mit wirklichen Menschen vor die Seele zauberte, der glänzendste Stern am Firmamente der Poesie. Die Genrebilder nahmen neben den Muttergottes- und Heiligenbildern Platz, die Oper fing an, den Oratorien den Rang streitig zu machen. Dieser große Umschwung war erst möglich, nachdem das Papstthum, diese anmaßliche Stellvertretung Gottes auf Erden, in seinen Grundfesten erschüttert und für einzelne Länder wenigstens gänzlich abgeschafft worden war. So lange ein vermeintlicher Vice-Gott den Ton auf der Erde angab, konnte diese in ihre Rechte nicht eintreten. Während die Seelen der Menschen für ein künftiges Leben vorbereitet werden sollten, konnten sich deren Körper nicht frei auf der Erde bewegen. Die Ansprüche, welche der Papst und die Kirche an den Menschen stellten, waren unvereinbar mit dessen ewigen und unveräußerlichen Rechten. Sie mußten beseitigt sein, bevor die Völker auch nur anfangen konnten, die ihrigen geltend zu machen.

§ 113. Die Presse.

Einer der mächtigsten Hebel der Verbreitung neu auftauchender Ansichten, Entdeckungen und Bestrebungen war die Presse. Ohne sie hätte die Reformation sich nicht mit Blitzesschnelle über ganz Europa verbreiten können, hätte die Wissenschaft einen weit langsamern Entwickelungsgang genommen, hätten die Freiheitsbestrebungen der Völker, welche durch sie ihre beste Nahrung erhielten, niemals einen so großartigen Aufschwung nehmen können.

Schon im vorigen Buche*) haben wir gezeigt, daß die Päpste sich frühzeitig bemühten, die Presse in Ketten und Bande zu schlagen. Als später die Stürme der Reformation hereinbrachen, gaben sich die anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden noch größere Mühe, jeden freien Gedanken zu erdrücken. Zwar hatten die verworfensten Schriften, wie z. B. Machiavelli's Buch vom Fürsten die päpstlichen Verbote nicht zu fürchten. Clemens VII. ertheilte diesem sogar ein Druck-Privilegium. Um so mehr wurden durch die Censur alle diejenigen Bestrebungen gehemmt, welche für Freiheit und Recht gegen Willkür und Gewaltherrschaft, für Wahrheit und Licht gegen Aberglauben und Unsinn in die Schranken traten. Das Concil im Lateran drohte den Buchdruckern, die ohne Genehmigung des Diöcesan-Bischof's eine Schrift veröffentlichen würden, mit dem Kirchenbanne und schweren Geldstrafen. Später verbot Leo X. das Lesen der Werke Luther's ganz und gar. Doch die Zeit der Allgewalt der Päpste war dahin. Nur insofern, als die mit ihnen verbündeten Kaiser, Könige und Fürsten geneigt waren, die römischen Verordnungen zu vollziehen, konnten diese in das wirkliche Leben eindringen. Die Anregung, welche von Päpsten und Kirchenversammlungen ausging, blieb nicht ohne Folgen. In Deutschland setzten deren Anhänger auf dem Reichstage zu Speier den Beschluß durch: „alles, was neues gedruckt, oder feil gehalten werde, solle zuvor einer von jeder Obrigkeit dazu bestellten verständigen Person unterbreitet werden." Aehnliche Verordnungen wurden in späteren Reichsabschieden des sechszehnten Jahrhunderts wiederholt eingeschärft. Das Concilium von Trident beschäftigte sich besonders eifrig mit der Unterdrückung aller Bücher freierer Richtung. Schon in seiner vierten Sitzung (am 8. April 1546) erneuerte diese Versammlung das Verbot, die Bibel (nach der Vulgata) oder andere Schriften geistlichen Inhalts, ohne vorangesetzte Gutheißung des Diöcesan-Bischofs zu drucken, drucken zu lassen, zu verkaufen, oder auch nur bei sich zu behalten, und dehnte dieses Verbot auch auf die Verbreiter solcher Werke in der Handschrift und selbst auf die Leser aus!

*) Weltgeschichte Buch VI, letzter Paragraph.

Den Einwand, Geldstrafen seien etwas weltliches, schlug der Bischof von Bitonto durch die Bemerkung nieder: „die zeitlichen Strafen seien, gemäß der Erfahrung, wirksamer, als die geistlichen, um öffentlichen Vergehen zu begegnen, weil die Bösen die Güter des Körpers denen der Seele vorzögen."

Indem die Kirchenversammlung sich diese Meinung aneignete, gab sie deutlich zu erkennen, daß sie mit geistlichen Waffen nicht viel mehr auszurichten vermöge. Sie erkannte aber nicht, daß sie ihre geistlichen Verrichtungen überschreite, indem sie zu weltlichen Strafen ihre Zuflucht nehme.

In Uebereinstimmung mit den päpstlichen Censurvorschriften machte die theologische Facultät zu Paris (1551) das erste Verzeichniß verbotener Bücher bekannt, welchem die Regierung Gesetzeskraft verlieh. Philipp II. ließ, im Jahre 1558, in Spanien ein solches durch die Inquisition anfertigen und veröffentlichen. Ein Jahr darauf (1559) gab der Papst Paul IV. einen sehr erweiterten Index heraus. Dieser enthielt drei Klassen: 1) die Werke solcher Schriftsteller, deren sämmtliche Bücher, auch weltlichen Inhalts verboten wurden; 2) gewisse, namentlich bezeichnete Schriften, deren Verbot sich nicht auf andere Werke derselben Verfasser ausdehnte; 3) alle namenlosen Schriften, welche seit dem Jahre 1519 ohne Angabe des Verfassers erschienen waren. In den Kreis dieser Verdammungen und Verbote fielen eine Menge Bücher, welche seit Jahrhunderten große Verbreitung hatten, außerdem mehrere neue, welche mit Gutheißung der Päpste erschienen waren, z. B. die Anmerkungen zum neuen Testamente von Erasmus, welche Leo X. durch ein Breve vom 10. September 1518 genehmigt hatte. Die päpstliche Unfehlbarkeitslehre erlitt dadurch einen Stoß. Das kümmerte aber die anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden um so weniger, als sie selbst nicht daran glaubten. Die päpstlichen Verbote bezogen sich überdies auf viele Bücher, welche den Staat gegen die Uebergriffe der Kirche, oder die Concilien und die Bischöfe gegen die Anmaßungen der Päpste in Schutz nahmen. Sie erregten daher nicht bloß bei manchen katholischen Fürsten, sondern auch bei vielen katholischen Geistlichen großen Anstoß. Dadurch aber, daß der Papst sämmtliche Bücher, die bei zwei und sechszig namhaft gemachten Verlegern gedruckt worden waren, oder inskünftige gedruckt werden möchten, und außerdem noch den gesammten Verlag aller derjenigen Buchhändler verdammte, bei denen ein sogenanntes ketzerisches Werk erschienen sei, verletzte der anmaßliche Stellvertreter Gottes auf Erden so viele und bedeutende Interessen, daß eine Vollziehung seiner Verbote zur Unmöglichkeit wurde. Die päpstlichen Verdammungen blieben daher größtentheils todte Buchstaben. Mit Hülfe des Conciliums von Trient sollten sie neue Kraft gewinnen.

Am 27. Januar 1562 brachten die päpstlichen Legaten die Angelegenheit der Presse vor die Kirchenversammlung. Damals hofften sie noch, die Protestanten würden auf dem Concile durch Abgeordnete erscheinen und mäßigten demzufolge ihren Ketzereifer. Dennoch trat die freiheitsfeindliche Gesinnung der versammelten Pfaffen deutlich genug zu Tage. Einer derselben äußerte: „man brauche keine neuen Bücher, es seien ihrer nur schon zu viele, und es sei besser, tausend Werke, die es nicht verdienten, zu verdammen, als ein einziges zu erlauben, das Verdammung verdiente."

Nach vielen unnützen Reden faßte man den Beschluß: „daß, nachdem alle früheren Verbote und Censuren das verderbliche Uebel, welches ketzerische Bücher hervorbrächten, nicht geheilt hätten, ein auserlesener Ausschuß von Vätern zur Untersuchung der Sache bestellt werde, der über das zu Verfügende an das Concil Bericht erstatten solle, damit dieses das Unkraut vom guten Weizen leichter sondern möge."

In den Ausschuß wurde unter andern der Erzbischof Müglitz von Prag gewählt, der sich bemühte, Beschlüsse, welche selbst gläubige Katholiken nicht billigen konnten, zu ver-

hüten. Ihm machten aber die päpstlichen Kreaturen das Leben so sauer, daß er bat, ihn der Arbeiten in der Kommission zu entheben. In einem Schreiben, welches er darüber an Kaiser Ferdinand I. richtete, bemerkte er: „eine Menge Schriftsteller seien in den Index des Papstes Paul II. unter die Ketzer aufgenommen worden, die im katholischen Glauben fromm gelebt hätten, und viele Schriften seien darin verboten worden, welche der Welt nützlich seien und gar nicht von der Religion handelten. Man sei daher im Ausschusse übereingekommen, die Schriften derjenigen aus dem Index zu streichen, welche im Schooße der Kirche gelebt hätten oder noch lebten, und ihre Schriften dem Urtheile der allgemeinen Kirche unterworfen hätten, desgleichen Bücher, welche die Religion nicht berührten.

Dessenungeachtet seien Erasmus' Lob der Narrheit, seine Gespräche, mehrere apologetische Schriften und viele sonstige Bücher verboten, andere zu einer so ängstlichen Beschränkung verurtheilt worden, daß die Verfasser sie nimmer als ihre Arbeiten hätten anerkennen mögen."

Der Ausschuß kam, wie gewöhnlich, wenn freiere Ansichten sich geltend machten, zu keinem endlichen Beschlusse und es wurde die ganze Angelegenheit dem Papste übergeben, damit dieser durch sein Urtheil und Ansehen das Werk beendige."

Pius IV. ließ darauf im Jahre 1564 einen neuen Index bekannt machen, welcher jedoch die gewünschte Wirkung nicht that. Die Protestanten bedienten sich desselben als einer Waffe gegen das Papstthum. Sie sorgten selbst für dessen Verbreitung mit Beifügung scharfer Bemerkungen, so daß es die Katholiken für klug hielten, den neuen Index der Oeffentlichkeit möglichst zu entziehen.

Vergeblich stellten die Päpste und deren Knechte, z. B. Baronius im zwölften Bande seiner Jahrbücher die Behauptung auf, dem Papste allein stehe es zu den Druck von Büchern unter zeitlichen Strafen zu verbieten, die katholischen Fürsten, selbst Philipp II. von Spanien sahen darin einen Eingriff in ihre Selbstherrlichkeit. Nirgends fanden die päpstlichen Verbote und Censuren ohne landesfürstliche Zustimmung Anerkenntniß. Um so eifriger waren übrigens die meisten katholischen Fürsten, selbst die Censur im päpstlichen Sinne zu handhaben. Wessenberg*) gesteht ein, daß in Folge dieser päpstlichen Anregungen, plötzlich eine literarische Schüchternheit eingetreten sei, die mit den früheren Zeiträumen sehr unvortheilhaft abstehe. Ein anderer katholischer Schriftsteller†) bemerkt: „kein Katholik habe sich mehr unterstanden, nur den zehnten Theil dessen zu sagen, was mehr als hundert Jahre zuvor Gerson, von Ailly und andere (z. B. Cusanus) gepredigt und geschrieben hätten. Vieles, worüber man noch kurz zuvor, als Erasmus mit Beifall das Wort geführt, erröthet sein würde, sei jetzt, der gesunden Vernunft und der Geschichte zum Trotz als ewige Wahrheit verkauft worden. Nicht nur habe man den groben Mißbräuchen das Wort geredet, sondern sie seien noch dazu in ein System gebracht, in zehn Jahren sei jetzt mehr zur Vertheidigung der unbeschränkten päpstlichen Macht geschrieben worden, als vorhin in hundert, die Entstellung und Verdunkelung der Wahrheit habe Ermunterung und Belohnung gefunden, ihre Enthüllung zum Vortheile des christlichen Lebens sei strafbare Kühnheit geworden und habe sich nicht leicht harter Verfolgung entziehen können."

Die Jesuiten und deren Anhänger, z. B. Ranke in seiner „Geschichte der Päpste" sahen in dieser Erdrückung jedweder Spur von Freiheit ein Sympton neu erwachter Lebensthätigkeit. Allein minder fanatische Menschen, selbst Katholiken beklagten den zunehmenden Despotismus und die in dessen Folge unvermeidlichen Rückschritte, welche die theologischen Lehranstalten, die religiöse und kirchliche Bildung des Volkes machten. Die

*) Die großen Kirchenversammlungen des XV. und XVI. Jahrhunderts.

†) J. G. Schmidt's N. Geschichte der Deutschen.

proteſtantiſchen Könige und Fürſten, weit entfernt, das Banner der Freiheit zu entfalten, führten gleichfalls die Cenſur ein. Zum Glücke waren aber die zahlreichen Gebieter Europa's über die Frage nicht einig, welche Bücher gefährlich, ketzeriſch und verdammenswerth ſeien. Was der eine verbot und beſtrafte, geſtattete und förderte nicht ſelten der andere. So wurden die nachtheiligen Folgen der Cenſur theilweiſe umgangen. Frei war die Preſſe nirgends, ſelbſt nicht in den Niederlanden und zur Zeit der Republik in England, außer einmal unter Karl I. von England, als das Parlament die Cenſur-Verordnung des Königs nur auf eine kurze Zeit beſtätigt hatte und dieſe ablief, bevor ſie von neuem in Kraft geſetzt worden war. Allein trotz allen dieſen Feſſeln war eine Preſſe vorhanden, welche, wenn auch mühſam und mit Gefahren, doch der unterdrückten Freiheit und Wahrheit einen Nothſchrei möglich machte.

Mit beſonderer Heftigkeit widerſetzte ſich das Papſtthum der Verbreitung der Bibel in den aller Orten veranſtalteten neuen Ueberſetzungen.

Nicht ſelten wurde der Beſitz einer ſolchen mit dem Tode beſtraft. Bis auf den heutigen Tag ſind die Päpſte dieſer Richtung treu geblieben. Nur können ſie jetzt nicht mehr wüthen, wie früher. Es fehlt ihnen an Macht, den Laien die Bibel vollſtändig zu entziehen, obgleich ſie noch immer im Stande ſind, ſie dem größern Theile der Katholiken zu rauben. Durch die von der römiſchen Kirche veranſtalteten Ueberſetzungen und mit der Bibel verbundenen Auslegungen hat ſie deren Wirkſamkeit ſehr vermindert.

Die Proteſtanten dagegen haben durchgängig die Bedeutung der Bibel überſchätzt. Dieſe hat gewiß einen höhern Werth, als die derſelben widerſprechenden Erfindungen und Fabeln der römiſchen Kirche. Allein wer auf dem Standpunkte der Wiſſenſchaft ſteht, wer nicht auf allen geſunden Menſchenverſtand Verzicht leiſtet, kann nicht umhin, einzuſehen, daß die Bibel ſo voll von Irrthümern, Abgeſchmacktheiten und Unſinn iſt, daß es in unſeren Tagen den Finſterlingen nicht mehr gelingen kann, ſie den Völkern als Gottes Wort aufzunöthigen.

Die Art und Weiſe, wie proteſtantiſche Geiſtliche und Eiferer im ſechszehnten und im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts von der Bibel Gebrauch machten, um ihre zum Theil ſehr abgeſchmackten Anſichten und gehäſſigen Beſtrebungen zu begründen, bewies deutlich, daß es denſelben oft nicht um Wahrheit, Liebe und Recht, ſondern um Befriedigung ihrer Leidenſchaften zu thun war.

Wie auf allen übrigen Gebieten, ſo war auch auf demjenigen der Preſſe der Kampf mit ſeinen ſchlimmen und guten Folgen an die Stelle früherer Schlaffheit getreten. Die halben Menſchen, wie Erasmus, Reuchlin u. ſ. w., welche gern zugleich gläubige Chriſten und Reformatoren ſein wollten, wurden von beiden Parteien verleugnet, und obgleich das ſechszehnte und der Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts noch nicht reif für die Herrſchaft der Vernunft waren, wurde im Laufe dieſer Zeit doch ein großer Schritt gemacht, der die Menſchheit ihr näher brachte.

Eine der großen Wirkungen der Preſſe war es, daß die Schriftſteller nicht mehr, wie früher, bloß für die Gelehrten, ſondern auch für das mit den Alten nicht vertraute Volk arbeiteten. Sie mußten, wenn ſie dieſes thun wollten, in deſſen Sprache ſchreiben. Es entwickelte ſich daher dieſe im Laufe des ſechszehnten und der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts in großartiger Weiſe. Faſt alle Nationen Europa's, welche, wie z. B. die Deutſchen, Engländer, Holländer und Franzoſen keine Literatur in ihrer Sprache gehabt hatten, legten den Grund zu einer ſolchen. Der Buchdruck und der Buchhandel nahmen ungeachtet aller Cenſur-Verordnungen der Päpſte, Concilien, Kaiſer, Könige und Fürſten einen früher kaum geahnten Aufſchwung.

Eine noch größere Bedeutung gewannen für das öffentliche Leben die Zeitungen,

welche im Laufe dieses Abschnittes der Geschichte zuerst aufkamen. Die Vorläuferinnen derselben waren Flugschriften, welche sehr zahlreich und mit einer gewissen Regelmäßigkeit erschienen. Die ersten Blätter, von welchen die ursprünglichen italienischen, englischen und französischen Zeitungen ihren Namen (gazette) trugen, waren geschriebene Nachrichten (notte scritizie), welche die Republik Venedig in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts an einigen Orten auflegte und für ein gewisses Lesegeld (gazetta) allgemein zugänglich machte. Es vergingen aber noch einige Jahre, bevor diese geschriebenen Nachrichten sich in gedruckte verwandelten. Diese fanden noch größern Beifall als jene, und verbreiteten sich rasch von Venedig aus über ganz Europa. Wie aber dem guten Gedanken gewöhnlich der böse, der Freiheitsbestrebung das Gelüste der Tyrannen auf dem Fuße folgt, so suchte schon der Papst Gregor XIII. das neue Leben, das sich in der Presse zu regen begann, im Keime zu ersticken, indem er eine Bulle gegen die Zeitungsschreiber erließ und sie, mit den Worten spielend, statt menanti, wie sie hießen, minantes (drohende) nannte. So deutlich erkannte schon dieser Papst, daß eine freie Presse das Bestehen des katholischen Pfaffenthums bedrohe.

In Deutschland erschienen die ersten fliegenden Blätter unter dem Titel „Newe Zeitung" oder „Relationen" schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie enthielten Berichte von wichtigen Weltbegebenheiten, von der Entdeckung Amerika's, den Türken- und anderen Kriegen, außerdem aber auch örtliche Neuigkeiten, wie Hinrichtungen, Wasserfluthen, Erdbeben, Herenspuk, angebliche Ermordungen von Kindern durch die Juden, Wunderzeichen u. s. w. Aehnliche Nachrichten theilten die seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts jährlich erscheinenden Kalender und Almanache mit. Unter diesen zeichneten sich die sogenannten „Postreiter" aus, welche meistens in Knittelversen die Angelegenheiten des vergangenen Jahres besprachen. Im Jahre 1590 erschien das erste halbjährliche Blatt unter dem Titel "Relationes semestrales."

Neben diesen gedruckten Nachrichten gingen schriftliche einher. Namentlich ließen die Fugger in Augsburg von 1568 bis 1604 solche zusammenstellen. In numerirten Blättern, aber noch nicht regelmäßig erschien zuerst seit 1612 der „Aviso, Relation oder Zeitung, was sich begeben oder zugetragen hat in Deutsch- und Welschland, Spanien und Frankreich, in Ost- und Westindien u. s. w." Die erste regelmäßige, wöchentliche Zeitung gab der Buchhändler Egenolph Emmal zu Frankfurt a. M. seit 1615 heraus. Der Reichspostverwalter Jos. von der Birghden ahmte dieses Unternehmen nach, und so entstand 1616 die bis auf den heutigen Tag fortgesetzte Oberpostamtszeitung. Fulda, Hildesheim (1619) Hersfeld (1630) folgten zunächst, die meisten größeren Städte Deutschlands später nach.

In England gab Nathaniel Butter seit dem 23. Mai 1622 die erste gedruckte regelmäßig erscheinende Wochenzeitung unter dem Titel: "The certain newes of this present week" heraus, welcher bald viele andere nachfolgten. Je bewegter kurz darauf die Zeiten wurden, desto größere Bedeutung gewannen die englischen Zeitungen. Doch schon das lange Parlament unterwarf sie einer Censur.

Später erhielt Frankreich ein eigentliches Wochenblatt. Ein solches gründete Theophrast Renaudot, (geboren zu London 1584). Dessen erste Nummer erschien am 30. Mai 1630 unter dem Titel "Gazette." Er hatte schon viel mit der Censur zu kämpfen, setzte aber sein Blatt bis zu seinem Tode (1653) fort und hinterließ es seinen Erben. Nicht so rasch als in Deutschland mehrte sich in Frankreich die Zahl der Zeitungen, weil die Concentration der französischen Staatsgewalt das Erscheinen von Provinzialblättern und sogar die Gründung neuer Blätter in Paris erschwerte.

Den Anfang der niederländischen Zeitungen bildete die "Niewe tydinghe," welche seit 1605, jedoch zuerst nicht in regelmäßiger Folge, zu Antwerpen erschien.

So mangelhaft, nach unſeren jetzigen Begriffen, dieſe erſten Zeitungen auch waren, und ſo ſehr ihnen auch gleich anfangs von den Machthabern die Flügel beſchnitten wurden, ſo trugen ſie doch mächtig dazu bei, die Maſſen aus ihrem Alltagsleben aufzurütteln, indem ſie ihnen mittheilten, was ſich in allen Theilen der Erde zutrug. Der Ideenkreis der Menſchen erweiterte ſich. Die Leiden und Thaten entfernter Völker regten zum Mitgefühle oder zur Nacheiferung an. Es war den Tyrannen trotz ihrer Cenſur und den von ihnen häufig verbreiteten falſchen Berichten nicht mehr möglich, den nur einigermaßen ſtrebenden Theil der Menſchheit in vollſtändigem Dunkel über deren Entwickelungsgang zu halten.

Kirche und Religion hörten gegen Ende dieſes Zeitabſchnittes mehr und mehr auf, die ganze Thätigkeit der Menſchen außerhalb ihres Geſchäftes in Anſpruch zu nehmen. Die Bühne der Welt entwickelte ſich vor den Augen Aller welche nur wenige Zeit und wenige Koſten daran ſetzen wollten, um Kenntniß von dem bewegten Leben der Völker zu nehmen. Die kleinen Tyrannen verloren ihre Bedeutung im Hinblicke auf die großen Kämpfe, welche aller Orten ausgefochten wurden; und auch die mächtigen Herrſcher konnten den Zauber, welcher früher vor ihnen hergegangen war, nicht mehr behaupten. Denn ſie erlagen da und dort der Freiheitsbegeiſterung der Völker.

Die Menſchen erkannten immer deutlicher, daß der Sitz ihrer Freuden und ihrer Leiden nicht der Himmel und die Hölle, ſondern dieſe Erde ſei, und daß es in ihrer Macht liege, ſich dieſe in ein Paradies umzuſchaffen.

Die Predigten und Lehren der Pfaffen, welche die täglichen oder wöchentlichen Berichte der Zeitungen thatſächlich widerlegten, indem ſich die irdiſchen Angelegenheiten nicht in Uebereinſtimmung mit confeſſionellen Vorurtheilen, ſondern nach ewigen, vom Glauben unabhängigen Geſetzen entwickelten, konnten den Einfluß nicht behaupten, den ſie im Anfange dieſes Zeitabſchnittes beſaßen. Die Fortſchritte der Wiſſenſchaft, welche die Preſſe in allen vier Weltgegenden verbreitete, hoben die denkenden Menſchen auf einen Standpunkt empor, von welchem herab ſie über die Fabeln und Drohungen der Prieſter nur lächeln konnten.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

§ 1. Einleitung 8

Erster Abschnitt.
Die Reformation.

§ 2. Vorbemerkung 9
§ 3. Luther und seine Genossen (1517—1520) 17
§ 4. Die geistige Bewegung 22
§ 5. Kirchenbann und Reichsacht (1520—1524) 28
§ 6. Die angeregten Hoffnungen 41
§ 7. Der Bauernkrieg (1524—1525) 48
§ 8. Weitere Entwickelungen bis zum Jahre 1530 66
§ 9. Augsburg'sche Confession (1530—1546) 81
§ 10. Schmalkaldischer Krieg (1546—1548) 88
§ 11. Das Interim (1548—1552) 92
§ 12. Passauer und Augsburg'scher Religionsfrieden (1552—1555) . . . 96
§ 13. Die Verbreitung der neuen Lehre 99
§ 14. Lutheraner 105
§ 15. Reformirte 109
§ 16. Die übrigen protestantischen Secten 112
§ 17. Die Bedeutung der Reformation für Kirche Staat und Gesellschaft . 118

Zweiter Abschnitt.
Die Herrschaft der katholischen Kirche.

§ 18. Vorbemerkung 121
§ 19. Das Papstthum beim Beginne der Reformation (1517—1563) . . . 125
§ 20. Pius V., Gregor XIII. und Sixtus V. (1563—1590) 141
§ 21. Das Papstthum bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges (1590—1618) 157
§ 22. Das Papstthum während des dreißigjährigen Krieges (1618—1648) . 165
§ 23. Die Kirchenversammlungen 173
§ 24. Die Werkzeuge des Papstthums 183
§ 25. Das Mönchswesen 186
§ 26. Die Jesuiten 189
§ 27. Die Inquisition 208
§ 28. Lehrbegriff und Kirchendienst 216
§ 29. Die Ausbreitung der katholischen Kirche 224
§ 30. Katholicismus und Protestantismus in ihrem Gegensatze 227
§ 31. Die östlichen Kirchen 230

Dritter Abschnitt.

Deutschland.

Seite.

§ 22. Vorbemerkung (1517—1519) 236
§ 33. Karl V. (1519—1558) 239
§ 34. Ferdinand I. (1558—1564) 252
§ 35. Maximilian II. (1564—1576) 257
§ 36. Rudolf II. (1576—1612) 261
§ 37. Matthias (1612—1619) 277
§ 38. Dreißigjähriger Krieg Friedrich von der Pfalz und Ferdinand II. (1619—1621) 283
§ 39. Ernst von Mannsfeld und Ferdinand II. (1621—1624) . . 290
§ 40. Christian IV., der Student, Tilly und Wallenstein (1624—1629) . 294
§ 41. Gustav Adolph und Wallenstein (1629—1632) 301
§ 42. Wallenstein, Oxenstierna und Bernhard von Weimar (1632—1639) . 310
§ 43. Franzosen, Schweden und Deutsche (1639—1648) 315
§ 44. Westphälischer Frieden 319

Vierter Abschnitt.

Die freien Staaten Europa's.

Erste Abtheilung. Die Niederlande.

§ 45. Schlußbetrachtungen 324
§ 46. Vorbemerkung 327
§ 47. Karl V. (1519—1555) 331
§ 48. Philipp's II. erste Zeit (1555—1567) 337
§ 49. Oranien und Alba (1567—1584) 342
§ 50. Prinz Moritz (1584—1609) 349
§ 51. Waffenstillstand, Krieg und Frieden (1609—1648) . . . 353

Zweite Abtheilung. Die Schweiz.

§ 52. Einleitung 358
§ 53. Ulrich Zwingli und die Deutschen Kantone bis zum sogenannten goldenen Bunde (1586) 361
§ 54. Wilhelm Farel, Johann Calvin und die französischen Orte . . 367
§ 55. Die protestantischen Kantone 370
§ 56. Die katholischen Kantone 375

Fünfter Abschnitt.

Spanien und Portugal.

§ 57. Vorbemerkung 377
§ 58. Karl I. (1516—1556) 382
§ 59. Philipp's II. erste Zeit (1556—1568) 393
§ 60. Philipp's II. spätere Zeit (1568—1598) 404
§ 61. Philipp III. (1598—1621) 413
§ 62. Philipp IV. 1621—1648) 417
§ 63. Portugal 420

Sechster Abschnitt.

Frankreich.

Seite.

§ 64. Franz I. (1515—1547) 424
§ 65. Heinrich II. und Franz II. (1547—1559—1560) 429
§ 66. Karl IX. und die Bartholomäusnacht (1560—1574) . . . 435
§ 67. Heinrich III. (1574—1589). 447
§ 68. Heinrich IV. (1589—1610) 453
§ 69. Ludwig XIII., Richelieu und Mazarin (1610—1648) . . 458

Siebenter Abschnitt.

Italien.

§ 70. Einleitung. 467
§ 71. Die spanischen Besitzungen in Italien 474
§ 72. Der Kirchenstaat 480
§ 73. Toscana 483
§ 74. Die kleinen Länder Italiens 487
§ 75. Piemont und Savoyen 490
§ 76. Genua und Venedig 492
§ 77. Schlußbemerkungen 496

Achter Abschnitt.

Die protestantischen Reiche.

Erste Abtheilung. England, Schottland nebst Irland.

§ 78. Heinrich VIII. (1517—1647) 498
§ 79. Eduard VI. (1547—1553) 509
§ 80. Maria (1553—1658) 512
§ 81. Die ersten Jahre der Elisabeth (1558—1562) . . . 520
§ 82. Elisabeth Tudor und Maria Stuart (1562—1587) . . 532
§ 83. Die letzten Jahre der Elisabeth 1587—1603) . . . 545
§ 84. Jakob I. (1603—1625) 552
§ 85. Karl I. (1625—1641) 559
§ 86. Die Vorboten der Revolution (1641—1642) . . . 569
§ 87. Die Revolution (1642—1649) 574

Zweite Abtheilung. Skandinavien und die Ostseeprovinzen.

§ 88. Vorbemerkung (1513—1523) 587
§ 89. Dänemark und Norwegen (1523—1648) 591
§ 90. Schweden (1523—1648) 594
§ 91. Preußen, Kurland, Liefland und Esthland 599

Neunter Abschnitt.

Die östlichen Reiche Europa's.

§ 92. Polen 601
§ 93. Die Donauländer 604
§ 94. Die Türkei 611
§ 95. Rußland 615

Zehnter Abschnitt.

Die fernen Länder des Ostens und Südens.

		Seite.
§ 96.	Persien	621
§ 97.	Indien	622
§ 98.	China und Japan	627
§ 99.	Afrika	635
§ 100.	Die Kolonien im Osten	640

Eilfter Abschnitt.

Amerika.

§ 101.	Einleitung	642
§ 102.	Die Urbewohner	644
§ 103.	Die spanischen Kolonien	657
§ 104.	Die englischen Kolonien	670
§ 105.	Die französischen Kolonien	676
§ 106.	Die holländischen und schwedischen Kolonien	679
§ 107.	Die portugiesischen Kolonien	682

Zwölfter Abschnitt.

Uebersichtliche Bemerkungen.

§ 108.	Der Fortschritt der Menschheit	684
§ 109.	Das Kriegswesen	691
§ 110.	Gesellschaftliche Zustände	693
§ 111.	Wissenschaften	695
§ 112.	Künste	706
§ 113.	Die Presse	719

Alphabetisches Wörter-Verzeichniß.

A.

Aachen 241, 266, 279.
Aargau 360.
Aarhuus 590.
Abbas I., Schah v. Persien 622.
Abbas II., Schah von Persien 622.
Abendmahl 38, 40, 220.
Abendmahlslehre 82, 108, 110.
Abendmahlsstreit 71 ff., 109.
Aberglaube 2 ff., 39, 97, 222, 235, 253, 291, 330, 334, 341, 355, 359, 442, 631, 639, 649, 651 f., 666, 670, 688 f., 694, 699.
Aben-Abu, Nachfolger Aben-Humeya's von Granada 400.
Aben-Humeya (Ferdinand de Valor) 400.
Abgaben 48 ff., 431, 466, 477, 561 ff., 605, 626, 666.
Ablaß 18 ff., 22, 361 ff., 368.
Abo 596.
Abstammung 654, 656, 657.
Absolution 45.
Abtretung der Niederlande an Philipp II. 336 ff.
Abunna 233.
Abyssinier 233, 606, 639.
Acadien 678.
Acapulco 668.
Achmed, Sheriff von Marocco 638.
Achmed I., türkischer Sultan 610, 644 f.
Acht, alten Kantone 360.
Achilles von Geldern 331, 335.
Ackerbau 643, 650, 669, 671, 673, 693.
Adamsbrücke 623.
Adel, das Land 639.
Adel 36, 39 ff., 52, 99, 154 f., 346 f., 376, 380 f., 387., 591, 594, 599, 602 f. 604 ., 606, 609, f., 618 f., 620, 648, 650, 652, 694.
Adelige Regelfrauen 187.
Adelmann v. Adelmannsfelden 11, 26, 28 ff.
Aderbeldschan 621.
Adil Khan 625.
Adolph, Herzog von Geldern 331.
Adolph, Herzog v. Holstein 296, 301, 593.
Adolph Friedrich I. von Schwerin 300.
Adorni, die Familie 386.
Adrian v. Utrecht, Florisen (s. Hadrian VI.) 239, 382, 386.
Adule 639.
Aedesius 639.
Aethiopier 636 ff.
Afghanen 622 f.
Afrika 415, 625 ff.
Afrikanische Völker 625 ff.
Afrikanische Jakobiten 233.
Aggerhuus 591.
Agnes, Gemahlin des Erzbischofs Gebhard von Köln 264 f
Agra 625.
Agricola, Johann 11, 93, 107 f.
Agricola, Stephan 37.
Ahausen 163, 269.
Aichelin, Berthold 68.
Ailly, von 721.
Ainos 633.
Aix, das Parlament von 428.
Ai-hukip, Kaiser von China 628.
Akbar, Beherrscher Indiens 625 f.

Alaeddin, Beherrscher Indiens 622.
Alaeddin Hussin Gunzu Bahmani, Beherrscher von Decan 623.
Alarçon, d. Kerkermeister Franz I. 388, 390.
Alba, Herzog von 138, 200, 342 ff., 395, 400 f., 440 ff.
Albanis Franziscus 717.
Albany, Herzog von, Regent in Schottland 526 f.
Albany (Beverswyck), eine Stadt in Nordamerika 680 f.
Albardai, Jakob 233.
Albert von Brandenburg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz 11, 18, 27.
Albigenser 428.
Albertinische Linie des Hauses Sachsen 325.
Albrecht Achilles von Brandenburg 238.
Albrecht, Erzherzog, Bruder Rudolph's II. 274, 351 f.
Albrecht V., Herzog von Baiern 150.
Albrecht IV., Markgraf von Brandenburg-Kulmbach 87, 94 ff., 245 ff., 259 ff.
Albrecht, Markgraf, Hochmeister des deutschen Ordens 600 f., 602.
Albrecht Friedr., d. Hochmeisters Sohn 600.
Albrecht, Herzog von Sachsen 331, 335.
Albrecht VI., Herzog von Mecklenburg 592.
Albrecht Dürer 12.
Alcala 381.
Alcantara, Ritterorden von 380, 421.
Alciat 116 f.
Alchymie 263.
Al-Dschesair (s. Algier) 637 f.
Aldobrandini (s. auch Clemens VIII.) 158, 160, 171.
Aldobrandini, Pietro, Neffe Clemens VIII. 160.
Aleander, Hieronymus 28 ff., 31.
Alençon, Herzog von 447 ff.
Alessandro de Medici (s. Medici).
Alessandro, der päpstliche Abgesandte 445.
Alexander, Sir William 678.
Alexander Farnese (s. auch Paul III.) 134.
Alexander Farnese, Herzog von Parma (s. auch Parma) 346 ff., 350, 405 f., 454, 488.
Alexander Ludovisio (s. auch Gregor XV.) 166.
Alexei, Czaar von Rußland 620.
Alfons, Erzbischof von Sarogossa 382.
Alfons I., Herzog von Modena 488.
Alfons II., Herzog von Modena 488.
Alfons III., Herzog von Modena 489.
Algäuer 54.
Algier 390, 618, 636, 637 f.
Alkmaar 345.
Alleghany-Gebirge 665.
Allesi, Joseph 478.
Allgemeines Priesterthum 45.
Almagro, Diego de 661 ff.
Almagro, der jüngere, Statthalter von Peru 664.
Almanache 723.
Almeria 422.
Almohaden 637.
Alonzo de Ercilla y Zunniga 712.
Alost 345, 348.
Alpuxara, die Berge von 400.
Altdorf, bei Nürnberg, die Universität 107, 705.
Alte Gerechtsame Aragonien's 407.
Altenburg 259.
Alterthümer Amerika's 655.
Altmark, Vertrag zu 598.
Altringer, kaiserlicher General 312.
Altstedt 49 f.
Alvarado, Pedro de 660, 663.
Amadäus VIII., Herzog von Savoyen 367.
Amalie Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Kassel 311, 315, 317, 321 f., 333.
Amar Scheikh Mirza 624.
Amboina 226, 641.
Amboise, die Stadt 451.
Amboise, das Edict von 440.
Amboise, die Verschwörung von 433 f.
Amerika 642 ff.
Amerikaner 646 ff., 653 ff., 657 ff., 688.
Amlehn, die Familie 375 f.
Amlehn, Nicolaus, Schultheiß von Luzern 376.
Ammerbach, Johann 10.
Amsdorf, Nicolaus von 31.
Amsterdam 333, 716.
Amsterdam, die Festung auf Manhattan 680.
Amurad IV., Sultan, der türkische Nero 615.
Anabaptisten (s. auch Wiedertäufer) 114.

Andes 663.
Angelo, St. 168.
Angelo, Michael de Caravaggio 715 f., 717.
Angers 445, 449.
Angus, Graf von 527.
Anhalt 69.
Anjou, Herzog von, erster Wahlkönig Polens 347 f., 450, 608.
Anklagepunkte der Maria Stuart 542 f.
Anklam 315.
Anleihen 561 ff.
Anna Boleyn, zweite Gemahlin Heinrich's VIII. von England 501 ff.
Anna von Cleve, vierte Gemahlin Heinrich's VIII. von England 506.
Anna von Dänemark, Gemahlin Jakob's I. von England 553, 558.
Anna Jagello, Gemahlin Kaiser Ferdinand's I. 253, 605.
Anna Mendoza, Prinzessin von Eboli 407, 411.
Anna von Oesterreich, vierte Gemahlin Philipp's II. von Spanien 257, 401, 404.
Anna von Oesterreich, Gemahlin Ludwig's XIII. 463, 466, 561.
Anna von Pisseleu, Herzogin von Estampes 426, 430.
Anna, Schwester des letzten Herzogs von Jülich 270.
Annales 697.
Annapolis 678.
Annaten 502.
Annese Gennaro 479 f.
Ansbach 69, 326.
Ansiedler 615, 648 ff.
Anstalten der Jesuiten 194.
Antichrist 31.
Antillen 204, 645 f., 656.
Antinomier 108.
Anton von Bourbon, Königin von Navarra 432, 434, 437, 440.
Anton, Herzog von Lothringen 62 f.
Antonio, Neffe Königs Johann III. von Portugal 422.
Antwerpen 328 ff., 333 f., 341, 345 f., 348, 350, 716, 723.
Apalachisches Gebirge 645.
Apertanus, Georg 36.
Apostel 291.
Apostolier 114.
Appenzell 363.
Approbirte Scholastiker 194.
Aquaviva, Claudius, vierter Jesuitengeneral 205.
Aquäduct 146, 651.
Aquila, Caspar 36, 39.
Arabien 633, 635, 637, 639.
Aragon 387, 397, 403, 407, 418.
Araucana 712.
Arbeiter 9 ff.
Arboga 588.
Arbues, Peter 214.
Archangel 617, 671.
Archipelagus 495, 632.
Archiv von Brüssel 348.
Arcos de los, Herzog 477 ff.
Ardennen 328.
Ardres 500.
Aremberg, Graf von 344.
Aretinus, Peter 707.
Argyle, Graf von 529 f.
Arioste, Ludovico 707.
Armenien 622.
Armenische Monophositen 233 ff.
Armer Conrad 44.
Arminianer 114.
Arnim, sächsischer General 301, 304, 307, 313.
Arran, Jakob, Graf von 528.
Arras, Bischof von (s. auch Granvella) 339.
Artikelbrief 52.
Artikelherren 526.
Artikel von Perth 564.
Artikel, die sechs, Heinrich's VIII. von England 505, 515.
Artois 328, 388, 390, 431.
Arundel, Graf von 513 ff.
Arundel, Graf von 560 f.
Arundel, Karl 540.
Ascoli, Prinz von 411
Asien 613.
Assisi, Franz von 188.
Assumption 203.
Asti 491.
Astrachan 616.

Astrologie 263, 628.
Astronomie 704 f., 718 f.
Asunden, Schlacht bei 589.
Atlas 637.
Atahualpa 662 f.
Atchin 641.
Aubigny, Graf von (s. auch Lenox) 552.
Anferstehungsleute 115.
Aufhebung der Klöster 605.
Aufruhracte 514.
Aufstand in Neapel 478 ff.
Augsburg 11, 26, 35, 77, 87, 93 ff., 288, 270, 306, 716, 723.
Augsburg, Reichstag zu 21 f., 80 ff., 97, 288.
Augsburgische Confession 81, 174.
Augsburgischer Religionsfrieden 97 ff., 245, 255.
August, Kurfürst von Sachsen 154, 246, 255, 259.
August von Sachsen-Lauenburg 295.
Aumale, Herzog von, Bruder des Heinrich von Guise 451 ff.
Aurungzib, Sohn Schah Jehan's 627.
Ausbreitung der katholischen Kirche 224 ff.
Ausschuß s. kriegerische Angelegenheiten 575.
Auswanderung 415 f.
Auto-da-fe 143, 213, 396 f., 427 f.
Ava 628, 634.
Aventin 11.
Aviso 723.
Axel 348.
Axel Oxenstierna 309, 314.
Axum 689.
Ayrer 718.
Azorische Inseln 639, 682.

B.

Baahram 625.
Baarfüßler 189.
Babington, Anton 541 f.
Babylonische Gefangenschaft 27.
Babur, der Mongole, Eroberer Indiens 624.
Bachus, die Insel 677.
Bacharach 317.
Bacon, der englische Kanzler 558, 700 f.
Bacz 611.
Badagas 226.
Badajoz, Bisthum in Castilien 500.
Baden-Baden 326.
Baden-Durlach 326.
Baden, Markgrafschaft 36, 69, 326.
Bärwalde 303.
Bagdad 614 f., 622.
Baglioni, Malatesta 483 f.
Bahadar, Schah, König von Gujerat 625.
Bahama-Inseln 645 f.
Bahar 625, 641.
Bahia 683.
Bahmaniden 623.
Baiern 77, 85, 99, 150, 300, 306, 309, 314, 319.
Bainham, Jakob 504.
Baireuth 69, 326.
Balboa 661.
Baldiron, der General 374.
Baldung, Hieronymus 11.
Balia 484.
Ballard, John 541 f.
Ballenberg 56.
Balthasar, Abt von Fulda 152
Baltimore, Georg, Lord von 644, 676.
Baltimore, Cecilius, Lord von 676.
Baltimore, Stadt in Irland 549.
Bamberg 29.
Bambocciaden 717.
Bancroft 684.
Bann 161, 589.
Bannbulle 22.
Banner, schwedischer General 306, 313, 315, 318.
Bannrechte 48 ff.
Bankerott Philipp's III. v. Spanien 415.
Banun 624.
Bantam 640.
Baptisten 49 ff., 77, 83, 86, 113 ff.
Bar, das Land 486.
Barbara Radziwill, Gemahlin König Sigismund II. von Polen 602.
Barberini 168, 172.
Barcelona 397, 418, 472, 483.
Barchanecz von Barchecz 254.

Barlaimont, Graf von 338 f.
Barnabiten 189.
Barnim, Herzog von Pommern 87.
Barometer 701.
Baronius, der Kardinal 697, 721.
Barrière 199.
Bartholomäusnacht 143, 198, 444 ff.
Basel 36, 77, 85, 360, 363.
Basilica 135.
Basilides, Susnejus Sohn, Kaiser von Abyssinien 233.
Basilides, Johann, Großfürst von Rußland 235.
Bast, Matthäus von 189.
Bassora 622.
Basta 263, 610.
Bastwick 567.
Bataver 328.
Batavia 641.
Bathori, Christoph 609.
Bathori, Elisabeth, Gräfin v. Nadasdi 610.
Bathori, Gabriel 610.
Bathori, Stephan, Wahlkönig von Polen 603, 606 609, 617.
Battistella 156.
Bauern 30 ff., 42 ff., 154, 296 f., 589 ff., 591, 594, 598 601, 604 f., 618, 620 f.
Bauernartikel 51.
Bauernkrieg 48 ff.
Bauer, der, von Wöhrd 34.
Baukunst 715 f.
Bauwerke 655, 715 f.
Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel 426.
Bayonne 440.
Bazeille, die Ebene von 464.
Beaufort, Herzog 466.
Beaugency 451.
Beaumont 715.
Beauvais, Bischof von 466.
Bebel, Heinrich 11, 14.
Bedemar, Marquis von 495.
Befreites Jerusalem, von Tasso 707.
Begleitende Umstände 6.
Behaim, Martin 682 f.
Behlol, Herrscher von Delhi 624.
Bei 638.
Beichte 219 f. 221.
Belgien 151, 328 ff.
Belgier 328 ff., 346.
Belgischer Adel 346 f.
Belgisches Glaubensbekenntniß 111.
Belgrad 605, 612.
Bellarmin, Kardinal 155, 160, 167 f.
Belvedere bei Prag 716.
Bembo, Peter 223 f.
Benalcazar, Sebastian 662 f
Benares 624.
Benedictiner 189.
Bengalen 622 f., 625, 641.
Benvenuto Cellini 716.
Berberei 636, 638.
Berg 270.
Bergbau 599, 652.
Bergen, in Norwegen 588.
Bergen op Zoom 298, 330, 351, 357
Bergen, Marquis von 400 f.
Berlin 305.
Bermudas-Inseln 675.
Bern 36, 77, 85, 361, 363, 365, 368 f., 371 ff.
Bernhard von Sachsen-Weimar 293, 299, 304, 305 f., 308, 310, 313 ff., 692.
Bernhardiner von La Trappe 181.
Bernl 708.
Berthelier, Philipp 367 f
Berus, Oswald 10.
Berwick 580.
Besme 444 f.
Bethlen, Gabor 286, 299, 610 f.
Bethüne, Kardinal und Erzbischof von St. Andrews 528 f.
Bettelsack, Kennzeichen der Geusen 340.
Bevölkerung Chinas 629.
Beweggründe 6.
Beza, Theodor 111, 369, 432, 436.
Bianca Capello 486.
Bibel 12, 55, 258, 397, 600, 632, 656 f. 719, 722.
Bibelübersetzung 39, 697.
Biblia polyglotta complutensis 381.
Bibliothek gesammelter Handschriften 606.
Bicocca 386.
Biel 77, 85, 360.
Bilde, Bernhard 26.
Bilder 38, 341, 630.

Bilderſtürmer 341 ff.
Bildhauerei 716.
Bildung 420, 600, 615, 617 f., 621, 631, 639, 643, 646, 650 f., 653 ff.
Bilney, Thomas 504.
Bingen 317.
Birogua, Kanzler Karl's IX. 445.
Birghden, Joſ. v., Reichspoſtverwalter 728.
Birmaniſches Reich 634.
Biron, Marſchall 457.
Biscaya 396, 406.
Biſchöfe 593, 594.
Biſchöfe, engliſche 569 ff., 578, 576.
Biſchöfe, ruſſiſche 618.
Biſchöfliche Religion 510 ff.
Bitonto 720.
Blätter, die erſten 723.
Blandrata, Georg 116 f., 609.
Blarer, Jakob Chriſtoph, Biſchof von Baſel 370.
Blekingen 593.
Blitz 124.
Block, Adrian 680.
Blois 427, 433, 451, 468.
Blondel, Syndikus von Genf 372 f.
Blutrath Alba's 348 ff.
Bobadilla, Nicolaus Alfonſo, d. Jeſuit 193.
Bobigny 439.
Bockhold, Jan (Johann von Leiden) 86, 113.
Bodin, Johann 223 f., 699.
Bodler, Stadtpfarrer 363.
Böblinger 60.
Böckingen 56 f.
Böhmen 37, 49, 163, 254, 275 ff., 280 ff., 284 ff., 289, 293, 311, 319, 604 ff., 609.
Bogdan, Hoſpodar der Wallachen 602.
Bogislaus XIV., Herzog von Pommern 294, 303.
Bohus 593.
Bojardo 708.
Bojaren 618 ff.
Bolatore 641.
Bologna, die Stadt 243, 481.
Bologna, Kirchenverſammlung zu 137.
Bonzen 634.
Bolton 538.
Bonner Biſchof 513, 518, 521.
Bonnivard, Franz, Prior des Stiftes St. Victor bei Genf 368.
Bordeau 445.
Borgheſe, Marc-Antonio 171.
Borgheſe, Scipio Caſarelli 171.
Borgia, Cäſar 481.
Borgia, Franz, dritter Jeſuiten-General 205.
Boris Gudunow, ruſſiſcher Czaar 618 f.
Borloce, John 571.
Borneo 661.
Bornholm 590.
Borromeo, Carlo 147, 158, 370.
Bothwell, Jakob, Graf von 535 f.
Botzheim, Johann von 77.
Boucher, Johann 155.
Boucquoi, Karl, Graf von Longueval 282, 285 f.
Bouillon, Herzog von 396, 440, 459, 465
Boulogne 511 f.
Bourbon, Karl, Connetable von 131, 243, 388 f., 462 ff.
Bourbon, Karl, Kardinal von 449 ff., 453 ff.
Bourbourg 405.
Bourg, Parlamentsrath 431.
Bourges 445, 449 ff.
Bourck 548.
Bowery 661.
Brabant 328, 341, 346, 357.
Brännkirka 589.
Braganza, Herzog von 422.
Bramante 715.
Braminen 622, 626, 634, 684.
Brand, Sebaſtian 10.
Brandenburg 36 f., 300, 305, 311, 314, 321.
Brandenburg-Baireuth, Markgraf von 94.
Brandenburg-Küſtrin, Markgraf von 93.
Braſilien 215, 671, 677, 682 f.
Braunsberg 152.
Braunſchweig 300.
Braunſchweig-Lüneburg 69, 321.
Breda 329, 351, 357.
Brederode, Graf von 340.
Brehongeſetz 555.
Breiſach 315, 320.
Breitenfeld, Schlacht bei 305, 317.
Bremen 111, 305 f., 321, 594

Bremgarten 78, 362.
Breslau 37, 323.
Bresse 396, 457.
Bretagne 677.
Breuner 296.
Brevier 663.
Briançon, die Alpenpässe von 491.
Briefe der Maria Stuart 535 ff.
Brieg 323.
Briel (Brille) 344.
Briſtol 575, 577, 671.
Brömſebro 594 f., 599.
Brown, Georg 102.
Brown, Robert 674.
Brüderſchaft des Namens Jeſu 711.
Brüderſchaft des Strickes 711.
Brügge 330, 348, 350, 716.
Brüſſel 336, 340, 344, 350.
Brunfels, Otto 36, 39.
Bruno (ſ. Giordano Bruno).
Bucer, Martin 36, 39 f.
Buckingham, der engliſche Miniſter 462, 555, 556 ff., 560 ff., 584.
Buddha 187.
Budnäer 117.
Budnäus, Simon 116.
Budſchia 636.
Budweiß 276, 282.
Bücher von Klagen 12.
Buch des allgemeinen Gebetes (common prayer) 510.
Buchbinder, Ambroſius 592.
Buchdruckerei 617, 634, 719 ff.
Buchhändler 720, 722.
Buddhiſten 628 f., 631 ff., 634.
Budſchia 637.

Bücher, die alten, der Indier und Griechen 626.
Bücher, die heiligen, der Buddhiſten 634.
Bücher, die verbotenen 720.
Bündten 363 f., 373 ff.
Buenos-Ayres 203.
Büren, Graf von, älteſter Sohn Wilhelm's von Oranien 342, 351 f.
Bürger 154, 594, 598, 605, 620 f.
Bügency 457.
Bugenhagen 35, 79.
Bulle in coena domini (Nachtmahlsbulle 31, 168 f., 143.
Bullinger, Decan 78, 362, 369.
Bund, goldener, der katholiſchen Kantone. 366.
Bund der Stadt Genf mit Freiburg 367.
Bund der Stadt Genf mit Bern 371.
Bund der fünf Kantone mit Oeſterreich 364.
Bund der fünf Kantone mit Philipp II. von Spanien 366.
Bund der fünf Kantone mit Savoyen 371.
Bund der Stadt Bern mit Savoyen 371.
Bund der Stadt Genf mit Zürich 372.
Bundes-Akte von Joinville 449 ff.
Bundesverfaſſung der Niederlande 355.
Buoncompagno, Hugo 145 f.
Burgund 352, 388, 442, 449.
Burleigh, der engliſche Miniſter (ſ. auch Cecil) 544, 549 f.
Burton 567.
Buſecker Thal 291.
Butios 645.
Butter, Nathaniel 723.
Buttler, kaiſerlicher Oberſt 312.

C.

Cabot, Sebaſtian 671.
Cabral 683.
Cabrera, ſpaniſcher Geſchichtſchreiber 402.
Cabrieres 428.
Caccini, Giulio 718.
Cadenas, Bernhardin 203.
Cadix 405 f., 540 f., 560.
Cäſar 328.
Cajetan (Kardinal Thomas de Vio) 21 f.
Calais 396, 430, 519, 524.
Calatrava, Ritterorden von 380.
Calderon de la Barca, der ſpaniſche Dichter 712.
Calderona, Don Rodrigo de 417.
Californien 660, 665, 667.
Callao 668.
Calvin, Johann 79, 109 ff., 369, 432.
Calviniſten 110 ff., 269, 432.
Calvert, Georg, Lord Baltimore 676.
Calvert, Leonhard 676.

Camara, Don Ludwig de 421.
Camarilla 376, 458.
Cambray, Bischof von 339.
Cambray, die Stadt 245, 331, 346, 390, 406, 430, 472, 483.
Camerino 136 f.
Camin, das Bisthum 321.
Camoëns, der portugiesische Dichter 711.
Campanella-Tommaso 476.
Campbel, Prior der Dominicaner 527.
Campanus, Johann 116.
Campeachy 658.
Campeggio, Kardinal 132, 175, 501 f., 541.
Campen, van 716.
Campian, der Jesuit 540.
Camron 624.
Canada 204, 677 f.
Canarische Inseln 394, 423.
Candia 496.
Candida 632.
Canisius 255.
Cano, Juan Sebastian del 421, 661.
Canoe (Kiche) 649.
Canton (s. Kanton).
Cap der guten Hoffnung 540, 640.
Cap Breton 677 f.
Cap Cod 672, 674.
Cap Horn 665.
Capel 568.
Caper 546.
Capito, Wolfgang Fabricius 10, 26, 363.
Capuciner 161, 189.
Caracci 717.
Caraccioli, Kardinal 31.
Caraffa, Joseph 479.
Caraffa, Carlo 138 f., 166, 300.
Caraffa, die Familie 138.
Caraffa, Giovanni Pietro (s. auch Paul IV.) 137 ff.
Caranza, Bartholomäus 104, 143, 147, 397.
Carausius, Oberbefehlshaber der römischen Flotte 329.
Cardinäle 157 f., 171 f., 185.
Carelien 617.
Careschi 143.
Carew, Sir Peter 515.
Cariniano, Schlacht von 484.
Carlisle 538, 580.
Carlos, Don, Philipp's II. von Spanien Sohn 347, 394, 396 ff., 401 ff., 410.
Carne, Sir Eduard, englischer Gesandter 521.
Carolina, die Feste 677.
Carthagena 541, 668.
Cartier, Jakob 677.
Casal 104.
Casimir, Markgraf von Baireuth 55 ff. 69, 69.
Casimir, Pfalzgraf (s. auch Johann Casimir) 154, 264, 272.
Castagna (s. auch Urban VII.) 158.
Castaldo, österreichischer General 607 f.
Castelfranco, die Feste 168.
Castel a Mare 477.
Castelnuovo 479.
Castilien 418.
Castres 445, 461.
Castro, das italienische Lehen 170 f., 488.
Castro, Vaca de, Statthalter von Peru 664.
Catalonien 403, 417, 422 f., 477.
Catesby 554 f.
Catholicität 120.
Catholicos 234.
Catholicus 233.
Catten, der deutsche Stamm 328.
Cavalcante 683.
Cavaliere 574 ff.
Cavendish, Thomas 546, 641.
Caxamalca 662.
Cayenne 679.
Cecil, Sir William (s. auch Burleigh) 538 f.
Celano, die Grafschaft 171.
Cellarius, Martin 38.
Celle 294.
Celten 100.
Celtes, Conrad 18 f.
Ceneda 160.
Censur 179, 719 ff.
Centuriae Magdeburgensis 697.
Ceregato, Franz 41.
Ceremonien 218.
Cerisoles 392, 473.
Cervantes Saavedra 712 f.

Cerinus, Marcellus 146.
Ceſar, Don, Herzog von Modena 488.
Ceſena 195, 386 f.
Ceuta 423, 636.
Cevennen 446.
Ceylon 226, 623, 632.
Chabot, der franzöſiſche Admiral 677.
Chaireddin Barbaroſſa 618, 631.
Chalais, Graf von 463.
Chaldäer 234 f.
Chaloner 575.
Cham, die Grafſchaft 322.
Chambord, das Schloß 716.
Champagne 439, 449.
Champlain, Samuel 678.
Chapetones 669.
Charaktere 6, 550, 715.
Charnacé, franzöſiſcher Geſandte 302.
Chartres 453, 463.
Chateau-Briand, Frau von 386.
Chateau-Cambreſis, Frieden von 338, 396, 430, 490 f.
Chatel, Johann, der Jeſuit 199, 454.
Chatelrault, Herzog von 530.
Chatillon, die drei Brüder 432 ff., 435.
Chatillon, Kardinal, Biſchof von Beauvais 432, 440.
Chatre, Marſchall von 471.
Chaucer, 713.
Chauvin 678.
Chemie 719.
Chemnitz, der Geſchichtſchreiber 318.
Cheſapeake Bucht 672.
Chiabrera 708.
Chichen 655.
Chierasco 417, 491.
Chiévres, Marquis von (Wilhelm von Croix) 239, 241, 385.
Chili 204, 395, 655, 663 f., 665, 667.
China, 202, 352, 623, 627 ff., 630 ff., 634, 640, 653.
Chmielnizki 604.
Chios 493.
Chrétien, Florent 710.
Chriſtenthum 4 ff., 50, 96 f., 117, 242, 297, 416, 639 f., 687 f.,
Chriſtian, Prinz von Braunſchweig 291 ff., 295, 297, 308, 326.
Chriſtian von Anhalt 269, 286 f., 290.
Chriſtian I., Kurfürſt von Sachſen 271.
Chriſtian II., Kurfürſt von Sachſen 271 f.
Chriſtian II., König von Dänemark 78, 587 ff.,
Chriſtian III., König von Dänemark 78 f., 87, 592 f.
Chriſtian IV., König von Dänemark, Herzog von Schleswig-Holſtein 295 ff., 301, 326, 593 f., 598, 599.
Chriſtian von Lüneburg 295.
Chriſtian, Ernſt, Markgraf v. Brandenburg 163, 269.
Chriſtiania 588.
Chriſtine, Tochter Heinrich's IV. von Frankreich 491 f.
Chriſtine, Königin von Schweden 594, 599.
Chriſtliche Schriftſteller 284.
Chriſtina, die ſchwediſche Feſtung von Delaware 681.
Chriſtliche Secten 233 ff.
Chriſtliche Vereinigung 52.
Chriſtlicher Katechismus 202.
Chriſtoph, Herzog von Würtemberg 247.
Chriſtoph I., Markgraf von Baden 326.
Chriſtoph, Graf von Oldenburg 592.
Chriſtoph, Woiwode von Siebenbürgen 609.
Chriſtus 49.
Chuchuma 661.
Chyträus, von Roſtock 257.
Cibo, Franz 19.
Cicisbei 473.
Cinaloa 665.
Cingmars 464 f.
Civita-Vechia 168.
Clara Eugenia, Infantin von Spanien 351 f., 454.
Claudius, der Reformator 116.
Claudius, Herzog von Guiſe 430.
Clayborne, William 676.
Clemens VII., Papſt 77, 86, 130 ff., 175, 389, 469 ff., 488 ff., 501 ff., 719.
Clemens VIII., Papſt 158 ff., 171.
Clemens XIV., Papſt 169.
Clemens, der Jakobinermönch 155 f., 451 f.
Clermont, die Grafſchaft 466.
Cleſel 263, 274 f., 279, 281 f.
Cleve 270, 279.

Coblenz 306.
Cochenille 669.
Cochin-China 628 f.
Cochläus 81, 83.
Codüre 204.
Cölibat 473 f., 631.
Cöln (s. auch Köln) 306.
Cövorden 351.
Coiffier, Heinrich (s. auch Clugmars) 464 f.
Coligny, Admiral von 432, 439, 441 ff., 344 ff., 677.
Colonna Pompeo, Cardinal 389, 471.
Colonna, Prosper, Feldherr 386
Columbus 682.
Como, Kardinal 541.
Committee, der anstößigen Geistlichen 568.
Concilien 161.
Concilium von Trident (s. auch Kirchenversammlung) 94, 176 ff.
Concino Concini (s. auch d'Ancre) 459 ff.
Conclave 185.
Concordienformel 108, 271.
Condé, Heinrich, Prinz von 447 ff.
Condé, Heinrich II., Prinz von 442 ff., 459.
Condé, Ludwig, Prinz von 432 ff., 435 ff., 439 ff., 442.
Confessio tetrapolitana 82.
Congregationen 184.
Congregation der Inquisition 209.
Congregation von St. Maur 181.
Connecticut 675, 680 f.
Conrad von Marburg 210.
Constanz 35, 77, 82, 94, 270, 362.
Constitutionelle 50.
Constantine 504.
Contarini, Caspar 135, 148.
Convocation 500 ff., 505.
Copan 655.
Copernicus (s. Kopernicus).
Corault, Calvin's Amtsgenosse 369.
Corbet, Sir John 561.
Cordons bleu politiques 711.
Cordova, Francisco Hernandez 658.
Coriton 562.
Cornelius Houtman 640.
Coromandel 641.
Correggio, die Herrschaft 489.
Corsica 396, 490, 493.
Corte 703.
Cortez, Ferdinand 650, 658 ff.
Corunna 406.
Corvin, Johann 605.
Corvin, der Gelehrte 627.
Corvinus, Mathias 606.
Cosins 562.
Coska 167.
Cosmo, Herzog von Florenz 186 f.
Cossé, Marschall von 448.
Cotton, der Jesuit 159, 458 f.
Courtray 330.
Coutras, in Guienne 450.
Couvier 530.
Covenant 530, 564, 575.
Coventry 518, 539.
Cranmer, Erzbischof von Canterbury 502 ff., 519.
Creighton, der Jesuit 540.
Cremona 386.
Crescentius, Kardinal 178, 182.
Crespy, Frieden zu 89, 392, 473.
Creßier 369.
Croix, Karl von 350.
Croix, Wilhelm von 239, 241, 385.
Cromwel, Oliver 564 ff., 575 ff., 641, 683, 692.
Cromwel, Thomas, Staatssecretair 503, 505 f.
Cruz, Gaspar de, der Dominicaner 632
Cuba 395, 658.
Cujavien 235.
Cumana 658.
Curaçao 681.
Curle, Geheimschreiber der Maria Stuart 542.
Cuylenburgischer Palast 840.
Cuzco 658, 668 f.
Cyprus 495, 614.
Cyrillus von Bera 232.
Cyrillus Lucar 231 f.
Czaaren 616 ff.

D.

Dänemark 78, 103, 111, 311, 317, 591 ff., 601
Dänen 300.
Dafne, die erste deutsche Oper 718.
Dairi 633 f.
Dale, Sir Thomas 673.
Dalekarlien 589.
Dalmont 446.
Damm 321.
Dampierre, Heinrich Düval, Graf von 282, 285 f.
d'Ancre, Marschall (s. auch Concino Concini) 458 ff.
d'Andelot 432, 440.
Dalai-Lama 631, 634.
Dannenberg 294.
Danziger 114.
Darmstadt 272.
Darnet, Sir Thomas 561.
Darnley, Lord, Gemahl der Maria Stuart 534 f.
Darü, der Geschichtschreiber 496.
Dathen, Peter, von Poperingen 340.
d'Aubray 710.
Dauphiné 388, 450, 452.
David, Georg 114.
Davides, Franz 116.
Davison, Staatssekretair 542.
Davisstraße 679.
Day 518.
De Dominis, Erzbischof von Spalatro 167, 698.
Dei 638.
Deiche 651.
Deichvereine 330.
Dekan 623, 625, 626.
Delaware, Lord 673.
Delaware, Fluß 680 f.
Del Vasto 250.
De la Gardie, der schwedische General 598, 619 f.
Delhi 623 ff.
Demetrius, Sohn Iwan's II. von Rußland 618.
Demetrius, der falsche 162, 619 f.
Demetrius, der zweite falsche 619 f.
Demmington Castle 576.
Denbigh, General des Parlamentes 577.
Dendermonde 348, 350.
Denha, Simeon 234.
Denia, Marquis von 414 ff.
Deogiri 622 f.
De Orbium coelestium revolutionibus libri V. 704.
Descartes 223.
Des Chaleurs 677.
Desimio 634.
Desmond, Graf von 158, 548.
Despotismus 4, 20 ff., 48 ff., 337 ff., 393, 413, 612 ff., 616 ff., 621 ff., 639, 651, 707.
Dessau 79.
De Stella Martis 704.
De Thou, August, Geschichtschreiber und Parlamentspräsident 398, 465, 702.
Deutsche 5, 114, 635, 682.
Deutsche Kantone der Schweiz 361 ff.
Deutsche Stämme 100.
Deutschland 236 ff., 308, 319, 325, 694, 716, 723.
Deventer 351.
Deverour, kaiserlicher Hauptmann 312.
Devonshire, Courtenay, Graf von 514.
Devonshire, Grafschaft 511.
Deza, Diego 214.
Diana von Poitiers 426, 429 f., 432.
Diarbeker 621.
Dichter 549.
Dienstag 119.
Dienste 48 ff.
Diesbach, Schultheiß von 364 f.
Dietrichstein, Siegmund von 64.
Digby, Lord 568, 584.
Dillingen 705.
Directorium der Jesuiten 198.
Directorium Inquisitorum 210.
Disentis 374.
Dithmarschen 593.

Divan 638.
Divilina 620.
Dixmuyden 348.
Dniepr 628.
Dömitz 315.
Dolz, Johann 28 ff.
Dominicaner 20, 187 ff., 208 ff., 212 ff.
Dominicus 139.
Donato, Leonardo 160.
Donau 612.
Donauländer 604.
Donauwörth 267 ff.
Donnerſtag 119.
Don Quixotte de la Mancha 712.
Doria, Andreas 390, 427, 472, 492 ff.
Doria, Gianettino, ſein Neffe 493.
Dorpat, die Univerſität 599, 705.
d'Orthez, Commandant von Bayonne 445.
Dortrecht 355.
Doſa, Georg 604.
Douai 540.
Douglas, Margaretha, Gräfin von Lenox 520, 534.
Dover 352.
Dragut, der Seeräuberhauptmann 638.
Drake, Sir Francis 405, 641, 671, 540 f., 645 f.
Dreieinigkeit 14 f., 24 f., 116, 684 f.
Dreißigjähriger Krieg 283 ff.
Dreizehn Kantone 359 f.
Dreux, Schlacht von 439.
Drue=Drury 540.
Druſen 234.
Dſcheladdin Khildſchi 622.
Dſchelum 624.
Dſchin=tſung Ali=pata, Kaiſer von China 628.
Dſchin=tſung, Yunglo's Sohn, Kaiſer von China 629.
Dſchogun (Kubo) 633.
Dſchuna 623.
Dublin 571 f., 578.
Duca Savelli, öſterreichiſcher General 315
Dudley Guilford, Gemahl der Johanna Gray 512 f.
Düfaur, Parlamentsrath 481.
Dün 466.
Dünkirchen 348, 406.
Düpleſſis, Armand Johann (ſ. auch Richelieu) 460 ff.
Dü Prat, Biſchof von Clermont 198.
Dü Prat, Kanzler Franz I. 426
Dürer, Albrecht 12.
Düſſeldorf 279.
Düveke 588.
Duisburg 705.
Durham, das Bisthum 513.
Dyck, Anton van 717.

E.

Earl, Sir Walter 561.
Eberhard III., Herzog v. Würtemberg 326
Eberlin von Günzburg 26, 34, 46.
Ebernburg 28 f.
Eboli, Prinzeſſin von 403, 407, 411.
Eck, Johann 11, 20 f., 81, 83.
Edgehill 575.
Edinburg 529 f., 535.
Eduard VI., König von England 509 ff.
Edzart, Graf von Oſtfriesland 331 f., 335.
Eger 307.
Egidius 104.
Egmont, Graf von 338 ff., 344, 396, 411.
Egmont, Karl von (Achilles von Geldern) 331, 335.
Egranus, Johann Sylvius 28 ff., 77.
Egypten 613, 636, 638 ff.
Ehe 219, 506 f.
Eheloſigkeit der Prieſter (ſ. auch Cölibat) 362, 599.
Ehrenberg 95.
Ehrenbreitſtein (Herrenſtein) 306.
Eidgenoſſen 360.
Eidgenöſſiſche Partei zu Genf 368.
Eigenthümlichkeit 653 ff.
Eigenthum 650, 666, 669.
Eigenthumstitel 569 ff., 676.
Eilenburg 315.
Eingeborene 658 ff.
Einheit der Sprache 473.

Einherrschaft 327.
Einsiedlen 362.
Einziehung der Kirchengüter 103, 132, 145, 370.
Einziehung von Klöstern 172, 362.
Eisen 652.
Eisenach 259.
Eklektiker 717.
Elbing 598.
Eleonore, Kaiser Karl's V. Schwester 390.
Eleonore von Toledo 486.
Elsborg, die Festung 596.
Elias 234.
Elichpur, die Bergfeste 623.
Elisabeth, Königin von England 102, 140, 199, 347, 351, 396, 405, 503, 513, 520 ff., 532 ff., 545 ff., 549 ff., 671, 693, 713 f.
Elisabeth von Frankreich, dritte Gemahlin Philipp's II. von Spanien 347, 394, 396, 398, 401, 403, 431.
Elisabeth, Tochter Kaiser Maximilian's II., Gemahlin Karl's IX. v. Frankreich 257.
Elisabeth, Tochter Jakob's I. von England, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz 279.
Elisabeth Barton 504.
Elisabeth, Gemahlin Johann Zapolyas von Ungarn 607 f.
Elisabeth (Isabella), Christian's II. von Dänemark Gemahlin 588.
Elisabeth Botskai, Gemahlin Christoph Bathori's 609.
Elliot, Sir James 563.
Ellipsen 704.
Ellwangen 270.
Elsaß 36, 316, 320, 431.
Elsaß-Zabern 62.
Emanuel Philibert, Herzog v. Savoyen 490 f.
Embden 36, 331.
Emmal, Egenolph, Buchhändler zu Frankfurt a. M. 723.
Engelsburg zu Rom 389, 483.
Enghien, Marschall von 317, 466.
England 5, 347, 498 ff., 533 ff., 594, 641, 653, 713 f., 722 f.
Englische Kolonien in Amerika 670 ff.
Enkenart, kaiserlicher General 315.
Enkhuysen 844.
Ens 296.
Ensisheim 77.
Eobanus Hessus 11, 39.
Eperies, die Stadt 610.
Epernon, Herzog von 458 f.
Erasmus von Rotterdam 10 ff., 40, 332, 363, 721.
Erasmus, Anmerkungen zum neuen Testament 720.
Erblichkeit des Thrones 618.
Erbsünde 101.
Erbtugend 101.
Erde 703 ff.
Erdkugel 682.
Erfurt 29, 306.
Eriwan 615.
Erklärungen Kaiser Ferdinand's I., die Religionsfreiheit betreffend 255 f.
Erich XIV., König von Schweden 593, 596 f.
Erlau 614.
Ernst, Graf von Mansfeld 69, 282, 585, 287, 290 ff., 299, 308, 356 f., 692.
Ernst, Erzherzog, Bruder Rudolph's II. 273, 351, 609.
Ernst von Mengersdorf, Bischof von Bamberg 154.
Ernst, Prinz von Baiern, Erzbischof von Köln 264 f.
Ernestinische Linie des Hauses Sachsen 325.
Erstgeburtsrecht 553, 593 f.
Erzbischöfe, russische 618.
Erziehung 197.
Erziehungsanstalten der Jesuiten 149, 155, (s. Jesuiten).
Escovedo, Geheimschreiber Johann's von Oesterreich 346, 497.
Escurial 398.
Essek 606.
Essex, Graf von 547 ff.
Essex, Gräfin von 555 f.
Essex, Graf von, General des Parlaments 575 ff.
Essex, die Grafschaft 580.
Este, die Familie 488 ff.
Esthland 256, 596, 600 f., 617 f.
Eunuchen 628 ff.

Euphraſia, Buhlerin Philipp's II. von Spanien 411.
Evangelien 55, 626, 632.
Evangeliſche 364 ff.
Evangeliſche Brüderſchaft 52 f.
Ewert Horn, der ſchwediſche Feldherr 598.
Ewige Geſetze 124 f.
Ewiges Edict Johann's von Oeſterreich 346
Ewigkeit 366.
Excommunicationsbulle 539.
Exilles 491.
Eymerick, Nicolaus, General-Inquiſitor 210.

F.

Faber 697.
Fabriken 343.
Fachinetto (ſ. Innocenz IX.) 158.
Fadinger, Stephan 296 f.
Fairfax, General 577 579.
Falkland 584.
Familienleben 473, 630, 647.
Farburg, Schatzmeiſter 588.
Farel, Wilhelm 111, 368 ff.
Farneſe, Alexander (ſ. Paul III). 134.
Farneſe, Alexander, Herzog von Parma. 346 ff., 350, 405 f., 454 481, 488 ff.
Farneſe, Kardinal Paul's III. Nepote 137.
Farneſe, das Haus 481, 487 ff.
Farneſe, Palaſt 136.
Farneſe, Odoardo, Herzog von Parma 170, 488.
Farneſe, Ottavio 136 f., 481, 488.
Farneſe, Pietro Luigi, Herzog von Parma 136 f., 163 f., 481, 487 f.
Farnovius, Stanislaus 116.
Fars 621.
Faſten 13.
Fauſtus Socinus (ſ. auch Sozzini die beiden) 117 f.
Faye 510.
Federigo II., Markgraf von Mantua 489.
Feiertage 119.
Feldzug Tamerlan's 624 f.
Feliziano 416.
Felton 562.
Feodor I., Czaar von Rußland 618.
Feodor II. „ „ „ 619 ff.
Ferdinand, Kardinal Infant 813.
Ferdinand, Erzherzog von Oeſterreich, Ferdinand's I. Sohn 256.
Ferdinand, Graf von Gonzaga 416.
Ferdinand I., Großherzog v. Toscana 486.
Ferdinand II., „ „ 486.
Ferdinand I., Kaiſer von Deutſchland 54, 65, 72, 77, 97 f., 140, 148, 242, 244, 246, 252 ff., 606 ff., 721.
Ferdinand II., Kaiſer von Deutſchland 147, 162, 269, 280, 283 ff., 289 ff., 302 ff., 306 ff., 311 ff., 856.
Ferdinand III., Kaiſer von Deutſchland 313, 315 f., 317 320 ff.
Ferdinando, Markgraf von Mantua 489.
Ferghana 624.
Feria, Herzog von 389.
Ferrar, Biſchof von St. David's 518.
Ferrara 159, 390, 472, 489.
Ferrol 406.
Ferrucci, Francisco 484.
Ferté, in der Champagne 432.
Feuerbacher, Matern 58 ff.
Feuerland 650, 656.
Fidi Joſt 633.
Fiennes, Nathaniel 577.
Fiesco, Graf von Lavagna 493.
Fife, die Grafſchaft 530.
Fikar 254.
Finch 566.
Finiſterre, das Vorgebirge 406.
Finnland 595 f., 598.
Finſterlinge 29 ff.
Firmung 220.
Firuzzeddin, Beherrſcher Indien's 623 f.
Fiſcher, Biſchof von Rocheſter 504.
Fiſcher, Ulrich 63.
Fitſch, Ralph 641.
Flamänder 114.
Flaminio 135.
Flandern 114, 328, 341, 357 388, 390, 431.
Fleckenſtein 321.
Fleetwood 578.
Fleix, Frieden zu 449.

Flemming, Klaus, Statthalter von Finnland 598.
Flensburg'schen Lande 593.
Fletscher 715.
Fleurus 298.
Fliegende Blätter 723.
Florentiner 390, 472, 483 ff.
Florenz 473, 483 ff.
Florian Geyer 57 ff., 62.
Floriszon von Utrecht (s. auch Hadrian VI). 2, 39.
Florida 204, 645, 648, 665, 677 f.
Flotte, die „unüberwindliche" 405 f., 409, 546 f.
Flotte, die spanische, welche jährlich nach Vera-Cruz fuhr 668.
Flüchtlinge 333, 343 f.
Flugschriften 24 ff., 34 ff., 726.
Flur, Hans 63.
Fo 634.
Folengo, Giovanni Battista 135.
Fontainebleau 434, 439.
Fontana, Domenico 716.
Fontenay 446.
Fontrailles 465.
Forderung d. Rechtes (Petition of right) 562 f.
Formendienst 626.
Formenwesen 631.
Formirte Coadjutoren 194.
Formosa 633.
Forrest, der Mönch 527.
Fortschritt der Menschheit 684 ff.
Foscherari, der Kardinal 139.
Fourquevaulx, französischer Gesandter 403.
Francesco I., Herzog von Modena 489.
Francesco, Großherzog von Toscana 486.
Francesco IV., Markgraf von Mantua 489.
Franche-Comté 431.
Franciscus Tripontius 26.
Franco, Nicolo 708.
Franeker 107.
Franke, Sebastian, deutscher Geschichtschreiber 703.
Franken, der Stamm 329.
Franken, das Land 26, 55, 77, 99, 305 f.
Frankenburg, die Mark 296.
Frankenhausen 61.
Frankenthal 291, 306.
Frankfurt a. M. 87, 285, 306.
Frankfurt a. d. Oder 305.
Fränkische Reichsstädte 35.
Fränkischer Adel 35.
Frankreich 5, 79, 198, 316, 371 f. 424 ff., 708, 723.
Franz I., König von Frankreich 40, 89, 188, 240 f., 250 f., 347 f., 383 ff., 388 ff., 424 ff., 468 ff., 613 f., 700, 709.
Franz II., König von Frankreich, Gemahl der Maria Stuart 198, 431, 434, 524, 531.
Franz Albrecht, Herzog von Lauenburg 308, 312, 317.
Franz, Herzog von Guise 430, 434 ff., 438 ff.
Franz Sforza, Herzog von Mailand 389 f.
Franz, Bischof von Minden 288.
Franz Xavier (s. auch Xaver) 167, 193, 226.
Franziska, Herzogin von Suffolk 512.
Franziska, die Nonne 187.
Franziscaner 187 ff., 677.
Französische Protestanten 111, 678.
Franzosen 312, 314 ff., 319, 641, 677 ff.
Französische Kolonien in Amerika 676 ff.
Frauen 645, 647.
Frauenberg 59, 306.
Fregoso 250, 386, 391.
Freiburg, im Breisgau 315.
Freiburg in der Schweiz 153, 363, 368 f.
Freiheit 3, 93, 145, 152, 206, 278, 302, 327 ff., 420, 603, 617, 718.
Freistadt 296.
Freitag 119.
Friedewalde 215.
Friedland, die Herrschaft 300.
Friedland, Herzog von (s. auch Wallenstein) 300, 312.
Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen 21 f., 26, 31 ff., 37, 50, 240.
Friedrich III., Kurfürst von der Pfalz 111, 163, 272.
Friedrich IV., Kurfürst v. d. Pfalz 163, 269.
Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz 279, 285 ff., 290, 292 ff., 295 306, 311 315, 563.

Friedrich, Bischof von Würzburg 259.
Friedrich Heinrich, Prinz von Nassau 287, 357.
Friedrich Ulrich von Braunschweig 259.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 317, 325 f. 601.
Friedrich I., König von Dänemark u. Herzog von Holstein 589 ff.
Friedrich II., König von Dänemark 598.
Friedrich, Markgraf von Ansbach und Baireuth 600.
Friedrich von Toledo, Alba's Sohn 345.
Friesland 328 f., 332, 335 ff., 341, 344.
Friesländer 114, 329 ff.
Frith of Forth 531.
Frobenius 10.
Frobisher, Martin 671.
Frömmigkeit 13, 16, 118, 188, 410.
Frohndienste 670.
Frohnleichnamsfeier 82.
Froment, Schüler Farel's 368.
Fromme Bestrebungen der Mönche 188.
Frumentius 639.
Frundsberg, Georg von 131, 249, 389.
Fünfkirchen 606.
Fürsten der Lehre 634.
Fuentes, die Festung 373.
Fuentes, Graf von 351, 373.
Fünf, die, katholischen Kantone der Schweiz 364, 372.
Fünen 591.
Fürstenberg, kaiserlicher General 305.
Füssen 54.
Fugger 606, 723.
Fuhlin 632 f.
Fulda 723.
Fulton, John 589.

G.

Gabrielle d'Estrees 456.
Gaeta 389.
Gaï Galigaï (s. auch d'Ancre) 459 ff.
Galenisten 114.
Galileo Galilei 124, 169, 704, 705.
Gallas, kaiserlicher General 312 f., 317.
Gallas, ein Volksstamm 639.
Galleonenen 667.
Gallien 328.
Gallius, Peter 78.
Gallo, die Insel 661 f.
Gamblours 346.
Ganges 624.
Gardiner, Bischof von Winchester 503, 510, 513, 517, 518 f.
Gargantua 224, 709.
Garnet 200.
Gartz 321.
Garra, der Fluß 624.
Gasca, Pedro de la 665 f.
Gaston, Herzog von Anjou 462 ff.
Gates, Sir John 513.
Gaunerstreiche 188.
Gazette 723.
Gebhard Truchseß, Erzbischof von Köln 152, 154, 264 f.
Gefangenschaft Franz I. v. Frankreich 388
Gefangenschaft des Papstes Clemens VII. 389.
Gefangene 648, 651.
Gavelkinde 555.
Geheime Berichte der päpstlichen Nuntien.
Geheimer Artikel des Friedens von Chateau-Cambresis 338 f.
Geheimschriften 542.
Gehobelter Eck 25.
Gehorsam 198 f., 651.
Geiger, der schwedische Geschichtschreiber 595.
Geisbeuren 54.
Geismaier 64 f.
Geistererscheinungen 188.
Geistige Bewegung 22 ff.
Geiseln 221.
Geißler 221.
Geldern 328, 331, 341.
Geldern, Achilles von 331, 335.
Geldern, Adolph, Herzog von 331.
Gelderpressung 259, 561 ff.
Geldsäcke 359.
Gelübde 198.
Gemäßigter Fortschritt 342

Gemeinde der Gnade der „heiligen" Jungfrau 193.
Gemeindeordnung 626.
Gemeiner Kasten 46.
Gemeinen, das Haus der 562 ff.
Gemeinwesen 642.
Gemmingen 35.
Generalitätslande 354.
Generalstaaten 336 f., 347, 354.
Genf 85, 107, 109 f., 333, 359, 367 ff., 371 ff., 457, 491.
Genrebilder 719.
Gent 330, 334 f., 341, 343, 345 f., 348, 350.
Genter Pacification 346.
Gentilis, Valentin 117.
Genua 386, 390, 427, 478, 491 ff.
Georg von Brandenburg 87.
Georg von Celle 295.
Georg von Polenz, Bischof von Samland 600.
Georg, Herzog von Anhalt 87.
Georg, Markgraf von Brandenburg-Ansbach 55, 605.
Georg, Herzog von Sachsen 26, 32, 60, 87.
Georg Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach 291 f.
Georg Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Ansbach 600.
Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 304 ff., 600 f.
Georg II., Fürst von Siebenbürgen 611.
Georg II. von Hessen 718.
Georgien 618, 622.
Geraldine 153.
Gerard, Balthasar 200, 348.
Germanische Race 101.
Gerson 721.
Gertruydenburg 351.
Geschenke der Jesuiten 630.
Geschichte 6, 125, 685, 701, 703.
Geschichte der Klöster (s. auch Klöster) 186.
Geschichtschreiber 206, 216, 251, 253, 262, 267, 277, 281, 283 f, 289, 302, 308 f., 321, 323, 327, 341, 344, 378 f., 408, 428, 518, 537, 542 f., 544 f., 548 f., 574, 607, 611, 621, 636, 684 ff.. 695, 701 ff.
Geschlechter der Schweiz 360
Geschütze, die türkischen 613.
Geschworene 570.
Gesellschaft der Jesuiten 204 ff. (s. auch Jesuiten).
Gesellschaften, geheime 476 f.
Gesellschaften von Rednern 333.
Gesellschaftliche Zustände 693 ff.
Gesinnung 13.
Gespenst 188.
Geusen (gueux) 340 ff., 343 ff.
Gewaltmaßregeln 34.
Gewerbe 333, 343, 599, 617, 643, 650, 652, 671, 695.
Gewürzinseln 421 ff.
Gex, die Herrschaft 371, 457.
Geyer, Florian 57 ff., 62.
Giacomo, Sohn des Papstes Gregor XIII. 146.
Giambattista Castagna (s. auch Urban VII) 158.
Giberto 135.
Gibraltar 352, 686.
Giebelstadt 57.
Gießen 705.
Gift 188, 346 f.
Giftmischerei 346 f., 402, 408, 485 ff.
Gilbert, Sir Humphrey 671.
Gilden 330.
Gillot 710.
Ginori, Leonardo 485.
Giordano Bruno 160, 228, 698, 705.
Giordano Bruno's Schriften 228.
Giovanni Antonio Facchinetto (s. auch Innocenz IX. 158.
Giron, Don Pedro de 387.
Giustiniani, die Familie 493.
Giustiniani, Pietro 402.
Glamorgan 585.
Glareanus 10.
Glarus 363.
Glascow, Kirchenversammlung zu 564.
Glauben 207, 340 ff., 369 ff., 626, 685 ff. 706.
Glaubensrichter 340 ff.
Glouceſter, Belagerung von 575.
Glückstadt 300.
Gmünden 296.

Gnadenbrief König Karl's I. von England 569 ff.
Gnadenwahl 109 f., 685.
Goa 215, 626.
Göthe 548, 714.
Götz von Berlichingen 58, 62, 65.
Götz, kaiserlicher General 317.
Götzen 628.
Goldmacherei 259.
Goldminen 667.
Goletta (Goeletta) 404, 638.
Golnau 321.
Gomar 356.
Gonzaga 167, 178, 488
Gonzalez von Cordova 292.
Gordan 312.
Gorgona, die Insel 662.
Gosnold Bartholomäus 672.
Gotha 259.
Gothland 594.
Gottesgelahrtheit 23 ff., 626.
Gottesgerichte 626.
Gotteshausbund in Graubündten 359 f., 373 ff.
Gottland, die Insel 594.
Gottorp'schen Lande 593.
Gourgues, Dominic de 678.
Goyß 64.
Grade der Jesuiten 194.
Grätz 162, 705.
Grammont 440.
Grafenkrieg 592 ff., 594.
Gran, Erzbischof von 148.
Gran in Ungarn 606 f.
Granada 397, 399 f.
Granvella, die beiden 249.
Granvella, der jüngere, Bischof von Arras 836, 888 f.
Graswinkel, Theodor J. F. 699.
Grave 352.
Gravelingen 338, 396, 430.
Gray, Thomas, Lord von 515, 540.
Greenwich, das Hospital zu 716.
Gregor XIII., Papst 145 f., 153, 445, 617, 728.
Gregor XIV., Papst 158.
Gregor XV., Papst 166 ff
Greenwich Bay 681.
Gregorianischer Kalender 146.
Grenville, Sir Richard 671 f.
Gribaldi, Mathäus 117.
Griechen 232 ff.
Griechische Kirchen 232 ff., 618 f.
Griechische Kirche der Russen 231 ff.
Grijalva, Juan de 658.
Gröningen, die Provinz 328, 335, 344, 351.
Gröningen, das Kloster 321.
Gröninger 114.
Grönland 655, 671.
Großfürsten Rußlands 616 ff.
Groß-Moguln 624.
Großinquisitor 214.
Großmeister von Preußen 69.
Grotius, Hugo 354, 356, 699, 702.
Grubenhagen 294.
Grumbach, Freifrau von, geb. v. Staufen 37.
Grumbach, Wilhelm, Ritter von 259
Grumbach'sche Händel 259.
Grundbesitz 626, 653.
Grund und Boden 652.
Guanaham 645.
Guarani 202 f.
Guarini 708.
Guastala, Herzog von 489.
Guasto, Marquis del 260, 391.
Guatimala 663, 667.
Guatimozin, König von Mexiko 660.
Guaycuras 203.
Gubel ob Menzingen 365.
Gudonow, Boris 618 f.
Guébriant, französischer General 316.
Gübten 51.
Guiana 646.
Guicciardini 701 f.
Guiche, Prinzessin von 450.
Guienne 447 f.
Guignart, Pater 199.
Guildhall 578.
Guilford, Lord (s. Dudley) 515.
Guinea 638.
Güns 607.
Guisen, die 430, 432 ff., 435 ff., 448 ff., 458 ff., 525.
Guise, Heinrich von, der Aeltere 438, 444 ff., 448 ff.

Guise, Heinrich, Usurpator von Neapel 472 ff.
Guise, Franz von 430, 434 ff., 438 ff.
Guienes 500.
Gustav Adolph, König v. Schweden 301 ff., 308 ff., 318, 321, 563, 598 f., 692, 706.
Gustav Wasa, König von Schweden (s. auch Wasa) 590 ff., 594 ff.
Guachten 502.
Guyana 204.
Guzerat 623 ff., 640.
Guzerat, die Fürsten von 655 ff.

H.

Haarlem 345.
Habsburg, das Haus 238, 242, 249 f., 279 ff., 311, 314, 316, 319 f., 325, 410, 466, 491, 598 f., 602, 608, 609 ff.
Habsburger 77, 85, 275, 283 ff., 309, 316 ff., 324, 606 ff.
Habsburgische Schriftsteller 309 f.
Hadersleben 593.
Hadley 518.
Hadrian VI., Pabst 130, 469.
Häringfang 135.
Hagenau 321.
Halberstadt 295, 298 f., 300, 321.
Hall, Mathäus 33.
Halle 306.
Halland 593 f
Halsgerichtsordnung, Kaiser Karl's V. 242, 699.
Hambden, Sir Edmond 561.
Hambden, John 564, 568, 573, 579.
Hamburg 87, 319.
Hamilton, das Haus 528.
Hamilton, Erzbischof von Andrews 530.
Hamilton, Patrick 527.
Hampton-Court 579.
Hanau 111, 321.
Handel 333, 352, 360 f., 599, 617, 640 ff., 643, 652, 661, 666 ff., 671, 680, 683, 693.
Handelsflotten 352.
Handelsgesellschaften 641.
Handelskammer von Sevilla 667 ff.
Handschriften, gesammelte des Corvinus 606.
Hansa 294, 326, 331, 589 ff., 595, 682.
Hans, Buchbinder 588.
Hanschan-Khan, Kaiser von China 628.
Hardenberg, Albert 111.
Hardwargebirg 624.
Haro, Don Luis de 419.
Harsdörfer 718.
Harth 530.
Harvey 701.
Hatton 544.
Hatzfeld, kaiserlicher General 315, 317.
Haukes, Thomas 518.
Hauptsitze, die zwölf, der Inquisition 397.
Hautain, der niederländische Admiral 352
Hautefort, Frau von 463.
Havanna 668.
Havre de Grace 533.
Hayradin, Barbarossa 390.
Hazlerich, Sir Arthur 564, 578.
Heangschan 633
Heath 513.
Heathe, Erzbischof von York 520.
Heau-tsung, Kaiser von China 629.
Hedio 27, 363.
Heemskirk, niederländischer Admiral 352.
Hegauer 60.
Heidelberg 269, 291, 306, 716.
Heidelberger Bibliothek 293.
Heilbronn 58 ff., 311.
Heilbronner Bund 311, 314.
Heilige Brüderschaft 380.
Heilige Geisteness 514.
Heiligendienst 13.
Heiliger Bund Kaiser Karl's V. 87.
Heiliger Bund des Pabstes Clemens VII. 470 ff.
Heiliger Geist 116.
Heiligkeit 186 f., 191 ff.
Hein, Peter, der niederländische Seefahrer 357.
Heinrich Albret 386, 427.
Heinrich Düval, Graf von Dompierre 282, 285 f.
Heinrich Nicolaus 144.

Heinrich II., König von Frankreich 94, 198, 393, 395, 529 ff.
Heinrich III., König von Frankreich 347, 371, 447 ff., 485.
Heinrich IV., König von Frankreich 164, 199, 442 ff., 447, 453 ff. 486, 678.
Heinrich VIII., König von England 87, 89 f., 101 f., 133 f., 385 ff., 498 ff., 671.
Heinrich, König von Portugal 405, 421 f.
Heinrich, Herzog von Braunschweig 60, 87, 246.
Heinrich, Herzog von Lüneburg 298.
Heinrich, Graf von Nassau 345.
Heinrich von Plauen 246.
Heinrich, Sohn des Prinzen v. Condé 442 ff.
Heinz, Kanonicus 588.
Held, Reichsvicekanzler 87.
Helding, Michael 93.
Helfer, Martin 26.
Helfenstein, Ludwig Helfrich, Graf von 58.
Heller Haufen 57 ff.
Helmstädt 107, 705.
Hernzeh, Schah von Persien 622.
Hesingör, 590.
Helvetisches Jesuitencollegium 158.
Hennegau 328.
Henno 24.
Hennüyer, Johann, Bischof von Lisieux 445.
Henriette Maria, Gemahlin Karl's I. von England 557, 676.
Henriette D'Entraigues 456.
Henriquez, Alphons, Vicekönig von Neapel 477.
Herbersdorf 296.
Herborn 705.
Herisau 368.
Herjedalen 598 f.
Herkulus II., Herzog von Modena 488.
Hermanns 355.
Herrman von Wied 36, 89, 264.
Hermanspoon, Wolfert, niederländischer Admiral 352.
Hermandez, Juan 397.
Herodot 635, 657.
Hersfeld 300, 322, 723.
Herzogenbusch 329, 342, 357.
Hessen 26, 272, 305, 313, 319.
Hessen-Cassel 326.
Hessen-Darmstadt 326.
Heyer, Julius 116.
Heuchelei 687 ff.
Hevingham, Sir John 561.
Hexenglaube 149, 674, 699, 704.
Hexenmeister 124, 149.
Hexenverbrennung 259, 699, 704.
Heydeck, Hans von 90, 94 ff.
Hildesheim 154, 238, 723.
Hildesheimer Stiftsfehde 238.
Himalaya-Gebirge 622 ff.
Himmel 49.
Hindostan 202, 626.
Hinter-Pommern 315, 321.
Hintschipan, Kaiser von China 628.
Hippalus 640.
Hippler, Wendel 56 ff., 65.
Hispaniola (s. auch St. Domingo) 395 501, 541, 658, 671.
Hitsung, Kaiser von China 630.
Hobart, Sir Miles 562.
Hobbes, Thomas 699.
Hochelaga, 677.
Hochschulen 369, 502, 599, 600, 705.
Hochverrath 565, 573, 699.
Höchst 292 f.
Hön, von der 354.
Hoffmann, Crato 11.
Hoffmännin, die schwarze 56 ff., 61 f.
Hofmeister, Sebastian 36.
Hogstraaten, der Finsterling 20 f.
Hoogerbeets 354, 356.
Hoogstraten, der niederländische Graf 342.
Hohenems, Kardinal von 178, 181.
Hohenlohe, Graf von 351.
Hohensalzburg 64.
Hohenzollern, das Haus 325 f. 600 f.
Hokus-Pokus 219, 223.
Holl, Elias 716.
Holland 36, 328, 331, 340 ff., 417, 674.
Holländer 330, 633 f., 641, 676, 679 ff.
Holländische Kolonien in Amerika 679 ff.
Holler, Johann 26.
Hollis 563, 568, 573, 577, 579.
Holstein 300, 317.
Hollzapfel, Peter 315, 317.
Homer 714.

Honduras 667
Hooper, Bischof von Gloucester 517 f.
Horn, Ewert, der schwedische Feldherr 598, 619.
Horn, Gustav, Graf von 306, 311, 338 ff., 344.
Horuc, Barbarossa 383, 390, 637.
Horwath, Marcus, Befehlshaber von Szigeth 608.
Hosius, Kardinal 178.
Hotham, Sir John 574.
Hotschilo, Kaiser von China 628.
Hottinger, Nicolaus aus Zürich 363.
Houtmann 641.
Hoya, Johann, Graf von 592, 595.
Howard, Lord, englischer Admiral 406.
Howard, Philipp, Graf von Arundel 540.
Hratschin 276.
Huana Capac, König von Peru 652, 662.
Huascar, König von Peru, dessen Sohn 662 f.
Hubmaier, Balthasar 77.
Hudson, Heinrich 679 f.
Hudson, der Fluß 674.
Hudson-Bay 680.
Hudson-Straße 680.
Hugenotten 368, 561.
Hull 547.
Hulst 348, 351.
Humaniora 696.
Humayon, Beherrscher Indien's 624 f.
Hume, Geschichtsschreiber 524, 528, 532, 556, 570 ff.
Hungwu, Kaiser von China 628.
Hurtado, spanischer Admiral 352.
Hussiten 115.
Hutten, Ulrich von 12 ff., 23 ff., 26 ff., 28 ff., 36, 39 ff., 47, 186, 238
Hutten, Johann von 238.
Hwantsung, Kaiser von China 630.
Hyde (Clarendon) 584.

J.

Jacques, Christophoro 683.
Jäcklein Rohrbach 56 ff. 61.
Jägerndorf 325.
Jagellonen 603.
Jaggernaut, der Götze 209.
Jakob I., II., III., IV., Könige v. Schottland 526.
Jakob V., König von Schottland 430, 527.
Jakob I. von England, der VI. von Schottland 108, 541 f., 552 ff., 672, 676.
Jakob, Markgraf von Baden 155.
Jakobiten 233.
Jama 598.
Jamburg 618.
Jamus-Fluß 672.
Jamestown 672.
Jamez 466.
Jan Bockhold 86, 113.
Janitschaaren, 613, 615, 637 f.
Jan Matthyszoon 86.
Jankow (Jankowitz) 317.
Jansenisten 189.
Japan 201 ff., 352, 633 ff., 640 f.
Japanesen 201, 629.
Jarnac 441.
Jasidier (Jezdäer) 234.
Jasques, der Hafen von 641.
Jauregni 200, 348.
Java 641.
Ibach, Hartmann 36.
Ibrahim I., türkischer Sultan 615.
Ibrahim, Herrscher von Indien 624.
Ideen, 8, 359, 689 ff.
Ideenwelt 316, 690 f. 724.
Idiaquez, Staatminister Philipp's II. von Spanien 405.
Jeddo 634.
Jehan Schah, Beherrscher Indien's 626 f.
Jeje-jasu (Gongbin) 633.
Jemgum 344.
Jemtland 593 f.
Jena 96, 107, 259, 705.
Jeremias, constantinopolitanischer Patriarch 618.
Jermak Timurfejew 616 f.

Jesuiten 148 ff., 151 ff., 155 ff., 161 ff., 176, 189 ff., 191 ff., 194 ff., 198 ff., 204 f., 206 ff., 233, 260, 267 ff., 272 ff., 280, 301, 309, 317, 339, 348 f., 365, 376, 428, 541, 597, 602 f., 608 f., 611, 613, 619, 630, 632 ff., 639, 677 ff., 683, 696, 698, 711, 721.
Jesuiten-Collegien 148 ff., 194, 198, 199, 306, 540, 597, 609, 679.
Jesuiten-Generale 204 ff.
Jesuiten-Schulen (für englische Geistliche) 540.
Jeper 188.
Ignatius von Loyola (erster Jesuiten-General) 191 ff., 204, 429, (s. a. Loyola).
Ignatius, Kirche zu Rom 167.
Ignatius, Name der Patriarchen der Jakobiten 233.
Iluteka 646.
Illo, kaiserlicher General 312.
Illyrius, Flavius 697.
Independenten 576 ff.
Inca's 651 f.
Index 166, 720 ff.
Indianer 203, 644 ff., 657 ff., 664 ff., 669 ff., 673 ff., 681 ff.
Indien 622 ff., 639 f., 641, 653, 661.
Indier 201 f.
Indigo 669.
Indus 622, 624 f.
Ingermannland 598, 617 f.
Ingolstadt, in Baiern 11, 90, 149.
Ingolstadt, ohnweit Sulzdorf 62.
Innocenz IX., Papst 158.
Innocenz X., Papst 172 f.
Innsbruck 95, 238 f.
Inquisition (s. auch spanische Inquisition) 104, 208 ff., 214 ff., 334 ff., 339, 380 ff., 397, 399, 475, 720.
Inseln des grünen Vorgebirges 395, 639.
Instructionen des Jesuitenordens 196 ff.
Instrumentalmusik 718.
Interdict 589.
Interim 92 ff., 244 f.
Intoleranz 7.
Joachim, Herzog von Anhalt 87.
Joachim I., Markgraf von Brandenburg 11, 87, 83.
Joachim II., Kurfürst von Brandenburg 87 f., 91 f.
Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg 600.
Joachim Ernst, Markgraf von Brandenburg-Ansbach 269.
Johann Albret, König von Navarra 383.
Johann III., König von Portugal 421, 682 f.
Johann IV., König von Portugal 423.
Johann Albrecht II. von Güstrow 300.
Johann Friedrich, der Beständige, Kurfürst von Sachsen 50, 71, 80 f., 84, 87, 90 ff., 94 ff., 259.
Johann Wilhelm, Kurfürst v. Sachsen 259.
Johann von Brandenburg, Bruder d. Kurfürsten Joachim II. 87.
Johann Georg von Brandenburg 265.
Johann Friedrich, Herzog von Würtemberg 163, 269.
Johann Siegmund, Kurfürst von Brandenburg 269 f., 600.
Johann Wilhelm, Herzog von Jülich 270.
Johann, Bischof von Genf 397.
Johann, Bischof von Hildesheim 238.
Johann II., Pfalzgraf von Zweibrücken 271, 279.
Johann Casimir, Pfalzgraf 154, 264, 272, 447.
Johann Casimir von Weimar 295.
Johann Ernst von Sachsen-Weimar 299.
Johann Georg, Kurfürst v. Sachsen 287, 313
Johann Georg, Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf 290.
Johann von Oesterreich der Aeltere 248, 346, 400, 404.
Johann von Oesterreich der Jüngere 479.
Johann, König von Schweden 152.
Johann, Bruder Christian's III. v. Dänemark 593.
Johann II., König von Schweden 596, 597.
Johann Sigismund Zapolya, König von Ungarn 607 ff.
Johanna von Albret, Königin von Navarra 432, 442 ff., 445.
Johanna von Castilien, Gemahlin Philipp's des Schönen 239, 381 ff., 387, 397.

Digitized by Google

Johanna Grey 512 ff., 515.
Johanna Seymour, dritte Gemahlin Heinrich's VIII. 505.
Johanniter-Ritter 612 f.
Johnson 715.
Joinville, das Schloß 449.
Jonas Justus 31, 35.
Joritomo 683.
Joß, Fritz 44.
Joy 504.
Joyeuse, Herzog von 450.
Irak 621.
Irak-Arabien 622.
Ireton 578.
Irländisches Parlament 571.
Irländisches Blutbad 571 f.
Irland 102, 153, 406, 415, 540, 547 f., 555, 569 ff., 575.
Irokesen 650.
Irtisch 616.
Irwing, Washington 379.
Isabella Clara Eugenia, Infantin von Spanien 351 f., 454.
Isabella von Castilien 249.
Isabella von Frankreich, dritte Gemahlin Philipp's II. (s. auch Elisabeth) 394, 398, 403.
Isabella Osorio, Philipp's II. heimlich angetraute Gemahlin 411.
Isabella, Gemahlin Kaiser Karl's V. 247, 389.
Isenburg 111.
Islam 636.
Island 655, 682.
Ismael I. Sohn, Schah von Persien 621 f.
Ismael II., Schah von Persien 622.
Ismael III., Schah von Persien 622
Ismael, Herrscher von Decan 623.
Italien 104, 201, 390 ff., 467 ff., 707 ff.
Italiener 5, 715.
Jubelablaß Alexanders VI. 361.
Juden 423, 683.
Juder 697.
Jülich 270 f.
Jülich'scher Erbstreit 270 ff., 356 f.
Jütland 300, 317, 591 f.
Julius II., Papst 185, 481.
Julius III., Papst 137, 182, 488
Julius, Herzog von Braunschweig 259.
Julius Echter, Bischof von Würzburg 154.
Junta, (spanische gegen Karl I.) 386 f.
Jupiters-Trabanten 705.
Jurischitz, Befehlshaber d. Stadt Gäns 607.
Ivow, russischer Erzbischof 618.
Ivry 454.
Iwan Wassilowitsch II. von Rußland 256.
Iwan II. Wassiljewitsch, Czaar von Rußland 616 ff.
Iwangorod 598, 618.

K.

Kabul 624, 625 f.
Kadan, Vertrag von 85, 138.
Kärnthen 163.
Kästenholz 62.
Kaiser, Jakob 364.
Kaiserthum 30, 33.
Kaiserwahl 285.
Kalenberg 303.
Kalender 723.
Kallundborg 590, 591.
Kalmarische Union 590.
Kamarilla 338.
Kalmucken 634.
Kanarische Inseln 639.
Kanäle Kublai's 628.
Kandahar 622, 625 f.
Kannibalen 648.
Kanonengießereien 533.
Kanton 630, 632, 633.
Kantone der Schweiz 360 ff.
Kap der guten Hoffnung (s. Cap).
Kapelle zu Millerbach 50.
Kaperbriefe 343.
Kapitulations-Resolution 274, 288.
Kappel, Schlacht bei 85, 364.
Kapudan-Pascha 687.
Karaiben, 645, 650, 653.
Karawanen 636
Karelien 598.

Karl I., König von England 200, 559 ff., 594, 673 f., 722.
Karl IX., König von Frankreich 435 ff., 444 ff., 543, 678.
Karl V., Kaiser von Deutschland und König von Spanien 30, 53, 72, 77, 81 f., 85, 89 ff., 239 ff., 310, 331 ff., 386 ff., 382 ff., 388 f., 393, 410 ff., 469 ff., 485 ff., 600, 658, 660 f., 664 f.
Karl IX., König von Schweden 161, 596, 597, 598, 613, 637.
Karl Emanuel I., Herzog von Savoyen 411 ff., 416, 457, 491, 494.
Karl Emanuel II., Herzog von Savoyen 491 f.
Karl III., Herzog v. Savoyen 367, 390 f., 490.
Karl Emanuel, König von Portugal 421.
Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz 311.
Karl III., Herzog von Lothringen 466.
Karl I., Markgraf von Mantua 489 f.
Karl II., Markgraf von Mantua 489 f.
Karl, Erzherzog von Oesterreich 162.
Karl, Erzherzog, Sohn Kaiser Ferdinand's I. 257.
Karl von Bourbon, Connetable (s. auch Bourbon) 388, 426 f.
Karl von Lothringen, Kardinal 430.
Karl Philipp, zweiter Sohn Karl's IX. von Schweden 598.
Karl von Egmont, (Archilles von Geldern) 331, 335.
Karlos, Don (s. Carlos).
Karlsburg 609.
Karlstadt, Andreas 22, 28, 35, 38 ff., 55, 65, 78, 112.
Karnata 623.
Karolina in Amerika 671.
Karsthans 34.
Karten 682.
Kartoffel 645, 647.
Kasan 616, 618.
Kaschau, die Stadt 610 f.
Kaschmir, das Thal von 625.
Kassel 272.
Kasten 652.
Katharina v. Bora, Luther's Gattin 70, 91.
Katharina von Medicis 132, 198, 429, 432, 531.
Katharina Parr, sechste Gemahlin König Heinrich's VIII. von England 506.
Katharina Howard, fünfte Gemahlin Heinrich's VIII. 506.
Katharina von Aragon, erste Gemahlin Heinrich's VIII. 384, 501 ff.
Katharina, die Schwester des letzten Jagellonen 596, 603.
Katholicismus 7 ff., 190 ff., 227 ff., 310, 313, 366, 375 f., 455 f. 522 ff., 597 f., 631 f., 721 ff.
Katholische Dogmen 141, 216 ff., 442 ff., 447 ff., 451, 485.
Katholische Feldherren des dreißigjährigen Krieges 308.
Katholische Kirche 121 ff., 153 ff., 183 ff., 190 ff., 224 ff., 480 ff., 516 ff.
Katholische Liga 270 ff., 287 ff., 295 ff., 598.
Katholische Partei 273 ff., 295 ff., 309 ff., 316, 374, 447 ff., 538 ff.
Katholische Schriftsteller 320, 503, 721 ff.
Katholische Schweiz 361 ff., 371, 375 f.
Kaufleute 45, 333, 640, 668 ff., 671 ff., 678.
Kaziken 645, 648.
Kempen 317.
Kempten 87, 270.
Kennebec 674.
Kent, die Grafschaft 580.
Keppler, Johann 593, 703 f., 705.
Kettenbach, Heinrich von 26.
Kettler, Gotthard, Großmeister 256, 601 608, 617.
Ketzer 77, 378, 412, 427, 721 ff.
Ketzerische Werke 720 ff.
Kexholm 598, 618, 619.
Keymis, englischer Hauptmann 557.
Khizr Khan, der mongolische Statthalter des Pundschab 624.
Khoraffan 622.
Khusru, Khan 623.
Kieft, William 680 f.
Kienwanfi, Kaiser von China 628 f.
Kiew 232.
Kimbolton, Lord 573.

Kinder Luther's 91.
Kingti, Kaiser von China 629.
Kinsale 549.
Kinsky, kaiserlicher General 312.
Kirche 3, 23 ff., 79, 220. ff., 632, 706.
Kirchen, die östlichen 230 ff.
Kirchenbann 28 ff.
Kirchendienst 216 ff., 220 ff.
Kirchengeschichte 697 f.
Kirchengut 103.
Kirchenmusik 718.
Kirchenrecht 207.
Kirchenstaat 480 ff.
Kirchenversammlung von Trient 176 ff. 181.
Kirchenversammlungen 41, 87 f., 173 ff., 564.
Kirk of Field 535.
Kirchen- und Sittenordnung Calvin's 369.
Kirchliche Herrschaft in Rußland 618.
Klima 446.
Klöster 186 ff., 362 f., 505, 521, 628.
Klosterleben 187 ff.
Klub, der sechszehn 449.
Knechtsregister 618.
Knäräd 594, 598.
Knipperdolling 86, 113.
Knox, Johann 102, 111, 530.
Köln (s. auch Cöln) 264 f., 502.
Königliche Gewalt 236 f.
Königsberg, die Universität zu 600, 705.
Königshofen 62.
Königthum 4 ff., 576, 577 ff., 591, 642, 650 ff., 706.
Körperbeschaffenheit 657.
Kolberg 303, 305.
Kolonialverfassungen 643 f., 674.
Kolonien 640 ff., 644 ff., 657 ff., 662, 668 ff., 671 ff., 675 ff., 679 ff.
Kolmar 321.
Kommission, John 569.
Komödie 182.
Kompromiß, der Niederländer 340.
Konrad, Meister aus Pommern 588.
Konstantinopel 613.
Konstanz (s. Constanz).
Kopenhagen 591, 592.
Kopernicus, Nicolaus 169, 703 f.
Kopfsteuer 626, 666, 670.
Koporie 598.
Kopten 233.
Korea 629, 634.
Koreanir 634.
Korman 621.
Kosmos I., Großherzog v. Toscana 485 f.
Kosmos II., Großherzog v. Toscana 486.
Kosacken 603 f., 616 f
Kosacken-Aufstand 604.
Kraft, Konrad 26.
Krain 152, 163.
Krakau 117, 162, 600.
Krankheit, Philipp's II. v. Spanien 408.
Krell, Kanzler Christian's I. von Sachsen 271
Kreml 619, 620.
Krempe 300.
Kreolen 669.
Kreusigk, Ambrosius 87.
Kreuznach 317.
Kriegswehen 690, 691 ff.
Kriege der Eingeborenen Amerika's 648 ff.
Kriegsboote der Eingeborenen 649.
Kriegskunst 55, 691 ff.
Kriegslieder 611.
Krim 613, 616.
Kronjuvelen 574.
Krumlow 282.
Krumpe, Otto 589.
Krutizu 618.
Kubbis 374.
Kublai, das Haus 628.
Künstler 617.
Künste 10 ff., 147, 617, 706 ff., 713 ff.
Küstnacht 362.
Kupfergeld 415.
Kurfürsten, die deutschen 240 f
Kurfürstenrath 300.
Kurland 32, 256, 600 f., 603, 617 f
Kurmainz 322.
Kurrum, der Fluß 624.
Kurwürde, der Pfalz 300.
Kwan-tsung, Kaiser von China 630.

L.

Laar, Peter 717.
Labrador 671.
La Charité, die Festung 446.
Lacize, Paul 698.
Ladislaus, Sohn Siegmund's III. von Polen 598, 620.
Ladislaus VII., König von Ungarn und Böhmen 604 f.
Ladronen 661.
Lälius Socini (s. auch Sozzini, die beiden) 117 f.
Lager von Goldbrocat 500.
Lahore 624.
Lainez, Jakob, zweiter Jesuiten-General 147, 179, 193 204 f.
Lama's 628 f. 634.
Lambach 296.
Lamboy, österreichischer General 316.
Lambrunn, Margaretha 544.
Lamormain, Beichtvater Ferdinand's II. 308, 312 f.
Lancaster 641.
Landaffe, Bischof von 522.
Landau 317.
Landeron 309.
Landheer, das englische 546.
Landriano 158.
Landschaden, Hans von 36.
Lane, Ralph 671.
Lange, Kammerdiener Rudolph's II. 263.
Langemantel 21 f., 26.
Languedoc 446.
Lannois 389, 469 ff.
La Noue, hugenottischer Feldherr 446.
Lappen, die 599.
Lappland 655.
Laredo, Hafen von 396.
La Plata 667.
Larochefoucold 440.
La Rochelle 441, 446, 461 f., 560, 562.
Las Casas 658, 664.
Latimer, Bischof von Worcester 513, 518.
La Tour dü Pleſſis 451.
La Trinidad 658.
Laud, Erzbischof von Canterbury 563, 566, 578, 584.
Laudamière 677.
Laufenburg 315.
Lausanne 372.
Lausitz 277, 285, 287.
Lautrec, Marschall von 386, 389 f., 425, 468, 472.
Lavagna, Giovanni Ludovico, Graf von 493.
La Valette, Kardinal 464.
La Valette, Großmeister des Malteser-Ordens 399.
Ladenberg, von 354.
Lefevre, Peter 193, 204.
Lehrbegriff 216 ff.
Lehrbücher 600.
Lehre von der Mehrheit der Welten 223.
Lehre d. Jesuiten 195 ff. (s. auch Jesuiten).
Le Jay 148, 204.
Leibeigene 48, 590, 618, 650, 652.
Leibeigenschaft 43, 51.
Leiceſter, Graf von 351, 541, 546.
Leiceſter, Graf von, Statthalter von Irland 571.
Leighton 567.
Leipa 607.
Leipheim 54.
Leipzig 11, 26, 29, 304 f., 317.
Leith 531.
Leleszi, der Jesuit 609.
Lemos, Graf von 713.
Lenor, Gräfin von 520, 534.
Lenor, Graf von 534.
Lenz, Mathäus 11, 64 f.
Lenzburg 78, 362.
Leo X., Papst 17, 19, 21 f., 29 f., 31, 128 f., 385, 423, 468 f., 488 f., 719 f.
Leo XI., Papst 160.
Leonhard, Abt des Benedictinerkloster zu Donauwörth 267.
Leopold, Erzherzog, Bischof von Passau 271, 275 f.

Leopold Wilhelm, Kaiser Ferdinand's II. Sohn 300, 317.
Lepanto 404, 495, 614.
Leptis 638.
Lerma, Herzog von 414 ff.
Lesdiguieres 416, 461, 494.
Lesegeld (gazetta) 723.
Lesley, General Gustav Adolph's 303.
Lesley, General Kaiser Ferdinand's II. 312.
Lesly, David, General des Parlaments 577.
Leutschau 610.
Leuwaarden 331.
Lezrery 368.
Leyden 107, 345.
Leyva, Antonio 390.
L'Hospital, der Kanzler 434, 441.
Li, Groß-Mandarin 632.
Liefland 32, 103, 256, 596, 597, 598, 606 f., 608, 617 f., 619.
Liegnitz 313, 323.
Liegnerolles 444.
Ligue (s. auch Katholische Liga) 297 ff., 447 ff., 710.
Lilburne 567.
Lille 341.
Lima 664.
Limaton (s. auch Ricci), der Jesuite 632.
Limburg, Jakob 26.
Limburg, die Provinz 328, 357.
Lindau 82.
Lindlo 296.
Link, Wenzeslaus 45.
Linz, 97, 296, 613.
Lipomani, Bischof von Verona 178.
Lissabonn 423, 546.
Literalische Gesellschaft 11.
Literatur 603, 631 f., 723
Littbauen 117, 603.
Liturgie, die englische 510.
Livorno 486.
Llorente, Secretair der Inquisition 212, 402.
Lob der Narrheit 15.
Lobkowitz, Diepold von 281.
Lochauer Haide 90.
Locher, Jakob (genannt Philomusus) 11.
Lochleven, das Schloß 536.
Lodi, der Stamm 624.
Löbel 296.
Löffelbund 368.
Löwen 24, 29, 200.
Lognac, Kammerherr Heinrich's III. von Frankreich 451.
Loire 439.
Lolarden 515
Lombardei 389, 473.
London 546, 548, 573 ff., 641, 672.
Long 562.
Long-Island 680 f.
Longjümeau-Gaillard, Herr von 435.
Longjümeau, Edict von 441.
Longside 536.
Longueville, Herzogin von, Gemahlin Jakob's V. von Schottland 430, 527 ff.
Lope, Felix de Vega Carpio 712.
Lorenzino 485.
Lorne, Lord 529.
Lothringen, das Land 316, 431, 441, 466.
Lothringen, Herzog Anton von 62 f.
Louise, Mutter Franz I. v. Frankreich 390, 425 f., 490.
Louise, Tochter Franz I. 383.
Louvre 444, 460, 716.
Loyola (s. auch Ignatius Loyola) 167, 191 ff.
Loyola's geistige Uebungen 192, 197 f.
Loyola, das Schloß 191.
Lublin 117.
Lucca 490.
Luck 117.
Ludovico Ludovisio 167, 171.
Ludwig XIII., König v. Frankreich 459 ff.
Ludwig XIV., König v. Frankreich 465.
Ludwig II., König von Ungarn u. Böhmen 244, 253, 604 ff.
Ludwig, Herzog v. Baiern 65.
Ludwig, Graf von Nassau, Oraniens Bruder 344 f.
Ludwig V., Landgraf von Hessen-Darmstadt 287, 291, 295.
Ludwig Philipp, Pfalzgraf 311.
Ludwig von der Pfalz 32, 63.
Ludwig von der Pfalz, Friedrich's III. Sohn 272.
Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg 155.
Ludwig von Savoyen 367.

Lübeck 592.
Lübecker Friedenscongreß 301.
Lüçon 668.
Lüneburg 294, 300.
Lüttich 330, 716.
Lützen, Schlacht von 308.
Lugnez 374.
Lupiſtein 62.
Luque, Hernando 661 ff.
Luſiade 711 f.
Luſignan 446.
Luther, Martin 12 ff., 17 ff., 35 ff., 38 ff., 45 ff., 59 f., 66 ff. 82 f., 88, 106 ff., 503, 697, 703.
Lutheraner 84, 88, 98, 105 ff.
Lutheriſche Geiſtlichkeit 110.
Lutter, am Barenberge 300.
Luxemburg 328, 346.
Luxus 42.
Luzern 84, 153, 360, 362 f., 370 f. 375 f.
Luynes, die Brüder 459 ff.
Lydgate 713.
Lyon 445, 449.

M.

Macao 640.
Machiavelli 701 f.
Madnira 682 f.
Maderno, Carl 716.
Madraſapatam 641.
Madrid, die Stadt 398, 477.
Madrid, das Schloß im Walde v. Boulogne 443.
Madrid, Vertrag von 388, 470.
Madruzzi, Kardinal 178
Mähren 37, 163, 282, 284 f., 317, 606.
Magdalena, Schweſter des letzten Herzogs von Jülich 270.
Magdeburg, die Stadt 91 ff., 94 f., 299, 300 f., 321.
Magdeburg, das Stift 295, 300.
Magellanos, Ferdinand, der Seemann 421, 661, 682.
Magellan-Straße 540, 661.
Magi, Laurenz, Jeſuitenprovincial 273.
Magnus, Sohn Guſtav Waſa's 596.
Maguire 571.
Mahone 571.
Mahmud, Herrſcher Indiens 624.
Mai, Batholome 362.
Maienfeld 374.
Majeſtätsbrief, Rudolph's II. 163, 275, 277, 289.
Mailand 386, 390 ff., 394, 425., 468 ff., 472 f., 474 ff.
Maine 454, 672, 675.
Mainz 29, 306, 317.
Mais 645, 647.
Majorate 669.
Majorca 387.
Makao 630, 633.
Malatiſta, Baglioni 483 f.
Malacca 226, 633, 641.
Malaſpina 153.
Malayen 657.
Malerei 716 ff.
Malik, Kafur 623.
Malmö 590, 591 f.
Malta 399, 490, 613.
Malteſer-Orden 399.
Malvagia, die feſte Stadt 495.
Mameluken, die Partei zu Genf 368.
Mamluken, die egyptiſchen 638 f.
Manca Ocollo, Gemahlin des Gründers von Peru 651.
Mancheſter, Graf von 576.
Manco Capac, Gründer Peru's 651.
Manco Capac, König von Peru, Bruder Zuascar's 664.
Mandelot, Statthalter von Lyon 442.
Manhattan 680.
Manifeſt der Nord-Niederländer gegen Philipp II. 347.
Manilla 632, 668.
Manioc-Wurzel 447.
Mannheim 292, 317.
Mansfeld, Ernſt, Graf von 69, 282, 285, 287, 290, 299, 308, 326 f.
Mantſchu-Tartaren 629.
Mantſchu, die Dynaſtie, der 630, 633
Mantua 472, 489 f.

Mantuanischer Erbschaftsstreit 416.
Manwaring 562.
Manz, Felix 77.
Marattenland 622.
Marburg 317, 705.
Marburg'sche Erbschaft 326.
Marcellus II., Papst 137.
Marco Polo 632, 633.
Marco von Padua 135.
Margaretha, Königin von Navarra, Franz I. Schwester 79, 110, 427, 709.
Margaretha, Schwester Karl's IX. Gemahlin Heinrich's IV. von Frankreich 443, 448 ff., 456.
Margaretha von Oesterreich, Kaiser Karl's V. Tante 239, 331, 390.
Margaretha Vangeest, deren Mutter 248.
Margaretha von Parma, Karl's V. Tochter 248, 338, 400, 481.
Margaretha von Oesterreich, Philipp's III. von Spanien Gemahlin 415.
Margaretha von Lothringen, Gemahlin Gaston's, Herzogs von Orleans 464.
Margaretha, Gemahlin Jakob's IV. von Schottland 512, 553.
Margaretha Douglas, Gräfin von Lenox 520, 534.
Margaretha Lambrunn 544.
Maria Eleonore, Schwester des letzten Herzogs von Jülich 270.
Maria, Herzogin von Suffolk 102, 512.
Maria v. Medicis, zweite Gemahlin Heinrich's IV. von Frankreich 164 f., 199, 456 ff., 461 f., 463.
Maria, Kaiser Maximilian's II. Gemahlin 257.
Maria von Oesterreich, Gemahlin König Ludwigs II. von Ungarn und Böhmen 253, 334, 336, 605.
Maria von Baiern, Gemahlin Johann Siegmund Zapolya's von Ungarn 608.
Maria Stuart 431, 524 f, 528 f., 531 f., 534 ff., 545.
Maria Tudor, die blutige Königin von England, zweite Gemahlin Philipp's II. v. Spanien 102, 199, 386, 394, 512 ff.
Maria von Portugal, erste Gemahlin Philipp's II. von Spanien 394.
Maria Christine von Oesterreich, Gemahlin Siegmund's von Siebenbürgen 609.
Maria Pacheco, Gattin Johann Padilla's 386 f.
Maria Maggiore, Stiftskirche 176.
Mariana, der Jesuite 155, 198.
Marignano 425, 468.
Marillac, Kanzler 463.
Marillac, Marschall 463.
Marina, Gemahlin des falschen Demetrius von Rußland 619.
Marino 708.
Mark 270.
Marnix, Philipp, Herr von St. Adelgonde 340.
Marocco 636 f., 637, 638.
Marot, Clemens 708 f.
Marsee, der Wald von 464.
Martinenghi 698.
Martinengo, Gabriel, venetianischer Ingenieur 613.
Martinisches Gesetz 490.
Martinitz, Jaroslaw von 275, 281.
Martinuzzi, Georg, Bischof von Großwardein 607 f.
Maryland 644, 676, 681
Masaniello 478 f.
Massachusetts 672 674 f.
Massarquivir 381, 399.
Massey 575, 577.
Massinger 715.
Mastricht 345, 347, 357.
Mathias, Kaiser von Deutschland 273 ff., 277 ff., 346, 609.
Mauren 636.
Maurevel 444.
Maurisken (Morisken) 399 f., 415 f.
Maximilian I., Kaiser von Deutschland 11, 21 f., 30, 238 f., 331.
Maximilian II., deutscher Kaiser 152, 255 f., 257 ff., 608 f., 614.
Maximilian I., Herzog von Baiern 162, 267 ff., 286, 292, 295 f., 300, 307 f., 317, 320 f.
Maximilian, Erzherzog, Rudolph's II. Bruder 373, 283.
Maximilian, Ernst, Erzherzog Rudolph's II. Vetter 273.

May, Cornelius Jakobsen, erster Statthalter Neu-Niederland's 680.
Mayenne, Herzog von 448, 454 ff., 710.
Mayflower, das Schiff 674.
Mazarin, Kardinal 172, 466 f. 477.
Meaux 445.
Mecheln 328, 339, 341, 350.
Mecklenburg, das Land 69, 300, 321, 326.
Mecklenburg, Herzog von 94 f.
Mediceer 483 ff.
Medici, Alessandro 136, 484 ff.
Medici, Garcias 486.
Medici, Giovanni, 485 f.
Medici, Giulio (s. Clemens VII.) 484.
Medici, Hippolyt 484 f.
Medici, Lorenzo 127 f.
Medina-Cöli, spanischer Admiral 344, 398.
Medina del Campo 386.
Medina-Sidonia, spanischer Admiral 406.
Meenen 348.
Meinier, Johann, Baron von Oppede 429.
Mejer, Marcus 592.
Meiszek, Woiwode von Sandomir 619.
Melanchthon 11, 28 ff., 35 ff., 38, 40, 69, 71, 82, 108, 369, 697, 703.
Melendez, Pedro 678.
Menilla 636.
Melle 446.
Mellingen 85.
Memel 598.
Memmingen 82.
Memoirenschreiber 702.
Menanti 723.
Menapier 329.
Mendez, Alfons 233.
Mendoza, spanischer Botschafter 540, 542.
Menezes, Don Alexis de, der Jesuite 421.
Menipée, die französische Satyre 709 ff.
Menno, Simon 113 f.
Menschenfleisch 650.
Menschenopfer 214, 650 f., 652.
Menschheit 3 f.
Mentana, Markgrafschaft 170.
Menzel, Geschichtschreiber 257.
Menzingen, Stephan von 56.
Merci, Johann von 439 f.
Mercoeur, Herzog von 456.
Mergentheim 317
Merseburg 306.
Merveille, französischer Gesandter 390.
Mesopotamien 613, 622.
Messe 33, 38, 540.
Mestizzen 669.
Metalle 652, 666.
Meteeren, Em. 702.
Methodisten 115.
Metitscha 637.
Metropoliten 618.
Metz 245 f., 321, 430.
Metzler, Georg 56 ff., 65.
Meuchelmord 308, 311, 348.
Mexico, 204, 395, 650 f., 655 f., 659 ff., 667.
Michael, Feodorowitsch Romanow, russischer Czaar 620.
Michael, Woiwode von der Wallachei 610.
Middelburg 345.
Midnapore 641.
Mikkelson, Hans 591.
Milchstraße 705.
Miltitz, Karl von 22, 27.
Milton, Johann 699, 715.
Minden 87, 321.
Ming-Dinastie 628, 632.
Mingolsheim 292.
Minin, Kosma 620.
Minuit, Peter 680 f.
Mirow, Johanniter-Commende 321.
Missionen 194, 678, 683.
Missionaire, christliche 689.
Missionspriester, Orden der 189.
Mississippi 648, 665.
Mittwoch 119.
Mobarik, Herrscher von Indien 623.
Mobile 665.
Modena 489.
Mohatsch, Schlacht bei 606, 613.
Möllbeck 295.
Mönche 186 ff., 362, 628, 677.
Mönchswesen 13, 52, 186 ff., 189, 631.
Mohammed, Schah von Persien 622.
Mohammed Schah, Beherrscher Indien's 623.
Mohammed Chan, Beherrscher Indien's 625.
Mohammed III., türkischer Sultan 614.

Mohammedaner 612 ff., 622, 399 f., 636 ff., 684.
Moldau 613.
Molukker 395, 641, 661.
Monastor 609.
Moncade, Don Hugo de 389.
Mond 705.
Mondejar, Marquis von 400.
Mongolen 623, 628, 633, 657.
Monophisiten 233 f.
Monopole 567.
Monopolstreit 549, 551 f.
Montag 119.
Montagne, Michael Eyquem de 700.
Montaigne 223 f.
Montalto, Kardinal 120.
Montauban, 446, 461.
Montcontour 442.
Monte, Johann del 176.
Montechiaro, Herzog von 479.
Monterey, Graf von 476.
Montesquiou, Garde-Capitain 442.
Montezuma, König von Mexico 659 f.
Montferrat, die Herrschaft 489, 491, 396.
Montgommery, Graf von Lorges 481.
Montluc, Bischof von Valence 440.
Montigny, Baron von 400 f.
Montmilian 392.
Montmorency, Connetable von 429 ff., 435 ff., 443.
Montmorency, Statthalter von Languedoc, des Obigen Sohn 450.
Montpensier, Herzogin von, Schwester der Guisen 451.
Montreux 450.
Montreal 677, 679.
Montrose 577.
Monts, de 678.
Monzon, Frieden zu 417.
Mooker-Haide 345.
Morbenn 374.
More, Roger, 571.
More, Sir Thomas 504.
Morea 495.
Moriscken 399 f., 415 f.
Moritz, Herzog, später Kurfürst v. Sachsen 88, 90 ff., 94 ff., 245 f.
Moritz, Landgraf von Hessen-Kassel 111, 269, 287, 291, 295.
Moritz, von Oranien 348 ff., 352 ff., 357, 683.
Moritz, Prinz von der Pfalz 575.
Moritz, Kardinal 491 f.
Mormonen 115.
Morone, Kardinal 139, 179.
Morone, Girolamo, Kanzler 388, 470.
Morunger, Theodor 26.
Mosaische Bücher 55.
Moschee 613.
Moskau 617 f., 619.
Moskwa, der Fluß 617.
Mostaganem 637.
Moulins 440.
Mountjoy 549.
Mountnorris 570.
Müglitz, Erzbischof von Prag 720 f.
Mühlberg 90.
Mühlhausen 287.
Mühlhausen, Kurfürstentag zu 300.
Mühlheim 279.
Müller, Hans, von Bulgenbach 52.
München 306.
Münster 86 f., 295, 319, 357, 705.
Münsterberg 323.
Münzer, Thomas 38 ff., 48 ff., 86, 108, 112 ff., 605.
Müß, Herr von 363 f.
Muhtsung, Kaiser von China 629.
Mula-Mehemed 638.
Mulatten 669.
Muley-Hascen 390
Multan 624.
Munzingen, Treffen bei 85.
Munzinger, Johann 26.
Murad III., türkischer Sultan 640.
Murat-Bay, Beherrscher von Tunis 638.
Murillo, Bartolomeo Estebe 717.
Murray, Graf von 530, 535 ff., 539.
Musik 718.
Musso, Cornel, Bischof 176.
Mustapha, türkischer Sultan 615.
Mutianus Rufus, Conrad 11.
Myconius, Oswald (Geißhäuser) 10, 362 f.

N.

Nachrichten 723.
Nahrungszweige 653.
Namür 346.
Nancy 450, 466 f.
Nangasacki 634.
Nannstuhl, Sickingen's Feste 40.
Nantes, Edict von 456, 460.
Napoli in Morea 495.
Narwa 618.
Naseby 577, 585.
Nassau, die Feste am Delaware 680.
Nassau, das Land 111.
Nassau, das Haus 326.
Nassau, Heinrich, Graf von 345.
Nassau, Ludwig, Graf von 344 f.
Nassau, Wilhelm, Graf von (s. Oranien, Wilhelm von).
Nassau, Wilhelm II., Graf von 357.
Natchez, der indianische Stamm 648.
Nationalität 425, 302.
Nationen 621.
Natur Amerika's 646.
Naturalisten 717.
Naturrecht 46.
Naturzustand 447.
Nau, Geheimschreiber der Maria Stuart 542.
Navarin 404.
Navarra 427.
Neapel 104, 383, 389 ff., 394, 417 f., 475 ff., 718.
Necho, König von Egypten 635.
Neckarsulm 62.
Neger 636, 646, 656 ff., 669 f., 673, 683.
Nelos, Marquis de los 418.
Nemerow, Johanniter-Commende 321.
Nemours, Edict von 449 f.
Nepoten 27, 40, 170 f., 172
Nerac 448 f.
Neri 167.
Nesenus, Wilhelm 36.
Nestorianer 238 f.
Neu-Amsterdam 681.
Neu-Brandenburg 304.
Neuburg, Pfalzgraf von 87, 163.
Neuenburg (Neufchatel) in der Schweiz 85, 369.
Neu-England 674 ff., 681.
Neuenkloster 321.
Neu-Frankreich 678.
Neue Rathschläge 560.
Neu-Fundland 677.
Neue Welt 642 ff.
Neuhofen 296.
Neu-Mexico 665, 667.
Neumann, Rittmeister 312.
Neu-Navarra 665.
Neu-Niederland 680 ff.
Neu-Plymouth 674.
Neu-Schottland 678.
Neu-Schweden 681 f.
Neu-Spanien 395, 658.
Neustadt a. d. Hardt 317.
Newark 578.
Newbury, erste und zweite Schlacht bei 575.
Newe Zeitung 723.
Newbury, John 641.
Newburn, Schlacht bei 565.
Newhafen 675.
New-Hampshire 675.
Newport, Verhandlungen zu 585.
Newport, der Kapitän 672.
Newport, der Hafen 677.
New-York 677, 680.
Neyen, Johann 353.
Nicaragua 662 f.
Nieder-Elsaß 321.
Niederlande 103, 151, 247, 252 f., 327 ff., 340 ff., 358 ff., 702, 717, 722 f.
Niederländer 328 ff., 340 ff., 350 ff., 405, 497, 640 f., 672 ff., 716.
Niederlassungen der Jesuiten 202, 204.
Nieder-Oesterreich 163.
Nieder-Pommern 315.
Niedersächsischer Kreis 295.
Nieder-Ungarn 607.
Nieuport 348.
Niewe tydinghe 723.
Nio 495.
Niphon 633 f.

Nischnei-Nowgorod 620.
Nismes 446, 461.
Nivelle, Abt von 330.
Nizza 391, 491.
Nördlingen, Schlacht von 313 f., 326.
Nöteburg 598.
Nonnenkloster (s. auch Klöster) 186 ff., 362.
Nonnenmacher, Melchior 61.
Nord-Afrika 613.
Nord-Carolina 677.
Nord-Deutschland 295 ff.
Nord-Holland 114.
Nord-Niederland (s. Niederlande) 328, 330, 350 ff., 353 ff.
Nord-Virginien 672, 674 f.
Norfolk, die Grafschaft 511.
Norfolk, Herzog von 503, 505, 538 f.
Normandie 439, 454, 459, 464.
Northumberland, Herzog von (s. auch Warwick, Graf) 510 ff., 512 ff.
Northumberland, Graf von 538 f.
Northumberland, Piercy Heinrich, Graf von 540.
Northumberland, General des Parlamentes 577.
Norwegen 103, 588 ff., 591 ff.
Notte scritizie 723.
Nottingham 574.
Nova-Semlja 679.
Novara 137.
Nova Semla 655.
Novlzen 194.
Nowgorod 598, 617.
Noyon, Frieden von 383, 425, 468.
Nuenar, Herrmann von 264.
Nürnberg 26, 35, 41, 94, 269, 298, 318, 718.
Nürnberger Religionsfriede 85.
Nürnberger Strafpredigt 318, 321.
Numidien 638.
Nuncien 155.
Nur-Jehan, Gemahlin Selim's Jehanschir 626.
Nymwegen 351.

O.

Ober-Elsaß 321.
Ober-Oesterreich 163, 300.
Ober-Pfalz 300, 313, 322.
Oberpostamtszeitung 723.
Ober-Schwaben 313.
Oberstein 321.
Oberyssel (Overyssel) 328, 344.
Ochinus, der Kapuziner-General 116, 135, 698.
Ocean 642.
O'Conolly 571 f.
Odoardo Farnese, Herzog von Parma 170, 488.
Oea 638.
Oecolampadius 10, 36, 39, 71, 363.
Oeffentliche Meinung 126 f., 705.
Oels 323.
Oelung, die letzte 220.
Oesel 594.
Oesterreich 37, 99, 163, 285, 296 f., 314, 320, 611, 613, 631.
Oesterreicher 85, 154, 296, 309, 315, 374 f
Oestliche Kirchen 230 ff.
Oestliche Reiche 601 ff
Ofen 606 f. 613.
Offenbarung 14.
Offenbarungsglaube 644.
Olaf Petri 78.
Oldenbarneveld 354 f., 356.
Oldenbarnefeld's Sohn 356.
Oldenburg, das Haus 326.
Oldicorne 200.
Olivarez, Herzog von 417 f., 419, 422, 465.
Oliven 667.
Oliver Cromwel (s. Cromwel)
Olivier 434.
Olympia Maldalchina 172 f.
O'Neale, Shan 548
O'Neale, Hugo 548.
O'Neale, Sir Phelim 571.

Oper 693 f., 718 f.
Opitz, Johann 153.
Opitz, M. 718.
Oppeln 607, 611.
Oppenheim 317.
Oſlo (Chriſtiania) 588, 591.
Oran, 636 f.
Oranien, die Feſtung am Hudſon 680.
Oranien, die Familie 344 f., 354.
Oranien, Wilhelm von 114, 151, 336, 338 ff., 345 ff., 348 ff.
Oranien's Sohn (ſ. Büren Graf) 342, 351.
Oranien's Brüder (ſ. Naſſau).
Oranien's Schrift gegen Philipp II. 347.
Oratorien 719.
Orden, der Dominicaner 208 ff.
Orden, der Jeſuiten 204 ff.
Ordensverſammlung d. Dominicanermönche 188.
Orebiten 605.
Orenſe Biſchof von 182.
Orinoco 446.
Orlando furisso 707.
Orleans 434, 439, 445, 449, 450, 463.
Orleans, Herzog von 462 ff.
Orleans, die Inſel in Amerika 677.
Ormond, Graf von 548.
Ormond, Graf von, Statthalter v. Irland 575, 585.
Ornano, der Marſchall 463.
Osman II., türkiſcher Sultan 615.
Osmanen 5.
Osnabrück 154, 295, 319, 321, 705
Oſſuna, Herzog von 417, 495 f.
Oſtende 348, 350, 352.
Oſtergötland 596.
Oſtfriesland 36, 344.
Oſtheim 59.
Oſtindien 215, 352, 405, 540, 641, 683.
Oſtindiſche Geſellſchaft 640 f., 679 f.
Oſtſee 598 f.
Oſtſeeprovinzen 599 ff., 618.
Oſtrich (Oſchi-pen) 633.
Otman, das Haus 608.
Otrepiew, Griſchka 619.
Otſchakov 616.
Ottavio Farneſe 136 f., 481, 488.
Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schloſſes 716.
Otumba 660.
Oxenſtierna, Axel, ſchwediſcher Kanzler 309, 314, 598 f.
Oxenſtierna, die Familie 599.
Oxe Torben 588.
Oxford 578, 585.

P.

Pabſtthum 3 ff., 9 ff., 30 ff., 33, 85, 125 ff., 142 ff., 157 ff., 183 ff., 364 ff., 481 ff., 502 ff., 541, 636, 689, 719 ff., 722 ff.
Pabſtwahl 157 f., 185.
Päbſte 98, 120 f., 122, 124 ff., 130 ff., 141 ff., 156 ff., 209 ff., 419, 481 ff., 502 ff., 612, 631, 642, 670, 706.
Pacheco, Maria, Gattin Johann Padilla's 386 f.
Pacificationsedict von Poitiers 448.
Paderborn 99, 154, 705.
Padilla, Don Martin de 406.
Padilla, Johann 386 f.
Paget, Karl 542.
Paget, Lord 540, 542.
Pagi, der Mönch 697.
Palafax, Juan von 204.
Palengue 655.
Palermo, Aufſtand in 477 ff.
Palladio 716.
Palliano 139.
Palmer, Sir Thomas 513.
Palmer, Mitglied des langen Parlaments 568.
Palmio, der Jeſuite 541.
Palmos 495.
Pamfili, Kardinal (Innocenz X.) 172 f.
Pan Achilles 632.
Panama 661 f., 663.
Panghu-Inſeln 633.
Pann, Peter 352.
Pantagruel 224.
Papiergeld 623.
Pappenheim, General 296, 303, 305 f., 308.
Paradoxa 703.

Paraguay 202 ff.
Parana 202, 468.
Paris 427, 429, 442. 450 ff., 454 ff., 720.
Paris, Franz 335, 337.
Pariser Bluthochzeit (s. Bartholomäusnacht).
Paros 495.
Parlament, das englische 502 ff., 521 ff., 540 ff., 553 ff., 556, 562 ff., 565 ff.
Parlament, das irländische 571.
Parlament, das lange 565 ff., 723.
Parma, Herzog von (s. Farnese) 351, 481, 454, 487 ff.
Parrot, Sir John 548.
Parry, William 541.
Parsons, William 571.
Paschas, die türkischen 613, 637.
Pasquier-Brouet 204.
Pasquin 130.
Passau 270 f., 300.
Passauer Religionsfrieden 96 ff. 314.
Passerat 710.
Passionei, Kardinal 169.
Passy, Kirchenversammlung zu 111.
Patagonien 655.
Patentbriefe Eduard's VI. v. England 512.
Patna, die Factorei 641.
Patriarch von Constantinopel 231 f.
Patriarchen 231 ff., 618, 634.
Pau 448.
Paul III., Papst 87 f., 90, 93. 134 ff., 193, 250, 391, 481, 487 f. 521.
Paul IV., Papst 138 ff., 204, 255, 395, 397, 518, 720 f.
Paul V., Papst 160 f., 166, 171, 187.
Paul, Bischof von Bündten 363.
Paul Sarpi (s. Sarpi).
Paul von Spretten (Speratus) 84, 87.
Paulet, Sir Amias 540.
Paulicianer 115.
Pavia 388, 526, 569.
Pavonia 680.
Peccato originale 185.
Petrarias, Statthalter von Panama 661.
Pegu 634.
Peguod's indianischer Stamm 675, 680.
Peking 202, 628 ff.
Pelicanus, Conrad 10.
Pellevé 710.
Pelzhandel 678, 680.
Penna, Herzog von (Medici Alessandro) 484.
Pennon, de Velez, Raubnest 399.
Pensacola 665.
Pensionen 376.
Pensioner in der Schweiz 360.
Peres, Fernao 638.
Perestrella, Raphael 638.
Perestrella, Bartholo 682
Peretti 170.
Perez, Antonio 402, 407.
Perigord 464.
Perlen 236, 642.
Perlen-Inseln 661.
Pernambuco 682 f.
Perrenot le Chantonay 437.
Perser 514, 517.
Persien 621 f., 641.
Perth 530, 564.
Peru 204, 395, 650, 651 f., 655 f., 661, 662 ff., 667
Perugia 484.
Peringer, Diepold von 84.
Pescara, Feldherr 131, 470.
Pescara, Vittoria Colonna 185.
Pesth 705.
Peter Martyr (s. auch Vermiglio) 111.
Peter, Patriarch von Antiochia 234.
Peter le Roi 709 f.
Peterwardein 606.
Petition of right (Forderung des Rechts) 562.
Petrikow, Reichstag zu 117.
Petrobrusier 115.
Petrowitsch, Peter 607.
Peurbach 296.
Peutinger, Conrad 11, 26.
Peterskirche zu Rom 715.
Pfaffenthum 28, 85, 224 ff., 284 291, 340 ff., 473 ff., 602 ff., 605, 645.
Pfalz 36, 77, 111, 272, 292 f., 300, 306, 318, 317, 555.
Pflanzen der neuen Welt 646.
Pfeddersheim 63.
Pfeifer 60 f.
Pforte, die 614 f., 638.
Pforzheim 77, 292.

Pfründen 110.
Pflug, Julius 93.
Pful, Generalmajor 316.
Pfundgeld 562 ff., 567 ff.
Pfyffer, die Familie 375 f.
Pfyffer, Jost 376.
Pfyffer, Caspar 376.
Pfyffer, Ludwig 376.
Philadelphia, 681.
Philibert, von Brüssel 336.
Philibert, Herzog von Savoyen 371.
Philiphaugh, im Walde 577 f.
Philipp, Bastard von Burgund 332, 335.
Philipp, Herzog von Pommern 87.
Philipp II., König von Spanien 139 f., 147, 157 ff., 179, 200, 247, 256, 336 ff., 348 f., 392 ff., 404 ff., 418, 421 ff., 440 f., 495, 539 f., 542, 545 ff., 575 ff., 618, 661, 668, 716, 720 f.
Philipp III., König von Spanien 413 ff.
Philipp IV., König von Spanien 417 ff., 477, 712.
Philipp der Schöne 239, 330 f., 381.
Philipp Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg 163, 269, 279.
Philipp, Landgraf von Hessen 32, 60, 69, 80 ff., 87, 91 ff., 97, 133.
Philipp Christoph von Sötern, Kurfürst von Trier 306.
Philippine Welser, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand 256, 261, 395.
Philippinen, die Inseln 661, 668.
Philippsburg 306, 317, 321.
Philosophie 700.
Philpot, Erzdecan 518.
Phönicier 636.
Physiologie 160 f.
Piacenza 137.
Piaristen 189.
Picardie 447.
Piccolomini, Alphons, italienischer Räuberhauptmann 146, 156.
Piccolomini, österr. General 312, 317.
Piccinardi 160.
Pichot, der Geschichtschreiber 243.
Piemont 396, 473, 490 ff.
Pietät 284.
Pietipesky 254
Pighino, Erzbischof von Spponte 178.
Pignerol 321, 392, 491.
Pilgrim-Väter 644.
Pilsen 282, 311 f.
Pillau 598.
Pinczow 117.
Pinkey 510.
Pipli, Hafen von 641.
Pir Mohammed, Enkel Tamerlan's 624.
Pirkheimer, Willibald 11 f., 26, 28 ff.
Pithou, Peter 710.
Piura 662.
Pius IV., Papst 140 f., 144, 204, 721.
Pius V., Papst 142 ff., 255, 698, 708.
Pizarro, Franz, der Eroberer Peru's 661 ff.
Pizarro, Gonzalo 665.
Placencia, Bisthum in Castilien 500.
Placentia in Italien 468.
Planeten 703 ff.
Planta, die Gebrüder 374.
Plantan-Baum 647.
Plappern 219.
Platter, Philipp Fabricius 281.
Plettenberg, Walter von 601.
Plinius 640.
Plymouth in England 644, 672, 674.
Plymouth in Amerika 675.
Po 160.
Pocahontas 672.
Podlachien 162.
Pöl 321.
Poesie 707 ff., 719.
Pointz 579.
Poissy, Religionsgespräch zu 436.
Poitiers, Johann, Graf v. St. Valier 426.
Poitou 446.
Polarmeer 679.
Polen 111, 117, 162, 201, 596, 598, 600 f., 602 ff., 615 f., 617, 619 f.
Polnischer Reichstag 118.
Pommern 77, 300, 303, 321.
Pompea, Kardinal (s. Colonna).
Politische Flüchtlinge 343 f.
Pole, Gottfried, de la 506.
Pole, Reginald, Kardinal 135, 139, 148, 176, 505 f., 514, 517, 519.
Polizei-System 333.
Poliziano, Angelo 223.

Pollich, Martin 11.
Pomfret 580.
Poinponazzo 135.
Pons 446.
Pontgravé 678.
Pontius, Conſtantin 104.
Pontoiſe 436.
Popelniére 439.
Porcien, Prinz 440.
Porta Pia 716.
Portobello 668.
Porto-Rico 645, 671.
Port-Royal, die Bucht 677.
Port-Royal, das Frauenkloſter 189.
Portsmouth 574.
Portugal 215, 405, 420 f., 426 ff., 625, 630, 633, 635 ff., 683, 639 ff., 671, 711.
Portugieſiſche Kolonien in Amerika 682 ff.
Poſcharki, der ruſſiſche Fürſt 620.
Poſen 152, 162.
Poſſevin, Anton, der Jeſuite 152, 201, 235, 597, 617.
Poſt 625, 650.
Poſtel, Wilhelm 700,
Poſtreiter 723.
Poſtulate der Vernunft 556.
Potier, Auguſtin 466.
Potolien 603.
Potomac 676.
Powhatan, Indianer-Häuptling 672.
Prag, die Stadt 275 ff., 280 ff., 285, 287, 315.
Prag, blutiger Landtag zu 254.
Prager Frieden 314.
Prajas 682.
Pramwalde 296.
Presbyterianer 576 ff.
Presbyterianiſche Kirchenverfaſſung 110 f., 531, 564.
Prescott, der amerikaniſche Geſchichtſchreiber 379, 398, 401 f.
Preſſe 160, 719 ff.
Preßburg 274, 606, 610.
Preußen 32, 77, 111, 114, 599 ff., 260, 603
Pride 580.
Prierias, Sylveſter 20 ff.
Prieſtercölibat (ſ. Cölibat) 631.
Prieſterſtand 13 f.
Princeton 681.
Printz, der ſchwediſche Statthalter in Amerika 681.
Prinz, Martin 672.
Prior, des Dominicanerkloſters zu Bern 188.
Priſe d'armes du mardi gras 446.
Priuli, Luigi 135.
Profeſſen, der vier Gelübde 194.
Profeßhäuſer 194.
Propaganda 167.
Proteſtanten 7 ff., 77 f., 149 ff., 162 ff., 227, 257 ff., 266 ff., 274 ff., 313, 316, 333 ff., 339 ff., 366 ff., 378, 397, 430 ff., 435 ff., 455 ff., 518 f., 522 ff., 603, 610, 696, 698, 721 ff.
Proteſtantiſcher Bund in Schottland 529 ff.,
Proteſtantiſche Feldherren des dreißigjährigen Krieges 308.
Proteſtantiſche Kantone der Schweiz 370 ff.,
Proteſtantiſche Partei 309 ff., 447 ff.
Proteſtantiſche Secten 112 ff.
Proteſtantiſche Union 269 ff., 287 ff.
Provence 388, 428.
Providence 675.
Provinzialen 194.
Prozeſſionen 219.
Pruntrut 365.
Pruſſinowsky, Wilhelm 148.
Prynne 563, 567.
Pultusk 152.
Pulvermühlen 533.
Pulververſchwörung 200, 554 ff.
Pundſchab 623 ff.
Puritaner 111, 568.
Pym, John 564, 568, 573, 579, 585.

Q.

Quäker 115.
Quebec 678.
Queſtenberg, Herr von 311.
Quetlavaca, König von Mexico 650.
Quiabislan, der Cazike 659.
Quito 661 ff., 667.
Quixada 248.

R.

Rabelais, Franz 223 f., 700, 708 f.
Racow 117.
Rafael 715.
Ragazzoni 641.
Ragoczy von Siebenbürgen 317.
Rahanen 634.
Rain 306.
Raittenau, Wolf Dietrich, Biſchof v. Salzburg 154.
Rakoczi, Georg 611.
Rakos, das Feld von 606.
Raleigh, Sir Walter 556 f., 671 f.
Ramekens 355.
Rangſtreitigkeiten 180.
Ranke, der Geſchichtſchreiber 283, 721.
Ranuccio I., Herzog von Parma 488.
Ranuccio II., Herzog von Parma 488.
Rapin 710.
Ratibor 607, 611.
Rath der Unruhen 343 ff.
Rath von Indien 667.
Ratzeburg, das Bisthum 321.
Ravaillac 199, 457 f.
Ravenna 481.
Ravensberg 270
Ravenſtein 270.
Raymond 641.
Recaldo, ſpaniſcher Viceadmiral 406.
Rechtfertigung 49.
Rechtgläubigkeit 88 f.
Rechtswiſſenſchaft 698 ff
Recollecten 189.
Reden der Königin Eliſabeth von England 551 f.
Reductionen 202.
Reformation 3 ff., 6 ff., 92 ff., 104 f., 119 ff., 135, 362 ff., 397, 428, 507, 526 ff., 594, 599 ff., 602 ff., 608, 685 ff., 696, 700.
Reformation, Friedrich III. 47.
Reformatoren 696 ff.
Reformirte 109 ff., 323.
Reformirte Schweiz 361 ff.
Regeln der Jeſuiten (ſ. Jeſuiten) 195, 198.
Regelfrauen, adelige 187.
Regensburg 87, 90, 135, 270.
Regensburger Reichstage 163, 269, 319.
Regensburger Kurfürſtentag 303.
Reggio 489.
Regular-Cleriker von St. Majeul 189.
Reich, das deutſche 236 ff.
Reichsacht 28 ff., 33 ff.
Reichsgerichte 327.
Reichsgewalt 237, 246, 325.
Reichshofrath 268 ff.
Reichskammergericht 237.
Reichstag zu Augsburg 21 f., 80 ff., 97, 238.
Reichstag zu Frankfurt a. M. 255, 257.
Reichstag zu Lublin 603.
Reichstag zu Nürnberg 41.
Reichstag zu Regensburg 87, 90, 135, 270.
Reichstag zu Speier 72, 77, 256, 719.
Reichstag zu Stuhlweißenburg 606.
Reichstag zu Worms 31, 87 f. 241.
Reichstag von Warſchau 118, 603
Reichstag, der ungariſche 605.
Reichstagabſchied von Augsburg 84.
Reinhard, Martin 78.
Relationen 723.
Relationes semestrales 723.
Religion 3, 18, 42, 82, 153, 201 ff., 211, 228 ff., 297, 300, 302, 313, 322, 331 f., 369 ff., 411, 455 f., 517, 634 f., 649, 685 ff., 720 ff.
Religionsbegriffe 649.
Religionsfreiheit 255 f., 296, 610, 626.

Religionsgespräche 78, 90, 436.
Religionskriege 283 ff., 439 ff., 446 ff., 459 ff.
Religionsphilosophie 116.
Renaissancestyl 716.
Renaudin, la, französischer Edelmann 433.
Renaudot, Theophrast 723.
Reni, Guido 717.
Rensselaer 680.
Rensselaerwyck 680.
Renuccini 585.
Republikaner 50, 345 ff., 358 ff., 576 ff.
Requesens, Ludwig 345.
Reservatum exliasticum 98.
Residenzen, der Jesuiten 194.
Restitutionsedict 301, 314, 320, 326.
Rethel, Herzog von 489.
Reuchlin 12.
Reusch, Georg 11.
Reustl 64.
Reuten 95.
Reutlingen 238.
Revolution 92 ff., 285, 341 ff., 455, 684, 689, 478 ff., 567 ff.
Revolutionen, englische 567 ff., 574 ff.
Rhé, die Insel 561.
Rhegius, Urban 11.
Rheims, Jesuiten Seminar von 199, 340.
Rheinfelden 315.
Rheingegend 26.
Rheinischer Adel 36.
Rheinpfalz 287.
Rheinufer, das linke 430.
Rhode Island 675.
Rhodus 386, 606, 612 f.
Rhonne 457.
Rhynberg 352.
Ribadaneira 192.
Ribauld, Johann von Dieppe 677.
Ricci, Mathias, der Jesuite 202, 629 f., 632.
Richelieu, Kardinal, Armand Johann 294, 301 ff., 306, 310, 316, 460 ff., 561, 711.
Richmond, Herzog v., Sohn Heinrich's VIII. von England 501.
Ridley, Bischof von London 512.
Ried 54.
Riesen 616.
Rincon, französischer Gesandter 250, 391.
Ring des Saturn 705.
Rink, Melchior 38.
Rinteln 705.
Rio de la Plata 665.
Rios, Pedro de los 661.
Ripartimiento's 664.
Rippon, Vertrag zu 565.
Ritter des goldenen Vließes 334 f.
Ritter, dienende 374.
Ritter, die Familie 375 f.
Ritter, Schultheiß 376.
Ritterorden 599 ff., 612 f.
Ritter, die deutschen 600 f., 612 f.
Rizzio, David 534 f.
Roanoke 672.
Robert I., König von Schottland 326.
Robert, de la Mark 386.
Robustel Jakob 374.
Roche, Marquis de la 678.
Rochefort, Lädy 505 f.
Rochefort, Lord 505.
Rochefort 446.
Rochester, Graf von (Robert Carre) 555 f.
Rochester, die Stadt 515.
Rodriguez, Simon 193.
Römer 23 ff., 328, 635.
Römische Dreifaltigkeit 14, 24 f.
Römisch-katholische Kirche (s. auch Katholicismus) 20 ff., 121 ff., 183 ff., 419.
Römischer Stuhl 28.
Roban, Herzog von 459 461 ff.
Rokoss 162.
Rolfe, Gemahl der Pocahontas 673.
Rom 3, 15, 122, 155, 389, 471 ff., 480 ff., 540, 705.
Romanow, das Haus 620 f.,
Romanow Slikitsch 618.
Romanen 100.
Romiglione, das Lehen 488.
Romorentin, Edict von 434 f.
Rogue, Franz de la, Herr v. Robertval 677.
Rose, Bischof von Senlis 710
Rosenkranz 219, 631.
Rosny (Sully), Minister Heinrich's IV. von Frankreich 456 ff., 553.
Rostock 305, 592.

Roſtow 618.
Rothenburg 55, 279.
Rothmann 86.
Rotteck, der Geſchichtſchreiber 283 f., 290, 348 f., 656, 706.
Rouen 439, 445, 450, 678.
Rouſſillon, die Provinz 431.
Rouſſillon, das Edict von 440.
Roxellane, Sultanin 612.
Royaliſten 51.
Royan 446.
Rubens, Peter Paul 717.
Rubruquis 632.
Rudolph II., deutſcher Kaiſer 153, 163, 257 f., 260 ff., 609 f. 704.
Rügen 321.
Rüpelmonde 348.
Ruggiero, der Jeſuite 632.
Ruinen 655.
Rundköpfe 574 ff.
Ruprecht, Prinz von der Pfalz 575, 584.
Rurik, das Haus 618.
Rusca, Erzprieſter 374.
Ruſſen 5, 595, 601, 604.
Ruſſiſcher Patriarch 232.
Rußland 598, 615 ff., 671.
Ruy Gomez de Silva 407.
Rymenau 346.

S.

Saargemünd 62.
Saba 639.
Sabäer 234.
Sabbathsgeſetze 568.
Sabine, von Baiern 238.
Sabrata 638.
Sacchetti 172.
Sachſen 259, 271, 287, 305, 307, 311, 314 f., 317, 319, 325, 329.
Sack mit Gebeinen, Geſchenk der Jeſuiten 630.
Sackville, Thomas 793.
Sacramente 70 f., 220 ff., 420, 509.
Sacramentirer 83.
Sacripante 166.
Sadolet 135.
Sagan, das Herzogthum 300.
Sahara 635, 639.
Saintonge 450, 464.
Saldern, die Herren von 238.
Saliſche Franken 329.
Salmeron, Alfons 193, 204.
Salüces, Marquis de 390.
Saluzzo, das Marquiſat 457, 491.
Salzburg, Erzbiſchöfe von 99.
Salzburg, das Land 64.
Salzburg, die Univerſität 705.
Salzburger 65.
Samſon, Bernhardin, der Ablaßkrämer 78. 361.
Samſtag 119.
Sanbenito 213.
Sanders 518.
Sandomir 603, 619.
Sanscrit-Sprache 634.
Santa-Croce, Marquis von 546.
Santa-Fee di Bogota 667.
Santafiore, Graf von 143.
Santonino 137.
Sardinien 476.
Sargans 85.
Sarpi, Paul 160 f., 495, 698.
Sarpi's Geſchichte des Tridentiner Concil's 167, 698.
Sarpi's Schrift von der kirchlichen Republik 67.
Sarpi's Schrift von der königlichen Gewalt und der päpſtlichen Anmaßung 167.
Sauſenik, von Geleny 254.
Saumür 451.
Savage, John 541 f.
Savoyen 367 ff., 390 ff., 396, 473, 486, 490 ff.
Scandinavien 5, 103, 587.
Schaafſtelle 23.
Schaal, der deutſche Jeſuite 632.
Schabacz 605, 612.
Schah Sofi 622.
Schärtlin, Sebaſtian 90, 95, 249.
Schaffhauſen 363.

Schaffotte 334, 344.
Schaumburg 322.
Schauspiel 693 f., 718.
Schauspiele, der Priester 220.
Scheiterhaufen 213, 340, 397 ff., 504, 517 ff., 527 ff.
Schenst 629.
Scheriffe, die Dynastie der 638.
Schier's 374.
Schiffahrt 640, 642, 668, 693.
Schiffsgeld 561, 563.
Schiller 284, 537, 548.
Schiiten 622.
Schinner, Mathäus, Kardinal 370.
Schintsung, Kaiser von China 629.
Schir Khan 625.
Schladming 64.
Schlesien 77, 213, 255, 277, 282, 285, 299, 317, 606.
Schleswig 300, 317.
Schlick, Joachim, Graf von 282.
Schlosser, der Geschichtschreiber 96, 206, 213. 215, 258, 261, 265, 273, 277 f. 282 f., 288, 291 f., 379, 381 f., 384. 437 f., 452, 713.
Schlüssel 14.
Schmalkaldischer Bund 84, 90 ff.
Schmalkaldischer Krieg 88 ff.
Schmidt, Comthur zu Küsmacht 362 f.
Schnabel, Tilemann 26.
Schönthal 57.
Schöpfungsgeschichte der neuen Welt 646 f.
Scholasticismus 23.
Schonen 592, 593.
Schottland 102, 510, 522, 525 ff., 584 ff., 564 ff., 575 ff., 577 ff., 580.
Schrift, Wilhelm's von Oranien gegen Philipp II. von Spanien 347.
Schriften, Giordano Bruno's 223.
Schriften, Paul Sarpi's 67, 167.
Schlegel, Abt von St. Luci, bei Chur 368.
Schütz, H. 718.
Schleichhandel 668.
Schuja 619.
Schu'en 600, 706.
Schurf, Hieronymus 31.
Schwaben 26, 35, 305, 316, 326.
Schwäbischer Bund 53, 55.
Schwarze Hofmännin 56 ff., 61 f.
Schwarzenberg, Adam von, brandenburgischer Minister 294, 304, 307, 601.
Schwarzer Hause 57 ff.
Schwarzwälder 60.
Schwebel, Johann 36, 39.
Schweden 5, 78, 103, 161, 300, 303, 305 ff., 308, 311, 313 ff., 317 ff., 587 ff., 594 ff., 597 ff., 604, 616 ff., 619 f., 676.
Schwedischer Bund 311.
Schwedische Kolonien in Amerika 681 ff.
Schweidnitz 317.
Schweiz 78, 84 f., 358 ff.
Schweizer Religionsfrieden 365.
Schwendi, Lazarus 94, 259 f.
Schwenkfeld 108.
Schwerin, das Bisthum 321.
Schwertbrüder 616.
Schwyz 360, 363.
Sclaverei 673 f., 675.
Scultetus 286.
Sebastian, König von Portugal 201, 421.
Sechs Artikel Heinrich's VIII. von England 505, 515.
Seckingen 315.
Secten, christliche, im Osten 233 ff.
Secunder Lodi, Herrscher von Indien 624
Sedan 465.
Seehausen 54 ff.
Seehofer, Arsacius 37.
Seeland 328, 340 ff., 590, 592.
Seelewig 718.
Sega, Philipp de la 710.
Seeraub 636, 688.
Segeberg 295.
Segna 495.
Segovia 386, 401.
Seide 640.
Selbstgeisler 221.
Selbstprüfung 45.
Selbstverleugnungs-Ordonnanz 577.
Selden, Sir Peter Heyman 562.
Selim I., Sultan 612, 638.
Selim II., Sultan 495, 614.
Selim, Herrscher von Indien 625.
Selim Jehanschir, Beherrscher Indien's 626.
Selun-Eutemi, Emir der Metitscha 637.

Semblançay 425.
Seminarien 194.
Sepoys 625.
Serail 614, 615.
Seripantus, Kardinal 178.
Servetus, Michael 109, 116 f., 369.
Seso, Carlos de 214, 397.
Sessa, Herzog von 476.
Seu, chinesischer Minister 632.
Seuen-Tsung, Kaiser von China 629.
Sevennen (Cevennen) 446.
Severien 620.
Sevilla 397, 661, 667.
Seymour, Lord 510.
Seyton, Lord 528.
Sfondrato (Gregor XIV.) 158.
Sforza, Franz 470, 472.
Sforza, Maximilian 468.
Sforza, Bona 602.
Sforza, Johann Galeazzo 602.
Shakespeare 713 ff., 719.
Siam 634.
Sibirien 655.
Sibthorp 562.
Sidney, Philipp 715.
Sicilien 394, 470 f., 476 ff.
Sickingen, Franz von 27, 36, 39.
Siebenbürgen 103, 111, 201, 604, 607 ff.
Siegbritte, Wylms 588 ff., 591.
Sienna 485 f.
Sie-stu Glauben 634.
Sievershausen 246.
Sigismund, Kurfürst v. Brandenburg 111.
Sigismund I., König von Polen 602.
Sigismund II., König von Polen 602 f.
Sigismund III., König von Polen 161 f., 201, 597 f., 603 f., 619 f.
Siegmund, Sohn Christoph Bathori's 609 f.
Silberminen 667.
Silva, Ruy Gomez 407.
Simancas, Feste von 401.
Simonetta, Kardinal 178.
Sinan, Kapudan-Pascha 637 f.
Sind 625.
Sin-mu, Gründer des japanesischen Reiches 633.
Sipoto 614.
Sirhind 625.
Sirocco 483.
Sud-Dynastie 624.
Sixtus IV., Papst 128.
Sixtus V., Papst 146, 153, 156, 170, 546.
Skippon 578.
Sklaven 650, 675.
Sklavenhandel 639 f.
Slagbek, Dietrich 590.
Slawata, Wilhelm 275, 281.
Slaven 100.
Sluys 350, 352.
Smila 117.
Smith, Sir Thomas 672.
Smith, der englische Gesandte 548.
Smith, der Kapitain 678 f.
Smithfield 517 ff.
Smolensk 616, 620.
Socine, die Lehre der 116, 134 f., 608 f.
Soccini, die beiden (s. Sozzini).
Söldner 54, 59, 360 f., 606, 617, 691 f.
Sofi, das Geschlecht 621 f.
Soissons, Graf von 459, 463 f.
Sokolli, Mohammed 614.
Soldaten-Parlament 578 f.
Soliman II., türkischer Sultan 85, 243, 399, 605 ff., 608, 612 ff., 618, 622.
Solothurn 85, 363, 365, 371.
Somasquo, die Väter von 189.
Sommerset, Herzog von 509 ff., 528.
Sonderburg 591.
Sonders 374.
Sonne 703 ff.
Sonnenflecken 705.
Sonnette der Maria Stuart 535 ff.
Sonora 665, 667.
Sörgel, Johann 26.
Solway-Frith 528.
Sonnentempel 662.
Sonntag 119.
Sorbonne 156.
Soto, der spanische Dominicaner 176.
Soto, Hernando 662, 665.
Soubise, Herzog von 461 ff.
Sousa, Thomas de 683.
Southwark 515.
Sozzini, die beiden 116, 134 f., 698.
Spalitin 34.
Spandau 305.

Spanien 5, 104, 159, 201, 209 f., 350 ff., 378 ff., 386 ff., 395 ff., 415 ff., 716 f.
Spanier 130 f., 314, 344 ff., 350 ff., 386 ff. 469 ff., 637, 643 f., 655, 659 ff., 662 ff., 676, 678, 711.
Spanische Kolonien in Amerika 657 ff., 662 ff., 666 ff.
Spanische Besitzungen in Italien 474 ff.
Spanische Inquisition 209, 334 ff., 339 ff. 343 ff., 380 ff., 475.
Spannader des heiligen Geistes 187.
Speerreuter, kaiserlicher General 315.
Speier, Reichstag zu 72, 77, 256.
Speltich 62.
Spengler 28 ff.
Spenser, Edmund 718.
Speratus 34, 37.
Spinola, Ambrosius 266, 279, 287, 352, 356, 692.
Spinoza 228.
Spitzbergen 655.
Splügen-Paß 373.
Spottschriften 25 ff.
Sprache 634, 686, 689, 697, 722.
Sprüchwörter 703.
Spulgeschichte zu Bern 188 f.
Staden S. G. 718.
Stadt Hagen, die Universität 705.
Staat 3, 79, 699.
Staatsform 580.
Staatskunst 81.
Staatsrath Kaiser Karl's V. 334 f.
Staatsschriften 320.
Staatsverfassung 339, 559.
Staatswissenschaft 207, 698 ff.
Stadthagen 322.
Stadtlohn 295.
Städte 99, 387.
Städtebund 326.
Stälhanske, schwedischer Oberst 308.
Stämme der Indianer 648 ff.
Stände 500.
Ständeversammlungen 344, 500 ff.
Ständische Verfassung 327.
Stängobro 598.
Stäcket 588.
Stampalia 495.
Stato degli presidii 477.
Stapleton, Sir Philipp 577.
Staraja Russa 598.
Staten-Jeland 680.
Staubitz, Johann 11, 21.
Steyermark 64, 152, 163.
Stein, Jakob von 362.
Stempeltaxe 563.
Stenay 466.
Stenbock, die Familie 598.
Stennwyk 351.
Sten Sture (s. Sture).
Sternberg, Adam von 281.
Sterndeuterei 259.
Sternkammer 563, 567 ff., 569.
Sternkunde 703 ff.
Stettin 303, 321.
Stettiner Frieden 593, 597.
Steuern 344, 500 ff., 561 ff.
Steuerverweigerung 564.
Stifte 52.
Stirling 530.
Stockach 53.
Stockholm 589 ff.
Stockholmer Blutbad 589.
Stockholm, Jesuiten-Collegium zu 597.
Stolbowa, Frieden zu 598, 620.
Storch, Nicolaus 38.
Strafford, Graf von (Thomas Wentworth) 563 ff., 566, 569 ff., 584.
Strafgesetzbuch Iwan's II. 617.
Stralsund 300 f., 315, 592.
Straßburg 77, 82, 265, 269, 300, 321.
Strattford 713.
Strauß, Jakob 34.
Strelitzen 617.
Strengnäs 590.
Strider, Hermann 350.
Strode 562, 573.
Strozzi, Philipp 485.
Stübner, Marcus 38.
Stücke Shakespeare's 714 f.
Stühlingen, Gräfin von 52.
Student, der, Oberhauptmann der Bauern 296.
Stuhlweißenburg 606.
Stukeley, Thomas 153.
Sture Niel 596.
Sture, Sten 587 ff.

Sture, die Familie 596.
Stuttgart 238.
Stuyvesant, Statthalter Neu-Niederland's 681.
Styl 6.
Suarez, Franz 155.
Subsidienvertrag 303.
Süd-Deutschland 293.
Süd-Niederland 328 ff., 353.
Südermannland 596.
Südspitze Afrika's 632.
Süd-Virginien 672, 673 f.
Suffolk, Herzog von 515.
Suffolk, Herzogin von 520.
Sulaka, Johann 234.
Sully, Herzog von 456 ff., 523.
Sulmona, Fürstenthum 171.
Sultane, türkische 613 ff.
Sumatra 641.
Sundgau 321.
Sunniten 621.
Surate 625.
Surinam 646, 681.
Surrey, die Grafschaft 580.
Susanne von Baiern 238.
Susnejus 238.
Swanendael (Schwanenthal) 680.
Sybilla, Schwester des letzten Herzogs von Jülich 270.
Sybilla von Cleve, Kurfürstin von Sachsen 506.
Szanto, der Jesuit 278.
Szigeth, die Feste 608, 612 f.
Szuto 634.
St. André, Marschall 429 f., 435 f.
St. Andreas, Prior von 530.
St. Andrews 528 f., 534.
St. Angelo 146.
St. Anges 446.
St. Croix, Prosper de 437.
St. Denys 441, 454.
St. Domingo 395, 501, 541, 658, 645, 655, 658, 664, 671.
St. Elmo, die Feste 399, 478.
St. Gallen 77, 85, 360, 363.
St. Georg, die Festung 641.
St. Germain en Laye 436, 442, 446.
St. Jaques 439.
St. Jago, Ritterorden von 380, 712.
St. Jago de Cuba 658.
St. John Oliver 568, 577.
St. Jago, der Fluß 662.
St. John, der Fluß 677.
St. Juan de Ulua 658.
St. Lawrence, Meerbusen von 677.
St. Louis, die Burg 461 f.
St. Mary, das Dorf 676.
St. Mathäus, die Bucht 662.
St. Michael, die erste Kolonie der Spanier in Peru 662.
St. Omer 341.
St. Pedro, die Brüderschaft von 712 f.
St. Pol, Graf von 390.
St. Quintin 138, 338, 396, 430.
St. Thomas 556.
St. Vincent, Vorgebirge 546.
Szegedin 606.
Szerenze, der Landtag zu 610.
Szröny, die Grenzfestung 606.

T.

Tabacksbau 673.
Tabago 645.
Taboriten 605.
Taboritische Partei der Hussiten 254 f.
Tacamez 661.
Tafel, Kaiser Karl's V. 247.
Tafeln der Jesuiten 630.
Taiko-sama 633.
Talacomen 634.
Talbot, Johann 570.
Tamerlan (Timur) 624.
Tampico 665.
Tanger 421.
Tan-tsung, Kaiser von China 680.
Tappan-Indianer 681.
Tartaren 602, 616, 628 f., 632.
Tasso, Torquato 488, 707.
Ta-tsing, die Dynastie 630.

Taubmann, Professor zu Wittenberg 263.
Taufe 220.
Tauris 613 f., 622.
Tausch 650.
Tau-Secte 628 f.
Tavannes, Statthalter von Burgund 437, 440 ff.
Tayler, Bischof von Lincoln 514, 518.
Tecklenburg, Graf von 595.
Teenpih 633.
Tell 374.
Telingala 623.
Tellius, Sylvester 117.
Temeswar 607.
Tempel von Mexico 651.
Temple-Bar 515.
Tende, Graf von 445.
Tenez 636 f.
Teno 633.
Termonde 342, 350.
Terny 372.
Terzka, Graf von 312.
Tesmund 200.
Tessin 360.
Tetzel, Johann, der Ablaßkrämer 18 ff., 22 ff.
Teufel 49.
Teufelsspuk 188.
Thamasp, Schah von Persien 613, 622.
Thatsachen 6.
Theatiner 161, 189.
"The certain news of this present week" 723.
Theologie 695 ff.
Thereſe, die s. g. heilige 167.
Thiel 330.
Thiere, der neuen Welt 646, 656.
Thomas, der Apostel 632.
Thomas, Prinz von Savoyen 477, 491 f.
Throckmorton, Sir John 515.
Throckmorton, Sir Nicolas 515.
Throgmorton, Franz 540.
Thurgau 85, 360.
Thüringen 55, 305 f.
Thurn, Heinrich Mathias, Graf von 281 f., 284 ff.
Thurzo, Georg 610.
Tibet 628 f., 631 ff., 634.
Tilbury, das Lager zu 547, 551.
Tilly, Tzerklas, Graf von 290 ff., 304 ff., 308, 319.
Timur-Khan, Kaiser von China 628.
Tindal 504.
Tindal's Bibelüberſetzung 504.
Tiran 374.
Tivoli 168.
Tlascalaner, der mexicanische Stamm 659.
Tlascala 660.
Tlemsen 636 f.
Tobolsk 616.
Todfall 51.
Toghlack, das Haus 623 f.
Toghlack Ghazi Khan, Beherrscher Indien's 623.
Toledo, die Stadt 386 f., 397.
Toledo, Don Petro di 475, 495.
Toleranzedict 436 f.
Tompkins 575.
Tonay-Charende 446.
Tongking 634.
Tongres 330.
Tonnengeld 562 ff., 567 ff.
Tonstal 513.
Toralto, Don Franz 479.
Tordesillas 387.
Torgau 718.
Torgau, Kirchenversammlung von 108.
Torgauer Bündniß 80.
Torquemada, Großinquisitor 214.
Torricelli 701.
Torstenson, schwedischer General 316 ff., 611.
Tortur 213.
Toscana 104, 469 ff., 483 ff.
Toul 245, 321, 430, 449.
Toulouse 445.
Tournay, Bischof von 339.
Tournay, die Stadt 330, 341.
Tours 451 454.
Towhantimur, Kaiser von China 628.
Trank der Unsterblichkeit 629 f., 685.
Trautmannsdorf, kaiserlicher Gesandter 320.
Travers, Johann, aus Zug 364.
Treibhaus-Cultur 618.
Trident, Concil von 94, 136 f., 142, 147, 174, 176 f., 178, 718, 719.
Trier 40, 306.

Trinkgelage 693 f.
Tripolis 399, 636 f., 638.
Tritemius, Johann 11.
Trivulzio, Theodor, Kardinal von 478.
Trolle, Gustav 588 ff., 595.
Truchseß, Georg v. Waldburg 53 ff., 60 ff.
Tschand Bibi, die Sultanin 625.
Tscheremischen 616.
Tschernigow 620.
Tsching-Thu, Kaiser von China 628 f.
Tsching-wang, Kaiser von China 629.
Tschudi, Valentin 363.
Tschu-Keen-schin, Kaiser von China 629.
Tschusan 629.
Tschuyunntschang, Kaiser v. China 628.
Tucuman 665.
Turenne, französischer Marschall 317, 466.
Türkei 611 ff.
Türken 243 f., 400, 603, 605 ff., 622, 625, 635, 631.
Türkenkriege 605 ff.
Türkensteuer 612.
Tulat Khan Lodie 624.
Tulumba 624.
Tumbez 662.
Tunis 390, 395, 404, 485, 636 ff.
Tunkin 628.
Turan 616 f.
Turin 491.
Turkomannen 621.
Turnhut 352.
Tuscuman 667.
Tutbury 538.
Tutimur, Kaiser von China 628.
Twer 617.
Twiller, van 680.
Tycho de Brahe 263, 593, 704.
Tyrannei 24, 45, 302.
Tyrnau, die Universität 705.
Tyrol 152.
Tyroler 65.
Tyrone, Graf von 548.

U.

Ufnau, die Insel im Züricher-See 41.
Ule Wallas 114.
Ukraine 603.
Ulemas 614.
Ulm 94, 269.
Ulrich von Hutten 12 ff., 23 ff., 26 ff., 28 ff., 39 ff., 47, 186, 238.
Ulrich Zwingli 26, 28 ff., 36 ff., 71, 78, 85, 109, 361 ff., 364 f.
Ulrich, Herzog von Würtemberg 27, 53, 58 ff., 85, 237 f.
Ulster 571.
Umschiffung Afrika's 635.
Unbefleckte Empfängniß Maria 177, 218.
Ungarn 103, 111, 163, 244, 392, 604 ff., 613.
Ungarische National-Literatur 611.
Ungarische Sprache 611.
Union 269 ff., 279 ff., 287 ff.
Unionsedict Heinrich's III. von Frankreich 450 ff.
Unirte 235.
Unitarier 115 ff.
Universitäten 502, 599, 600, 705.
Unterthanenlande der Schweiz 360.
Unterwalden 360, 363.
Unüberwindliche Flotte 405 f., 409, 546 f.
Upsala, die Universität 599.
Uranienburg 593.
Urban, Bischof von Laibach 148.
Urban VII., Papst 158.
Urban VIII., Papst 168 ff., 171, 488, 705, 712.
Urbevölkerung 657.
Urbewohner Amerika's 643 ff.
Urbino, das Herzogthum 168.
Urbino, Herzog von 470.
Uri 360, 363.
Urmal 655.
Ursulinerinnen 189, 679
Urseken 622.
Urugay 202.
Uscochen 495.
Usedom, die Insel 303.
Utraquisten 163.

Utrecht, die Stadt 328, 330 ff., 339 f. 344 ff.
Utrecht, Bischof von 339.
Utrechter Union 347.
Urbridge, Verhandlungen zu 585.
Uzeda, Herzog von 414, 416 f.
Uzes 461.

V.

Vachero, Giulio Cesare 494
Vadianus 36, 363.
Väter Pilgrime (pilgrim fathers) 674 f.
Valdes, Fernando, Großinquisitor 59.
Valdez, Juan 135.
Valencia, Erzbischof von 415.
Valencia, Stadt 387, 403.
Valenciennes 341 f., 345 f.
Valentine 563.
Valla, Laurentius 17.
Valladolid 396.
Valor, Don Ferdinand de 400.
Val-Romey 457.
Valverde, Vincent 663.
Vandalen 637.
Vane, Heinrich der Jüngere 568, 575, 577.
Van-Lie 202.
Van-Steck 641.
Varade, Antonius 199.
Varas, Graf von 352.
Vargas 182.
Vasconcellos 423.
Vasquez 247.
Vassy 438 f.
Vatikanische Bibliothek 168.
Vaucelles 247, 393, 395, 430.
Vechi, Orazio 718.
Vela, Blasko Nugnez, Vicekönig von Peru 664 f.
Velasquez, Diego 658 ff.
Velez, Don Fajardo de los 478.
Veltlin 373 ff., 417, 461.
Veltliner Bluthad 374 f.
Venafro, das Fürstenthum von 171.
Vendome, Herzog von 136, 463, 466.
Venedig 104, 160, 469 ff., 473, 491 ff., 494 ff., 706, 718, 723.
Venetianer 382 f., 613 f., 640.
Venezuela 682.
Vera-Cruz 659, 668.
Verantwortlichkeit der Minister 567.
Verbote von Drucksachen 719 ff.
Verbrennungscommissionen (Mambres ardentes) 438.
Vercelli 416, 491.
Verden 321, 594.
Verdün 245, 321, 430, 449.
Verdummungsanstalt 20 ff.
Verfassung Maryland's 676.
Verfassung Virginien's 674.
Vergerio, Pater Paul 698.
Verhoef, niederländischer Admiral 352.
Vermiglio, Pater Martyr 698.
Vernunft 12, 20, 46, 55, 67, 74 f., 88, 688.
Veronese, Paul 717.
Verrazani 677.
Verriers, Frieden von 159, 352, 406, 456.
Verzeichniß verbotener Bücher 720 ff.
Vesey, englischer Bischof 513.
Victor Amadeus I., Herzog von Savoyen 491 f.
Vielgötterei 609.
Vielweiberei 612, 631, 634.
Vienne 342.
Viglius, von Zuichem 338 f.
Vignoca 716.
Villa Ambrosius 340.
Villar 387.
Villequier, de la Guerche 444.
Villemür, Pille de 444.
Villiers de L'Isle, Adam, Großmeister der Johanniter 613.
Villiers, Georg (Buckingham) 555.
Villon 708 f.
Vincens von Paula 189.
Vincente II., Markgraf von Mantua 489.
Virginien 643, 672, 676.
Virgil 640.

Visitationen der Klöster 505.
Vitelleschi, fünfter Jesuitengeneral 205.
Vitry, Hauptmann 460.
Vittoria, Enkelin Paul's III. 136.
Vliessingen 344, 355.
Vlotho, in Westphalen 315.
Vöcklabruck 296.
Voigtland 26.
Volhynien 603.
Volksherrschaft 142.
Volkslieder 611.
Volkssouveränität 347.
Vorausbestimmung 109, 685.
Vorpommern 321.
Vulgata 107.

W.

Waadtland 85, 369.
Waalbogt (Wallabout) 680.
Wadstena, Herrentag zu 589.
Wächserne Engelchen 188.
Wälsche Praktik 122.
Wahl, Kaiser Ferdinand's III. 315.
Wahl der polnischen Könige 608 f.
Wahlcapitulation 241.
Wahlreich (Polen) 603.
Wahltag (s. auch Reichstag) 257.
Waldenser 115, 428.
Waldshut 52, 63.
Waldstädte 84, 362 ff.
Walkenried, das Kloster 321.
Wallachen 602.
Wallenstein, Herzog von Friedland 284, 293, 298, 300 ff., 308, 311 ff., 704.
Waller, Edmund 575.
Waller, Sir William, General des Parlaments 575, 577.
Wallfahrten 219, 626.
Wallfisch 321.
Wallis in der Schweiz 360, 373.
Wallis (Wales) in England 580.
Wallonen 680.
Wallstraße 681.
Walsingham, englischer Minister 524, 542, 549.
Walter Mill 530.
Walter Scott 548.
Walther Bach 54.
Wanleih (Schintsung), Kaiser von China 629 f., 632.
Wangtschin 629.
Warangol, die Festung 623.
Warnemünde 321.
Warschau 603.
Wartburg 32 f., 38.
Warwick, General des Parlamentes 577.
Wasa, Gustav 78, 589.
Waterford 680.
Warwick, Graf 510 ff.
Wassilii Iwanowitsch Samoderschez 616.
Wassilii Iwanowitsch, der Knäs 619 f.
Wassergeusen 340 ff., 343 ff.
Waterländer 114.
Wattenweil, Schultheiß von Bern 372.
Wehe, Hans Jakob 54.
Weigand, der Keller zu Miltenberg 56 ff.
Weihnachtsfest 119.
Weimar 259.
Weingarten 60.
Weinsberg 58 ff.
Weinstock 446, 667, 682.
Weintrauben 672.
Weißes Regiment der Pforzheimer 292.
Weißen Berge, die Schlacht am 287, 289.
Welser, Bartholomäus 682.
Welser, Philippine, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand 256, 261, 305.
Weltgeschichte 187.
Welthandel 640.
Weltliche Affiliirte 194.
Weltliche Obrigkeit 46.
Wendel, Hippler 56 ff. 65.
Wenzel, von Budowa 275.
Wenzel, von Raupowa 281.
Werben 305.
Werbegeschäfte 360.
Werham, Erzbischof von Canterbury 504
Werke, die verbotenen 720 ff.

Werke, des Glaubens 213 ff., 398, 411, 428.
Werke Shakspeare's 713 ff.
Werth, Johann von 464.
Wesel 279, 357.
Wesenufer 296.
Wessenberg 180, 721.
Westen 640, 642 ff., 665.
Westindische Inseln 644 f.
Westminsterhall 573.
Westmoreland, Graf von 588 f.
Westphälischer Frieden 319 ff.
Westphalen 99, 306.
Westindien 357.
Whitehall 573, 716.
Wibourg 590.
Wicliffiten 115.
Wiedertäufer 49 ff., 77, 83, 86, 113 ff.
Wiasma 620.
Wien, die Stadt 244, 285 f., 607, 610, 613.
Wien, Erzbischof von 308, 312.
Wiener Frieden 610.
Wiesloch 292.
Wigand 697.
Wight, Insel 579.
Wilhaud (Willaud in Rouergue) 447, 461.
Wilhelm, Herzog von Baiern, Sabine's Bruder 238.
Wilhelm V., Herzog von Baiern 267.
Wilhelm, Landgraf von Hessen 94 f., 155.
Wilhelm, von Cleve 99.
Wilhelm von Oranien (s. Oranien).
Wilhelm II. von Nassau 357.
Wilhelm, Herzog von Weimar 304 f.
Wilhelm V., Landgraf von Hessen-Kassel 305 f., 311, 315.
Wilhelm VI., Landgraf von Hessen-Kassel 321.
Willinger 296.
Willstädt 271.
Wilna 152, 162.
Wilsbusen 321.
Wiltshire 511.
Wimpfeling, Jakob 11.
Wimpfen 188, 192.
Wincheſter 518.
Windebank, Sir Francis, Staatssekretair 566.
Wintschoten 344.
Wirth, der Geschichtschreiber 261, 283.
Wishart, reformatorischer Prediger 528.
Wismar 305, 321, 592, 697.
Wissenschaften 10 ff., 206 f., 603, 642 f., 685, 695 ff., 700 ff.
Wittelsbacher 326.
Wittenbach, Thomas 10.
Wittenberg, Generalmajor 316.
Wittenberg, die Universität 11, 35 ff., 88 ff., 91, 96, 132, 605.
Wittstock 315.
Wittwe Luther's 91.
Wiad, Woiwode der Wallachei 605.
Wladislaus IV., König von Polen 108 f., 604
Wohlstand 352, 420, 534, 631.
Wolf, Dietrich von Raittenau, Bischof von Salzburg 154.
Wolfenbüttel 294, 300, 303, 316.
Wolfenbüttel'sche Linie 326.
Wolfgang, Wilhelm von Neuburg 270, 278.
Wolfsegg 296.
Wolle 335.
Wollin, die Insel 321.
Wolsey, Kardinal 384 f., 499 ff.
Worms, Reichstag zu 31, 87 f., 241 f.
Worms, die Stadt 317.
Wormser Edict 33, 41.
Wrangel, Carl Gustav 316 f.
Wrirthesely, Kanzler 509.
Würtemberg 58 ff., 77, 86, 94, 313 f., 319, 326 f.
Würzburg 59, 63, 259, 270, 306, 705.
Wullenweber, Georg 246, 592.
Wundenmale Christi 188.
Wunder 188, 504.
Wu-tsung (Hanschan-Khan), Kaiser von China 628.
Wu-tsung (Hung-tschi's Sohn), Kaiser von China 629.
Wyaser, Georg 592.
Wyatt, Sir Thomas 515, 520.
Wyck 593.

Xantan 279.
Xarondilla, Oberküchenmeiſter Karl's V. 247.

Yemen 639.
Yenta, Fürſt der Tartaren 629.
Yeſeen, Fürſt der Tartaren 629.
Ying-Tſung, Kaiſer von China 629
Yſiuntimur, Kaiſer von China 628.
York 527, 574.
Yorkſhire 580.

Zählung 629.
Zafar Khan 623.
Zamoisky 192.
Zampieri, Dominico 717.
Zanetti, Guido 143.
Zapolia, 617.
Zapolia, Johann, Woiwode v. Siebenbürgen, ſpäter König von Ungarn 606 f.
Zaſius, Ulrich 11.
Zauberei 694, 699.
Zebrzydowski 162.
Zehnte 51, 606, 666, 669.
Zehntgerichtsbund 374.
Zeiri, der Gründer Algier's 637.
Zeitungen 722 ff.
Zeitungsſchreiber 723.
Zelandia 633.
Zeller 297.
Zemos 645.
Zempoallah, der Kazike 659.
Zenio, Guercino von 717.
Zimmermann, der Dominicaner 200.

X.

Xaver 167, 193, 226, 632.
Ximenes de Cisneros 147, 215 f., 381 ff., 384, 658

Y.

Ypern 341.
Yucatan 658, 667.
Yucawurzel 645.
Yungleih 632.
Yunglo, Kaiſer von China 628 f.
Yuſte, das Kloſter in Eſtramadura 247, 250.

Z.

Zobel, Melchior 259.
Zrinyi, Niklas, Graf von 608.
Zuckerrohr 609, 683.
Zürich 35 f., 76 ff., 85, 107, 359 ff., 370 f., 376.
Zütphen 328, 351.
Zufall 124.
Zuffir Khan, Herrſcher von Dekan 623.
Zug 361 ff.
Zugewandte Orte der Schweiz 360.
Zunftgeiſt 371.
Zuyder-See 330.
Zweibrücken, Pfalzgraf von 93.
Zweifler 222 ff.
Zwetſchenbaum 446.
Zwickau 38 ff.
Zwickauer Propheten 38 ff.
Zwietracht 254.
Zwingli, Ulrich 26, 28 ff., 36 ff., 71, 78, 85, 109, 361 ff., 364 f.
Zwinglianer 84, 88.
Zwölf Orte der Schweiz 363.

e Bse.

den mit	. . .	Lope de Vega wird geboren.
.	. . .	Michael Angelo Buonarotti stirbt.
.	. . .	Shakspeare wird geboren.
rgebli=	Die Spanier zerstören die französische Niederlassung am St. John=Flusse.	. .
h. So= folgt	. . .	. . .
.	. . .	. . .
. treibt die stande, erm on Karlos auch seine	. . .	. . .

1607	. . .	mit Venedig, muß aber nachgeb	.
1608	Gründung der protestantischen Union in Deutschland.		.
1609	. . .	Gründung der kat in Deutschland.	.
1610	. . .	. . .	Rapaillac
1645	. . .	. . .	Die run
1646	.		
1647	. . .	Die Jesuiten treiben f Großen.	Mas
1648	. . .	Innocenz X. protestirt westphälischen Frieden	Die stan
1649	. .	. . .	
1650	. . .	. . .	

dliche Länder.	Amerika.	Geiſtige Beſtrebungen.
ihm folgt Feo=	. . .	. .
verdrängen die an.	Die Engländer gründen eine Niederlaſſung in Roanoke	.
Perſien ſtirbt; b.	und geben ſie wieder auf.	. . .
m folgt Is= Schah Abbas.	. . .	. . .
den aus Sie= eben.	. . .	Paul Veroneſe ſtirbt. Hobbes wird geboren.
.	. . .	. . .
.	. . .	Das erſte halbjährliche Zeitungsblatt erſcheint in Deutſchland. Guercino von Zento wird geboren.
ermordet ſei= retrius.	. . .	. . .
.	. . .	. .
.	. . .	Satyre Menippée.
.	. . .	Paleſtrina ſtirbt.
t. Murad III. gt Moham=	. . .	Torquato Taſſo ſtirbt.
.	. . .	. . .
.	. . .	. . .
rbt der Man= uſes Rurick	. . .	. . .
.	. . .	Anton van Dyck wird geboren.
.	. . .	Calderon wird geboren.
emetrius taucht	. . .	. .
.	. . .	. . .
ſtirbt; ihm	Die Franzoſen gründen Quebec und Port Royal.	. . .
.	. . .	. . .
blen Stephan Fürſten. Bor= bt. Af= Jeh=	. . .	Die erſte Zeitung erſcheint in den Niederlanden.

Die Geſchichte der Neu-Zeit ſchließt ſich an das vollendete ſechste Buch der Weltgeſchichte. Jeden Monat wird ein Heft (4 Bogen ſtark) ausgegeben. Im Ganzen werden 30 Hefte (etwa 120 Bogen) das Werk bis zum Jahre 1848 fortführen.

Der Ladenpreis des Heftes iſt zwei Schillinge. Wer einen Dollar bezahlt oder einſendet, erhält 4 Hefte frei zugeſtellt.

Agenten, welche wenigſtens 100 Exemplare abſetzen, erhalten 50 Procent Rabatt. Wiederverkäufer, welche eine geringere Anzahl brauchen, 33⅓ Procent.

Doch werden keine Exemplare anders, als gegen baare Bezahlung abgegeben.

Beſtellungen werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

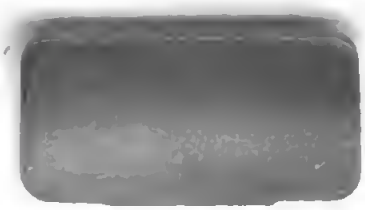
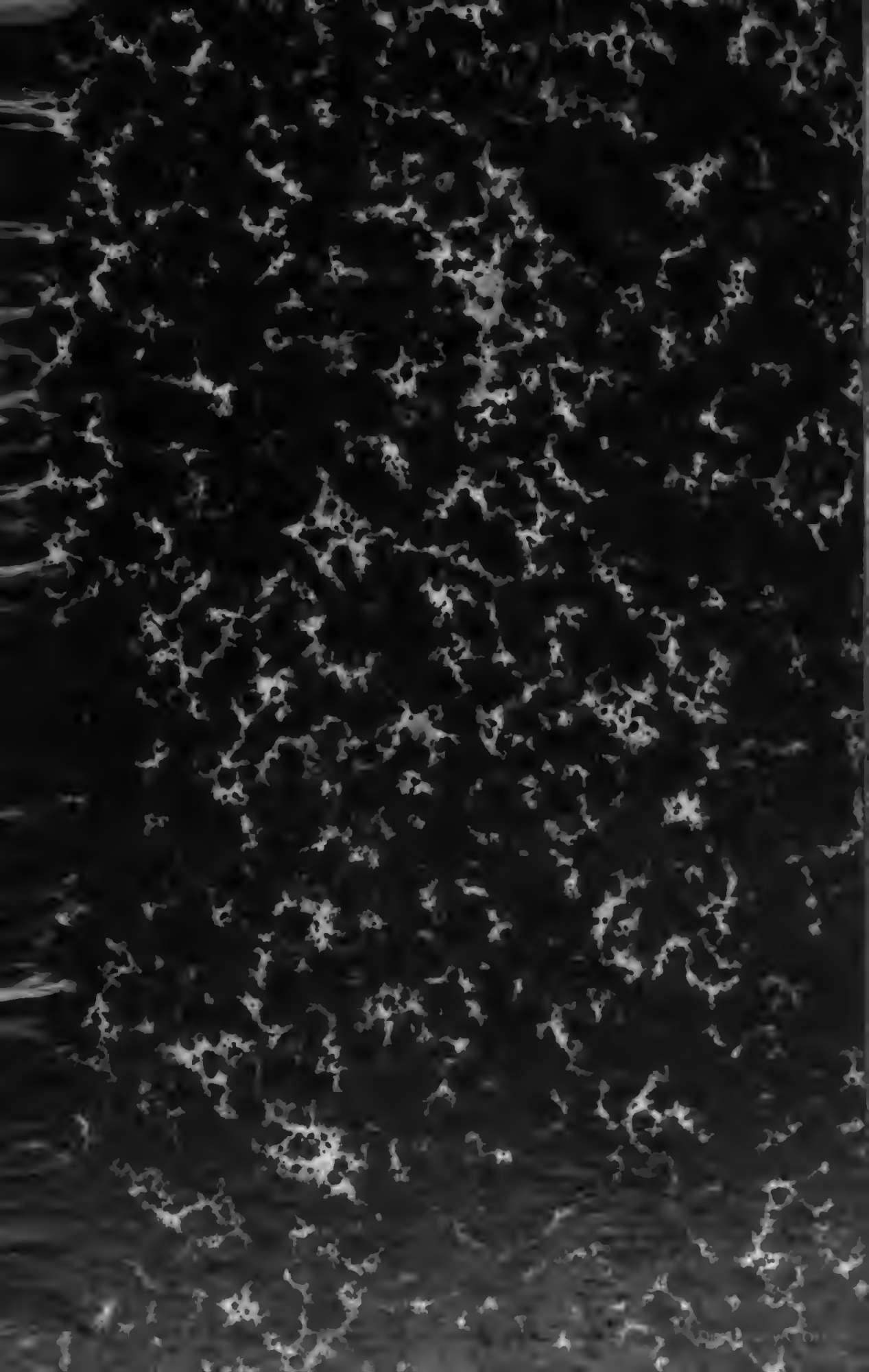
Die Expedition wird beſorgt von

Ludwig Neu, New-York, 85 Chryſtie-Street und
Guſtav Struve, Port Richmond, Staten Island, N. Y.

Ebendaſelbſt iſt auch zu haben:

G. Struve: Die Union vor dem Richterſtuhle des geſunden Menſchenverſtandes. Preis 1 Schill.

Wir empfehlen unſere neu eingerichtete Buchdruckerei für alle kleineren Arbeiten, wie für Ausführung größerer Werke in allen Hauptſprachen, und beziehen uns auf folgende Herren Verleger: Roe Lockwood & Sohn, Calvin Blanchard, J. S. Redfield, L. W. Schmidt, F. J. Vingut in New-York und Rufus Blanchard in Chicago.

L. Hauſer & Co.
New-York, 12 North William-Street.

Digitized by Google